



BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio XXXVII



Palchetto P. 6

Num.° d'ordine /

~~129 a-25~~

R. R. R.

XXIII

1799

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n.
A — G.

Funfundzwanzigster Theil.

D I E — D I P Y R.

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber,

Fünfundzwanzigster Theil.

DIE — DIPYR.

Leipzig:

F. X. Brockhaus.

1834.



Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.



D I E.

DIE (44° 44' Br., 22° 58' L.), ehemals Hauptstadt der nach ihr benannten Grafschaft Diois im untern Theile der Dauphiné, bis zur Zeit der Revolution dem dassigen Bisthofs gehörig, welcher unter dem Erzbisthofs von Vienne stand; jetzt Hauptstadt in dem gleichnamigen Bezirk im Departement Drôme. Der Bezirk enthält auf 43½ Quadratmeilen, in 9 Cantonen mit 117 Gemeinden, 60,518 Einwohner; die Stadt hat deren in 750 Häusern 3968, mit Papier-, Wollen- und Seidenfabriken. Sie liegt am rechten Ufer der Drôme, 6 Meilen nördöstl. von Montélimar und 5 südöstl. von Valencienncs. In der Umgegend sind Mineralquellen, und sie hat trefflichen Weindau (Claret). In einer Entfernung von 2 Stunden (6 von Grenoble) liegt der sogenannte unersiegbare Berg, der die Form einer umgestürzten Pyramide hat und zu den sieben Wunderwerken der Dauphiné gerechnet wurde. Während der Religionskriege im 16. Jahrh. hat die Stadt sehr viel gelitten; fünf schöne Kirchen wurden ganz zerstört. Vor dem Wiedereintritt des Reichs von Nantes hatten die Reformirten hier eine Akademie. (II.)

DIE (SAINT), ist der Name mehrererörter in Frankreich: 1) einer Stadt im Departement Loire-Über, im Bezirke Blois, am linken Ufer der Loire gelegen, mit 400 Häusern und 1200 Einwohnern; das Fabrik-, Stigbrauereirei und Weiskleinfabrikation; — 2) einer kleinen Stadt in Auvergne, Departement Puy de Dôme, sechs Meilen südöstlich von Clermont, mit 1120 Einwohnern. In der Nähe sind Mineralquellen. (II.)

Am berühmtesten ist 3) Saint Dié, auch St. Dié, Bezirksstadt des französischen Bogendepartements, zu beiden Ufern der Meurthe, in einem reizenden Thale (im Mittelalter das Thal von Saldaia genannt) unter 48° 20' Br., 24° 45' L. gelegen. Sie zählt nicht völlig 6000 Einwohner, deren Gewerbe vornehmlich durch die hier zusammenstreichenden Straßenzüge von Straßburg, Colmar und Lunéville, auch durch die nicht unbedeutenden Jahrs- und Viehwärter bedingt wird. Stamm und Ursprung verdankt der Ort dem heiligen Deobaldus (Dieudonné, Dié), Bischofs von Reims, der um das J. 657 an dieser Stelle sich eine Zelle erbaute, aus welcher noch bei seinen Lebzeiten ein Kloster erwuchs. Er starb, nachdem er noch 660 von König Childeric II. von Aufrufen für sein Kloster das ganze Thal von Saldaia zum Geschenk

erhalten. Bis zum J. 960 wurde in diesem Kloster die Regel des heiligen Columban und Benedict befolgt; jetzt traten an die Stelle der Benedictiner weltliche Chorherren, die zwar bereits 960 durch Friedrich von Bar, den Herzog von Ober-Lothringen, vertrieben wurden, die aber Friedrich selbst noch zurückrief; und diese sind seitdem unverändert in dem Besitze von des heiligen Deobalds Besitzungen geblieben. Sie wurden, 24 an der Zahl, durch einen Propst, der beinahe bischöfliche Rechte übte, und durch einen Decanien regiert. Als der erste Propst wird Bruno, um das J. 1025, genannt, und das Stift wurde bald eins der bedeutendsten, und sogar mit dem Königsrechte beschenkt. Der Herzog Karl III. hatte die Absicht, dasselbe in ein Bisthum zu verwandeln. Sein vergebener Plan wurde von Leopold und König Stanislaus wieder aufgenommen, welcher, um die Sache zu erleichtern, dem Propste, durch Patent vom 29. März 1761, das gesammte Domänen-Eigenthum in St. Dié und zugleich die Würde eines Grafen von St. Dié verlieh. Endlich waren alle Schwierigkeiten gehoben; am 27. August 1776 kam das Concordat mit dem Bischofs von Toul, wegen Abtretung eines Theils seiner Diöcese, zu Stande, und schon vorher, am 21. Jul. 1776 hatte Papst Pius VI. die Bulle erlassen, durch welche das neue, dem tridentischen Metropolitens unterworfen Bisthum St. Dié gegründet wurde. Der Kirchsprengel hatte von Norden nach Süden etwa 20, von Osten nach Westen etwa 13 lieues Ausdehnung, so daß er gegen Osten mit dem Bisthume Straßburg, gegen Norden mit dem Bisthume Metz, gegen Westen mit dem Bisthume Nancy, gegen Süden mit dem Erzbisthume Besançon grenzte. Er wurde gebildet aus den bisher zum heiligen Stuhl unmittelbar unterworfenen Bezirken von St. Dié, Etival, Remenmoutier, Senones und Schaumouy, und aus der Diöcese von Toul, insofern sie sich über die Ämter Remenmoutier, Brugeset, Epinal, Gâté-sur-Moselle, Darney-en-Vosges und Rembercourt erstreckte hatte. Zur bischöflichen Residenz wurden, außer den Äbtern der Propstei, die Abteien Etival und Autrey (eigentlich nur das Einkommen des Abtes), und verschiedene der Abtei Remenmoutier entzogene Stühle gewählt. Als Bischof wurde der bisherige (49. und letzte) Propst Bartholomäus Ludwig Martin de Chaumont de la Chapelle eingesetzt, welcher auch am 21. Sept. 1777 zu Brienne die Weihe

empfang, und am 28. Oct. seinen feierlichen Einzug hielt. Dieser Bischof ist der erste, und zugleich der letzte in St. Die gewesen. — Die Domkirche ist ein altes, im höchsten Theile der Stadt belegenes Gebäude. Außerdem befanden sich hier zwei Pfarrkirchen, ein Capuzinerkloster, eine Capelle zum heiligen Todot am Fuße des Kromberg, auf welchem, wie man berichtet, der Heilige zuerst seine Wohnung gehabt, ein von den Stiftern erbauter, mit Einkünften versehenes und beauftragtes Hospital, eine Stiftung für zwei barmherzige Schwestern, von der Congregation des heiligen Lazarus u., Katharina Barre, Tochter von Johann Barre, und Margaretha Guillon, wurde zu St. Die, den 31. Dec. 1619 geboren, und starb zu Paris den 6. April 1698, als Stifterin der Congregation von der immerwährenden Anbetung des heiligen Altarsacraments, Benedictinerorden, in welcher sie selbst den Namen Mutter Mariä: mit dem heiligen Sacrament trug; ein bis auf den heutigen Tag gepriesener und gelegener Name. Johann Claudius Sommer, Probst von St. Die und Erzbischof von Casarea, hat eine Geschichte seines Stiftes geliefert, unter dem Titel: *histoire de l'église de St. Die*. (zu St. Diey 1726). Das Stifflwappen zeigt im goldenen Felde eine blaue, mit drei silbernen Rosen besetzte Vinde.

Der Bezirk von St. Die enthält jetzt in neun Friedensgerichten, Raon l'Etape, Saales, Fraize, Gérardmer, Gorcieux, Brouvelles, St. Die, Senones und Schirmer, 108 Gemeinden und eine aus germanischen, romanischen und französischen Elementen zusammengesetzte höchst merkwürdige Bevölkerung von 80,000 Seelen.

(v. Strumberg.)

DIEBITSCH-SABALKANSKI (Hans Karl Friedrich Anton, Graf von), kaiserlich russischer Feldmarschall und Ritter aller russischen Orden, Erbsöhnling einer altadligen, schon im 14. Jahrhund. angesehenen schlesischen Familie, ward zu Großlepp, einem in trebnitzer Kreise des Herzogthums Schlesien gelegenen Rittergute, den 13. Mai 1785 geboren. Sein Vater, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, diente als Major in der königl. preussischen Armee, und trat, angelockt eines Mißverhältnisses wegen verfallenen Ansehens willen, als Oberstlieutenant unter der Regierung des Kaisers Paul in russischen Dienst, wo er bei der Inspektion der großen Gewerfabrik zu Julia angestellt wurde und bis zum Generalmajor aufstieg. Die Mutter, ein Fräulein Marie Antonette von Eckert, war des Vaters zweite Gattin. Den ersten Unterricht erhielt Diebitsch von dem Schulmeister seines Geburtsdorfes und dann von dem Vater selbst, der damals auf Urlaub viele Zeit im Kreise der Seinen zubachte. Im J. 1797 kam er in das berliner Cadettenhaus; denn obwohl noch nicht das vorchriftsmäßige Alter ganz erreichend, ergab die mit ihm angestellte Prüfung, daß seine Kenntnisse jenem vorgeeilt seien. In diesem Institute wußte sich D. durch Talent, Fleiß und Gemüth ebenso die Gunst seiner Obern, als die Zuneigung seiner Kameraden zu erwerben; wogegen er auch in späterer Zeit eine besondere Vorliebe für diese Erzie-

hungsanstalt und seine Lehrer bewahrte¹⁾. Integri wünschte der Vater, der sich inzwischen nach Rußland begeben hatte, diesen jüngsten Sohn seiner Familie sich näher zu wissen. Kaiser Paul verwendete sich deshalb bei dem Könige von Preußen, und so trat D. im Jahre 1801 als Officier in das Semowodsk Grenadier-Regiment, welches in Petersburg steht, damals aber zu der bevorstehenden Krönung nach Moskau marschirt war. Zu dem Garnisonsleben in erster Residenz zurückgekehrt, widmete er viele Stunden besonders den militärischen Wissenschaften, bis ihn das J. 1803 in's Feld und zur Schlacht von Aspern rief. In die rechte Hand durch eine Kienstugel verwundet, nahm er den Degen in die linke, blieb auf seinen Compagnieressen und feuerte die Soldaten durch sein Beispiel an. Dies brave Verhalten ward durch Ertheilung des goldenen Ordens für Tapferkeit anerkannt.

Das Jahr 1807 sah ihn zum zweiten Mal im Felde und den Schlachten von Eylau und Friedland beizuwohnen, worauf er außer der Reite Capitän ward, den St. Georgsorden trüßte Classe und den königl. russ. Orden pour le mérite erhielt. Die Wundnarbe des 1812 ward von D. zu fernem Kriegssolden heilung, und er in dieser Zeit, wie ein Gerücht sagt, da der Kaiser Alexander ihn nicht gern, wegen seiner unansehnlichen Gestalt, den Posten bei der Etrangade eines Grafen in Petersburg anwendenden Fürsten, der ihn der Reite nach traf, habe geben wollen, von selbigem zum Generalstab versetzt. In diesem erhielt er beim Ausbruche des Krieges gegen Napoleon den Berslienenantscharakter und Anstellung bei dem ein Corps befehligenden General Grafen v. Wittgenstein. Von da an beginnt seine bedeutendere militärische Laufbahn. Er leistete diesem Feldherrn in den Gefechten bei Jacobowo, Dbojatzina, Klastizza Dienste, welche das Aufsteigen zum Obersten und mehrer Orden belohnte; wichtiger aber noch ward sein Antheil an den Wittgensteinschen Offensivmanövern Mitte Octobers, und der am 18. und 19. dieses Monats gewonnenen Schlacht bei Polotsk, wo er unter andern mit 3000 Mann umgelagerter Truppen eine Brücke forcirte, verwundet aber auch zum Generalmajor ernannt wurde. Nachdem die Franzosen dann überall wichen und das Wittgensteinsche Corps die preussische Grenze überschritt, war es D., der am 30. Dec. mit dem General v. York die bekannte Capitulation abschloß, wobei er sich als geschickter Unterhändler bewies, zu nicht geringem Erstaunen aber auch erlud, daß dieser General dierbei ohne eine geheime Instruction, auf eigene Gefahr hin, diesen so wichtigen als bedeutenden Schritt gethan habe. Vor seinem Monarchen durch das Großfürst des Annenordens

1) Als nicht unbedeutend, mehr für D.'s künftige Thaten, als Dignitätserhalt, scheint angesehen werden zu müssen, wie es seinem Vater, dem Fürstlichen von Diebitschen, in das Prämienbuch schreibt:

Da, verehrt muß, vergehen
Wissenschaft und Ruhm, und
Nacht werden ihre Trümmern,
Wenn die Freundschaft noch bestehn.

ausgezeichnet und zum Generalquartiermeister beim Corps seines biederigen Generals ernannt, rückte er damit in Berlin ein, welches er zwölf Jahre zuvor als Cadet verlassen hatte.

Im J. 1813 ward Diebitsch, an des Generals Dauray Stelle, zum wirklichen Chef des Generalstabes vom Wittgensteinschen Corps ernannt; und wohnte als solcher den Treffen und Schlachten bei, die dasselbe bestand, worauf ihn nach eingetretener Befähigung sein Kaiser zur Abtheilnahme an den Verhandlungen nach Reichenbach in Schlesien sendete. Dabsthi half er am 14. Jun. den geheimen Vertrag zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England abschließen, und wohnte gleichmäßig den Conferenzen in Trachenberg am 9., 10. und 11. Jul. bei, die sämmtlich die russisch-preussisch-österreichisch-englische Allianz und Feststellung des neuen Operationsplans betrafen. Zur Armee zurückgekehrt, verlor er in der Schlacht bei Dreßden zwei Pferde unter dem Reibe und erhielt eine Contusion am Knie, die ihn jedoch nicht hinderte, den regelmäßigen Rückzug mit ordnen zu helfen. In der Schlacht von Kulm gelang es ihm in Person den preussischen, auf der Höhe von Hollendorf mit Cavallerie aufgestellten General v. Zieten von dem Gange des Gefechts in Kenntniß zu setzen, was in jenem Momente von Wichtigkeit war. Auf den Feldern von Leipzig betheiligte Diebitsch sein militärisches Talent und seinen persönlichen Muth auf ruhmwürdige Weise, wofür er von seinem Monarchen, jetzt 28 Jahre alt, außer der Reihe zum Generalleutnant befördert wurde und vom Könige von Preußen den rothen Adlerorden erster Classe empfing.

Der Rhein war überdritten, Napoleon begann für seine eigne Existenz zu kämpfen, es gelang ihm durch kühne Bewegungen, nachdem er Andern genommen, die große allirte Armee zu den ersten Schritten des Rückzuges zu veranlassen; da war Diebitsch einer der Wenigen²⁾, dessen Scharblick erkannte und dessen geachteter Rath dazu beitrug, daß die kräftige Erneuerung der Offensive ein so glückliches Resultat gewährte. Der Erfolg bestärkte dies glänzend. Unter den Mauern von Paris nahm er den thätigen Antheil an dem Gewinne der Schlacht, worauf ihn Alexander auf dem Plateau des Mont-Marte unumwunden, eigenhändig den Alexander-Newsky-Stern ertheilte, den er später noch in Brillanten erhielt, und Diebitsch die Benennung hatte, am 31. März (dem Geburtsstage seines in Petersburg gebliebenen greisen Vaters) an dem feierlichen Einzuge in die Hauptstadt der Franzosen Theil zu nehmen. Nach abgeschlossnem Frieden vermählte er sich im Jahre 1815 zu Warschau mit der Nichte des Fürsten Barclay de Tolly und der Tochter des zu Wigo lebenden wirklichen Staatsraths, Johann Baroness v. Tornow, damals 15 Jahre alt. Sobald Napoleon von Elba zurückgekehrt war, berief Alexander den General Diebitsch zu sich auf den winter Congress, sendete ihn dann, als Chef des Generalstabes,

zum ersten Vortage der Tschytschen Armeeconferenzen, und berief ihn bald darauf als Generaladjutant zu seiner Person. Im J. 1820 wurde er zum Chef des großen kaiserlichen Generalstabes ernannt, als welcher er zugleich die Stellung eines Major-Generals des kaiserlichen Heeres einnahm. Seitdem ward er der Vertraute und fast feste Begleiter seines Kaisers, den er unter andern auch 1821 auf den Congress nach Laibach begleitete. Auf Alexanders letzter Reise nach Taganrog, bei der zu Petersburg ausbrechender Meuterei³⁾, in der Sendung mit der Nachricht vom Tode des Kaisers an den Czarowitz Constantin nach Warschau und der nach Moskau zur Empfangnahme und Begleitung der Leiche, zeichnete er sich als Staatsmann und Mensch gleichmäßig aus. So große Vorzüge verkante der edelgeborene Nachfolger Alexanders nicht; er verlieh ihm neue Auszeichnungen, ernannte ihn zum Baron und schenkte ihm das bisher genoßene Vertrauen in noch ausgebreiteter Weise. — Als im Frühjahr 1828 der Feldzug gegen die Türken eröffnet ward, folgte Diebitsch dem Kaiser zur Armee, nahm thätigen Theil an den Operationen, erkrankte im August in Folge der Anstrengungen und des Klimas, besand sich jedoch ziemlich wiederhergestellt, schon im September im Lager vor Warna in voller Übung seiner kriegerischen Talente, wofür ihm das St. Andreaskreuz wurde. Als Nikolai die Armee verließ, blieb er noch einige Zeit bei dem Oberfeldherrn Grafen v. Wittgenstein, um in Jassy die ersten Vorkehrungen für einen entscheidenden Feldzug des folgenden Jahres zu treffen; lebte hierauf nach Petersburg zurück, um dort wichtigen Beratungen beizuwohnen, und ward sodann an Wittgensteins Stelle zum Oberbefehlshaber der zweiten Armee, mit Beileidung aller noch dem Regiment für das Obercommando der großen, activen Armeen diesem zukehrenden Befugnisse und Vorrechte ernannt. Nachdem Diebitsch, wiewol an dreißigjährigem Alter leidend, die Heilbedürfnisse wieder eröffnet, und am 30. Jun. 1829, nicht ohne große Anstrengung, Silistra genommen hatte, begann mit Hilfe der hiedurch disponibel gewordenen Truppen jene gloriöse Entwidlung des ebenso wohl angelegten als glücklich und kühn ausgeführten Planes, der mehr der Kriegsgeschichte als dieser Biographie angehört, und woraus deshalb nur bemerkt wird, wie er den mit seinem Heere bei Schumla stehenden Großwesir täuschte, diesen Schlüssel des Balkan umging, die auf seinem unausgesehenen Vorstöße nach Karasnopol Widerstand verlaufenden Türken schlug, und dieselben in Constantinopel erschütterten Sultan am 14. Sept.

3) „Mein lieber Baron Iwan Iwanowitsch, Ich rechne es mir zur angenehmsten Pflicht, Ihnen für Ihren unverdienten Eifer und für Ihre einknickenden Anordnungen zu danken, durch welche Sie den Absichten eines Abzugs der schlimmsten Reiter in der zweiten Armee, die Kabne des Auftruges zu erheben, zuvorgekommen sind. Unter Ihnen, dem Vaterlande geweihten, Diensten wird die gerechte Nachkommenschaft stets unter die wichtigsten, als Erstlingswerke der durch Sie zu einer Zeit ergangenen Maßregeln rechnen, wo, ergreifen durch das allgemeine betroffene Unglück, Sie allein handelten — Empfangen Sie hiermit durch mich im Namen des ganzen Vaterlandes die dankbarste Anerkennung; Ich bleibe Ihnen stets wohlgenegen. Nikolaus.“

²⁾ Zu ihm gehörte auch der Feldmarschall Graf v. Gorchowan.

den Frieden dictirte. Für so große Verdienste erhob ihn der dankbare Monarch zum Feldmarschall und Grafen mit dem die siegreiche Uebersiegung des Balkan bezeichnenden Zunamen Sabalkanski, ertheilte ihm den St. Georgenorden erster Classe, angemessene Delationen, und ernannte seine Gemahlin zur Erbendamme der Kaiserin. So viel verdienten Glück wurde Diebitfch jedoch nicht ungeliebt zu Theil; zu Burgas erfuhr er den Tod derjenigen, mit welcher er 15 Jahre ein reines eheliches Glück genossen, der, welche gewußt hatte, die Unruhe seines rastlosen Wirkens zu beschwichtigen. Mit thranenden Augen rief er aus: „Das war mein einziger, wahrer Freund in diesem Leben!“ und schloß, in stummen Schmerz versunken, sich zwei Tage ein.

Es scheint, daß die moskowitischen Großen zu Petersburg das Vertrauen, welches Kaiser Nicolaus in Diebitfch setzte, die Stellung, welche er jetzt, sein gebornes Kasse, im großen Kaiserreiche einnahm, mit mehr als eifersüchtigen Augen betrachteten, und man will behaupten, daß der Feldmarschall die Reife, welche er nach Schlesien antrat, um seine Verwandten zu sehen, auch zugleich unternahm, um daselbst Güter zu kaufen und dann den größten Theil des Jahres dort, nur einen kleinen in Petersburg, zuzubringen. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß D.'s Gesundheitszustand den letzten Feldzug sehr erschwert worden war. Indess traf er schon im Jan. 1830 in Berlin in diplomatisch-militärischen Aufträgen ein, welche die während dessen in Frankreich stattgefundene Revolution veranlaßt hatten. Hier verweilte D., vom Könige besonders ausgezeichnet und unter mehreren Gnadenbezeugungen mit dem schwarzen Adlerorden in Brillanten besetzten, bis ihn die polnische Insurrection nach Petersburg rief, wo er bis zum 17. Dec. verweilte, um sich dann zur Armee, deren Oberbefehl ihm vertraut, zu begeben und mit ihr, am 25. Jan. 1831 die Grenze überschreitend, den Feldzug gegen die Polen zu eröffnen. Nicht ohne große Anstrengung gewann der Feldmarschall die Schlacht bei Georadow, allein der Sturm des Windenstosses von Praga in Folge jener ward nicht unternommen. Ob dieser militärische Fehler, der sich so schwer rächte, Diebitfch allein zuzuschreiben ist, indem er glaubte, Warschau werde am andern Tage auch außer dem capituliren, oder ob er, wie behauptet worden ist, Hindernisse höherer conventioneller Art fand, wodurch ihm der freie Gebrauch des Reservecorps zum Sturme gekemmt wurde, dürfte schwer auszumitteln sein. Auch in der zweiten großen Schlacht, der von Proskenta, blieb Diebitfch Sieger, und obwohl die Verfolgung der Polen nicht so rasch geschah, als man erwartete; so entmuthigte der Erfolg dieses Sieges die polnische Armee dennoch bedeutend, sicherte der russischen die Versperrungscommunication, bereitete den Weichselübergang vor, stellte das in der Zeit nach der Schlacht von Grodow bis zu der von Proskenta verloren gegangene Uebergewicht wieder her; und es war keine Frage mehr, daß Diebitfch dieselben Resultate, vielleicht noch schneller als sein ruhmvoller Nachfolger Paskewitsch-Eriwanoff erlangt haben würde, wenn nicht eine höhere Macht das

Schwert in dem Augenblicke seinen Händen entwunden hätte, wo er es erhob, um damit den letzten entscheidenden Streich zu vollführen. Um 1 Uhr in der Nacht vom 9. zum 10. Jun. 1831 ergriff den Grafen in seinem Hauptquartier dem Gute Kierowo die daselbst epidemische Cholera unvorhergesehen und mit solcher Gewalt, daß, trotz aller ärztlichen Hülfen, er Morgens den 10. Jun. früh 11½ Uhr schmerzvoll verschied. Während der Krankheit dat er den kaiserlichen Generaladjutanten Grafen Driew, dem Kaiser noch seine Treue und Ergebenheit im Tode zu versichern, und starb mit den Worten: „Mein Gott! also so muß das Alles enden? Nun, Herr, Dein Wille geschehe!“ — Diebitfch barg unter einem nichts versprechenden Äußern, er war sehr klein und übermäßig corpulent, moralische Würde, religiösen Sinn, einen glühend rastlosen Geist, seine Thätigkeit und detruent militärisches Talent. Blickt man auf die kurze Laufbahn, die er mehr durchflog als gewandelt; so dürfte die Geschichte nur weniger Eiteliche bezeichnen, bei denen das Unglück wie ein vernichtender Schlag aus reinem Himmel, auf so grausame Weise die Saat des Glüdes zerstörte. (S. Graf Diebitfch-Sabalkanski v. von Brimont; Der Tod des Grafen v. Diebitfch-Sabalkanski von D. Theodor Stürmer; Conversationslexikon der neuesten Zeit.)

(v. Roden.)

DIEBLICH, Kirchdorf des Regierungsbezirks und Kreises Coblenz, in einer fruchtbaren, weinreichen Einsenkung auf dem rechten Ufer der Mosel gelegen, zählt an sich 855, mit seinen Zubehörungen- aber, wocunter das Thal Gend mit einem Sauerbrunnen, mehreren Mühlen und dem verfallenen Burgbaue Messerscheidens, ferner das vormalige Pfaffensteintor - Nonnenstift Marienroth und der Weiler Dieblichberg (143 Seelen) überhaupt 1066 Einwohner (891 im J. 1817). Von Alters her ist der biesige rothe Wein berühmt, gegenwärtig, nachdem viele Weinberge in Fruchtland umgewandelt worden, mögen in einem guten Jahre noch etwa 30 Huder erzeugt werden. — Im Mittelalter war D. ein Besitztum theil der sogenannten Pöllen, und bildete mit Koblenz und Kottbus zusammen das Hochgericht Kottbus, von dem wir ein Weistum vom Donnerstage nach St. Apollonia 1439 haben. Darum erscheinen auch hier wie in den übrigen Deutschthälern der Pöllen die Grafen von Winnenburg als der Pfalzgrafen bei Rhein Lehensherren. Im J. 1412 mußte Graf Ruprecht von Winnenburg den Gemeinen der Schiffer Elz, Ebernberg, Schöneck und Waldbach versprechen, daß er die Pöllerte Gaden, Müden, Kern, Köpf, Koblenz, Niederfeld und Dieblich bei ihren althergebrachten Schatzungsfreiheiten belassen wolle. Am 7. Sept. 1419 verpfändete der nämliche Graf Ruprecht die Gerichte zu Münster-Marsfeld, Lumb (die berühmte Tanuba, oder der von Wirschenbänden ausgeworfene Amulus, den wir für das Wohlgefallen des fränkischen Kaisers dalten), Kottbus und auf Ebernbeimer Berg, in der Pöllen gelegen, um 6000 schwere rheinische Gulden an den Erzbischof Otto von Trier, „nach daß der burg unser Herr eine Ratomen und Stifte in diese nach Geschrieben Dörffern mit Namen Gaden,

Muben, Kerne, Hue, Kiemen, Gunthreue, Niederfelle, Ghore und Dieuvel kenne Schakunge mit eilege, sun-
dee er mag und sal der gebrochen, als vuergeleiden
heit." Da eine Einlösung nicht erfolgte, so ist D. sei-
dem dem trierischen Amte Münstermaistel geblieben.

Ein ungewöhnlich zahlreicher Adel hatte sich hier
niedergelassen, daher auch hier ein eigenes Rittergericht,
unter dem Vorſitz eines adeligen Bürgermeisters und
eine adelige Meisterschaft oder eine sogenannte Edelbü-
rgerschaft bestand. Arnold von Dievelich und sein Sohn
Heinrich werden als Zeugen in einer Urkunde von 1221
genannt. Theoderich, der Stiftsdechant zu Münstermai-
stel, widmete 1292 sein eigenthümliches Haus in D.
mit Zubehörung, und was er in Drenach erkaufte, cum
vita pressens sit quidam vapor parum patens ac su-
gians velut umbrā, zur Stiftung eines Reclusorii für
acht Klausurinnen, die vorzugsweise aus seiner Anwe-
senheit zu wählen. Als Provisoren dieser Anstalt
ernannte er unter andern seine Brüder, Albrecht und Ar-
nold deus Heesghin. Dieser Arnold ist ungezweifelt
der nächste Stammvater des Heßgen, oder; wie sie spä-
ter hießen, des Hufen von Dieblich, aus welchem Frie-
rich am 22. Jun. 1357 von Erzbischof Boemund mit
einem Burglehen zu Goven besetzt wurde. Aus dem
Stamme der Sack von Dieblich ererbte sich Werner Sack
von Dieblich das wohlgebotene Recht, am 25. Nov.
1355 wegen eines Burglehens zu Gobleng, und am 5.
August 1421 wurden Goblens (eigentlich eine Abköm-
mung von Gottlieb, woraus man später Gottack gemacht hat)
Sack von Dieblich Söhne, Riese und Alse, von dem
Erzbischof Otto mit dem Judenkirchhofe zu Gobleng be-
lehnt. Die Scampen von Dieblich kommen als Burg-
männer zu Goven, die von Rielen, genannt von Dieb-
lich, als Burgmänner zu Mayen und Capellen vor. Jo-
hann der letzte von Rielen starb zu Gobleng den 11.
Jan. 1535, und wurde, wie es scheint, von Stamm-
vertern, von denen von Rieli zu Limen beerbt. Philipp
von Birnenberg, genannt von Kalenborn, verkaufte 1343,
mit seiner Söhne Bewilligung, dem Erzbischof Balduin
von Trier seine Güter zu Dieblich mit Leuten, Gerich-
ten, Derswaosten, Hülten und Geldern, moegen Jo-
hann von Birnenburg am Samstag vor Martini 1399
von dem Pfalzgrafen Ruprecht belehnt wurde mit „Dieb-
lich das Dorff mit Voglie, Gericht, Hütte und allen Zugehö-
rungen, Item zwei und zwanzig Walder Kornulde von
den Dorffern in der Pfalzne gelegen mit Namen Lymse,
Hufen, Berlinge und Etteringe u. c." Noch müssen wir
unter den hiesigen Edelbürgern derree von Rieli gedenken.
Sie bräsen den Hof Eobach, und sind dadurch beson-
ders merkwürdig, daß der letzte Mann († 1587) sich
durch unsinnige Verschwendung einen Concurssproceß auf-
geboten hatte. Wahrscheinlich war dieser der erste, der
in dem Leirichden gegen einen adeligen Güterbesitzer ge-
führt wurde. Auf Diebliches Berg ist der bekannte En-
sig J. Förster geboren. (v. Stramberg).

DIEBSTAHL, abstrakt gebraucht, die Handlung
des Stelkens; in bestimmter Beziehung, die wirklich er-
folgte Entwendung fremden Eigentums unter den nach-

her anzugebenden näheren Voraussetzungen, findet sich
schon in mehrern Gesetzbüchern des 13. Jahrh. als Dieb-
stal oder Diebstahl, ja bei Schriftstellern aus jener
Zeit unter der Form Stal ohne Vorsetzung des Wortes
Dieb, woraus die Verwandtschaft des Hauptwortes
Diebstahl mit dem Zeitworte stehlen klar hervorgeht.
In der ältern hochdeutschen Sprache, z. B. von Luther,
wurde jenes Wort auch für das Object des Diebstahls
gebraucht: 1 Mos. 30, 33: „was nicht steket, oder bunt,
oder nicht schwarz sein wird unter den Rämmen und
Ziegen, das sei ein Diebstahl bei mir.“ 2 Mos. 22,
4: „findet man aber bei ihm den Diebstahl leben-
dig u.“ Statt des Wortes Diebstahl mit seinem je-
gen Begriffe gebraucht man die Form Deube, welche
man jetzt in der allgemeinen Bedeutung von Diebstahl
nue noch in einigen Theilen Truttschland in der Regel
nur bei kleinen Diebstählen, und namentlich bei gemeinen
Arten derselben, z. B. Heubdeube, Holzdeube, Fischdeube u.
sonders in der Geseßsprache, anwendet).

Die moralischen Ansichten über den Diebstahl sind
und waren unter den verschiednen Völkern nach dem
Standpunkt ihrer Cultue verschieden. In Lacedaemon
war der Diebstahl nach Erlangs Gesetzen nicht strafbar,
ja sogar ehrenvoll, wenn er glücklich und unbemerkt
ausgeführt wurde; dagegen wurde er ziemlich streng am
dem ungeschickten und daher entdeuten Diebe gestraft.
In Samos war er, während der zu Ehren des Mer-
curs gehaltenen Feste, erlaubt. Noch jetzt gibt es ein-
zige Völkerschaften, bei denen, ob sie gleich unter der
Hohheit civilisierter Völker stehen, der Diebstahl als Volks-
sitte zu betrachten ist, z. B. in Mingrelien, wo in der
Regel die Personen männlichen Geschlechts darauf ab-
gerichtet werden. Unter denjenigen wilden Völkern,
welche dem Diebstahl ergeben sind, nennt man vorzüglich
die Reuseeländer, die Urbewohner der Ladronen u. s. w.

Dagegen finden sich auch unter minder gebildeten
Völkern sehr strenge und zum Theil weise berechnete
Maßregeln gegen den Diebstahl. Bei den Persern ist
ein eigene Beamter unter dem Beinamen König in der
Nacht (Badsha-geh) angestellt, der durch die Strafen
während der Nacht reitet und alle die verhaftet, welche
ohne Licht, oder auch mit demselben, jedoch ohne laut
zu werden, betreten werden. Er, der im Allgemeinen
den Titel Kas führt, und seine Untergebenen, Kba-
daes, müssen jeden unentdeckten Diebstahl bezahlen, da-
her sie bedeutende Gehalte bekommen. In Japan hat
zu Verhütung der Diebstähle, jede Strafe einen eignen
Polizeiausscher, der wieder mehrer Untergebene hat. In
China ist es das System der Verantwortlichkeit des
Höern für den Untern, des Hauseigenen für alle
in dem Hause wohnenden Individuen, der vornehmsten
Bewohner einer Strafe für alle ihre Nachbarn, des
Höers des Stadtviertels für alle Bewohner desselben u.
s. w., welches diesem Herkommen Einhalt thut. Auch

1) Vergl. Kbelung, Wörterbuch der hochdeutschen Mund-
art, unter dem Worte Diebstahl.

ist in der Hauptstadt Schungtieng-su (Pekin oder Peking) jedes Mal über 10 Häuser ein Polizeiaufseher gesetzt.

Nur wenige Völker gibt es, bei denen man den Diebstahl beinahe gar nicht kennt. In Europa zeichnet sich in dieser Hinsicht ein großer Theil von Norwegen sehr vorteilhaft aus. Dagegen ist unter den europäischen Staaten Großbritannien dasjenige Land, wo der Diebstahl am häufigsten, am unersättlichsten und am berechnlichsten getrieben wird, und wo tiefes Verderben zu einer wahrhaft künstlichen Ausbildung gediehen ist. Denn er ist dort ein Haupterwerbszweig der niederen Classen, den nichts zu hindern vermag, da die Verbannung den Dieben keine Strafe ist, sie vielmehr, bei dem Mordhände der arbeitenden Classe, die Verhütung auf Botany-Bay, van Diemensland, die Holst, zum Theil als ein Glück ansehen. Nach den von Galsborough bekannt gemachten statistischen Nachrichten lebten in England 20,000 Personen ohne Unterhaltsmittel, 115,000 Diebe und Schwärzer, und 16,000 Bettler. Darnach ist es denn erklärlich, wenn nach dem auf Befehl des Lord-Mayors entworfenen Verzeichniß der, zu jener Zeit, im Jahre 1831, in London begangenen Diebstähle, der Werth des dadurch entwendeten Eigenthums auf folgende Art geschildert wurde:

1) Kleine Diebstähle, von Diebstählen und Forderungen begangen, bestehend in Gegenständen von geringerem Werthe	510,000 Pf. St.
Kleiner Silber- u. Schmuckwaaren, von Diebstählen gestohlen	200,000 " "
2) Diebstähle an der Kasse und auf den Quais	500,000 " "
3) Diebstähle und Diebstehlen in den Docks	300,000 " "
4) Diebstähle durch Eindringen und auf den Straßen an Geld, Juwelen, Uhren u. f. w.	220,000 " "
5) Betrug durch falsche Münzen	200,000 " "
6) Betrug durch falsche Banknoten	170,000 " "

Summa 2,100,000 Pf. St.

So erklärt es sich denn auch, daß im Jahre 1832 die Zahl der in England vor Gericht gestellten Verbrecher 20,829 war, wovon 14,947 schuldig befunden, unter denen 1449 zum Tode verurtheilt und 54 wirklich hingerichtet wurden¹⁾. Die Banden und Vereine der dortigen Diebe haben ihren Hauptstich in London und nicht nur zum Theil, in Folge neuer Polizeieinrichtungen, auf das platte Land gewichen. Die einzelnen Arten der Diebe haben jede einen abgeschlossenen Kreis, worin sie sich bewegen, ihre eigne Kunstsprache, Handwerksorte und einen gewissen Zunftstolz. Sie sind in Zünfte verbunden, halten ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, besitzen große Magazine für das gestohlene Gut, halten sich ihre bewaffnete Bedeckung, haben ihre Geschäftsreisende, auch an verschiedenen Theilen der Stadt

fließt Pferde zum eiligen Fortkommen bereit und stehen mit den Nachwächtern und häufig mit der Dienerschaft größerer Häuser in Verbindung. Das zeigen sie, besonders in den neuesten Zeiten, einen Widerwillen gegen persönliche Mißhandlungen und halten sich daher in der Regel an den reinen Diebstahl. Man bezeichnet unter ihnen folgende Classen²⁾: Haus-eindurcher (in ihrer Sprache Crakeamen oder Pannymen), Straßenräuber zu Pferde und zu Fuß (Highwaymen), Grandiohymen und Spiesmen), welche jedoch ebenso neuer Zeit abgenommen haben, wie die Anwesenheit der Gheke gegen sie milder geworden ist, Falschmünzer (Kitsmakers), Metallfälscher (Smashers), Taschendiebe (Pick-pockets, Pozzemen, Cylfakers, Conveyancers) die zahlreichste und, nächst den Schrankmännern, gefährlichste Classe, größt Theils londoner Stabclinder, sich bildend aus Ranken müßiger und verdorbenen Knaben, in Folge des Mangels einer Staatsaufsicht über das Schul- und Erziehungswesen, indem diese Knaben mittelst förmlicher Diebstaltungsanstalten aus einer andern Classe, nämlich aus der der Seldier, Schwärzer (Sneaks), Diebe, die Geld und Geldwerth aus Buben, von Tennen u. f. w. stehlen, zu den Pick-pockets übergehen, welche letztern jedoch, noch mehr aber die Schrankmänner, bei der Annahme solcher Knaben sehr schwierig sind und nur Knaben von sehr bedeutenden Diebstählen zulassen. Noch nennt man als besondere Classen die Diebe, die, unter dem Vorwande zu kaufen, in Kaufhäusern (Shophoonceers), die Uhren, Geldbeutel u. dgl. stehlen (Grabbers), Pferde- und andre Viehdiebe (Prachervores), Diebe, die Kettentrunk derben (Kamps), Hehler gestohlener Waaren (Fencees), Fälscher (Fakers), Diebstohlen, die im Hause stehlen (Bilkers), Diebe, die von den Bögen und Karren stehlen (Dragsmen), die sich mit dem Bestehlen der Kassezeuge auf der Dremse und an deren Ufern abgeben (Light-horsemen, Heavy-horsemen, Gams-watermen, Scuffle-hunters, Copenmen) u. f. w. Außer diesen Diebsgesellschaften treiben auch noch viele Diebe einzeln in England ihr Wesen, sowie denn zu verschiedenen Zeiten die Arten der Diebstähle sehr verschieden sind. So brachten den Winter 1802 eine Menge Kinderdiebstähle, vor einigen Jahren wurde einmal der Reideniebstahl (wir meinen nicht das Burschieren) vorzüglich häufig getrieben u. f. w.

Obgleich in Italien der Diebstahl sehr häufig ist, so ist derselbe doch nicht in ein so geordnetes System gebracht, artet aber größtentheils in Raub aus, daher dort nicht sowohl Diebs- als Räuberbanden existiren. In manchen Gegenden Italiens ist insonderheit der Hausdiebstahl ganz ungemindert.

In Frankreich dagegen neigt sich der Sinn der Verbrecher mehr zu Verletzungen des Eigenthums als der Person, mithin mehr zum Diebstahl, als zum Raub hin³⁾. Nach dem Verdict des Großgerichtsraths über die französische Criminalgerichtspflege im Jahre 1831

2) Das Ausland, 1833, Nr. 91, S. 364 u. Nr. 94, S. 576.

3) Das Ausland, 1833, Nr. 40, S. 159, Nr. 52, S. 207, Nr. 69, S. 275.

betroffen von 5140 Anklagen, wobei beide Parteien anwesend waren, 4019 Verbrechen gegen das Eigenthum und nur 1321 Verbrechen gegen Personen. Auffallend ist übrigens die geringe Anzahl der Verbrechen im Frankreich überhaupt und also auch der Diebstähle im Vergleich mit denen in England. Im Jahre 1831 kamen nur, 671 Verbrechen politische Vergehen ungetroffen, 5850 Anklagen vor die Assisenhöfe, also nach Ebigen 14,979, oder, tringt man die politischen Verbrechen mit in Anschlag, 14,308 weniger als in England. Indessen verläuft neuerlich von einer großen Diebsbande, die unter dem Namen la bande du Colonge im südlichen Frankreich schon seit 1790 weit verbreitet ist, unter welcher sich Personen von der feinsten äußern Bildung befinden, die fern von dem leisesten Argwohn als ehrenwerthe Speculanten leben, junge schöne Frauen, welche in den kostbarsten Modeanzügen, in eleganten Spitzen, Kafchemis, Diamanten prangen, und liebenswürdige Kinder, deren frühreifer Verstand zu allen Gaunerkünsten abgerichtet wird. Sie soll gegen 1000 Mitglieder zählen. Der Polizei sind 40 der Anführer bekannt, von denen einige bereits verhaftet und verurtheilt sind *).

In Teutschland war zur Zeit Julius Cäsars, nach dessen Zeugniß, derjenige Diebstahl erlaubt, der von einem Teutschen außerhalb seines heimatlichen Bezirkes begangen wurde. Doch läßt sich beinahe vermuten, daß hierunter ein Mißverständnis obgewaltet habe, da wir in den frühesten teutschen Gesetzen, z. B. den salischen, alemannischen, angel-werrinischen, Strafen für dieses Verbrechen festgesetzt finden. Während sodann späterhin, in den Zeiten des Mittelalters, nicht sowohl Diebstähle an der Tagesordnung waren, als vielmehr Räubereien, die sogar mit dem Ritterwesen in ganz naher Verbindung standen, nach der Zeit des Landfriedens hingegen der Diebstahl nur als einzelnes Verbrechen erscheint und die späterhin herumziehenden Gauner, besonders Zigeunerhorden, doch eigentlich einen allgemeinen Charakter hinsichtlich des Diebstahls nicht annehmen; so haben sich, seit den neuesten Kriegen mit Frankreich, in Teutschland die Diebstähle, namentlich die durch Diebsbanten begangenen, auffallend vermehrt. Doch hatten diese Banten den merkwürdigen Charakter, daß sie sich nicht sowohl zu Begehung von Diebstählen im Allgemeinen verbanden, als daß vielmehr die Mitglieder derselben sich durch ihre besondere Sprache (die jensische Sprache) und durch andere Kennzeichen überall, wo sie sich trafen, erkannten, und so jeder, der ein Verbrechen beabsichtigte, sehr schnell Geßulnis fand, die er oft nicht einmal dem Namen nach kannte, mit denen er sich für diese einzelne That verband und die sich sofort nach begangener That wieder zerstreuten. Wenn auch diese Banten in der Hauptsache durch Hülfe der Lustig und Polizei aus einander gesprengt und zum Theil vertrieben sind; so leben sie doch noch in einzelnen Gruppen fort (s. den Art. Gauner). Sie alle werden unter den Dieben selbst mit dem Ehrennamen Kochem oder Gochem, d. h. verheimlicht,

lisch, im Gegensatz von wittisch, d. h. dumm, eheilig, belegt. Man kennt vorzüglich folgende Classen derselben *), so weit ihr Gewerbe im Diebstahle, nicht in andern Verbrechen, als z. B. Betrug, Betteln, Raub etc., besteht: Kisser, oder Gaiser, welche bei dem Auswechseln der Münzsorten geschickt zu stehlen und das gestohlene Geld in ihre Taschen zu bringen verstehen, Schupper, Ganfer, Kandofer, gemeine Spigebuben, Lättcher, welche durch eingekleidete Felder und Wälder in die Häuser steigen, Dorfdrücker, Taschenbiebe, Schottenkeller, welche aus den Marktbuden und Kaufhäusern stehlen, Stipper, welche durch, mit Vogelkleim beschriebene Instrumente das Geld aus den Kellungs-lässen der Kaufleute stehlen, Packelpritscher, die das Geld an den Opferhöfen, besonders in den katholischen Kirchen, begehnen, Kapler oder Charillasgänger, oder Diebe, welche früh oder Mittags in den Häusern stehlen, Trararungänger, Postdiebe, Tomadener, welche, während Kantate auf dem Felde sind, Schirmspringer, welche, wenn die Hausbewohner sonst ausgegangen sind, Schränker, welche, in Bänden vereinigt, mittels Einbruchs stehlen.

Nach den vorhin erwähnten altteutschen Gesetzen wurde der Diebstahl in der Regel bloß durch Geldstrafe geahndet, doch wurde die Strafe bei dem heimlichen Diebstahle geschärft *). Die rippurischen Gesetze, die sächsischen (wenn der Diebstahl nicht einen Denar weniger drei Solidi betrug, in welchem Fall er nur mit Geldbuße geahndet wurde), die bairischen bei Gold, Silber und Thieren (in andern Fällen Geldbuße), die burgundischen (mit derselben Beschränkung) bei Pferde- und Rindvieh: diebstahl, auch bei dem Einbruch, und die fränkischen bestrafen den Diebstahl mit dem Tode, doch durfte bei den letztern der Dieb sein Leben lösen. Der Hektor ward bei den Hypotheken dem Diebe gleich bestraft und nach mehreren dieser Gesetze war der Dieb, so lange er nicht die Geldbuße gezahlt hatte, geächtet und verbannt. Die teutschen ältern Gesetze gefaßt sich überhaupt darin, alle einzelnen Gegenstände des Diebstahls aufzuzählen und die Strafe dafür zu bestimmen, ohne jedoch diese verschiedenen Diebstähle als selbstständige Verbrechen anzusehen. Als nach dem, im 10. Jahrhunderte erfolgten Abgange des karolingischen Mannsfamles Teutschland von fremder Herrschaft frei wurde, verloren die alten allgemeinen Gesetze ihr Ansehen *) und Gewohnheiten traten an die Stelle der Gesetze. Man sammelte dann diese, woraus die unter dem Namen von Land- und Stadtrechten bekannten Sammlungen, z. B. das sächsische, das schlesische Landrecht, der Riktsleidnrecht, der Sachsen-, der Schwabenpiegel etc. entstanden. Allgemeine Grundgesetze über den Diebstahl und dessen Bestrafung fanden daher damals nicht statt, und die einzelnen Beispielen dessen,

5) Oberhardt, Politische Nachrichten von Gaunern, Dieben etc. S. 18. Man vergl. auch Pfister, Aeternische Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Rheins, im Speßart und im Odenwalde. (Hildb. 1812). 6) Tittmann, Geschichte der teutschen Strafgesetze. §. 13. S. 85. 7) Tittmann a. a. O. §. 22.

*) Das Ausland, 1833. Nr. 17. S. 384.

was die eine oder die andre dieser Sammlungen über das fragliche Verbrechen disponirt, können nur zu einem Schlusse berechtigen, wie man ungefähr die Sache damals ansah⁸⁾. Der gemeine kleine Diebstahl wurde häufiger mit Prügen (nach dem Schwabenpiegel nicht über 39 Hiebe), Peinbefehlen, oder einer, unter den Richtern, den Fiskus und den Bedolken zu theilenden Geldstrafe, sowie mit der poena dupli geahndet. Der große Diebstahl (nach dem Sachsenpiegel über drei Schillinge, nach dem Schwabenpiegel über fünf Schilling, an Werth) wurde mit dem Tode bestraft. Auf dem Rhein- und Getreide Diebstahl, auf letztem, wenn er des Nachts geschah, stand in der Regel Todesstrafe, selbst bei einem Pfennig Werth Abbaueung des Daumens der rechten Hand, oder der ganzen Hand; dies letztere sogar schon (nach dem Schwabenpiegel) bei einem Taggetreide Diebstahl, einen Schilling werth. Das Rad stand auf dem Diebstahl eines Pflugs, in einer Mühle fünf Schilling werth, und auf einem Kirchhof, ingleichen nach dem Schwabenpiegel auf Vertheilung eines mit dem Pflügen beschäftigten Bauers und dessen Gefinde. Nach den Frankfurter Statuten war dem Diebstahle bei Feuergefahr der Galgen getheilt. Häufig wurde der über der That ergriffene Dieb besonders hart, und Diebgesossen, Helfer, Hehler und Herberger wurden in der Regel dem Diebe gleich gestraft. Doch weichen auch öfter die Vorschriften dieser ziemlich gleichzeitigen Gesetze bedeutend von einander ab. So wurde nach dem Sachsenpiegel der Grab-, Holz-, Obst- und Fischdiebstahl nur mit einer, wenn gleich bedeutenden, Geldbusse (30 Schillinge), nach dem Schwabenpiegel hingegen der Grab- und Holzdiebstahl bei Nacht mit dem Strange, bei Tage mit Prügen bestraft. Auch widerspricht sich zuweilen dieselbe Sammlung in verschiedenen Verordnungen. So verordnet der Schwabenpiegel in einer Stelle (Cap. 187.) für den Kirchendiebstahl nur eine Geldstrafe und in einer andern Stelle (Cap. 116. Art. 11.), im Einverständnisse mit dem Sachsenpiegel, das Rad. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. machte diesen Ungewissheiten für ganz Teutschland so lange ein Ende, bis in den neuern Decennien die abweichenden Meinungen der Rechtslehrer und insbesondere die so sehr verschiedenen Particulargesetzgebungen wieder ähnliche Ungewissheiten hinsichtlich eines allgemeinen Charakters der Ansichten über den Diebstahl und dessen Bestrafung in Teutschland herbeiführten.

Nach gemeinem Rechte besteht jetzt in Teutschland der Diebstahl in der vorläufigen, rechtswidrigen und eigenmächtigen Zurignung fremden, beweglichen Eigenthums, nach seiner Substanz, aus dem Gewahrhabe des Besitzers, wider dessen Willen, jedoch ohne Angriff auf dessen Person, in der Absicht eines Gewinnes⁹⁾. Die

Quellen des gemeinen Rechtes bei Beurtheilung dieses Verbrechens sind das römische Recht und die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Indess ist das römische Recht nur mit großer Voracht anzuwenden, ja man ist häufig der Meinung gewesen, daß es in Teutschland gar keine Anwendung finde¹⁰⁾. Rindfleisch ist so viel gewiß, daß dasjenige, was unter dem furtum der Römer, als Privatdiebstahl (delictum), begriffen ist, der Anwendung der Teutschen, als Criminalverbrechen (crimen), nicht untergelegt werden darf¹¹⁾. Die frühesten Begriffe der Römer über den Diebstahl entsprechen den jetzigen Ansichten der Teutschen darüber noch mehr, als die durch die spätere Ausbildung des römischen Rechtes entstandenen. Leiteten die Römer schon die Etymologie des Wortes furtum von fero, anferre, oder dem griechischen Worte *φύρω* ab (vel a ferendo et auferendo, vel a graeco sermone, qui *φύρας* appellant fures: imo et Graeci *ἀνὰ τὸν φύρον*, id est a ferendo *φύρας* dixerunt etc.¹²⁾), wodurch sie andeuteten, daß bei ihnen der Urbegriff des Wortes die Entziehung beweglicher Sachen rezeisist; hatten die Zwölfstafelgesetze der Römer schon mindestens für den offenen Diebstahl (furtum manifestum) in gewissen Fällen den Tod, körperliche Züchtigung und Sklaverei, mithin eine öffentliche Strafe, festgesetzt¹³⁾: so stimmte dies weit mehr mit unsern jetzigen Ansichten über den Diebstahl, als mit denen der spätern Römer überein, welche den Diebstahl in der Hauptsache bloß als ein Privatdelict ansehen, bloße Privat satisfaction dafür anordneten, die Geßellen und Begünstigten ebenfalls behandeln, wie die physischen und intellectuellen Urheber¹⁴⁾, und viele Handlungen dazu rechneten, bei denen keinesweges eine Fortführung beweglicher Sachen vorkam. Die neuern römischen Juristen, namentlich Paulus, beschreiben den Diebstahl so: est contractatio rei fraudulosa lucri faciendo gratia, vel ipsius rei, vel etiam usus ejus, possessionis, quod lege naturali prohibuitur esse admittitur¹⁵⁾. Eine schon häufige Vergleichung dieser Definition mit der oben gegebenen des Diebstahls nach jetzigen gemeinen Rechtsbegriffen zeigt die großen Verschiedenheiten beider; insonderheit ergibt sich daraus, daß der Römer alle widerrechtlichen Handlungen an Sachen zur Vertheidigung des widerrechtlichen Handlenden unter dem Ausdruck furtum aufzählte¹⁶⁾. Daher fällt unter den Begriff des römischen furtum nicht nur das furtum rei ipsius, die Sach- oder Substanzentwendung, sondern auch die Gebrauchsentwendung, furtum usus, und die Beßtentwendung, furtum pos-

2. Th. §. 401. Klen, Revision d. Grundzüge über das Verbrechen des Diebstahls. S. 155.

10) Groimann, Grundzüge der Criminal-Rechtswissenschaft. 2. Abth. §. 178. 11) v. Feuerbach a. a. O. §. 314. 12) Fr. I. D. de furtis (XLVII. §. 2. 3. de oblig. quae ex delict. nasc. (IV. 1. 13) *Hyndebout*, Observat. Jur. rom. lib. III. cap. XVI. *Naubold*, Institut. Jur. rom. Pr. II. t. leg. XII. tabul. No. 10: *Sei non furtum factum erit, sed im occisio iure cauius esto.* 14) Meibert a. a. O. S. 81. 15) Fr. I. §. 5. D. de furtis (XLVII. 2.) 16) Meibert a. a. O. §. 3. S. 81. 82.

8) Zittmann a. a. O. §. 37. 9) Meibert, über den Begriff des römischen furtum und des teutschen Diebstahls, im neuen Archiv der Criminalrechte. 3. Bd. Nr. IV. S. 91 und die dazugehörigen angelegenen; Feuerbach, Lehrbuch des peinl. Rechts. §. 314. Zittmann, Handbuch der Strafrechtswissenschaft.

sessionis, inwiefern der Thäter entweder einen überhaupt verbotenen, oder doch widerrechtlich ausgeübten Gebrauch von einer fremden Sache machte, oder inwiefern er die aus dem Besitze fließenden Befugnisse kränkte. Dieses letzte *furtum* konnte daher sogar der Eigentümer an seiner eignen Sache begehen, wenn er den einem Dritten durch Pfand- oder Retentionsrecht zustehenden Besitz daran schmälerte, oder vernichtete, während nach dem deutschen Begriffe des Diebstahls die Begehung desselben an eigner Sache undenkbar ist. Weiter sind nach römischem Rechte die Unterschlagung, der Betrug und die wissenschaftliche Annahme einer Nichtschuld hiernach zum *furtum* zu rechnen¹⁷⁾. Ubrigens waren bei den Römern manche Acten des Diebstahls in der That ausgezeichnet, daß sie nicht bloß als Privatdelict, sondern als öffentliches Verbrechen, crimines, angesehen und mit einer öffentlichen Strafe belegt wurden, worüber weiter unten das Nähere vorkommen wird.

Nach den jetzigen teuth- gemeinrechtlichen Ansichten über den Diebstahl kann, wenn wir auf obige Definition desselben zurückgehen, derselbe nur an einer fremden beweglichen Sache, also nur an einer körperlichen Sache, begangen werden, diese sei lebendig oder todt. An Menschen, da diese keine Sachen sind, kann Diebstahl im eigentlichen Sinne des Wortes nicht verübt werden. Das römische Recht gesteht diese Bekauptung, was die Verhältnisse der sonstigen römischen Classen — letzte wurden bekanntlich als Sachen angesehen — betrifft, nur rückwärts unerbärlar Elavinnen (ancillarum meretricium) zu; gegen den, welcher eine erbare Elavin (ancillam non meretricem) entwendete, konnte aber die actio *forti* angestellt werden¹⁸⁾ — Grundfähe, für die es an einem vernünftigen Grunde mangelt. An einer gemeinschaftlichen Sache läßt sich ein Diebstahl nur in Bezug auf den Antheil eines oder mehrerer andern Miteigentümer, und zwar nur dann denken, wenn der Entwendende die gemeinschaftliche Sache nicht selbst im Besitze hatte. Da hiernächst der Diebstahl zu seinem Begriffe die Zuweisung der Sache aus dem Gewahrsame des Besizers erfordert, so folgt daraus von selbst, daß an einer derrenlosen, beschloßen oder verlassenen Sache, so lange sie noch diesen Charakter an sich trägt, kein Diebstahl begangen werden kann, daher denn auch der sogenannte *furtum et diebstali* (*furtum inventionis*) — Ausdrücke, die in keinem Besitze gefunden werden, und worunter man die widerrechtliche Aneignung einer vom Besizer verlorrenen Sache versteht¹⁹⁾, ingleichen die Unterschlagung nicht zum Diebstahle, nach gemeinrechtlichen teuthen Begriffen, gerechnet werden können. Was übrigens die, unter den Rechtslehrern lange sehr streitig gewesene Frage über Vollendung des Actes der Zuweisung betrifft, so ist diese nach den Grundfähen über Erwerbung und Verlust des Besizes im Allgemeinen zu

beurtheilen, daher dazu nicht nur der Wille, die fremde Sache als Eigentum zu haben (*animus rem sibi habendi*), sondern auch eine körperliche Handlung, wodurch die Sache der Willkür des Thäters physisch unterworfen wird, Apprehension, Ergreifung, erforderlich sind²⁰⁾. Durch den Charakter der Rechtswidrigkeit, Eigenmächtigkeit und der Besignahme wider den Willen des Eigentümers, welche bei der bei dem Diebstahle stattfindenden Zuweisung vorausgesetzt werden, unterscheidet sich der Diebstahl von unerlaubter Selbsthilfe und von demjenigen Betrüge, der dann stattfindet, wenn, im Falle Besitz und Eigentum nicht in Einer Person vereinigt sind, der Eigentümer zum Nachtheile des Besizers in die Wegnahme der Sache willigt (wirklicher Diebstahl ist es, wenn der Besizer zum Nachtheile des Eigentümers die Wegnahme genehmigt), oder wenn der Eigentümer aus einem dem Entwendenden bekannten Irrthume die Besignahme sich gefallen lassen. Auch ist es, eben wegen dieses charakteristischen Zeichens des Diebstahls, kein Diebstahl, wenn der die Sache Ergreifende aus besondern Verhältnissen ein Recht zur Erwerbung derselben hat²¹⁾. Weiter werden durch die den Diebstahl bebingende Habsucht (*animus lauri faciendi*) von verschieben die Fälle ausgeschlossen, wenn der Handelnde ein Recht aus Erwerbung der fremden Sache hat, oder wenn die Wegnahme der Sache nicht zum Zwecke der Zuweisung, sondern aus andern Gründen, z. B. bloß um dem Eigentümer einen Schaden zuzufügen, geschieht. Endlich ist das Bemühtsein der diebstahlichen Eigenschaft der Handlung (*dolo*) dazu, daß eine Handlung Diebstahl genannt werden könne, unumgänglich nöthig. Denn das Wort Diebstahl drückt²²⁾ eine Handlung aus, die sich vorzüglich durch die Absicht, in welcher sie begangen wird, auszeichnet. Wo also diese Absicht fehlt, da ist das Verbrechen selbst nicht vorhanden, wodurch sonach die Idee eines *furti culpae* oder *impropii* von selbst hinwegfällt²³⁾. Dagegen ist es merkwürdig, daß die peinliche Halsgerichtsordnung eine Handlung, welche alle Kennzeichen des Diebstahls an sich trägt, von der Strafe desselben ganz ausnimmt. Dies ist: „so Jemand durch rechte Hungersnoth, die er, sein Weib oder Kinder leiden, etwas von essenden Dingen zu stellen geuracht wurde“²⁴⁾, also der Diebstahl an Elawaern aus rechter Hungersnoth. Dabei wird jedoch²⁵⁾ die höchste Noth, Mangel anderer Rettungsmittel, als Object bloß Elawaern und Beschränkung der Handlung auf das, was unumgänglich nöthig war, vorausgesetzt.

Die von den Gesetzen bei Bestimmung der Bestrafung des Diebstahls erfolgte Berücksichtigung verschiedener Arten desselben, hat zu mehreren Eintheilungen Veranlassung gegeben; indeß hat man sich bis jetzt zu einem

17) Fentz, Criminalecht und Criminalepolitik. §. 141 u. 142.
18) Fr. 39 et 82. D. de furt. (XLVII, 2.) 19) Rittm. a. a. D. §. 182 fg. Wächter, Erhebung der Strafrechts. 2. Th. §. 198. Note 6. S. 540.

X. Geyff. d. B. u. A. Erste Section. XXV.

20) Fentz a. a. D. §. 404 fg. v. Feuerbach a. a. D. §. 316 fg. 21) Fentz a. a. D. 2. Th. §. 414. 22) Zittmann, Handbuch der Strafrechtswissenschaft. 2. Th. §. 416. Zum Theil dagegen v. Feuerbach a. a. D. §. 328. Note a. 23) 1. 7. de obliq. quas ex delicto nasc. (IV, 1.) l. 1. §. 25) 1. 7. de turis (XLVII, 2.) 26) G. D. Act. 166, 25) v. Feuerbach a. a. D. §. 321.

Systeme, bei welchem man von einem obersten Punkte ausginge und darunter nach einem gemeinschaftlichen Einteilungsgrund alle verschiedenen Arten des Diebstahls begriffe, nicht vereinigen können. Die Haupteinteilung der Diebstähle in einfache und ausgezeichnete ist allgemein angenommen, doch sind die Meinungen über den Grund dieser Einteilung verschieden. Indes beruht er jedenfalls darauf, daß die Gesetze den gemeinen Diebstahl als die Regel, den ausgezeichneten als die Ausnahme ansehen. Die Auszeichnung besteht nun entweder in einer besondern Verschärfung der Ahndung, qualifisirter Diebstahl, oder in einer Milderung derselben, privilegirter Diebstahl. Der qualifisirte Diebstahl aber hat entweder einen nach seinem Object ihm gegebenen besondern Namen, besonders benannter Diebstahl, oder dies ist nicht der Fall, qualifisirter Diebstahl im engerm Sinne. Hiernächst haben die Gesetze dadurch, daß sie gewisse bei Begehung jedes Diebstahls mögliche Umstände für die Strafe erschwerend annehmen, ohne grade bestimmte Strafen jebedmal für diese Umstände auszusprechen, zu einigen Einteilungen Veranlassung gegeben, wovon wir nur die Einteilungen in offenbaren, offenen oder handhaften und in heimlichen Diebstahl (furtum manifestum et noc manifestum) und in Diebstahl bei Tage und zur Nachtzeit (furtum diurnum et nocturnum) erwähnen. Die erstgedachte Einteilung wird dadurch veranlaßt, daß die Gesetze, wegen der hierbei vom Diebe bewiesenen größten Frechheit, denjenigen Diebstahl, bei welchem die Wegnahme der gekloßnen Sache so offen geschieht, daß sie entweder mit angesehen oder doch auf der Stelle entdeckt werden mußte²⁵⁾, den offenbaren Diebstahl, härter bestraft wissen wollen²⁶⁾, als den heimlichen. Ebenso erachten die Gesetze den zur Nachtzeit mit Untertreibung der nächsten Ruhe verübten Diebstahl für strafbarer, als die bei Tage begangenen. Atrociores enim sunt nocturni effractores et ideo hi furibius caesi in metallum dari solent, sagt ein Gesetz²⁷⁾. Beide Einteilungen werden, die erste wol vorzüglich mit Unrecht, in der Praxis wenig beachtet.

Der einfache oder gemeine Diebstahl (furt. simplex), also derjenige, welcher zwar mit einer öffentlichen Strafe bedroht ist, rüchlichst deren jedoch die Gesetze weder eine besondere Milde, noch eine besondre Strenge vorgeschrieben haben, dankt, was das letztere anlangt, dies vorzüglich dem Umstande, daß der Dieb dabei als ein bloß der Sicherheit des Eigentums, nicht aber der Rechtsficherheit überhaupt gefährlicher Mensch erscheint²⁸⁾. Dieser Diebstahl setzt also voraus, daß der Betrag des Diebstahls nur ein geringer — die primale Gerichtsordnung sagt: nicht 5 Gulden²⁹⁾, worheineilich der Bestimmung Friedrichs I. in der Lebenskonstitution³⁰⁾ folgend — sei, und daß der Dieb nicht wenigstens schon

zweimal gekloßt habe. Denn die Gesetze unterscheiden den kleinen und den großen (furtum parvum et magnum), ingleichen den ersten und den wiederholten Diebstahl (furtum primum et reiteratum). Der wiederholte Diebstahl ist entweder zweiter oder dritter Diebstahl (l. secundum vel tertium). Weiter geben die Gesetze nicht, und sie begreifen unter dem letztem alle Diebstähle, welche der Dieb nach dem zweiten begangen hat, und bestrafen ihn daher besonders schwer. Der zweite Diebstahl wird zwar auch strenger als der erste bestraft, jedoch nur so, daß nach dem allgemeinen Grundsatz der Erwägung jedes Verbrechens durch Wiederholung, wegen des hieraus hervor gehenden Hanges zu Verbrechen dieser Art, „der erste Diebstahl den andern beschwert³¹⁾“ nicht so, daß darum der zweite Diebstahl als ein rüchlichst der Strafe besonders verschärft, als ein qualifisirter, erkläre. Der gemeine Diebstahl setzt ferner voraus, daß der Dieb zu dieser Handlung weder eingestiegen, noch eingebrochen, noch mit Waffen versehen gewesen sei. Ubrigens kann jeder Diebstahl, der gemeine so gut wie der qualifizierte, ein großer oder ein kleiner³²⁾, auch kann jeder Diebstahl ein erster oder ein wiederholter sein³³⁾. Die Strafe des Diebstahls richtet sich zum Theile nach dem Werthe der gekloßnen Sache, doch nur so lange keine höhere Rückficht aus der Art der Ausführung des Diebstahls für die Bestrafung hervor geht. Insbesondere besteht die Strafe des kleinen, gemeinen, ersten, heimlichen Diebstahls, nach der primälen Gerichtsordnung, unter Berücksichtigung der Grundsätze des römischen Rechts, in dem Erfolge des doppelten Werthes und einer dem Richter zu zahlenden Geldbusse, oder, im Fall der Unvermögenheit des Diebes, in dem Kerker, „darin er etliche Zeit lang liegen soll.“ Ist dieser Diebstahl aber öfters, handhaft, so soll er in der Regel durch Pranger, Ausbannen mit Ruten und Landesverweisung, jedoch „an ansehnlichen Personen, dabei sich Besserung zu verschaffen“, bürgerlich so, daß der Dieb dem Beschädigten den vierfachen Werth des gekloßnen bezahlt, gestraft werden³⁴⁾. Durch die bei diesen und andern Bestimmungen der primälen Halsgerichtsordnung dem Richter ausdrücklich nachgelassene Willkür, insbesondere aber durch die Betrachtung, daß die biesigen Bestimmungen theilweisem Grunde liegende Ansicht des römischen Rechts über den Diebstahl, als ein Privatdelict, nicht mehr anwendbar ist, hat sich die Praxis vertheilen lassen, ganz von diesen Bestimmungen abzugehen und Gefängnisstrafe — je nach der Unbedeutendheit des Delicts, bis zur Zuchthausstrafe und der Summe des großen Diebstahls — von wenigen Tagen bis zu drei Monaten, sogar nur Handarbeit oder Geldstrafe, aber auch bei erschwerenden Umständen, besonders bei dem Marktdiebstahl, auch in manchen Ländern bei dem Felddiebstahl, Halseisen oder Pranger, sogar in sehr wichtigen Fällen Zuchthaus, doch schwerlich über ein Jahr³⁵⁾ zuzuerkennen.

25) §. 5. I. de obl. quan ex delict. nasc. (IV, 1.) Fr. 2.—8. D. de furis (XLVII, 2.) §. 9. D. Art. 157, 158, 161, 27) Zittmann a. a. D. §. 418. 28) Fr. 2. D. de effractoribus et expli. (XLVII, 15.) Man vergl. auch Fr. 1 et 2. D. de furibus vulnearis (XLVII, 17.) 29) Zittmann a. a. D. §. 417. 30) §. 9. D. Art. 157 u. 160. 31) II. Fr. 27. §. 8.

32) §. 9. D. Art. 161. 33) Zittmann a. a. D. §. 420. 34) v. Luitpold, Grundsätze des teutschen penal. Rechts. I. Th. §. 848. 35) §. 9. D. Art. 157, 158. 36) Gegen Zittmann a. a. D. §. 426.

Der wiederholte Diebstahl unterscheidet sich wesentlich von dem fortgesetzten Diebstahl (*continuum*), doch kann ein allgemeines fides Kriterium für den letztern nicht angegeben werden, da sich in der Regel nur aus dem Gange der Handlungsweise bei den verschiedenen diebstahligen Handlungen beurtheilen läßt, ob dieselben ein fortgesetztes Verbrechen oder Vergehen, oder eine Wiederholung desselben bilden. Nur so viel läßt sich rückfichtlich der Wiederholung behaupten, daß die Entwendung, welche nach bereits einmal erlangter Befriedigung des diebstahligen Triebes und durch eine neue, zuvor noch nicht begonnene Handlung erfolgte, ein wiederholter Diebstahl³⁹⁾ ist. Soll er, als solcher, angerechnet werden, so müssen die vorhergegangenen Verbrechen auch wirklich Diebstähle sein; ob gemeine oder ausgezeichnete, ob der Dieb Hauptverbrecher oder Gehülfe war? das gilt gleich. Daber können Unterschlagungen, Betrügereien und andre Veruntreuungen nicht als frühere Diebstähle in Anrechnung gebracht werden. Der zweite gemeine, kleine Diebstahl soll, nach der P. O. D. mit Auskesselung an den Pranger und Landesverweisung bestraft, oder der Dieb, „in denselben Jatz oder Ort, darin er verurtheilt hat, ewiglich zu bleiben, verurtheilt werden.“ Häufig wird jedoch, nach dem Gerichtsbauheute, der zweite Diebstahl nicht strenger, als der erste, jedenfalls aber in der Regel nicht mit dem, in dem 161sten Artikel der P. O. D. angedrohten, eben gedachten schweren Strafen bestraft, vielmehr wird nur die Dauer der Freiheitsstrafe verlängert, oder diese wird durch eine Zuchthausstrafe, z. B. durch körperliche Züchtigung, (schmale Kessl u. s. w.), erschwert. Dann freilich, wenn beide Diebstähle die Summe des großen Diebstahls hinsichtlich ihres Objects ausmachen, tritt auch die Strafe des großen Diebstahls ein, sowie bei der dritten und den spätem Wiederholungen die Strafe des dritten Diebstahls angewendet wird.

Diese beiden Diebstähle gehören jedoch zu den qualifizirten Diebstählen im engeren Sinne. Der Diebstahl ist nämlich qualificirt entweder wegen der Größe des gestohlenen Objects, der große Diebstahl, oder wegen der häufigen Wiederholung, welche auf einen sehr hohen Grad von Diebenneigung deutet, der dritte Diebstahl, oder wegen der Art der Ausführung desselben und der daraus für die Rechtssicherheit im Allgemeinen entstehenden Gefahr, der gefährliche Diebstahl (*furtum periculosum*). Der große Diebstahl, d. i. ein solcher, dessen Gegenstand fünf Gulden oder darüber werth ist, soll, wenn er auch durch nichts weiter erschwert ist, „an Leib oder Leben“ gestraft⁴⁰⁾, und es soll die Größe der Strafe von der Summe, um welche der Werth des Gestohlenen die fünf Gulden übersteigt, von der Offenheit oder Heimlichkeit des Diebstahls, von dem Schaden, den der Besohlene dadurch erlitt, von den persönlichen Eigenschaften des Diebes, je nachdem derselbe hiernach verwerflicher oder unwerflicher erscheint, abhängen. Diefem allen zufolge würde, nach den Gesetzen, die Zuerkennung der Todesstrafe nur dann gerechtfertigt werden können, wenn

alle diese beschwerenden Umstände zusammen, im höchsten Grade verringert wären — ein beinahe undenkbarer Fall. Dies sowohl, als die Grundzüge des physisch-ethischen Strafrechts auf dem Punkte, auf welchem jetzt dasselbe steht, nach denen die Todesstrafe in allen Fällen für eine bloße Bezeichnung der Eigentumsrechte, als eine völlig unzureichende, unverhältnismäßige und daher nicht zu rechtfertigende Strafe erscheint⁴¹⁾, haben veranlaßt, daß jetzt in diesem Falle nie mehr auf Todesstrafe erkannt wird; Zuchthausstrafe von vier bis höchstens zehn Jahren ist als die gewöhnliche Strafe anzusehen; allein selbst über vierjährige Zuchthausstrafe wird selten erkannt, zumal der Ertrag des Gestohlenen, der zu einem großen Theile grade bei großen Summen häufiger eintritt, sehr auf Verringerung der Strafe wirkt. Nach vielen Streitigkeiten über den Werth der Güten, da wo specielle Landesgesetze oder Gebräuche diesen, wie z. B. im Königreiche Sachsen, auf 12 Thlr. 12 gr. Conv. Geld, oder sonst eine bestimmte Summe nicht festsetzen, ist man endlich darauf hinausgekommen, daß jener Ausdruck bezüglich auf die in obiger Lehnrechtsstelle gebrauchten Worte: *quinqus solidi*, von Goldgülden zu verstehen und daher der am Orte des begangenen Diebstahls und zur Zeit desselben statthabende Werth von fünf Ducaten mit Einschluß ihres Aufgeldes, als die Summe des großen Diebstahls, anzunehmen sei⁴²⁾. Daß übrigens die Ausmittlung des Werthes der gestohlenen Sache in Bezug auf die Strafbarkeit — rüchfichtlich der Frage über den Ertrag treten zuweilen andre Grundzüge ein — nur nach dem wahren, nicht nach einem eingebildeten oder Affectionspreise, also nach dem Marktpreise, mithin in Gemäßheit polizeilicher Bestimmungen oder durch zu vereidende Sachverständige, außerdem Falles durch den Eid des Beschädigten geschehen müsse, liegt in der Natur der Sache⁴³⁾. Zu bemerken ist noch, daß, wenn ein Diebstahl von Mehrern verübt worden ist, man, um die Strafe des großen Diebstahls verhängen zu können, fordert, daß jeder Theilnehmer mindestens die Summe des großen Diebstahls, oder deren Werth erhalten habe, oder bei Theilung in gleiche Theile hätte erhalten können⁴⁴⁾. Der dritte Diebstahl, oder die wenigstens zum dritten Male verschuldete Uebertretung eines Diebstahls Gesetzes, bewirkt, daß nach den Gesetzen der Dieb, wenn dieser Diebstahl ein handhafter war, „als ein mehrer verurtheilter Dieb“ (ur famosus, ein verurtheilter Dieb), angefaßt und der Mann mit dem Strange, die Frau mit dem Wasser, oder sonst in andre Wege, nach jedes Landes Gebrauch vom Leben zum Tode gestraft werden soll⁴⁵⁾. Aus den Worten des Gesetzes: „Wird aber Jemand betreten,“ verglichen mit denselben Worten im Art. 158, geht hervor, daß das Gesetz zur Zuerkennung der

39) Man vgl. schon Struven in den ersten Beuten. 3. Bd. Nr. 601. §. 1. II. (alte Ausg. IV, 80.) 40) *de Ruchard*, Nedit. in C. C. C. art. 157. §. 5. *Arrens*, Commentatio in C. C. C. art. 157. §. 1. not. 3. *Arch. Instit. jur. crim.* §. 197. *Georg. Jac. Fried. Meister*, Princ. Jur. crim. §. 217. 41) v. *Quistorp* a. a. D. I. 2. §. 554. 42) *Practica* a. D. C. 427. 43) P. O. D. Art. 162.

37) *Ilftmann* a. a. D. §. 429. 38) P. O. D. Art. 160.

Todesstrafe jedenfalls einen offenen, handhaften Diebstahl in diesem Falle voraussetzt, daß daher nicht jeder dritte Diebstahl zur Zuerkennung der Todesstrafe ausreicht. Dies in Verbindung mit demjenigen, was vorhin über die Anwendung der Todesstrafe bei Eigentumsverletzungen gesagt wurde, hat bewirkt, daß auch hierbei jetzt nicht mehr aus die Todesstrafe, sondern aus Zuchthaus von vier bis acht Jahren, wiewol nur wenn andre noch sehr erschwerende Umstände dazu kommen, aus zehn- oder mehr-jähriges Zuchthaus erkannt wird. Man sieht dabei vorzüglich auf die Menge der verübten Diebstähle, auf die Art der Ausführung, auf die bereits erlittenen Bestrafungen und auf den Werth des gestohlenen Objects, wobei, nach analogischer Anleitung der P. U. D. Art. 161, der Werth der noch unbefasteten Diebstähle zusammen gerechnet und vorzüglich der Umstand, inwiefern dieser Werth die Summe des großen Diebstahls erreicht oder fast überschreitet, berücksichtigt wird. Vorzüglich aber verlangt man zur Zuerkennung einer den Ansehens des Gesetzes über die hohe Strafbarkeit des dritten Diebstahls angemessenen Strafe, daß der Dieb schon wenigstens zwei Mal vorher mit einer peinlichen Diebstahlsstrafe belegt worden sei — ein Erforderniß, das zwar die Gesetze nicht kennen, das aber selbst zu der Zeit in der Praxis schon größtentheils angenommen wurde, als man wegen des dritten Diebstahls noch auf die Todesstrafe erkannte⁴⁴⁾. Außerdem finden rücksichtlich der Berechnung des dritten Diebstahls dieselben Grundsätze statt, welche oben bei dem wiederholten Diebstahl im Allgemeinen angegeben wurden. — Der gefährliche Diebstahl ist dies dadurch entweder, daß sich wegen der Art der Entwendung die körperliche Verletzung einer Person befürchten läßt, der bewaffnete Diebstahl (*furtum armatum*), oder daß durch die zur Sicherung und Verwahrung des Eigentums in Gebäuden getroffenen Anstalten vernichtet werden, gewaltthätiger Diebstahl (*furtum violentum*), oder daß dabei der Dieb seine eigne Person auf das Spiel setzt und, indem er sich in Gefahr begibt, leicht entdrückt und selbstenommen zu werden, einen großen Grad von Verwegenheit an den Tag legt, der verwegene Diebstahl (*furtum audax*). Der Diebstahl mit Waffen ist ein solcher, zu dem der Dieb sich mit Werkzeugen versehen hat, mit welchen er eine körperliche Verletzung bewirken kann, es mögen die Werkzeuge eigentliche, im gemeinen Leben sogenannte Waffen, oder andre zu Verletzungen zu gebrauchende Instrumente sein (*omne quod nocendi causa habetur, quod nocere potest*)⁴⁵⁾, dagegen nicht solche, welche zwar nach dem Sprachgebrauch des gemeinen Lebens und der Gesetze Waffen heißen, aber bloß zum Schutze und nicht zur Beschädigung geeignet sind, z. B. Panzer, Helm u. s. w., auch nicht solche, zu deren Führung der Dieb zu schwach ist. Als Diebstahl mit Waffen wird ferner derjenige Diebstahl nicht ohne Weitres angesehen,

bei welchem der Dieb solche Instrumente führt, die, obgleich zu Verletzungen geeignet, doch hauptsächlich zum Öffnen der Thüren, Schließern gebraucht werden, oder bei welchem der Dieb nur die Waffen, die er vermöge seines Berufs immer trägt, in der Waise führt, wie er solche trägt, wenn er keinen Gebrauch grade davon macht. Es ist übrigens gleichgültig, ob der Dieb mit Waffen schon versehen war, als er zum Diebstahl kam, oder ob er sie erst dort bei Begehung des Diebstahls ergriß; nur muß ausgemittelt sein, daß die Waffen nicht selbst Object des Diebstahls sein sollten, und es mußte die Ergreifung noch zu einer Zeit geschehen, wo der Vollendung des Diebstahls noch Widerstand geleistet werden konnte, wenn es bewaffneter Diebstahl sein soll, nicht etwa erst auf der Flucht. Wenn dagegen der Dieb einmal mit Waffen versehen ist und sich deren wirklich bedient, so bleibt es nur so lange bewaffneter Diebstahl, als er dies zu seiner Vertheidigung thut. Greift er mit den Waffen zur Vertheidigung der Entwendung an, so wird die Handlung Raub⁴⁶⁾. Wenn übrigens mehr Diebsgenossen einen Diebstahl begehen, so bleibt es ein bewaffneter Diebstahl, wenn auch nicht alle Theilnehmer der That, sondern nur Einer oder Einige bewaffnet sind. Vom gewaltthätigen Diebstahl erwähnt die P. U. D. bloß den Diebstahl mit Einbruch (*furtum per effractionem*), d. i. der, welcher mittelst gewaltthätiger Entöffnung der Thüre eines Hauses oder Aufsenabwangsgebäudes [Belaubung oder Behaltung⁴⁷⁾] begangen wird. Ein Diebstahl mit allen oben angegebenen Erfordernissen desselben wird also unumgänglich nothwendig dabei vorausgesetzt, und bloße Gewaltthatigkeiten an Gebäuden, aus Bosheit, Leichtsinne, Ruchwille u. s. w., ohne die Absicht des Stehlens, oder erst nach Vollendung eines Diebstahls verübt, machen keinen Diebstahl mit Einbruch aus. Die Mittel, deren sich der Dieb zur Entöffnung der Gebäude bedient, ob dies durch Instrumente, oder durch chemische Entzündung verminderter Kräfte, z. B. Pulver, Dampf u. s. w., oder bloß durch Anwendung körperlicher Kräfte gescheh, ob die Anwendung der Gewalt groß oder klein, ob das Gebäude sehr dauerhaft oder nicht, z. B. ob es eine Lehm-, Ziegel-, oder Steinwand war, dies Alles macht keinen Unterschied in dem Begriffe des Verbrechen, wenn nur Gewalt angewendet wurde. Aber es muß ein Gebäude sein, das erbrechen wird, nicht bloß ein Aufbewahrungsbekäntniß in einem Gebäude, also nicht bloß ein Estrich, eine Gemme, ein Faß u. s. w.⁴⁸⁾. Es das Gebäude bewohnt oder unbewohnt, nahe bei bewohnten Gebäuden gelegen sei oder nicht, auch dies ändert in der Begriffsbestimmung nichts, obgleich die erwähnten Nebenumstände eine schärfere oder mildere Bestrafung motiviren können. Auch die Römer bestraften die *effractorios* besonders⁴⁹⁾,

44) v. Feuerbach a. a. D. S. 332. Tittmann a. a. D. §. 439 ff. 45) Fr. 54. §. 2. D. de furia (XLVII, 2.) Fr. 3. §. 2. D. de vi et de vi armata (XLIII, 16.)

46) Tittmann a. a. D. S. 466. 47) P. U. D. Art. 159. 48) Die P. U. D. Art. 159 setzt eine „Behaltung“ voraus, in welche man streiten kann: „bricht oder stiehlt.“ 49) Fr. 1. D. de fur. balnear. (XLVII, 17.) Fr. 1. §. 2. Fr. 2. D. de effractoribus (XLVII, 18.)

doch werden die Grundfälle derselben, weil sie unvollständig und unklar sind und die vaterländische Gesetzgebung, ohne Bezug auf das römische Recht klar darüber disponirt⁵⁰⁾, nicht mehr angemessen. — Vom verwegnen Diebstahl erwähnt die P. O. D., und zwar in demselben Artikel, in welchem sie die zuletzt gedachte Diebstahlsart behandelt (159), bios den Diebstahl mit Einsteigen (scilicet per ascensionem), d. i. derjenige, welcher mittelst Einsteigens auf ungewöhnlichem Wege (es geschehe dies durch Auf- oder Herabsteigen, oder durch Steigen zur Seite, z. B. von einem Dache auf das andre), in ein Haus oder Aufbewahrungsgedäude begangen wird. Um sagen zu können, daß diese Art des Diebstahls begangen worden sei, reicht es also nicht hin, wenn der Dieb hinaus- oder heruntergestiegen war, um im Freien stehende Sachen zu stehlen, oder wenn er, als er schon in nicht offen stehenden Theilen des Gebäudes war, hinauf- oder herunterstieg; er mußte vielmehr dieß hinaus- oder Heruntersteigen außerhalb der verwahrten Theile des Gebäudes bewirken, um in die außerdem ihm unzugänglichen Theile des Gebäudes zu steigen. Sein Zweck mußte dabei Diebstahl sein; stieg er in einer andern Absicht, z. B. um Jemanden im Geheim zu besuchen, ein und stahl dabei nur gelegentlich, so ist dies nicht Diebstahl mit Einsteigen. Es ist aber gleich, ob der Dieb sich zum Einsteigen nur der vorgefundenen Gelegenheit, z. B. in der Wand befindlicher Löcher und Abfähe, um darin oder daraus die Hände zu legen, oder eignen Vorrichtungen dazu, z. B. Leitern, bediente. Aber es muß das Steigen Gefahr und Verwegenheit des Diebes beweisen, daher Einsteigen durch eine ganz niedrige Öffnung einen verwegnen Diebstahl nicht begründet⁵¹⁾. Ob jedoch das Eingehen selbst, nach vollbrachtem Eingehn, durch andre Mittel bewirkt wird, z. B. durch künstliche oder gewaltsame Eröffnung einer Thüre, dies ändert den Begriff des Diebstahls mit Einsteigen nicht, obgleich der Diebstahl dadurch auch noch einen andern Charakter annehmen, z. B. im gedachten letzten Falle Diebstahl mit Einsteigen und Einbruch werden kann. Ueberhaupt kann ein gefährlicher Diebstahl durch alle drei Qualificationsgründe gefährlich, also bewaffneter Diebstahl mit Einsteigen und Einbruch sein. Über die Bestrafung des gefährlichen Diebstahls sagt die P. O. D. Art. 159: „solches sei der erste oder mehr Diebstahl, auch der Diebstahl groß oder klein, vorab oder darnach verübt, oder betriegen, so ist doch der Diebstahl, dazu, als obsteht, oder gebrochen oder gestiegen wird, ein gestissener oder gefährlicher Diebstahl. So ist in dem Diebstahle, der mit Waffen geschieht, eine Verwundung und Verletzung zu befragen. Darum in diesem Fall der Mann mit dem Stroh und das Weib mit dem Wasser, oder sonst nach Gelegenheit der Personen und Ermessung des

Richters in andre Wege, mit Ausschlagung der Augen, oder Abhaugung einer Hand, oder einer andern dergleichen schweren Leibesstrafe gestraft werden soll.“ Also ist auch bei diesen drei Verbrechen die Todesstrafe nur für den höchsten Grad der Strafbarkeit, außerdem eine Versäummelungsstrafe — eine schon lange ganz außer Übung gekommene Straftat — oder eine andre dergleichen, also harte Strafe, festgesetzt. Dabei soll darauf, ob der Diebstahl ein erster oder wiederholter, ein großer oder kleiner, ein handhafter oder heimlicher sei, nicht gesehen werden. Unter diesen Umständen haben einige Rechtsgelehrten die gedachte Todesstrafe als Regel, als ordentliche, angesehen, die Leibesstrafe nur als Ausnahme, als außerordentliche Strafe, welche nur in dem Falle statfinde, wenn zwar der Begriff des Verbrechen, aber nicht der Grund desselben in concreto vorhanden sei⁵²⁾. Die Mehrzahl der Praktiker hat indeß aus dem oben für die möglichste Nichtanwendung der Todesstrafe auf bloße Eigenthumsverletzungen angegebenen Gründen, selbst schon in frühern Zeiten die Todesstrafe nur auf die strafbarste Art des gefährlichen Diebstahls, auf den bewaffneten, und zwar nur im äußersten Falle, für anwendbar erachtet und so das Gesetz in der That erklärt, daß es nicht bei jeder der drei gefährlichen Diebstahlsarten für den höchsten Grad, sondern nur für das denkbar höchste Verbrechen unter ihnen zusammen, die Todesstrafe zulasse. Da die Gewalt gegen Sachen nämlich alle Mal minder strafbar erscheint, als die gegen die Person; so hat man den bewaffneten Diebstahl für den strafbarsten, den gewaltsamen, den Diebstahl mit Einbruch, um einen Grad minder strafbar als jenen, hingegen den verwegnen, den Diebstahl mit Einsteigen, für um einen Grad minder als den gewaltsamen, also um zwei Grade minder strafbar als den bewaffneten, erachtet⁵³⁾. Hiernach pflegt denn die Buxts-Lanoirstrafe, die jetzt gewöhnliche Strafe aller qualificirten Diebstähle, abgemessen zu werden. So statuirte man für den bewaffneten Diebstahl, je nachdem er mehr oder minder unter beschwerenden Umständen begangen worden ist und je nachdem noch andre Diebstahlsarten (z. B. dritter, großer Diebstahl mit Einsteigen und Einbruch u. s. w.) bei demselben concurrirten oder nicht, Zuchthaus, Festungsbau und öffentliche Arbeitsstrafe auf vier bis zehn Jahre. Die Todesstrafe gestattete man nur, wenn wirkliche Ermordungen oder grobe persönliche Verletzungen bei diesem Verbrechen vorgekommen sind. Mit der geringsten der angegebenen Strafen wird der bewaffnete Dieb belegt, der die Waffen nicht gebrauchte, oder, im Fall der Verletzung, gar von sich warf. Der, wie gedacht, um einen Grad geringer zu bestialende gewaltsame Diebstahl zieht die hiernach zu regulirende vorgedachte Freiheitsstrafe nach sich, wobei es sich nach der Natur der Sache von selbst versteht, daß bei gewaltsamer Erbrechung „bloßer Behaltungen“ in der Regel eine mildere Bestrafung, als bei Erbrechung einer „Behanfung“

50) P. O. D. Art. 159. 51) Die entgegenstehende Meinung läuft auf einen Worthettr hinaus, da man in diesem Falle, wenn man auch einen Diebstahl mit Einbruch annimmt, doch eine geringere Strafe statuirte. V. Feuerbach a. a. D. S. 336, besondere Note b.

52) v. Feuerbach a. a. D. S. 339. 53) Aiemann a. a. D. S. 457. 472. 473.

eintritt, und daß dabei die Größe der angewendeten Gewalt und die etwaige Gefährlichkeit der Instrumente, nicht aber, wie mehr Praktiker, den ausdrücklichen Gesetzworten entgegen, wollen, der Werth der gestohlenen Sache in Anschlag kommt. Daß endlich nach denselben Grundsätzen, jedoch am mildesten unter allen, der vermehrte Diebstahl bestraft wird, liegt in der Natur der Sache, da dieser Dieb noch weniger, als der gewaltsame Dieb der Persönlichkeit gefährlich ist.

Unter den besonders benannten Diebstählen, deren größern Strafbarkeit freilich in der Regel der Particulargesetzgebung angehört, steht oben an der Kirchen- und Heiligtumsdiebstahl, d. i. ein solcher Diebstahl, durch welchen entweder eine zum Gottesdienste bestimmte Sache aus einem zum Gottesdienste bestimmten Orte, oder eine profane Sache aus einem dem Gottesdienste bestimmten Orte, oder eine zum Gottesdienste bestimmte Sache aus einem profanen Orte gestohlen wird. So charakterisiren dieses Verbrechen übereinstimmend die P. G. D. und das kanonische Recht⁵⁴⁾. Die Grundsätze über dieses Verbrechen sind bei den Katholiken strenger, als bei den Protestanten, weil erstere eine den erweiterten Sachen inwohnende göttliche Kraft (*sanctitas interna*), die letztern hingegen nur eine durch den besondern Schutz des Staates ihnen ertheilte äußere Heiligkeit (*sanctitas externa*) annehmen. Daher und weil dieser Diebstahl vorzüglich wegen der dadurch an den Tag gelegten Verachtung der Religion, zu welcher der Dieb sich bekennt, als besonders strafbar angesehen wird, ist auch die Zurechnung, wenn ein Protestant, oder gar ein Jude einen Kirchen- oder Heiligtumsdiebstahl begeht, geringer, als wenn derselbe von einem Katholiken begangen wird. Indes unterscheiden die Katholiken auch heilige Sachen (*res sacrae*), welche durch Gebet und Dargebracht sind, z. B. Kelche, Ciborien u. — das Heiligste ist die Monstranz — und geweihte Sachen (*res benedictae*), welche nur durch Gebet und Weihwasser geweiht sind, und die Strafbarkeit eines Kirchen- oder Heiligtumsdiebstahls richtet sich bei den Katholiken unter andern danach, je nachdem er sich an der einen oder andern Art von Sachen vergriffen hat. Rückfichtlich des Ortes der Entwendung wird vorausgesetzt, daß dieser eine eingeweihte und noch im Gebrauche befindliche, wirkliche Kirche solcher Religionsverwandten, denen öffentliche Ausübung des Gottesdienstes gestattet ist, daß er ein solcher Theil dieser Kirche sei, welcher zum Gottesdienste mit bestimmt ist, also das Innere der Kirche und die Sakristei, nicht den Kirchhof, den Thurm, ein Gewölbe vor der Kirche u. s. w. Nach der peinlichen Gerichtsordnung steht auf Entwendung der Monstranz die Feuerstrafe, auf einem Kirchen- oder Heiligtumsdiebstahl an heiligen (tapfern, geweihten) Sachen, gleichviel auf einem Kirchenraube, d. i. auf einem solchen Kirchen- oder Heiligtumsdiebstahl, zu welchem der Dieb einstieg, einbrach, „oder mit gefährlichen Zeugen aufsperrte“ (vom drohenden Diebstahle spricht die P. G. D. nicht) unbedingt Todesstrafe „nach Gelagenheit der Sache und Rath der Rechtsverwandten,“ auf jedem andern einfa-

chen Kirchen- oder Heiligtumsdiebstahle die Strafe des weltlichen Diebstahls, „doch soll in solchen Kirchenräuben und Diebstählen weniger Barmherzigkeit bewiesen werden, denn in weltlichen Diebstählen“⁵⁵⁾. Gegenwärtig pflegt der Kirchen- oder Heiligtumsdiebstahl, wie ein weltlicher Diebstahl mit erschwerenden Umständen, also in der Regel durch Zuchthausstrafe, bestraft zu werden, wobei die Art der Ausführung, der Werth des Diebstahls — denn auch die P. G. D. legt (Art. 172.) auf „gültene oder silberne Gefäße“ dabei einen besondern Werth — und, wie gedacht, bei den Katholiken die Qualität der Kirchen- oder Heiligtums- der Strafbarkeit abgeben.

Nach den Grundsätzen der Römer gehörte das sacrilegium zum crimen peculatus im weitesten Sinne, d. i. Veruntreuung des öffentlichen Eigenthums im Gegensatz vom Privatigenthume, wie denn auch in einem und denselben Gesetzesabschnitte beide behandelt werden⁵⁶⁾. Im engeren Sinne ist Peculatus der Diebstahl am Staatsigenthume, von einer Person begangen, der dasselbe nicht anvertraut war⁵⁷⁾. Dies Verbrechen wurde mit Deportation, an Richtern mit dem Tode, und bei Unterschlagung der bei dem Feinde gemachten Beute mit der poena quadrupli bestraft⁵⁸⁾. Wol mit Unrecht werden die Vorschriften des römischen Rechts über die größere Strafbarkeit des Diebstahls am Staatsigenthume in der Praxis nicht mehr beachtet⁵⁹⁾, da die Anwendung des römischen Rechts da, wo das einheimische nichts verfügt, wol nicht zu beweisen sein dürfte, mithin diese nicht ausdrücklich aufgehobene Verschärfung der Strafe des Diebstahls auch nicht als aufgehoben erscheint, zumal der 170ste Artikel der P. G. D., aus welchen sich Einige⁶⁰⁾ beziehen, gar nicht hierher paßt⁶¹⁾. Bei diesem Verbrechen des Grabschuldens ist auch der Streit darüber, ob der Diebstahl am Stadtigenthume zum Peculatus gehöre, von keiner praktischen Anwendung mehr⁶²⁾.

Zu den in der P. G. D. besonders benannten Diebstählen gehört der Holzdiebstahl, obgleich derselbe nicht bloß als erschwert, sondern auch als privilegiert anzusehen ist. Ein Holzdiebstahl ist nämlich die Entwendung solchen Holzes, dessen Hauptnutzen nicht in genießbaren Früchten besteht und über das nicht genaue Aufsicht geführt werden kann. Die P. G. D. kennt nur den eigentlichen Holzdiebstahl, d. i. denjenigen, welcher in Wäldern und Büschen vollbracht wird, nicht den Hölzholzdiebstahl, d. i. denjenigen, welcher von den Hölzschloßern, das Holz sei schon zur Flöße eingeworfen gewesen oder

55) P. G. D. Art. 171 — 174. 56) Dig. lib. XLVIII. tit. 13 ad Legem Julianam peculatus et de sacrilegiis. 57) Fr. 9. §. 2 et 4. d. cit. tit. 58) Fr. 2. §. 1. de publ. jud. (IV, 18). Fr. 3 et 15. D. cit. tit. Fr. 1. c. de crimine peculatus (IX, 28). 59) Auf Strzyk, Us. mod. paod. lib. XLVIII. tit. 13. §. 1 berufen sich vorzüglich die Autoren, welche mehrmals die hier Erringung haben. 60) Heil, Index et defensor Cap. VI. §. 40 in fine. 61) Man vergl. auch Martin, Verbrechen des Criminalrechts. §. 160. Sadow, Verb. d. Acten. S. 151. Reer *) und beson. Febr. §. 385. 62) Fr. 4. §. 7. D. ad Leg. Jul. pec. (XLVIII, 17). Fr. 81. D. de furtis (XLVII, 2.) Hahn, De crimine peculatus, Heidelberg. 1812. §. 19 — 44.

54) P. G. D. Art. 171, Causa 17; quest. 4. can. 21. §. 2.

nicht, oder aus den zum Fortbringen des Holzes bestimmten Flossgraben, Floßteichen, Flüssen und Bächen geschleift. Der Gegenstand muß Holz, also nicht andre Waldproducte, z. B. Streu, Pech, Gras, Heeren u. s. w., und zwar solches Holz sein, das nicht im der Benutzung seiner Früchte willen, sondern um des Gebrauchs des Holzes selbst willen gefällt (z. B. Bau-, Schirr-, Brennholz) oder ausgegraben wird (z. B. Holzpflanzen). Die Unmöglichkeit gehöriger Aufsicht und die Schwierigkeiten bei Entdeckung des Diebstahls machen, daß nach Specialgesetzen sowohl gefälltes als ungefalltes Holz, auch Windbrüche, als Gegenstand dieses Diebstahls angesehen werden, und daß derselbe für vollbracht angenommen wird, wenn das Holz nur erst zur Entwendung vorbereitet, z. B. so beschädigt ist, daß es nicht fortzuwachen kann, oder wenn, im Falle der Gegenstand gefälltes Holz sein sollte, dasselbe noch nicht aus dem Holze des Eigenthümers, sondern nur von seiner bisherigen Stelle fortgebracht ist. Die P. O. D. Art. 168. will nur denjenigen Holzdiebstahl härter bestrafen müssen, welcher zur Nachtzeit oder an Feiertagen mittels Abhauens begangen wurde; der Diebstahl an schon gefälltem Holze soll wie ein anderer Diebstahl und der, wobei der Dieb nicht das Recht und nicht an einem Feiertage das Holz selbst sählte, gelinder⁶³⁾ bestraft werden — gelinder als das hierin ziemlich strenge römische Recht⁶⁴⁾ und als die ältern teutschen Gesetze, welche besonders streng die Baumschäler behandelten⁶⁵⁾. Nur selten haben die Landesgesetze diese Grundzüge angenommen. Kleine Geldbußen, zuweilen alternativ mit Gefängnis oder körperlicher Züchtigung, sind im ersten Falle, härteres Gefängnis oder härtere körperliche Züchtigung, Ausstellung an den Pranger oder das gemeine Palkeisen, ja sogar Zuchthausstrafe sind bei Wiederholungen, wobei der Werth des Gestohlenen sehr in Anschlag kommt, die Correctionsmittel. Ist ist auch die Größe der Bestrafung davon abhängig gemacht, ob der Dieb schneidende Werkzeuge bei sich führte. — Der Floßholzdiebstahl wird in der Regel härter, als der gewöhnliche Diebstahl, sehr häufig auch bei geringem Werthe mit Zuchthaus bestraft, wovon der Grund theils in der Unmöglichkeit strenger Aufsicht, theils in der Ansicht über das Floßrecht (Jus gramine), als Regal, liegt.

In den Particularrechten sind noch mehr benannte Diebstähle als besonders strafbar bezeichnet, unter Andern der Diebstahl bei allgemeiner Gefahr, Roth oder Schrecken, welchen übrigens auch die römischen Gesetze für vorzüglich strafbar erklären⁶⁶⁾. Er hat die Sachen, welche bei einer solchen Calamität, z. B. Feuerbrand, Plünderung u., gerettet wurden, vorzüglich zum Gegenstande, findet aber auch rücksichtlich andrer Sachen statt, wenn der Diebstahl in der Zeit der Roth und des Schreckens geschah, wo der Eigenthümer nicht gehörige

Aufsicht führen konnte und ein Gegenstand des Mitleids war. Nur eine allgemeine Calamität oder die Gefahr derselben, oder die gerechtfertigte Furcht vor derselben und die Begehung des Verbrechens während jenes Zustandes sind die Kriterien dieses Diebstahls, doch dauert die Zeit, in der er begangen sein kann, so lange fort, bis die Sachen sicher hätten aufbewahrt werden können. Er wird vorzüglich schwer dann bestraft, wenn der Dieb absichtlich das Roth zum Stehlen nutzte und nicht bloß gelegentlich stahl. Schwere Zuchthausstrafe ist das gewöhnliche Strafmaß; es wird jedoch dabei vorausgesetzt, daß der Dieb geruht habe, die Sachen seien aus der Gefahr gerettet, wogegen der Umstand, wenn die Sachen, falls sie der Dieb nicht gestohlen hätte, untergegangen sein würden, als ein Milderungsgrund betrachtet wird.

Die Verabreichung der Grabmäler (sepulcr. violatio), besonders die Plünderung der Leichname (cadaverum apollatio) war schon bei den Römern nachdrücklich verpönt. Insamie, poena metalli, Relegation, Deportation, ja Todesstrafe, war darauf gesetzt⁶⁷⁾. Jetzt noch wird dieser Diebstahl, da die an und in den Gräbern befindlichen Gegenstände als Staatseigenthum betrachtet werden, deshalb und wegen der, gemessenen den Gräbern zugeschriebenen Heiligkeit als strafbarer betrachtet, doch nicht mehr sehr bedacht, es sei denn daß die That von dem zur Aufsicht darüber bestellten Personale geschehe. In diesem Falle statuiren ältere Rechtslehrer⁶⁸⁾, außer der Cassation des Angeklagten, ein bis vierjährige Zuchthausstrafe und bei erschwerten Umständen eine Zusatzstrafe von körperlicher Züchtigung oder Ausstellung an den Pranger. Die damit zusammenhängende Verabreichung der Richtplätze wird noch weniger abweichend vom gemeinen Diebstahle behandelt, da die Idee einer gewissen Heiligkeit der Sache hierbei hinwegfällt.

Diebstahl an Regalien wird nach mehreren Landesgesetzen sehr schwer, sogar mit Todesstrafe, geahndet. Man versteht darunter besonders gewisse Naturproducte, die als Regal angesehen werden, z. B. Bergwerkserzeugnisse, da, wo Goldwäscherei, Perlen- und Ausleerereien sind, die Erzeugnisse derselben, hiernächst aber auch Strandgüter u. s. w.; doch selbst dies sehr vielfache Modificationen und Abweichungen. Nur so viel wird überall das bei vorausgesetzt, daß der Diebstahl da geschehe, wo diese Sachen gewonnen oder gefunden werden. Damit hängt in gewisser Weise der Wilddiebstahl, in wie weit die Jagdgerechtigkeit als ein Regal angesehen wird, zusammen. Der Wilddiebstahl, welcher, wenn nicht vom Stehlen des Wildes aus einem für dasselbe besonders eingesäumten District, einem Abjergarten, Sengarten u. s. w., die Rede ist, von vielen Rechtslehrern⁶⁹⁾ nicht für einen eigentlichen Diebstahl anerkannt wird, ist die durch eine

63) Altmann a. a. D. §. 438. R. 396. Note b. 64) Fr. 2. D. arborum furtim cascavum (XLVII, 7). 65) Eliffr., Forst- und Jagdhistorie der Teutschen, recus. 1754. S. 46. 66) lit. D. de incendio, ruina, naufragio etc. (XLVII, 9.) initio usque ad fragm. 7.

67) Fr. 1. Fr. 3. §. 7. Fr. 11. D. de sepulcro viol. (XLVII, 12.) 68) z. B. v. Quisforpa a. D. I. Bd. §. 573. 69) Klein, schrob, vom Wilddiebstahl, dessen Geschichte u. Grangen 1790. Rechttrag in den Abhandlungen auf dem peinlichen Recht. 2. Bp.

Person, welcher das dazu erforderliche Jagdrecht nicht besitzt, bewirkte Befreiung eines noch nicht occupirten Stückes Wild in der Absicht, sich dadurch zu bereichern. Durch diesen letzten Zusatz unterscheidet sich der Wilddiebstahl von demjenigen bloßen Jagdrevol, der durch Erlegung, Verletzung oder Verfolgung eines Stückes Wild auf fremdem Jagdgebiete, ohne gewinnstüchtige Absicht geschieht. Ebenso ist dieses Verbrechen von demjenigen bloßen Jagdrevol, wo ein Jagdberechtigter zu unzulässiger Zeit schießt, dadurch unterschieden, daß der Wilddieb das Jagdrecht nicht hat. Allein diese Bestimmung würde wieder nicht ausreichen; denn auch ein Jagdberechtigter kann Wilddiebstahl begehen, wenn er z. B. auf fremdem Reviere oder nach Hochwildpret jagt, während ihm nur die niere Jagd etwa zustünde, ihm also das dazu erforderliche Jagdrecht abginge. Der Gegenstand dieses Diebstahls ist, wie gedacht, ein Stück Wild, nicht jedes wilde Thier; denn es gibt wilde Thiere, die in den Jagdgesetzen nicht zum Wilde gerechnet werden, z. B. Feldmäuse, Ratten, Maulwürfe, Hamster u. a. — das Fangen der letztern, Hamstergraben, ist jedoch auch in manchen Ländern von bestimmten Concessionen abhängig. Zum Wilddiebstahl ist ferner die Befreiung des Wildes erforderlich; außerdem ist die Handlung des Attentats zum Wilddiebstahl, oder bloß Jagdrevol. Aus dem oben erwähnten Erfordernisse der gewinnstüchtigen Absicht folgt, daß der kein Wilddieb ist, der ein Wild zur Vertheidigung seiner selbst, oder seines oder des ihm anvertrauten Eigenthums erlegt, z. B. der Feldhüter, der zur Abwehrung des Wildes von den Feldfrüchten Wild erlegt, kann zwar gereinigten Falles dadurch einen Jagdrevol begehen, dies ist aber an sich noch kein Wilddiebstahl. Ob übrigens der Wilddieb das Wild selbst erlegt, fängt u. s. w. oder bereits erlegtes, gefangenes u. s. w. Wild stiehlt, das ist ebenso gleichgültig hinsichtlich des Begriffs des Diebstahls, als auf welche Art die Occupation des Wildes geschieht. Auch in dieser Materie sind die Grundbisse des römischen Rechts, wonach das Töden des Wildes kein Verbrechen ausmachte, weil Wild den Römern eine herrenlose Sache (res nullius) war, die jeder in Besitz nehmen konnte⁷⁰), nicht anwendbar. ⁷¹ Demals wurde in Teutland dieser Diebstahl sehr hart bestraft, sogar mit dem Tode, hier und da, wie überhaupt wird⁷²), mit Aufhängen des Diebes auf lebendige Fische u. s. w. Jetzt richtet sich die Wilddiebstahlsstrafe nach der Größe des Objectes, danach, ob der Dieb ein Jäger von Gewerbe, namentlich ein sogenannter Raubfische, oder ob er bloß zufällig zu der That hingekommen war, insoweit nach der Gefährlichkeit der Begehungsort, z. B. ob der Diebstahl von einem Einzelnen, oder von mehreren Verbündeten, unter lebensgefährlichen Drohungen, oder gar Ver-

letzungen u. s. w. geschah. Geldstrafen von 10 bis 50 und mehr Thalern, Gefängnis, auch Zuchthaus bis zu vier Jahren sind die gewöhnlichen Strafen. Der Wilden diebstahl, welcher manche dem Wilddiebstahl analoge Beziehungen hat, ist in manchen Landesgesetzen besonders verpönt. Die Beurtheilung desselben hängt von den rechtlichen Ansichten über die Bienen übercapit und insbesondere davon ab, ob die fraglichen Bienen wilde oder zahme sind. Bei den Römern wurden sie nach den römischen damaligen Rechtsgrundsätzen über wilde Thiere behandelt; es war unbedingt erlaubt, sie sammt Honig und Wachs überall wegzunehmen, so lange noch Niemand sie sich angeeignet hatte⁷³), daher sogar, wenn Jemand vom Baume eines Auen einen Bienenschwarm oder das von demselben gesammelte Honig und Wachs hinwegnahm, er dadurch keinen Diebstahl beging⁷⁴). Da, wo die Bienen unbeachtet im Zustande der Wildnis leben, werden diese Grundbisse auch anwendbar sein. In mehreren teutschen Ländern aber wird ein besonderer Waldbienensstand angenommen und der Waldbiene wird als Eigenthümer desselben angesehen⁷⁵). Ebenso werden die Bienen, so lange sie es noch nicht verdrängt haben, zu ihrem Stode zurückzuführen, als Eigenthum dessen, der sie in einem Stode versammelt hat, betrachtet. In diesen Fällen ist daher die Wegnahme des Stodes, wenn sonst die Erfordernisse eines Diebstahls eintreten, auch das Wegfangen solcher Bienen ein Bienendiebstahl. Dieser wurde sonst strenger, als jetzt, wo man in der Regel nach dem allgemeinen Grundbisse vom Diebstahl dabei verfährt, geahndet; man hatte deshalb sogar eigene Gerichte, Zeitelgerichte oder Zeidelgerichte genannt, an manchen Orten, z. B. in Nürnberg. Da, wo dieser Diebstahl noch als besonders ausgezeichnet bestraft wird, müssen das Object des Diebstahls jedenfalls die Bienen selbst, nicht deren Producte, und es muß eine Wegführung der Bienen aus dem Bereiche des Eigenthümers erfolgt sein, weil die bloße Annahelhaltung eines von selbst auf fremdem Grund gezogenen Schwarms nicht zu diesem Diebstahl gehört. Von Bestrafung eines angeblichen Herrn von Raub- und Heerdienen kann, nach den jetzigen naturhistorischen Ansichten über diese Art Bienen, nicht mehr die Rede sein⁷⁶).

Der Flugsdiebstahl, worunter man den Diebstahl aus dem Neste am gesammten Akergerichte, als Flugs, Egge, Waage u. s. w. kurz an allen denjenigen größern Werkzeugen versteht, wodurch die Erde zum Erbauen der Feldfrüchte geeignet gemacht wird, findet und fand vorzüglich, in mehreren Gegenden eine härtere Bestrafung als der gewöhnliche Diebstahl, weil der Landmann oft genöthigt ist, diese Werkzeuge im Freien zu lassen und der Treue des Publicums anzuvertrauen. Indes hat man neuerlich häufig diese Ansicht verlassen und bleibt ganz

Str. 12. v. Feuerbach a. a. O. §. 348. Kl. a. a. O. §. 203. Dagegen Littmann a. a. O. §. 458.

70) Nicht ganz einverstanden mit Kleinfürch in dem erwähnten Nachtr. §. 1. S. 407. 71) §. 12. J. de rer. div. (II. 1.) 72) v. Quisep, Grundr. d. preul. Rechts. I. Th. §. 367.

73) §. 14. J. de rer. div. (II. 1.) Fr. 5. §. 2. S. 4. D. de acquir. rer. domia. (XLI. 1.) Fr. 74. Fr. 28. Inst. D. de furtis (XLVII. 2.) 74) Darg, Handbuch d. teutschen Privatrechts, nach Randt. 2. Bd. §. 147, besonders Rodt a. a. S. 254. Kl. a. a. O. §. 216. Note x. Leyser, Note a. D. spec. 557. mod. 15 in fine. 75) Ründe, Grundr. des teutschen Privatrechts. §. 251.

bei den allgemeinen Grundbügen des Diebstahls stehen, wodurch man sogar zur Anwendung mancher Milderungsursachen kommt, die bei andern Diebstählen nicht häufig eintreten⁷⁷⁾. Wo man aber den Pflugdiebstahl noch auszeichnet, sind zwar nicht blos die ganzen Werkzeuge, sondern auch die einzelnen Theile derselben, hingegen nicht kleinere Werkzeuge, welche ohne große Unbequemlichkeit jederzeit nach Hause gebracht werden können, z. B. Hacken, Harken, Spaten u. s. w., Gegenstand desselben.

Der Viehdiebstahl war nicht blos bei den alten Teutschen, sondern auch bei den Römern sehr verpönt. Nach römischem Recht ist zu unterscheiden das Wegtreiben des Viehes aus den Weiden von der Weide (abigens), wozu jedoch eine gewisse Anzahl von Stüden, z. B. 10 bei Schafen, 4 bis 5 bei Schweinen u. s. w., erfordert war, und der Diebstahl an Vieh außerhalb der Heerde, an einzelnen Stüden (furtum pecorum), und zwar letztes entweder von einem freien Plage oder aus dem Stalle. Nur größtes und für den landwirtschaftlichen Gebrauch eigentlich wichtiges Vieh, nicht Hunde, Katzen, Tauben, Enten, Pflaue u. s. w., konnten Gegenstand der härtesten Bekrafung dieses Diebstahls sein, und auch dabei wurde die Strafe von der mehr oder minder bedeutenden Größe abhängig gemacht⁷⁸⁾. Unter den verschiedenen Arten dieses Diebstahls stand in der Strafbarkeit oben an der eigentliche Abigat, welcher mit einer geschärften Strafe belegt werden sollte; einen Grad geringer sollte die Entwendung des Viehes aus dem Stall, am mildesten Fortführung eines nicht in der Heerde befindlichen Stückes Vieh von einem freien Plage bestraft werden. Die condemnatio ad gladium, d. i. nicht die Strafe des Schwertes, wie man sie jetzt versteht, sondern die condemnatio ad ludum gladiatorum, die Verurtheilung zu öffentlichen Arbeiten, insbesondere zu den Bergwerken, der Vornehmern (qui honestiore loco nati sunt) Relegation und Degradation (seu movendi ordine) waren die Strafen⁷⁹⁾. Man bestraft jetzt, nachdem durch vermehrte Cultur es eine Menge von Gegenständen gibt, deren Entwendung ebenso nachtheilig, vielleicht noch nachtheiliger ist, als die des Viehes, den Viehdiebstahl in der Regel dem gewöhnlichen Diebstahle gleich; ja es ist sogar der Gerichtsbrauch der Bekrafung der Wegtreibung des Viehes aus der Heerde so wenig gleichförmig, daß man diese bald härter, bald gelinder, als andre Diebstähle bestraft⁸⁰⁾. Daß der Viehdiebstahl von unermesslichen freien Plätzen glimber, als der Diebstahl des Viehes aus dem Stalle bestraft wird, liegt in der Natur der Sache. Nur in der Hinsicht bleibt man noch bei dem römischen Rechte stehen, daß man der Viehdiebstahl, wovon der Dieb eine Art von Erwerbe machte und worauf er geistlichlich ausging, härter bestraft, als den zufällig begangenen (pu-

niantur autem darissime non ubique, sed ubi frequentius est id genus maleficii etc. Qui etc. et abigendi studium quasi artem exerceant⁸¹⁾. Da wo die Pferdezuucht ein wichtiger Theil des Landbesitzthums ist, bekräften auch noch neuere Geseze den Viehdiebstahl besonders streng. In mecklenburger Gesezen von 1777 und 1788 steht der Strang, in pommerischen Patrimen von 1779 und 1786 drei bis vierjährige Ketten; ja nach Besinden Golgenstrafe auf diesem Verbrechen.

Der Hausdiebstahl (furtum domesticum) ist derjenige, welcher im Hause entweder von einem Hausgenossen am andern, oder von einer, in Dienstverhältnissen stehenden Person an deren Herrn begangen wird. (S. den Art. Hausdiebstahl). Die römischen Geseze sind in Ansehung des Hausdiebstahls des Diebstahlsfines darum nicht mehr anwendbar, weil die damaligen häuslichen Dienstverhältnisse ganz von den unsrigen verschieden waren, in Ansehung des Hausdiebstahls der Hausgenossen oder darum nicht, weil die römischen Geseze darüber theils allzu unvollständig sind — sie erwähnen nur den Fall, wenn ein Gastwirth die bei ihm einkehrenden Fremden bestiehlt — theils sie mehr den Punkt der Entschädigung und der darüber anzustellenden Klagen, als die Eigenschaft des Diebstahls selbst in das Auge fassen. Specielle Landesgeseze bekräften den Hausdiebstahl besonders hart, einige, z. B. ältere braunschweigische Geseze, drohen sogar die Todesstrafe an. Im Allgemeinen wird die gewöhnliche Strafe des Diebstahls mit Erschließung, nach Maßgabe obiger Verhältnisse, erkannt. Als Milderungsgrund läßt man hier insbesondere den allgemeinen Milderungsgrund gelten, wenn der Dienstbote sich dadurch zu seinem rückfälligen Lohne versehen wollte. Der hierer gebührige Diebstahl an Kameraden ist in den meisten Kriegsgefezen besonders geschräkt. So soll er nach den königl. sächsischen Gesezen⁸²⁾ im Frieden um die Hälfte härter, im Kriege noch einmal so hart, als der gemeine Diebstahl, und mindestens im Frieden mit vierzehntägigem, im Kriege mit vierwöchentlichem Kettenarreste bestraft werden. Besonders hart ist der Hausdiebstahl an Hofbedienten zu bekräften, welche sich desselben in herrschaftlichen Palästen schuldig machen, weil dies Verbrechen auch mit in das durch viele Particulargeseze besonders verpönte Verbrechen des Hofdiebstahls, des Diebstahls in Residenzen, fällt. Darunter versteht man denjenigen Diebstahl, welcher in den, zur Wohnung für den Landesherren (also nicht für die, besonders entfernten, Glieder der Familie, z. B. die arvanagierten Prinzen und Prinzessinnen, wenn diese Wohnungen nicht mit der des Landesherren genau zusammenhängen) gebrauchten Gebäuden (dabin gehören auch Jagd- und Lustschlösser, so lange der Fürst da anwesend ist) verübt wird. Die in den Residenzen öfter befindlichen Wohnungen der Offizianten, selbst die Verammlungs-orte der Beamten, die Kammern, Kanzleien, Amtskuben u. s. w., gehören nicht zu den Gebäuden, in denen

77) Altarmann a. a. D. §. 450. 78) Fr. 1. §. 2. D. de abigens (XLVII, 14). 79) Fr. 1. pr. §. 1 et Fr. 5. §. 1. D. de abigens (XLVII, 14). 80) Altarmann a. a. D. §. 451. Man vergl. auch v. Caiskopf a. a. D. §. 366.

2. Gesetz. B. III. v. A. Art. Section. XXV.

81) Fr. 1. pr. et §. 1. D. de abigens (XLVII, 14). 82) Strafgesetzbuch für die königl. sächsischen Truppen. Art. 217 §.

der Diebstahl als Hofdiebstahl angesehen wird. Denn der Grund der Auszeichnung dieses Diebstahls wird theils in der Kühnheit und Verwegenheit des Diebes, wegen der in der Nähe des Landesherrn mehrtheils befindlichen vielen Wachen und Aufseher, theils in der Heiligkeit und sogenannten Befriedung des Orts, theils in der hier weniger möglichen genauen Verwahrung der Sachen gesucht⁸⁵⁾. Eine willkürlich erdachte Strafe des Diebstahls findet dabei statt, und es ist dieser Diebstahl insofern merkwürdig, als die Untersuchung und Bestrafung desselben häufig den ordentlichen Gerichten entzogen und den Hofmarschallämtern zugetheilt ist, wobei jedoch der oben aufgestellte Begriff des Hofdiebstahls nicht festgehalten, sondern in der Regel jeder in dem Hofdienstsloffe begangene Diebstahl unter das Hofmarschallamt gezogen wird.

Noch kannten die Römer mehrer besonderte benannte ausgezeichnete Diebstähle, deren Verschärfung jedoch jetzt wenig beachtet wird. Dahin gehört das *crimen directarium*, oder, wie es auch genannt werden will, *diastriatus*. Sei es, daß die Römer darunter das Erbrechen der Wohnzimmern, oder das Einschießen in die obere Theile des Hauses (*coenacula*), oder das einschleichen ohne nach den oberen Theilen des Hauses, oder den Diebstahl eines Aufsehers über die obere Theile des Hauses verstanden⁸⁶⁾, und darauf kommen die Ansichten der meisten Rechtslehrer hinaus⁸⁷⁾; so scheint doch derjenige Umstand, welcher den Römern als hauptsächlich erschwerend vorkam, das Einschießen und Verschleichen in den oberen Theil mehr entzogenen und schwerer zu erreichenden Theilen des Hauses zu sein. Darum bestraften sie dieses Verbrechen mit körperlicher Züchtigung (*poena flagellationis*), Relegation, öffentlicher Arbeit. Zwar wird noch jetzt das Einschleichen und Verschleichen, besonders wenn es von bedeutender List und Frechheit zeugt, als Verschärfungsgrund, doch selten für sich allein und in der Regel nur, wenn es mit andern Verschärfungsgründen concurrirt, angesehen. Auf gleiche Weise sollten nach dem römischen Gesetze⁸⁸⁾ die *saccularii*, „qui, vetitatis in sacculo artes exercebant, parum subditi, partem subtrahunt.“ die Taschendiebe, Beutelschneider, Weiselauser u. bestraft werden. Man versteht unter diesen Dieben solche, welche den Gegenstand des Diebstahls unmittelbar von der Person wegnehmen. Wenn gleich dieses Verbrechen bei der Bestrafung selbst, um der Art der Ausführung willen, in Deutschland nicht ausgezeichnet zu werden pflegt; so werden doch gewöhnlich diese Diebe wegen ihrer Gefährlichkeit solchen polizeilichen Maßregeln unterworfen, die in Effect einer Strafhaftung gleichkommen, z. B. unbestimmtes, rückfälligkeit seiner Verurtheilung von der anscheinenden Befrei-

ung des Verbrechens abhängiges Zuchthaus. Auch pflegt man dann, wenn diese Menschen aus dem Diebstahl eine Art von Gewerbe machen und unter Andern denselben bei größeren Volkszusammenkünften treiben (Markt diebstahl, Messe diebstahl), eine solche Zuchthausstrafe zu erkennen, welche das Publicum mehr in den Stand setzt, sich vor diesem Diebe zu hüten, z. B. Ausstellung an den Pranger, öffentliche körperliche Züchtigung, sonst Staupfeßen u. s. w. Häufiger rechnet man dazu solche Diebe, welche sich mit Abschneiden und Erbrechen der Koffer und Kesseln abgeben, und diese werden wegen des besondern Grades von Frechheit und Gefährlichkeit, welcher dabei concurrirt, zu vier- bis sechszehnjährigem Zuchthause⁸⁹⁾ verurtheilt. Eine den Römern ganz eigene Art von ausgezeichneten benannten Diebstählen war der Diebstahl in Bädern (*furtum balnearium*). Die Bäder standen bei ihnen unter einem besondern öffentlichen Schutze, welches bei uns nicht der Fall ist, daher die Grundzüge der Römer über diesen Gegenstand jetzt nicht einmal dann Anwendung finden können, wenn durch besondere Landesgesetze der Diebstahl in gewissen öffentlichen Heilquellen, Gesundbrunnen u. s. w. vorzüglich verpönt ist. Es muß sich vielmehr in diesen Fällen lediglich an die ausdrücklichen Bestimmungen des Landesgesetzes gehalten und dabei stehen gelassen werden. Indes wird jedenfalls der bei den Römern vorzüglich zu beachtende Diebstahl, wenn einem Badenden die ausgelegenen Kleidungsstücke entwendet worden sind, auch bei uns besonders nachdrücklich gestraft werden, da der Badende nicht nur in dem Zustande, in welchen er sich befindet, sich vor diesem Unfalle nicht wohl schützen, sondern auch durch den Mangel an Kleidungsstücken rückfälligkeit seiner Gesundheit Schaden leiden kann und überdies öffentlicher Beschimpfung ausgesetzt wird. Bei den Römern wurde dieser Diebstahl mit einer *poena publica extra ordinem* belegt, welche jedoch zeitige öffentliche Arbeit nicht überlassen sollte. Die Soldaten wurden mit Schande entlassen (*ignominia mita*)⁹⁰⁾.

Noch nennen die römischen Gesetze, als besonderte, und zwar nach Maßgabe ihres Standes, zu zeitigen oder zeitigen öffentlichen Arbeiten, Degradation oder Landesverweisung zu verurtheilende Verbrecher die *exilatores*, welche im Gesetze selbst⁹¹⁾ nur als *saeviores atrociores* charakterisirt werden. Darüber, was eigentlich darunter verstanden wurde, ist man nicht im Klaren⁹²⁾, daher um so weniger von einer Anwendung der diesfälligen Grundzüge die Rede sein kann.

Bei den privilegirten Diebstählen, deren wir oben gedenken, sind vorzüglich merkwürdig die verschietenen Ansichten über das *crimen expilatioe hereditatis*, Erbschaftsdiebstahl, Beraubung der Erbschaft, d. i. der an einer Verlassenschaft begangene Diebstahl. Die Merkwürdigkeit besteht vorzüglich darin, daß die Grundzüge

85) *Ultimatum a. d. §. 459.* 84) *Erhard de furti notione per legem constituta adcuratius definitum.* Cap. 1. p. 25-38. *Pernice de furti genere quod vulgo directarium nomine circumfertur.* Götting. 1821. 85) Einige andre Sophisten erblicken Wächter im Begriffe des Strafrächters. 2. Abth. p. 197. S. 332 fg. 86) *Fr. 7. D. de extraord. crim. (XLVII, 11.)*

87) *v. Luitprand a. d. §. 369.* 88) *Fr. 1 et 3. D. de fur. balnear. (XLVII, 17.)* 89) *Fr. 1. §. 1. D. de effraactoribus (XLVII, 18.)* 90) *Calvisius Laticola iuridicum a. voc. expilatores.*

des römischen und deutschen Rechts von den Rechtslehrern sehr vermisch worden und daraus sehr zweifelhafte Resultate entstanden sind. Das römische Recht setzte offenbar dabei als Thäter eine solche Person, welche nicht Miterbe ist⁹¹⁾, voraus⁹²⁾. Es sah auch diesen Diebstahl nicht für weniger strafbar, als den gemeinen Diebstahl an⁹³⁾. Es erobnete vielmehr die außerordentliche *actio expilatae hereditatis*, welche überdies nur bei den penitentialen Obrißgeiten, dem *praefectus urbi* oder *praeses provinciae*, angehängt werden konnte⁹⁴⁾, nur darum an, weil nach dem strengen Klagsverfahren der Römer bei einer ruhenden, noch von Niemandem angetretenen Erbschaft (*hereditas iacens*) Niemandem ein Klagsrecht gegen dergleichen Entwendungen zugesprochen haben würde und doch die *hereditas iacens* dergleichen geschützt werden mußte. So sagt es ein Gesetz ausdrücklich: *Expilatae hereditatis crimine loco deficientis actionis intendi consuevisse, non est iuris ambigui*⁹⁵⁾. Es wurde auch das crimen *expilatae hereditatis extra ordinem* bestraft⁹⁶⁾. Nun findet sich in der P. G. D. folgende Vorschrift des 165ten Artikels:

„Item so einer aus Leichtfertigkeit oder Unversand etwas heimlich nähm von Gütern, der er sonst ein nächster Erbe ist, oder so sich dergleichen zwischen Mann und Weib begäbe und ein Theil den andern deshalb anklagen würde, sollen Richter und Urtheiler mit Entfremdung aller Umstände bei den Rechtsordnungen und an Orten und Enden, wie zu Ende dieser unserer Ordnung angezeigt, Rathsch pflegen, auch erfahren, was in solchen Fällen das gemeine Recht sei und sich darnach halten. Doch soll die Obrigkeit oder Richter in diesen Fällen von Amtswegen nicht klagen noch strafen.“

Die in diesem Gesetze enthaltene Verweisung auf das römische Recht deutete man zum Theil auf die römischen Vorschriften über den Erbschaftsdiebstahl, welcher noch obigem eine ruhende Erbschaft, also den schon erfolgten Tod des Erblassers voraussetzt, während dieses deutsche Gesetz von Bestehlung eines noch lebenden Erblassers und der Erbgatten unter einander, also zum Theil davon, was die Römer *amotio* oder *crimen rerum amotarum* nennen, vom Verwandtendiebstahl oder *Familieniebstahl* spricht, man also auf die hieherher ersügenden Gesetze des römischen Rechts⁹⁷⁾ jene Stelle der P. G. D. hätte beziehen sollen⁹⁸⁾. Diese römischen Gesetze

setze nun drohen dem Diebstahl unter so nahen Verwandten gar keine Strafe, schloßen die Diebstahlsklage ganz aus und verliessen bloß Klage auf Schadenersatz. Darin also und in der Schlussverordnung des erwähnten Artikels der P. G. D., daß bei diesem Diebstahle nicht Amtswegen verfahren, sondern jederzeit Klage des Beschloßenen abgewartet werden soll, besteht die günstige Auszeichnung, das privilegium dieses Diebstahls. Es ist nach allem diesen ebenso irrig, daß für solche Diebstahle der Gerichtsbrauch eine, voranleich leichte Strafe, gewöhnlich Gefängnis von einigen Tagen bis zu acht Wochen, höchstens drei Monaten zuläßt⁹⁹⁾, als daß man die Personen, welche diesen Diebstahl begehen können, auf gewisse Grade der Verwandtschaft, sogar Schwögerschaft, aus gewissen Billigkeitsrücksichten¹⁾ ausdehnen oder beschränken will. Kein Privilegium kann über die ausdrücklichen Worte des Gesetzes erklärt werden. Das Gesetz nimmt, als einziges Kriterium, die Verwandtschaft an, welche für den Todesfall des Beschloßenen ein sofort eintretendes Erbrecht begründet, daher der Grad bald näher, bald entfernter sein, das Privilegium aber nur bei einem solchen Erbananspruch eintreten kann. Eine in diesen Verhältnissen nicht stehende Person, welche am Verwandtendiebstahl Theil nimmt, wird wie jeder Theilnehmer an einem andern Diebstahle bestraft. Die Schlussworte des Gesetzes, welche man gewöhnlich so auszulegen pflegt, daß also das Gesetz doch eine Strafe zulasse²⁾, sagen nicht, daß nur eine gelindere Strafe hier stattfinden solle, sondern heißen ganz klar im Zusammenhang: „wenn das gemeine Recht eine Strafe ausprechen sollte“ — der Gesetzgeber läßt dies unentschieden, sonst würde er diese Strafe gradezu genannt haben — „soll der Richter doch nicht von Amtswegen, sondern nur auf erfolgte Klage diese Strafe verhängen.“ Ueberdies schließt allerdings das Gesetz nicht jede Strafbarkeit aus. Denn es beruft sich nur rücksichtlich desjenigen Verwandtendiebstahls auf das keine Strafe statuirende gemeine Recht, der „aus Leichtfertigkeit oder Unversand“ geschieht, nicht rücksichtlich desjenigen, bei welchem erschwerende Umstände vorhanden sind, daher man von jeder diesen von den Privilegien des Verwandtendiebstahls ausnahm³⁾.

Weiter ist privilegiert der Diebstahl an erbsbaren Früchten auf dem Felde, bei Tage, wenn der Dieb nicht durch Wegtragen großen gefährlichen Schaden thut⁴⁾. Dann soll er bloß bürgerlich nach Gelegenheit der Prison und Sache, nach Leibeswohlthaten gestraft werden. In Hemmschreit dieser Principien muß gemeinerlich der Felds und Gartendiebstahl angesehen werden. Partikulargesetze schärfen aber die Strafe desselben oft sehr. Es kommt dabei auf die Größe des angerichteten Schadens an; da dieser häufig gering ist, so wird da, wo gemeines Recht gilt, Handarbeit und Gefängnis die gewöhnliche Strafe

91) Fr. 3. C. familiae erciscundae (II, 36.); *Expilatae enim hereditatis crimine frustra coheredes intendunt*. 92) *Klein a. a. D. §. 591* gegen Zittmann a. a. D. 2. Bd. §. 435. 93) Fr. 12. C. ex quib. caus. infamia (II, 12.): *Si te expilatae hereditatem, sententia praenitidis contulerit, non ex eo quod non et alia poena tibi irrogata est, furti improbitorem infamiam evitasti*. 94) *Klein* a. a. D. 2. Bd. §. 109 (2. 95) Fr. 6. C. de crim. expl. heredit. (IX, 32.). 96) Fr. 1. D. expilatae hereditatis (XLVII, 19.). 97) Fr. 12. F. de obl. quas ex del. (IV, 1.) Fr. 16. F. de pr. Fr. 52. §. 4–7. D. de furtis (XLVII, 2.) Fr. 1. Fr. 6. pr. Fr. 17. Fr. 25. D. de act. rer. amot. (XXV, 2.) Fr. 2. C. rer. amot. (V, 21.) 98) v. *Gueterbach* a. a. D. §. 351.

99) Zittmann a. a. D. §. 455.

1) *Wächter*, *Lehrbuch des Strafrechts*. 2. Ab. §. 195. Note 53. 2) *Hommel*, *Klappad.* obs. 540. 3) v. *Quilke* a. a. D. 1. 2. §. §. 377. 4) P. G. D. Art. 167.

sein. Vorzüglich leicht ist der sogenannte Mundraub zu befehen, d. i. geringe Diebstahl, wenn Jemand zu augenblicklicher Stillung seines Appetits Früchte wegnimmt und sogleich verzehrt, eine Handlung, die nach andern teutschen Gesetzen sonst ganz unsträflich war⁵⁾. Der Feld- und Gartendiebstahl wird übereins, nach einigen Particulargesetzgebungen, besonders in Wiederholungs-fällen mit körperlicher Züchtigung, Pranger, ja Zuchthaus belegt. Und da die P. S. D. ganz allgemein von „Früchten und Nutzung auf dem Felde“ spricht; so versteht man darunter nicht bloß Getreide und Früchte aller Art, sondern auch Gras, Baumfrüchte, Steine, Baumkohlern, Lorf, Rehm u. s. w.

Der Fischdiebstahl ist nur insofern privilegiert, als der Gegenstand Fische sind, die aus einem „fließenden ungesonnenen Wasser,“ das einem Andern zufließt, gefishen werden. Während nämlich der Fischdiebstahl aus „Fischen oder Beträgnissen“ dem gewöhnlichen Diebstahle gleich bestraft wird, soll in gedachtem Falle nur eine willkürliche Leibes- oder Vermögensstrafe eintreten⁶⁾. Da hier offenbar der Grund der mildern Strafbareit in dem Unterbleiben der Störung der Eiderheit des Wohnorts und in der sich so leicht darbietenden Gelegenheit zu Begehung dieser Handlung liegt; so wächst die Strafbareit bei dem Fischdiebstahle, je stärker und sicherer die Veranlassung ist, in welche der Dieb dabei bringen mußte, je bedeutender die zur Erlangung seines Zweckes angewendeten Mittel sind, z. B. Ziehung des Rapses eines Teiches oder sonstiger Ablassung desselben, endlich je nachdem der angerichtete Schaden groß ist, z. B. Fischdiebstahl in der Reichheit. Der Krebsdiebstahl wird mit Recht dem Fischdiebstahle gleich bestraft.

Noch zählt man häufiger den Diebstahl an den auf öffentlichen Plätzen als Staatseigentum befindlichen Sachen, als Statuen, Säulen, Geländern, Brücken, Ketten zu Gebäuden und Säulen, an öffentlichen Baumstäben u. s. w. zu den privilegierten Diebstählen⁷⁾, weil durch die leichte Gelegenheit dazu eine gelinde Strafe motiviert werde. Inthes finden andre Particulargesetze eben darin und in der Nothwendigkeit, diese Sachen Mos dem Schutze des Publicums anzuvertrauen und ihnen daher eine Art von Heiligkeit zu geben, Motive für eine härtere Bestrafung. Dies dehnt man dann auch auf andre Sachen aus, denen man den Charakter einer besondern Heiligkeit und Unverletzlichkeit beilegt, weil sie unter den unmittelbaren Schutze des Staates gestellt sind, z. B. gerichtliche Deposita, die den öffentlichen Posten anvertrauten Sachen (Postdiebstahl) u. s. w.⁸⁾.

Im Allgemeinen ist noch ausdrücklich der Diebstahl nach gemeinem teutschen Rechte folgendes zu bemerken. Die Rechtslehrer⁹⁾ haben die diesem häufigen Verbrechen viele nicht zu rechtferdigende besondre Milderungsgründe rückfichtlich der Strafe geltend zu machen gesucht. Dahin gehet unter Andern der Ersatz des Gestohlenen.

Weber die römischen, noch teutschen Gesetze enthalten diesen Milderungsgrund ausdrücklich, doch wird er im Gerichtsbrauch immer beachtet, wenn der Diebstahl kein wiederholter oder qualifizierter war, sonach auch das Unersichte nicht den Betrag eines großen Diebstahls erreicht, die Wiedererstattung noch vor Anstellung der Untersuchung geschah, und der größte Theil des Gestohlenen ersetzt¹⁰⁾, endlich der Ersatz dem Gestohlenen aus wirklich geleistet wurde, das Objekt aber nicht etwa bloß nach entrichtem Diebstahle vorhanden, z. B. in Ertragsgewahrsam war, aber vor der Ablieferung an den Gestohlenen durch einen andern Zufall wieder verloren ging. Haben Mehre zusammen einen Diebstahl begangen, so wird nicht jedem Einzelnen das, was von ihm ersetzt wurde, zugute gerechnet, sondern der Ersatz von Allen zusammen genommen, wird auf Alle repartirt¹¹⁾. — Die P. S. D. selbst handelt als einen Milderungsgrund bei dem Diebstahl, in einem eignen, dem 170sten, Artikel die Jugend des Diebes unsäglich ab. Sie nimmt dabei das 14te Jahr als Normaljahr an, wo diese Entschuldigung aufhöre, und sagt ausdrücklich voraus, „daß die Bobheit das Alter (nicht) ersetzen möchte.“ Da die Jugend für jedes Verbrechen einen gesetzlichen Milderungsgrund abgibt¹²⁾, so kann dies bei dem Diebstahle höchstens nur eine noch nachdrücklicher Verdrückung jenes allgemeinen Milderungsgrundes erwirken. — In der Natur der Sache liegt es übrigens, daß die Strafe sich bedeutend mildert, wenn der Dieb die Entwertung nur beging, um sich wegen einer ihm an den Gestohlenen ausstehenden Forderung bezahlt zu machen¹³⁾, oder von dem Gestohlenen nicht selbst zu profitieren, sondern nur, ohne alle interessierte Absicht, Jemanden eine Wohlthat zu erzeugen.

Umständiger ist der Gerichtsbrauch bei Annahme gewisser besondrer Schatzungsgründe für die Strafe des Diebstahls. Diese sind unter andern, wenn dem Diebe die Verschüttung zur Sorge für die gestohlenen Sachen oblag, z. B. der Schildwache¹⁴⁾, dem Heilbüter, dem Hirten u. s. w. bei dem Diebstahl an den bewachten Gegenständen; wenn weiter der Dieb vermöge seines bürgerlichen Gewerbes, z. B. als Schlosser, sich der Treue besonders befleißigen sollte und er von seiner Handwerks-geschicklichkeit einen diebstöhligen Gebrauch macht¹⁵⁾; wenn solche Gegenstände gestohlen werden, deren Entwendung eine große Calamität hervorbringen kann, z. B. Stützen unter einem abgeheilten Hause, Feuerlöschgeräte, die Ketten u. s. w., womit eine Schiffmühle am Ufer besetzt ist u. dgl. Daß endlich Diebe, die sich in Bänden zum Stehlen vereinigt haben, vorzüglich hart bestraft werden, liegt in der Natur der Sache. — Die Theilnehmer an einem Diebstahle pflegen gewöhnlich nach Verhältnis des von ihnen bezognen Gewinnes, bei begangnen Gewalt-

5) Sachenpflag. Buch II. Art. 39 und 68. 6) P. S. D. Art. 169. 7) Littmann a. a. D. §. 447. 8) Heintz a. a. D. S. 425. 9) Leyser, Med. ad pand. spec. 537.

10) Heintz a. a. D. S. 418. 11) Littmann a. a. D. §. 476. 12) P. S. D. Art. 179. 13) Struben a. a. D. Buch. 197. §. 9. (Mit Zugl. II. 107.) 14) Lemp. Corp. jur. milit. Part. gen. c. 1. n. 35 et 89. Das sächs. Militärstrafgesetzbuch droht Art. 120 anwesenden achtjährige Gefängnis. 15) v. Wieg, Handbuch des teutschen Polizeirechts. 1. Bd. 5. Buch. 1. Abschn. 5. Hauptst. Nr. 2. S. 530.

thätigkeiten nach Verdäknis der Theilnahme an dieser Gewaltthätigkeit, überhaupt nach dem Grad ihrer Thätigkeit, Partiter und Diebhehle aber nach den allgemeinen Grundfätzen über Partiter und Hehle (s. diese Artikel) bestraft zu werden. Gegen die Diebe gedenten die Gesetze besonders des Rechtes der Nothwehr. Die P. G. D. Art. 130. erklärt die Tödtung eines Menschen „so jemand einen der nächtlichen Heil gefährlicher Weise in seinem Hause findet“ zu den Nothwehrfällen, ohne jedoch sich darüber zu erklären, was dazu erforderlich und wie weit der Tödtschlag an einem solchen Menschen zu entschuldigen sei. Geht man deshalb auf das römische Recht zurück¹⁶⁾, so findet man, daß dieses die Tödtung eines bei Tage ertappten, mit Waffen sich vertheidigenden Diebes, ingleichen eines bei Nacht im Hause ertappten Diebes erlaubt, dies jedoch nur unter Voraussetzung der allgemeinen Erfordernisse der Nothwehr (s. diesen Artikel¹⁷⁾).

Zur Wiedererlangung des gestohlenen gibt das römische Recht mehre Klagen¹⁸⁾. Obenan steht die *actio furti* (die Diebstahlsklage), welche aber darum jetzt außer Gebrauch ist, weil sie den Begriff der Römer, daß der Diebstahl ein Privatdelict sei, voraussetzt, daher sie auf Erlangung bezüglich des doppelten oder vierfachen Werthes des gestohlenen ging, welches Recht auf Einbringung einer Privatstrafe ruht, wo der Dieb mit einer öffentlichen Strafe belegt wird, dem Bestohlenen nicht mehr zusteht. Ubrigens diente sie auch die Schwierigkeit, daß sie nicht gegen die Erben, sondern bloß gegen den Dieb gerichtet werden konnte. Dagegen wird noch jetzt die Eigenthumsklage (*rei vindicatio*) und die, nach deren Beispielen, zur Beilegung des Klägers von dem bei der vorigen zu führenden schweren Beweise des Eigenthums, eingeführte *publicianische* Klage von dem Bestohlenen angestellt werden können. Beide setzen indessen ebenso, wie die *actio ad exhibendum* (die Herausgabeungsklage) die noch fortwährende Existenz des gestohlenen Gegenstandes voraus. Günstiger ist daher die eigentümlich für diesen Zweck eingeführte *condictio furtiva* (eigentlich Diebstahlsklage), vermöge deren der Eigenthümer und dessen Erben, in gewissen Fällen auch der Pfandgläubiger, von dem Diebe und dessen Erben, auch zuweilen dessen Gehülfen, die Wiedererlangung der gestohlenen Sache nebst Zuzehr, gezogenen und vernachlässigten Früchten und allem übrigen Interesse, also auch Zinsen, im Fall aber die gestohlene Sache aus irgend einem Grunde untergegangen sein sollte, den, von Zeit der begangenen Diebstahls an stattgehabten doppelten Gemeinwerth derselben, — nach einiger Rechtslehrer Meinung jetzt nur den zur Zeit der Begehung des Diebstahls stattgehabten

Werth der Sache — eintragen können¹⁹⁾. Diese Klage kann danach angestellt werden, der Dieb besitze die Sache noch oder nicht, selbst wenn er auch nicht *dolo malo* — welches andre Klagen voraussetzen — den Besitz derselben ausgeübt hat, selbst wenn sie durch einen solchen Zufall, der sie auch bei dem Eigenthümer reichlich haben würde, untergegangen ist. Ist die Sache von dem Diebe zu etwas Anderem gemacht worden, z. B. Gefäße aus gestohlnem Metalle, Kleides aus gestohlnem Holze, so kann der Kläger aus Auskunftung der neuen Substanz klagen, ohne daß der Dieb einen Ersatz der darauf verwendeten Unkosten verlangen kann. Der Kläger wird, in Ermangelung andrer Beweise über den Werth der Sache, zum Widerungsseide (*juramentum in litem*) gelassen. Von mehren Dieben haftet Jeder, ohne die Theilungswohlthat, für das Ganze, aber jeder Erbe eines Diebes haftet nur für seinen Erbtheil, jedoch ohne Rücksicht darauf, ob er durch den Diebstahl reichlich geworden ist oder nicht. Ein *successor singularis*, also ein solcher, welcher nicht in das gesammte Recht seines Vorgängers eingetreten ist, sondern nur aus einem speciellem Rechtsgrunde die fragliche Sache von dem Diebe bekommen hat, kann nicht mit dieser Klage belangt werden. Die Klage wird eingetheilt in die *condictio furtiva ceteri*, wenn sie der Eigenthümer oder dessen Erben in vorgedachter Weise, o. f. *in certi*, wenn sie der Pfandgläubiger oder dessen Erben anstellen, weil im letzten Falle dieser entweder ein Verschenken dabei zu Schulden brachte, in welchem Fall er dem Eigenthümer für den Werth der Sache stehen muß, diesen also ganz einzufolgen berechtigt ist, oder ganz unschuldig an der Sache war, wo er dann bloß auf Ersatz derjenigen Summe klagen kann, die er dem Eigenthümer lieb. Bei den Römern, wo das *surtum possessionis* noch möglich war, konnte die Klage, im Falle der Eigenthümer selbst der Dieb war, vom Pfandgläubiger auch nur auf Capital und Zinsen gerichtet werden. Diese Klage erlosch durch Novation dadurch, daß der Dieb dem Kläger die Sache anbot, dieser sie aber nicht annahm und durch Uebersetzung der gestohlenen Sache oder deren Werthes an den Bestohlenen. Ungeachtet aller angegebenen Vortheile kommt diese Klage selten vor, weil dem Bestohlenen gewöhnlich bei der Criminaluntersuchung sofort und mittelst des Adhäsionsprocesses²⁰⁾, zu seinem Eigenthume verurtheilt wird, der Dieb aber in der Regel in so schlechten Vermögensumständen ist, daß, wenn nicht das Diebstahlsobject selbst wieder erlangt wird, eine Entschädigung weber von ihm noch von seinen Erben zu gewinnen ist.

Daher gegen dazwischen kommt die Frage vor, welche Stelle einer solchen Forderung bei dem Vermögenscon-

16) Fr. 4. §. 1. D. ad Leg. Aquil. (IX, 2). Fr. 54. §. 2. de furtis (XLVII, 2). Fr. 9. D. ad Leg. Corn. de sic. (XLVIII, 8.). 17) v. Feuerbach a. a. D. §. 322. 18) Umständlich ist die Materie über Entscheidung des Richters abgehandelt in der Schrift von Kleinfach, Allgemeine Grundsätze über den Schadenersatz aus Verbrechen in den schon angezogenen Abhandlungen aus dem priv. Recht. 3. Th. S. 325 fg.

19) Heilfeld, Jurisprud. for. §. 857 sq. und der Gl. d. d. de Commentar zu diesen Paragraphe. 13. Bd. 1. Abth. S. 211 sq. v. Quistorp a. a. D. §. 384. Koch, Instit. jur. crim. §. 216 sq. Schmidt, Gerichte Klagen und Einreden. §. 1379. Buchner, De actionibus sec. II. cap. V. §. 34. 20) Auch diese ist umständlich abgehandelt in den oben angeführten Kleinfach'schen Abhandlungen. 3. Th. Nr. XVI. S. 463 fg.

was des Diebes gebühre? Diese sehr streitige Frage wird wol mit dem meisteilen Rechte dahin beantwortet, daß, wenn die gekohnte Substanz noch vorhanden ist, der Besohline sie jure separationis vor allen Gläubigern vorausfordern kann. Im Fall aber dies nicht statfindet, und wenn also die Rede blos vom Schadenersatz ist, so hat der Besohline, da ihm die Geseze außerdem kein Vorzugsrecht, am wenigsten eine Hypothek in den Gütern des Diebes, einzuräumen, wos durch den 157. Artikel der P. G. D. ihm zugesandte Vorzugsrecht vor der Gesezgebung der Obrigkeit, da hingegen im Ubrigen er mit den andern Chirographarien in die letzte Classe zu stellen ist²¹⁾.

Die Verbindlichkeit des Diebes zur Entschädigung des Besohlines ändert sich durch Bekanntschaft des ersten nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen nicht. Wei aber existiren entgegengesetzte, teutsche, ältere Rechtsgewohnheiten, woraus das Rechtspruchwort: „der Dieb bezahlt mit dem Strid“, entstanden ist. Dies und die unrichtige Erklärung einer Stelle eines römischen Gesezes²²⁾, sowie des, auch in der Glosse zu dem 35. Artikel des 2. Buchs des Sachenrechts Num. 4 erwähnten Spruchworts: „Mit dem Tode wetzt man zugleich dem Richter und bisset dem Klagge“, mögen die 12. Constitution im 4. Theile der sächsischen Constitutionen von 1572 und die 86. der sächsischen Decretionen von 1661 veranlassen haben, wodurch aller Schadenersatz, namentlich von den Erben des Liebes, dem Besohligten für den Fall abgesprochen wurde, daß der Dieb Leibes- oder Lebensstrafe erbuldet hatte²³⁾. Indes wurden auch diese unnatürlichen gesetzlichen Verfügungen durch das sächsische sogenannte Räubermandat vom 27. Juli 1719²⁴⁾ aufgehoben.

Ueberhaupt hat die Particulargesetzgebung Teutschlands in der Lehre vom Diebstahle mancherlei merkwürdige Abweichungen vom gemeinen Rechte, deren umständliche Anführung jedoch die Grenzen dieses Artikels überschreiten würde. Nur von denjenigen Staaten, welche eine eigene allgemeine Criminalgesetzgebung haben, bemerken wir folgendes: Das österrreichische Gesezbuch folgt in der Hauptsache, was den Begriff des Diebstahls anlangt, ganz dem gemeinen teutschen Recht. Es sagt (im 1. Theile §. 151.): „Wer um seines Vortheils willen fremdes bewegliches Gut aus eines Andern Besiz, ohne dessen Einwilligung entzieht, begeht einen Diebstahl.“ Dadurch sind alle die, auch im teutschen gemeinen Recht ausgeschlossenen Arten des römischen furtum, z. B. furtum, possessionis etc., ausgeschlossen. Dieses Gesezbuch unterscheidet streng zwischen Verbrechen und schweren Polizeübertretungen, und rechnet auch so den Diebstahl theils zu der ersten, theils zu der zweiten Classe.

In die erste Classe (§. 152) gehört der Diebstahl entweder (§. 153) wegen der Größe des Betrags (die nach dem Schaten des Besohlines zu berechnende Normalsumme ist hier 25 fl. W. B.), oder (§. 154) wegen der Beschaffenheit der That (Diebstahl bei Feuer oder Wasserbrand und dergleichen, Diebstahl mit Waffen, Diebstahl im Complot, Diebstahl an einem zum Gottesdienste geweihten Orte, an verpachtetem Gute, Holzdiebstahl in eingefriedeten Wäldungen oder mit beträchtlichem Schaden der Wäldung, Fischdiebstahl aus Teichen, Wildbistdiebstahl aus eingefriedeten Wäldungen, oder mit besonderer Kühnheit, oder als Gewerbe betrieben), oder (§. 155) wegen der Eigenschaft des gekohnten Gutes (Diebstahl an einer unmittelbar zum Gottesdienste dienenden Sache, an Feld- und Baumfrüchten, an Vieh auf der Weide, an Ackergeräthschaften auf dem Felde), oder endlich (§. 156) wegen der gefährlichen Eigenschaft des Täters (ritterlicher Diebstahl, dann Diebstahl von 5 fl. an Werth von den Dienstleuten an der Dienstherrschaft, von den Handwerkern und Tagelöhnern an den Arbeitsherrn²⁵⁾). Der Diebstahl wird, wenn er nur durch einen der vorstehenden Umstände beschwert ist (§. 157), mit schwerem Kerker auf 4 bis 1 Jahr, bei zwei beschwerenden Umständen (§. 158) aber auf 1 bis 5 Jahre; belästigt sich der Werth über 300 fl. oder der Schade ist für den Besohlines empfindlich, oder es concurrirt Vermogenheit, Gewalt, Arglist, Diebshandhabung (§. 159), auf 5 bis 10 Jahre bestraft, und der nächste Diebstahl wird noch besonders verschärft (§. 160). Der Diebstahl hört auf, strafbar zu sein (§. 167 und 216), wenn der Täter, ehe es die Obrigkeit erfährt, allen Schaden ersetzt. Alle zu obigen nicht gehörige Diebstahle werden, als Polizeübertretungen (§. 210), mit einfachem oder strengem Arrest auf eine Woche bis 3 Monate, bezüglich unter Verschärfung mit Arbeit, Fassen, Zuchtigung, geahndet. Dies Gesezbuch behandelt auch besonders genau die Theilnahme am Diebstahle (§. 165, 166, 214, 215.).

Ungleich mehr weicht von dem Begriffe des gemeinen teutschen Rechts über den Diebstahl ab und nähert sich dem römischen Systeme das preussische Landrecht. Es statuiert (§. 1110), wie das römische Recht, einen Besitz- und Genusdiebstahl an der eignen Sache; es sieht (§. 1350) die Brumtretungen des gemeinen Gefindes und der Hausgenossen durch Unterschlagung der ihnen anvertrauten Selber oder Sachen, als Hausdiebstahl an und behandelt denjenigen (§. 1218), der an den Vortheilen des Diebstahls Theil nimmt, in Ansehung der mit dem Täter vorher verabredeten Handlungen, als Miturheber. Indessen stimmt es darin mit den teutschen gemeinrechtlichen Ansichten über den Diebstahl überein, daß es (§. 1108) bei der allgemeinen Begriffsbestimmung des Diebstahls die Entwendung einer beweglichen Sache aus dem Besiz eines Andern in gemeinnütziger Absicht unterstellt, sowie denn das preussische Landrecht in der Eintheilung des Diebstahls den gemeinrechtlichen Bestimmungen am nächsten kommt (§. 1121). „Ein Dieb-

21) die *Rechnung* ad art. C. C. C. 157. j. 8. 22) In der Nov. 22. Cap. 20. 23) *Klein'sches* in den zuerst angezogenen Abhandlungen aus dem princ. Recht. S. 23. E. 885. j. 24. 24) *Strick* c. l. Lib. XIII. Tit. I. §. 7. *Schiltneri praxis jur. rom. in foro sax.* Tom. I. exercit. 24. §. 48 et 49. *Leyser* c. l. spec. 149. med. 4. 25) *Codex Augusteus* l. p. 1902.

Diebstahl, welcher ohne Anwendung einiger Gewalt und ohne besonders erschwerende Umstände verübt worden, wird gemeiner Diebstahl genannt, der, betragt er nicht mehr als 5 Thaler (§. 1124), nur polizeimäßig untersucht und mit Gefängniß auf 8 Tage bis 4 Wochen geahndet wird. Über 5 Thaler — nicht Strafarbeit oder Zuchthaus von 4 Wochen bis 2 Jahren nach sich (§. 1125). Privilegirt sind der gemeine Diebstahl an Schwären oder Getreiden (§. 1122), welcher nur (§. 1123) körperliche Züchtigung oder Strafarbeit, auf Gefängniß auf 24 Stunden bis 8 Tage bewirkt, hiernächst der Verwandtendiebstahl, welcher nicht nur auf Ältern, Kinder und Ehegatten, auch Erbschwäger (§. 1133) beschränkt, sondern auch auf andre Anverwandten, die sich in einer gemeinschaftlichen Hauswirtschaft befinden (§. 1134), ausgedehnt, und welchem sogar der Diebstahl der Pflegebefohlenen und Jüglinge an ihren Vormündern und Erziehern (§. 1135) gleichgestellt ist. Das Privilegium dieses Diebstahls ist das gemeinrechtliche, daß er nicht von Amts wegen untersucht und bestraft werden darf. Wird er von dem dazu Berechtigten angezeigt (§. 1136), so wird er wie gemeiner Diebstahl bestraft. Auch der Diebstahl an einer liegenden Erbschaft von Erben eines Erben ist (§. 1127) in der Masse privilegiert, daß, außer dem Verluste des Objectes, nur dessen doppelter Werth zur Armenkasse als Strafe gezahlt wird. Die Strafe des gemeinen Diebstahls wird in einigen Fällen geschärft, nämlich beim Hausdiebstahl, wenn er geräusch wird — denn auch er hat das Privilegium, nicht von Amtswegen bestraft werden zu können — bei welchem dann, im Falle geringerer Objecte, der gemeinen Diebstahlsstrafe eine mäßige körperliche Züchtigung am Anfang und Ende der Ersten (§. 1139) zugesetzt, bei größeren Objecten die gemeine Strafe um die Hälfte, von 6 Wochen bis auf 3 Jahre verlängert, auch mit Willkürn und Abschied geschärft wird (§. 1140). Diese geschärzte Strafe findet unter andern auch statt bei dem gemeinen Diebstahl an gereizten Sachen in Feuer-, Wasser-, Feuerschloß (§. 1142), an Ahiereu, Ackergeräthen, Heu- und Gartenschränken im Freien, auch an Bienenstöcken (§. 1143). Geschärft ist ferner der gemeine Diebstahl an öffentlichen Denkmälern und andern Kirchthronen (§. 1151). Dem gemeinen Diebstahl steht (§. 1163) der gewaltsame durch gefährliche Einzeiger oder Verbrechern erregten, welchem unter andern (§. 1166) der Diebstahl durch Einschleichen in die Häuser oder nächtliches Klettergen darin, ingleichen (§. 1178) das Abschneiden oder Erbrechen der Kassen, Kisten, Kisten, Kisten oder anderer Behältnisse auf öffentlicher Strafe oder in den Gefängnissen gleichgesetzt und bei welchem Zuchthausstrafe auf 6 Monate bis 3 Jahre mit Willkürn und Abschied, die ordentliche Strafe (§. 1167) ist. Für den Fall erschwerender Umstände ist deren Verlängerung (§. 1174) bestimmt. Für die Vertheilung öffentlicher Posten in dem oben (§. 1178) erwähnten Maße wird die gedachte ordentliche Strafe (§. 1179) um die Hälfte der Dauer verlängert. Privilegirt ist der gewaltsame Diebstahl in unbewohnten Gebäuden, Behältnissen, Gärten, Scheunen und Fischpölkern (§. 1169), welcher

Verbrechern nur wie gemeiner Diebstahl unter erschwerenden Umständen, ingleichen (§. 1170) an Schwären, Feld- oder Gartenschränken, welcher nur wie gemeiner Diebstahl, geschärft durch körperliche Züchtigung, bestraft wird. Sowol der gemeine, als der gewaltsame Diebstahl werden durch Wiederholung (§. 1158 fg. §. 1161 fg.) erschwert. Sehr merkwürdig sind noch folgende allgemeine Vorschriften: Der Diebstahl zu Rettung aus dringender Lebens- oder Lebensgefahr (§. 1115) soll höhern Verle zu Begnadigung des Thäters angezeigt werden. Durch die Wiederherbeschaffung oder Erhaltung des Entwendten (§. 1116), im Falle solcher freiwillig, ohne Zutun des Richters und ohne Schaden eines Dritten, geschieht, kann eine Minderung der Strafe erwirkt, endlich (§. 1117) der Dieb, im Falle der Mittellosigkeit, auf Antrag des Beschädigten und, falls sein Verdienst zu seinem Unterhalte nicht hinreicht, auf dessen Kosten (§. 1118) so lange zur Arbeit in einer öffentlichen Anstalt angehalten werden, bis dadurch der Schaden ersetzt ist.

Das bairische Strafgesetzbuch nähert sich in mehrfacher Hinsicht wieder dem österreichischen, so wie dem gemeinen Rechte. „Wer wesentlich ein fremdes bewegliches Gut ohne Einwilligung des Berechtigten, jedoch ohne Gewalt an einer Person, eigenmächtig in seinen Besitz nimmt, um dasselbe rechtswidrig als Eigenthum zu haben, ist ein Dieb“ (Art. 209). So ist der Begriff des Diebstahls durch den Ausschluss der Gewalt an der Person scharfer begrenzt, als in der Definition des österreichischen Gesetzbuchs. Vorzüglich weicht diese Definition darin vom gemeinen Rechte ab, daß dem animus lucrificandi die Absicht der widerrechtlichen Zueignung substituiert ist. Sehr weit ist der Streit hinsichtlich der Vollendung des Diebstahls durch Besitzergreifung in dem 210. Artikel dahin entschieden, daß der Diebstahl vollendet sein soll, „sobald der Dieb die Sache von ihrer Stelle hinweg zu sich genommen oder sonst in seine Gewalt gebracht hat.“ Während übrigens dieses Gesetzbuch (Art. 211) die aus dem deutschen Rechte verbannten rein römischen Diebstahlsarten gleichfalls hinwegweist, rechnet es doch, gegen obige Definition, den Funddiebstahl (Art. 212) zu den Diebstahlsarten, und ebenso die von einem Rütteln an liegender Erbschaft oder von einem Gesellschaftsgenossen am graminisactlichen Gute begangene Entwendung (Art. 213), ohne Voraussetzung des Nichtbefugtes. Da dieses Gesetzbuch in seiner Einteilung strafwürdiger Handlungen noch weiter geht, als das österreichische, und dieselben in Verbrechern, Vergehern und Vollstüßverbrechen (Art. 1) einteilt, so bestimmt es auch, daß der einfache, erste Diebstahl an einem Werthe von nicht über 5 fl. bairischer Reichswährung (24 fl. Fuß) (Art. 380) polizeilich, der bingegen von da an, jedoch noch nicht an Werth 25 fl. (Art. 379 und 380) als Vergehen, mit einem Monate bis zu einem Jahre Gefängniß, ingleichen der Wiederholte, schon einmal polizeilich bestraft kleine Diebstahl (Art. 225), endlich der ein-

27) Hoffm. a. a. D. im Archiv des Criminalrechts. 3. Bd. Nr. 4 §. 14. S. 100.

sache, erste Diebstahl am Werthe von 35 fl. und darüber, als Verbrechen (Art. 215), mit 1—8 Jahre Arbeitshaus bestraft werden soll. Dem einfachen Diebstahl steht der ausgezeichnete entgegen. Dies ist der Fall 1) wegen besonderer Heiligkeit des Eigentums (Art. 217) z. B. Kirchenbischth, dann Diebstahl an Staatseigentum, frommen Stiftungen, Depositen, Geväde der Reisenden u. 2) wegen besonderer Geigenheit (Art. 218), z. B. Diebstahl bei Feuers-, Wassers-, Kriegsnoth, Marktversteigerung, Wein-, Oel-, Holz-, Bleich-, auch nächtlicher Feld- und Gartendiebstahl. Der Hausdiebstahl, wozu jedoch der von bloßen Hausgenossen nicht gerechnet wird (Art. 219), gehöret zwar auch dahin, doch soll (Art. 381) der Gefindendiebstahl an Ess- und Trinkwaaren, wenn eine polizeiliche Bestrafung vorausgegangen ist, als Vergehen mit Stägigem, bis 6monatlichem Gefängnisse, nach Umständen mit körperlicher Bückigung bestraft werden. Die gedachten ausgezeichneten Diebstähle werden mit 1 bis 3jähriger, bei einem Werthe über 25 fl., mit verlängerteter Zuchthausstrafe bis zu 8 Jahren belegt. Ausgenommen ist 3) der gefahrene gefährliche Diebstahl (Art. 221). Er nimmt diesen Charakter an durch Begehung im Complot, Einschleichen, Einschleichen, Einbrechen (wogu auch Eindringen mit Dietrichen, nachgemachten oder listig entwendeten Schlüsseln, gerechnet wird), Verletzung obiger feindlicher Siegel und Waffen. Die Strafe ist 4—jähriges Zuchthaus. Ausföhrlich behandelt das Gesetz die durch Concurrenz mehrer erschwerender Umstände und durch Wiederholung entstehenden Verhältnisse und beschränkt weise die durch Erfolg des Entwendeten (Art. 226 und 227) entstehende Strafmißderung. Den Verwandtendiebstahl, der (Art. 228) wie im preussischen Gesetzbuch ausgedehnt ist, privilegirt dies Gesetz durch die gemeinrechtliche Beschränkung der Untersuchung desselben auf vorgängige Anklage. So das System des bairischen Gesetzbuchs! Einzelne neuere Gesetze haben hierin Abänderungen gemacht, deren Angabe jedoch hier zu weit führen würde.

Verlassen wir die Grenzen Deutschlands, so gibt uns in Frankreich der Code pénal²⁸⁾ das Bild einer sehr unsystematischen, von unklaren Begriffen über das vorzuziehende Verbrechen ausgehenden Gesetzgebung. Schon die Definition des Diebstahls (Art. 379): „Quiconque a soustrait frauduleusement une chose, qui ne lui appartient pas, est coupable de vol.“ weicht sowohl von den römischen, als teutschen Rechtsbegriffen ab. Denn sie erfordert zum Diebstahle nicht ausdrücklich den animus lucrandi, schließt den Raub nicht vom Diebstahl aus und läßt ja sogar die Unterbrechung solcher Verbrechen unter den Diebstahl zu, die selbst nach den Grundsätzen des Code pénal zum Betrüge gehören²⁹⁾. Der Diebstahl wird ein qualifizirter (Art. 381): a) wegen der Art der Begehung, wenn er 1) ein nächtlicher, 2) im

Complot, 3) mit Waffen, 4) durch äufre Erbrechung, d. i. eine solche (Art. 393), durch welche man in Häuser, Höle, Befriedungen (enclos), Zimmer u. kommt, im Gegenfalle von innerer Erbrechung (Art. 396), d. i. Erbrechung der, wenn man in vorstehende Plätze gekommen ist, darin befindlichen Thüren, Verschlüsse, Schränke und andern Weables — oder mittelst Einschleichen, oder durch Annahme des Axtels, oder der Uniform von Civil- oder Militärsbeamten, 5) mit Gewalt oder unter Drohung mit Waffen begangen worden ist. Wo alle diese Erschwerungen vereinigt sind, findet die Todesstrafe statt. Bei gewaltsamem Diebstahl (Art. 382) tritt ewige Zwangsarbeit (travaux forcés) — die schwerste Strafe nach der Todesstrafe, wobei die schwersten Arbeiten von den (Art. 15) in Ketten gehenden, vor Antritt ihrer Strafe jedes Mal eine Stunde an den Pranger gestellen (Art. 22) und (Art. 20) gebrandmarkten Sträflingen verrichtet werden müssen, — ein, wenn entweder der Diebstahl durch zwei von den vier ersten obigen Erschwerungsgründen qualifizirt ist, oder die angewendete Gewalt Spuren von Wunden und Contusionen jurdächt. Diebstahl 6) auf öffentlichen Wegen (Art. 383) wird ebenso bestraft. Für Diebstahl mit der unter Num. 4 angegebenen Erschwerung (Art. 385) ist zeitige Zuchthausstrafe gedroht; ebenso für gewaltsamen Diebstahl ohne Zurücklassung gedachter Spuren, oder für Diebstahl mit den ersten drei obigen Erschwerungsurachen. Der Diebstahl mit den zwei ersten Erschwerungsgründen, oder mit einem derselben, oder an einem bewohnten Ort, oder mit dem dritten Erschwerungsgrunde (Art. 386) wird mit Einspernung (reclusion), d. i. Verwahrung in einem Zuchthaus auf 5—10 Jahre (Art. 21) nach einschränkender Ausstellang an den Pranger (Art. 22), bestraft. Qualificirt ist der Diebstahl weiter 7) durch die persönlichen Verhältnisse des Diebes beim Hausdiebstahl und beim Diebstahl der Gastwirthe, Fuhrleute und Schiffer. Auch daselbst ist, wenn Personen beschoten werden, die sich in diesen Verhältnissen anvertraut haben, Einspernung gedroht. Einige Diebstähle sind noch besonders benannt und werden mit Einspernung (Art. 388) bestraft, nämlich der Diebstahl auf dem Felde an Pflzen, Treiber, Zug- oder Reithieren (bétes de monture), kleinen, oder großen Thieren, Adergeräthen u., an Holz auf dem Hause, Steinen in den Steinbrüchen, Fischen in Weidern und Fischbätern. Alle nicht besonders beschriebenen Diebstähle, Diebstehlen und Spießdiebstehlen, sowie die Attentate dazu, sollen mit Gefängnis von 1—5 Jahren, oder Geldbusse von 16—500 Francs (Art. 401) bestraft, die Schuldigen können ihrer Ehrenbürgerrechte auf 5—10 Jahre beraubt und aus eben die Zeit durch Urtheilsspruch unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden.

In England ist die Gesetzgebung rüchichtlich des Diebstahls, unter allen Staaten Europas am härtesten, daher am unvollkommensten, und erreicht eben deshalb unter dem Zwang am wenigsten³⁰⁾. Voraus folgende Bemerkungen:

²⁸⁾ Code pénal, précédé de la loi sur l'administration de la justice, seconde édition. (Leipzig, chez George Voss. 1811.) ²⁹⁾ Kopsch a. a. D. S. 99.

³⁰⁾ Wir setzen in gegenwärtiger Darstellung vorzüglich Blackstone's Handbuch des englischen Rechts, aus dem Engl. von v. Goldschmidt, mit Vorrede von Just. (Schöningh 1822.).

lungen: Auch mehr eigentlich in die Kategorie des Diebstahls gehörige Verbrechen werden in England zur Felonie gerechnet, d. h. ein solches Verbrechen, welches sonst die Verwundung des Grundbesitzes oder der fahrenden Habe nach sich zog³¹⁾. Dieses tritt am häufigsten bei Capitalverbrechen ein, denen jedoch zum ersten Male die Wirkung der Todesstrafe durch eine Parliamentsacte genommen ist. (Man vergleiche übrigens den Artikel Felonie.)

Zweitens durch die Wohlthat der Geistlichkeit (*benefit of the clergy*), welche früherhin bloß den Geistlichen, späterhin allen, die lesen konnten, zugesprochen wurde, jetzt aber rücksichtlich gewisser Verbrechen allen englischen Unterthanen zukommt, wird die Capitalstrafe in Brandmarken in der Hand, Deportation, Peitschentriebe, Geldstrafe oder Einlieferung willkürlich verwandelt. Der Diebstahl in England nun (*larceny* statt *furtum*, *latrocinium*) ist das strafbare Nehmen und Fortschaffen fremder beweglicher Sachen. Durch diese Definition ist der Raub unter dem Diebstahle mit begriffen, und es erklärt sich daher die Einteilung des englischen Rechts in einfachen und vermischten Diebstahl, unter welchem letztern man den an einer Person oder in dem Hause eines Andern begangenen versteht. Aber darin stimmt die Definition des englischen Diebstahls mit der deutschen gemeinrechtlichen überein, daß sie eine Ergreifung voraussetzt, wobei durch den Ausdruck „Nehmen“ zugleich die nicht erfolgte Einklinkung des Eigenthümers zu erkennen gegeben werden soll und wobei das Fortschaffen charakteristisch ist — nach dem englischen, barbarischen Rechtsleiste: *espicit et asportavit*. Jedoch ist die Bewegung der Sache in dieser Absicht von einer Stelle zur andern, z. B. vom vordern Theil eines Kradwagens zum hintern, zum Begriffe des Diebstahls ausreichend³²⁾. Der *animus furandi* soll in dem Worte „stehlen“ liegen und wird immer beim Diebstahl erfordert. Der Begriff einer beweglichen Sache wird eigentlich sehr streng genommen, daher die Trennung solcher Gegenstände wie Korn, Gras, Bäume, Klei an den Hausdächern u. von dem Grundstück und deren sofortige Fortschaffung nicht als Diebstahl, sondern als bloße Eigenthumsverletzung an unbeweglichen Grundstücken, hingegen wenn die Trennung und hinterher die Fortschaffung zu verschiedenen Zeiten geschehen, als Diebstahl angesehen wird. Jetzt wird nach mehreren Statuten die in diebischer Absicht unternommene Trennung und Fortschaffung des Viehes, der Eisenlangen, Rollen, Güter, Plabwerts u. von Häusern als Felonie behandelt und mit Transportation auf sieben Jahre bestraft; ebenso das Stehlen von Wännen; Wurzeln, Gesträuch, Pflanzen bei Nachtzeit, wenn der Werth 5 Schillinge umgibt (1 A. 12. Gr. *Conventusnegel*) beträgt, für Urheber, Gehäusen und Anstifter und für den darum wissenden Käufer, endlich auch der dritte Diebstahl an Bauholz, Buzeln, Gesträuch oder Pflanzen aller Art. Dagegen

wird dieser ganz letzte Diebstahl die beiden ersten Male nur mit Geld bestraft und das Einklinken, Beschädigen oder Zerbrechen von Unterböden, Fenstern, Thürhaken aus Eisen oder Baumstäben, von Röhren, Erdapfeisen, Kohl, Pflanzalen, Erbsen, Karotten, Krapppflanzen auf dem Felde mit Peitschen, Geld- oder Gefängnisstrafe willkürlich bestraft. Die Entwertung von Wechseln, Schuldbriefen u. ist durch mehrere Statuten dem Diebstahl an baarem Gelde gleichgestellt. Der letztgedachte Diebstahl wird an den Beamten der englischen Bank und der Südwescompagnie rücksichtlich solcher verarbeiteten Djeete, welche der Compagnie anvertraut sind, ebenso an Postknechten, rücksichtlich der in Briefen oder Paketen enthaltenen werthvollen Papiere, als Felonie, und zwar ohne die Wohlthat der Geistlichkeit, bestraft. Der Wild- und Fischdiebstahl wird sehr richtig, wenn sein Gegenstand solche in der Freiheit befindliche Thiere sind, nicht, vielmehr nur dann als Diebstahl geordnet, wenn diese Thiere bereits eingefangen und aufbewahrt sind. Ubrigens war für den einfachen Diebstahl, wenn er 12 Pence (7—8 Groschen) an Werth überstieg, — eine Summe, die vom König Aedrian, also gegen die Mitte des 10. Jahrh., festgesetzt wurde, — nach den ältesten Gesetzen zwar die Strafe der Tod, jedoch unter Nachlassung eines Hängels des. Die letztgedachte Milderung wurde aber unter Heinrich I. ausgedehnt und der Strang unbedingt als Strafe festgesetzt, welches noch jetzt gilt. Dieses grausame Gesetz wird jedoch dadurch häufig von den Geschworenen umgangen, daß sie auch viel werthvollere Gegenstände nur auf den Werth von 12 Pence wütheten, während andererseits auch die Wohlthat der Geistlichkeit häufig so weit ausgedehnt wird, daß in der Regel der, welcher zum ersten Mal einen einfachen Diebstahl begeht, mit der Todesstrafe verschont bleibt. In vielen Fällen aber, z. B. beim Pferde- und Schaafdiebstahl, beim Schiffdiebstahl über 40 Schillinge Werth, bei Beistellung in Gefahr befindlicher Schiffe u., findet die Wohlthat der Geistlichkeit nicht statt. Der kleine Diebstahl, unter 12 Pence Werth, wird mit Gefängnis- oder Peitschenstrafe, oder nach einem Statut mit Landesverweisung auf sieben Jahre bestraft.

Der vermischte oder zusammengesetzte Diebstahl, und zwar wiederum der in einem Hause begangene, d. h. in einem fremden Hause (nicht der Hausdiebstahl im Sinne des gemeinen deutschen Rechts, welcher nicht unter diesem Gesetze begriffen ist³³⁾) wird als Felonie bestraft und hat die Wohlthat der Geistlichkeit nicht, wenn er mehr als 12 Pence beträgt und in einer Kirche, oder Capelle, oder mit Gewalt, oder bei Anwesenheit des Eigenthümers in einer Wude auf dem Markte oder durch Plünderung eines Wohnhauses bei Tage, oder in einem Wohnhause bei einer anwesenden Person, die der Dieb in Schrecken zu setzen versucht hat, verübt wird, oder wenn er, bei einem Werthe von 5 Schillingen oder weniger, durch Einbruch in ein Gebäude bei Tage, oder durch heimliches Stehlen von Gütern aus einem Baaren

31) Blackstone a. a. O. 2. Bd. S. 395. 32) Blackstone a. a. O. S. 352.

33) Grotius 1. 3. §. 4. Gr. d. Section. XXV.

33) 12. Anna Et. 1. G. 7.

Erbsmann und Schwaaren. Kosteten die Sachen ein jähriges Gefängnis, so wird der Dieb mit 3 Mal 9 Schillingen bestraft, wenn er einen Schöps, um 3 Stück Vieh, kosteten sie weniger, um ein jähriges Gefängnis gestraft. Geht ein Mensch ein Schwein oder einen Hund, so ist die Strafe 3 Stück Vieh, nicht er eine Gans, Ente oder Henne, so ist die Strafe ein jähriges Gefängnis, außerdem hat er den Werth des Geflügels zu bezahlen.

Das allgemeine Gesetzbuch für China *) unterscheidet genau Raub, Diebstahl und Unterschlagung, und ist insofern interessant, als es zum Begriffe des Diebstahls (Sect. 269) ausdrücklich die Besitzergreifung erfordert. Beim Diebstahl an Privatvermögen steigt die Bestrafung in Gemäßheit der Größe des Diebstahlsobjectes nach Unzen Silber geschätzt, so daß

für 1—40 Unzen, 60—100 Bambusstriche,
50—90 „ dasselbe mit Verbannung auf 1—3 Jahre;

100—120 „ 100 dergl. mit ewiger Verbannung auf Entfernung von 2000 bis 3000 Lee,

„ mehr als 120 Unzen, der Strang, als Strafe bestimmt sind, und wird der Dieb überdies bei dem ersten Diebstahl auf den linken, bei dem zweiten auf den rechten Arm gebrandmarkt, beim dritten aber ohne Weiteres gehängt. Auf dem Verurtheil steht eine Strafe von 40 Streichen. Nach obigem Verhältniß ist (Sect. 265) die Strafe des Diebstahls an öffentlichem Gut insofern verschärft, daß schon bei 15 Unzen 100 Streiche, von 20 Unzen an, außer der körperlichen Züchtigung, zeitliche Verbannung und schon von 45 Unzen an, außer der Züchtigung, ewige Verbannung auf obgedachtes Entfernung, hingegen bei 60 Unzen der Strang gesetzt ist und die Brandmarkung hier ein eigenthümliches Zeichen hat. Gefährlich sind noch der Kirchendiebstahl (Sect. 257), der Diebstahl an kaiserlichen Edicten, und zwar desto mehr, wenn das Reichsiegel darunter gedrückt ist (Sect. 254), der Diebstahl an Siegeln und Stempeln der Magistratspersonen, und zwar um so stärker, je höher der Rang dieser Person ist (Sect. 259), der Diebstahl aus dem kaiserlichen Palast oder aus dem Privatquartier des Kaisers. Darauf ist das Schwert angedroht, doch kann diese Strafe in fünf Jahre Verbannung vermindert werden (Sect. 260). Westwürdig ist die Verschärfung der Strafe des Diebstahls an Vorhängen (Sect. 26), welche aber bei der kaiserlichen Stadt größer (nämlich 100 Hiebe und ewige Verbannung auf 3000 Lee Entfernung), als bei andern Städten oder Festungen (hier 100 Hiebe und nur zeitliche Verbannung), oder gar bei einem Kommando, Schatzhaus oder andern Souveränementsgebäude (hier 100 Streiche und Brandmarkung) ist. Weiter tritt eine verschärfte Strafe ein bei dem Diebstahle militärischer Waffen (Sect. 262), bei dem Diebstahl an Begräbnissplätzen (Sect. 263), beim Viehdiebstahl (Sect.

270), wenn er mit Abtödtung des Viehes verbunden ist, auch in einigen Fällen bei dem Gefährdendiebstahl (Sect. 272), der aber in andern Fällen privilegiert ist. Das Privilegium des Erbsmannendiebstahls beschränkt darin, daß nach dem andern Grade der Verwandtschaft auch der Grad der Strafbarkeit fällt. Der Felddiebstahl hat (Sect. 271) das Privilegium des Wegfalls der Brandmarkung. Der Diebstahl im Complot ist im Gesetzbuch (Sect. 269) besonders behandelt. (Huddeus.)

DIECMANN (Johann), geb. d. 30. Jun. 1647 zu Stade, wo sein Vater, Johann, Pastor war. Er studierte zu Gießen, Jena und Wittenberg, wurde 1675 Rector des Lycæums zu Stade; 1683 Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, auch Doctor der Theologie zu Kiel; mußte aber seit 1712 wegen des Krieges vier Jahre lang zu Bremen im Exil leben, bis er 1715 wieder in seine vorige Stelle eingesetzt wurde. Er starb den 5. Jul. 1720 zu Stade. Morhof (Polyb. T. I. p. 71.) nennt ihn virum veneranda dignitate et varia eruditione conspicuum; und Johann Fabricius bezeugt dieses Urtheil. Er schrieb sehr schöne Vorreden zu fünf Ausgaben der Lutherschen Bibelübersetzung, und eine große Anzahl Dissertationen, welche nebst seinen übrigen Schriften in der Historia Bibliothecae Fabricianae T. VI. p. 46—48. verzeichnet sind. Seine deutschen Erbauungsschriften sind zu Stade 1709, 4. zusammen gedruckt, erschienen. Am wichtigsten sind: De naturalismo (V. J. Bodin), Kiel 1683, und wieder abgedruckt zu Leipzig 1684 in 12., unter dem Titel: De naturalismo tum aliorum, tum maximo Bodini etc. Abreals erschien diese Schrift zu Jena 1700, 4., mit einer Historia naturalismi de Adam Tidbochovna. D. war es gelungen, sich zwei Handschriften von dem Bodin'schen Werke, wonach so viele verglichen gesucht hatten, zu verschaffen. Inquisitio in geminos naturales vocis Kirche, qua eos non in Graecia sed Germania constituendos esse probatur. Stade 1718, 4. Specimen glossarii MSS. latini-theotici, quod Rahano Mauro inaeidit. Bremen 1721, 4. (Frank.)

Diectomis Kunth, f. Pollinia Spr.

DIEDE, ein altadeliges, bernaeh freiherrliches, Geschlecht in Hessen, welches im Mannstamme seit 1807 ausgedorben ist. In Urkunden erscheint es erst im Anfange des 14. Jahrh. Friedrich war Landgraf Heinrich II. von Hessen-Hesl. und Kriegsofficier und mit ihm auf dem Turnier zu Bamberg im J. 1362 *). Hermann, kaiserlicher Raths, erhielt bei einem Verluste einer kaiserlichen Feste 200 fl. vom damaligen Abte (1383). Ludwig war Anführer der hessischen Truppen, welche Landgraf Hermann als Administrator des Erbkaisers von Köln zur Vertheidigung von Neus gegen die Burgunder hingschickte (1457). Goswin war der Kaiser-Hessen-Engelsteider und des deutschen Ordens Gesandter (1487). Curt, heimlicher Rath Landgraf Philipps, war ein Mitstifter von dessen Sohne Ludwig (1537), und wurde in dem Testament zu einem der Vormünder von dessen Prinzen

59) Ta Tsing Len Lee being the fundamental laws etc. of the penal code of China, translated from the Chinese by Sir George Thomas Staunton, Lond. 1810.

*) Kirner's Turnierbuch. S. 159.

ernannt (1562). Gurs Sohn, Philipp, war einer der ausgezeichneten Dristen im teutschen Kriege (1554). Hans Eitel wurde als Ganerbe in der Burg Friedberg mit aufgenommen (1553) und starb als f. l. Geheimrath und Burggraf daseibst, Rittershauptmann der rheinischen Reichsritterschaft und dessen darmstädtscher Geheimrath, Hofrichter zu Würzburg und Oberamtmann in der Grafschaft Ridda (1685); er war als ein sehr gelehrter Mann berühmt. Sein einziger Sohn, Georg Ludwig, starb als kurbayrischer wirklicher Geheimrath und Staatsminister. Dessen fünf Söhne besaßen ebenfalls ansehnliche Staatsämter. Johann Wilhelm und Karl Philipp traten in die Fußstapfen des Vaters und wurden hinter einander kurbayrischer Geheimrath und Staatsminister; Diederich war fürstlich-bessischer Generalleutnant und Gouverneur von Kassel († 1759); Johann Friedrich, fürstlich-sächsischer Generalleutnant, und Hans Eitel, der als f. l. Rath und Burggraf von Friedberg 1747 starb, war der Einzige, welcher sein Geschlecht weiter fortpflanzte. Mit Wilhelm Christoph, königl. dänischem Staatsminister und Gesandten zu Regensburg (geb. 1732), erlisch im Mannesaltre dieses Geschlecht im J. 1807. Von seiner Gemahlin, Louise, einer geborenen Gräfin Galenberg-Russkau, hinterließ er nur weibliche Nachkommen: Charlotte, verheirathet mit Christian, Graf von Kanau, königl. dänischem Kammerherrn, Oberpräsidenten von Holstein und Curator der Universität Kiel; und Luise, welche vermählt war mit Wilhelm, Freiherren von Ebn zu Steinfurt, königl. großbritannischem Dristen. Die Besigungen, welche theils Rhein, theils Alsbial waren, und von den Lehnsherrn den Töchtern bis zu ihrem vereinstigten Sterben überlassen wurden, sind: das Schloß und die Herrschaft Fürstenstein an der Berre (enthält die Dörfer und Hefe Abthungen, Sigelrode, Witz, damigshausen, Wellingrode, Witterode, Urstich, Ubad, Jammichshain und Valtersode), das Schloß und die Herrschaft Biegenberg in der Wetterau und das Rittergut Wogelungen im Fürstenthum Eisenach. Da während der weisfälligen Regierungsperiode der Heimsloß geschah, so schenkte der König Hieronymus das Schloß Fürstenstein seinem Minister, Staatssecretaire der auswärtigen Angelegenheiten, Le Camus, und ernannte ihn zum Grafen von Fürstenstein. Das Schloß Wellingrode erhielt ein Großmarschall des Palastes, der den Titel eines Grafen von Wellingrode annahm; auch wurde ihnen erlaubt das Wappen zu führen.

Das Wappen ist ein von Schwarz und Silber geviertertes leibiges Schild. Der Helm, eine oben spitz zu laufende schwarze Mütze, deren breiter Überschlag sitzen und mit fünf oder acht Hakenfedern geziert ist.

(Albert Febr. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

DIEDELSHEIM (Dietelsholm), evang. lutherisches Pfarrdorf im großherz. badenschen Bezirksamte Bretten, 4 t. M. westlich von der Amtshadt, auf der Pfalzstraße nach Bruchsal und nach Karlsruhe, mit Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, und einer Bevölkerung, die seit dem J. 1801 bis 1831 von 640 bis auf 940 Einw. angewachsen ist, worunter sich etwa 36 Katholische und

100 Juden befinden. Der Ort ist von hohem Alter, die Villa Dietelsholm, auch Didenesheim, in dem Salzgau, der einen Theil des rheinfränkischen Kraichgaues ausmachte, und von der alten Salzach, die unter dem heutigen Namen Salzach an dem Dorfe vorbeifließt, und hier eine Getreidemühle treibt, denannt wurde. Schon im 15. Regierungsjahre des frankenköniglichen Pipin erhielt das Kloster Lorsch hier einen Hausplatz mit Bauernwohnung, Banerhof, 30 Morgen Acker und einer Wiese, von Reginald'), und nachher im J. 772 von Walther 21 Morgen zum Geschenk'). Herren des Ortes waren später die Bischöfe von Speyer, an die er wahrscheinlich von den alten Grafen der Kraichgaues gekommen war. Die Oberherrlichkeit aber hatten die Pfalzgrafen bei Rhein in Händen. Jene gaben den Ort, diese die vogtelichen Gerechtsame an adeliche Geschlechter zu Mannlehen, deren letztes die Köhler von Schwandorf waren. Franz Maximilian von Schwandorf verkaufte aber alle sein Leben- und Eigentumsrecht im J. 1748 um 70000 Gulden und andre Nebengelder an Kurpfalz, und diese kam mit dem fürstbischöflichen von Speyer, Franz Christoph von Hutten, unter Bewilligung des Domcapitels noch im nämlichen Jahre überein, das gedachte Schloßlich sein darauf hergebrachtes Lehenrecht gegen 4 von Obermörsheim, welches damals Damian Hugo von Heimsloß von Kurpfalz zu Lehen trug, an ebengebrachtes Kurpfalz auf ewig abzutreten'), in welcher Gestalt dann auch der Ort mit der dießseitigen Rheinpfalz an Baden gekommen ist. Die Köhler von Schwandorf hatten in dem Dorfe ein kleines Schloß, welches aber nebst den dazu gehörigen Gütern längst schon, noch von Kurpfalz, als bürgerliches Eigenthum verkauft wurde. Der dießigen Pfanzliche wird schon im J. 1470 urkundlich gedacht').

(Thun. -Hr. Leger.)

DIEDERICH'S (Johann Christian Wilhelm), geb. zu Pyrmont d. 29. Aug. 1750, gest. d. 28. März 1781, gebürt zu den ausgezeichneten Orientalisten seiner Zeit. Seit 1775 war er Privatdozent auf der Universität Göttingen, und 1780 kam er als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an die Universität zu Königsberg. Seine Schriften hat Meusel (Bd. 2. S. 348.) vollständig verzeichnet, und wir haben nur die wichtigsten aus: 1) Specimen variorum lectionum codicum Hebraeorum MSS. Erfurtensium in Paalmos (Götting. 1775. 4.). 2) Observations philologico-arabicae ad loca quaedam V. T. (Ibid. 1774. 4.). 3) Vermuthungen zu Verbesserung einiger Lesarten im Samuel (Ebenbas. 1776. 4.). 4) Specimen observationum quarundam Arabico-Syrrarum in loca nonnulla V. T. (Ibid. 1774. 4.). 5) Samuel Glanders kritische Lebensgeschichte Davids; aus dem Engl. Bremen und Leipzig 1777 und 80. 2 Theile. 6) Hebräische Grammatik für Anfänger

1) Donatio Reginaldi in Cod. Laurisham. diplom. carta MMMDXC. 2) Donatio Waltheri die II. idus Junii anno 1111. Caroli regis; in cod. Cod. carta MMMDLXXXIX. 3) Urkundliche Nachrichten bei Wiber in der geograph.-hist. Beschreibung der Kurpfalz, II, 219. 4) Würdtwein, Subsid. diplomata, Tom. X. p. 328.

(Lemgo 1778). Zweite von Hezel umgeänderte Ausgabe (Ebern. 1782). 7) Zur Geschichte Simon's 1. u. 2. Stück (Mittlingen 1778). 8) Stück (Ebern. 1779). 8) Von den Reisen des Ritters Bruce in Ägypten und Abyssinien; im handverfertigen Magazin 1777. St. 19. 20. Über die körperliche Schönheit Jesu Christi; in den geistlicher Redenbunden 1779. 9) Vergl. Wolfbe's liter. Nachrichten von Preußen. 17ter Ab. S. 27—29. 2ter Ab. S. 12. (Frankf.)

DIEDESHEIM (Düdesheim), Dorf am Ried, im hiesigen Kirchensprengel Erimingen, und großherzoglichen Bezirksamt Moosbach, 4 t. M. westlich von dieser Amtstadt, an der Poststraße nach Heideberg, mit einer Überfahrt für Pferde und Wagen, 340 evangelischen und 140 katholischen Einw., und im Großen Sand und Duffelsteine mit mangelhafter Figuren.

(Thoma. Alfr. Leger.)

DIEDEST, 1) Name, Lage und Geschichte des Gaues Diebels. Diebelsi, Diabellisi nennt ihn Dithmar von Merseburg; erste Form der Benennung aber ist die gangbarste geworden. Diebelsa heißt er in der Urkunde des Papstes Johann vom J. 968, und Deboffsa in der Urkunde Heinrichs IV. vom J. 1086. Die Grenzen des Gaues lassen sich im Allgemeinen nur so angeben, daß er gegen Westen an den Gau Milizeni gekloßen, und gegen Osten dem Dober benachbart war, und in ihm Alva (wahrscheinlich Halbau) lag. Urfinus's Meinung über die nähere Lage des Gaues ist die, daß er mit den Gebieten von Sorau und Böhlich zusammengegrenzt, zwischen der Reipe und dem Dober gelegen, und sich bis in das Herzogthum Sagan in Schlesien ausgebreitet¹⁾. Nach Kronhardt's Meinung erstreckte sich der Gau von Halbau bis zur Herrschaft Seidenberg, zu welcher das Dorf Diebelsa gehört, in dessen Namen sich eine Spur von der Benennung des alten Gaues erhalten zu haben scheint²⁾. Dithmar von Merseburg ist mit Sicherheit als der erste zu nennen, welcher des Gaues Diebels gedankt, da nur in einigen Aufzeichnungen der Urkunde des Papstes Johann vom 2. Jan. 968³⁾, in welcher er auf Veranlassung der beiden Kaiser Otto, des Vaters und des auch bereits gekrönten Sohnes, die Grenzbestimmung des Bisthums Meißen und die Schenkung des Bisthums bestätigt, die

nähere Bestimmung sich findet: „den Böhmen in den fünf Gaue Dolaninge, Alsa (Milani); Miligane, Veltze, Diebelsa“ und ungewiß ist, ob dieses mit dem Original übereinstimmig und nicht von einer späteren Hand zugesetzt sei⁴⁾. Nichts desto weniger läßt sich mit voller Sicherheit schließen, daß der Gau Diebst dem Bisthume Meißen unterworfen war. Geschichtlich gemiß erscheint der Gau zuerst im J. 1000, in welchem Kaiser Otto III. auf seiner Wallfahrt nach Gnien zu den Ubrichtmieren des Bisthums Adelbert, nachdem er durch den Gau Milizeni gegangen, nach dem Gaue Diebels kam, und an dem Diete Alva (wahrscheinlich Halbau) von dem Herzoge Bolislav dem Kühnen von Böhmen beherbergt ward. In dem Kriege Kaiser Heinrichs II. und des genannten Bolislav ließ erster im J. 1011 die Gaue Gienli und Diebels durch die Bischöfe Arnulf von Baderstadt und Meinwerk von Paderborn, den Herzog Jaromir von Böhmen und die Markgrafen Gero von der Ostmark und Hermann von Weiskirchen verwalten⁵⁾. Einen traurigen Namen für die Deutschen erlangte der Gau Diebels durch die in ihm den 6. Aug. 1015 geschlagene Schlacht, deren Darstellung wir den folgenden Abschnitt widmen.

2) Schlacht im Gau Diebst. Kaiser Heinrich II. hatte im J. 1015 eine große Heerfahrt gegen Bolislav unternommen und des Feindes Land verheert. Auf seiner Heimkehr kam er den 5. Aug. nach dem Gaue Diebels⁶⁾, und schlug sein Lager an einer engen, öden Stelle auf, wo niemand als ein Feilber wohnte. Bolislav, der, so lange er das teutsche Heer vor sich gah, geflohen, suchte ihm wenigstens auf seiner Heimfahrt zu schaden. Er sandte daher heimlich eine bedeutende Macht Fußvolk in die Gegend, wo sich das teutsche Heer gelagert, und seinen Abt Luni zu dem Kaiser, um feindliche Gefinnungen zu heucheln. Dieser erkannte in ihm jedoch einen Späher und hielt ihn zurück, bis die größte Hälfte des Heeres über den vor ihm liegenden Sumpf gegangen. Den übrigen, noch nicht über den Sumpf gefahren, theil vertraute der Kaiser den beiden Gero's, dem Erzbischofe von Magdeburg⁷⁾ und dem Markgrafen und dem Pfalzgrafen Burkhard von Sachsen an, und rühte vorwärts. Da griff der im nahen Bode verborgene Feind die zurückgebliebene Schaar der Teutschen an. Diese schlugen dem ersten und zweiten Angriff tapfer zurück, und brachten dem Feinde großen Verlust bei. Da aber einige auf der Seite der bereits Siegenden sich durch die Flucht zu sichern suchten, sammelten sich die nachlassenden Feinde wieder, zerstreuten durch neuen Angriff die Teutschen, und tödteten sie einzeln durch Pfeile. Verwundet entrannten der

1) Urfinus zu Dithmar. Merseburg. Chron. Wagner'sche Ausg. S. 173. Von den Urkunden und Jahrbüchern, auf deren Bedeutung Urfinus seine Meinung begründet, nennt er, als gutes Zeug auf den Gau verweist, die Urkunde Heinrichs IV. über die Grenzbestimmung des gaue Bisthums. Die hiesige handschriftliche Stelle dieser Urkunde vom J. 1086 lautet bei Comar Praguen. Chron. L. II. in Monce, Script. T. I. p. 3059: ad Aquilone hic sunt termini (Parochiae Pragueni): Piorane, Chonvati et altera Hrovatassane, Trebovane, Poborane, Dedessone usque ad medium alivum, qui Milicianorum occurrent termini. Aus dieser Stelle geht also wenigstens soviel hervor, daß der Gau in der Nähe der Dober lag, und wird bestätigt, was wir aus Dithmar von Merseburg wissen, nämlich, daß die Grenzen jenes Gaues im Westen an das Gebiet der Milizenen, Milizen Ruten. 2) Kronhardt, Grenzbeschreibung von Sachsen. 2. Th. S. 686. 3) Urk. des Papstes Johann bei Hoffmann, Script. Rer. Loat. T. I. Introd. p. 5.

4) Schultes, Direct. Diplom. L. Bd. S. 85. Note ****). 5) Dithmar. Merseburg. Chron. Lib. IV. p. 91. 6) Dieselbe, Lib. VI. p. 173. Darauß, daß Dithmar erzählt, wie das Heer der Teutschen in die Nähe Mogau's kam, erhebt der Bericht des Chron. Gottwie. p. 591 sq. über die Lage der Gaue Gienli und Diebels Schwierigkeiten, aber die weit und breit sich erstreckende Verwüstung bekräftigt sich in nicht auf die beiden Gaue des J. 1015. 7) Dithmar. Merseburg. VII. p. 212; vgl. Wachter, Gesch. Sachsen. I. Bd. S. 215. fg.

Erzbischof Gero und Pfalzgraf Luthard saum, die Markgrafen Gero und Volkmar seien mit 200. der tapfersten Kriegsmannern; der Jüngling Luitpold wurde mit einigen gelangt. Die Slaven wandten sich nun gegen Weissen (Ferdinand Wächter.)

DIEDO (Franz), ein venezianischer Edelmann und namhafter Gelehrter des 15. Jahrhunderts, besonders im Fach der Philosophie und Jurisprudenz. Er empfing zu Padua die Würde eines Doctors der Rechte und hielt daselbst 1458 dem berühmten Bartholomäus-Pagellari die Leichenrede. Später erhielt er daselbst eine juristische Professur, gab 1460 eine Sammlung von den Statuten der Universität heraus, die er mit einer Vorrede begleitete, deren Apostolo Jeno lobend erwähnt. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt, ward er 1474 an Matthias Corvinus, König von Ungarn, gesandt, um ihn zu einem Bündnisse gegen die Türken zu bewegen. Im J. 1481 ging er als Gesandter der Republik nach Rom an den Hof des Papstes Sixtus IV.; und sein Einzug in die damals so hübsche Stadt zeichnete sich durch Pracht und Aufwand in so hohem Grade aus, daß Volaterra sich veranlaßt fand, eine sehr genaue Beschreibung davon in seinem Dictionarium aufzunehmen. Im J. 1483 ward Diedo zum Podesta von Verona ernannt, und starb daselbst, nach der Aussage seines Zeitgenossen, Michael Gasichia, d. 25. März 1484. Sein Leichnam ward auf dem Cisa-Canale nach Venedig gebracht und hier in dem Erbgrabnisse seiner Familie beigesetzt. Man hat von ihm Abhandlungen und Briefe, die jedoch nicht im Druck erschienen sind. Sein Leben des heiligen Rochus ist unter dem 16. August abgedruckt in *Harens Vitis Sanctorum* (Colon. 1630). Die Bibliotheken haben es in ihrer Sammlung noch einer genaueren und vollständigeren Handschrift abdrucken lassen. Manst besaß davon ein Exemplar einer alten Ausgabe in 4, von welcher er vermuthet, daß sie zu Brescia oder doch zum Besten der Einwohner dieser Stadt, während dieselbe von der Pest heimgesucht wurde, gedruckt sei. (Franko.)

DIEDO (Jacob), geb. 1684 zu Venedig, wo er Erzieher war und 1748 starb. Er ist Verfasser einer Geschichte der Republik Venedig von ihrer Gründung bis zum J. 1747 (Venedig, 1751, 4 Bde. in 4.). Dies Werk wird von den Italienern wegen seines correcten Stils und der treffenden, unfangenen Urtheile, welche den historischen Thatfachen einverwebt sind, sehr geschätzt, ist aber im Auslande nicht so bekannt, als es zu sein verdiente. (Franko.)

DIEGO, San. 1) Vorgebirge am nördlichen Eingange in die La Maire-Straße (s. d.); 2) Name mehrerer unbedeutenden Dörfer und Pfrschaffen in Süd- und Gen-

tralamerika, und 3) einer im J. 1769 angelegten Mission in Neu-Californien. Sie liegt unter 32° 39' 30" Br., 260° 21' 45" L., etwa 10 Meilen von der nördlichsten Mission Alta-Californiens entfernt, hat einen guten Hafen, aus dem die Punta-Cuma hervorspringt, 1560 Einw. und ist der Hauptort eines Districts gleichen Namens in der mericanischen Provinz Californien, welcher in den Missionen S. Diego, S. Luis Rey, S. Juan Capistrano und S. Miguel 5700 besetzte Indianer enthält. 4) S. Diego de Palmares, Pfrschaff in der vormaligen Franciscaner-Mission Encumbios (s. d.) in Colombia. (Leunhardt.)

DIEGO-GARCIA, britische Insel im indischen Ocean, unter 41° E., 7° 50' süd. Br. im NW. von Madagaskar gelegen; sie ist eine Dependenz von S. Mauritius, unbewohnt, und wird nur zuweilen wegen des Schiffsdiensten besucht. (H.)

DIEGO-RAMIREZ, die südlichste aller Azoren-Inseln unter 56° 37' Br. gelegen, und nach ihrem Entdecker (1621) benannt. Sie ist wüst und unbewohnt. (Leunhardt.)

DIEKIRCH, ein Städtchen im Großherzogthume Luxemburg am dem linken Ufer der Sure, in einem fruchtbaren und angenehmen Thale. Dieser Ort hat 250 Häuser, und ungefähr 1480 Einw. König Johann der Blinde, Herzog von Luxemburg (s. d.), ließ im J. 1320 dieses Städtchen mit starken Mauern und Thürmen umgeben, so daß sich die Einwohner manchmal gegen die Überfälle der Grafen von Blanden gut vertheiligen. Jetzt sind die Stadtmauern größtentheils niedergebrien. (Wyttenbach.)

Dielen, s. Fußboden.

DIELHEIM, angeheimes katholisches Pfarrdorf im Hügellande zwischen Ebenwald und Schwarzwald und im groß-badenschen Bezirksamte Bissloch, z. t. R. östlich von dieser Amtskastl, mit einer Kirche, etwa 165 Häusern, und einer Bevölkerung, die seit 20 Jahren bis jetzt von 670 bis auf 930 Einw., alle kathol. Religion, angewachsen ist. Es ist das alte Diwelenheim im Lobdengau am Flusse Suaraba, der heutigen Leimbach, wo schon im J. 767 ein dastiger Grundherr, Bannher, alle sein Eigenthum an Hausplätzen, Feldern, Wiesen, Wäldern und Wasser, und Alles, was ihm von seinem Vater Ranther nach den Erbsen jutam, durch feierliches Testament der Herrschaft des Gotteshauses forsch unterwarf, und im J. 833 ein anderer Grundherr daselbst, Namens Franko, einen halben Mansen mit 15 Morgen, und was noch gefällig dazu gehörte, demselben Gotteshaufe schenkte. Die Mark dieser Villa war

*) Dieser sogenannte blinde König, Johann von Böhmen und Herzog von Luxemburg, fiel als Held in der Schlacht bei Crecy am 26. Aug. 1346. In der Kirche der Benedictinerabtei Kloster zu Luxemburg ruht man den jure Wäme eingetrockneten Körper Johans in einem böhmerischen Sarge, welchen jetzt der Kaiserl. Hof-Buchschatz zu Venedig als der Sarg besitzt.

1) Anno X. regni domini nostri Pipini regia etc. Actum in monasterio Laureham III. non. Aprilis etc. *Figularis scriptum*. In Cod. Laureb. diplom. cart. DCCCL. 2) Actum in monasterio Laureham. V. kalendas Martii anno XX. regni Lu-

8) Auger den genannten Schriftstellern danken über den Bau Diedo's Meibom, de Pag. Sax. bei demsc. Script. T. III. p. 99. E. Schilling, Biographie der Großen, Wenden in J. diplom. Nachst. 3. 23. C. 457. 489, welcher sagt, daß man seine Stadt aber kein Dorf im Saute Diedo's hermitte findet, aber auf Diedo's Erbschaften. S. 91, geht doch wol hervor, daß Jero in ihm lag! Junker, Geogr. Med. Awt., besch. u. a. m.

groß, in ihr lag auch der und leht unbekante Det Hildebrandshufen, wo der obgenannte Franko ein ganzes Hufengut mit dazu gehörigem Hausplatz und darauf aufgeführtem Gebäude, nebst einer Wiese zu 5 Korren Heu ebenfalls dem obgenannten reichen Kloster zum Geschenke machte. Hierauf kam Dielheim bis in die neuesten Zeiten in den Besitz der Bischöfe von Speier mit deren dielheimgen Fürstenthum es an das habsburgl. Haus Baden kam. (Hins. Hf. Leger.)

DIELHELM (Johann Hermann), war Bürger und Perückenmacher zu Frankfurt a. M., und starb daselbst 1781 oder 84, in einem Alter von 73 Jahren. Er durchzog auf seiner Wanderschaft als Geselle Teutschland, und zeichnete sorgfältig Alles auf, was er Bemerkenswerthes fand. Das Betriegen, seinen Landleuten nützlich zu werden, welche dieselben Gegenden durchreisen würden, die er gesehen hatte, bewog ihn, seine gesammelten Notizen zu arzen. Diesen fügte er Nachrichten und Documente über den Ursprung und die Geschichte der Städte bei, und benutzte dazu die darüber handelnden Schriften anderer Verfasser. Es entstanden folgende Schriften: 1) Denkwürdiger Antiquarius des Rheinlands, oder am genehmte, geographische Merkwürdigkeiten aller an und um denselben liegenden Städte, Schlösser, Festungen, Klöster, Flecken, Dörfer u. Mit Kupfern (Frankfurt a. M. 1744. 8. 1775). 2) Antiquarius des Neckars, Rheins, Elbns und Mosellromes. Mit Kupfern (Frankfurt a. M. 1740. 8. 1780). 3) Allgemeines hydrographisches Wörterbuch aller Ströme und Flüsse in Teutschland (Erbnd. 1741 und 1768). 4) Denkwürdiger und nützlicher Antiquarius des Elbtheimes, welcher die wichtigsten und angenehmen geogr., hist., und polit. Merkwürdigkeiten von dessen Ursprung an, bis er sich in die Nordsee ergießt, darstellt; wobei eine genaue und ausführliche Erzählung von aller Städte, Schlösser u., die an und um denselben liegen, Ursprung, alten und neuen Benennungen, Festungsorten, vornehmsten Gebäuden, Wappen, Wessn, Wästen, Logen u. und was sich sonst Denkwürdiges bis in das Jahr 1740 damit aufgetragen u. Mit Kupfern und Kupfern (Erbnd. 1743 und 1774). 5) Wetterauischer Geographus, d. i. Beschreibung aller der in und an der Wetterau liegenden Hevshäfen, Städte, Schlösser u. (Erbnd. 1748). — Er hat sich über all nur J. H. D. unterzeichnet. Die Karten stellen den Lauf der Ströme und Flüsse dar; die Kupfer geben Abbildungen von den wichtigsten Städten und merkwürdigsten Gegenden. Sämmtliche Schriften enthalten viele historische und antiquarische Nachrichten über Städte und Beschaffenheit als Beschreibung der Länder. Er ist in seinen Angaben genau, aber äußerst weislich. — Vgl. Aelung und Jocher, Hirschings Handb. Meusel's Lex. der versch. teutschen Schriftsteller. (Frankf.)

DIELYTRA, Unter dem Namen Dielytra stellte

Borkhausen (in Römer's Arch. II. p. 46.) eine Pflanzengattung auf, indem er mit dem Namen auf die zwei Sorten der Carole hinweisen wollte. Aber das Wort *dielytra*, welches er anführt, heißt nicht des Sporn (*dielytra*) und ist überhaupt nicht griechisch; *dielytra*, welches Wort man substituiren möchte, ist allerdings griechisch, bedeutet aber eine Hülle; also würde auch *Dielytra* einen falschen Sinn geben. Die Gattung gehört zu der vierten Ordnung (Hexandria) der 17. Linne'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Fumarien, und unterscheidet sich von *Corydalis* (f. d. A.) nur dadurch, daß von den beiden äußeren Corollenblättern jedes an der Basis mit einem Sporn oder Höcker versehen ist; die Frucht ist, wie bei *Corydalis*, eine zweiflügelige, vielkammige Siliqua. *Candolle* (welcher auch *Dielytra* schreibt) rechnet acht Arten hieher, welche alle permeante Kräuter in Nordamerika und im nördlichen Asien einheimisch sind und sich durch schlangenförmige, hie und da hollande Blumen auszeichnen. 1) *D. cucullaria* Cand. (Syst. II. p. 108., *Fumaria* L. Sp. pl., *Sims*, bot. mag. 1127) in Nordamerika; 2) *D. bracteosa* Cand. (l. c. p. 109) wahrscheinlich ebenda; 3) *D. formosa* Cand. (l. c., *Fumaria* Andr. rep. 393., *Sims* l. c. 1335) ebenda; 4) *D. eximia* Cand. (l. c., *Fumaria* Ker. bot. reg. 50) ebenda; 5) *D. spectabilis* Cand. (l. c., *Fumaria* L. an. ac. VII. t. 7.) in Sibirien und im nördlichen China; 6) *D. tenuifolia* Cand. (l. c., *Corydalis* Persh., Deless. ic. sel. II. t. 9. f. 6.) in Kamtschatka und an der Nordwestküste von Nordamerika; 7) *D. canadensis* Cand. (Prodr. I. p. 126., *Corydalis* Gold.) in Kanada; 8) *D. lachenalis* Cand. (Syst. I. c.) in Sibirien. — Von *Dielytra* unterscheidet *Candolle* nach Borkhausen's und Rafinesque's Vorgange die Gattung *Adlumia* Rafin. (*Biscutella* Borkh. in Röm. Arch. II. p. 44.), so genannt nach dem Major John Adlum, einem eifrigen und glücklichen Steinbauer zu Georgetown in Carolina. Diese Gattung, ebenfalls aus der vierten Ordnung der 17. Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Fumarien, weicht nur darin ab, daß sie vier Corollenblätter an zu einer einblättrigen, an der Basis zweiflügeligen, schwammigen, stielähnlichen Gerölle verwachsen sind. Die einzige bekannte Art, *Adl. elgrosa* Raf. (in *Drac. Journ. de Bot.* 1809. 2. p. 169., *Corydalis* longosa Vent. choix t. 19.), ein zweiflügeliges, glattes, hie und da mit Blättchen, welche sich in Schein (Siren) einigen, doppelt gefiederten Blättern, keilförmigen Blättern und zahlreichen, in den Blattstelen liegenden, überhängenden, blagratigen Dolchartrauben, ist in fruchten, schattigen Wäldern in Kanada und Pennsylvania einheimisch. (Sprengel.)

DIEMAR, Dieses alte fränkische reichthetende Geschlecht hat seinen Aufnamen zum Familiennamen behalten. Es gehört auch zu den wenigen noch blühenden Geschlechtern, die ihre Stammlinie bis in das 11. Jahrh. zurückführen können. Diemar von Röttingen wird 1095 als Zeuge in einer würzburgischen Schenkungsurkunde schon erwähnt. Als am Ende des 12. Jahrh. einer von ihnen durch Dietrich, Anna Witt von Rötting,

adwiel regis imper Orientalis Francos. Sign. Francesis etc. Sign. Megingot Comitis etc. *Tietrichus* scripsit. Codic. Lat. real. cart. DCCCII.

3) Kadem carta.

die Erbschaftsmannschaft des Schlosses Rhinecl erhielt, verließ er den ersten Geschlechtsnamen und nannte sich nach dieser Burg, wie mehrere andre Geschlechter dies auch thaten. Seine Nachkommen theilten sich in die Linien von Adelsberg, Hohenburg, Rhondorn, Wiesenfeld und Waldboer, wovon die beiden ersten zu Anfange des 17. Jahrhunderts ausstarben; die dritte, welche Wüdem und Jutta (sie lebten 1402) zu ihren Stammvätern erklärte, führt den Namen des Rhinecl nicht, und ist noch in mehreren Zweigen ausgebreitet. Die in t. f. österrichischen Staaten sich befindenden Freiherren von Diemen stammen von Ernst Hartmann, t. f. General-Admarshall und Obristen über ein Regiment Courassier ab. Als derselbe aber zum Landamshut der Stadt Oeffen erwidelt wurde, verließ er den österrichischen Dienst und starb als königlich-schwedischer und sächsisch-hessischer Generalleutnant 1734. Sein Bruder, Hans Adam, war königl. polnischer und kaiserlicher Generalmajor und Obrist über ein Regiment zu Fuß. Ein Enkel des letztern, der Freiherz Karl, starb in Wien als t. f. Generalmajor 1823 mit Hinterlassung mehrer Söhne, welche in t. f. österrichische Kriegsdienste traten.

Die Linie in Oeffen nennt den Freiherren Albrecht Ludwig als ihren Stammvater, der um hundertjährigen Kriege als Obrister über ein hessisches Dragonerregiment sich sehr ausgezeichnet hat. Er starb als Generalleutnant und Inhaber des Großkreuzes vom goldenen Löwenorden und des Militär-Verdienstordens. Sein Sohn Gálar trat in die Fußstapfen seines Vaters, er starb 1824 mit dem nämlichen Range und mit denselben Orden geschmückt. Seine Söhne sind in kaiserlich-sächsischen Kriegsdiensten.

Christoph Gálar, dergogl. sächsisch-gerthlicher Obrist über ein Regiment zu Fuß (geb. 1630), machte als damalige Zeitzeuge mit, und starb als Geheimrath und Commandant des Schlosses und der Festung Friedenstein 1713. Von seinen Nachkommen, die bis in das vierte Glied fast alle in sächsisch-sächsischen Diensten die ersten Stellen belegen erhalten und noch inne haben, hat sich mit dem noch jetzt lebenden Freiherren Georg, großherzogl. badenischen Oberkammermeister und Kammerherren, eine Linie in der dortigen Gegend ausgebreitet.

(Albert Frh. v. Hohenburg-Lengsfeld.)

DIEMEN (Anton van), General-Statthalter der holländischen Niederlassungen in Hindien, einer der einflussreichsten Männer des 17. Jahrhunderts, von dem ein Kaiserthron, eine Insel und eine Festung des sünl. Ostens theils den Namen erhielten, ist 1593 zu Grolenburg, einem kleinen Städtchen der Niederlande, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren. Von früher Jugend zum Kaufmann bestimmt, lernte er die Handlung bei einem seiner Verwandten und sah sich sehr bald, nachdem er kurze Zeit Commis gewesen war, in den Stand gesetzt, ein Geschäft auf eigene Rechnung zu betreiben; allein der Erfolg seiner Unternehmungen war nicht günstig. Um den Verfolgungen der Gläubiger zu entgehen, war er gezwungen, Europa zu verlassen und in Hindien eine Zufluchtsstätte zu suchen. Von allen Geldmitteln entblößt,

musste er als Secaber, — ein Rang, der ihn an Ehedienst und Ansehen nur wenig über den gemeinen Soldaten erhob, — die Reise dahin antreten. Eine schon geschriebene Briefauffahrt, bei der man ihn zuflücht übernahm, war die erste Veranlassung, daß er bemerkt wurde. Bald bewunderten seine Kameraden das schöne Talent v. D's und ersuchten ihn, Schriftschr., Reise u. für sie aufzusehen. Dies zog die Aufmerksamkeit des Gouverneurs auf sich, der ihn als Secretair in sein Bureau nahm. Bald darauf wurde die Stelle eines Generalbuchhalters erledigt, und da Niemand auf Schiffen und von der gesammten Mannschaft der Ansehung dies Amt besser als v. D. zu versehen im Stande war, fiel auf ihn allein die Wahl. Hier entwickelte er einen feinen Geschäftssinn, verbunden mit Gewer- und Handelskenntnissen und einer tiefen Einsicht in das Getriebe der Staatskunst und Nationalökonomie. Nichts natürlicher, als daß er bald von Stufe zu Stufe bis zum kön. Finanzrath emporstieg. Im J. 1631 befehligte er schon als Admiral die Flotte, welche von Indien nach Holland bestimmt war, kehrte aber kurze Zeit darauf wieder als erster Rath und Director der Niederlassung nach Java zurück, wo er am 1. Januar 1636 zum Generalstatthalter eintrat wurde. Er schloß im Namen des Staats einen vorteilhaften Vertrag mit dem Könige von Ternate, bekräftigte mit Erfolg den Sultan von Amboina, nahm den Portugiesen Cepion und Malacca weg, empfing Gesandtschaften von dem Reichthum von Goa, welcher um Frieden bat, errichtete ein Handelsbündniß der Holländer mit Japan, und schloß mit andern orientalischen Staaten Verträge, um Java's gesunkenen Handel wieder neu zu beleben. Voll Feuerkraft, die Macht Hollands und den Einfluß seiner Colonien auch auf bis jetzt noch unbekannte Länder auszuweihen, schickte er im J. 1642 den berühmten Seemann Abel Tasman mit zwei Schiffen gen Süden auf Entdeckungen aus. Dieser nannte aus Dankbarkeit einen großen Theil des südlichen Küstenstrichs von Neuholland nach seinem Namen (s. d. fol. 44.). Tasman fand überdies noch in dem nämlichen Jahre Neuseeland. Von Diemen, durch solche glückliche Erfolge ermuntert, sendete 1643 zwei Fahrzeuge „Delftstruim“ und „Vredes“ unter den Befehlen des Capitains De Vries, nordwärts von Japan in die See, und dieser Schiffer hat die Reihe von Entdeckungen eröffnet, welche ein La Perouse, Broughton und Kausenier in der Folge erweitert und vervollständigt haben. Nicht geringe Aufmerksamkeiten für die Verwahrung des Innern's wurden ertheilt, Schulen gestiftet, Arbeitshäuser errichtet, Fußstraßen angelegt und die auf Batavia Bezug habenden Gelege gesammelt. Nichts war seinem schaffenden Geiste zu klein, nichts seiner Beachtung unwürdig. Diese thätige Thätigkeit, verbunden mit den Einflüssen des klaren, schwachen seine Grundründe so sehr, daß er sich genöthigt sah, um seine Zurückführung nachzusuchen. Die Directoren der ostindischen Compagnie aber haben bedacht, dem Vaterlande seine Dienste nicht zu entziehen. Da er in seinem Vorfat unerschütterlich beharrte, suchte man den Verlust dadurch wenigstens empfindlich zu machen,

daß man ihn bat, er möchte zur wenigsten seinen Nachfolger selbst wählen; allein der Tod ereilte ihn, bevor noch dies Antwortschreiben an ihn gelangt war.

Während seiner Krankheit hatte er die Bestimmung getroffen, daß Einer von den niederländischen Kathakoliken, der schon mehre Jahre im Oriente zugebracht, unter dem Titel eines Präsidenten des Rathes von Siam die Regierungsgeschäfte übernehmen sollte. Mit den Worten: „Gedenkt meiner Gattin,“ starb er den 19. April 1645. Allgemeine Achtung, die Liebe seiner Vorgesetzten und Untergebenen und die Dankbarkeit seiner Nation folgten ihm in die Gruft. Ein Vorgebirge, eine Bai und ein Fluß sind nach ihm benannt; — wenn die Nachwelt solche Denkmale errichtet, dessen Name kann nicht untergehen. (K. Falkenstein.)

DIEMENSLAND, Vandiemenland, 1) eine große im Süden des Festlandes von Australien gelegene Insel, welche man bis zu Anfange dieses Jahrhunderts für die Südspitze jenes Continents gehalten. Ihren Namen erhielt sie zu Ehren des um geographische Entdeckungsreisen höchst verdienten von Diemen (s. d. vor. Art.). Über Entdeckung, sowie über die Beschaffenheit dieser Insel war man aber lange in Ungeheißer. Viele Schriftsteller glaubten nämlich, daß derjenige Erdtheil Australiens, den man Vandiemenland nennt, nebst Arnhemland von einem belgischen Seemann, Namens Boaden im J. 1616 aufgefunden worden seien. Spätere Forschungen aber haben ergeben, daß Van Diemen erst 1636 jenen wichtigen Posten angetroffen, und daß bei dieser Benennung nur eine Verwechslung zu dem lange bewahrten Irrthume Veranlassung gegeben habe. Die Holländer hielten nämlich die Nordostküste des Australcontinents für Inseln, die von der Westküste abgeschnitten seien, wozu aller Wahrscheinlichkeit nach die große Einbuchtung des Landes nach Cap Duffault herunter verläuft hatte. Um dies Problem zu lösen, segelte der große Seemann Abel Tasman 1642 von Batavia aus und gelangte nach kurzem Aufenthalt auf der Insel Mauritius (Isle de France) zu den Südländern hinab, wo er am 24. Dec. desselben Jahres die jetzt so berühmte geordnete südliche Küste von Neuholland entdeckte und sie nach seinem hohen Vorneben benannte. Erst 1799 war es einem britischen Chirurgen, George Bass, vorbehalten, die Erdkunde mit genauern Angaben darüber zu bereichern. Dieser hatte sich zu Ende des vorigen Jahrts. in Port Jackson (Neusidmalls) aufgehalten und mit dem nachmals so berühmten geordneten Cpt. Flinders mehre kleine Fahrten in das Schärmeer gemacht. Beide gleich eifrige Forscher der Erdkunde vereinigten sich zur Ausführung neuer Entdeckungsentwürfe. Auf der Solms fanden sie aber nur wenig Unterstützung, und nur mit Mühe gelang es ihnen, sich ein kleines Fahrzeug, das von einem einzigen Schiffskapitän bedient wurde, zu verschaffen. Inzwischen waren die beiden Freunde bald so glücklich, über mehre unbekannte wichtige Punkte der Küste und über den Lauf des Georgflusses gute Beobachtungen anzustellen, welche die Aufmerksamkeit des Gouverneurs auf sich zogen. Flinders erhielt nun den Befehl über eine Corvette, und Bass wurde

ein mit sechs Matrosen bemanntes Walfischboot anvertraut, um damit ihre Entdeckungen fortzusetzen. Leichter richtete seinen Lauf in die jetzt nach ihm benannte Straße, in welche er schon 1797 bis zum Ebbalshafen vorgetragen war, und gelangte endlich in das jenseitige Meer. So ward nun unumstößlich bemessen, daß Vandiemenland kein Theil des Continents, sondern eine wirkliche Insel sei, die dieser Kanal davon trennt. Flinders gab ihr, seinem Freunde zu Ehren, den Namen „Bassstraße.“ Somit die Bassstraße zwischen England und der Südspitze der indischen Halbinsel dießseits des Ganges eine Seebücke zwischen beiden Ländern vorstellt, ebenso ist in den Kourneaur-, Clarke-, Preferations- und Schwaneninseln eine Verbindung angedeutet, welche so lange den Glauben einer Fortsetzung des Festlandes aufrecht erhielt.

Die Insel bildet ein Dreieck von der Bassstraße im Norden bis zum Südpaz. 41—44° südlicher Breite und 1624—165° östl. Länge, und enthält nach Gauss Berechnung gegen 1150 □ Meilen und nimmt ungefähr 1/4 des Flächenraums der Australiste ein. Sie scheint bei steiler Küstenabdringung in der Mitte ein hohes Tafelland zu bilden, auf dem überall Granit zu Tage liegt. Die westl. Gebirge steigen auf 3500' an, und der Tafelberg an der südöstl. Küste auf 4000', an dessen Nordrande der Tamar zur Bassstraße, am südl. Fuße aber der Derwent in zwei Armen nach der Tumbai fließt, welche im Osten von der Landzunge Pillar, im Süden durch die Insel Brune gebildet wird. Niegend auf dem Erdballe drängen sich wol so viele Landengen auf einem Punkte zusammen als im Südosten dieses Eilandes. Hier sieht man die Landengen Trunn, Nord, Tasman, Forester, der Insel Maria, gedrängt eine auf die andre folgend, alle niedrig und schmal und von wildem Gesträuch zerfetzt. Das Klima ist nicht so warm als in Neusidmalls (die höchste Wärme 21° R., die höchste Kälte 4° R.), also für die Europäer noch zuträglich als die des Continents, weshalb die Briten unter Cpt. Bowen 1803 von Sidney aus auch hier eine Verbrechercolonie, zuerst zu Risdon (am Derwent) und später unter Cpt. Collins zu Hobarttown anlegten, deren Bevölkerung, besonders seitdem die Colonisten der Norfolkinsel 1811 hierher verlegt sind, 1821 = 6371, 1825 = 21,500, gegenwärtig über 120,000 Köpfe betragen kann. Die Einwohner sind den Neuholländern ziemlich ähnlich, nur heller an Farbe, zwischen Neger und Europäer die Mitte haltend, mit großem, offenartig hervorstehendem Munde, vielen Zähnen, aber weißen Zähnen, tiefliegenden schwarzen Augen mit wildem Ausdruck, bald gekrümmten, bald struppigen Haaren. Sie stehen auf einer noch niedrigeren Stufe der Gesittung als jene; nur sollen sie dieselben im Bause ihrer Hütten übertreffen. Beide haben die rohesten Begriffe von Gott, Religion und Menschenrecht. Hunter bemerkt sogar, daß sie keinem Gegenstande, nicht einmal einem Theile, vielweniger der Sonne, dem Mond oder den Sternen göttliche Verehrung bewiesen. Ihm widerspricht aber Evans mit der Behauptung, daß einige Stämme auf der Küste den Sitz ihrer Götter auf die blauen Berge verlegen, und

an die Wunderkräfte ihrer Karrahbis, d. i. Zauberer, glauben. Man sucht jetzt durch Verheirathung der weißen Ansiedler, denn auch freie Landbesitzer, haben unter brittischen Schutze da sich niedergelassen, mit den Töchtern der Ureinwohner die alten Feindseligkeiten beizulegen und einen geselligen Staat zu bilden. — Die Landesproducte sind jenen der Australische gleich: merkwürdige Baumformen, sogar große, zu Schiffsmasten sich eignende Hölzer, aber Mangel an fruchttragenden Bäumen, an körnergebenden Gewächsen, nur wenige Wurzeln für die Ökonomie des Menschen tauglich, z. B. das Farrenkraut, wie in Neuseeland das Brotfruchtregat der Eingebornen, wilde Sellerie, Pastinake und einige Arten von Widen. Überall prangen die Wälder mit Eukalypten, die oft eine Höhe von 160 — 180' und einen Umfang von 25 — 36' erreichen, Mimosen, Kanakien, Proteen, Weibrosidieren, Grolarpen, Kanthorbeeren, Emborizien, Eriopsermen, Kasourinen. Die Gebüsche bilden Eledien, Konchien, Melaleuken, Theesen u. a. jetzt unsere Treibhäuser zierende Sträucher. Das Thierreich ist verhältnismäßig arm. Mehrere Arten von Drosseln, Kanguruh's, der Dohyrus, das fliegende Eichhörnchen, die Pantherkatze und mancherlei Gattungen von Vögel und Fledern. In der Umgebung der Küste ist der See: Störphant und Wallfisch häufig. Zahlreiche Papageien, Ara's und Kakadu's erfüllen die Wälder mit ihrem Geschrei; prachtvolle Vögel, die aber in ihrem glänzenden Gefieder meist dem Gegensatz mit dem europäischen bilden, rotthe Ameisen, gelbe Baumadler, schwarze Schwärme, die alle Böden bedecken und vor allen der *Oronithorhynchus paradoxus*, oder das Schnabelthier, vielleicht das abenteuerlichste Geschöpf der Welt, denn die Natur zu dem Körper eines Säugethiers mit Schwimmhäuten den Kopf oder wenigstens den Schnabel eines Vogels gab. Verhältnismäßig ebenso sonderbar, wenn gleichwohl arm an verschiedenen Gattungen, ist das Reich der Amphibien und Insekten. An Mineralien besitzet die Insel: Kupfer, Bergkristalle, Karneole, Chrysolithe, Marmor, Kalk und ganze Berge von Thoneisenstein, der 70 Procent Ausbeute gewähren soll. — Das Diemens Land ist besser bewässert als die Australische. 1) Der Derwent, dessen Quellen sich wahrscheinlich in einem Landsee auf dem Gipfel der Western Mountains finden, strömt aus zwei Quellflüssen, Big und Dick, unter dem 42° süd. Br. zusammen, nimmt in seinem süßlichsten Laufe den See, Jones und Spitz auf, bildet bei Neu-Norfolkstons eine starke Stromschnelle und mündet sich durch die Ralpbucht in die Sturmbai. 2) Der Hoon findet nach kurzem Laufe sein Ende in dem Kanot d'Entrecasteaux. 3) Der Gool, im Jerusalem-districte aus drei Hügeln entspringend, nimmt den von Nordosten herkommenden Kangarudfluß auf und mündet in das Pittwater oder das äußerste Becken der Northbai. 4) Der Tamar, unter dem Namen South-Est in den Macquarie-Flüssen entspringend, erhält seine Benennung erst nach seiner Vereinigung mit dem See- und Westflusse, nimmt also nach dem Supply auf und mündet in einer Breite von $\frac{1}{2}$ M. in die Bassstraße. 5) Der Lake, aus dem Binnensee Boundary entstehend, strömt mit

dem Macquarie vereinigt dem South-Est zu. Weniger bekannt sind der Mac, New, Danden, Shammon und Keltierren, nebst zwei andern der Westküste zufließenden Flüssen. — Von den Binnenseen hält der auf den Western Mountains (Westbergen) noch Beaumont (1817) 10 M. im Umfange; die Remons Lagune, aus welcher der Jordan abfließt, die Lin Ditch-Polaz und die Macquarie-Springs bilden zwei Ketten kleinerer Seen und sind nebst dem Boundary (auf dem Westgebirge und den Anhängen) zwischen dem Macquarie und Lake, sowie nebst den Salzseen in den Salt-Pan Plains die bedeutendsten. Der indische Ocean umgibt die Insel im Westen, der Australocean im Osten. Die Nord- und Südgrenzen sind die Bass- und Bassstraße. Den Hauptbäien, Ralpb-, Sturm-, North-, Double-, Adventure-, Frederick-, Hendry-, Oster-, Great-Swans-Port, Macquarie-Harbour und Port: Dargy Bai stehen die Vorgebirge: Portland, Eddystone-Point, Vilar, Tasman's-Head, West-Point Sandy, Strium und das South-Cap entgegen. — Nach politischen Ansichten zerfällt die Insel in zwei Grafschaften (Shires). 1) Buxingham im Süden mit der schön gebauten Hll. Hobartown am Derwent (44° südl. Br.), Elisabethtown, 1813 gegründet; 2) Gornwall im Norden mit Georgetown am Tamar (41° 10' südl. Br.), erst 1817 gegründet, 2000 Einwo. In der Nähe der Hafen Dalrymple; Launceston mit 500 Einwo. und lebhaftem Handel. (K. Falkenstein.)

Die Ureinwohner von Bandiemenland gehören zur Race der sogenannten Australer, welche, auf den südindischen Inseln weit verbreitet, durch eine schwarze Hautfarbe und ein schwarzes, wolliges Haar ausgezeichnet sind. Gool schildert sie uns als ein ungebildetes, aber friedfertiges Volk. Seit der Ansiedelung der Europäer auf Bandiemenland sind jedoch jene Ureinwohner so häufig, zumal von den Holzsälgern, Jägern und Fischern gemißhandelt, ja selbst getödtet worden, daß sie, gereizt, der Ausbreitung und Festsetzung der Kolonistlinge den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen angingen. Dieser Krieg wurde so verderblich für die Colonie, daß sie ihrer Entzweiung, ja sogar ihrem Fortbestehen, gefährlich wurde. Vergeblich bemühte sich das Souveränement, die Eingebornen durch Waffengewalt auf einen bestimmten Bezirk der Insel zu beschränken. Da erbot sich ein Herr Robinson, den Streit durch verschönte Maßregeln zu vermitteln. Es ist ihm wirklich gelungen, mehreren Stämmen wiederum Vertrauen einzufößen, und die neuesten Nachrichten lassen glauben, daß dieser Mann im Stande sein wird, die gesammte Ueberbevölkerung zur Emigration auf eine der Inseln in der Bassstraße zu veranlassen. Bereits hat er einige Stämme, welche dasselbe mit den nöthigen Bedürfnissen durch das Souveränement verlorget werden, dahin verpflanzt. Ubrigens haben sich diese Aborigines auffallend, nämlich bis etwa auf 500 Individuen, vermindert, und wenn ihr gänzliches Aussterben erfolgen sollte, so wies es nicht unerwartet sein. Denn schon mehrere Rassen, welche eine höhere Civilisation in sich aufzunehmen unfähig waren, sind diesem Schicksal erlegen, wenn sie von Culturobrisern umgeben und er-

drückt würden. Für die Ansiedelungen scheint jene Maßregel unter den zu wählenden die günstigste zu sein.

Das gemäßigste Klima und die kräftigen Weiden machen die Insel zur Viehzucht besonders geeignet. Die ersten dort eingeführten Schafherden waren von der Arabowater- und Reesherde; seit 1820 sind Merinos von Sidney nach Van diemensland eingeführt. Man verspricht sich den besten Fortgang der Schafzucht, und im Jahre 1830 befaß von dieser Thierart die Colonie 665,200 Stück. Das dortige Hornvieh stammt dagegen zum Theil von englischen und theilweise von bengalischen Althern ab, und in ebendem Jahre zählte man 113,200 Haupt davon. Es wird als Zugvieh und zu vielen landwirthschaftlichen Zwecken benutzt. Pferde, wovon 1830 daselbst 2805 Stück vorhanden waren, werden hierzu weniger angewendet, da es bis jetzt nicht allgemein gut Landpferden gab. Dennoch sind die dortigen Pferde durch ihre Schnelligkeit ausgezeichnet, und übertrreffen in dieser Beziehung bei den bereits nach englischer Sitte eingerichteten Wettrennen wenigstens die vom Neu-Südwales (New Sporting Magazine, Juli 1833, p. 92 sq.). Die europäische Bevölkerung beläuft sich auf 25,000 Seelen, und dieselbe nimmt so sehr zu, daß allein im Jahre 1832 aus England 2000 neue Ansiedler in Hobart-Town und Launceston eintrafen (Asiatic Journ. Supplement to August 1833, p. 238.). Im Jahre 1830 waren 42,000 englische Acker Land zum Feld- und Gartenbau benutzt. Alle Arten von Obst, als Äpfel, Birnen, Pflirschen, Aprikosen, Pflaumen &c., gedeihen vorzüglich. Die mit dem Anbau von Wein gemachten Versuche lassen den besten Erfolg hoffen.

Der wichtigste Ausfuhrartikel, der bis jetzt an Menge und Güte gewannen, und daher jährlich an Bedeutung für Van diemensland in England zunimmt, ist Wolle. Der Wollschaf- und Robbenfang ist sehr einträglich; diese Thiere finden sich häufig an den Küsten, und jene lieben besonders den Küstensaal in der Westküste. Getreide wird jährlich in großer Menge nach Sidney und in geringerer Qualität nach Isle de France ausgeführt. Die neuangelegten Brauereien liefern ein vorzügliches Ale, und hoffen einen vortheilhaften Markt dafür in Britisch-Indien, wohin es bisher aus England eingeführt wurde, zu finden. Dagegen besteht die Colonie bis jetzt noch eine große Menge Kurzwartel und Fabrikate (Baumwollen- und Seidenzeuge, Glas, Eisen- und Stahlwaaren, Brantwein, Thee, Wein &c.) aus dem Mutterlande. — Hobart-Town an dem westlichen Ufer des Derwent ist die Residenz des Gouverneurs. Diese Stadt ist von einem Flüssen durchströmt, welches am Fuße des vier englischen Meilen entfernten Wellingtonberges entspringt. Auf den hügeligen Ufern ist aus 783 Häusern bestehende Stadt erbaut. Sie erhebt sich amphitheatralisch; die Häuser, von etwa 6000 Menschen bewohnt, liegen zwischen Gärten; die Stadt ist von kräftigen Laubholzwäldern umgeben, und das ganze Bild wird gegen Westen von dem 4000' hohen Wellingtonberg geschlossen, wovon östlich der Derwent als malerische Seebucht und von Schiffen belebter Hafen sich ausbreitet. — Launceston, dem-

nächst die wichtigste Stadt, liegt an dem Einflusse des Nord- und Südbek in den Tamar, aus welchem Schiffe von 300 Tonnen bis zu ihr segeln. Diese schließt überigens einen Civilbefehlshaber, eine Garnison und Gerichts- höfe in sich. Wegen der Lage in der Nähe des Getreidedistrikts unterhält Launceston einen lebhaften Verkehr mit Sidney, und beladet selbst nach England regelmäßig Schiffe mit Wolle, Wärrernde &c. Dabei nimmt seine Volkszahl auffallend zu, und es steht zu erwarten, daß Launceston nicht nur Hobart-Town an Größe und Reichthum übertrreffen, sondern auch zu einer der wichtigsten Handelsplätze auf der östlichen Halbkugel heranzuwachsen wird. Hobart-Town ist von Launceston 124 engl. Meilen entfernt, sie sind durch eine macadamisirte, größtentheils gut erhaltene, durch malerische und fruchtbare Gegenden führende, Kunststraße mit einander verbunden, an welcher die Reisenden in 16 wohl eingerichteten Wirthshäusern Bequemlichkeiten finden. — Von den übrigen Städten und Städten der Insel seien die George-Town, Perth, Green Ponds, Dairlands, Jericho, Campbell-Town, Richmond und Sorell-Town erwähnt. Die ländlichen Besitzungen der Colonisten liegen meist zerstreut und in geringern oder größern Entfernungen von einander; doch findet man auch deren Wohnungen zuweilen nahe beisammen erbaut und zusammenhängende Dörfer bilden. Kirchen sind zum Theil vom Gouvernment, zum Theil auf Kosten der Privaten aufgeführt. Die angemessene Anzahl von Geistlichen und Ärzten findet sich in den Städten und in den ländlichen Districten vertheilt. Auch ist ein geordneter Lauf von Briefposten eingerichtet, der sämtliche Ansiedelungen, selbst die entfernt und vereinzelt liegenden, unter einander regelmäßig in Verbindung setzt. Ein wichtiger Theil der europäischen Bevölkerung von Van diemensland besteht aus den aus England dahin deportirten Verbrechern. Ursprünglich wurden diese Menschen zu öffentlichen, ihnen durch das Gouvernment angewiesenen, Arbeiten benutzt; darauf aber, und auch jetzt sehr häufig, den Colonisten gegen gewisse, für beide Theile vortheilhafte, Bedingungen als Arbeiter übergeben. So darf man mit Recht behaupten, daß Van diemensland seine heutige Blüthe größtentheils den in England verübten Verbrechen zu danken hat, denn die Deportirten haben Wälder geklärt, Ländereien urbar gemacht, Straßen und Städte gebaut. Es ist behauptet worden, daß die ganze Einrichtung der Deportation für die Colonie heilbringender sei, als für das Mutterland. Denn so streng und hart auch ursprünglich die in Australien angewohnten Verbrecher behandelt wurden, so daß der Anspruch der Strafe der Deportation bei ihnen Entsetzen erregte; so hat sich dagegen im Laufe der Zeit der mildere Gesichtspunkt und der Wunsch, die Verdammen moralisch und somit bürgerlich zu verbessern, vielmehr geltend gemacht. Die Colonialbehörden glauben diesem Ziele sich zu nähern, indem sie den Deportirten die Möglichkeit, Eigenthum und eine neue bürgerliche Existenz zu erlangen, verschaffen, wodurch deren Lage sich häufig allerdings viel wohlthätiger gestaltet, als es in ihrem Vaterlande jemals der Fall hätte sein können. In diesem Umfange hat man

jedoch in England sogar einen Anreiz zum Verbrechen sehen wollen, und es ist behauptet worden, daß dieselben durch das angewendete Mittel eher vermehrt, als vermindert würden. — Endlich ist der

Vandiemensland-Company zu gedenken. Sie wurde durch eine Parlamentsacte vom 10. Jun 1823, welche der König in dem nämlichen Jahre beschloß, begründet. In derselben ist festgestellt, daß der Gesellschaft von Seiten des Gouvernements im nordwestlichen Theile der Insel 500,000 Acker gegen einen nicht hohen jährlichen Zehnten überlassen werden sollten. Die Compagnie wurde zugleich ermächtigt, auf ihrem Gebiet alle Zweige der Landwirtschaft und des Bergbaues zu betreiben, Bauten zu unternehmen, welche ihr und der Colonie im Allgemeinen nützlich seien, auch für dergleichen Zwecke den Colonisten oder mit denselben in Verbindung stehenden Unternehmern Siederschlüsse zu machen. Dagegen wurde die Compagnie ausdrücklich von Betreibung des Großhandels und eigentlicher Bankgeschäfte ausgeschlossen. Die Gesellschaft fundirte sich mit einem Capital von einer Million Pfund Sterling. Hierauf wurden 10,000 Actien, jede zu 100 Pf. creirt. Bis zum Jahre 1831 hatte die Gesellschaft bereits 350,000 Acker in Cultur genommen, und ihr Augenmerk vorzüglich auf Wollproduction gerichtet, und allerdings konnte die durch sie auf den Markt von London gebrachte Wolle, mit den gepriesensten europäischen Sorten die Concurrenz vollständig ertragen. Auch scheint sich die Wollschm in der Colonie in einem blühenden Zustande zu befinden, denn die seit einigen Jahren erlassene große, für Fuhrwerke völlig brauchbare Landstraße, welche Circular-Head, den Hauptort der Compagnie-eigenthums, mit Launceston den belebtesten Hafen der ganzen Insel, in Verbindung setzt, zeigt von ungemeiner Industrie und Kraft. Dennoch ist bemerkt worden, daß die Actien der Gesellschaft grundsätzlich keine Zinsen tragen, und daß ebenso wenig Dividenden gezahlt werden konnten. Im letzten Jahresberichte, dem von 1832, kündigt das Directorium sogar an, daß Nachschüsse notwendig werden dürften. Wenn schon solche neue Stadtschulden bedeutende Auslagen unvermeidlich erfordern, so bleibt dennoch fraglich, ob das von der Gesellschaft angenommene System eigener Administration, wegen seiner großen Kostbarkeit, ihren Zwecken entsprechen wird.

(v. Gansauge.)

2) Das nördliche Vandiemensland oder die Nordküste der Australische darf nicht mit der Insel gleiches Namens verwechselt werden. Es erstreckt sich vom Cap Duffajour bis zum Cap Marialand (145° 25'—150° E.), hat im Osten Arnhemstank, im Süden das Diemenland, im Südwesten die Witsstank, im Westen und Norden den indischen Ocean zu Grenzen. Von Gerrit Thomas Vool 1636 oder von Abel Tasman 1644 zum ersten Male gesehen, blieb diese Küste mehr als zwei Jahrhunderte hindurch eine Terra incognita, bis 1817 der britische Lieutenant P. B. King von Port Jackson aus die Untersuchung derselben unternahm; denn Cpt. Baudin, der 1803 diese Meere besuchte, hat nur einige Punkte von fern gesehen, und dessen Begleiter Decon nur mangelhafte Nachrichten mit-

getheilt. King entdeckte an dem scharf eingeschnittenen Nordgefaße einen großen Strom, der an seiner Mündung ein beträchtliches Delta bildet, und den er mit einem Schooner 12 M. aufwärts besuchte, wo seine Breite noch über 400' betrug. So fand er auch die Melvilleinsel und eine neue Colonie von Pflanzen bedeckt alsobald die Gegend. Fort Dundas wurde erbaut; allein diese Niederlassung machte ebenso wenig Glück als die 1827 zu Port-Beffern (an der Südküste) angelegte, die schon 1830 wieder ganz aufgegeben worden ist*).

(K. Falkenstein.)

DIEMERBROEK (Yabrand van), ein zu seiner Zeit ausgezeichnete und berühmte holländischer Arzneigelehrter und Anatom, geb. 1609 den 23. Dec. zu Montfoort, einem Städtchen in der Provinz Utrecht, wo sein Vater, Gysbert v. D., fünf Mal den Bürgermeistertitel bekleidete. Er studirte zu Utrecht und Leyden die Medicin, und unternahm dann eine Reise nach Frankreich. Hier hielt er sich eine längere Zeit auf, und lebte als ausübender Arzt in der Landschaft Anjou. Dann kehrte er in sein Vaterland zurück und nahm seinen Wohnsitz in der Stadt Nimwegen, als dafelbst im J. 1635 und in den folgenden Jahren die Pest herrschte. Dies gab ihm Gelegenheit, seine vorzügliche Geschicklichkeit zu zeigen, und seine Hülfe wurde sehr häufig in Anspruch genommen, zumal da er sich nicht nur in seiner Behandlung der Pest, sondern auch durch eine gründliche Beschreibung derselben als einen echt-hyppocratischen Arzt zu erweisen suchte. Man berief ihn hierauf an die Stelle des Professors Wilhelm van der Straeten zu Utrecht, im J. 1649 zum Professor der Medicin und Anatomie dafelbst, erst als Extraordinarius und dann 1657 als Ordinarius. Merkwürdig war diese seine Anstellung auch dadurch, daß er den Religionsgrundrissen der Remonstranten zugehört war, und daß das orthodoxe Directorium der Universität Utrecht dies übersehen konnte, und desswegen achtet ihm bloß wegen seiner großen Gelehrsamkeit das medicinische Professorat anvertraute. Er lehrte zu Utrecht mit vorzüglichem Ruhm, und starb dafelbst den 17. November 1674. Seine wichtigsten Schriften sind: *De peste*, libri 4. *Anatomie corpora humani*, zu Utrecht herausgegeben, und mit guten Abbildungen versehen. *Disputationes practicae de morbis capitis et thoracis*,

*) Vgl. P. B. King, *Voyages to New-Holland in the years 1817—1822*. Lond. 1828. 2 Vol. G. W. Evans, *Historical and topographical description of Van Diemenland etc.* Lond. 1822. Lieut. Jeffery, *Delineations of Van Diemenland*. Lond. *Math. Flinders*, *Observations on the Coasts of V. D. on Bass Strait and its islands etc.* Lond. 1801. 4. *Jam. Dixon*, *Narrative of a voyage to New-South-Wales and Van Diemenland etc.* Edinh. 1822. E. R. M'khang, *Schilberung der Insel V. D.* Hamb. 1823. *Picture of Australia and Van Diemenland*. Lond. 1829. *Stewart*, *Visit to the South-Sens*. New-York 1831. *Cunningham*, *Two years in New-South-Wales*. Lond. 1827. *Reechy*, *Narrative of a voyage to the Pacific and Bebrings-Strait*. Lond. 1831. *W. Ellis*, *Polynesian researches*. Lond. 1829. Von den Karten werden die von Arrowsmith (nach Flinders' Entwürfen und Angaben) Lond. 1800, und die von Evans, Lond. 1825, am meisten geschätzt.

Par. I et II. De variolis et morbillis. Historia rarissimorum morborum et vulnerum, u. a. Seine sämtlichen Schriften hat sein Sohn Timaon v. D., der zu Utrecht Apotheker gewesen, daselbst 1685, unter dem Titel: Opera anatomica et medica, in Folio, mit guten Kupfern herausgegeben. (J. Ch. H. Gittermann.)

DIENIA Lindl. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linn'schen Classe und aus der Gruppe der Epiboreen (Malaciden Lindl.) der natürlichen Familie der Draciden. Char. Die Keimblätter offenstehend, frei; das Lippchen wölbelförmig oder gewölbt, dreilappig, mit dem leutenförmigen, an der Spitze geflügelten Befruchtungsfäden zusammenhängend; die vier, zuletzt wachstartigen Pollenmassen hängen paarweise zusammen. Die sieben Arten, welche Linder hier rechnet, sind auf der Erde wachsende, perennirende Kräuter mit häutigen, gestielten Blättern und kleinen, grünen oder braunen, trauben- oder ährenförmigen, am Ende des Schaftes stehenden Blüten. 1) *D. congesta* Lindl. (Bot. regn. 825; Malaisia Intifolia Smith in Rees Cyclop.) in Nepal und China; 2) *D. fusca* Lindl. (Orch. pl. I. p. 22.) auf Bergen in Japan; 3) *D. cylindrostachys* Lindl. (l. c.) in Nepal; 4) *D. muscicola* Lindl. (l. c. p. 23.) in Nepal; 5) *D. Gmelini* Lindl. (l. c., Orehis etc. Gmel. sibir. I. p. 18. t. 4. f. 1.) in Sibirien; 6) *D. calycina* Lindl. (l. c.) und 7) *D. Myurus* Lindl. (l. c., Pedilae Lindl. orch. ael. p. 27. cum ic.) beide in Mexico. (Sprengel.)

DIENSTBARKEIT. Unter diesem Ausdruck versteht man öfters jede Grundlast überhaupt; im engeren und eigentlichen Sinne jedoch nur diejenigen (zuletzt fast sämtlich aus dem römischen Rechte sich beschreibenden) Rechte, welche der Civilist mit „Servitut“ bezeichnet. Dienstbarkeit (Servitus) heißt dann dasjenige dingliche Recht an einer fremden Sache, kraft dessen der Berechtigte von dem Eigenthümer entweder ein Nichtthun (Servitus negativa) oder ein Thun (servitus affirmativa) zu verlangen befugt ist⁴⁾.

Dienstbarkeiten, wodurch der Eigenthümer zu einem Thun verpflichtet würde, sind dem römischen Rechte völlig unbekannt, und wer sich mit Bezug auf seine Sache zu einem solchen Thun verpflichtet hätte, würde nach römischem Recht immer nur für seine Person verbunden sein, ohne daß für den künftigen Besitzer der Sache, als solchen, irgend eine Verbindlichkeit daraus erwachsen würde⁵⁾. Daß der Römer Servitutes in faciendo constantiores (für durchaus unzulässig erachtet), hat seinen Grund darin, daß er die Servituten im strengsten Sinne des Wortes als Fragmente des Eigenthums betrachtet. Das Eigenthum, welches in dem absoluten Recht, über eine körperliche Sache zu verfügen, besteht,

hat nämlich zwei Bestandtheile, einen positiven, der sich auf die Unbeschränktheit, und einen negativen, der sich auf die Ausschließlichkeit des Eigenthums stützt. Sagt man der Römer, wie bemerkt, die Servituten als aus geschiedene Bestandtheile des Eigenthums als solchen an, so konnten sie schlechterdings aus nur entweder in patiendi oder non faciendo bestehen, je nachdem das negative oder positive Element des Eigenthums dadurch beschränkt wurde.

Hieraus ergibt sich zugleich, daß die Servituten, indem sie ein vom Eigenthume hinweggenommenes Stück bilden, nur der Quantität nach vom Eigenthume verschieden, der Qualität nach hingegen demselben gleich sind. Sie bestehen daher an und für sich ebenso unabhängig, und erzeugen gegen Dritte dieselben Rechte und Forderungen als das Eigenthum selbst; daher sie, wie dieses, namentlich als einer actio in rem (confessoria actio) gegen die ganze Welt geschützt sind⁶⁾.

Je nachdem die Servituten einem Grundstück als solchen, oder einer Person als solcher gehören, heißen sie Prädial- oder Personalservituten (Servitutes praediorum a. praediales; personarum a. personales). Die Ersten stehen zugleich ebenfalls nur an einem Grundstücke zu⁷⁾, weshalb auch bei ihnen die Regel gilt: Praedium praedio servit; die Letztern können dagegen sowohl an beweglichen als unbeweglichen Sachen bestellt werden⁸⁾.

1) Was zuvörderst die Prädialservituten betrifft, die man auch Realservituten nennt, so begründen sie, ihrem Begriffe nach, ein besonderes Rechtsverhältniß zwischen zwei Grundstücken, von denen das eine als berechtigtes oder herrschendes (Praedium dominans), das andre als verpflichtetes oder dienendes Subject (Praedium serviens) in Betracht kommt, und eine solche Realservitut bildet daher eine dem herrschenden und dienenden Grundstück anstehende besondere Qualität⁹⁾, die zugleich von beiden Seiten mit dem Gut auf jeden dritten Besitzer übergeht¹⁰⁾. Eben deshalb muß die Realservitut dem herrschenden Grundstücke Vortheile bringen¹¹⁾ und, wenigstens nach den Grundbügen des römischen Rechts, Causam perpetuam haben, d. h. sich auf Etwas stützen, was dauernde Güter hat¹²⁾. Letztere Seite Sag, kraft dessen z. B. die Servitut des Wasserabflusses an einer Fisterne nicht bestellt werden kann¹³⁾, erlitt indessen schon bei den Römern in der Praxis manche Beschränkungen¹⁴⁾, und dieß, nach der Ansicht vieler, hütiges Tages ganz unberücksichtigt¹⁵⁾. Der erstere Sag gilt dagegen noch

4) L. 5. §. 1. D. si usufruct. potest. (7. 6.) L. 10. §. 1. D. si servitus vindicet. (8. 4.) 5) L. 1. D. de servitutib. (8. 1.) §. 3. I. de servitutib. (2. 5.) §. 3. I. de usufruct. (2. 4.) 6) §. 3. I. de servitutib. (2. 5.) 7) L. 12. D. Communia praedior. (8. 4.) 8) §. 2. I. de usufr. (2. 4.) §. 2. §. 1. de usu (2. 5.) 9) L. 76. D. de verbor. significat. (50. 16.) 10) L. 23. §. 2. D. de servitutib. praedior. rusticor. (8. 3.) L. 12. D. commun. praedior. (8. 4.) 11) L. 15. pr. D. de servitutib. (8. 1.) 12) L. 1. §. 4. D. de font. (48. 22.) 13) L. 1. §. 4. laud. L. 1. §. 5. De aqua quod. (48. 20.) 14) L. 2. D. Commun. praedior. (8. 4.) L. 9. D. de servitutib. rusticor. (8. 3.) 15) H. C. Westphal, De libertate et servitutib. praedior. Lips. 1778. §. 550 sq.

⁴⁾ Quellen: Hoogstraeten, Groot algemeen historisch etc. Woordenboek, Deel III. Amsterd. 1797. 3d edit., Wicherum-Erfsien, 2. 2de. van Kampen, Geschiedenis der Letteren in de Nederlanden. Deel I. 1821. p. 819.

1) L. 15. §. 1. D. de servitutib. (8. 1.) 2) L. 6. §. 2. D. si servitus vindicetur. (8. 5.) L. 81. §. 1. D. de contrahend. emtion. (18. 1.) 3) L. 15. §. 1. cit. L. 6. §. 2. cit.

jezt. Es kann daher keine Realservitut bestellt werden, wodurch der Werth des herrschenden Grundstücks nicht erhöht wird¹⁶⁾; sonst aber ist es nicht nöthig, daß die Servitut gerade Ertrag liefere, sondern sie kann auch bloß zum Vergnügen gereichen¹⁷⁾. Nur darf sich dann die hieraus erwachsende Annehmlichkeit freilich nicht bloß auf die Individualität des jetzigen Besizers beschränken¹⁸⁾, weil sonst der Werth des Grundstücks als solcher dadurch nicht gesteigert werden würde. Aus dem Satze, daß bei Prädialservituten praedium praedicti servit, folgt auch ganz consequent, daß solche Dienstbarkeiten, wie man zu sagen pflegt, auf die Utilitas praedicti dominantis beschränkt bleiben, also über das Bedürfnis des herrschenden Grundstücks nicht hinausgehen werden dürfen¹⁹⁾, und es liegt hierin keine leere Subsilität, wie Manche gemeint haben. Wird daher Jemandem eine Gerechtigkeit, die im Allgemeinen zu den Prädialservituten gehört, für seine individuellen Bedürfnisse als Servitut bestellt, z. B. das Weiderecht, um das zum Verlaufe bestimmte Vieh auf dem Grundstücke des Dritten hüten zu lassen, so ist sie eine bloße Personalservitut²⁰⁾. Durch alle diese Fälle werden die Realservituten bedeutend beschränkt; eine solche Beschränkung liegt demnach auch darin, daß der Servitutberechtignte, welcher freilich Alles thun kann, was zur ordnungsmäßigen Ausübung der Dienstbarkeit gehört²¹⁾, die Servitut doch immer nur so ausüben verbunden ist, daß für den Besizer des pflichtigen Grundstücks so wenig als möglich Belästigung daraus erwächst²²⁾. Noch ist zu bemerken, daß die Realservitut, da sie unmittelbar dem herrschenden Grundstücke zusteht, nur mit diesem veräußert werden kann, und daß selbst eine abgesonderte Verpachtung unsäthig ist²³⁾. Endlich sind die Prädialservituten auch untheilbar, und sie hören daher weder theilweise auf²⁴⁾, noch können sie auf einen bloß intellectuellen Theil als Recht erworben, oder als Last gelegt werden²⁵⁾, und ebenso haften die schon bestehende Dienstbarkeit, nach einer Theilung des herrschenden oder dienenden Grundstücks, fortwährend als Recht oder Last auf dem ganzen Grundstück²⁶⁾.

Je nachdem die Realservitut einem Praedium urbanum, d. h. einem mit einem Gebäude bestandenen Grundstück, oder einem Praedium rusticum, d. h. einem gebäudelosen Grundstück, zusteht, heißt sie Servitus praediorum urbanorum, oder rusticorum²⁷⁾. Doch bleibt sich das römische Recht in der Anwendung dieser Begriffe auf einzelne Servituten nicht immer gleich, indem die

Qualität der Prädiöldienstbarkeit mitunter auch nach dem dienenden Grundstück bestimmt wird²⁸⁾, und eine Servitut, die ihrer Natur nach zu den urbanis oder rusticis gehört, hin und wieder auch sonst als eine solche vorkommt, die für unbebaute oder bebaute Grundstücke bestellt ist²⁹⁾. Zu den Servitutibus urbanis sind z. B. die Servitus altius (nedificium) tollendi, stillicidium avertendi, tigni immittendi zu rechnen³⁰⁾; zu den Servitutibus praediorum rusticorum hingegen z. B. die Servitus itineris, actus, viae, aqueductus³¹⁾. Die Zahl der Prädiöldienstvituten ist im Ubrigen nicht beschränkt. Anders, wenn³²⁾ die Personalservitut betrifft, deren es schon von Rechtswegen nur vier gibt: Ususfructus, Usus, Habitatio, Operae servorum. Von diesen kann man sogar eigentlich nur die ersten beiden als regelmäßige Personalservituten betrachten, da die letzteren beiden zu legt bloße Modificationen der ersten sind. Außer jenen vier Personalservituten können zwar auch alle Prädiöldienstvituten als personelle errichtet werden; nur erfordert dies immer specielle Stipulation, oder eigenthümlich qualifizierte Verhältnisse³³⁾.

Die Habitatio, d. h. das Recht der Wohnung in einem fremden Hause, ist von dem Ususfructus eines Hauses nur durch einige hier zu übergehende Anomalien unterschieden. Die Operae servorum, d. h. das Recht auf die Dienste eines fremden Sklaven, gehören lediglich in das Gebiet der Nützlichkeitsrechte. Es kam dabei namentlich das Eigne vor, daß sie nicht mit dem Tode des Berechtigten, sondern mit dem Tode des Dienenden untergingen³⁴⁾. Eigentlich praktische Bedeutung haben nur Ususfructus und Usus.

Unter Ususfructus oder Nützbrauch ist, wie unter Andern Jul. Paulus sich ausdrückt, zu verstehen das „Jus, alienis rebus utendi, fruendi, salva rerum substantia“³⁵⁾. Der Nützbrauch enthält hiernach zwei Rechte, das Recht der Nütznutzung (Jus fruendi) und das Recht des Gebrauchs (Jus utendi). Beide Rechte können getrennt werden. Wer indessen den bloßen Fructus hat, dem stehen ordenslicher Weise dieselben Rechte zu, welche aus dem vollen Ususfructus erwachsen³⁶⁾, und nur aus besondern Gründen ist dem Fructuar, unter Beschränkung desselben auf die bloßen Früchte, das Recht des Gebrauchs abzusprechen³⁷⁾. Was unter dem Jus utendi zu verstehen sei, ist an sich klar; der Ususfructuar hat jeden Gebrauch der Sache, soweit nur die Substanz darunter nicht leidet. Diese letzte Beschränkung gilt auch für sein Jus fruendi; doch ist dieses Recht näher zu bestimmen. Es umfaßt zwar den vollen Fruchtgenuss.

¹⁶⁾ L. 15. pr. D. de servitutib. (8, 1.) L. 86. D. de verb. significac. (50, 16). ¹⁷⁾ L. 15. D. de servitutib. praediorum urbanorum. (8, 2.) L. 8. §. 1. D. si servit. vindict. (8, 5.) ¹⁸⁾ L. 8. pr. D. de servitutib. (8, 1.) ¹⁹⁾ L. 6. §. 1. l. 6. pr. D. de servitutib. praediorum rusticorum. (8, 3.) ²⁰⁾ L. 6. pr. laud. ²¹⁾ L. 13. §. 1. D. de servitutib. praediorum rusticorum. (8, 3.) L. 9. pr. D. si servitus vindict. (8, 5.) ²²⁾ L. 9. D. de servitutib. (8, 1.) L. 18. D. de servitutib. praediorum urbanorum. (8, 2.) ²³⁾ L. 44. D. locati. (19, 2.) ²⁴⁾ L. 72. pr. D. de verb. obligat. (45, 1.) L. 8. §. 1. D. quomodomodum servit. amitt. (6, 26.) ²⁵⁾ L. 6. D. de servitutib. (8, 1.) ²⁶⁾ L. 17. D. eodem. (8, 4.) ²⁷⁾ L. 4. §. 1. D. si servitus vindict. (8, 5.) ²⁸⁾ pr. §. 1. l. 1. de servitutib. (8, 3.)

²⁹⁾ L. 11. §. 1. D. de Publiciana in rem actio. (6, 2.) ³⁰⁾ L. 20. §. 1. D. de servitutib. praediorum urbanorum. (8, 2.) L. 2. pr. D. de servitutib. praediorum rusticorum. (8, 3.) ³¹⁾ L. 2. D. de servitutib. praediorum urbanorum. (8, 2.) ³²⁾ L. 1. D. de servitutib. praediorum rusticorum. (8, 3.) ³³⁾ L. 4. D. de servitutib. praediorum rusticorum. (8, 3.) L. 6. D. de servitutib. legat. (35, 3.) L. 14. §. 3. D. de aliment. legat. (34, 1.) ³⁴⁾ L. 2. D. de usu et usufructu et reditu. (33, 2.) ³⁵⁾ L. 1. D. de usufructu. (7, 1.) ³⁶⁾ L. 14. §. 1. l. 2. D. de usu. (7, 3.) ³⁷⁾ L. 1. §. 3. D. laud. L. 13. §. 5. D. de accipitatione. (16, 4.)

bleibt aber immer auf die eigentlichen Früchte beschränkt, die jedoch der Nießbräuer sämmtlich zieht, einerlei, ob sie zu den natürlichen oder bürgerlichen Früchten gehören³⁷⁾; selbst auf die ungewöhnlichen Früchte hat er ein Recht. Besteht daher der Usufructus in dem Nießbrauch eines Waldes, so hat er das Recht des ordnungsmäßigen Holzhiebes³⁸⁾, nebst den geringern Waldnutzungen; also das Recht, Holz zu verkaufen, Preß zu brennen, Äcker und Potasche zu bereiten, Harz zu sammeln, einen Waldbienenstand zu halten; er mähet ferner das Gras und treibt sein Vieh im Wald ebensoviel auf die Weide, als auf die Wäld; auch gehören ihm die Windbrüche zu u. c.). Der Nießbräuer eines Landgutes hat unter Andern auch das Recht auf die Jungen und die Benutzung der Steinbrüche³⁹⁾. Was aber nicht zu den Früchten gehört, ist ihm freilich abzusprechen. Er hat daher weder ein Recht auf den Saab⁴⁰⁾, noch auf einfache Accessionen, und namentlich sprechen ihm die Römer das Kind der Sklavin ab, weil der „Partus ancillae non in fructu“ sei⁴¹⁾. Das Eigenthum der Früchte erwirbt er durch Perception, und nicht schon durch bloße Separation⁴²⁾.

Da der Nießbräuer auf den Gebrauch der Sache und die Früchte beschränkt bleibt, so darf er die Res usufructuaria nicht wesentlich verändern⁴³⁾, selbst wenn eine Verbesserung darin enthalten wäre, weil das, was für den Einen eine Verbesserung ist, dies auch grade für einen Andern eine solche noch nicht zu sein braucht; er kann daher den Acker zwar melioriren⁴⁴⁾, nicht aber das Haus größer oder höher bauen; sogar die bei der Befestigung des Nießbrauchs im Hause begriffenen soll er nicht ausbauen berechtigt sein⁴⁵⁾. Soweit es indessen der Nießbrauch selbst erfordert, kann er nicht nur außerwesentliche Veränderungen der Gebäude vornehmen⁴⁶⁾, sondern sogar neue errichten, die zur Einspeicherung und sonstigen Aufbewahrung der Früchte notwendig werden⁴⁷⁾. Um so mehr ist er befugt, die Gebäude zu restituiren, welche seit der Befestigung des Nießbrauchs gefallen sind⁴⁸⁾. Allein so lange der Usufructus dauert, darf auch der Eigentümer keine Veränderungen vornehmen, und überhaupt nichts thun, wodurch der Nießbräuer in seinem Rechte beeinträchtigt würde⁴⁹⁾. Doch ist er berechtigt, dafür zu sorgen, daß die Sache in der Lage, in welcher sie sich befindet, erhalten werde. Der Usufructus darf ihn an den zu diesem Zweck unternommenen Anstalten und Arbeiten um so weniger hindern⁵⁰⁾, als derselbe im Gegentheile sogar verpflichtet ist, die Sache immer nur wie ein guter Hausvater zu benutzen, und sie namentlich stets in gutem Stande zu erhalten. Wie der Nieß-

bräuer daher die Herde nach den Regeln der Landwirtschaft vollständig erhalten, oder an die Stelle der ausgegangenen Bäume andre anzupflanzen muß⁵¹⁾, so kommen auch die gewöhnlichen kleinen Verbesserungen der Gebäude lediglich auf seine Rechnung⁵²⁾. Daneben muß er die auf der Sache haftenden Lasten und Abgaben, selbst die außerordentlichen, übernehmen⁵³⁾. Endlich muß er die Sache, nach demjenigen Nießbrauch, salva substantia zurückgeben⁵⁴⁾, und Etwas leisten, sofern er seinen Verbindlichkeiten aus Arglist oder Nachlässigkeit nicht genügt hat⁵⁵⁾. Der Eigentümer aber hat, zur Sicherung seiner Rechte gegen den Usufructuar, Anspruch auf eine hinfällige Caution (Cautio usufructuaria), welche er noch vor der Ueberlassung der Sache an den Nießbräuer zu verlangen befugt⁵⁶⁾ und daher die Sache zurückzuhalten berechtigt ist, so lange die Caution ihm noch nicht bestellt worden⁵⁷⁾.

Da der Usufructuar verpflichtet ist, die Sache, nach Vermeidung des Nießbrauchs, in specie zurückzugeben, so kann an vertretbaren oder verbrauchbaren Gegenständen kein wahrer Usufructus bestellt werden. Doch ist an solchen Sachen ein Quasi-Nießbrauch möglich, d. h. ein Recht, welches sich dem eigentlichen Nießbrauche so nahe anschließen soll, als es nur immer angeht. Der Quasi-Usufructuar besommt an der fungibeln Sache, wie es deren Natur mit sich bringt, wahres Eigenthum, und ist daher, zumal nach neuem römischem Recht, im Grunde als Empfänger eines für die Dauer des Nießbrauchs überlassenen Darlehens zu betrachten⁵⁸⁾. Doch ist kein Quasi-usufructus als ein vom Darlehne verschiedenes Institut immer noch deshalb von Wichtigkeit, weil dem Nießbräuer auch der Usufructus omnium bonorum eingeräumt werden kann⁵⁹⁾, der sich dann natürlich auch über die verbrauchbaren Gegenstände des Vermögens erstreckt.

Im Gegensatz des Usufructus ist unter dem Usus zu verstehen das einfache Recht des Gebrauchs an einer fremden Sache, unbeschadet deren Substanz. Dieser Usus bildet also die eine Hälfte des Nießbrauchs; den usufructus sine fructu⁶⁰⁾. Ganz irrig ist es daher, wenn Manche den Usus auf die Nothdurft beschränken. Zwar finden sich im römischen Rechte Stellen, die dieser Ansicht zu entsprechen scheinen⁶¹⁾; indessen bezeugen sie sich nicht eigentlich auf den Usus als solchen, sondern auf Vorkasse, die dem Usuar unter Umständen zugesprochen werden, obwohl sie keine directe und notwendige Folge des Usus sind. Überhaupt ist bei dieser Servitut zu unterscheiden, ob bei den einzelnen Gegenständen, welche ihr unterworfen sind, der Fruchtgenuss vom Gebrauche

37) L. 59. §. 1. D. de usufructu (7. 1.) 38) L. 9. §. 7. codem. 39) L. 12. pr. L. 18. codem. 40) §. 57. l. da rursus division. (2. 1.) L. 13. §. 5. D. de usufructu. 41) Arg. leg. 7. §. 12. D. de soluto matris (24. 3.) 42) §. 57. l. de rer. division. (2. 1.) 43) L. 15. D. quibus mod. usufr. solvat. (7. 4.) 44) L. 15. §. 1. De usufr. (7. 1.) 45) L. 13. §. 5. codem. 46) L. 61. codem. 47) L. 13. §. 7. 8. codem. 48) L. 13. §. 6. L. 15. codem. 49) L. 7. §. 3. codem. 50) L. 15. §. 6. 7. codem. 51) L. 7. §. 2. codem.

52) L. 69. pr. L. 70. §. 3. codem. 53) L. 7. §. 2. codem. 54) L. 7. §. 2. L. 27. §. 3. codem. 55) L. 1. §. 1. 9. §. 3. D. usufructuar. quomodo modum caveat (7. 9.) 56) L. 65. pr. D. de usufr. 57) L. 1. L. 5. §. 1. L. 7. D. usufructuar. quomodo modum caveat (7. 9.) 58) L. 13. D. de usufr. (7. 4.) 59) L. 7. D. de usufr. eorum rerum, quae usu consumuntur. (7. 5.) 60) L. 57. D. de usu et usufr. et relictis. (35. 2.) 61) L. 2. D. de usu (7. 8.) L. 12. §. 1. 2. codem.

geschieden werden kann oder nicht. Im ersten Fall ist der Umfang des *Usus* an sich klar⁶⁵⁾. Im zweiten Fall, also wenn, wie z. B. bei einem Acker, sich kein *Usus* ohne *Fructus* denken läßt, bestimmt dagegen der Berechtigthe des *Usus cum fructu*, d. h. des *Ususfructus*⁶⁶⁾. Reist sich endlich ein *Usus* an dem Gegenstande theilweise denken, z. B. an einem Hause, so muß der Berechtigte die Sache selbst gebrauchen; was er aber nicht gebraucht, davon kann er Früchte ziehen, er kann also z. B. die unbewohnten Zimmer vermieten⁶⁷⁾. Doch findet diese beengige Interpretation nur statt, wenn für eine besondere Liberalität des Besitzers zu präsumiren ist.

Die Servituten, sowohl die prädialen als persönlichen, werden erworben durch Vertrag, Adjudication, Vermächtniß, Usucapion, und entstehen zum Theil auch schon unmittelbar aus dem Gesetz. Andererseits hören sie auf durch Vertrag, Verjährung, Confusion, Consolidation, und Untergang sowohl des Rechts, als auch des Subjects.

Auf eine einfache Weise schließen sich hieran noch folgende äußerst wichtige Betrachtungen. Da nämlich die Servitut, wenn sie nicht aus einem andern Grund ihrer Entstehung resultirt, zuletzt mit dem Untergange des berechtigten Subjects aufhört, so erlöschen die Prädialservituten in einem solchen Fall erst nach dem Untergange des *Prædii dominantis*, und sind mithin ebenso unvergänglich als das Eigentum selbst. Ihrer Natur nach beschränkt sie also das Eigentum, der Zeit ihrer Dauer nach, bis in das Unendliche. Andererseits sind sie aber, wie oben nachgewiesen worden, ihrer Wirkksamkeit nach durch so viele Rechtsfakte so sehr wiederum beschränkt, daß selbst dasjenige Eigentum, auf welchem immerhin die zahlreichen *Servitutes prædiorum* lasten mögen, für den Eigentümer gleichwohl noch die gehörige Realität behält. Bei den persönlichen Dienstbarkeiten sollen dagegen diese Beschränkungen weg, und insbesondere umfaßt der Mißbrauch einer Sache, seinem Inhalte nach, beinahe das sämmtliche im Eigentume liegenden Rechte, so daß das Eigentum, für die Dauer des Mißbrauchs, der äußern Erscheinung nach fast verschwindet. Dafür sind aber diese persönlichen Servituten, abgesehen von der oben angegebenen, aber antiquirten Abweichung bei den *Operis servorum*, in anderer Beziehung, nämlich der Dauer nach, wieder äußerst beschränkt, da sie im äußersten Falle mit dem Tode des Berechtigten erlöschen. Inhalt und Dauer sind also bei beiden Arten der Servituten, wenn gleich in verschiedener Weise, doch immer so gegen einander ausgeglichen, daß sich darin das Princip des römischen Rechts deutlich genug ausdrückt, eine Beschränkung des Eigentums müsse so gering als möglich sein. Und dieser Satz ist auch der Nationalität der Römer vollkommen entsprechend, welche, so lange sie ihre Volksthumlichkeit bewahrten, jede Abhängigkeit ihrer Person oder ihres Eigentums von dem Willen eines Dritten, soweit es sich thun ließ, mit Bestimmtheit zurückwiesen. Zwar wich man von jenem Satze, bei Constitution der neben

den Servituten späterhin gebilligten *Jura in re*, im neuern römischen Rechte gar sehr ab. Indessen hatte sich die alte Volksthumlichkeit der Latinen seitdem allmählig auch immer mehr verwischt, und solche Beschränkungen des Eigentums, wie sie insbesondere durch die *Emphyteusis* und das *Pandrecht* begründet worden, konnten im ältern Rechte gar nicht vorkommen, weil sie dem Nationalcharakter der alten Römer widerstrebten.

Dies Alles wird nun auch für die Geschichte der Servituten von hoher Bedeutung; denn es folgt daraus, daß es bei den Römern in den frühesten Zeiten entweder gar keine, oder doch nur sehr wenige Servituten gegeben haben könne, und daß, wenn sich damals Servituten fanden, es kaum andere sein könnten, als *Servitutes prædiorum rusticorum*, und zwar solche, welche, wie die *Servitus viae*, oder *itineris*, eine Folge dringender Nothwendigkeit waren. Die *Servitutes prædiorum urbanorum* sehen meist schon einen zu hohen Grad von Luxus voraus, als daß man annehmen könnte, sie wären schon in den guten Zeiten der alten Sparsamkeit und Eingezogenheit bekannt gewesen. Was aber die persönlichen Dienstbarkeiten betrifft, so ist rüchrichtig, wie dies um so weniger voraussetzen, je größer, wie bemerkt, die Beschränkungen sind, denen das Eigentum dadurch unterworfen wird. In jenen alten Zeiten bebauete wol Jeder ebensowol sein Land selbst, als er sein Haus selbst bewohnte, und waren seine Besitzungen ausnahmsweise zu groß, so mochte er sie Andern abzulassen pacht- oder miethweise überlassen; dagegen kam es ihm gewiß nicht, oder so leicht nicht in den Sinn, dritten Personen einen Mißbrauch oder *Usus* daran zu bestellen.

Von persönlichen Dienstbarkeiten oder *Servitutibus prædiorum urbanorum* kommt daher auch in dem 12 Tafelgesetze keine und bekannte Spur vor. Was sich über Servituten darin findet, betrifft die *Servitus viae*, vorausgesetzt, daß die Bestimmung der 12 Tafeln über die Breite der Wege wirklich auf die eigentliche *Servitus viae* zu beziehen ist⁶⁸⁾. Erst für die Zeit der zweiten Periode der römischen Rechtsgeschichte, d. h. für die Zeit von den 12 Tafeln an bis zum Untergange der Republik, läßt sich das Dasein der Servituten mit historischer Gewissheit nachweisen, und zwar finden sich, wenigstens gegen das Ende dieser Periode, bereits alle Arten der Dienstbarkeiten, nicht bloß *Servitutes prædiorum rusticorum* und *urbanorum*⁶⁹⁾, sondern auch *Servitutes personarum*⁷⁰⁾.

Die Servituten waren aber damals zugleich noch die einzigen (dinglichen) Beschränkungen des Eigentums, und mit Recht hat man daher ihren Begriff auch durch die historische Definition bezeichnet, daß darunter die *Jura in re* und am alten *Civitate* zu verstehen seien. Hieraus erklärt sich auch der Name, welchen sie tragen; sie waren für die Sachen das, was die Sklaverei für die Menschen war, und wie man daher den Rang der

65) L. 12, §. 2, 3, 4 eodem.

64) L. 15, L. 22 eodem.

65) L. 2, 5, 4 eodem.

66) *Varro*, De lingua latina, VI, 2, L. 8, D. de servitut. prædior. rusticor. (B. 3).

67) *Cicero*, Pro Cæcilio, cap. 25.

Topheor. cap. 5. 68) *Cicero*, De finib. l. 4, Topheor. cap. 5.

69) *Cicero*, De finib. l. 4, Topheor. cap. 5.

Freiheit für die letztern mit *Servitus* bezeichnete, so belegte man auch für die erlern mit demselben Namen diejenigen Beschränkungen, denen die Sache zu Gunsten eines dritten unterworfen war. Diesen Namen hätte man ihnen nicht beilegen können, wären sie nicht ursprünglich die ausschließliche Beschränkungen des Eigenthums gewesen. In dieser Hinsicht wird noch wichtig, daß die *Prædialservituten* oft auch mit *Servitiis* schlechthin (ohne den Beisatz *Prædiorum*) bezeichnet werden. Es geht daraus hervor, daß es eine Zeit gegeben haben müsse, wo es noch keine *Personalservituten* gab, und die *Prædialservituten* die einzigen waren.

Schon im Anfange dieses Artikels ist bemerkt worden, daß die *Servituten* sich fast sämtlich aus dem römischen Rechte beschreiben. Es erklärt sich dies aus der altteutschen Nationalität ebenso leicht, als aus der Volkstümlichkeit des alten Römers oder nachgewiesen ist, daß es bis zur Zeit des 12. Tafelgesetzes entweder keine, oder nur wenige *Servituten* gegeben haben könne. Dem alten Teutschen ging die Freiheit und Selbstständigkeit in jeder Beziehung über Alles, wie schon der flüchtigste Blick in die Verfassung unser Altvordern beweißt. Der freie Mann war vom dritten durchaus unabhängig, sowohl für seine Person, als auch für seine Habe; und der Besitz eines jenseitigen Grundstücks galt zugleich für den Inhaber als ein Merkmal seiner persönlichen Höflichkeit. Deshalb wies der freie Mann jede Beschränkung seines Grundgenthums ebenso zurück, als eine Beschränkung seiner persönlichen Freiheit⁶⁹⁾, und als sich daher die Sachsen Karl dem Großen unterwarfen, stipulirten sie sich ausdrücklich die Freiheit ihrer Besitztungen von jeglichen Zinsen⁷⁰⁾. Überhaupt stand Freiheit der Person und des Grundbesitzes bei den alten Teutschen in untrennlicher Verbindung, und der Satz: „Frei Mann, frei Gut“ galt auch späterhin als Sprichwort im Munde des Volkes, nachdem sich die altteutsche Nationalfreiheit längst verloren, und damit dieses Sprichwort eine beschränkte Bedeutung erhalten hatte⁷¹⁾. Da Freiheit des Grundgenthums ohne Freiheit der Person, und diese ohne jene nicht bestehen konnte, so belegten namentlich auch die Longobarden den freien Mann (*Arimannus*) und das freie Grundgenthum (*Arimannia*) mit einem und demselben Worte⁷²⁾.

Nach diesen Voraussetzungen läßt sich erwarten, daß Dienstbarkeiten unsern Vorfahren entweder ganz, oder doch fast ganz unbekannt gewesen. Dies bestätigen denn

auch die ältesten Rechtsquellen. Alles, was sich darin über *Servituten* findet, ist entweder aus dem römischen Recht entlehnt⁷³⁾, oder hat in der Regel mit den *Servituten* bloß im Äußern einige Ähnlichkeit. Dies gilt z. B. von den Nutzungsrechten der einzelnen Markgenossen an der gemeinen Mark, oder von den ähnlichen Markgenossenrechten der Gutsbesitzer an den Grundstücken ihrer Hinterlassen⁷⁴⁾. Denn die zuerst gedachten Rechte sind Ausfluß des Gesamtgenthums der Markgenossen, die zuletzt erwähnten aber Ausfluß des zwischen Gutsheeren und Unterthan getheilten Eigenthums, oder eines ähnlichen Rechtsverhältnisses. Ebenso bezieht sich das, was die spätern Rechtsquellen, namentlich die Rechtsbücher, darüber enthalten, ordentlicher Weise nicht auf eigentliche *Servituten*, sondern vielmehr auf polizeiliche Beschränkungen des Eigenthums, also auf das, was man *Servitus necessaria* zu nennen gewohnt ist⁷⁵⁾. In der That waren die (römischen) *Servituten* bei unsern alten Vorfahren zu einem großen Theil auch entweder geradezu unmöglich, oder wenigstens überflüssig. Unmöglich waren die meisten *Servitiis praediorum urbanorum*, weil sie meist an einander stossende Gebäude voraussetzten, die es bei unsern Altvordern, deren Höfe einzeln lagen⁷⁶⁾, wol nur ausnahmsweise gab; überflüssig waren hingegen die meisten *Servitiis praediorum rusticorum*, weil fast überall die gemeine Mark dasjenige darbot oder möglicherweise machte, worauf diese *Servituten* abzielen. Selbst zur Zeit des spätern Mittelalters gehörten die eigentlichen Dienstbarkeiten, sogar in den Städten, immer noch zu den Seltenheiten, und mit gutem Grunde konnte daher oben behauptet werden, daß sie meistens erst dem römischen Recht in Teutschland ihre Dasein verdanken.

Dieses römische Recht bildet daher auch bei Beurtheilung der die *Servituten* betreffenden Rechtsverhältnisse die Grundlage unsern heutigen gemeinen Rechts. Doch ist es verschiedenen Abänderungen unterworfen worden, die aber immer nur partikularrechtlich sind. Unter diesen Abweichungen ist der Satz besonders auszuzeichnen, daß die *Servituten* als dingliche Rechte an Grundstücken sehr oft erst durch ihre Eintragung in die Gerichts-, Lager-, Stadt-, Hypotheknbücher begründet werden⁷⁷⁾. Daß dies mit der Lehre des teutschen Rechts von dem Gewerbe der Gewahr an Grundstücken historisch zusammenhängt, leuchtet auf den ersten Blick ein. Nachdem übrigens die römische Lehre von den *Servituten* in der Praxis Geltung erhalten hatte, sind auch diejenigen teutschen Rechtsverhältnisse, welche dem Dingen zufolge nichts weniger als *Servituten* waren, sondern nur äußere Ähnlichkeit damit hatten, ordentlicher Weise gradezu wie Dienstbarkeit behandelt worden; nicht selten freilich zum größten Nach-

69) Gregor. Turonens. V, 29. Chilpericus rex descriptiones novas et graves in omni regno suo fieri iussit. Qua de causa mox — alia regna petierunt. Idem III, 36. Franci cum Parthenium in magno odio haberent, pro eo, quod eis tributa — insinisset, eum persecui coeperunt. Witz sühntem Wohlgefallen tritt Bizzo (De vita Conrad Salici; ap. Struve III, p. 974) folgende Stelle Sallusts: Libertatem — nemo domus — nisi cum vita simul amittit. 70) Poeta Saxo; ap. Leubnitz, Script. rerum Brandiv. I, p. 153. 71) Giftenhart. Grundbüch der deutschen Rechte in Spruchwörtern, S. 72. (3. Ausg.) 72) P. Savigno, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, I. Bd. S. 171.

3. Capit. S. R. u. S. Erste Edition. XXV.

73) Lex Burgundionum. Addit. I. Tit. I. cap. 4, 7. 74) Lex Wisigothorum, Lib. VIII, Tit. 5. cap. 6. Lex Bajuvariorum, Tit. XXI, cap. 11. Capitulare II. ann. 805, cap. 20. Capitulare IV. ann. 819, cap. 4. 75) Sachsenkapitel II, 51. Edd. sächs. Weichbild, Cap. 123, 124, 125. 76) Tacitus, Germania, cap. 16. 77) Val. I. B. Preussische Landesrecht, Th. I. Tit. 22, §. 18. Österreichisches Gesetzbuch, Abth. II. §. 481.

theil entweder des Berechtigten oder Verpflichteten. Namentlich gilt dies vom Putungs- und Weiderechte. Auch hat die römische Lehre vom Nießbrauch auf verschiedene recht teurliche Rechtsverhältnisse störend eingewirkt, die man gegenwärtig unter dem Collectionnamen des teurlichen usufructus zu begreifen pflegt. Es gebührt daher z. B. der Nießbrauch des Mannes am Vermögen seiner Frau, der Nießbrauch des überlebenden Ehegatten am Gute des Verstorbenen, die Interimswirtschaft, der (bäuerliche) Aitenrecht und manche andre Institute des teurlichen Rechts. Da die Rechte des sogenannten teurlichen Nießbrauchers in diesen Fällen meist einen weiten Umfang haben, als die des römischen usufructus, so sind Viele veranlaßt worden, dem teurlichen Nießbräucher schon im Allgemeinen und ohne Weiteres ein Dominium utile beizulegen, und auf dem Grunde dieser Voraussetzung, unter der Benennung usufructus Germanicus, eine Lehre zu entwickeln, die in vielen Punkten von den entsprechenden Normen des römischen Rechts bedeutend abweicht⁷⁸⁾. Alles dies ist aber verwerflich, weil die einzelnen, unter die Kategorie des teurlichen usufructus gestellten Rechtsverhältnisse zu sehr von einander abweichen, als daß es zulässig wäre, aus den ihnen gemeinschaftlichen Kriterien eine höhere Theorie durch Abstraction zu entwickeln; vielmehr kommt alles auf die besondern Institute in Concreto an⁷⁹⁾. Die Subsumtion der gedachten Rechtsverhältnisse unter dem Collectionnamen usufructus hat bei Manchen auch die Annahme veranlaßt, daß der teurliche Nießbräucher zur Bestellung der cautio usufructuaria verpflichtet sei; indessen ist diese Ansicht zu mißbilligen, weil die Cautio nur dem römischen Rechte bekannt ist, die unter dem teurlichen Nießbrauch begriffenen Institute sich aber bereits ausgebildet hatten, ehe das fremde Recht bei uns noch recipirt worden war⁸⁰⁾. (Dieck.)

DIENSTEID, heißt die eidlche Angeldung der von einer Persona publica übernommenen Dienstplichten. Es versteht sich hiernach von selbst, daß dieser Eid seine Wirkungen nur innerhalb der Amtssphäre des Verreichtigten äußern könne; so weit diese aber reicht, führt er Wirkungen mit sich, die eben sowohl zum Vortheil als zum Nachtheil des Verreichtigten gereichen. So z. B. gilt einerseits eine auf den Amtseid gemachte Aussage auch vor dem Richter so lange als wahr, bis nicht das Gegentheil dargethan worden; andererseits wird dagegen ein von einem Beamten als solchem begangenes Vergehen härter, als an bloßen Privatpersonen bestraft, und während z. B. das Verbrechen der Verpression im Allgemeinen mit sogenannten, willkürlichen Strafen geahndet wird, wird es dagegen bei Beamten mit der Ablegung vom Amte, und außerdem mit Festung oder Zuchthaus belegt⁸¹⁾. Dem

obigen B. griffe zufolge wird der Dienstseid öffentlichen Personen abgenommen, und er bleibt daher auf Staatsbeamte keineswegs beschränkt; kann vielmehr auch den Magistratspersonen und Communalbeamten abgefordert werden, welche sogar heutiges Tages, ebenso wie die Staatsbeamten, der Regel nach versassungsmäßig zum Dienstseide verpflichtet sind⁸²⁾. Insbesondere aber sind die Staatsbeamten ihm zu leisten verbunden, und namentlich heißt es im allgemeinen preussischen Landrechte, daß jeder Staatsdiener nach Beschaffenheit seines Amtes und dem Inhalte seiner Instruction, dem Staate, außer zu den allgemeinen Unterthanenpflichten, noch zu besondern Diensten durch Eid und Pflicht zugethan sei⁸³⁾. Indessen ist die Ablegung des Dienstseides, der übrigens in constitutionellen Ländern auch auf die Verpflichtung, die Verfassung gewissenhaft zu wahren, ausdrücklich ausgebreitet zu werden pflegt⁸⁴⁾, nur gewöhnlich, keineswegs notwendig⁸⁵⁾. Im Gegentheil haben sich viele Juristen und Politiker gegen den Dienstseid erhoben, und es läßt sich nicht verkennen, daß, wer seinem Amte getreu vorsteht, es gewiß weniger des abgelegten Amtseides wegen, als aus innerem Antriebe, und um der Ruhe seines Gewissens willen thut, oder, wenn es mit seinem Innern schlechter bestellt ist, aus Furcht vor zeitlicher Schande. Daher ließ der holländische Graf Wolf keinen Einnahmer, Beamten oder andern Diener schwören, sondern ging mit ihm bei besten Bekanntschaft an das Fenster, von wo aus man den Galgen und das Gericht sehen konnte, und pflegte ihm die Bekanntschaft mit den Worten zu überreichen: „Nimm ihn den Brief, in welchem ich mich für deine Arbeit und Treue zu deiner Belohnung und Entlohnung verbinde; siehe aber diese Stätte gleichfalls an, die denjenigen bereitet ist, welche sich in Untreue betreten lassen.“ So gewiß nun (ergählt und J. P. v. Lubwig) des Grafen Befolgungen waren, so gewiß waren auch die von ihm auf Befolgungen der Amtspflichten gesetzten Strafen. Graf Wolf erhielt dadurch die allerhöchsten Bedenkten, so daß derjenige, welcher seine Zufriedenheit hatte, überall schon dreißigmal das gegährte Vorurtheil eines Viererlarmes für sich haben mußte⁸⁶⁾. — Insbesondere sprachen sich auch die Facultäten zu Halle und Helmstedt in Gutachten, die ihnen über die Frage abgefordert waren, ob es nicht zweckmäßig sei, den Amtseid abzuschaffen, gegen diesen Eid aus das Bestimmte aus⁸⁷⁾. Wie indessen schon oben bemerkt ist, hat man den Dienstseid doch fast überall bis zur heutigen Stunde beibehalten. (Dieck.)

Dienstherrn, f. Dienstmannen.

DIENSTMANNEN. Geschichte der Dienstmannschaft. Die Auflösung des Problems der Dienstmannschaft hat man dadurch unauf löslich gemacht, daß man davon aufging, die Dienstmannschaft der Herzöge,

78) Schiller, Praxis juris Romani in foro Germanico. Exercit. XVII. §. 5 sq. Meincius, Elementa juris Germanici. Lib. II. Tit. 2. §. 57 sq. 79) Gleiches in der Einleitung in das teurliche Privatrecht, §. 178. (Xulg.) 80) Deinde, De vidua vanoli ad usufructuaria cautione institui dotalitii immuni. Akerf 1785.

81) Quisq. Corp., Grundzüge des preussischen Rechts. §. 195. Feuerbach, Lehrbuch des preussischen Rechts. §. 431.

82) Bgl. z. B. die württembergische Verfassungsurkunde von 1819. §. 69. 3) Preuss. Landrecht. B. II. Tit. 10. §. 2, 3.

4) Bgl. z. B. die württembergische Verfassungsurkunde. §. 45, 69. 5) Leyser, Meditation. ad Pandect. Spec. 137. med. 2. Spec. 567. med. 6. 6) Lubwig, Grundriss der öffentlichen Recht. Th. I. §. 118, 119. (Frankfurt, Leipzig und Altona 1854.) 7) Eubwig, a. a. D. §. 119. Leyser, l. c. Spec. 567. med. 6.

Grafen u. sei bloß eine Nachahmung der Dienstmannschaft des Königs und Kaisers. Da dort die vier Hauptdienste selbst Herzöge, ja Könige, versehen, so konnte man sich nicht erklären, wie die eigentlichen Dienstmänner zu den Unehlen und Unfreien gehören konnten¹⁾. Man muß aber vielmehr davon ausgehen, daß ursprünglich jeder Freie seine Dienstmänner (in weiterer Bedeutung) hatte. Diese Dienstmänner waren zum Theil aus den Sklaven, theils aus den Freigelassenen. Diese Freigelassenen waren es aber nicht im eigentlichen Sinne, sondern gehörten noch zu den Unfreien, und waren selbst, so wie ihre Kinder, ihrer Herrschaft noch unter allerlei Benennungen hörig und dienbar (s. v. Art. Homo). Erst wenn noch eine zweite Freilassung hinzukam, wurden sie wirklich frei. Es gab nämlich, wie das salische Gesetz bezeugt, eine doppelte Freilassung, eine reine, wo der Sklave wirklich frei wurde, und eine bedingte (s. Freilassung bei den Germanen). Die Dienstmänner aus des Mittelalters wur-

den gewöhnlich aus dem Stande der Halbfreigelassenen (bedingt Freigelassenen) namentlich den fiscalischen und zinspflichtigen Menschen genommen. Zweitens wurde die Lösung des Problems auch dadurch ungemein erschwert, daß aus der Dienstmannschaft am Schluß des Mittelalters ein Theil des niederen Adels hervorgegangen war. Da unter der Dienstmannschaft sich auch weiche aus edlen Geschlechtern fanden, so fehlte es nicht an solchen, welche behaupteten, daß die Dienstmannschaft, vorzüglich die Reichsdienstmannschaft sämmtlich, und dadurch der niedere Adel überhaupt aus Menschen von edler Geburt hervorgegangen, während die andern den niederen Adel sämmtlich aus unedelm Blut entsprossen sein lassen. Die Auflösung ist aber diese: Sowie es dem freien Menschen überhaupt freistand, der Freiheit zu entsagen und sich als Sklave oder Halbfreigelassener (Lite) in die Hörigkeit eines andern zu begeben, so konnte auch einer von edler Geburt zu Gunsten eines andern sich in den Stand der Unehlen und Unfreien begeben, wie wir urkundlich nachweisen werden. Ferner ist auch der Streit dadurch sehr verworren geführt worden, daß es nicht an solchen fehlte, welche Dienstmänner von niederm Adel schon zur Zeit annahmen, als es noch gar keinen niederen Adel gab. Es gab aber bei den alten Deutschen und in der größten Zeit des Mittelalters nur einen Adel, nämlich den, welcher bei den alten Deutschen den Stand der Edelinge, aus welchem die Könige gewählt wurden, und auch in der größten Zeit des Mittelalters nur allein den Stand der Edeln bildete, und der später der hohe Adel hieß. Die eigentliche²⁾ Dienstmannschaft des Mittelalters bestand aber zum geringsten Theil aus Edeln, die aber sich des Adels und der Freiheit begeben, zum wehren Theil aus Freien (Freilingen), die aber der Freiheit sich begeben, und zum meisten Theil aus den Geschlechtern der Halbfreigelassenen (Liten), welche aus dem Sklavenstande hervorgegangen. Der niedere Adel, als der Dienstmannschaft und unfreien Ritterschaft, denn auch eine solche gab es, entsprossen, ist also zwar sämmtlich aus dem Stande der Unfreien und zunächst aus dem Theile derselben, welcher den Stand der Halbfreien bildete, hervorgegangen, bestand aber nicht sämmtlich seiner Quelle nach aus Sklavenblute, sondern zum Theil aus dem Blute der Edelinge und Freilinge, welches aber, da die Unfreien unter sich heirathen mußten, durch Vermischung mit dem Blut Unehler und Unfreier nicht rein geblieben war. Aber auch das Sklavenblut hatte meistens einen edlern Ursprung, da die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht wurden, und so haben die Geschlechter-Erfinder des 13. und 16. Jahrh. der Sache nach nicht ganz unrecht, wenn sie die Urväter von Geschlechtern teutlicher Edelleute aus edlen Geschlechtern der Römer suchten, obwohl sie einen ganz andern Weg, als den wahren einschlugen. Die Ge-

1) Strube, *Observatio de dignitate ministerialium*, gleich Anfangs: *Eat tamen in hac temine involuta quaestio, cujus in medio aere fuerint conditiones Ministeriales, liberi et nobilissimi oppositi, quorum toties monumenta antiqua mentionem faciunt. Das Studium der Geschichte der Dienstmänner verjünglich angeht zu haben, dieses Verdienst hat Joachim Georgius de Planneus, Tractatus Juris Publici Inauguralis de Ministeriisbus, Münster 1719. Gegen diese Schrift ist hauptsächlich gerichtet folgende: *Adam Fried. Glöfz, Commentarii Historici de vera quondam Ministerialium Indole qua Ministeriales Palatini praesertim vero Milites Imperii, aut Statum Nobiles, qui nomine olim Ministerialium potissimum veniebant, pristino iustitiae, dignitati, juri, generis integritati, eminentiae singulari et immunitatibus, a quibus quorundam recentiorum perversae doctrinae eos deturbaverint, restitutorum, eorumque nexus militaris a vasallitico et subdito distinctissimus ex geniois medicis aevi historiarum monumentis et documentis publice eruitur.* Franc. et Lips. 1724. Glöfz's Theils einseitige, theils unbegründete Behauptungen fanden zum Theil ihre Beseitigung in dem Appendix sive Specimen Observationum ad V. C. *Adami Frederici Glöfz, Commentationem de vera ministerialium indole.* Diese Schrift, von Adel verfaßten Stellen der Russen nicht frei, bildet einen Anfang zu Joh. Georg Oster's zum Theil ausführlicher Schrift: *Commentarii de Ministeriisbus, in quibus Nobilium hodiernorum verae origines, eorumque status, jura, differentiae a Comitibus, selecta de ministerialibus regni, eorumque a nobilebus, ac de nobilitate Germanorum vera, evoluntur.* Argentorat 1727. Der Streit that aber nicht rein wissenschaftliches Interesse, sondern die Parteien zogen bei ihren Streitigkeiten mit der Ritterschaft aus dem normalen, aber längst verfallenen, Unterwerfungsverhältnisse die beschwerlichsten Folgerungen. Bedäunmt sind die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge von Württemberg und der Ritterschaft in Schwaben. Die sechs darüber im J. 1750 erschienenen Schriften bezeichnet Moser im *Staats-Archiv* 1750. 1. Bd. 24. S. 149–150 und handelt von der Cap. S. 151–154, und im J. 1751, 3. Bd. 6. Cap. S. 66–99. Von den Dienstmännern wieh S. 77–96 viel gesagt, aber nicht mit rein wissenschaftlichem Interesse, sondern die geschichtliche Wahrheit zu Gunsten der Ritterschaft mit Dunkel umhüllt und verdeckt, und doch der Hauptpunkt nicht geltend gemacht, nämlich daß jene Ritterschaft nicht mit den Dienstmännern der damaligen Grafen von Württemberg, sondern aus den Reichsdienstmännern hervorgegangen, und daher die aus dem Dienstmännereverhältnisse gezogenen Folgerungen nur in Beziehung auf das Reich, nicht auf den Landesfürsten gelten können, da kein Reichsdienstmann an einen Fürsten gegeben werden konnte.*

2) Die ungentliche Dienstmannschaft ist eine Nachahmung der eigentlichen, indem Edel, Herzöge, ohne wirklich in die eigentliche Dienstmannschaft zu treten, Hofdienste bei kaiserlichen Gelegenheiten verrichteten. Sie entkamen, um den Königen mehr Glanz zu geben. Die höchsten Dienstmänner sind die ungentlichen.

sichte der Dienstmannen ist endlich dadurch auch verdunkelt, daß es nicht an solchen fehlte, welche in jedem unfreien Ritter einen Dienstmann erblickten, als wenn es neben den Dienstmannen nicht auch andre Unfreie (Halbfreie) höherer Classe gegeben hätte. Sowie bei allen geschichtlichen Gegenständen, so ist es bei der schwierigen Geschichte der Dienstmannen vor allem nöthig, sich in der Fortschritt und Darstellung streng an die Quellen zu halten und anzuschließen, und wir werden daher diese, so weit es der beschränkte Raum erlaubt, soviel als möglich selbst reden lassen. Der leichteren Auffindung und Übersicht wegen werden wir den Artikel in Abschnitte theilen und mit Überschriften versehen.

Das Wort Dienstmann ist ein altes. Bei Aro finden wir *deonostmann, servitor deonostmannun, servitoribus*. Dffrid (1. Bch. Cap. 19, 3. 4) sagt von Joseph: was *thionostmann guater, lioungeta ooh this mauter*, war ein guter Diener und sorgte für die Mutter. Notker (Pa. LIII, 5): Saul *unde sine ministri, dienstmänn*; von Pharaos heißt es (Pa. CIV, 20) *der santa ministros ad carcerem* (dienstmänn zu charchare). Pa. CIII, 14 wird es bildlich gebraucht: *ministri* (dienestman) *verbi Dei* (Kotes wortes). In der eigentlichen Bedeutung hat es auch das Norbische, es heißt in der Einleitung zur Aegia-dreeca (Agi's Trinksag): Aegia *anti tui thionostmann Fimalenge* ok Eldar, Agi hatte zwei Dienstmannen. — Man lobte sehr, was für gute Dienstmannen Agi's waren (*hversu gothir thionasto menn Aegis voro*) d. h. wie reichlich sie einschlachten. Dienst (Dienst) im Mittelalter, in eigentlicher Bedeutung gebraucht, bedeutet Bedienung (ministerium), uneigentlich steht es am häufigsten für Lehnspflicht und Erfüllung derselben. Diener in eigentlicher Bedeutung bedeutet bedienen, in uneigentlicher Bedeutung Unterthan, Lehnsmann sein, die Lehnspflicht erfüllen. So auch Diener wird eigentlich für einen der bedient, und uneigentlich für einen Lehnsmann gebraucht; so will König Gibich Diener sein, oder dienen, wie er wiederholt sagt, wenn er und seine Reden im großen Rosengarten zu Worms besetzt werden. In Alphart's Tod werden die Mannen Ertricks wiederholt die Diener Ertricks genannt. Beide, die eigentliche und uneigentliche Bedeutung waren auch nicht so streng geschieden, da die Mannen, wenn sie auch nicht wirkliche Dienstmannen waren, doch um ihre Untertänigkeit zu zeigen, Dienstmännchen versahen. So hält König Sigfrid im Nibelungenlied, als er sich der Brunnhild als Gunther's Mann oder Eigenhold stellt, Gunther's Koss beim Zaum, bis dieser König in dem Sattel saß.

Reime der Dienstmannschaft. Das salische Gesetz sagt: Wer einen Meier, Truchseß (*infestorem*) Schenken, Marschall (*Mariscalcum*), Sattelreicht (*siratorem*), einen Eisenfchmid, einen Goldschmid, einen Zimmermann, Winzer, Schweinehirt oder Dienstmann (*ministerialem*), oder der 25 Schillinge werth ist, gestohlen, erschlagen oder verkauft hat, soll für 35 Schillinge schuldig erkannt werden, ausgenommen des Capitals und der Delatur. Dasselbe galt bei einer Meierin oder Dienst-

weib (*ancillam ministerialem*). Zu oder (vel) Dienstmann findet man die auch zum Theile richtige Bemerkung gemacht?), daß es sowohl heißt, als oder einen andern Dienstmann, da die vorhergehenden auch Dienstmannen waren. Wenn wir aber in Burkhard's Gebirgsbuch auch finden, daß aus den fiscalischen Menschen nur Kämmerer, Schenke, Truchseß, Marschall oder Dienstmann gemacht werden sollte, so glauben wir, daß an beiden Stellen ein Dienstmann zu verstehen, der vorzugsweise so genannt ward, weil er keinen bestimmten Dienst hatte, sondern den Herrn überhaupt bediente und der Herr ihn dazu verwandte, wozu er ihn eben nöthig hatte, ihn verschickte, die Aufsicht über etwas ertheilte u. In der neuern Lex *salica* ist in der entsprechenden Stelle zu den genannten Dienstleuten noch Jäger, Wälder und alle Künstler hinzugefügt, aber des Dienstmannes nicht gedacht, sondern im folgenden Paragraph hinzugefügt, wer einen Knaben oder Mädchen aus dem Dienste des Herrn gestohlen u., was im Dienste heißt, ist also im Pact. Leg. Sal. durch *ministerialis* ausgedrückt. Auch in der Recensitatio Leg. Sal. und in den sonstigen Gesetzen werden die *servi ministeriales* von den einfachen *servis* unterschieden. Wenn wir den Schweinehirten von den einfachen *servis* geschieden finden und Cetera (Ep 37) erzählt, wie Römer von glänzender Geburt, von den Deutschen bei dem Leutoburger Siege gefangen, zu Hirten und Hausknechten gemacht wurden, so hat Tacitus (Germ. 25) den Gegenstand der Deutschen zu den Römern zu schroff dargestellt, wenn er die Dienste im Hause bloß durch die Frau und Kinder der Deutschen versehen läßt, und die Sklaven derselben nur als zinspflichtige Bauern darstellt. Wir dürfen uns unter den Dienstleuten der alten Deutschen weder Sklaven noch römischer Art, noch Knechte und Mägde nach heutiger Art denken, sondern Leute mit eigenem Hause, die nicht, wie die einfachen Sklaven bloß zu Zins an Getreide, Vieh und Gewand, sondern auch zu andern Dienstleistungen verbunden waren, z. B. des Herren Vieh weiden, in Abwesenheit des Herrn das Haus hüten, bei Festen den Herrn bedienen mußten u. Aus diesen Ansätzen bildeten sich dann im Mittelalter, indem man die edlern von den unedlern Dienste ausschied, und die edlern Dienste Vorrichtungen aus den Freigeborenen (bedingte Freigeborenen) wählte, oder auch selbst Freie dazu vermochte, die eigentlich sogenannte Dienstmannschaft; und weil die Mehrzahl in den Dienstmannen aus den Unfreien hervorging, so bildete sich die Ansicht, daß ein Dienstmann unfrei sein müsse. Auch läßt sich ein freier Dienstmann insofern nicht gut denken, weil dieser ja, wenn er wollte, das Dienstverband verlassen und den Herrn augenblicklich ohne Dienstmann lassen konnte. Unter den Karolingern tritt die Dienstmannschaft zwar noch nicht bedeutend hervor, doch erwähnt Karl der Gr. in seinem Capitalar über die Höfe seiner Meier und Förster, Votarii, Keller, Rechen, Zöllner und übrigen Dienstmännern, und dessen, was sie von ihren Herren zu ent-

richten haben. Die Dienstmannen, welche am meisten auf den Höfen anzuordnen hatten, waren des Königs und der Königin Seneschall und Buttelier⁴⁾. Ein eigenes Capitular ertheilte Karl der Gr. über die Dienstmannen der Pfälzen (de ministerialibus palatinis). Hier wird den Hofbedienten vorzüglich eingeschärft, wie sie über die Ehrsamkeit und Redlichkeit ihrer Leute wachen und auf welche Weise sie die Schuldingen bestrafen sollen⁵⁾. Nicht minder wird der Dienstmannen der Grafen in den Capitularien gedacht. Besonders demerksenswerth ist, daß die Bischöfe, Äbte und Grafen ihre freien Leute von Heerfahrten befreiten, indem sie sie unter Namen von Dienstmännern zu Hause behielten⁶⁾. Natürlich mußte dann mancher diese Lösung selbst büßen, indem er wirklich Dienstmann bleiben mußte. In Karls des Gr. langobardischen Gesetzen kommen Dienstmannen des Staates vor, welche Staatsvermögen, und Dienstmannen, welche Kirchenvermögen verwalteten⁷⁾.

Sinn des höhern Dienstmannswesens. Im Nebenamt, welches zur Zeit der Blüthe des Dienstmannswesens gelungen ist, wird unter den hohen Ehren, in welchen Griedrich lebt, bei Beschreibung des Hofes ihrer Würde aufgeführt: Kumold, der Küchenmeister, ein theurerlicher Degen, Sindold und Hunold, diese Herren mußten pflegen des Hofes und der Ehren der dreien Könige Mannen; Dankwart, der war Marschall, da war sein Neffe Truchseß des Königs von Reg Erwein, Sindold, der war Schenke, ein auferwählter Degen, Hunold war Kämmerer, sie konnten hoher Ehren pflegen. Der Gedanke der hohen Ehre lag also hier zu Grunde und die Ehre war um so größer, je höher der Stand, welcher die Dienstmannstelle versah. Die höchsten weltlichen Reichsfürsten waren die Herzöge. Dar bei finden wir diese, wie sie bei hohen Festen, vor allen bei Krönungen, die Dienstmannstellen versahen, wodurch sie zugleich die vollendetste Huldigung leisteten. Zum ersten Male finden wir dieses bei Otto's des Gr. Krönungsfeste, welches der gleichzeitige Wittkind von Corvey bestrich. Der Kaiser saß mit den Bischöfen und dem Volk in der Pfalz zu Aich. Die Herzöge aber versahen die Dienstmannstellen (ministrabant). Der Herzog Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiete Aachen lag, versah mit allem (omnia procurabat), Eberhard (Herzog der Franken) stand dem Tische vor, Hermann (Herzog von Schwaben) den Schenken, Arnulf (Herzog von Baiern) stand dem Ritterstand und der Wählung und Aufschlagung des Lagers vor⁸⁾. Weitere gehen zu weit, wenn sie den Vorgang so darstellen, als wenn die Herzöge ihre Hofämter versahen, Giselbert habe als Erz-kämmerer die allgemeine Verpflegung besorgt, Eberhard

als Erztruchseß⁹⁾ u. dergleichen. Dieser Vorgang war ja nur ein Theil des Amtes der Dienstmannen und die Herzöge noch nicht Erz-kämmerer, Erztruchseß, Erzschenke und Erzmarshall. Aber ein anderer Geschichtschreiber des deutschen Volkes geht auch zu weit, wenn er bestrittet, daß in diesem Vorgange der Ursprung der nachmaligen Erzmänner zu suchen und den Vorgang so darstellt: Die Herzöge trugen die Kosten des Festes, sie wollten ihren König mit seinem Gefolge als ihren gemeinschaftlichen Gast bewirtheten¹⁰⁾. Hätten sie dies gewollt, da hätten sie ja wie die übrigen mit bei Tafel sitzen können. Auch erzählt Dithmar von Merseburg von Otto's des Großen gleichnamigen Enkel: das Osterfest (im J. 985) wurde vom Könige zu Luedlinburg gefeiert, wo vier Herzöge die Dienstmannstellen versahen (ministrabant), Heinrich (Herzog von Baiern) bei der Tafel, Konrad (Herzog von Schwaben) bei der Kammer, Hugel (Herzog von Kärnten) bei dem Keller, Bernhard (Herzog von Sachsen) stand den Pferden vor. Vergleicht man beide Vorgänge, so sieht man, daß die Erzmänner erst im Entstehen waren, aber sieht auch zugleich, daß die Herzöge damals schon bei großen Festlichkeiten Dienstmannstellen versahen, und nicht den König auf ihre Kosten bewirtheten. Der Vorgang im J. 985 geschah, nachdem der Ausstand des Herzogs Heinrich des Jüngern von Baiern gegen den jungen König Otto III. gedämpft worden war; er hatte also aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloß Erbdenneigung, sondern auch erneute Huldigung zum Zweck. Nicht glänzend genug wissen Dichter und Geschichtschreiber das große Fest auf dem mainzer Reichstage zu Pfingsten des Jahres 1184 zu beschreiben, wo die Edle Kaiser Friedrich I. König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben das Schwert nahmen. Hierbei wird besonders gerühmt, daß das Truchseß, Schenken, Kämmerer und Marschallamt bloß Könige, Herzöge und Markgrafen versahen¹¹⁾. Die Herzöge werden nicht Dienstmännern genannt, sondern nur nach ihren Ämtern bezeichnet. Die eigentlichen Dienstmannen des Kaisers versahen in Reichsdienstmännern, welche an bestimmten Orten, vorzüglich in Pfalzstädten¹²⁾ saßen und in Dienstmännern des kaiserlichen Hofes. Doch sind beide nicht streng zu scheiden. Der Kaiser oder König nennt natürlich auch die Dienstmännern des Reichs seine Dienstmännern, wie viele Urkunden bezeugen, aber ohne festen Gebrauch¹³⁾. Wurde ein Fürst

9) G. X. Wenzel, Geschichte d. Deutschen. 2. Bd. S. 597 u. 598. 10) Euben, Geschichte der deutschen Welt. 6. Bd. S. 405 u. 406, 636 u. 637. 11) H. Wächter, Geschichte Sachsens II. S. 199—195. 12) J. B. Wilm, f. Jäger, Schwebisches Städtewesen, S. 88. Wir unterscheiden somit Ministerialen höherer und niedriger Classe, als auch solche, welche den wandernden Hof begleiteten, oder an den Dienst im Palaste getheilt waren, die Eintheile der Kammer und den Wirtschaftsbetrieb im ganzen Umfang des Palastbetriebs besorgten. 13) So wird in der Wille der Urkunde des Königs Konrad von 1150 in Beziehung auf die Ansetzung der Schenkung durch den Tausch ein ministerialibus Regni scilicet amos, und weiter unten in Beziehung auf die Wohnung innerhalb der Mauern am introitus gascenae ministeriales nostros und am Schluß steht: Iudicium de clavibus iuvenis Conradus, Ministerialia nostra de Haga;

4) Das Äbte im Capitulare de villa Caroli Magni. §. 10. f. 116 bei Gieseler, S. 639. 5) S. die Art und Weise im Capitulare, I. c. 619—622. Doch ist das Capitular nur ein Bruchstück, nur ein erster Theil. 6) Capitulare de comis, propter quos homines exercebant obedientiam diutius solent. §. IV. p. 757. 7) Caroli Magni Leg. l. c. p. 1165—1166. 8) Hiltichind, Ann. Lib. II. bei Weibom, S. 643.

zum Kaiser erwählt, so erhob er gewöhnlich die Dienstmänner seines Hauses zu Reichsdienstmännern. Von Konrad dem Salier rühmt sein Geschichtschreiber: bei Einrichtung des Hofes, welchen der König zum Majordomus setzte, welche er zu Kammermeistern, welche er zu Truchsess (infectores) und Schenkten und zu den übrigen Aemtleuten befestigt, hierbei brauche ich mich nicht lange aufzuhalten, da ich dieses kurz sagen kann, daß ich mich nicht erinnern oder gelesen habe, daß einer seiner Vorgänger Dienste (ministeria) besser versehen gewesen¹⁴⁾. Daher vermuthet man nicht mit Unrecht, daß auch die Constitution von der Römischen, welche Karl des Dicken Namen trägt und die besondere Rücksicht auf die Dienstmänner der Fürsten richtet, von Konrad dem Salier gegeben worden sei. Die Wichtigkeit der Dienstmännerschaft in ihrer Blüthe brachte die Ansicht hervor, daß die Dienstmänner notwendig zu einem Fürsten gehört, und der Fürstendämmerung Ursprung gegeben. Der Zusammentrager des Schwabenspiegels sagt: Die geistlichen und fürstlichen Fürstendämmer¹⁵⁾ die sind von ersten (ursprünglich) gestiftet mit Fürstendämmer¹⁶⁾, mit einem Kammerer, mit einem Truchsess und mit einem Markgrafen. Die vier, die müssen von-erste (ursprünglich) recht freie Leute sein, die können wohl mit Recht Eigen-Leute haben; und kann das ein Dienstmann beweisen, daß seine Vordere frei waren, da sie sich an das Fürstentum gaben, oder da er sich selbst daran gegeben hat, ob er frei war, die haben mit Recht wohl Eigen-Leute. Diese vier sollen die höchsten Freien oder Mittel Freien sein. Die Fürstendämmer sind mit Fürsten und mit andern Dingen gesetzt und gestiftet; und gibt ein freier Herr seine Eigen-Leute an ein Fürstentum, die sind des Fürsten eigen. Sie haben Dienstmannrecht nicht. Wie wir gesagt haben, also ward das Reich gestiftet von erst¹⁷⁾ (ursprünglich). An

einer andern Stelle (Cap. 303. §. 9 u. 11. S. 177) sagt der Schwabenspiegel: Ihr sollet wissen, daß niemand Dienstmännern haben kann, als das Reich und die Fürsten mit Recht. Aber anders behauptet, er habe Dienstmänner, der sagt Unrecht, sie sind alle ihre eignen, ohne die, welche ich vorher genannt habe. Alle Dienstleute heißen mit Recht Eigen-Leute, man ehrt sie mit diesem Namen, daß man sie Dienstmänner heißt darum, daß sie der Fürsten eigen sind. Von dem Geschlecht der Weifen sagt ihr Geschichtschreiber, wo er von ihrer Macht und Herrlichkeit handelt: sie hatten auch ihr Haus nach königlichem Brauche bestellt, so daß jede Hofämter, das ist, die Dienste des Truchsess, des Schenkens, des Markgrafen, des Kammerers, des Vannersführers durch Grafen oder gleichviel Gelende verrichtet wurden¹⁸⁾. Festen Glanz zu leihen, mußten Dienstmänner auch für andre, als ihren Herren, die Dienste verrichten; so trug Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen, der Löwe genannt, seinen Aemtleuten, das heißt, dem Truchsess, dem Schenkten und allen übrigen sorgfältig auf, der Festlichkeit der Einweihung des Klosters Stedeburg im J. 1174 so vorzulegen, als wenn es ein Fest des Herzogs wäre¹⁹⁾.

Die Herren, die eigentliche Dienstmänner hatten. Raum und Zeit erlauben nicht die Fürsten einzeln aufzuzählen, welche Dienstmänner hatten, und in welchen Geschlechtern die Ämter erblich wurden, so daß es namentlich eine Menge Geschlechter gab, welche sich Schenkten nannten. Wir können nur auf Schriften²⁰⁾ verweisen, in welchen sich Aufzählungen finden, und nur im Allgemeinen bemerken, daß Kaiser und Reich, alle Bischöfe, alle geistliche Äbte und Abtissinnen, und alle Herzöge, alle Landgrafen, alle Markgrafen, alle Grafen von fürstlicher Würde, nämlich solche Grafengeschlechter, welche aus den Gaugrafen hervorgegangen, und ihre Lehn vom Reiche hatten, Grafen, die entweder später wirklich gefürstet wurden, wie die Grafen von Henneberg²¹⁾, oder wie die Grafen von Dralmanen, so lange diese noch nicht aus Lehnträgern des Reichs Lehnträger des Landgrafen geworden waren, diese und andre Grafen²²⁾ von fürstlicher Würde, ohne wirklich gefürstet zu

die Könige nannten die Reichsdienstmänner also bald des Reichs, bald ihre, femer sie die Reichsköthe ihre Köthe nannten. Daraus folgt: De habitacione intra muros et Praefectura Iudicium dedit Ministerialis nostro Comradus de Waltheim, Camerarius noster a thesauris. Dieses war doch wohl ein Dienstmann des kaiserlichen Hofes. Ein Beispiel, wie die Reichsdienstmänner und Dienstmänner des kaiserlichen Hofes nicht streng geschieden wurden. Beispiele, wo Dienstmänner sich Dienstmännern des kaiserlichen Hofes nennen und genannt wurden, sind Albert von Breitenfels (Urk. vom J. 1281 bei Goltstein, Cod. Diplom. Antiq. S. 83), welcher sich Dienstmann des kaiserlichen Hofes nennt, und Werner von Retz, der Truchsess des kaiserlichen Hofes genannt wird (f. Urkunden 1254, 1256, 1257 bei Schwan, Hist. Warm. Probat.). Wir bemerken nur noch im Allgemeinen, daß die Reichsdienstmänner wohl häufiger genannt wurden und sich auch selbst so nannten, z. B. J. Ulrich von Eulburg, des Reichs Dienstmann. Urk. von 1263. Ursprünglich waren des Reichs Dienstmänner und des kaiserlichen Hofes natürlich eins, und die ersten sind aus letztern entstanden, indem sie, wenn sie bei dem Kaiser nicht wieder Dienstmänner des kaiserlichen Hofes, ihre Befehlungen behielten, und zum Reichsdienstmann wurden, und dann nach diesem Bilde überhaupt auch Reichsdienstmänner geschieden wurden.

14) Wippo, De Vita Chunradi Salici Cap. de dispositione curialii bei Pistorius, Script. Erud. Aug. S. 23. S. 457. 15) Ämter der Fürsten. 16) Die Ämter der Dienstmänner, durch welche die Fürsten bedient werden. 17) Schwabenspiegel, Cap. 51. S. 36.

18) Anonymus Weingartensis de Guelphs Principibus. §. 111. p. 4. 19) Chron. Berolurgense, p. 859. 20) Spangenberg im Westphäl. 1. Th. S. 349 u. f. Römischer im Grafsaal, S. 156 ff. haben Verzeichnisse der Dienstmänner der Bischöfe u. dergl. aber nicht durchaus begründet. Huber, de feudis officialium hereditariis, gibt ein gutes, wenn auch nicht vollständiges Verzeichniß der Dienstmannengeschlechter der Reichsköthe. Jäger, Schwäbische Städteverh. des Mittelalters 1. B. führt im Einigen zur Geschlechtergeschichte, S. 780—773 schwäbische Dienstmannengeschlechter auf, über die Dienstmänner der Herzöge von Baiern f. v. Lang, Bair. Jahrb. Von den Dienstmännern der Grafen von Henneberg handelt J. A. Schultze, 1. Th. S. 422, 2. Th. S. 250—257. 21) Schultze, Directorium Diplomaticum, führt nicht nur die Dienstmänner der Grafen von Henneberg auf, sondern ist auch zur letzten Zusammenf. der Dralmanen andere Herren herbeizuziehen. 22) Einige Lehrer des teulischen Staatsrechts (v. Ludewig, Opusc. Miscell. P. I. L. 1. p. 257). Demberg, Abhandlung von deutschen Erbämtern, S. 9.) haben zwar ihren Vorzug den geistlichen Schenkten ganz abgestreift, unter dem Bergehen, daß es vor

sein, sowie solche Edle, welche seinem Landesfürsten unterworfen waren, hatten alle ihre Dienstmänner oder richtiger ihre Dienstmännern galten für solche, während die, welche bei den Lehnsgrafen der Landesfürsten, bei Burggrafen und Freiberren die Dienstmännernstellen versehen, nicht als eigentliche Dienstmännern galten, wenn sie auch Schenkten, Truchessen u. genannt wurden. Natürlich galten auch die Dienstmännern eines Dienstmannes nicht für eigentliche, so z. B. wenn der Rheingraf Embricho und Graf Heinrich von Weiden die Dienstmännern des Erzbischofs von Mainz, und Rudolf, Graf von Habsburg, Dienstmännern von St. Gallen, Dienstmännern hatten.

Dienste. Unter den eigentlichen Diensten der Dienstmannen waren die vier Hauptdienste 1) der des Marschalls, Kammerers, Schenkten, Truchessen oder Küchenmeisters (noch kommt manchmal neben dem Truchseß auch noch ein Küstemeister vor). Nach diesem war der wichtigste Dienstmann der Jäger. Unter den Hofdiensten kommen noch andre, aber kleinere vor. So z. B. war die Familie von Werthern mit dem Reichthürleeramt versehen. Über die Beschaffenheit der einzelnen Dienste müssen wir auf die Specialartikel verweisen; nur können wir bemerken, was die Dienstmannschaft überhaupt betrifft. Die Dienstmannen, welche die Dienststellen bestanden, dienten sich nicht regelmäßig an den Höfen aus, sondern versehen den Dienst nur bei gewissen Gelegenheiten, bei besonders und bei Kirchenspielen. Der Herr mußte hierbei die Dienstmannen selber. Nach dem Dienstmannenrechte des Klosters St. Maximin zu Trier mußten die mit einem Amte betrauten Dienstmannen um die Aene des erscheinenden Festes auf die Wiese Kune ziehen, und bis zur Aene des folgenden Tages, oder, wie lange der Abt sie halten wollte, Wache halten, ohne daß ihnen Futter für die Pferde gereicht wurde. Kam ein Dienstmann mit seiner Frau, erhielt er 12 Brote, sechs Schüssel Wein und einen Schöpf. Kam er ohne Frau, speiste er und seine Knechte, deren nur zwei oder drei sein durften, mit dem Abte. Sollte der Dienstmann das Abige draußen gereicht erhalten, oder am Rathe und Tische des Abtes Theil nehmen dürfen, so mußte er an Witterstatt dem Abte beistehen und dienen können. Mit abgelegtem Mantel oder an dem Uebertride mußten ansehernd die Dienstmannen bei den Vespere, bei dem Abendmahl und den Festmessen ehrsüchtigvoll dienen²⁴. Außer

jenen und ähnlichen Diensten der Dienstmannen finden wir häufig, daß Dienstmannen, Schultheißen, Voigte und Vicedomini sind²⁵. Wenn man diese drei Beamten nicht selten in Urkunden unter den Dienstmannen aufgezählt findet, so geschieht dies nicht, weil die Schultheißen, Voigte und Vicedomini eigentlich zu den Dienstmannen gehörten, sondern weil diese Ämter häufig Dienstmannen übertragen wurden u. In dem Gesandengesetz des Bischofs Burkard von Worms kommt ein Dienstmann des Abtes, (ein dem Abte vorstehender Dienstmann) an mehreren Stellen vor. Vor ihm geschahen gerichtliche Verhandlungen. Dienstmannen wurden auch häufig zu Unterhandlungen und als Gesandte gebraucht, so z. B. war der Schenk des Landgrafen von Thüringen unter den Gesandten, welche für des Landgrafen Sohn des Königs von Ungarn Tochter, die berühmte heilige Elisabeth, brachten. Wie Dienstmannen aber auch zu niederen Körperdiensten verpflichtet waren, lehrt dieses. Dem Abte von Prüm waren alle seine Leute, welche in seinen Dörfern und Örtchen wohnten, nicht bloß die Hühner²⁶ (Hühner), sondern auch die Skararier, das heisse Dienstmannen²⁷, zu thun gehalten. An einer andern Stelle²⁸ des prümmer Verzeichnisses, wo es von den Lehn der Dienstmannen rehet, sagt es: dazsif sind auch zwei Skararier, welche ähnlich dienen, außer daß sie keine Sperkleiten, keine Hühner, keine Eier geben, kein Holz machen, noch Wachen, noch Tage thun, noch Wod baden, noch Eier brauen; — die Weiber müssen am Hofe Beinkleider nähen²⁹. Ferner heiße es ebendasselbe weiter unten³⁰: daß die Skararier oder³¹ Dienstmannen große Freiheit zu haben behaupteten, und nur einen geringen kleinen Dienst von ihren Lehen schuldig zu sein anerkannten. Eher gibt dieser letzte Stelle wegen die Ableitung Skararii und senar, welche sie dem Abte zu thun schuldig waren³², von Schaurwerk, welches in der Oberpfalz Bauernarbeiten bedeutet, auf, und leitet es mit Leidnig von Schaur (Kriegsschauf) ab, und glaubt, daß die Skararii soviel als Ritter seien. Mit Recht verwerft

24) Reichliche Beispiele für alle drei Ämter geben z. B. die Urkunden der Gudenus u. Die Reservales des Bischofs v. Straßburg vom J. 1262 bestimmen, wann ein neuer Herr zum Bischof werde, soll er das Schultheissenamt einem Gotteshausmann oder einem Bürger teilen, wenn er will. Das öftere Ämterrecht sagt, daß überall nur ein untergeordneter Dienstmann Bogt sein solle, wozu erbeht, wie häufig die Dienstmannen Bogte waren. 25) mansuarii. 26) scarii, id est ministeriales.

27) curwada. 28) Registrum Priuilegii bei Leibniz, Kymolog. p. 420. 29) Als im Jahre 1069 die dienenden Ritter mit Weizenbrot vom Abte an das Reich übergingen, verlangten sie und erhielten vom Kaiser bewilligt, daß ihre Ämter niemals aus dieser der Wähe gezogen werden sollten, ausgenommen auf ausdrückliche Erlaubnis des Papstes. Dann nämlich mußten sie nach Weizenbrot reisen, den Montag, um Freitag, und die Vorkerichte derzuleisten, bis zum Donnerstag. Jeder von ihnen mußte ein Maß Weizen, ein halbes Maß Wein, fünf Maß Bier, zehn Tag eine Semmel, und ein kleines Brot, und zwölf Schenkeln, ein Schüssel Futter gegeben werden. 30) Erlaubnis der Dienstmannenverhältnisse betreffende Urkunde in B. M. d. H. v. 1. Bd. 1. K. 1. 31) K. 1. 32) K. 1. 33) K. 1. 34) K. 1. 35) K. 1. 36) K. 1. 37) K. 1. 38) K. 1. 39) K. 1. 40) K. 1. 41) K. 1. 42) K. 1. 43) K. 1. 44) K. 1. 45) K. 1. 46) K. 1. 47) K. 1. 48) K. 1. 49) K. 1. 50) K. 1. 51) K. 1. 52) K. 1. 53) K. 1. 54) K. 1. 55) K. 1. 56) K. 1. 57) K. 1. 58) K. 1. 59) K. 1. 60) K. 1. 61) K. 1. 62) K. 1. 63) K. 1. 64) K. 1. 65) K. 1. 66) K. 1. 67) K. 1. 68) K. 1. 69) K. 1. 70) K. 1. 71) K. 1. 72) K. 1. 73) K. 1. 74) K. 1. 75) K. 1. 76) K. 1. 77) K. 1. 78) K. 1. 79) K. 1. 80) K. 1. 81) K. 1. 82) K. 1. 83) K. 1. 84) K. 1. 85) K. 1. 86) K. 1. 87) K. 1. 88) K. 1. 89) K. 1. 90) K. 1. 91) K. 1. 92) K. 1. 93) K. 1. 94) K. 1. 95) K. 1. 96) K. 1. 97) K. 1. 98) K. 1. 99) K. 1. 100) K. 1. 101) K. 1. 102) K. 1. 103) K. 1. 104) K. 1. 105) K. 1. 106) K. 1. 107) K. 1. 108) K. 1. 109) K. 1. 110) K. 1. 111) K. 1. 112) K. 1. 113) K. 1. 114) K. 1. 115) K. 1. 116) K. 1. 117) K. 1. 118) K. 1. 119) K. 1. 120) K. 1. 121) K. 1. 122) K. 1. 123) K. 1. 124) K. 1. 125) K. 1. 126) K. 1. 127) K. 1. 128) K. 1. 129) K. 1. 130) K. 1. 131) K. 1. 132) K. 1. 133) K. 1. 134) K. 1. 135) K. 1. 136) K. 1. 137) K. 1. 138) K. 1. 139) K. 1. 140) K. 1. 141) K. 1. 142) K. 1. 143) K. 1. 144) K. 1. 145) K. 1. 146) K. 1. 147) K. 1. 148) K. 1. 149) K. 1. 150) K. 1. 151) K. 1. 152) K. 1. 153) K. 1. 154) K. 1. 155) K. 1. 156) K. 1. 157) K. 1. 158) K. 1. 159) K. 1. 160) K. 1. 161) K. 1. 162) K. 1. 163) K. 1. 164) K. 1. 165) K. 1. 166) K. 1. 167) K. 1. 168) K. 1. 169) K. 1. 170) K. 1. 171) K. 1. 172) K. 1. 173) K. 1. 174) K. 1. 175) K. 1. 176) K. 1. 177) K. 1. 178) K. 1. 179) K. 1. 180) K. 1. 181) K. 1. 182) K. 1. 183) K. 1. 184) K. 1. 185) K. 1. 186) K. 1. 187) K. 1. 188) K. 1. 189) K. 1. 190) K. 1. 191) K. 1. 192) K. 1. 193) K. 1. 194) K. 1. 195) K. 1. 196) K. 1. 197) K. 1. 198) K. 1. 199) K. 1. 200) K. 1. 201) K. 1. 202) K. 1. 203) K. 1. 204) K. 1. 205) K. 1. 206) K. 1. 207) K. 1. 208) K. 1. 209) K. 1. 210) K. 1. 211) K. 1. 212) K. 1. 213) K. 1. 214) K. 1. 215) K. 1. 216) K. 1. 217) K. 1. 218) K. 1. 219) K. 1. 220) K. 1. 221) K. 1. 222) K. 1. 223) K. 1. 224) K. 1. 225) K. 1. 226) K. 1. 227) K. 1. 228) K. 1. 229) K. 1. 230) K. 1. 231) K. 1. 232) K. 1. 233) K. 1. 234) K. 1. 235) K. 1. 236) K. 1. 237) K. 1. 238) K. 1. 239) K. 1. 240) K. 1. 241) K. 1. 242) K. 1. 243) K. 1. 244) K. 1. 245) K. 1. 246) K. 1. 247) K. 1. 248) K. 1. 249) K. 1. 250) K. 1. 251) K. 1. 252) K. 1. 253) K. 1. 254) K. 1. 255) K. 1. 256) K. 1. 257) K. 1. 258) K. 1. 259) K. 1. 260) K. 1. 261) K. 1. 262) K. 1. 263) K. 1. 264) K. 1. 265) K. 1. 266) K. 1. 267) K. 1. 268) K. 1. 269) K. 1. 270) K. 1. 271) K. 1. 272) K. 1. 273) K. 1. 274) K. 1. 275) K. 1. 276) K. 1. 277) K. 1. 278) K. 1. 279) K. 1. 280) K. 1. 281) K. 1. 282) K. 1. 283) K. 1. 284) K. 1. 285) K. 1. 286) K. 1. 287) K. 1. 288) K. 1. 289) K. 1. 290) K. 1. 291) K. 1. 292) K. 1. 293) K. 1. 294) K. 1. 295) K. 1. 296) K. 1. 297) K. 1. 298) K. 1. 299) K. 1. 300) K. 1. 301) K. 1. 302) K. 1. 303) K. 1. 304) K. 1. 305) K. 1. 306) K. 1. 307) K. 1. 308) K. 1. 309) K. 1. 310) K. 1. 311) K. 1. 312) K. 1. 313) K. 1. 314) K. 1. 315) K. 1. 316) K. 1. 317) K. 1. 318) K. 1. 319) K. 1. 320) K. 1. 321) K. 1. 322) K. 1. 323) K. 1. 324) K. 1. 325) K. 1. 326) K. 1. 327) K. 1. 328) K. 1. 329) K. 1. 330) K. 1. 331) K. 1. 332) K. 1. 333) K. 1. 334) K. 1. 335) K. 1. 336) K. 1. 337) K. 1. 338) K. 1. 339) K. 1. 340) K. 1. 341) K. 1. 342) K. 1. 343) K. 1. 344) K. 1. 345) K. 1. 346) K. 1. 347) K. 1. 348) K. 1. 349) K. 1. 350) K. 1. 351) K. 1. 352) K. 1. 353) K. 1. 354) K. 1. 355) K. 1. 356) K. 1. 357) K. 1. 358) K. 1. 359) K. 1. 360) K. 1. 361) K. 1. 362) K. 1. 363) K. 1. 364) K. 1. 365) K. 1. 366) K. 1. 367) K. 1. 368) K. 1. 369) K. 1. 370) K. 1. 371) K. 1. 372) K. 1. 373) K. 1. 374) K. 1. 375) K. 1. 376) K. 1. 377) K. 1. 378) K. 1. 379) K. 1. 380) K. 1. 381) K. 1. 382) K. 1. 383) K. 1. 384) K. 1. 385) K. 1. 386) K. 1. 387) K. 1. 388) K. 1. 389) K. 1. 390) K. 1. 391) K. 1. 392) K. 1. 393) K. 1. 394) K. 1. 395) K. 1. 396) K. 1. 397) K. 1. 398) K. 1. 399) K. 1. 400) K. 1. 401) K. 1. 402) K. 1. 403) K. 1. 404) K. 1. 405) K. 1. 406) K. 1. 407) K. 1. 408) K. 1. 409) K. 1. 410) K. 1. 411) K. 1. 412) K. 1. 413) K. 1. 414) K. 1. 415) K. 1. 416) K. 1. 417) K. 1. 418) K. 1. 419) K. 1. 420) K. 1. 421) K. 1. 422) K. 1. 423) K. 1. 424) K. 1. 425) K. 1. 426) K. 1. 427) K. 1. 428) K. 1. 429) K. 1. 430) K. 1. 431) K. 1. 432) K. 1. 433) K. 1. 434) K. 1. 435) K. 1. 436) K. 1. 437) K. 1. 438) K. 1. 439) K. 1. 440) K. 1. 441) K. 1. 442) K. 1. 443) K. 1. 444) K. 1. 445) K. 1. 446) K. 1. 447) K. 1. 448) K. 1. 449) K. 1. 450) K. 1. 451) K. 1. 452) K. 1. 453) K. 1. 454) K. 1. 455) K. 1. 456) K. 1. 457) K. 1. 458) K. 1. 459) K. 1. 460) K. 1. 461) K. 1. 462) K. 1. 463) K. 1. 464) K. 1. 465) K. 1. 466) K. 1. 467) K. 1. 468) K. 1. 469) K. 1. 470) K. 1. 471) K. 1. 472) K. 1. 473) K. 1. 474) K. 1. 475) K. 1. 476) K. 1. 477) K. 1. 478) K. 1. 479) K. 1. 480) K. 1. 481) K. 1. 482) K. 1. 483) K. 1. 484) K. 1. 485) K. 1. 486) K. 1. 487) K. 1. 488) K. 1. 489) K. 1. 490) K. 1. 491) K. 1. 492) K. 1. 493) K. 1. 494) K. 1. 495) K. 1. 496) K. 1. 497) K. 1. 498) K. 1. 499) K. 1. 500) K. 1. 501) K. 1. 502) K. 1. 503) K. 1. 504) K. 1. 505) K. 1. 506) K. 1. 507) K. 1. 508) K. 1. 509) K. 1. 510) K. 1. 511) K. 1. 512) K. 1. 513) K. 1. 514) K. 1. 515) K. 1. 516) K. 1. 517) K. 1. 518) K. 1. 519) K. 1. 520) K. 1. 521) K. 1. 522) K. 1. 523) K. 1. 524) K. 1. 525) K. 1. 526) K. 1. 527) K. 1. 528) K. 1. 529) K. 1. 530) K. 1. 531) K. 1. 532) K. 1. 533) K. 1. 534) K. 1. 535) K. 1. 536) K. 1. 537) K. 1. 538) K. 1. 539) K. 1. 540) K. 1. 541) K. 1. 542) K. 1. 543) K. 1. 544) K. 1. 545) K. 1. 546) K. 1. 547) K. 1. 548) K. 1. 549) K. 1. 550) K. 1. 551) K. 1. 552) K. 1. 553) K. 1. 554) K. 1. 555) K. 1. 556) K. 1. 557) K. 1. 558) K. 1. 559) K. 1. 560) K. 1. 561) K. 1. 562) K. 1. 563) K. 1. 564) K. 1. 565) K. 1. 566) K. 1. 567) K. 1. 568) K. 1. 569) K. 1. 570) K. 1. 571) K. 1. 572) K. 1. 573) K. 1. 574) K. 1. 575) K. 1. 576) K. 1. 577) K. 1. 578) K. 1. 579) K. 1. 580) K. 1. 581) K. 1. 582) K. 1. 583) K. 1. 584) K. 1. 585) K. 1. 586) K. 1. 587) K. 1. 588) K. 1. 589) K. 1. 590) K. 1. 591) K. 1. 592) K. 1. 593) K. 1. 594) K. 1. 595) K. 1. 596) K. 1. 597) K. 1. 598) K. 1. 599) K. 1. 600) K. 1. 601) K. 1. 602) K. 1. 603) K. 1. 604) K. 1. 605) K. 1. 606) K. 1. 607) K. 1. 608) K. 1. 609) K. 1. 610) K. 1. 611) K. 1. 612) K. 1. 613) K. 1. 614) K. 1. 615) K. 1. 616) K. 1. 617) K. 1. 618) K. 1. 619) K. 1. 620) K. 1. 621) K. 1. 622) K. 1. 623) K. 1. 624) K. 1. 625) K. 1. 626) K. 1. 627) K. 1. 628) K. 1. 629) K. 1. 630) K. 1. 631) K. 1. 632) K. 1. 633) K. 1. 634) K. 1. 635) K. 1. 636) K. 1. 637) K. 1. 638) K. 1. 639) K. 1. 640) K. 1. 641) K. 1. 642) K. 1. 643) K. 1. 644) K. 1. 645) K. 1. 646) K. 1. 647) K. 1. 648) K. 1. 649) K. 1. 650) K. 1. 651) K. 1. 652) K. 1. 653) K. 1. 654) K. 1. 655) K. 1. 656) K. 1. 657) K. 1. 658) K. 1. 659) K. 1. 660) K. 1. 661) K. 1. 662) K. 1. 663) K. 1. 664) K. 1. 665) K. 1. 666) K. 1. 667) K. 1. 668) K. 1. 669) K. 1. 670) K. 1. 671) K. 1. 672) K. 1. 673) K. 1. 674) K. 1. 675) K. 1. 676) K. 1. 677) K. 1. 678) K. 1. 679) K. 1. 680) K. 1. 681) K. 1. 682) K. 1. 683) K. 1. 684) K. 1. 685) K. 1. 686) K. 1. 687) K. 1. 688) K. 1. 689) K. 1. 690) K. 1. 691) K. 1. 692) K. 1. 693) K. 1. 694) K. 1. 695) K. 1. 696) K. 1. 697) K. 1. 698) K. 1. 699) K. 1. 700) K. 1. 701) K. 1. 702) K. 1. 703) K. 1. 704) K. 1. 705) K. 1. 706) K. 1. 707) K. 1. 708) K. 1. 709) K. 1. 710) K. 1. 711) K. 1. 712) K. 1. 713) K. 1. 714) K. 1. 715) K. 1. 716) K. 1. 717) K. 1. 718) K. 1. 719) K. 1. 720) K. 1. 721) K. 1. 722) K. 1. 723) K. 1. 724) K. 1. 725) K. 1. 726) K. 1. 727) K. 1. 728) K. 1. 729) K. 1. 730) K. 1. 731) K. 1. 732) K. 1. 733) K. 1. 734) K. 1. 735) K. 1. 736) K. 1. 737) K. 1. 738) K. 1. 739) K. 1. 740) K. 1. 741) K. 1. 742) K. 1. 743) K. 1. 744) K. 1. 745) K. 1. 746) K. 1. 747) K. 1. 748) K. 1. 749) K. 1. 750) K. 1. 751) K. 1. 752) K. 1. 753) K. 1. 754) K. 1. 755) K. 1. 756) K. 1. 757) K. 1. 758) K. 1. 759) K. 1. 760) K. 1. 761) K. 1. 762) K. 1. 763) K. 1. 764) K. 1. 765) K. 1. 766) K. 1. 767) K. 1. 768) K. 1. 769) K. 1. 770) K. 1. 771) K. 1. 772) K. 1. 773) K. 1. 774) K. 1. 775) K. 1. 776) K. 1. 777) K. 1. 778) K. 1. 779) K. 1. 780) K. 1. 781) K. 1. 782) K. 1. 783) K. 1. 784) K. 1. 785) K. 1. 786) K. 1. 787) K. 1. 788) K. 1. 789) K. 1. 790) K. 1. 791) K. 1. 792) K. 1. 793) K. 1. 794) K. 1. 795) K. 1. 796) K. 1. 797) K. 1. 798) K. 1. 799) K. 1. 800) K. 1. 801) K. 1. 802) K. 1. 803) K. 1. 804) K. 1. 805) K. 1. 806) K. 1. 807) K. 1. 808) K. 1. 809) K. 1. 810) K. 1. 811) K. 1. 812) K. 1. 813) K. 1. 814) K. 1. 815) K. 1. 816) K. 1. 817) K. 1. 818) K. 1. 819) K. 1. 820) K. 1. 821) K. 1. 822) K. 1. 823) K. 1. 824) K. 1. 825) K. 1. 826) K. 1. 827) K. 1. 828) K. 1. 829) K. 1. 830) K. 1. 831) K. 1. 832) K. 1. 833) K. 1. 834) K. 1. 835) K. 1. 836) K. 1. 837) K. 1. 838) K. 1. 839) K. 1. 840) K. 1. 841) K. 1. 842) K. 1. 843) K. 1. 844) K. 1. 845) K. 1. 846) K. 1. 847) K. 1. 848) K. 1. 849) K. 1. 850) K. 1. 851) K. 1. 852) K. 1. 853) K. 1. 854) K. 1. 855) K. 1. 856) K. 1. 857) K. 1. 858) K. 1. 859) K. 1. 860) K. 1. 861) K. 1. 862) K. 1. 863) K. 1. 864) K. 1. 865) K. 1. 866) K. 1. 867) K. 1. 868) K. 1. 869) K. 1. 870) K. 1. 871) K. 1. 872) K. 1. 873) K. 1. 874) K. 1. 875) K. 1. 876) K. 1. 877) K. 1. 878) K. 1. 879) K. 1. 880) K. 1. 881) K. 1. 882) K. 1. 883) K. 1. 884) K. 1. 885) K. 1. 886) K. 1. 887) K. 1. 888) K. 1. 889) K. 1. 890) K. 1. 891) K. 1. 892) K. 1. 893) K. 1. 894) K. 1. 895) K. 1. 896) K. 1. 897) K. 1. 898) K. 1. 899) K. 1. 900) K. 1. 901) K. 1. 902) K. 1. 903) K. 1. 904) K. 1. 905) K. 1. 906) K. 1. 907) K. 1. 908) K. 1. 909) K. 1. 910) K. 1. 911) K. 1. 912) K. 1. 913) K. 1. 914) K. 1. 915) K. 1. 916) K. 1. 917) K. 1. 918) K. 1. 919) K. 1. 920) K. 1. 921) K. 1. 922) K. 1. 923) K. 1. 924) K. 1. 925) K. 1. 926) K. 1. 927) K. 1. 928) K. 1. 929) K. 1. 930) K. 1. 931) K. 1. 932) K. 1. 933) K. 1. 934) K. 1. 935) K. 1. 936) K. 1. 937) K. 1. 938) K. 1. 939) K. 1. 940) K. 1. 941) K. 1. 942) K. 1. 943) K. 1. 944) K. 1. 945) K. 1. 946) K. 1. 947) K. 1. 948) K. 1. 949) K. 1. 950) K. 1. 951) K. 1. 952) K. 1. 953) K. 1. 954) K. 1. 955) K. 1. 956) K. 1. 957) K. 1. 958) K. 1. 959) K. 1. 960) K. 1. 961) K. 1. 962) K. 1. 963) K. 1. 964) K. 1. 965) K. 1. 966) K. 1. 967) K. 1. 968) K. 1. 969) K. 1. 970) K. 1. 971) K. 1. 972) K. 1. 973) K. 1. 974) K. 1. 975) K. 1. 976) K. 1. 977) K. 1. 978) K. 1. 979) K. 1. 980) K. 1. 981) K. 1. 982) K. 1. 983) K. 1. 984) K. 1. 985) K. 1. 986) K. 1. 987) K. 1. 988) K. 1. 989) K. 1. 990) K. 1. 991) K. 1. 992) K. 1. 993) K. 1. 994) K. 1. 995) K. 1. 996) K. 1. 997) K. 1. 998) K. 1. 999) K. 1. 1000) K. 1.

Kaiser Karl IV. weiter Niemandem als nur den Reichsfürsten erlaubt gewesen, dergleichen Würden an ihren Höfen einzusetzen. Aber dieses war durch das überaus häufige Vorkommen der Waiskinder, der Schenkten und Kammerer der Grafen im 12. und 13. Jahrhunderte notwendig, und um so mehr, da auch die edlen Männer Dienstmannen hatten, so z. B. der edle Mann, Graf von Brand, dessen Gemahlin im J. 1273 als Jüngerin auftritt: Kuno von Griebach, Ritter und Dienstmann meines Vaters (alt. Würzburg'sch. Codex u. S. 745). Es fragte sich nur, galten die Dienstmannen der Grafen, da nur die Dienstmannen der Fürsten für eigentliche Dienstmannen nach dem Schwabenpiegel galten, für eigentliche Dienstmannen? Dieses muß unbedingt bejaht werden, da die Grafen ihrer Zeit, welche ihre Hauptpflicht vom Reiche hielten, zu den Fürsten gehörten, wenn sie auch Grafen sich nannten und waren u. wurden.

25) Urt. des Grafen Konrad von Eßlingen vom J. 1195.

52) S. 428.

diese Erklärung Joh. Georg Wachter³³⁾. Nach unserer Meinung bildeten die Skatarii eine besondere Abtheilung Dienstmännern, welche die Einrichtung von Schaurwerken und Beaufsichtigung der Schaurwerke verrichtenden Leibeigenen oblag. Die Skatarii kommen auch in einer Urkunde des Kaisers Otto III. von 990 vor³⁴⁾.

Begleitung der Herren durch die Dienstmännern bei Geschäftstreffen. Hierüber geben wir folgende Beispiele. Ungeachtet die tecklenburger Dienstmännern auf die von uns im Abschnitt: Unterzeichnung der Dienstmännern von den Burgmännern, zu Befestigungsdienste in den Burgen gehalten waren, so mußten sie doch auch, wenn der Graf außerhalb der Burg etwas zu thun hatte, ihn begleiten, hierbei lebten sie aber nicht auf eigene Kosten, sondern der Graf mußte sie unterhalten³⁵⁾. Wenn der Abt von Ebersheim den Baltharn umritt, mußte er fünf Ross zu seinem Sattel haben, und dazu von seinen Dienstmännern soviel, daß er dreizehn Roffe gewann, und die Dienstmännern ihn begleiten und an den verschiedenen festgesetzten Punkten mit ihm liegen bleiben, welches mehre Wochen dauerte, bis sie in den Hof des Abtes zurückkehrten³⁶⁾.

Die Dienstmännern versahen auch Kriegsdienste. Die Zweige der Verwendung waren im Mittelalter keineswegs streng getrennt. Daraus ist in der Geschichte der Dienstmännern nicht genug aufmerkham zu machen. So findet man daraus, daß die Dienstmännern die Hof- und Landämter versahen, in wichtigen Angelegenheiten an andre Höfe versandt wurden, die Verträge und Handlungen ihrer Herren besorgten, die Gerichte verwalteten und besetzen halfen, die einkommenden Mißverständnisse, Streitigkeiten und Irrungen beizulegen suchten u. die Folgerung gezogen, man könne sich wol das Verhältniß dieser Lehn- und Dienstmännern nicht besser anständig machen, als wenn man sich 1) die Ministerialen als Räte im Departement der publicistischen, civilistischen und Finanzsachen denke, und wenn man 2) die Lehn- und Burgmännern als Räte im Departement des Kriegswesens betrachte³⁷⁾. Aber die Dienstmännern mußten nicht nur persönlich kämpfen, sondern versahen auch Heerführerstellen. Die Constitution über die Rittersfahrt §. 6. setzt fest, daß jeder Fürst seine besondern Beamten, einen Marschall, einen Truchseß, einen Schenken und einen Kämmerer haben sollte. Diese vier sollten soviel als möglich an Sold, Kleidung und Kosten von den Übrigen geehrt werden. Jeder von ihnen sollte zehn Mark und drei Roffe und der Marschall noch eins dazu erhalten. Das eine Roff sollte zum Vorausreiten, das andre

zum Kampfe, das dritte zum Spazierenreiten, das vierte zum Panzertragen dienen. Keine andern als Dienstmännern sind wol unter den secretarius, von denen die vornehmsten Regino von Salebach, Rijo von Wimersheim und Adelher von Hofe waren, und die mit Weisenburg vom Herzog Ernst 1029 an das Reich übergingen. Das Recht jedes Einzelnen dieser Eigenholde war dieses, daß bei einer Heersahrt nach Italien jeder Einzelne von der Austheilung zehn Mark und das Rüttelzug für fünf Roffe, zwei Ziegenhüte, einen mit zwei mit dem Nöthigen gefüllten Mantelsäcken beladenen Knaufel nebst einem Führer und einem Treiber, und beide eine mit einem Pferd erhalten sollte. Dem Herrn derselben sollte nach dem Übergang über die Alpen die Nahrung vom Hofe gegeben werden. Bobin nur immer der König bei einer Heersahrt in ein andres Land ginge, sollten den genannten Eigenholden fünf Mark, und ein Pferd ohne Bürde und das Rüttelzug für fünf Roffe und zwei Ziegenhüte gegeben werden³⁸⁾. Im schwäbischen Lehnrechte heißt es: Die nicht Lehen von dem Reiche haben, den gebietet der König wol die Heersahrt. Alle die oberhalb Österreich von dem Reiche befehlt oder des Reiches Dienstmännern sind, die sollen dienen zu Bienten und Polen und zu Böhmen. Ein jeglicher Mann soll dem Reiche dienen mit seinen Kosten sechs Wochen³⁹⁾ u. Nach dem Dienstmännernrechte der bamberger Kirche mußte der Dienstmann, wenn er sich auf eine Heersahrt begab, bis zu seinem Herrn auf eigene Kosten kommen, hernach ward er auf Kosten des Herren ernährt. War es eine Heersahrt in Italien (Rittersfahrt), mußte der Herr auf jeden Panzer ein Pferd und drei Mark geben. War es eine Heersahrt anderswohin, mußten zwei von den Dienstmännern dem dritten die Kosten geben, wenn sie ein Lehn hatten⁴⁰⁾. Begab der Graf von Ardemburg sich an den kaiserlichen Hof, so mußte er für alle Bedürfnisse der Dienstmännern, welche er mitnahm, auf seine eignen Kosten sorgen. Kam er an den Fuß der Alpen, und wollte er über die Alpen gehen, so stand es ihnen frei, nach Hause zurückzukehren, wenn sie ihm nicht aus gutem Willen über die Alpen folgen wollten, und er mußte für sie sorgen, bis sie heimgekommen. Wollte ein Kaiser oder vor immer Gewalt gegen den Grafen brauchen und dieser nach dem Rathe seiner Dienstmännern Gerechtigkeit leisten, so mußte seine belehnten Dienstmännern, solange er auf diese Weise der Ordnung des Rechtes folgte, ihm mit Leib und Gut dienen. Wollte er aber gegen den Rath der Seinigen mit Hintansetzung der Ordnung des Rechtes mit Gewalt handeln, so waren sie auf diese Weise vom Dienste frei. Die belehnten Dienstmännern, welche ihm in seinen Nöthen beistanden, mußte er in seinem Dienste mit dem Nöthigen versehen, und sie hatten durch jene

³³⁾ S. die Erklärung bei Joh. Georg Wachter, Glossar. Teut. p. 1380. ³⁴⁾ Urk. bei Zyllezus, Defensor abbatias S. Maximiani Trevirensis. ³⁵⁾ Jus Ministerialium Tecklenburgergenium. §. 4. p. 249. ³⁶⁾ S. das Röhre im Dinghof oder Ealdorf des Abtes Ebersheim v. 1320 bei Schiller, Commentarius ad Jus Regale Alamannicum p. 535. ³⁷⁾ Pfaffs, Constitution Rechtshand im Mittelalter. S. 392, nach der Folgerung, nachdem er aus der Schrift: Das Rittersrecht des Kaiserthums nach seiner politischen und militärischen Verfassung, die Stellen S. 199, 200, 201 ausgehoben.

³⁸⁾ S. Erklärung der die Dienstmännernverhältnisse betreffende Urkunde Konrads II. in R. Wachter's Forum d. Kritik. I. Bd. 1. Abth. S. 37, 38. ³⁹⁾ Schwäbisch Lehnrecht bei Schiller, Kap. 8. S. 2. Wgl. Schwäbisch Lehnrecht bei demselben. ⁴⁰⁾ Österreich ist hier unrichtig durch oberhalb der Soke.

⁴¹⁾ Privilegium da Justitia ministerialium ecclesiarum bei Udalrich, Cod. Baben.

Dienstleistung ihrem Eid und ihren Pflichten genug gethan⁴¹⁾. Wenn Kaiser Heinrich II.⁴²⁾ von dem Reichsloster Helmarwardshausen sagt, daß es weder im Vermögen, noch in den Dienstmännern von Nutzen sei, so wird dieses mit Recht erklärt, daß das Kloster dem Reiche sein Consingent weder an Gelde noch in Natura prästiren konnte. Nicht bloß in den toten Geleisen und Leuten erschienen die Dienstmänner zu Kriegsdiensten verbunden, sondern auch in den das Leben jener Zeit obwiegelnden Hebelniederden. Auch erhielt dieses aus eingeworbenen künftigen Klagen⁴³⁾. Wie Dienstmänner Kriegsangelegenheiten besorgten, mögen folgende Beispiele aus Geschichtswerten zeigen. Während Kaiser Otto im J. 1202 in Geln verweilte, belagerte sein Truchseß Gungelin Lichtenberg, und eroberte Goslar⁴⁴⁾. Wegen seiner Treue und Dienstbefsinnigkeit erhielt dieser Truchseß, als sein Herr sich nach Italien begab, nicht nur die Führung der Geschäfte seines Hauses, sondern auch diejenige des Reiches, welche dringend waren, anvertraut, besetzte im J. 1211 die Reichsrechte Nordhausen und Mühlhausen, um den feindseligen Bestrebungen der Fürsten gegen den Kaiser zu begegnen, vereinigte die Sachsen und bekriegte mit ihnen von Mühlhausen aus den Landgrafen Hermann I. von Thüringen⁴⁵⁾. Im thüringischen Erbfolgekriege that sich als Kriegshehr der Schwärze Rudolf von Barchin hervor, namentlich gewann er den folgereichen Sieg im Treffen bei Mühlhausen im J. 1248⁴⁶⁾. Die Stedingen verbinden sich zur Befestigung der Bremer im J. 1216 mit dem Erzbischofe Gerhard und den Dienstmännern, gegen deren Angriffe die Bremer den Herzog Heinrich von Braunschweig herbeirufen⁴⁷⁾. Borda, die Burg des Herzogs Heinrich von Braunschweig, wird im J. 1219 von den Dienstmännern der Bremer Kirche eingenommen⁴⁸⁾. In dem Kriege zwischen dem Kaiser Friedrich II. und dem Papste Gregor IX. im J. 1225 zieht die Kirche eine so große Menge Fürsten, Großen und Dienstmännern an sich, daß sie triumphirt hätte, wenn ihr Beistand ausbarenden und treuer gewesen. Konrad von Hohenfels und andre Dienstmänner des Bischofs von Regensburg überfallen im J. 1251 in dem Kriege zwischen letztem und dem Könige Konrad, der ihre Befestigungen verpulvert hatte, den König, während er des Nachts im Kloster St. Emmeran schlief⁴⁹⁾. Als Philipp im Kampfe mit Otto IV. die Krönungsstadt Aachen eingenommen, legte er als Belohnung tapfere und edle Männer hinein, von welchen Bolzan, der Sohn des

Herzogs von Limburg, und Heinrich Truchseß von Walburg namhaft gemacht werden⁵⁰⁾. Bei den Feindseligkeiten des Pfalzgrafen Konrad und anderer Fürsten gegen den Erzbischof Reinold von Geln im J. 1151 baute auf dessen Befehl der Dechant Philipp mit den Dienstmännern und -Männern zum Schutze der kleiner Kirche die Burg Keinert⁵¹⁾.

Kath der Dienstmännern. Das Recht der Dienstmännern des Klosters St. Maximin zu Trier bestimmt, daß kein Dienstmann am Feste vom Rathe des Abtes ausgeschloffen werden sollte. Wollte der Abt nach dem Feste über Privat- oder gemeinsame Angelegenheiten mit den Dienstmännern verhandeln, mochte der Vogt gegenwärtig oder abwesend sein, so mußte es ohne Kosten der Dienstmännern geschehen. Konnte der Vogt nicht zum Dinge (Berathung, Gerichtstag) kommen, und der Abt wollte der Gegenwart der Dienstmännern nicht entbehren, so mußte er ihnen gegen die Rona am Feste Urlaub in die Heimath geben. Vorzüglich bei Feindschaftsverhältnissen mußten die Dienstmännern als die natürlichsten Richter Rath erteilen. P. v. B. setzte Dierthelm einem Eigennann⁵²⁾ des heil. Michael und seinen Brüdern zu, und wünschte sie in seinen Dienst nach Lehnrecht zu ziehen. Der Abt brachte dagegen den P. zur Entscheidung mit Helm und Munde vor dem Abt und seinen Dienstmännern⁵³⁾ und der ganzen Feindschaft dieses Hofes. Hierüber ward nach dem Rathe der Brüder und der Dienstmännern die Urkunde von 1098 ausgestellt⁵⁴⁾. Man findet auch bei vielen andern Gelegenheiten, z. B. bei Veräußerung von Gütern, bemerkt, daß es mit dem Rathe der Dienstmännern geschehen⁵⁵⁾. Walther von der Vogelweide singt: Wer immer an des edeln Landgrafen Rathe sei, er sei Dienstmann oder frei, der ermahne seinen jungen Herrn⁵⁶⁾ u. Auch finden wir Dienstmännern als Erzieher. So vertraute Kaiser Friedrich II. nebst den Reichslehnleuten seinen beinahe 18 Jahr alten Sohn Heinrich seinem Truchseß und Dienstmanne Konrad von Tanne im Schlosse Winterstetten zur Erziehung und Leitung, und durch Verwendung dieser Dienstmännern und anderer Fürsten ward Heinrich von seinem Vater und den Fürsten zum römischen König gemacht⁵⁷⁾. Die

41) Jus Ministerialium Comitatus Tecklenburgii §. 2, 4, 7. p. 294 — 301. 42) Urk. bei Gahn, S. 58. 43) E. in Belspiz im Art. Dietrichs von Aachen und Fingst zu den Branten. 44) Arnold, Abb. Lubecens. Chron. Slav. Lib. VI. c. 7. bei Leibnitz, S. 754. 45) Chron. St. Petri bei Wendt, S. 242. Wal. B. Wächter, Gesch. Sachsen, 2. Bd. S. 266, 267. 46) E. hat Wächter bei Wächter, a. a. D. S. 28. S. 7, 8. 47) Albert von Stade bei Schiller, Script. p. 301. 48) Albert, S. 502. Fünzigjähriger Zeitbuch bei Ecard, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 402. Historia Imperatorum bei Mencke, Script. T. III. p. 120. 49) Chron. August. p. d. J. 1225 u. 1251 bei Prescher, Script. T. I. p. 368, 374.

Z. Anst. d. B. u. A. Erst. Edition. XXV.

50) Chron. Vrsperg. p. 117. 51) Magn. Chron. Belg. bei Pastorius, T. III. p. 204. 52) servum. Flor. S. 257 segt dazu, daß dieser einen Dienstmann, als wenn alt unfreier Dienstmann gewesen. 53) Servientibus eius totaque familia tunc in dieser Stellung zur übrigen G. Anst. d. B. u. A. 54) Urk. bei Schannor, Vindem. Litter. Collect. I. p. 45. 55) Belspiz, wo der Herr etwas nach dem Rathe der Dienstmännern that, f. in Urkunden bei Gudenus, Cod. Diplomat. p. 60. bei Fürstenberg. Mon. Paderborn. p. 156. Urk. bei Hübner, Analecta, p. 228. Auch die Reichsdienstmännern waren von dem Rathe ihres Herrn, des Kaisers, nicht ausgeschloffen. So sagt Kaiser Friedrich II. in seiner Verordnung gegen die Mäurer und Mordbrenner vom J. 1187: que de conscientia et consilio principum, et sibiorem fideliorem nostrorum tam liberorum, quam ministerialium, ad reprehendenda incendiaria insolentia, Imperialia nostra sanxit auctoritas. 56) E. hat Walther bei B. Wächter, Gesch. Sachsen, 2. Bd. S. 248. 57) Chron. Vrsperg.

Heidenlage läßt ihren Hauptketten durch einen Dienstmann, Meister Hildebrand, erziehen und leiten.

Convenienz und Einwilligung der Dienstmannen. In den Urkunden finden sich viele Beispiele, wo bemerkt wird, daß es entweder mit Zulassung oder noch häufiger mit Einwilligung der Dienstmannen geschehen sei. Ein Beispiel für Ersteres ist dieses. Erzbischof Sigfrid von Mainz sagt in einer Urkunde von 1220: indem es auch die andern Kirchen und unsre Dienstmannen geschehen lassen⁵⁸). Die Einwilligung der Dienstmannen wird vorzüglich bei Schenkungen und den übrigen Veräußerungen, und bei andern Handlungen ihrer Herren erwähnt⁵⁹). Auch findet man, wie Dienstmannen cossiren⁶⁰). Am wichtigsten war die Bestimmung, welche Kaiser Friedrich II. durch den Spruch eines Fürstengerichts, im J. 1216 traf, daß kein Fürstenthum aus irgend eine Art Veräußerung an eine andre Person übergeben dürfte, als mit Einwilligung der Dienstmannen dieses Fürstenthums⁶¹).

Einwirkung zur Wahl ihrer Herren. Diese machte sich bei den Herren, welche die obersten Dienstmannsstellen im Reiche versahen, ganz natürlich. Man wählte nämlich so viel als möglich die Höchsten zur Verrichtung der Dienste, weil dieses um so mehr Ehre gab. Natürlich hatten dann auch jene Höchsten selbst bei der Wahl am meisten zu sprechen. Auch waren sie nicht nur beim Krönungsfeste, sondern auch bei der Krönung selbst thätig. So bei der Krönung Wilhelms von Holland; nachdem die Erzbischöfe das Ihre gethan, gab der Markgraf von Brandenburg, des Königs Kammerer, ihm den Ring und sprach: Nimm das Zeichen der Monarchie, erhalte das römische Reich in seiner Kraft, und vertheilige es siegreich vor dem Einfall der Barbaren. Der Herzog von Sachsen, des Königs Marschall⁶²), reichte ihm das Schwert und sprach: Nimm das Scepter des Reichs, beuge die Empörer durch schwere Züchtigung und regiere alle Guldenkenden in ruhigem Frieden. Hierauf gab der Herzog von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, des Königs Truchseß, ihm die goldene Weltkugel und sprach: Nimm die goldene Weltkugel, und unterwerfe alle Völker dem römischen Reiche, damit du ein ruhmreicher Kaiser genannt werden kannst. Endlich setzte der König von Böhmen, des Königs Schenke, mit Genehmigung des Erzbischofs von Köln, die silberne Krone ihm auf das Haupt u.⁶³). Weil die Höchsten bei der Krönung thätig waren, und

diese Höchsten die Dienstmannsstellen versahen, und als die Höchsten bei der Wahl am meisten zu sagen hatten, hatte sich bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. die Ansicht gebildet, daß unter den Laien der erste an der Kur der Pfalzgraf bei Rhein, weil er des Reichs Truchseß, der andre der Herzog von Sachsen, weil er Marschall, der dritte der Markgraf von Brandenburg, weil er Kammerer des Reichs war. Der Schenke des Reichs, der König von Böhmen, hatte seine Kur darum, weil er kein Zerstörer war⁶⁴). Diese Ansicht, daß das Wahlrecht auf die Erzämter gegründet sei, hat sich dann immer befestigt, und bis zu Ende des teutischen Reichs gebauert, sodaß, wenn ein neuer Kurfürst hinzukommen sollte, auch ein neues Erzamt geschaffen wurde. Auch zur Wahl der Pfälzenfürsten suchten ihre Dienstmannen mehr oder minder mitzuwirken. Doch wurde ihnen bloß Zustimmung zwar in der Wirklichkeit zuerkannt aber nach streng kanonischen Ansichten diese Zustimmung nicht einmal als ein wesentliches Einwilligen genommen, da sich kein Laie in die Wahl mischen durfte⁶⁵). Die eigentliche Wahl lag in den Händen des Capitels, und wenn die Dienstmannen mehr thaten, so wurde es als unredliche Anmaßung betrachtet. Für jenes und dieses spricht Folgendes: Der St. Galler Probst Heinrich von Klingen wurde im J. 1200 mit gemeinsamer Uereinstimmung aller Brüder und unter Zustimmung der Dienstmannen und des ganzen Volkes gewählt⁶⁶). Als der Erzbischof Reinold 1166 gestorben, wünschte Kaiser Friedrich seinem Kanzler, dem Dechanten von St. Peter, Philipp, zur erzbischöflichen Würde zu erheben, und schrieb Gunstbriefe an die Dienstmannen und Vasallen der kölnen Kirche zur Bestärkung Philipps zum Erzbischofe. Des Kaisers Wünsche wurden auch erfüllt, und Philipp, obgleich abwesend, gewählt⁶⁷). Nach dem Tode des Erzbischofs Konrad II. von Regensburg war der Bischofsstuhl ein Jahr erledigt, da wegen der Wahl ein großer Zwiespalt zwischen den Chorherren und den Dienstmannen war⁶⁸).

Die Dienstmannen als Urtheil fallende. Die Dienstmannen finden man als Richter vorzugsweise, wenn es das Dienstmannerecht betraf. Hier galten sie als die eigentlichen und besten und nicht zu umgebenden Richter, wie wir bei andern Gelegenheiten, namentlich im Abschnitte Rittersprüche, sehen werden. Doch findet man sie auch als Richter, wenn es das Dienstmannerecht nicht betraf. König Heinrich setzte 1222 zu Aachen fest, daß im Lehnrechte jeder Lehn-Dienstmann⁶⁹) ebenso gut ein Urtheil fällen könnte über die Lehn der Edeln und Dienstmannen, die Lehn der Fürsten jedoch ausgenommen⁷⁰). Auch finden wir sie bei andern Gelegenheiten theils als Urtheil fallend, theils als nur bei Gerichte mitwirkend und bei-

58) Accedente etiam conveniencia alicuius ecclesiarum nec non et ministerialium nostrorum. Urk. bei Joannis, *Re. Moguntiacarum*. T. II. p. 427. Von den Dienstmännern unterrichten der Kammerer Konrad und seine Brüder von Kitzborn, Wilhelm der Reiche von Gutsbach, Knecht von der Rike, Gg. von Scharfraken, H. zu Wolltrafen, G. von Wieselbach. 59) Weisperte, wo die Herren der Einwilligung der Dienstmannen gedenken, s. in Urk. bei *Furstenberg*, Mon. Paderborn, p. 153 — 154, bei *Ludewig*, Script. p. 265. 60) E. Urk. bei *demselben*, S. 255. 61) Urk. bei *Andreas*, Chron. Ep. Ratisl. in *Oeseler*, Script. T. I. p. 35. 62) Justarius kann hier nichts anders heißen, mit dem Marschallante war nämlich Ausübung der Rechtspflege verbunden. 63) E. *Magnus Chronicon Belgicum* bei *Pistorius*, S. 24. S. 268.

64) Sachenspiegel, 3. Buch. 48. Art. S. 448—450. *Libert von Stade*, Chron. bei *Schitter*, S. 313. 65) *Gerosius bei Baluzius*, Miscell. T. V. p. 87. 66) *Casimir*, S. Galli Cont. II. c. 12. p. 162. 67) *Maga*, Chron. Belg. p. 209. 68) E. bei *Wöhler* bei *Andreas*, Chron. Kipsoor, Ratislona, bei *Oeseler*, Script. Boic. T. I. p. 33, 34. 69) *Ministeriales feudatarius*. 70) *Nirsaus*, Notitia ecclesiastica Belgicarum c. 197, p. 547.

stimmend⁷¹⁾. Stritt der König mit Jemand um Gut oder anders Ding, das des Reiches war, sollten darüber sprechen Fürsten, Grafen und des Reiches Dienstmännern⁷²⁾. Sollten Reichsdienstmännern als Schöppen über schöppbare Erule sprechen, mußten sie nach dem Sachsenpiegel (S. 358 u. 504) erst vom Kaiser gerichtlich freigelassen werden⁷³⁾. Für die Reichsdienstmännern als Recht Spröcher sind die Urkunden des Königs Richard v. J. 1262 für Hanau⁷⁴⁾ und des Königs Ludwig für Augsburg⁷⁵⁾ bemerkenswerth. Durch sie erhalten auch die ehrbaren Bürger die Freiheit, wie Reichsdienstmännern und Ritter Urtheil zu sprechen. Es fand dieses also den Reichsdienstmännern und Ritters in Gerichten der Reichsstädte bisher allein zu. Auch bei Schiedsgerichten wirkten die Dienstmännern. Die Streitigkeiten zwischen den Brüdern, Herzogen von Baiern, entschied im J. 1262 Friedrich Truchseningen, Obmann mit acht Dienstmännern als Spruchmännern⁷⁶⁾. Bei Verkäufen und Käufen von Ländern wurden die Dienstmännern auch zu Abschätzen genommen⁷⁷⁾.

Dienstmännern als Eideshelfer. Hierfür dieses Beispiel. Graf Otto von Geldern sagt in der Urkunde von 1233, er habe durch Eid mit seinen Eiden und Dienstmännern erbärtet⁷⁸⁾.

Dienstmännern als Bürgen sinken sich nicht ganz selten. Wir beschränken uns auf Folgendes: Erzbischof Heinrich von Köln sagt in der Urkunde von 1230: Dieses aber sind die Bürgen: Hermann, Voigt von Köln, Dietrich, Truchseß; Franko, Schenk; Gelfrid, Kämmerer; Goltwin, Marschall⁷⁹⁾ u.

Die Dienstmännern als Zeugen bei Verhandlungen, Schenkungen u. d. d. n. kann man aus einer so großen Menge Urkunden erkennen, daß wir auf Beispiele zu verweisen für überflüssig halten. Sie auch wurden hierbei, damit sie sich der Sache künftig desto besser erinnern möchten, bei den Dren gezogen⁸⁰⁾. Doch ist dieses nicht besonders für sie, da auch als Zeugen dienende Grafen sich in gleichem Falle befanden⁸¹⁾. Aus der Zeugenschaft entsprang dann auch, daß die Dienstmännern zu

Untersuchungen gezogen worden, wie folgende Stelle lehrt. Diese Baigetrechte sind, sowie sie von dem Bischof Otto von Bamberg, seligen Andenkens, eingerichtet und verordnet waren, unter festerer Angelsong von den ältern Dienstmännern dieser Kirche und von den Bessern und Betagten aus der Gensintschafft, welche bei jener Einrichtung zugegen waren, untersucht und bezeugt worden⁸²⁾.

Dienstmännernrecht. Dieses wird in vielen Urkunden⁸³⁾ erwähnt, aber meistens nur im Allgemeinen. Der Sachsenpiegel zeigt den Grund der Schwierigkeit des Gegenstandes an: Nun laßt euch nicht wundern, daß dieses Buch so wenig sagt von Diensteute-Rechte, denn es ist so mannigfaltig, daß Niemand damit zu Ende kommen kann. Unter jeglichem Bischofe, und Äbte und Äbtissin haben die Diensteute besondere Rechte; darum kann ich es nicht bescheiden⁸⁴⁾. Der Schwabenspiegel (Cap. 303. S. 177) sagt dasselbe und fügt hinzu: Unter den Leienfürsten haben sie auch besondere Rechte, davon kann man ihr aller Recht nicht wohl unterscheiden, denn jeglicher hat sein Recht, wie es ihm sein Herr gegeben hat. Des Reiches Dienstmännern haben auch besondere Rechte. In einer andern Stelle sagt er etwas abweichend: Daß dieses Buch so wenig von den Dienstmännern Recht sagt, das ist davon, daß ihr Recht so mannigfaltig ist. Die Pfaffenfürsten, die haben Dienstmännern, die haben ein Recht. Der Äbtissinnen Dienstmännern, die da gefürstet sind, und der Äbte, die haben ein andres Recht. Der Leienfürsten Dienstmännern, die haben auch besonderes Recht, davon können wir nicht wohl bescheiden ihrer aller Recht⁸⁵⁾. Durch folgende Zusammenstellungen wird hervorgehen, wie der Sachsenpiegel und Schwabenspiegel jeder zum Theil Recht, zum Theil Unrecht haben. In den Gesandten des Bischofs Burkhard von Worms wird als ein Geseß festgesetzt: Wolle der Bischof einen falschen Mann zu seinem Dienste nehmen, so durfte er ihm keinen andern Dienst anmuthen, als den eines Kämmerers, oder eines Schenkens, oder eines Truchseßes, oder eines Marschalls⁸⁶⁾, oder eines Dienstmannes (nämlich Dienstmannes des Tries, s. den Abschnitt Dienste). Wolle er einen solchen Dienst nicht, so mußte er vier Pfennige zum königlichen Dienst und sechs zur Herberst zahlen, und drei ungetragene Gerichtstage (placita, Dinge, s. d.) im Jahre luchen, und durfte dienen, wem er wolle⁸⁷⁾. Das Dienstmännernrecht der hamberger Kirche bestimmte, daß die Dienstmännern nur zu fünf Diensten verbunden, und entweder Truchseße, oder Schenkens oder Marschälle oder Jäger sein sollten. In Beziehung auf die Gerichtsverhältnisse legt es dieses fest. Wenn sein Herr einen Dienstmann wegen irgend etwas anklagte, so durfte er sich mit seinen Genossen durch den Eid erlö-

71) S. J. B. Urk. des Kaisers Friedrich II. (bei Detsch, 1. 24. S. 85), wo die Dienstmännern dem von den Ritters gesetzten Spruch bestimmen. 72) Schwabenspiegel, Cap. 117. S. 68. 73) Bgl. Spener, testibus Jus publicum. T. III. p. 159. 74) Bei Schöppin, Alsat. diplom. N. 611. 75) Bei Stettin, Urk. der abt. Gelfrid, S. 8. Ein Beispiel, wie Reichsdienstmännern in Gerichten zu Recht Recht sprechen dürfen, s. in der Urkunde von 1272 in der Ertolberg (oben Deputation. 76) S. das Ritters bei Ertol, Bair. Lebrb. S. 173. 77) S. J. B. die Urkunde des Landgrafen Dietrich des Jüngern, Markgrafen von der Lauff, über den Verkauf dieser Markt an den Erzbischof von Magdeburg vom J. 1301 bei Tenzel, Vita Frederici Admoralis, in Mencke, Script. T. II. p. 940—942. 78) Urk. bei Pontanus, Histor. Gelriae, Lib. VI. p. 182. Die Romen seiner Eiden sind Heinrich von Ertol u. s. w. Die Romen sind Dienstmännern und Mannen (ministeriales et homines) Christian und dessen Sohn, Ritter von Ertol, Heinrich von Dorte, Hilheim von Reichem. 79) Urk. bei Paulini, Die fundatione Kresburgensi, in seinen Dissert. Histor. p. 10. 80) S. Urkunde im Cod. Tradit. Kleriker. Nr. III. bei Gesele, Script. Boic. I. p. 18. 81) Urk. a. d. Nr. 38. S. 23.

82) Urk. bei Hund, Metr. Salsburg. T. III. p. 34. 83) So J. B. Urk. um 1110 (bei Gadenau, Cod. Diplom. I. p. 393) Hoc etiam unius scribo volumus, quod supradicti homines cum eodem iudicio, quantum illi, qui theotonicos Dienstmännern vocantur, supradictae Ecclesiae dati sunt. 84) Sachsenpiegel, 3. Buch. 42. Art. S. 408, 409. 85) Schwabenspiegel, Cap. 151. S. 4. 42. 7. S. 89—90. 86) aargo. 87) Lex familiae bei Schenker, Hist. Worm. Cod. Probat. N. LI. p. 47.

nigen, ausgenommen bei drei Dingen, nämlich wenn er beschuldigt ward, dem Herrn nach dem Leben, nach der Schatzkammer oder den Befestigungen getrachtet zu haben. Bei den übrigen Missethaten konnte er sich über jede Anschulldigung durch den Eid reinigen, und hatte bei ihnen nur sieben, bei seinen Genossen zwölf Eideshelfer nötig. Wurde ein Dienstmann erschlagen, so betrug sein Bußgeld zehn Pfund, und diese gehörten Niemandem als dem Verwandten des Erschlagenen⁸⁸⁾. Die magdeburger Dienstmannen mußten unter sich drei Pfund zu Buße geben. Das erste Recht, welches die Dienstmannen von Magdeburg gewonnen hatten, war, daß Niemand auf sie Urtheil finden konnte, er war denn zum Heerschatze geboren. Ferner wenn ein Urtheil bescholten (dagegen appellirt) ward, da mußte man es an die Pfälzen bringen, und der Bischof mußte um die Gewähre die senden, die Ambacht (Amt) hatten. Der Bischof konnte seinen Dienstmann verfehlen, er hatte es denn vorher veroren mit rechtem Hofrechte. Hatte ein Dienstmann auf den andern eine gemeine Klage, der Bischof mußte jenem einen Tag beschreiben, über 14 Nächte in irgend eine Stadt zu kommen, die dem Bischofe gehörte. Sprach der Bischof auf ein Gut, das der Dienstmann unter sich in seiner Gewalt hatte, mußte der Bischof einen bescheidenen Tag beschreiben, in eine Stadt vorkommen. Hatte ein Bischof Gut in seiner Gewalt, der Bischof konnte es ohne Urtheil nicht nehmen⁸⁹⁾. Wurde ein teckenburger Dienstmann bei dem Grafen vertheinert, so war dieser gehalten, ihn vorzuführen und in Gergewart der Dienstmänner zu führen. Hat der Graf dieses nicht, so mußte sein Ansehn den vertheinerten Dienstmann in der Küche mit dem gräflichen Gefinde Jahr und Tag versorgen, während die dem Verdaundten anhängenden Dienstmänner für ihn um Recht und Gnade bei dem Grafen einkamen. Verachtete der Graf auch dieses und gab kein Gehör, so mußte der vertheinerte Dienstmann in dem bischöflichen Palaste Jahr und Tag unterhalten werden, und der Bischof forderte für ihn bei dem Grafen Recht und Gnade. Tödete der Graf auch hierauf nicht, so widersagte er hierdurch dem Rechte und der Freiheit seiner Dienstmänner, und diese Thut wurde beobachtet, daß jener Dienstmann während der genannten Fristen des Grafen Antheil vermiß, und durch solche Gorfurcht sich der Gnade des Herrn befäh. Wolte Jemand gegen die Dienstmänner Gewalt brauchen, und sie erklären vor dem Grafen, daß sie dem Rechte gehören wollten, so war er gehalten, sie in seine Burg aufzunehmen, und so lange sie dem Rechte Folge leisteten, mit Leib und Gut zu unterstützen. Unterfing sich einer von den mächtigern Dienstmännern, seinen Mitdienstmann zu unterdrücken oder zu mißhandeln, machte der Unterdrückte die erlittenen Unbilden seinen Mitdienstmännern bekannt, brachte dann, von Roth gedrängt, seine Klage vor den Grafen und lud

dieser durch drei befehnte Boten den Beleidiger vor das Gericht, so war dieser, wenn er nicht erschien, zur Zahlung einer Buße von einer Mark gehalten, gleich als wenn der Schuldige der Klage überführt sei; von der Mark bekam die Hälfte der Graf, die andre dessen Dienstmänner. Saß der Graf für das Recht der Dienstmänner zu Gericht, und es wurden verschiedene Ansprüche von Vertheinerten vorgebracht, so hielt der Graf sich für verbunden, zu Gunsten eines Auspruches keine Vorentscheidung zu thun, außer in dem Falle, daß der Dienstmann, von dem der Auspruch rührte, von seinen Vorfahren her ein geborner Dienstmann des Grafen war⁹⁰⁾; (die Grundlage des Dienstmännerechts war nämlich Gewohnheitsrecht). Das österreichische Landrecht bestimmt: Es soll kein Graf, noch Freiherr, noch Dienstmann, die zu Recht zu dem Lande gehören, weder auf ihrem Leibe, noch auf ihrer Ehre, noch auf ihr Eigen zu Recht stehen, nur in offener Schranke vor dem Landes-Herrn. Wann er zu dem Lande kommt, so soll er vor dem Landes-Herrn und vor seinen Hausgenossen in offener Schranke antworten über sechs Wochen, und nicht darüber, als Recht ist, nach Gewohnheit des Landes. Es soll auch der Landes-Herr keinen Dienstmann nicht verlegen (verurtheilen), um was er thut, er soll ihn richten nach des Landes Gewohnheit. Begreift er ihn an der Handhafft, so soll er über ihn richten mit dem Tode, entnimmt er ihm, so soll er ihn belangen vor dem Reichte, und soll man von dem Reichte Urtheil über ihn thun, als ihm erteilt wird, und soll ihm seine Ehre und sein Recht niemand nehmen, als das Reich, da von dem Reichte des Landes Herr sein sind, deshalb soll der Kaiser die letzten Urtheile über ihn geben. Kein Landrichter durfte auf eines Grafen, eines Freien, eines Dienstmannes Güte, wenn es ihnen urbar war. War Jemand auf dem Gut, der den Tod verdient, so mußte der Landrichter den Verbrecher von dem Herrn des Gutes nach Gewohnheit des Landes ausgeliefert erhalten⁹¹⁾. Nach Kaiser- und österreichischem Landrecht wurden sowie der Sohn selbst, der seinen Vater freventlich an seinem Leibe angriff oder ihn verwundete, oder ins Gefängnis setzte, so auch des Vaters Dienstmänner und eignen Leute, mit deren Rath und Hülfe jenes geschah, wenn sie der Vater selbst dritt auf den Heiligen vor dem Richter überzeugte, ewiglich erlosch und rechtlos, also daß sie nimmer zu ihrem Recht kommen mögen. Ein Hochmann konnte dem Vater bezeugen, was er wußte. Ein Dienstmann konnte auch bezeugen mit andern Dienstmännern. Ein eigen Mann mit

88) Privilegium de iudicia ministrorum Babenbergensis Ecclesiae ad Eudrich, Cod. Babenberg. N. 115 in Accord, Corp. Iust. Med. Aev. T. II. p. 102. 89) Der Dienstmannen Recht von Magdeburg bei Alencke, Scripta. p. 859—350.

90) Jos Ministerium Tecklenburg §. 5. p. 299. §. 8. p. 301. §. 15. p. 304 §. 17. p. 305. Über eingeborne Dienstmänner ist auch folgende Stelle aus einer Urkunde von 1301 (bei Alencke, Scripta. T. I. p. 541) bemerkenswerth: per sum ministeriales, qui vulgariter appellatur Ingeborene Dienstmannen, upote per Pincernam, Dapiferum, Camerarium, aut Marchallum ipsius. Die Ämter waren nämlich erblich, und daher die Erben, Truchse etc. vorzugsweise eingeborne Dienstmänner. 91) Die Recht nach Gewohnheit des Landes, bei Herwig Verpöchten von Herrlich in Ludewig, Rilk. Manuscript. T. IV. §. 1. p. 3—4. §. 2. p. 4. §. 56 p. 14.

andern seinen Genossen. Ein jeglicher freier Mann half wol einem Dienstmann, wenn er es wußte. Ein Dienstmann auch einem seiner Ungenossen (nämlich wenn letzterer niedriger stand). Die Knechten konnten den Hohen nicht helfen⁹⁵). In Beziehung auf Vormundtschaft steht das magdeburger Dienstmannrecht fest, daß über des gestorbenen Dienstmannes Kinder sein nächster Schwermage Vormund sein sollte, und sein Dienstmann, so lange er ein Kind war, sein Gut ohne seines Vormundes Willen verkaufen durfte⁹⁶). Die oberverordneten sächsischen Gewalt stand natürlich dem Dienstherrn zu. Die Gültigkeit der letztwilligen Verfügungen der Dienstmänner hing von befondern zu Gunsten derer, welchen es vermacht wurde, gemachten Bestimmungen ab. So sagt der Bischof von Hirschburg in einer Urkunde von 1195 in Beziehung auf ein Stift, daß sowie diesem von Alther her gewillfahrt gewesen, so willfahre er auch, daß wer immer von den Dienstmännern seiner Kirche ein Testament mache, und darin dem (begünstigten) Stift etwas von seinem Abothe zuteilen würde, es vom Bischof und seinen Nachfolgern als gültig angesehen werden würde, und wer immer sterbend das Begräbniß daseibst erwählt haben würde, sollte als erlaubt begraben werden. Wie Bischöfe Kirchen begünstigten, indem sie erlaubten, daß in ihnen Dienstmännern begraben durften, erhielt auch aus einer andern Urkunde des Bischofs Otto, in der er sagt: Daß die Dienstmänner des Schreyer oder je andre derselben, wie die alte Gewohnheit mit sich bringt, die eich und von uns begraben werden, gestatten wir.

Lehn der Dienstmänner. Das sächsische Landrecht sagt: Weich Gut dem Mann ohne Mannschaft (Vasallenschaft) gegeben wird, das heißt nicht rechtes Lehn, als da ein Herr seinem Dienstmann Gut leibe zu Hofrecht und davon soll er Hofrecht pflegen, und nicht Lehnrecht. Nach Hofrecht soll ein jeglicher Dienstmann geboren sein, ein Truchse, ein Kämmerer, ein Marichalk und ein Schenke. So der (Herr) Hof oder Hochzeit hat, so sollen die vier Ambadtmänner (Ammannen) ihre Ambacht verbiene, nach den Rechten als jedes Hofes Gewohnheit ist. Die Bischöfe und die Äbte und die Äbtissinnen sehen auch in ihren Höfen Ambadtleute, und andre Kürsten. Von dieser mannigfaltigen Gewohnheit und Rechte mögen (können) wir nicht sagen; denn ihre gute Gewohnheit sollen sie behalten. Aber rechtes Lehn muß man mit Mannschaft (dem Verhältniß des Vasallen, namentlich dem Lehnrecht) empfangen⁹⁷). Hiermit stimmt das sächsische Lehnrecht: Weich Gut dem Mann ohne seine Mannschaft gegeben wird, das heißt kein rechtes Lehn, als das Gut, das ein Herr seinem Dienstmann leibt. Ohne Mannschaft zu Hofrecht soll aber jeglicher Dienstmann geborner Truchse

sein oder Schenke oder Marichalk oder Kämmerer. Wegen der mannigfaltigen Zweigung ihres Rechtes so spreche ich von ihrem Rechte nicht vorab, denn unter jeglichem Bischof und Äbte und Äbtissinen sagen (sprechen) für sich die Dienstmänner befondere Rechte an⁹⁸). Wenn unter den Servitoribus, die auch Clientes genannt werden, in der Urkunde des Konrats von 1029, durch welche sie als Zuhörer von Weigeburg von Herzog Ernst an das Reich übergeben, Dienstmännern, und nicht unfreie Kriechleute überhaupt zu verstehen sind, so gehört dieses hierher: sie baten und erhielten vom Kaiser, daß ihnen die Rechte der Lehen durch Briefe kaiserlicher Nachvollkommenheit befestigt wurden. Dann baten sie und erhielten bewilligt für ihre Söhne und Nachkommen, daß wenn sie den kaiserlichen Hof zuerst besuchten, dieses Jahr hindurch aus eignen Mitteln dem Kaiser dienen, nichts erhaltend, ausgenommen am ersten Feste des Jahres (nämlich nach damaliger Zeitrechnung zu Weihnachten) Felze. Nach Ausfullung dieses Jahres oder sollten sie nach ihrem Recht ihr Lehn erhalten, nämlich drei Reichshufen. Wenn aber nicht, sollten sie Gewalt haben, sich aufzuballen, in welchem Lande sie wollten, bis sie durch ein gerechtes Lehn zurückgerufen wurden⁹⁹). Sollten in dieser Urkunde auch bloß unfreie Leute von Ritterart überhaupt, und nicht Dienstmännern insbesondere verstanden werden, so ist die Stelle doch nicht weniger zur Vergleichung bemerkenswerth, da über die Dienstmännern sich ähnliche Bestimmungen finden. Das Dienstmannrecht des bambergischen Hochstiftes setzte fest: Hatte ein Dienstmann kein Lehn vom Bischof und stellte sich zum Dienste dar und konnte kein Lehn erhalten, durfte er Kriegsdienste thun, wenn er wollte, aber nicht als Lehnsmann, sondern frei. Starb er ohne Kinder und hinterließ eine schwangere Frau, so mußte erwartet werden, bis sie gebar; war es ein Mann, erhielt er das Lehn des Vaters, wenn nicht, mußte der nächste Agnate des Gestorbenen seinen Panzer oder das beste Pferd dem Bischofe darbringen und erhielt das Lehn seines Verwondten¹⁰⁰). Der Dienstmännern Recht von Magdeburg setzt fest: Das Hoflehn soll erben auf Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter. Auf das Hoflehn der Dienstleute hat der Bischof kein Ansehn¹⁰¹). Die Güter, welche ein rechenburger Dienstmann von dem Grafen hatte, fielen an diesen frei heim, wenn der Dienstmann sich erfrecht ohne Eide und den Kämmerer in das Schlafgesmach der gräflichen Ehegattin zu gehen, wenn er ohne den Kämmerer in der gräflichen Schatzkammer betreten

95) Sächs. Lehnrecht, Cap. 63. S. 35. 96) G. Erbkuturung der die Dienstmännernverhältnisse betreffenden Urkunde von 1029 in H. Waczer's Forum der Artill. 1. Bd. 1. Abt. S. 85, 86. Sie betreffen auch die Folgen des Weibes, nämlich des Willens, der Raubtiere, der Kägel, den Rang der Knechte, die Bündelwürmer, die Brumung mit dem Rechte bewilligt, wie welchem sie die Knechte von ihren Herren gekabt hatten. 97) Privilegium de iudiciis ministerialibus Baderbergensis Ecclesiae des Fulda. Cod. Babov. N. 115 in Eccard, Corp. Hist. Med. Aev. T. II, p. 102. 98) Der Dienstmännern Recht von Magdeburg bei Meier, Scripta. III, p. 359.

92) Meier, wie ein Vater gegen den künftigen Sohn das Recht steht, f. in des Kaisers Friedrich II. Recht, Cap. 1—5. et Schiller, Thesaurus, T. II, p. 1—2. König Albrechts I. Satzung, C. 10, 11. Die Rechte nach Gewohnheit des Landes des Herzogs Leopolden von Österreich, bei Lodowig, Reliq. Manuscript. T. II, p. 40, 41. 93) Magdeburger Dienstmännernrecht, C. 360. 94) Schwabisches Lehnrecht, Cap. 113. S. 138, 139.

wurde, wenn er dem Grafen nach dem Leben oder der Ehre gekand, und dessen überwunden worden. Erbgüter, auf welchen die Dienstmannen geboren worden, sieilen dem Grafen, so lange von dem Geschlechte eine Manns- oder Weibsperson gefunden ward, die dazu berechtigt war, als erledigte nicht heim. Gleiches Recht hatten auch die, welche nach dem Dienstmannenrechte vom Grafen belehen waren, nur daß sie nicht, wie die Dienstmannen das Heergewede entrichteten. Das Eigenthum der von dem Grafen zu Lehn gegebenen Güter, welche die Anverwandten des Belehnten zu erben erwarteten, durfte der Graf ohne Willen und Zulaß der Erwartenden nicht veräußern. Auch durfte er niemanden zum Dienstmann annehmen, damit er die Erbschaft anträte, welche den nächsten Erben nach des Vaters Tode gehörte. Unter den nächsten Rittern erhielt der Jüngste das Haupthaus⁹⁹⁾. Als Erzbischof Adalbert von Mainz im Jahre 1123 dem Kloster Breidenau seine Verlassung ertheilte, setzte er fest, daß, wenn von den Besitzungen, welche dem Kloster ertheilt waren und welche ihm künftig ertheilt werden würden, der Erzbischof oder der Abt ein Lehn irgend jemandem anders, als den Dienstmännern des Klosters ertheilt, dieses gänzlich ungültig sein sollte. Auch sollte die Ertheilung von Lehn an die Dienstmannen nur bei Noth und wenn es der Vortheil der Kirche ertheilte, geschehen¹⁾. Wie man verfuhr, wenn über Lehn der Dienstmannen verfügt wurde, zeigt Folgendes. Bischof Berthold von Naumburg übereignet im Jahre 1191 mit Genehmigung seines Capitels und seiner Dienstmannen dem Kloster Soltau diejenigen zwei Hufen, welche sein Dienstmann Ernst zu Gochow (jetzt eine Wüstung, die Gochauer Mark genannt) vom Bischof zu Lehn gehabt, und mit Einwilligung desselben für 26 Mark an den Abt verkauft²⁾. Als Graf Beringard von Spanheim im Jahre 1130 das von Ueberhard mit seiner Mutter Hedwig gestiftete, von ihm errichtete Kloster Schwandenheim nebst allen nachhaft gemachten Zubehörungen dem heiligen Martin übergab, nahm er von den Hufen diejenigen aus, mit welchen er seine Dienstmannen belehnt³⁾ hatte.

Entrichtung des Heergewedes. Nach dem Schwandenpiegel mußte die Frau eines verstorbenen Dienstmannes das gestattete Roß oder sein bestes Pferd, das er hatte, und den besten Harnisch, den er zu seinem Leibe hatte, und sein bestes Schwert seinem Herrn geben⁴⁾. Nach dem bambergischen Dienstmannenrechte gab, wenn ein Dienstmann ohne Sohn starb, der nächste Schwertmäge des Gestorbenen seinen Panzer oder das beste Pferd dem Bischof, und erhielt des Verwandten Lehn⁵⁾. Das Dienstmannenrecht von Magdeburg bestimmt: der

Dienstmann soll geben dem Bischofe drei Pfund um das Gewette. Der Sohn eines tecklenburger Dienstmannes, oder dessen rechtmäßiger Erbe, wenn kein Sohn vorhanden war, mußte nach seines Vaters Tod innerhalb Tag und Jahr das Heergewede dem Grafen, oder in dessen Abwesenheit seinem Kämmerer das Heergewede auf die Burg bringen, und so das Recht auf seine Güter unverletzt erhalten. Wollte aber das Heergewede weder der Graf noch der Kämmerer annehmen, so ließ er es unter Zeugniß der Burgmannen dort, und rettete so sein Recht. Das Heergewede entrichtete er durch das beste Pferd des Gestorbenen oder, wenn keins da war, durch eine halbe Mark. Wer innerhalb Jahr und Tag aus Hartnäckigkeit oder anderer Ursache das Heergewede nicht brachte, verlor das Recht auf seine Güter. Wer das Heergewede aus ehrlicher Noth, oder weil er auf Pilgerschaft war, nicht entrichteten konnte, der mußte es thun, wenn das Hinderniß hinweggefallen, und Jahr und Tage wurden von der Stunde an gerechnet, wo ihm der Tod des Besitzers bekannt geworden. Von Entrichtung des Heergewedes waren die befreit, die anstatt der Dienstmannen belehnt waren, außerdem lagen ihnen die Verbindlichkeiten der Dienstmannen, namentlich die Kriegsdienste innerhalb und außerhalb der Burg ob. Starb ein Dienstmann ohne Söhne, und einer von der Verwandtschaft, von welcher mehr auf die Erbschaft Ansprüche machen konnten, wollte den andern dadurch arglistig zuvorkommen, daß er das Pferd des Gestorbenen als Heergewede brachte, so brauchte ein jeder der andern, welche Ansprüche machen konnten, nur eine halbe Mark auf die Burg binnen Jahresfrist zu bringen, so fanden sie auf gleiche Weise Gehör, als der, welcher das Pferd zuerst gebracht. Für die Winterjähre geschah die Lieferung des Heergewedes durch die Vormünder auf dieselbe Weise, als es die mündigen Erben selbst thaten⁶⁾.

Entrichtung des Besthauptes und anderer Abgaben. Ida, die Tochter Ueberhards von Krusobrat, hatte durch die Hand ihres Gemahls Sigfrid von Knebela ihr Klob zu Boorbad, welches zwanzig Hufen betrug, und alle zu diesen Gütern gehörnden Dienstmannen, und die ganze anhängende Gefindenschaft Gott und dem Erzbischof Adalbert von Mainz dargebracht. Dieser schenkte im Jahre 1131 eine Hufe davon der Kirche des heiligen Gregorius zu Ewerlat, wo Ida begraben lag, und die übrigen 19 Hufen ertheilte er der Kirche des heiligen Martin zur Vermehrung ihrer idealen Befähigung der Brüder, und setzte fest, daß die Dienstmannen denselben Dienst (auch Abgaben begriffend), welchen sie früher ihren Herren entrichteten, dem größten Prosopie entrichteten, die ganze Gefindenschaft (familia) aber, wie gerecht sei, den Brüdern gehören sollte. Starb einer sowohl von den Dienstmännern als der Gefindenschaft ohne Erben, so sollten seine Güter alle den Brüdern gehören. Lebte aber ein Erbe noch, so sollte er das beste Haupt oder beste Kleid den Brüdern darbringen⁷⁾. Von Adalbert und

99) Jus Ministerialium Tecklenburgensium, §. 6, 9, 18. p. 300, 301, 305. 1) Urk. des Erzbischofs Adalbert bei Gudenus, Cod. Diplom. N. 25 (6) p. 58. 2) Urk. des Schöffenrats und Kreyzig, Diplomataria, T. II. p. 435, 437. Vergl. über das Jahr Schultze, Direct. Diplom. T. II. p. 550. 3) Urk. des Erzbischofs Adalbert von Mainz bei Gudenus, Cod. Diplom. T. I. N. 35. p. 89. 4) Schwandenpiegel, Cap. 26, §. 11. E. 20. 5) Privileg. de iustitia ministerialium Bab. Eccles. t. c. p. 102.

6) Jus Ministerialium Comitatus Tecklenburgii, §. 2, 6, 10, 11, bei Ludewig, Reliqu. Manuscripta, T. II. p. 493, 501, 502. 7) Urk. bei Gudenus, Cod. Diplom. T. I. Nr. 37. p. 98, 99.

Friedrich von Bruchmelingen und ihrem Bruder, dem würzburger Propst Friedrich, erwarb der Erzbischof Adalbert von Mainz im J. 1130 den Chorherren des heiligen Martin zu Mainz zur Vermehrung ihrer täglichen Beschäftigung hundert Mark, nämlich ein Alob, 16 1/2 halbe Fufsen in Sulzheim, 6 in Eigerenhausen und 8 in Bruchmelingen, nebst der ganzen Gefindschaft und den Dienstmännern, welche zu diesen Gütern gehörten, nämlich, damit die Dienstmännern nach demselben Rechte dem größten Propste dienen sollten, mit welchem sie ihren vorigen Herrn vorher dienten, die ganze Gefindschaft aber den Brüdern ganz gehören sollte. Jeder Dienstmann, welcher eine ganze Hufe hatte, sollte dem Propste für die Hälfte dienen, für den übrigen Theil mußte er am Feste des heiligen Martin den Chorherren jährlich zwei Ungen zahlen. War eine Hufe unter mehr getheilt, so mußte jeder für seinen Theil stehen, indem dieses immer beobachtet werden mußte, daß zwei Ungen an die Brüder für die Hälfte gelangten, und für die übrige Hälfte dem Propste gebiet wurde. Starb einer sowohl von der Gefindschaft als von den Dienstmännern, welcher keinen Erben oder keine Frau, die seines Befehles war, hatte, so wurden alle seine Güter von den Brüdern genommen. Von den Gütern, welche die Gefindschaft besaß, mußten jährlich den Brüdern von jeder Hufe vier Ungen gezahlt werden. Hinterließ ein Sterbender keinen Erben, so mußte von seinem Hause das beste Haus oder beste Alob den Brüdern dargebracht werden. Die Dienstmännern und die Gefindschaft, von aller Einforderung (exactione) frei, waren seinem Herrn oder Voigte wegen irgend einer Sache⁸⁾ als nur dem Propste und den Brüdern verantwortlich. Außer den Lehn und daß die Dienstmännern bei gewissen Gelegenheiten von ihrem Herrn unterhalten wurden, hatten sie noch gewisse andre Vergünstigungen und Einnahmen. So waren die Wagen der todtenbrüder Dienstmännern, welche Schwärmen führten, von jedem Zolle des Grafen frei⁹⁾. Graf Werner hatte das Kloster zu Breidenau, und mit allem seinem Erbe zwischen der Berra, dem Rhein und dem Main, nämlich den Dienstmännern, Schößern, Adern u. s. w. bezaht, und dem Tode nahe einem seiner Ritter, dem Vogt Engelbold, einem Edeln, die Vollendung der Stiftung übertrug, welches dieser unter Zurathziehung der Witwe Berners und des Abtes und der Dienstmännern ausführen sollte. Der Erzbischof Adalbert von Mainz ward von jenen mit vereingezogen. Engelbold schenkte auf Bitten der gräflichen Witwe und des Abtes und der Dienstmännern das Kloster im Jahre 1123 dem heiligen Martin, und nun ertheilte der Erzbischof den Dienstmännern das bessere Recht und Gesetz, welches die Dienstmännern des heiligen Martin hatten, und befreite von Zahlung der Zölle auf jedem Markte, der dem Erzbischofe gehörte sowohl die Dienstmännern, als die übrigen, welche der Mönche Vortheilen amtlich dienten¹⁰⁾. Die Angabe

dessen, was jeder beamtete Dienstmann bei besondern Gelegenheiten besonders erhielt, geschieht passender in dem Specialartikel Truchseß, Schenke, Kämmerer und Marschall¹¹⁾. Die Gerechtigkeiten des Erbbeamten des Bisthums Schöfald.

Dienstmannes Eigen (Alob). Der Dienstmann Eigen konnte nicht kommen in die königliche Gewalt, noch aus ihrer Herren, noch ihrer Gotteshäuser Gewalt, wenn sie es an ihrem Rechte verwirklicht¹²⁾. Es fiel an ihre Herren, deren eigen sie waren. Man mußte aber davon dem Kläger entgelten und bessern und dem Richter seine Buße geben, und den Reuten entgelten¹³⁾. Ein Dienstmann des Klosters Ebersberg, Heinrich von Puto, übergibt sein Alob, welches er zu Bedrechtshausen hat, mit sieben einbelehnten Eigenleuten über dem Altare des heiligen Edothian, des Blutzeugen, unter der Bedingung, daß er das Lehn Pfensbuden erhält, so daß, wenn er ohne Kinder stirbt, beides, Alob und Lehn, ohne allen Widerspruch zur Nutzung der Brüder zurückkehrt¹⁴⁾. Konrad, Dienstmann des Grafen Berthold, übergibt sein Alob zu Manchingen durch die Hand seines Herrn dem heiligen Stephan, dem Protomaartyr zu Dießen, so auch übergibt sein Alob zu Manchingen Berthold von Hufin, Dienstmann der Grafen Poppo und Berthold¹⁵⁾. Ein todtenbrüder Dienstmann durfte sein ererbtes Eigen ebenso wenig veräußern, als die Lehnsgüter, die er vom Grafen hatte¹⁶⁾.

Die Eigenleute der Dienstmännern. Der Schwabenpiegel sagt: (Cap. 51. §. 3. S. 36.) Kann das ein Dienstmann beweisen, daß seine Vordern frei waren, da sie sich an das Fürstentum gaben, oder da er sich selbst daran gegeben hat, oder er frei war, die haben mit Recht voll Eigenleute. (Cap. 53. §. 3 — 6. S. 37.) Niemand kann Eigenleute haben, als Gotteshäuser, Fürsten und Freie. Alle Dienstmännern heißen eigen in der Schrift, davon können sie nicht Eigenleute haben mit

11) Eob. §. 2. des Bisthums Schöfald Erb-Kammer-Marschall, Erb-Marschall, Erb-Rüden-Marschall, und Schöfald jeder Besondere der des Bisthofs Tob und bei dem Einzug eines neuen empfing, f. aus einer handschriftl. mitgetheilt der *Falkenstein*, Cod. Diplom. Antiq. Norwig. p. 122 — 124. Die Älteste auch anderwärts gelt, f. §. 2. in *Guilelmi majoris episcopi Aachenensis gesta bei Achery*, Spicil. T. II. p. 299. 12) Schwabenpiegel I. Bch. Art. 53. S. 90. 13) Schwabenpiegel, Cap. 53. S. 29. 14) Urk. im Cod. Tradit. Ebersberg bei *Onesio*, T. II. Nr. 37. p. 23. 15) Urkunden im Cod. Tradition. Diessen. L. c. Nr. 55, 56. p. 694. Zum Beweis, daß die Dienstmännern Eigen (Eigengüter, Alob) gehabt, führt *Herz* auch die Urkunde bei *Reichardt* (Hist. Frising. T. II. p. 443. Nr. 1487) auf, wo Euseb, ein echter Knecht (*legitimus servus*) der Kirche, welcher Hiltischald heißt, mit seinem Herrn dem Bischof Drechof von Freisingen einen Tausch trifft, und ihm sein Eigen (*proprietas sua*), welches ihm seine Vordern hinterlassen, nämlich einen Hof (*curtorum*) gibt, drat diesen Knecht als einen Dienstmann, und sagt, daß Hiltischald soviel als *Wetshald* sei. Aber das älteste *hiltia* (nord. *Hiltur*) bedeutet Kampf, Krieg (Wetshald vom Hiltubendit 3. 5: do sin to dero hiltu vitum), Hiltischald bedeutet also einen Kriegerknecht und ist also hier ein untreuer Kriegermann vor uns. 16) Jus Ministerialium Comit. Teckenburgii. §. 14. p. 503.

8) Urk. bei demselben, Nr. 31. S. 91 — 92. 9) Jus Ministerialium Comit. Teckenburgii. §. 15. p. 504. 10) Urk. bei *Gudenus*, Cod. Diplomat. T. I. Nr. 25 (6), p. 60 etc.

Recht. Gehört ein Dienstmann an ein Gotteshaus und behauptet, er habe Eigenleute, die sind seines Gotteshauses eigen, des eignen er ist, und sein nicht. Hat ein Fürst einen Dienstmann, und hat der Eigenleute, sie sind seines Herrn, des eignen er ist; denn wer selber eigen ist, der kann nicht Eigenleute haben: (Cap. 303. §. 11—14, S. 177—178). Alle Dienstleute heißen mit Recht Eigenleute, man ehret sie mit diesem Namen, daß man sie Dienstmännern heisset, darum, daß sie der Fürsten eignen sind. Es kann mit Recht Niemand Eigenleute haben als die Gottesdiener und das Reich und Fürsten und Freierherren und Mittelfreie. Wer Dienstmann ist, der kann mit Recht Eigenleute nicht haben. Ein jeglicher Mann, der selbst eigen ist, der kann nicht Eigenleute haben, und behauptet er, er habe Eigenleute, die sind seines Gotteshauses oder seines Herrn, des eignen er ist. — Wenn alle Dienstmännern mit Recht Eigenleute heißen, und Eigenleute keine Eigenleute mit Recht haben konnten, so konnten auch die Dienstmännern deren Vorfahren frei waren, mit Recht keine Eigenleute haben, der Schwabenpiegel bleibt sich also in seiner Ansicht nicht gleich. Wie Dienstmännern über Eigenleute verfügten, zeigt Folgendes: Werner von Rouvenheim übergibt im Jahre 1114 dem Kloster Bischofsberg zwei Hufen in Algesheim, und zwei Hufe in Pingua mit gewissen Eigenleuten (mancipia) beiderlei Geschlechts¹⁷⁾. Bischof Werner von Straßburg, Gründer der Habsburg (Habsburg), setzt im Jahre 1097 fest, daß seine Dienstmännern das Kloster Murn mit Ädern und Eigenleuten frei beschenken können, ohne daß ihr Herr oder ihre Frauen oder Kinder etwas dagegen sagen dürfen¹⁸⁾. Wie die Reichsdienstmännern Eigenleute haben, beweisen folgende kaiserliche Urkunden. In der einen von 1190 heißt es: „Da Streit zwischen unsern Städten des Elsasses und dieses Landes Ebeln und Dienstmännern über die Eigenleute derselben obwaltete“ u. s. v., und: „Wenn eine Person, die eines Edelns oder Dienstmannes eigen ist, in unsre Städte sich begeben“ u. s. v. endlich: „wir beschließen, daß sämtliche Eble und Dienstmännern, welche ihre Eigenleute zu erlangen wünschen, in unsre Städte unter unserm Frieden und Sicherheit gehen dürfen, und von da ohne Beschränkung und Verletzung von den Schultheissen und dem Rathe unsrer Städte ihnen Geleite geleistet werde“ u. s. v. In der von 1276 wird verfügt: „Und solches soll auch gehalten werden mit denen Freien, Dienstleuten, Hofsleuten, und andern Edeln, welchen ihre Diener oder eigne Leute von ihren Herrn gangen wären“¹⁹⁾. Kaiser Heinrich VII. verordnete, daß, wenn eine Person eines Edelns oder eines Dienstmannes, sich in eine Reichsstadt begeben, und der Derr, um sie wieder zu erlangen, mit sieben seiner Verwandten von Seiten der Mutter nach dem gewöhnlichen Ausdrucke Nagelma-

gen, erweisen mußte, daß jener Mensch ihm nach Eigenthumsrecht zugehört²¹⁾.

Heirathen und Kinder. Der Rechtsatz, daß bei Verbindungen zwischen Personen aus ungleichen Ständen das Kind zur ärgeren Hand gehörte, fand auch bei dem Dienstmannensstande seine Anwendung, sowie es im Sachsenspiegel²²⁾ heißt: Wo ein Kind frei und echt²³⁾ ist, da behält es seines Vaters Recht, ist aber der Mutter oder die Mutter Dienstweib²⁴⁾, das Kind behält so gehaltenes Recht, als es ihm angeboren ist. Doch konnte der Kaiser die Kinder aus dem Stande der Dienstmannschaft in den der Freien erheben, und ihnen die Rechte derselben ertheilen. Beispiele sind diese: Der Edelmann Reinhard von Hagenow (Hanau) hatte Aeltheit, die Tochter des verstorbenen Ulrich von Munzenberg (Munzenberg) geheirathet, im Glauben, daß sie edel und von gleich freier Geburt, als er sei. Nachher bemerkten welche, daß sie nicht edel gewesen. Reinhard wandte sich daher an den König Rudolf I., und dieser nahm, um den Zweifel zu heben, daß sie einen Dienstmann zum Vater gehabt haben sollte, diesen Frieden²⁵⁾ der Geburt, wenn ein solcher statt gehabt, und machte (den 25. Oct. 1273) mit Einwilligung der Reichsfürsten, welche seiner Krönung zu Aachen beigezogen, Aeltheit und ihre Kinder edel und frei von beiden Aeltern, und befreite sie von aller Diensthörigkeit des Dienstmannenslandes²⁶⁾. Nicht minder merkwürdig ist Folgendes: Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen hatte Elisabeth von Meistitz, ein Dienstweib, geheirathet, und mit ihr Friedrich, nachmals von Dresden genannt, gezeugt. Kaiser Rudolf I. that im J. 1278 Mutter und Sohn und alle etwa künftigen Kinder, vermöge königlicher Machtvollkommenheit, ganz aus dem Verhältnisse des Dienstmannenslandes heraus, und begabte sie mit der befähigenden Ehre und dem Namen freien Standes und freier Geburt, indem er befahl, daß sie für die Zukunft freis so unter die Zahl der Freien und Freien gerechnet werden sollten, als wenn sie aus einem Freien geboren worden wären, so daß sie zur Nachfolge in den Lehn- und jeden andern Gütern gleicher Gestalt, wie die Freien und Edeln zugelassen werden, und im Allgemeinen alle Rechte, Freiheiten, Würden, Ehrenbezeichnungen, mit welchen die Freien von den heiligen Befehlen und anerkannten Gewohnheiten ausgezeichnet waren, vermöge königlicher Ertheilung, für alle Zeiten mit vollem Rechte genießen sollten. Diefem zufolge bewilligte der Kaiser dem genannten Friedrich und den übrigen Kindern des Markgrafen, welche die erwähnte

17) Urk. des Erzbischofs Adalbert II. von Mainz bei Gudenus, Cod. Dipl. T. I. Nr. 47, p. 125. 18) Urk. bei Ludewig, Scriptt. p. 458. 19) Urk. bei Schiller, Inst. Juris Publ. Lib. I. T. II, p. 99. 20) Urk. bei demselben a. D. S. 99.

21) Urk. bei demselben a. a. D. S. 92. 22) Sachsenspiegel, I. B. 1. 16. Guttrier'sche Ausg. S. 48. 23) echt, legitime, wie es in dem lateinischen Texte heißt, nämlich aus einer Ehe, wo beide Eltern von gleich freier Geburt. 24) d. h. nicht nach der kirchlichen Handschrift, d. h. nicht nach der queblinburger Handschrift, in ministerialium conditione im lateinischen Texte. 25) notam originali, si qua existit. 26) ad omni servitutem ministerialium. Urk. des Königs Rudolf bei Ludewig, Opp. Misc. Dissert. von Hundt: Ael; Lüneb; Spicil. eccles. p. III. c. V, p. 548; Cranz; Dissert. de comitum austragis; Ester, c. II, §. 113, p. 153—162.

Elisabeth etwa noch gebären würde, daß sie in des Markgrafen Gütern, Befigungen, Ländern, Würden und übrigen Rechten allen und jedem mit gleichem Rechte nachfolgen sollten, als wenn sie aus freiem Erbe geboren worden wären²⁷⁾.

Wortwin von Lonsingen und sein Bruderssohn schworen im J. 1241 und gaben Bürgen, daß sie Weiler aus dem Geschlechte und den Dienstleuten (de familia et ministerialibus) der mainzer Kirche nehmen wollten²⁸⁾. Ihre Kinder wurden nämlich dadurch mainzer Dienstleute.

Mit den Leibeigenen und den Halbfreien, aus welcher letztern Classe die Dienstmännern genommen wurden, hatten die Dienstmännern die Beschränkungen der Verheirathungsfreiheit zwischen Gliedern der Dienstmannschaften verschiedener Herrschaften gemein. Daher finden wir die kaiserliche Bestimmung von 1173, daß, wenn einer der Dienstmännern außerhalb der Genossenschaft seines Gotteshauses heirathete, alles sein Erbgut nebst dem von dieser Kirche erhaltenen Lohn frei und ohne allen Widerspruch an das Gotteshaus kommen sollte²⁹⁾. Konrad, ein Dienstmann der Kirche zu Würzburg, sagt, wenn eine von den Mannspersonen eine ihm ungleiche Gattin, d. h. eine unter fremder Gewalt, außer der Gefindenschaft des eigenen Gotteshauses zu nehmen sich unterfangen, so sollen zwei Theile seines Vermögens der Herrschaft der Gotte dienenden Brüder unterliegen; der dritte aber, wenn er gestorben, der überlebenden Witwe verbleiben³⁰⁾. Die Folgen der ohne Erlaubnis der Herrschaft eingegangenen Ehen trafen nicht minder die in ihnen erzeugten Kinder. So sagt Galsarius von Heisterbach im Register des Klosters Prüm³¹⁾, daß, wenn irgend einer von belehnten Dienstmännern der Kirche ein Weib genommen, der Abt dem Rechte nach nicht verbunden sei, den mit ihr erzeugten Kindern die Lehen des Vaters zu ertheilen, und daß, wer immer von den Dienstmännern jenes zu thun sich unterfangen, nicht treu gegen die Kirche handle, und der Abt, wenn er wolle, ihn wegen eines solchen Vergehens in Anspruch nehmen könne. Heirathete ein Dienstmann des Klosters St. Maximin zu Trier eine Aukswöttige, so erhielt die Söhne den Dienst, den ihr Vater gehabt, weil er Dienstmann des Gotteshauses gewesen, nicht, heirathete ein Dienstweib des Gotteshauses einen Aukswöttigen, so wurden die Söhne wegen des Standes der Mutter des Dienstes nicht beraubt³²⁾ (denn sie blieben immer Dienstmännern des Gotteshauses). Unter den We-

schwerden, welche dem Landsassen und weltlichen Dienstmännern der Kirche von den Erzbischofen Pilgrim und Gregor von Salzburg auferlegt worden, und weshalb sie sich verbanden, war die Verlobung der Töchter wider Willen der Ältern³³⁾. Als König Rudolf im J. 1277 die Dienstmännern aus Steiermark zu dem Reich aufnahm, hob er den Erzwang auf, und gab ihnen die Freiheit, ihre Töchter zu verheirathen, an wen sie wollten³⁴⁾.

Sowie bei den Leibeigenen, so galt auch bei Verbindungen der Personen aus der Dienstmannschaft verschiedener Herrschaften, wenn zwischen diesen besondere Verträge, daß die Kinder getheilt werden sollten, nicht stattfanden, der Grundsatz, daß die Kinder der Herrschaft des Dienstweibes (der Mutter) und nicht der Herrschaft des Dienstmannes (des Vaters) gehörten³⁵⁾, womit zugleich die Erbschaftsverhältnisse zusammenhängen. Ein Beispiel ist dieses: Reinold, ein Dienstmann der quedinburger Kirche, hatte ein Dienstweib der mainzer Kirche, die Tochter Dietrichs von Weismar, geheirathet. Daher konnten die Kinder, welche er mit ihr gezeugt, weil sie der mainzer Kirche gehörten, weder die Aelde noch Lehen, die er von der quedinburger Kirche hatte, nach dem Gesetz und Recht³⁶⁾ erlangen. Daher ließ sich der Erzbischof Arnold von Mainz im J. 1155 von Reinold und der Äbtissin von Quedlinburg erbitten, und traf, damit nicht alle Kinder des väterlichen Erbes verlustig gingen, den Laich, daß er zwei Söhne von Arnold, nämlich Ludwig und Heidenreich, zu Dienstmannenrecht³⁷⁾ der quedinburger Kirche übergab, und dafür, nach Dienstmannenrecht³⁸⁾ zum Eigenthum der mainzer Kirche zwei Dienstmännern der quedinburger Kirche, nämlich Hugo und Bertram, die Söhne Ulrichs von Weismar von der Äbtissin Beatrix, erbielt³⁹⁾.

Der Grundsatz, daß die Verhältnisse des Kindes sich nach denen der Mutter, nicht nach denen des Vaters richteten, galt nicht bloß in allgemeiner Beziehung auf den Stand überhaupt, sondern auch bei den einzelnen Verbindlichkeiten. Art Arnold von Egmont ließ im J. 1230 Dienstleute seiner Kirche und ihre Kinder von dem Rechte, welches Kurnede⁴⁰⁾ hieß, mit welchem sie seiner Kirche verbunden waren, wegen der Noth seiner Kirche für eine gewisse Summe frei und quitt, befreit sich jedoch, damit sie nicht von der Kirche entäußert schienen, durchaus unbeschadet seines und ihres Rechts alle Dienste, die sie bisher seiner Kirche zu leisten gewohnt gewesen, sich und seinen Nachfolgern vor, namentlich bestimmte er, daß wenn einer von jenen mit einem Dienstweibe seiner Kirche, welcher die Kurnede zu entrichten das Dienst-

27) Urk. bei H. d. f. Beschreibung Dreißend, pag. 3. Nach-
tr., Gesch. Sachsen. 3. Bd. S. 114 — 115. 28) Urk. bei
Gudenau, Cod. Diplom. T. I. p. 568. 29) Kaiser. Urk. bei
Hund, Metrop. Salzb. T. II. p. 276. Glafey, S. 44.
Handl. aus dieser Bestimmung, daß die Beschränkung der Verheirathungsfreiheit nicht auf die Person, sondern auf das Erbe be-
gründet gewesen, aber der Dienstmann (so) so hier zur Strafe nicht
nur das Kirchengeld, sondern sein ganzes Erbgut verlieren. Vgl.
Eckart, Comm. p. 126, App. p. 40. 30) Urk. bei Dienstmann-
nen Konrad von Schannert, Nidm. Litter. Collect. I. Nr. 85.
31) Bei Lühwitz, Collect. Kymolog. S. III, p. 455.
32) Urk. des Grafen Konrad von Ebernburg für das Kloster St.
Maximin von 1135 bei Du Fresnoy, Gloss. inter. Ministerialis.
XV.

33) Hund, Metrop. Salzb. T. I. p. 17. 34) Urk.
des Königs Rudolf, bei Lühwitz, Reliq. Manusc. T. IV. p. 259
bis 260. 35) Urk. Annotat. des Klosters Naichen. Er. bei
Hund, Metrop. Salzb. T. III. f. 461. 36) secundum
ius legale. 37) in ius ministerialis. 38) jure ministeria-
lium. 39) Urk. des Erzbischofs Arnold von Mainz bei Ker-
ner, Cod. Diplom. Quedlinb. p. 135; bei Gudenau, Cod. Di-
plom. T. I. p. 221. 40) Wast-Gabe, das Recht, vermög
dessen sich der Herr das beste Vieh oder best. Kirch. des Hofstern
nehmen konnte. Kurnede f. im Art. Kurnede.

weib gehalten sei, eine Ehe einging, ihre Kinder an den Stand der Mutter gebunden sein sollten“).

Sowie man in Beziehung auf die Gefindefchaft (familia) überhaupt, von welcher die Dienstmänner einen Theil ausmachten, Verträge schloß, vermochte deren Glieder der Gefindefchaft der einen Herrschaft mit Gliedern der Gefindefchaft der andern Herrschaft sich verheirathen durften“), so auch in Betreff der Dienstmannschaft insbesondere. Diese Verträge waren dann auch gewöhnlich mit Bestimmungen, wie es mit der Theilung der Kinder gehalten werden sollte, begleitet. So bei Gelegenheit, als Kaiser Friedrich I. im J. 1166 der Herrschaft des magdeburger Erzbischofs das Schloß Sconeburg (Schönburg) und die Stadt Wesele (Dernweil am Rhein) mit allen ihren Zubehörungen, den Vasallen, den Dienstmännern, den Leibeigenen u. dergl., setzte er, damit zwischen den Personen der Dienstmannschaft des Reiches auf der einen und Personen der Dienstmannschaft von Sconeburg auf der andern Seite unbefummelter eheliche Verbindungen statt haben könnten, wenn ein Dienstmann der Kirche ein Dienstherr des Reiches heirathete, die Theilung der in solcher Ehe erzeugten Kinder, sowohl der Söhne als der Töchter auf diese Weise fest, daß Reich und Kirche jedes die Hälfte erhalten sollte. Entpfiess einer Ehe nur ein einziges Kind, so sollte dieses dem Reich oder der Kirche gehören, und dem andern Theile bei sich darbietender Gelegenheit ein an Reichthum und Rang gleichviel werthes Kind zum Ertrage gegeben werden“). Auf gleiche Weise begünstigte Kaiser Heinrich VI. im J. 1192 den Erzbischof von Mainz. Es ward gleiche Theilung der Kinder und der Erbschaft unter die Kinder festgesetzt. War nur ein Kind, so heirathete dieses aus der Dienstmannschaft des andern Theiles, und seine Kinder wurden unter das Reich und das Erzbist getheilt“). Dem eigentlichen Rechte nach fielen sämtliche Kinder

bei Ehen zwischen Personen der Dienstmannschaften verschiedener Herrschaften denjenigen Herrschaft anheim, welcher die Mutter gehörte. Aber die Begünstigung, welche die Kaiser einzelnen Kirchen zu Gute werden ließen, wurden so allgemein, daß der Schwabenpiegel sagt: Der König und Pfaffenfürsten haben sich um ihr beiderlei Dienstmännern ein Recht genommen, wenn des Reiches Dienstmann eines Pfaffenfürsten Dienstherr nimmt, wenn Kinder da werden, daß sie die mit einander theilen, das ist eine gute Gewohnheit, die soll man fest halten; nimmt auch eines Pfaffenfürsten Dienstmann des Reiches Dienstherr, die Kinder haben dasselbe Recht, die Kinder erben Vater- und Muttererben (Aob) gleich (auf gleiche Weise). Das erste Kind, das da wird, es sei Degen oder Mädchen, das ist des Gotteshauses; diese Gewohnheit kann der König mit den Laienfürsten nicht machen, das ist davon, daß sie Dienstmännern des Königs sind, daher kann der König seine Dienstmännern nicht niedern, denn gäbe er sie in der Laienfürsten Gewalt, so hätte er sie genindert“), nämlich um zwei Heirathsbeden der Herrschaft, da die Laienfürsten den dritten Heirathsbeden hatten, seitdem sie der Bischöfe Mannen worden sind“). Um einen Heirathsbeden der Herrschaft wurden die Kinder der Dienstmännern des Königs bei jener Gewohnheit allerdings genindert, da der König den ersten, und die Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen den zweiten Heirathsbeden hatten. Um einen Heirathsbeden der Herrschaft wurden auch die Kinder der Dienstmännern der Pfaffenfürsten genindert, wenn sie mit Laienfürsten ähnliche Verträge schlossen. So kamen der Bischof von Regensburg und der Herzog von Baiern im J. 1213 überein: überzeten Personen aus ihren Dienstmannschaften durften einander heirathen, und die Kinder sollten gleichmäßig getheilt, jedoch hierbei dieses beobachtet werden, daß das erste Kind, Knabe oder Mädchen, dem Vater folgen sollte, während die übrigen nichtbedenklicher getheilt werden sollten; entpfiess der Ehe nur ein einziges Kind, Knabe oder Mädchen, so sollte es auch dem Vater folgen, und nach der Mutter (v. b. ein Glied aus der Dienstmannschaft der Herrschaft der Mutter) heirathen, und die Kinder auf gleiche Art getheilt werden. Heirathete ein Amtmann des Bischofs, als ein Marschall, ein Truchseß, ein Kämmerer oder jeder andre ein Dienstherr des Herzogs, oder ein Amtmann des Herzogs ein Dienstherr des Bischofs, so sollte der älteste Sohn, der dem Vater folgte, das Amt des

41) Urk. des Markgrafen C. 1074. 42) Das merkwürdige Beispiel ist folgendes. Die von den Vorfahren Heinrichs des Löwen gestiftete lattenburger Kirche hatte bisher die Freiheit gehabt, daß die Glieder ihrer Gefindefchaft (familia) frei in fremde Gefindefchaft und die Glieder der letztern in die erste heirathen konnten. Da aber wegen des geringen Vermögens der lattenburger Kirche und des großen Wunsches des bresgischen Bischofs sich mehr in das Reich des Herzogs begeben, so setzte Heinrich der Löwe auf Bitten des Propstes Reinbarts das Gegentheil fest, nämlich daß die Glieder seiner Gefindefchaften nicht mehr durch diesen Band der Heirath aus der einen in die andere übergehen könnten, sondern müßten sie von hier oder von dort sich verheirathen, so sollten sie in der Gefindefchaft verbleiben, in welcher sie geboren wären. (Urk. Heinrich des Löwen bei Lucke, Antiqu. Kallenberg. p. 18.) 43) Urk. des Kaisers Friedrichs I. bei Weidmann, Hist. des Fürstenthums Anhalt. 3. B. 4. Kap. C. 457. 44) Urk. des Kaisers Heinrich des Gudenau, Cod. Diplom. T. I. p. 312. Alle verewirkt diese Verbindlichkeit waren, ist folgender Fall im Jahre 1231. Der Sohn Eilrichs des westfälischen Markgrafen der Mainzer mußte der Mutter nach dem Reich gehören, hatte aber des Vaters Erben, und leistete der mainzer Kirche den feudalen Dienst nicht. Daher bat der Erzbischof den Kaiser Friedrich II. im J. 1234, daß er gestatten möge, daß Eilrichs Sohn der mainzer Kirche geheirathet. Der Kaiser bewilligte ihm nun diesen Dienstmann, damit er dem Erzbischof wegen der Ehen, daß er von ihm hatte, den feudalen Dienst entrichten mußten. Urk. bei Gudenau, Nr. 216. p. 534.

45) G. H. R. App. S. 43 gegen Glasm. S. 54 versetzt diese Stelle ganz falsch, indem er sagt, der Schwabenpiegel hehre hier nicht vom nächsten Dienstmann (de ministeriali inferiori), sondern von einem Höfner (de majore), v. b. einem Berge, wie der Kaiser einem Fürsten als Landesherr unterwerfen wolle. So wenig ist Kron, ungeachtet seiner ausführlichen Schrift über die Dienstmännern, in das Wesen derselben einzudringen. Der Schwabenpiegel nennt die Dienstmännern des Königs, der Pfaffenfürsten und der Laienfürsten in der Überschrift des Capitels: „Von geizigen Dienstmännern,“ wobei in Beziehung auf ihre beiden Herren, aber sie waren echte Dienstmännern, Knechte, deren Herren der Person nach gebührend, deren Kinder gleich Bedienten betrachtet wurden, sie waren die Dienstmännern, welche das Ministerialen vorwurfs weise Dienstmännern nennt, und stößten den Gegensatz gegen die Bedienten. 46) Schwabenpiegel, I. B. 3. Art. 2. B. Schwabenpiegel.

Vater erhalten, und, wenn er das einzige Kind, in die Gewalt des Herrn, welchem die Mutter war, heirathen, so jedoch, daß die von ihm erzeugten Kinder getheilt werden sollten; was er nicht das einzige Kind, so sollte er auch des Vaters Amt erhalten, und die Theilung der übrigen Kinder auf oben beschriebene Weise stattfinden⁴⁷⁾. Wie auch die Pfaffenfürsten unter sich solche Verträge schlossen, bleven gibt Zeugniß ein an den Bischof von Freisingen gerichtetes Schreiben, in welchem es heißt: Wir wollen Ew. Liebden zu wissen thun, daß Kubolf, Dienstmann eurer Kirche, mit unsrer und unsrer Dienstmannen gemeinsamer Zustimmung ein Weib aus unserm Hause genommen, nämlich auf diese Art und Weise, daß die Söhne, welche von ihnen erzeugt werden würden, zwischen beiden Kirchen unter der Bedingung getheilt werden sollten, daß der Euzige bei uns, und der unfzige bei Euch das Lehnrecht erhalte. Dieses wünschen wir, daß es gelten, und wenn unsre Bitte bei Euch etwas vermag, ihnen zu Gute kommen, und (sämmlichen Dienstmännern eurer Kirche offenbar werden möge⁴⁸⁾. Nicht minder schlossen auch die Laienfürsten unter sich solche Verträge. So kamen der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Herzog von Baiern und der Graf Heinrich von Ortenberg im J. 1222 mit einander überein, daß, wenn Personen aus ihren beiderseitigen Dienstmännschaften einander ehelichten, ihre Erben (Kinder) unter gleicher Beschaffenheit mit allem Erbrecht ohne allen Widerspruch getheilt werden sollten⁴⁹⁾.

In einer sonachsen Urkunde findet man sich über diese Theilung der Kinder so ausgedrückt: Sie sollen das Recht oder die Gewohnheit, welche Kind gebung genannt wird, unter den Dienstmännern beobachten⁵⁰⁾. Wie man sich bei solchen Verträgen nicht bloß auf die Dienstmännschaften insbesondere beschränkte, sondern auch auf die Dienstmännschaften und Gefindenschaften überhaupt, von welchen jene einen Theil ausmachten, ausbedachte, lehrt die Vergleichungsurkunde zwischen den Brüdern und Herzögen Ludwig und Heinrich von Baiern, Pfalzgrafen bei Rhein vom J. 1262, in welcher festgesetzt wird, daß, wenn einer von den Dienstmännern eines Theiles aus der Gefindenschaft des andern ein Weib nimmt, die daraus entsprossenen Kinder gleichmäßig getheilt werden, und der erstgeborne dem Vater nach dem Rechte der Zugehör folgen, der einzige Erbe aber gemeinschaftlich sein, und die von ihm erzeugten Kinder getheilt werden sollen⁵¹⁾. Teneß hatte auch in Beziehung auf die Gefindenschaften überhaupt statt, so heißt es in einer Urkunde des Herzogs Heinrich von Baiern: Wenn einer aus der Gefindenschaft der Kirche ein Weib aus unsrer Gefindenschaft nimmt, so soll der erstgeborne der Kirche gehören, die übrigen gleichmäßig getheilt werden⁵²⁾. Was hier für die Gefindenschaften überhaupt festgesetzt wird, hierüber kam der Bischof Hermann

von Würzburg mit dem Bischofe Friedrich von Eichstätt über ihre Dienstmännschaften insbesondere im J. 1243 überein. Heirathete nämlich ein Dienstmann oder ein Dienstherr der eichstättigen Kirche eine Person von den Dienstleuten der würzburgigen Kirche, so sollten die ihnen entstehenden Kinder gleich getheilt werden, auf diese Weise, daß das erstgeborne, Knabe oder Mädchen, dem Verhältnisse des Vaters, das zweitgeborne dem der Mutter folgen, und es auf diese Weise mit den übrigen Kindern gehalten werden sollte. Waren diese gleich an Zahl, so sollte die eine Hälfte der würzburgigen, die andre der eichstättigen gehören, waren sie ungleich, so sollte das übrigbleibende Kind, sowie auch, wenn nur ein einziges, nicht mehrere waren, das Verhältniß des Vaters erhalten⁵³⁾. Das magdeburger Dienstmannenrecht⁵⁴⁾ bestimmt: Wenn ein Dienstmann ein Weib nimmt, die Dienstweib ist, es sei zu Magdeburg, oder zu Kieken, oder zu Engern oder Beuera oder zu Berge, die Kinder folgen dem Vater, und behalten doch für sich beiderthalben (in beiden Herrschaften) ihr Recht. Besatz nämlich ein Pfaffenfürst oder Laienfürst mehrere nachgeworbene Herrschaften, so behielten die zu jeder Herrschaft geborenen Dienstmannen ihr besondres Recht, und die Dienstmännschaften wurden als besondres und geschlossene betrachtet, wenn der Herr nicht anders versäzte und sie zusammenwarf. Über die Gestattung der Heirathen aus der einen Dienstmannschaft in die andre findet man auch diese Ueberschrift: daß, wenn einer von den Dienstmännern des einen Theils ein Dienstweib des andern Theils zur Ehefrau nahm, das Weib ohne allen Tausch frei dem Manne folgen sollte⁵⁵⁾.

Marolf, Proppst von Alschaffsburg, machte im J. 1227 zwei Zinspflichtige dieser Proppst, Burkhard und Drußmann, auf Bitten der Brüder und mit Einwilligung des Bischofs Niemo von Straßfeld, der, wenn er etwas Recht an sie und ihre Nachkommen zu haben schien, diesem entsagte, zu seinen Dienstmännern, den einen zum Marfchall, den andern zum Schenken, sodas, wenn sie aus der Gefindenschaft des Gotteshauses Ehemweiber nahmen, von den mit ihnen erzeugten Kindern die ältesten männlichen Geschlechts die genannten Ämter nach Erbrecht erhalten, und durch die einzelnen Generationen die Nachfolge unter dieser Bedingung auf ewig statfinden sollte⁵⁶⁾. Graf Berthold von Dessen übergibt Heirath, die Tochter Hilbold's von Pöfselein und Anzias von Windingen und ihre Söhne und Töchter dem h. Georg unter der Bedingung, daß sie und ihre Nachkommen schenken das Recht seiner Dienstmännern auf immer haben sollen, wenn keine Heirath (man denke dazu mit Auswärtigen) dazwischen komme; in diesem Falle sollen sie das Recht verlieren⁵⁷⁾. Heiratheten zwei teuldenburger Dienstleute, welche zwei Erbchaften hatten, und starben ohne Erben, lebten die Erbchaften an den Stamm zurück, von welchem sie entsprossen waren. Heiratheten zwei teuldenburger

47) Urk. bei Hund, Metrop. Salisburg. Tom. I. p. 286.
48) Schreiben bei Reichsbrief, Hist. Frising. Tom. I. p. II. Nr. 1544. 49) Urk. des Pfalzgrafen Ludwig bei Hund, Palgräfer Stammbaum unter Ortenberg. C. 28. 50) Urk. bei Lünig, Spiegel, Secular. T. II. p. 984. 51) Urk. bei Hund, Palgräfer Stammbaum. C. 252; Metrop. Salisburg. p. 258. 52) Urk. bei demf., Metrop. Salisburg. p. 22.

53) Urk. bei Falkenstein, Cod. Diplom. Antiq. Norder. Nr. 35. p. 43—45. 54) bei Mencke, Scriptt. 55) Urk. bei Gelenius zu Vita S. Regelerb. Lib. II. c. 11. 56) Urk. des Erzbischofs Walbert II. der Eubanus a. a. D. Nr. 147. C. 594. 57) Cod. Tradit. Diess. bei Orsele, T. II. p. 604.

Dienstleute, so war nach der Nacht, in welcher sie zusammen geschlafen, am Morgen früh der Niedrbruch der Güter des Rames der Frau, als wenn sie ihn vom Grafen zu Lehn erhalten hätte. Ließ sich ein Dienstweib von einem Eigennann oder Zinspflichtigen beschlafen, so wurde das Kind ein Kämmerling (d. h., gebörte der Kammer); heirathete sie in der Folge einen Dienstmann, erhielt sie die gesetzlichen Rechte der Freiheit wieder⁶¹⁾ (das Dienstweib war nämlich durch jene Verbindung mit dem Eigennann selbst leibigen geworden, wurde durch darauf folgende Heirath mit einem Dienstmann wieder frei, nämlich so weit es die Dienstleute waren).

Einreiten und Vergeiselung der Dienstmännern und zu Dienstmännern. Bei dem Vertrage, welchen der Kaiser den 20. Lenzmon. 1212 mit dem Markgrafen Dietrich von Weissen schloß, vermög dessen letzter dem Kaiser Otto IV. Beistand schwor gegen jeden Menschen in jeder Noth, schworen zur Befestigung der Uebereinkunft für den Markgrafen auch seine Ehen und Mannen, und Dienstmännern, welche ausgeführt werden. Dasselbe sollten auch andre Dienstmännern des Markgrafen thun, welche auch namhaft gemacht werden. Sollte der Markgraf, was er eidlich gelobt, nicht halten, so sollten diejenigen, welche für ihn geschworen, verbunden sein, sich nach Braunschweig zu verfügen (einzureiten) und von da sich ohne Erlaubniß des Kaisers nicht wieder hinweg zu begeben. Zu noch größter Sicherheit sollte der Markgraf von Weissen auch Söhne seiner Dienstmännern zu Geiseln geben, welche namentlich ausgeführt werden, und deren zwölf sind. Wenn der Markgraf seine eidlische Verheißung nicht halten sollte, so sollte der Kaiser nach Belieben mit den Geiseln schalten dürfen, und sie in dem Zustande sein, der vergisselt (vergeiselt) genannt ward. Die genannten Geiseln sollte der Kaiser vom nächsten Osterfeste zwei Jahr behalten, und sie dann dem Markgrafen wieder zustellen, doch so, daß die Väter der Geiseln oder andre Dienstmännern des Markgrafen ebenso taugliche und ebenso viel das beschwören sollten, was die obgenannten Lehnsträger und Dienstmännern beschworen. Sollte einer der genannten Geiseln sterben oder sonst dem Kaiser nicht gegeben werden, so sollte ihm ein anderer gestellt werden. Für den Kaiser schworen der Pfalzgraf Heinrich bei Rhein und andre Edle und Dienstmännern; sie sollten alle, wenn der Kaiser die Uebereinkunft nicht hielt, in Weissen einzureiten verbunden sein, nur der Truchse Gungelin allein nach Goslar sich verfügen, und dieses ohne Willen Dietrichs nicht verlassen dürfen⁶²⁾. Der Truchse Gungelin war nämlich wegen seiner Regierungsgaben ein unentbehrlicher Mann und sollte deshalb nicht in Weissen einreiten. Der obige Vertrag gibt ein Beispiel, wie die Verpflichtung zum Einreiten für die Dienstmännern nichts Besonderes, da sie auch Edle und Mannen übernahmen. Aber nur die Söhne der Dienstmännern allein werden zu Geiseln, so auch andernorts werden die Söhne der Dienstmännern am zahl-

reichsten zu Geiseln gegeben. Graf Adolf von Holstein gibt im J. 1203, um sich aus der Gefangenenschaft zu befreien, seine beiden Söhne und den Sohn seines Verwandten, Adolf von Dassel, und den Sohn des Grafen Heinrich von Dammberg, und acht Söhne seiner Dienstmännern zu Geiseln⁶³⁾. Ein Beispiel der Vergeiselung gibt eine Urkunde der Schaten, wo einige als Geiseln gegeben werden, welche geloben, daß sie nach Dienstmannrecht auf immer bleiben wollen, wenn der Vertrag nicht gehalten werde⁶⁴⁾.

Zu Pfande gesetzt wurden die Dienstmännern theils als Personen mit ihrem Besitze, theils als Zubehör zu größern Besitzungen. So heißt es in einer Urkunde vom J. 1221: überdies verpfändte der Graf seine zwölf unten verzeichneten Dienstmännern dem Erzbischofe von Köln, mit allem, was sie vom Grafen besaßen, damit, wenn der Graf gegen die vorgeschriebene Form handele, sie mit den Personen, Erbschaften und Gütern der klöner Kirche aus immer zugehörten sollten. Die dem Erzbischofe vom Grafen verpfändeten Dienstmännern sind diese: Ad. von Strunkede, Gerard von Horß, Heinrich Budere, Rutger von Heidebeide, Heinrich Schenk, Stephan von Kullen etc.⁶⁵⁾. In einer Urkunde des Grafen Salentin von Saan werden: die Besse und Dorfe zu Ballenbatz — mit Gerichten, Herrschaften, Höfen und Liefen, Geistliche und Weltliche, mit Mannen und Burgen, Dienstleuten — verpfändet⁶⁶⁾. Bei der Verpfändung der Dienstmännern hatten jedoch gewisse Beschränkungen statt. So durften die Dienstmännern des Grafen von Ledenburg nicht an den Dörtern, wo des Grafen Gerichte gehalten wurden, zum Pfande gesetzt werden⁶⁷⁾. Auch wurden die Dienstmännern nicht bloß verpfändet, sondern auch an sie verpfändet. Was Kaiser Friedrich I. in Schwaben weit und breit erworben, zerstörte, um Geld zu erhalten, sein Sohn, König Philipp, that er jedem Baron und Dienstmann Dörfer oder Landgüter oder Kirchen verpfändete⁶⁸⁾.

Verschankung, Übertragung, Verkaufung, Vertauschung und Theilung der Dienstmännern. Mit einer starken Last der Unfreiheit waren die Dienstmännern dadurch beladen, daß sie, ähnlich den an die Scholle gebundenen Leibeigenen, mit einer Grafschaft, Herrschaft, Burg, Gehöf verrent, und als Zubehör zu diesem verschent, verkauft, veräußert wurden, so wenn es in

60) Arnolt von Lübeck, Chron. bei Eibitz, S. 719, 720.

61) Schaten, Annal. Paderborn. p. 676. Vgl. Markg. Focher Orig. Palat.; Struve, Hist. jur. und Ekst. S. 167. Daß ich zu dessen Erklärung der Straus'schen Meinung, daß Dienstmannrechte (im ministerialium) baskische sei, als dem Dienstmann ein Lehn bewilligen, dieses zu bemerken: das Dienstmannrecht, als Norm des Verhältnisses des Dienstmannes zum Herrn war allerdings baskisch, aber als Norm der Verbindlichkeit des Herrn gegen den Dienstmann Erteilung eines Lehn, und der unterthänigkeit zwischen freien Lehnsmann und Dienstmann dieser, der freie Lehnsmann (es gab auch baskische Lehnsritter) konnte durch Auflassung des Lehn sich zum Lehnswort befreien, der Dienstmann von seiner baskigkeit nicht. 62) Urk. bei Gieseler, in Vita S. Engelberti, p. 77. 63) Urk. bei Foyssier, de natura et indole pignoris, p. 159. 64) Juxta Ministerialium Tecklenburg, S. 16, p. 204. 65) Chron. Vespurgens. Schriftmann'sche Ausg. unter dem Titel: Hist. Friedrici Imp. p. 129.

55) Juxta Ministerialium Tecklenburgium, §. 19, p. 305. 59) Mehrere über den Inhalt jenes merkwürdigen Vertrags f. bei P. Wächter, Gesch. Sachses II. S. 269 — 272.

einer Urkunde heist: ich habe diese Höfe mit den dazu gehörenden dienenden Borneimen⁶⁶⁾ (vornehmern Dienstmännern) oder auch Rittersn an das Kloster gegeben⁶⁷⁾. Kaiser Ludwig der Fromme, als er das Kloster Murbard stiftete, fügte zu den ihm geschenkten drei Pfarochien seinen Hof Schwil mit der Pfarochie, der Kirche und dem Hof Echenschusen, und die Lauffischen Güter mit 35 Dienstmännern und vielen Eigenleuten⁶⁸⁾. Kaiser Friedrich I. sagt: „Sie sollen überdrücken mit den Dienstmännern, mit den Eigenleuten“⁶⁹⁾. Derselbe schenkt dem Erzbischofe Philipp zu Köln einen Theil des Herzogthums Westfalen und Engern mit allem Recht und Gerichtsbarkeit, nämlich mit Grafschaften, mit Vogteien, mit Geseiten, mit Hufen, mit Dörfern, mit Lehen, mit Dienstmännern, mit Eigenleuten⁷⁰⁾. Pfalzgraf Heinrich schenkt im J. 1219 sein Erbe, das er mit Eigenthumsrecht besaß, dem Bremer Erzbischof zu eigen, und seine Dienstmänner erbgäben die Güter, welche sie bisher vom Pfalzgrafen nach Dienstmannschafrechte⁷¹⁾ hatten, zu Lehnrecht⁷²⁾ von der Bremer Kirche wieder. Dienstmännern wurden theils als Zuhörer zu Gütern und Herrschaften mit diesen, theils als Personen mit ihren Besitztungen veräußert; so z. B. werden Männer von Ritterart, welche Dienstmännern heißen⁷³⁾, mit ihren Kloten und Besitztungen einem Kloster dargebracht. Sie waren zu Hause und auswärts des Veräußernden Leibwächter; sie sollen zur Beherbergung des Klosters ihre Rechte und ihren Stand behalten, und den Äbten, wenn diese frei und nach Vorschrift der Regel ihre Stelle werden erhalten haben, in ehrbarem Amte, Range und Stande dienen⁷⁴⁾. Heinrich von Mühlberg verkauft die Hälfte des Schlosses Wellenberg mit Dienstmännern⁷⁵⁾. Kaiser Friedrich I. gibt Stade mit Dienstmännern an das Erzbisthum Bremen⁷⁶⁾. Der Voigt des Klosters Schönow und seine Nachfolger erhielten das Kloster von Milene nebst dessen Dienstmännern und Gefinde (cum ejus ministerialibus et familia⁷⁷⁾). Graf Eberhard sagt in seiner Urkunde:

„Dieses Alles mit den übrigen Häusern: Sklaven, Dienstmännern, Freigelassenen (Fien), Hinterlassen“⁷⁸⁾ schenken wir.“ In einer Urkunde des Grafen Wäbhel von Holstein wird das Schloß Rinegen mit aller Herrschaft, Dienstmännern, Sklaven, Freigelassenen, Ädlen, Weibern übergeben⁷⁹⁾. Die Abtei Wernburg wurde verkauft mit den dazuliegender lebenden Dienstmännern⁸⁰⁾.

Die Theilung der Dienstmännern bei Säkularheilungen ertheilen aus folgenden Beispielen. So heist es in einer Urkunde des Kaisers Otto IV. vom J. 1203: „Das Kloster Worsatia (Bursten) und alle Dienstmännern, welche innerhalb dieser Grenzen sind, sollen sie theilen“⁸¹⁾; und in einer Urkunde des Erzb. Heinrich von Köln vom J. 1227: „Die Eigen (Eigengüter) und alle Dienstmännern, dem Grafen von Leidenburg gehörig, werden sie gleichmäßig unter sich theilen“⁸²⁾. Zu Lehn aus wurden die Dienstmännern aufgetragen; so trug Otto von Bentheim im J. 1250 dem Grafen Otto von Selttern sein ganzes Kloster sowie an Leuten als an Dienstmännern auf, und erhielt es als Lehn zurück⁸³⁾. Bei Überlassungen und Veräußerungen von Besitztungen mußte, wenn man die Dienstmännern nicht mit überlassen wollte, dieses ausdrücklich bemerkt werden, so z. B. als der Fürstbischof der Kleriker seine Besitztungen dem Erzbischof Magdeburg übertrug, geschah dieses mit Vorbehalt aller seiner Dienstmännern, welche dazu gehörten⁸⁴⁾. Bei Veräußerung der Städte Salsburg und Wellenberg mit den Leuten, Knechten und Besitztungen und allen Rechten, wird hinzugefügt, die Kirchenlehen und Dienstmännern jedoch ausgenommen⁸⁵⁾.

Schenkungen einzelner Dienstmännern sind diese: Hartgraf Woldeemar schenkt gültig der Abtei . . . seinen Dienstmann Bruno, genannt Bur, den Sohn der Frau Ryala von Bur aus immer zu besitzen, und entsagt dem genannten Dienstmann für sich und seine Erben⁸⁶⁾. Dies sind die Leute von Ritterstande, welche Graf Otto von Bottenloben und seine Gemahlin Adelheid im J. 1230 der würzburger Kirche mit Eigenthumsrecht auf immer zu besitzen gaben: Hartmann und seine Kinder und die beiden Schwestern desselben mit ihren Kindern, die Brüder Ludwig, Albrecht, Dietrich, die drei Schwe-

66) Cum serventibus optimatibus vel etiam equalibus. 67) Urk. bei Henkenmair, De tribus Dagobertis. 68) Cum triginta quaque ministris et pluribus mancipiis suis. 69) Cum ministerialibus, cum servis et ancillis. Urk. bei Schannat, Viadom. Littérar. Collect. II. p. 113. 70) Cum ministerialibus, cum mancipiis. Urk. bei Gieseler, Syntagma de magnitudine Coloniae lib. 4, 7. Miraeus, Opera, Supplem. P. III. p. 1185. 71) Jure ministerialitatis. 72) In jure feudali. 73) Viri militares, qui dicuntur ministriales. Wie vir militariae vobis oder erweiterter militariae conditionis einen Mann von Ritterart bedeutet, f. im Schenkeppirg 3. Bd. 16. Art. 56, 57, 58, 59. 74) U. K. Kaiser Heinrich IV. bei Hundt, Metropol Salisburg. T. III. p. 182. 75) Urk. bei Guberns, I. S. 227. Andre Beispiele, wo Dienstmännern als Zuhörer zu Besitztungen verkauft werden, f. dazuliegt Urk. 714, wo zugleich auch die Manen verkauft werden, und in den Urkunden 5. 227, 395, 396. 76) Urk. bei Einkenbreg, S. 168. Dienstmännern als Zuhörer in Urk. Friedrichs IV. a. a. O. S. 144. Dienstmännern mit Zuhörern, Urk. bei Ludwig, Reliq. T. I. p. 3. Dienstmännern als Zuhörer, H. de Guesle bei Einkenbreg, I. S. 793. Dienstmännern zum Kloster gehörig, Urk. bei Ludewig, Scripta, Bamh. p. 1121. Nr. 6. Berchinger von Dufen mit dem dazu gehörigen Dienstmännern, Chron. Magdeburg, bei Einkenbreg, S. 337. 77) Urk. bei Guberns, S. 104.

78) mancipia, ministerialibus, libertis, accolabus. Urk. bei Mabillon, Ann. Ord. Benedicti. T. II. p. 700. 79) Urk. bei Bachellus zu Zeitz, S. 206. 80) Urk. bei Bachmann, Hist. v. Anhalt, S. 28. 81) Urk. bei Bachmann, Brunschw. Lüneburger Granitz, S. 422. 82) Mader, Antiqu. Brunavie p. 241. 83) Urk. bei Schaten, Annal. Paderborn. T. I. p. 1019. 84) totum alodium tum in hominibus, tum in ministerialibus. Urk. bei Pontanus, Hist. Gelricae Lib. VI. p. 144. 85) Urk. bei Kaiser Konrad III. bei Tolner, Cod. Palat. p. 41. Wenn Rupert von Durne (Düren), als er im J. 1294 an den Erzb. Gerhard von Mainz seine Stadt Durne (Bald-Düren) mit allen Zuhörungen verkauft, seine Leute von Ritterart (hominis militariae conditionis) jedoch ausgenommen (Urk. bei Gieseler, Cod. Diplom. I. p. 876), so sind unter diesen wahrscheinlich zugleich die Dienstmännern verstanden; denn die Dienstmännern waren, wenn auch nicht als Dienstmännern Ritter, und alle unsere Ritter Dienstmännern, doch meistens Leute von Ritterart. 86) Urk. bei Pottgiesser, De natura et indole pignoris. 87) Urkunden-Ausg. bei Eiser, S. 185.

sein derselben, Volmunds Trumppho's Ehefrau, Weib, Hermann Stumpfo's Ehefrau, Hegano Truchseß und sein Weib und seine Kinder außer dem Ehefrau Baltramms, Hermann Rutzjagel, Wotwin, dessen Brüder, Heinrich Romolin, Wolfram von Rheim, Schenk, Kainig von Weikheim, das Ehefrau Eryndis von Worna und ihre Kinder Albet von Bercha, und die Hälfte der Kinder — die Kinder Adelheids von Strome, die Kinder und das Ehefrau Gerolds von Northeim, das Ehefrau Gotschalks von Northeim, das Ehefrau Gotsfrids von Kengfeld, Hegano von Suintheim und dessen Ehefrau und drei Brüder, das Ehefrau Dietrichs von Kayas, das Ehefrau Bertholds von Rutenhagen, das Ehefrau Ulrichs von Suintheim, das Ehefrau Friedrichs von Kannungen, das Ehefrau Heinrichs von Bosenheim, die Mutter Eryndis von Eichenbach, Otto, Heinrich, Eryndis von Eichenbach, Gepa von Dypach, Gerold von Buchenberg, Bertold von Ertal und die Kinder, Albert von Dersfeld, Albert von Hergelin und Ehefrau, das Helmenolds von Eiegerwald, die Kinder Hemolds von Gebrechtswinden, Willgo von Nurnbogen, Hermann von Seibelen und Schwester, das Ehefrau Wolframs von Eben, Hausen, Alinde von Eichenbach, Aliza von Hochheim und die Kinder derselben. Diese alle, Manns- und Weibspersonen, sind zum Dienste") der würzburger Kirche auf dem Marktsalkamt — angewiesen worden"). Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen gab im J. 1269 seinen Weim, dem Grafen Siegfried von Anhalt, die beiden Kinder des Herrn Heinrich von Jernburg, nämlich Johann und Elisabeth, die dieser mit seiner Gemalin Weichilde hatte, die des Markgrafen Dienstweib") war, freigeig mit dem Rechte, mit dem die erwähnten Kinder ihm angetreten, indem er allem Recht entsagte, das er an diesen gehabt, und dieses Recht auf seinen Weim übertrag. Herzog Konrad der Jüngere von Sachau überwieß auf Bitten Freilios von Schmammigen dieses Freilios's Sohn, Arnold, den er von Künigunden, einem Dienstweibe des Herzogs hatte, in die Hand des Grafen von Salein durch die Hand des Grafen Arnolds, des damaligen Voigtes und Vorkunders des Herzogs, damit Graf Konrad ihn an den Altar der heiligen Maria und des heiligen Gerbinian zu Freisingen überweisen sollte, dafelbst unter dem Rechte und in dem Stande der Dienstmannen auf ewig zu verbleiben. Graf Konrad begab sich nach Freisingen, und überwieß in Gegenwart des Herzogs Welf Arnolds an den Leichnam des heiligen Gerbinian in die Hand des

Bischofs"). — Ein Zeichen der Hörtigkeit der Dienstmannen ist auch, das sie veräußert wurden"). Der Bischof von Freisingen gab im J. 1058 ein Weib, Namens Memma, mit zwei Kindern durch die Hand seines Voigtes Otto in den Dienst") der Brüderkirche mit dem Gehe, das sie und ihre Kinder in anhängigem Dienste") verblieben, und in aller Nachkommenschaft dieses Weibes die Männer als echte Dienstmannen, und die Weibspersonen, als echte Mägde") des jetzmaligen Bischofs gehalten werden. Mit demselben Gehe und demselben Recht übergab zum Erlas die Brüderkirche durch die Hand ihres Voigtes Gerold ein Weib, Namens Dilligart, mit ihrem Sohne Luitpold und ihrer Tochter Giffia in den Dienst") des Bischofs, mit diesem Gehe, das sie, wie sie zuvor gewesen, von allem (andern) Dienste") frei sein sollte, nur das sie Herrenmagd") sein, und die Mannspersonen ihrer ganzen Nachkommenschaft des jetzmaligen Bischofs echte Dienstmannen, und die Weiber, gleichwie auch die Dienstmädchen, sowie sie ein Lehn hätten, des jetzmaligen Bischofs Mägde verbleiben sollten") (hatten sie nämlich ein Lehn, so waren sie zwar vom Dienst, aber nicht von der Hörtigkeit frei; sobald der Herr ihnen ein Lehn erteilt, mußten sie den Dienst verrichten). Vertauschungen der Dienstmannen kommen vorzüglich häufig im 13. Jahrh. vor. Der Erzbischof Willibrod von Ragedburg übergab im J. 1237 zwei Edlne, Hermann Sonee, eines Dienstmannes der quedinburger Kirche"), taufte weise für Dietrich Bischepel, und nahm diesen mit Bewilligung seines Capitels in das Dienstmannenrecht seiner Kirche auf, sowie er in das Recht der quedinburger Kirche die obengenannten Knaben übergab"). Bischof Wolrad veräußerte 1267 zwei Dienstmannen, Friedrich und Johann von Hornhausen, und erhielt dafür wieder

87) in servitium. — 88) Notitia dei Schannet. Vinodem. Litterar. Collect. II. p. 121. Da Dienst häufig aus dem Keitgebiß und Abgaben gebraucht wird, so ist nicht zweifelhaft, ob alle die Gesuchten Dienstmannen waren, das sich aber nicht darunter befanden, lehrt der Befehl Truchseß, Schenk. Die Urkunde steht immer merkwürdig als Beispiel der Schenkung döriger Ritterfamilie. 89) quae ministerialis nostra existit. Ministerialis muß man nach Vorgang des Sachspiegels (S. 101) er sein. S. Kung. S. 48, 49) durch Diensthilf, nicht durch Dienstfraz überlegen, weil Frau domina bedient, und alle Dienstfraz einen Widerspruch in sich enthält. Das Heinrich von Jernburg Herr genannt wird, ist ein Zeichen, das er kein Dienstmann war.

90) Urk. des Reichsarchiv, Nr. 1344. 91) Bgl. Scherz, S. 169—170. Hertz, Dissert. de hominibus propriis, p. 164. Müller, Recht. Theatrum Maximilian I. in der dritten Geschichte, Cap. 49. S. 618. 92) ministerium. 93) liberali ministerio, durch Freigebohrer oder Freier währigen Dienst läßt es sich nicht wohl geben, da sie nicht frei, sondern unfrei waren, sondern dieser Dienst macht nur den Übergang zum Elfenstande. 94) legitimi ministri. 95) leges pedessequo. 96) ministerium. 97) ab omni servilio, worunter sowohl persönllichkeit, als auch Abgabestellung zu verstehen. In dieser Bedeute werden servitium und ministerium einander entgegengesetzt. In andern wird servitium auch vom Dienstmannenstande (s. z. B. den Brief der Schenken Heinrich und Dietrich von Leyten aus Polen, ertheilt an ihren Herrn den Erzbischof Gerhard von Mainz vom J. 1289, worin sie ihn bitten, er möge die Kaiserin zu Diensten, die sie aus seiner Hand nach Lehnrecht hätten, seinen Schenken Heinrich und Dietrich zu Apolda, ihren Vetter, die Mägde auf aller ihrer Hofkirche und ihren Beten Dienst (servitium) verrichten (bei Gudenus, Cod. Diplom. I. p. 916) — und servitores wahrscheinlich von Dienstmannen gebraucht (s. z. B. Urk. des Königs Heinrich des Saliers vom J. 1099 bei Falcenstein, Cod. Diplom. Ant. Nordg. p. 29). 98) herilis pedessequo. 99) Urk. bei Meichelbeck, Hist. Frising. T. I. p. II. Nr. 1847. 1) Zur Erklärung ist, das das magdeburger Erzbischof ein Recht an den Schenken eines Dienstmannes der quedinburger Kirche hat, muß man hinzusetzen, das der quedinburger Dienstmann ein magdeburger Dienstweib gehabt hat. 2) Urk. des Erzb. Willibrod bei Kettner, Antiq. Quedlinburg. p. 165.

von der Äbtissin zwei Söhne Ludwigs von Hochstet. Markgraf Albrecht von Brandenburg verkaufte im J. 1257 seinen Dienstmann Friedrich, den Sohn des Ritters Hermann an das Stift Duerlburg, und erhielt dafür und neben in seine Dienstmannschaft *) den Dienstmann des Stiftes, Namens Ulrich, den Sohn des Markgrafen des Ritters auf, dergestalt, daß er dem Markgrafen und seinen Nachkommen aus dieselbe Art und Weise gehalten sei, wie an ihn seine übrigen Dienstmannen gebunden seien. Fürst Otto von Anhalt taufte im J. 1272 vom Stifte zwei Söhne des Edelknechts Dietrich ein, und gab dafür zwei Söhne, Heinrich Sogrand mit Dienstmannrechte. Fürst Heinrich, Graf von Askanien, übergab im J. 1245 seinen Dienstmann Bernhard, den Sohn Heinrichs von Weiskorf, mit allem Rechte, das er an ihm hatte, dem Stifte Gertrude. Die Äbtissin Irmingard nahm ihn zu den Rechten ihrer Dienstmannen auf, und gab den Dienstmann Eggard, den Sohn Eggards, des Bruders des genannten Heinrichs, dem Grafen frei und von ihr gänzlich losgelassen. Ähnlich mit diesem Verträge des Dienstmannentausches ist der, durch welchen der Sohn eines von Frost mit Dienstmannrechte für Arnold den Sohn Es von Weiskorf gegeben wird. Bei dem Betheile zwischen den Brüdern und Herzogen Ludwig und Heinrich von Baiern im J. 1262 wurden von letztem aus seinen Dienstknechten Ulrich von Gohmerberg und seine Kinder ersterm für Ulrich von Walsenhausen mit Weib und Kindern zugesellt. **)

Übergabe von Eigenleuten und unfreien Rittersleuten zu Dienstmannen. Hierauf muß auch besonders aufmerksam gemacht werden, weil man Beispiele von Übergaben von Eigenleuten und unfreien Rittersleuten zu Dienstmannen, als Beispiele der Übergabe von Dienstmannen genommen hat. So folgendes: Dietmar von Kirchberg gab im J. 1134 seine Eigenmagd Hermengard mit ihrem Sohn und beiden Töchtern dem Peterskloster zu Erfurt unter der Bedingung, daß sie diesem Kloster nach Dienstmannrechte dienen sollten. Zugleich schenkte er zehn Hufen an den genannten Kloster unter der Bedingung, daß die Leute, die er zu Dienstmannen gegeben, sowie sie, als ihre Nachfolger, von dem gegebenen Klostern nach Erbschaft besetzt würden. Herzog Rudolf von Sachsen gibt im J. 1232 die erbbare Frau **), und die von ihr geborenen Kinder, die Gattin und Kinder des starken Ritters Heinrich, seinem Bruder, dem Grafen Bernhard von Anhalt, zu Dienstknechten oder in den Dienstmannschaft. **)

Dienstmannen haben kein freies Auszugsrecht. Von der Hörigkeit der Dienstmannen spricht auch, daß sie keinen freien Auszug hatten, sondern ihnen die Freiheit hierzu erst besonders ertheilt werden mußte; so heißt es in einer Urkunde Herzog Heinrichs von Baiern vom J. 1145: „Außerdem sollen alle unfreie Dienstmannen und Knechte, welche uns nach Recht zugehören, die Freiheit haben, sich und ihr bewegliches Eigenthum dahin zu übertragen.“)

Dienstmannen dürfen nicht in Städten aufgenommen werden. Der römische König Heinrich (Friedrich II. Sohn), setzte auf die Klage des Erzbischofs Siegfrieds von Mainz, daß sich viele von seinen Leuten in die Reichsstadt Lippheim gezogen, auf dem Hofstage zu Würzburg 1226, fest, daß die Dienstmannen, Burgmannen (burgenses) und alle andern Leute, nach welchem Rechte sie inamer dem Erzbischofe gehören, ihm zurückgegeben, und seine von seinen Leuten in genannter Stadt nicht aufgenommen werden sollten. Heinrich VII. verordnete im J. 1308, daß sie keine von den Leuten oder Dienstmannen **) in die Städte aufnehmen sollten, und derselbe Kaiser und Karl IV., daß kein Dienstmann, Leibeigener und sonst Höriger der salzb. Kirche **) in die Stadt Sulda aufgenommen werden könne.

Freilassung der Dienstmannen. Eine der stärksten Zeichen der Unfreiheit der Dienstmannen ist, daß sie frei gelassen werden mußten, wenn sie in den Stand der Freien treten sollten. Der Sachsenspiegel bestimmt: „Ist der König oder ein andrer Herr seinen Dienstmann oder eignen Mann *) frei, so erhält *) er freier den Leibeigenschaft. Beispiele von Freilassungen sind diese. Cuhilo starb ohne eheliche Verbindung. Doch zeugte er mit einem seiner Dienstweiber eine Tochter, welcher sein Bruder der Rudolf aus Liebe zu seinem Bruder die Freiheit schenkte und sie nebst reichlichen Aeltern an einen Edlen aus dem curischen Abteien verheirathete. Von ihr stammten die von Heitischella, von Ustera, von Vaprechtswikar und ihre Verwandtschaft ab. Kaiser Friedrich I. beschenkte im Jahr 1195 seinen Truchseß und Dienstmann, Konrad von Annemeller mit der Freiheit, und verlieh ihm das Herzogthum von Ravenna nebst der Romanio, und auch die Mark von Ancona. Abt Nicolaus von Egmunt ließ im Jahre 1266 Emeja'n,

ilum loco habentes. Urkunde bei Weidmann. Hist. von Anhalt, 7. 2d. S. 165.

13) Urk. bei Kettner, Braunschweig. Lüneburg. Chron. 14) Urk. bei Gudenus, Cod. Diplomat. T. I. Nr. 189, p. 496, 497.

15) hominibus seu ministerialibus. 16) Urk. bei Weidmann, De. Phalaribus, p. 62. 17) ministerialis, servus vel adscripticius et aliquo modo ligatus ecclesiae Palatinus.

18) ministeriales vel servos im lateinischen Text des Sachsenspiegels, S. 64. 80. Art. S. 502, 503. 19) dicitur, dicitur in den deutschen Texten der lateinische Text obliet; die neuere deutsche Übersetzung „belehrt.“ Aber der Dienstmann und noch der eigene Mann haben, die freier Leibeigenschaft nicht noch nicht, sondern erhalten es zu. 20) Anonymus Weinmanns de Guelia Principibus, cap. III. §. 5. 21) Chron. Freysingen, p. 104.

3) Urk. bei Kettner, l. c. p. 857. 4) consortium ministerialium. 5) Urk. bei Kettner, l. c. p. 855. 6) Urk. bei Kettner, l. c. p. 858. 7) Urk. bei Äbtissin Irmingard (bei Weidmann, Hist. des Fürstenthums Anhalt, S. 2d. S. 177). Zeugen bei diesem Dienstmannentausche sind die Dienstmannen der genannten Kirche A. von Weiskorf, B. der Gerst, C. von Dürckheim, E. von Annemeller. 8) Urk. bei Weidmann, l. c. a. d. 9) Urk. bei Hund, Hist. Etappenbaum. l. 2d. S. 272; Schiller, Inst. Jur. Public., p. 39. 10) Urk. bei Gudenus, T. I. p. 112. 11) dominum boestant, und doch wird sie zum Dienstknechte gegeben; domina wird sie in Beziehung auf ihren Gemahl, den Ritter, genannt. 12) domus in ministeriales sive in ministeria-

die Tochter Rudolf's und Hildegard's, Friedrichen und Gerharden, Emzo's Söhne, und Sophia'n und Agnes, die Töchter derselben, auf Bitten des Herrn Hugo von Riedroff, Ritters, für eine gewisse Summe frei, und schenkte sie ewiger Freiheit, wenn sie sich nicht etwa nach der dem alten Stande unterworfen würden²²⁾. Aus ihrem Dienstmannverhältnisse Entlassene wurden häufig Lehnswirthe. So sagt Gálarus von Peisterbach im frühen Verzeichnisse: Dasselb sind Ritter, welche mit dem Hofe belehnt sind; ihre Vorfahren waren Knecht und Dienstmannen der Kirche²³⁾.

Verhältnis zum Gesinde (familia). Zu dem Gesinde (familia) in weitester Bedeutung gehörten auch die Dienstmannen. So testet es von den drei Höfen Rubiacum, Bischofsheim und Species, welche mit allem Zubehör König Dagobert der Straßburger Kirche schenkte: Das diesen Höfen unterworfenen Gesinde (familia) wird dreifach unterschieden, das erste das dienstmännliche, welches auch die Ritterspannschaft (militaris rhexia) genannt wird, so edel und tapfer, daß es ohne Zweifel dem freien Stande vergleichbar²⁴⁾; das zweite: das jenseitliche und hörige (consualis et obediens) herrlich und mit seinem Rechte zufrieden; das dritte ist es nichts desoweniger, welches das diensthare und jenseitliche (servilis et consualis) genannt wird. Doch alle sind unter der Herrschaft des Bischofs und von ihm Rectoren über sie bestellt²⁵⁾. Im Gegensatz zu den Dienstmännern wurde das übrige Gesinde das mindere Gesinde (minor familia) genannt²⁶⁾ oder auch das niedere (familia humiliori). So überträgt an Gott und den heiligen Martin der Erzbischof Alabert von Mainz das Lob des Herrn Dammo's von Eidersburg, und die Dienstmannen desselben nebst dem sammtlichen niederen Gesinde (cum universa familia humiliori). Häufig findet man daher auch die Dienstmannen von dem Gesinde oder lateinisch der familia so unterschieden, daß familia ohne Beifug der Begriff bildet. So wird gegeben das Schloß Hordburg mit allen freien Knechten und Dienstmännern, und dem Gesinde (cum ministerialibus et familia); so gibt Graf Werner die Schlösser Hohenhausen und Alsfeld, die Dörfer von Brimbach, die Abtei zu

Bredenau, mit allen Knechten, die er zwischen dem Rhein und Main und der Besser hat, mit den Dienstmännern und dem Gesinde (cum ministerialibus et familia) dem heiligen Martin und dem Erzbischof²⁷⁾. Das Straßburger Recht (S. I. G. 2.) sagt: Hier nimmt man aus die Dienstleute und des Bischofs Gesinde.

Unterscheidung der Dienstmannen von den Leuten. Leuten und Dienstmännern bildeten zwar einen und denselben Stand, nämlich der Halbfreien, den Mittelstand zwischen den Freien und Knechten, und die meisten Dienstmannen wurden aus dem Stande der Leuten genommen, aber nichtdeshalb weniger mußten beide von einander unterschieden werden²⁸⁾.

Unterscheidung der Dienstmannen von den Burgmannen. Sie ist nöthig, da Revere²⁹⁾ Burgmannen und Dienstmannen für eins halten. Graf Gottfried von Sayne verordnet, daß sein Bruder Heinrich die Grafschaft Spandheim (Spandheim) mit Schloßern, Befest. u. d. Grafschaft Burgmannen, Knechten³⁰⁾, Dienstmännern erhalte; er selbst behält sich vor die Grafschaft Sayne mit Schloßern, Befest., Knechten³¹⁾, Dienstmännern, und allen Zubehörungen derselben — — — und der zehnte von den Knechten³²⁾, Dienstmännern und Leuten der Schloßer sollen seinem Bruder nach ihrem Rechte, in welchem sie stehen, dienen³³⁾. Graf Salentin von Sayne bezeugt im Jahre 1363, daß er verkauft habe dem Erzbischof von Trier seine Befest. Vallendar mit Knechten und Burgmannen, Dienstleuten, Leuten,

22) Urkunden des Martinus und Ekkehard, S. 209, 210. 23) dominus et ministeriales ecclesie: Casuaris Ministeriales, Registrum Privilegiorum dei. Lohmuth, Collect. Rymolog. p. 341. 24) Waren die Dienstmannen aus dem Geschlechte, so waren sie doch den Freien nicht gleich, sondern vertheilt, für. Unangestrichen die Dienstmannen, auch wenn sie Güter erbschaften, zu den Erben gehörten, so sagte man doch viel mehr darauf, wenn die Dienstmannen aus einem Geschlechte waren. So rühmt der Abt von St. Gallen die Dienstmannen, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf folgende Weise an: O proceratissimi milites beati Galli! vos principum generis, et nobilitas ne magnificenti ecclesie augmentavit, imo et ipsa vobis magnificavit et in filios vestros etc. — Providendum est vestras, ut credo, nobilitati et propagati etc. Conradus dei Fabricius Causa St. Galli, cap. 12. p. 175. 25) Chron. Monasterii Norientensis sive Rhenhemensis dei Schilters. Commem. ad Jan. Pseud. Alem. p. 361. 26) S. Urk. des Bischofs Werner von Straßburg, bei Landerovic, Scripta. p. 458.

27) Urk. bei Gudenius, T. I. p. 395, 396, 397. 28) Dieser Unterschied muß um so mehr berührt werden, da Ekkehard S. 13 zu der Urk. vom J. 1256 (bei Kettner. Ant. Quodindunburg. p. 135), in welcher Albrecht Wörthseer Adeligen von Bidingen, mit dem Eigenthum und Rechte, welches ihm gehörte, der Kirche zu Dunsburg mit Leuten-Recht (jure hominum) zu begeben überträgt, die Bemerkung macht, licetiam concessit hiis Dienstmännern. Aus der berühmten Stelle des Chron. Steierburg. (bei Lohmuth, Scripta. T. I. p. 850), wo es von der Bekleidung der Knechte Rede ist, heißt: Omnes quoque, quos jure hereditatis possederat, licetiam, feudales, officiales nostro Domino subjugavit, et quos ad hujus mundi gloriam pertinet secundum ritum Principum, Dapiferis, Pincernis, Marchalchis, militibus, ministerialibus nostram ecclesiam gloriosissime decoravit, fähst Ekkehard S. 189 nur die Worte, bis subjugavit an, und schließt: waren diese Dienstleuten Leuten, so waren die Leuten auch Dienstmannen. Aber aus der Stellung der Worte ist nicht zu schließen, daß alle Leuten Leuten, sondern nur, daß die Officialia zu dem Stande der Leuten gehören, nämlich Knechte und Knechte, die die Leuten, ihre Bedienten und ihre Bedienten, aber nicht alle Leuten, die sie bedient, waren schuldig und Dienstmannen. Die Aussage, daß die Leuten aus dem Stande des Leuten verstanden, die Leuten zum Knechtthum, und die Dienstmannen, nebst dem zum Knechtthum, erstehen aber ihrer eigentlichen Bestimmung nach in die mit den Leuten zusammen gehörend, und die, welche mehr anständige Dienste leisten mußten und ohne höhere Bezeichnung überhaupt Dienstmannen hießen. 29) S. A. Ekker, Dissertatio de Burgavici Ordinis, welcher doch der Gelegenheit der Erklärung der Bedeutungen von Castellans etc. über die Burgmannen beibringt. 30) Knechten, im Arzte mit post. Lohmuth: Adhuc, vasillis, 31) fidelibus, vasillis. 32) fidelibus, Apl. Propter in Preterit. 33) Lohmuth, De Imperio Romano-Germanico. 34) Urk. im Lappischen Manuscript, S. 74.

Diensten"). Ungeachtet die Dienstmänner von den Burgmannen verschieden waren, so mußten doch die Dienstmänner auch Burgdienste thun, die Burgmannen waren nämlich zu Lebzeiten, die Dienstmänner nur zu bestimmte Zeit währendem Burgdienste verpflichtet. Nach dem Rechte der Dienstmänner des Grafen von Arkenburg, welcher wie die andern Fürsten zugleich auch Burgmannen hatte, waren seine belehnten Dienstmänner, wenn er sie durch seinen belehnten Voten vierzehn Tage vorher zur Beschickung der Burg rief, zu kommen gehalten, mußten auf derselben vier Wochen auf eigene Kosten verbleiben, und erhielten hierdurch im Laufe dieses Jahres Freiheit vom Dienste"). Kraft von Schweinsberg und der Vogt Ludwig, genannt von Warburg, wurden im Jahre 1249 vom Erzbischofe von Magdeburg zu seinen Burgmannen zu Arkenburg angenommen, und gelobten ihm gegen Jedermann zu dienen, doch Kraf nahm dabei den Abt von Fulda aus, dessen Dienstmann er war. Sie versprachen, sich aus dem Dienste des Erzbischofs ohne dessen Erlaubnis nicht zurückzuziehen"). Daß dieses Versprechen nöthig war, zeigt, daß, wenn Erzmang auch zum Burgmann angenommen wurde, das Band doch lange nicht so fest war, als das Dienstmannenband, da der Dienstmann auch selbst in fremdem Dienste doch noch immer an seinen Herrn gebunden blieb.

Unterscheidung der Dienstmänner von den einfachen Lehnteuten. Von den einfachen oder eigentlichen Lehnteuten werden die Dienstmänner, obgleich auch sie Lehn hatten, wenn man genau reden wollte, unterschieden; so heißt es in einer Urkunde: mit allen Zubehörungen und Gütern, mögen sie alodliche oder lehnliche sein, mit den Lehnteuten und Dienstmännern") u. s. w. Bei der Uebereinkunft zwischen dem Herzoge von Brabant und Limburg vom Jahre 1191 wird festgesetzt, daß die Leute des gongen genannten, mögen sie Dienstmänner oder Belehnte sein"), eidlidh Sicherheit thun sollen. Cäsarius von Heisterbach sagt vom Abte des Klosters Prämonstratens: Der Abt hat drei Hauptstübe, von deren jeder vornehme Lehnteute und Dienstmänner sehr viele und eine große Zahl Leibeigene hat"). Zahlreich sind die Beispiele, wo die Dienstmänner den Herren (vassalli) d. h. den einfachen oder eigentlichen Lehnteuten (Lehnrittern) entgegengegesetzt werden"). Mannen (nämlich in der Bedeutung von Lehnrittern, denn auch die Fürsten waren Mannen, als Lehntäger geistlicher Fürsten) und Dienstmänner wa-

ren sich am Range gleich; beide hatten den sechsten Heerschild, wie aus Vergleichung des Sachsenbogens mit dem schwäbischen Lehnrecht erhellt. Weil sie einen und denselben Heerschild hatten, findet man auch bald die Dienstmänner den Mannen, bald die Mannen den Dienstmännern in den Urkunden vorgelegt.

Dienstmänner und Ritter. Dienstmänner waren Ritter, aber anfänglich nicht alle Dienstmänner; Auch wurden die einfachen Lehnritter vorzugsweise Ritter genannt. Am Ende des Mittelalters sind die Dienstmänner unter der Ritterschaft verschmolzen und die Dienstmänner als solche wenig mehr genannt, vielmehr die Berücksichtigung der Hauptämter und die Benennung nach denselben (vorzüglich Schenke und Truchseß) übrig geblieben war. Die Dienstmänner des Reichs, nur unter der Ritterschaft begriffen, wissen im Jahre 1495 zwar noch, daß sie Dienstmänner waren, betrachteten sich aber als freie Dienstleute des Reichs"). So hatte das Ritterschwert sie erhoben. Wie der Abt von St. Gallen seine Dienstmänner Ritter! arrebeit, haben wir schon im Abschnitt: Verhältniß zum Gefolge, gesehen. Hartmann von der Aue irrt nicht von sich: Ein Ritter so gelehrt war u. s. w., der war Hartmann genannt, Dienstmann war er zu Aue") (ouwe), anderwärts: Ein Ritter so gelehrt war u. s. w. er war Hartmann genannt, und war ein Auer (ouwaere)"). Graf Wilhelm von Holland gibt im Jahre 1204 alle in dem Lande des Bischofs von Utrecht sich aufhaltenden Dienstmänner, von denen man sagt, daß sie zur Grafschaft Holland gehörten, ausgenommen die Ritter und ihre Kinder, der utrechter Kirche"), woraus deutlich erhellt, daß unter den Dienstmännern Ritter, aber nicht alle Dienstmänner Ritter waren. Ungeheim schwierig wird die Unterscheidung, wenn bei uns freien Rittern") nicht dazu gesetzt ist, ob sie Dienstmänner sind. Aber nicht alle unsreinen Ritter waren Dienstmänner, vielmehr diese Ansicht sehr herrschend ist"). Wie

41) S. Reptil an Kaiser Maximilian bei Berch. 42) Eingang des armen Heinrichs. 43) Stein, S. 21, 28, 29.

44) Die unsreinen Ritter waren meistens dem Stande der Leibeigenschaft entzogen, andre aus Geschlechtern, deren Vorfahren sich der Freiheit freiwillig begeben, andre verloren ihre Freiheit durch besondere Umstände, so z. B. vor der sie ein freies Ritter, weil nach dem Rechte des Grafen der Freie unfrei ward, wenn er eine Woge ein Jahr für Frau gebot und der Ritter sich in diesem Falle befand (s. das Rittersch. d. Walther dem Boten in den Wolffenbüchel Act. 88. T. VI. c. II. Nr. XII).

45) So nimmt Oker alle Leibeigener Ritter, welche zum Stande der Leibeigenschaft gehörten, und deren Personen daher Leibeigere waren, als Dienstmänner. Als Beispiel der Verschlingung der Dienstmänner führt er unter andern S. 192 u. 193 die Urk. bei Schannat (Vind. Litt. Coll. I. p. 71) auf; in ihr werden Skaven (servi) und Ritter (milites) und Fawen (ruralis) übereinander, und zwar auf diese Weise, daß die, welche Ritter sind, als Ritter der Kirche dienen sollen (subserviant). Da Diener auch vom Kriegsdienste gebraucht wird, so gerechtigt uns ihre Notice, daß wir diese zwar auch Leibeigener für Dienstmänner nehmen. Aber nachdem die Ritter genannt sind, kommen die Leibeigener. Was ihnen kann man, wenn man überall Dienstmänner sieht. Dienstmänner machen; wir glauben jedoch, daß darunter Knechte, nämlich im Eigentlichen von Ritter und Knecht, zu verstehen sind. So kennen eine Menge Stellen vor, wo milites und

84) Urk. in Responsum juris de restitutione baronie Valentiae quae sublimi territorio iure inter Trier et Salm-Wittgenstein. 1612. p. 51. 85) Jus ministerialium Teckenburgensium, t. I. bei Ludewig. Refig. Manuscript. T. 2. p. 297. 86) Litterae Reservatae bei Guderus, Cod. Diplom. T. I. Nr. 253. p. 608, 609. 87) cum hominibus feudaliibus et ministerialibus. Urk. bei Bultner, Tropheus de Brabant, p. 58. 88) homines totius praedicti feodi, sive sicut ministeriales, sive beneficiarii. Urk. bei d. m. f. 89) infodatos satis honestos priores etque ministeriales plurimos et satis copiosam multitudinem mancipiorum. Cäsarius Heisterbachensis, Registrum Promissiones s. III. bei Lehmann, Collect. Rymoloe. p. 485. 40) E. t. E. Urkunden bei Schubert, S. 513, 575, 576.

1) Gneiff. d. M. u. S. Erste Section. XXV.

häufig die Dienstmannen, welche zuletzt sich ganz unter den Rittern verloren, nur daß die Benennung noch den vier Hauptämtern und die Verichtung derselben noch blieb, auch früher schon, wo noch die Dienstmannen häufig vorkommen, Ritter waren, heißt auch, wenn in einer Urkunde gesagt wird, der Abt solle, um dieses alles auszuführen, sieben Ritter aus seinen Dienstmannen und Mannen und ebenso viel aus vierzehn zu präsentierenden Bürgern wählen⁴⁷⁾. Während Kaiser Heinrich sich im Jahr 1104 zu Regensburg aufhielt, entstand ein Aufstand und Graf Sieghard ward von dem Gefolge (famulin) der Fürsten, welches man Dienstmannen nennt, darum, weil man sagte, er vermindere die Gerechtsame (justitiam) derselben, erschlagen. So Otto von Kreisingen (Eph. VII. Cap. 8. zu J. 1104). Was Otto ministeriales nennt, nennt der Chronographus Caro milites; und die hildesheim'schen Jahrbücher: clientes⁴⁸⁾; So nahe verwandt waren schon damals Dienstmannen und Ritter. Zur Kenntniß des Ranges, welchen die Reichsdienstmannen vor den Rittern einnahmen, dienen folgende Stellen aus kaiserlichen Urkunden. Kaiser Wenzel sagt: quia propter universis et singulis Principibus ecclesiasticis et secularibus, Comitibus, Baronibus, Nobilibus, Ministerialibus, Militibus, Clientibus⁴⁹⁾ etc.; Kaiser Friedrich III. „Und gebieten darum allen Unsern und des Reichs Fürsten, geistlichen und weltlichen, Grafen, Freyherrn, Herrn, Dienkleuten, Rittern, Knechten und Söldnen“, und dieselbe in der Staatsverbesserung von 1442: entziehen allen Unsern und des Reichs Churfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen, Grafen, Freyen, Herrn, Dienkleuten, Rittern, Knechten⁵⁰⁾ u. s. w. Auch hatten Reichsdienstmannen selbst Ritter und Leute von Rittersort zu Vasallen, aber zu weit gegangen ist, wenn man behauptet findet, daß dieses Edle gewesen ist⁵¹⁾. Nicht minder kommen auch Ritter andrer

mächtiger Dienstmannen vor, wie wir im Abschnitt Dienstherrn und anderwärts sehen werden.

Gegen sag zu Edel und frei. Dieser ist nicht bloß darin begründet, daß die meisten Dienstmannen, vorzüglich die, welche Unterämter bekleideten, aus dem Stande der Unfreien (Halsfreien, bedingt Freigelassenen, Leuten) entlassen waren oder genommen wurden, sondern auch in dem Dienstmannensverhältnisse selbst. Verdrängt ist folgende Urkunde von 1256, durch welche Otto der Edelsteine und Freiheit entsagen, und sich in den Dienstmannensstand begeben: Wir Heinrich und Otto, Ritter, Gebrüder genannt von Barmhede, entsagend unsrer Edelheit und Freiheit mit freiem Willen, sind geworden Dienstmannen der bremer Kirche, der heiligen Jungfrau Maria, dem heiligen Petrus, dem Apostel zu Bremen und dem ehrwürdigen unsern Herrn B. dem zweiten Erzbischofe zu Bremen, und seiner Kirche zu Bremen, leistend körperlich den Eid, wie der bremer Kirche Dienstmannen zu thun gewohnt sind, schwebend, daß wir ihm und der genannten Kirche als Dienstmannen treulich ewiglich dienen wollen. Unsre Frauen, schon gebornen Kinder, und die, welche noch geboren werden, werden dasselbe thun, wenn unser Herr der Erzbischof oder sein Bote sie dazu verlangt⁵²⁾. Kaiser Friedrich I. sagt von dem Burggrafen Dietrich von Kirchberg: Dietrich unser Dienstmann von Kirchberg, und von seinem Vater: Otto, Edel von Kirchberg⁵³⁾. In einer Urkunde vom J. 1191 führt der Bischof Bertold von Naumburg auf: Edle: Markgraf Konrad, Abt. Graf, Albrecht von Drensfeld, Heidenreich von Weta, Heinrich von Sals. Des Reiches und unsrer (nämlich des Bischofs) Dienstmannen: Heinrich von Wida, Heinrich und Otto Gebrüder von Gedeli, Albrecht und Heinrich von Breitenbach, und so werden nun noch mehr Dienstmannen⁵⁴⁾ genannt. Also nicht einmal die Reichsdienstmannen galten als edel zur Zeit der Blüthe der Dienstmannschaft, daher man⁵⁵⁾ und aus der spätern Zeit, wo Reichsdienstmannen⁵⁶⁾ und auch bischof-

famul genannt werden, welche uns auf Ritter und Anachte, und nicht auf Dienstmannen zu beziehen schienen, und die wir deshalb nicht berücksichtigen, da auch überdies, wie wir im Abschnitt Dienste aus den Dienstmannensrechte des Klosters S. Maximilian sehen, die Dienstmannen ihr Knechte (familia) heissen.

47) Urk. bei Eicard, *Conventus diplomatis* Osnabrugensis, p. 142, 143. 48) Clientes werden auch in Konrad's Urkunde über Weiburg'sen dieselben genannt, die in der nämlichen Urkunde secutores heißen.

49) Urkunde des Kaisers Wenzel bei Eising, *Reichs-Archiv*, Document der Grafen von Bentheim, S. 6. 50) Urk. des Kaisers Friedrichs III. bei Eising a. a. D. *Danauer Documente*, S. 65. 51) Daß die Reichsdienstmannen über die Ritter geboten, behauptet Gieseler S. 101 aus dem Beispiele der Folgte von Plauen, welche Reichsdienstmannen waren, wiewohl zu lehren. Er faßt nämlich S. 49 u. 50 aus Urkunden vom J. 1327 bei Eising, S. 203 u. 204. Stellen ausgehoben, in welchen Willen der Folgte von Plauen aufgeführt werden: Die strengen Ritter Thasso von Schmetz, und sein Sohn Konrad, Dietrich von Löffelweitz, Konrad genannt Sed, und sein Bruder Rittersmann (militaris) Heinrich von Wadnich, Oberkard von Waderberg, Konrad von Wölln, und Pöngstlin, genannt Albrecht Rittersmann (militaris), und in andern als Zeugen unterschrieben:

„und wie Thasso von Schmetz, Knecht von Wadnichlein, Thasso von Wadnich, Heinrich von Wadnich, Konrad von Sed, Nikolaus von Dohndorf, und Heinrich genannt Albrecht, Rittersleute (militares seu armigeri) der genannten unsern Herrn von Plauen, deren

Ragnen (homines) und Vasallen wir sind.“ Aber sind diese denn Edle? Es sind ja nur erst die Bedienstetheit, aus welchen sich der höhere Adel zu bilden anfing. Das ist klar, läßt sich weiter daraus schließen, daß ihr Ritter waren, noch aus dem von uns genommen. Das von hat auch Gieseler, aber auf eine andere Weise, frey geführt, nämlich S. 134, 135, 164, 165, 201, 206, 253, 259, 260—269, wo er Urkunden benutzt, in welchen übrige Menschen mit von vornehmen, schließt er, daß dieselben Dienstmannen gewesen sein müßten. Über diesen Schluß ist nur insoweit richtig, daß jene höchsten Menschen mit von nicht Sklaven (edwinge in strengster Bedeutung), sondern aus der Classe der Halsfreien waren, welche ein Erba oder Aben an den Herrn besaßen, von welchen sie genannt werden. Aber erblickt überhaupt in allen übrigen Stellen, welche nicht edwinge (mancipia, servi, homines proprii), sondern Personen der höchsten Classe der Unfreien waren, Dienstmannen, während doch nur die Dienstmannen einen Theil jener Halsfreien oder Unfreien höherer Classe bildeten, und aus ihnen hervorgegangen und hervorgegangen.

52) Urk. bei Lindenborg, *Script. Privileg. Arch. Hamburg.* (Nr. 73. Ausg. von Fabricius, S. 175. 53) Urk. von 1181 bei Voemann, *Beschreibung des d. gräf. Geschichts von Kirchberg*, Urkundenbuch Nr. 13, S. 10, 11. 54) Urk. bei Schöttgen u. *Kreytzberg*, *Diplomatar.* T. II. p. 437. 55) J. B. Gieseler S. 6. J. B. wird Johann von Eidenberg aus der Königs und

liche“) Edelkette genannt werden, nicht beweisen kann, es waren auch früher, wo es nur einen Adel, nämlich den später sogenannten hohen gab, die Dienstmannen zu dem Adel gerechnet worden. Dem Gegenfatz der Dienstmannen zu den Edeln und Freien begegnet man im 11. 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrh. so häufig, daß es einen starken Band füllen würde, wenn man die Stellen der Urkunden, der Geschichtschreiber und Dichter, welchen Grafen, Freie, Dienstmannen eine der geläufigsten Redensart ist, verzeichnen wollte. Da sich jeder von dieser Wahrheit, wenn er irgend eine Urkundenammlung durchblättert, überzeugen kann, so halten wir es für überflüssig, Beispiele zu geben, wiewol auch diese lehrreich wären. So z. B. als man im 11. Jahrh. anfing, sich und andre nach den Besitzungen zu nennen, wurde dieses bei den Freien früher üblicher und durchgängiger, als bei Dienstmännern. Ferner ersieht man aus den manigern Urkunden bei Gubenau, daß der Rheingraf, Graf vom Rheingau Embricho, weil er Dienstmann ist, nicht mehr weder unter die Grafen noch unter die Edeln gerechnet wird. Ungeachtet der Gegensatz zu Eoel und Frei und überall entgegengezielt, so finden wir noch auch selbst schon um die Zeit der Blüthe der Dienstmannschaft Dienstmannen edle genannt, aber nur ausnahmsweise, theils aus der sonderer Pöhllichkeit, theils um daran zu erinnern, daß der Dienstmann aus edlem Geschlecht entsprossen; denn man suchte eben darin den Glanz, daß die Dienstmannen, welche die Oberstellen besetzten, aus edlem und freiem Geschlechte hervorgegangen. Aber keinen Grund der Eintheilung kann dieses geben, noch kann man daraus beweisen, daß die Dienstmannen zu den Edeln gehört, wie man beides versucht hat. Die aus edlem Geschlecht entsprossenen Dienstmannen hatten keine besondern Vorrechte, sie waren wie die andern unfrei. Erzbischof Burkhard von Magdeburg schenkt den 13. Jan. 1299 den „edlen Mann“ Heinrich, Schenken von Apolda, Dienstmann seiner Kirche, dem Erzbischofe von Mainz und dessen Kirche zum Dienstmann auf ewiglich, und entsagt allem Rechte, welches er bisher an diesem seinen Dienstmann gebot hat. Die Urkunde lautet ganz so, als wenn ein Dienstmann aus unfreiem Geschlechte verschenkt wird⁵⁹⁾. Der Verschenkte bekennet dann den 30. Jun. 1299 auch in einer eignen Urkunde, daß er verschenkt worden, fügt zwar hinzu: auf sein Verlangen; hierauf setzt er fest und gelobt treulich, daß wenn er jemals eine Weibsperson aus dem Geschlechte anderer Dienstmannen als der seiner Kirche zur Frau nehmen würde, die mit ihr gegengenen Söhne kein Recht haben sollten, den Namen und das Amt eines Schenken, welches ihm der Erzbischof vorläufig verliehen, zu verlangen oder zu haben. Dem aus edlem Geschlecht Entsprossenen wurde

also, wie jedem andern Dienstmann (s. den Abschn. Heirathen und Kinder), zugemuthet, sich mit einem Dienstmann zu verheirathen. Auf seine Edelkeit wird nicht die geringste Rücksicht genommen, er nennt sich in der Urkunde auch bloß: Heinrich, Schenke von Apolda, Sohn des weiland Schenken Dietrich⁶⁰⁾. Daß man jenes Versprechen für nöthig hielt, lag nicht darin, daß der Verschenkte aus edlem Geschlechte war, sondern man hielt diese Vorsicht für nöthig, weil er aus einem mächtigen Geschlechte war. Man konnte also höchstens eine Eintheilung der Dienstmannen in Mächtige und minder Mächtige gelten lassen, welche aber keine bestimmten Grenzen, und ihren Grund nicht in verschiednen Rechten, sondern bloß in Rücksichten hätte. Beispiele, wo Dienstmannen edle genannt werden, sind ferner: Bei dem Aufstande der Italiener gegen die Franken im J. 1197 nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI. wurden in der Burg zu Falkenberg die Ritter welche von des Herzogs Philipp, des Bruders des Kaisers, Befehlshaber erschlagen, unter ihnen Friedrich ein Edler, sein Dienstmann von Lanne, der Bruder des Truchsesses, der es zur Zeit war, als der Verfasser des Chron. Ursperg.⁶¹⁾ schrieb. Gewisse edle Dienstmannen von der ausburger Diöcese wurden bei dem Aufstande der römischen Bürger erschlagen, als Otto IV. sich vor dieser Stadt befand. Es sind diese und andre Dienstmannen, welche edel genannt werden, keine andern, als die, welche gewöhnlich den Edeln und Freien entgegengezielt werden, und sie werden nur ungenügend edel genannt, entweder weil sie aus edlen Geschlechtern stammten, welche Edelkeit aber durch das Dienstmannenvorhältniß verloren gegangen, oder weil sie reiche und mächtige Dienstmannen waren.

Unterscheidung der Dienstmannen von den Herren. In der Beschreibung des Landfriedens vom J. 1255 heißt es: Philipp von Trachenfels, Philipp von Ralkenstein, der Herr von Stralibach (Stralenderg), der Schenke von Erbach⁶²⁾, Werner Truchseß von Algers⁶³⁾. In einer andern Urkunde findet sich diese Unterscheidung noch deutlicher: Diese sind die Herren, Dienstleute, Ritter und Knechte. Zum ersten die Herren, Herr Dymont von Eichenberg, Herr Johannes von Rappoltsheim⁶⁴⁾ u.

Dienstherren. Unter diesen verstehen wir hier nicht die Herren der Dienstmannen, sondern Dienstherren nannten sich in Österreich und Steiermark die Dienstmannen, die sich zu Landherren emporgeschwungen, so z. B. Urkunde vom J. 1309: Ich Gmund gebolgen von Puchberg, Dienstherr in Österreich; Urkunde von 1309: Ich Dietrich, gebolgen der Puchberger von Waggerberch, Dienstherr in Österreich; Urk. von 1295: Ich Reutold von Guring, Schenke in Österreich u. Gering hat Albrecht von Weirach meines Vetteren sun Herr Albee von

des Reichs Dienstmann im Briefe vom J. 1391 vom Kurfürsten von der Pfalz genannt.

57) So wird in Urk. von 1301 (Reichsarchiv P. 8. Cont. 2. App. ad diplom. Sax. p. 5) Richard von Albiten unter den Edelrechten aufgeführt. 58) Urk. des Gudenau, Cod. Diplom. I. Nr. 454. p. 915, 916.

59) Urkunde bei Gudenau, a. a. D. Nr. 456, S. 917. 60) Chron. Ursperg. p. 103, 155. 61) Später nannten sich die Schenken von Erbach Herren. 62) Formulara pteci publicae, bei Lehmann, Mont. Cod. Jur. Cont. P. II. p. 17. 63) E. Urk. bei Henker, De Pfälzburgeris, p. 73.

Hohenstein, Hadmar und Kapol von Batschenberg: bin Dienstherrn. — Hainrich mein Schreiber, Ditto von Pargarn, Heinrich der Schwellenbelle mein Ritter u. Die letzten sind des Schenken Konrads Leute, die ersten aber österreichische Dienstmänner; Urkunde von 1300: Gegeng des Dinges sind Her Leutold von Chuenring, Her Stefan von Weissau, Her Ulrich der Streum, Her Alber von Hohenstein, Her Haug der Turle von Eichtensell, Her Guntard von Puerber, Her Wulping sein Sun, die Dienstherrn. — Her Wolfgang, Her Friedrich die Ritter; und so in vielen andern Urkunden des 14. Jahrh., auf welche wir unten verweisen, kommen die österreichischen Dienstherrn vor. Daß unter diesen Dienstherrn Dienstmännern zu verstehen, lehren die lateinischen Urkunden, in welchen dieselben Personen sich Ministerialen Österreichs, oder auch bloß Ministerialen nennen; auch geben sie in den teutschen Urkunden der Wahrheit bisweilen die Ehre und nennen sich Dienstmännern, z. B. Urkunde von 1313: Ich Ulrich der Streum von Schwarzenowe Dienstmann in Österreich, während sich die andern Streum von Schwarzenau in andern Urkunden, so z. B. Urkunde von 1321 Dienstherrn betiteln, und auch Ulrich selbst in einer Urkunde von 1312 von Popp von Eichenwerf, Dienstherrn in Österreich Dienstherr genannt wird. Auch in Steiermark brauchten die Dienstmännern diese einen Widerspruch in sich enthaltende Benennung von sich, z. B. Urk. von 1320: Wir Rudolph von Liechtenstein, Dienstherrre und Chamere in Steier. Diese Dienstmännern betrachteten sich und wurden betrachtet nämlich zu jener Zeit nicht mehr als Dienstmännern des Fürsten, sondern des Landes. In der Urkunde von 1359, in welcher Erzbischof Rudolf IV. von Österreich die Belehnung mit dem Jägermeisteramt im Bistum aller seiner Herren, Dienstleute und Mannen, Ritter und Knechte, und nach guter Betrachtung und weisem Rathe seiner Herren, Dienstmännern, Mannen und Getreuen erteilt, werden unter den Zeugen unmittelbar nach den Grafen aufgeführt: Stefan von Weissau Drabser Markschall, Peter von Ebersdorf Drabser Kamerer, Haynreich von Weissau Drabser Schenk, Alber von Puchheim Drabser Druschk in Österreich. Friedrich von Pottom Drabser Markschall, Rudolf Ditt von Liechtenstein von Murau Drabser Kamerer, Friedrich von Balze Drabser Schenk, Friedrich von Etzberg Drabser Druschk in Steyr, Friedrich von Aussenstein Drabser Markschall, Herman von Ostrowik, Drabser Schenk, Hartnold der Krieger Drabser Druschk, und der Kamerer in Karnten. Herman von Rantenberg unser Land-Marschall in Österreich, Eberhart von Balze von Linz unser Hauptmann ob der Enz, Eberhart von Balze von Greig unser Hauptmann in Steyr. Verchold von Pergaw unser Hofrichter, Etol von Seidenhove unser Hauptmann zu Pockenau und zu Puchendorf, Hainrich von Hangenberg unser Hofmarschal, Pilgrin der Streum unser Hofmarschal, Friedrich von Balze von Drogenzof unser Kammermeister, Johann von Prum unser Ruchmayster, Hainrich von Prum unser Schenk u. Die ursprünglichen Dienstmännern der Herzöge sind also

zu Dienstmännern des Landes geworden, und der Herzog hat wieder besondere Dienstmännern⁶⁵⁾. Im Witterolf (S. 135) wird vom Lande zu Steier (Steiermark) gesagt: „Nicht minder werden die Dienstmännern in Österreich in Urkunden des 13. Jahrhunderts Edle und edle Herren genannt“).

Blüthe der Dienstmännern. Diese fällt in die zweite Hälfte des 11. Jahrh., in das 12. und die erste Hälfte des 13. Jahrh. In dieser Zeit begegnen wir in Urkunden, Befehlen, Geschichtsbüchern und Geschichten den Dienstmännern am häufigsten. In dieser Zeit findet man auf den Gegensatz zwischen Edlen, Freien und Dienstmännern am häufigsten aufmerklich gemacht. Hier findet man am häufigsten von Thaten, vorzüglich auch Kriegsthaten, der Dienstmännern erzählt. Wenn es heißt, die Dienstmännern dieses oder jenes Stiftes führten dieses oder jenes aus, so ist häufig zu vermuten, daß es die Dienstmännern nicht allein thaten, sondern von Dienstmännern allein daum nur die Rede ist, weil die Dienstmännern an der Spitze der Mannen standen. Wenn die Blüthe der Dienstmännerschaft gerade in die Zeit fällt, wo die Fessel des Lehnswesens wegen Erblichkeit der Lehen und weil überhaupt jede Form Halbskeits nur für eine bestimmte Zeit hat, zu erschaffen anfangen, so kann man mit Recht vermuten, daß die Fürsten sich sowie Dienstmännern als möglich darum verschafften, weil sie enger an den Herren als die Mannen geknüpft waren. Ihre eigentlichen Ämter waren zwar die Hofämter, nichtbedeutenderen mußten sie aber auch Kriegsdienste thun. Der Herr brauchte ihnen zwar, wenn er ihre Dienste nicht wollte, kein Lehn zu geben, und konnte ihnen das Lehn als Strafe entziehen. Aber die Dienstmännern mußten nothwendig in des Herren Dienst treten und darin bleiben, und konnten sich durch Auflösung des Lehns vom Dienstverbande nicht befreien⁶⁶⁾. Wie sich die Dienstmännern an die Person gebunden hielten, lehrt dieses berühmte Beispiel: Otto IV. fürchtete, daß die Philippen gehörigen Dienstmännern nicht leicht sich seiner Kaisertherrschaft unterwerfen, sondern zu ihren angeborenen Herren zurückkehren würden. Er heirathete daher im J. 1212 Philipps Tochter, die Herrin aller diesem Ge-

65) Über die Dienstmännern, die sich Dienstherrn nannten, s. und vgl. die Urkunden der *Ludewig*. Reliq. Manusc. T. IV. p. 54, 55, 60, 61, 62, 72, 73, 74, 75, 87, 106, 108, 114, 124, 125, 126, 149, 152, 155, 169. Vgl. S. 11 und 12 der Praefatio, wo Ludewig sagt, was sehr der Dienstherrn für das Land besorgen müssen, was aber natürlich größtentheils bloß als wahrscheinliche Vermuthung gelten kann. 66) S. die Nachweisungen der *Glossy*. De vera ministerialium indole, p. 29 u. 30, wobei aber ja nicht zu vergessen, daß es im 14. Jahrhunderte geschied. 67) Zwar sagt ein Recruter, der Zustand der ehemaligen abhänigen Dienstleute sei infolgedessen allerdings beschränkt gewesen, daß ihre Dienstverpflichtung auch auf ihre Kinder überging, daß man sich derselben nicht anders, als durch Manumission oder Resignation des Benefiziums, dem solch antiebt, entziehen konnte u. Aber die Dienstverpflichtung, nämlich die Verbindlichkeit, in des Herren Dienst zu treten, bestete an der Person, und nur die Verbindlichkeit, die Dienste wirklich zu verrichten, war durch den Empfang des Lehns bringend.

schlechte gehörigen Sagen⁶⁹⁾. (Die Hohenstaufischen Dienstmänner waren nämlich, als ihre Herren auf den Thron stiegen, zu Reichdienstmännern geworden.) Als Otto's Gattin oder wenige Tage nach der Hochzeit starb, fielen die meisten Dienstmänner des Reiches vom Kaiser ab, und dieses entschied, da die Fürsten hernach auch dasselbe thaten⁷⁰⁾, den Verfall seiner Macht. Sigfrid, Bischof von Augsburg, ein Dienstmann Philipps von Schwaben, gebornen von Reichenberg, liebte auch als Bischof noch seine wahren Herren⁷¹⁾ (die Hohenstaufen) mehr als den Kaiser Otto IV., ungeachtet diesen der Papst begünstigte. Wie umfassend das Dienstmannwesen im 12. und 13. Jahrh. war, spiegelt sich auch in den zu jener Zeit gesungenen Heldenliedern ab. So in Wirnts Wigalois (3. 8714. S. 321) als der Graf Morale sich zu Karlen beugt: mit ihm seiner Dienstmann drei Hundert, und ein sein Genos, der war von Geburt groß, des Grafen Sohn von Nordarg; so heißt es 3. 9308. S. 342 von Wigalois: die Fürsten und ihre Dienstmann empfangen wohl den werthen Degen der des Landes sollte pflegen, und ihrer rechten Frauen; und 3. 9856. S. 361: Der König soll das wissen, die Fürsten und ihre Dienstmann, daß das Kaiser ist gethan auf ihre Ehre.

Wißbräuche. Ungemein lehrreich in dieser Beziehung ist Folgendes, weil daraus zugleich erhellt, was den Dienstmännern eigentlich zustand. Der Abt Wibold von Corvey klagte im J. 1150 dem Könige Konrad die Beschwerden, welche von ihren Truchessen und Schenkten gewisse seiner Vorgänger und er selbst erlitten. Nämlich die Truchessen und Schenkten, und übrigen, welche im Hause des Abtes von Corvey die Dienststellen, welche gewöhnlich Ämtern genannt wurden, innehatten, dotten in diesen Ämtern sich gewisse Mißbräuche anmaßt. Alle Lebensmittel und das ganze Vermögen des Hauses ihres Herren hielten sie unter ihrer Gewalt und übertrugen, ohne ihren Herren zu befragen, wem sie wollten, diese Güter zur Verwahrung und rücksichtslosen Vertheilung, und maekten sich in diesen Ämtern solche Macht an, daß sie ihre Herren offen und gleichsam, als wenn es zu ihrem Rechte gehörte, verhinckten, die Schlüssel und die Aufsicht über die Eigensachen anzuvertrauen. Sie pflegten nämlich von den Sachen ihrer Herren ihre eignen Gefindeschaften zu unterhalten, und ihre Ritter⁷²⁾ zu weiden, und zwar so sehr, daß sie in ihren eignen Häusern meistens ehruft viel oder mehr, als ihre Herren von dem Vermögen derselben, welches sie bewahren sollten, erwarteten. Als der Abt Wibold diese Verschleuderungen seines Gutes abstellen wollte, widersetzte sich einer seiner Dienstmänner Raban, der damals das Truchessenamt verwaltete, mit seinem Bruder Wudolph und

andern seiner Blutsverwandten, und versicherte unter Drohungen, er werde, so lange er lebe, die Gewalt seines Amtes, welche er bisher in jenem Hause gehabt, nicht aufgeben, sobald er unter seiner Herrschaft alle Virtualien seines Herren behalten und Gewalt haben wollte, davon zu ertheilen, wem ihm beliebt, und er über das Geben und Empfangen seinem Herren keine Rechenschaft abzugeben brauchte, und dem Abt Niemandem die Schlüssel über seine Sachen anzuvertrauen erlaubt sei, als dem, welchen der Truchseß befehlte. Durch ein Gericht der corporey Dienstmänner wurde dem Truchseß alle solche Herrschaft, die er sich über die Güter des Abtes anmaßt, namentlich alle Gewalt der Anvertrauung der Schlüssel und der Verwahrung der Sachen seines Herren abgesprochen, und dem Abte die Macht zuerkannt, ohne Zusatzbeziehung des Truchseßes und Schenkten die Schlüssel und Verwahrung seiner Sachen, wem er immer wollte, anzuvertrauen. Dem Truchseßen aber und dem Schenkten dieses Urtheil zugesprochen, daß sie ohne Willen des Abtes von seinen Lebensmitteln zu geben, durchaus keine Gewalt hätten, sondern wenn sie ihrem Herren nach Schuldigkeit ihres Amtes am Tische gedient, so sollten sie diese Ehre von ihrem Amte haben, daß sie, wenn der Herr sich erquidete hätte, mit den übrigen Dienern von den Gütern ihres Herren erquiden und außer dieser keine andre Gewalt über die Sachen ihres Herren üben sollten. Da aber Raban mit diesem Urtheilsprüche seiner Genossen sich nicht beruhigte, wandte sich der Abt an den König Konrad. Dieser befragte auf dem Hofstage zu Speyer im J. 1150 die Reichsdienstmänner, und sie fällten ein gleiches Urtheil. Eine andre Beschwerde hatte auch derselbe Raban den Brüdern des corporey Klosters zugesüßig sich erlitten. Er hatte nämlich innerhalb der Mauern und dem Kirchhofe sich eine Erbwohnung zugeeignet. Vergebens ermahnte ihn sein Herr, die Mönche und seine Genossen davon abzuweisen. Da sprach ein Dienstmannengericht sowohl ihm als jedem Weltlichen ein solches Rehn auf dem Kirchraum ab, und daß kein Abt ein solches Rehn habe ertheilen können. Da Raban sich noch widersetzte, wandte sich auch hierüber der Abt an den König und dieser befragte seine Dienstmänner. Sie hielten ein Gericht und sprachen dem Truchseß die Erbwohnung auf dem Kirchraum ab. Noch eine andre Verwegenheit hatte sich Raban erlaubt, und sich eine Erbmühle zugeeignet, welche er Burggrafschaft nannte, und ließ sich selbst Burggrafen nennen, während doch alle Äbte stets die Gewalt gehabt, alle Vergehungen innerhalb der Mauern entweder selbst zu bestrafen, oder dem Kämmerer oder dem Truchseß oder jemandem vom Gefinde (familia) die Bestrafung ohne irgend eine stets bleibende Gewalt anzuvertrauen. Von dieser Gewalt mochte Raban einen solchen Gebrauch, daß er sie Burgmann nannte, und nach Weise eines Großmächtigen oft innerhalb der Mauern dinge (Gericht hielt), und diese Dinge (Gerichte) Burgding nannte. Zu diesen Gerichten wurden der Mönche Kirchenrechte, Knechte von der Bäderci und von anderem Dienste zu kommen gezwungen. Konnten sie vom Dienste bei den Brüdern verhinckert nicht er-

69) Chron. Vesperegense p. 134 bei Christmann. 69) Längsburger Heilbuch bei Leccard. Corp. T. I. p. 1400. Anonymus Saxo, Hist. Imp. bei Munké. Script. T. III. p. 119. Wie die Mäurer und Schwaben wegen des Todes ihrer Erbkönigin von Otto IV. abfielen, s. bei R. Mäurer, Gesch. Sachsen, 2. Bd. S. 273; egl. S. 26. S. 350. 70) Chron. Vespereg. p. 133. 154. 71) Zugleich ein Beispiel, wie Dienstmänner in die Rittern haben.

scheinen, so wurden sie von den Knechten Rabans mit Gewalt und Schmach dahin gezogen, und Brod und Speise der Mönche unbereit zu lassen genöthigt. Diese Verwegenheit ward wegen der Burggrafschaft nach dem Tode der Reichsfürsten, da nach dem Tode des Klosters von den Königen und Kaisern ertheilten alten Freiheiten kein Herzog, kein Graf, keine andre weltliche Macht innerhalb der Mauern des Klosters Gericht halten durfte, wie viel weniger ein Dienstmann, dem Truchseß, sowie auch die beiden andern Annahmen durch einen königlichen Brief unterlagt ⁷³⁾. — Nun auch einen Mißbrauch gegen die Dienstleute. Die Unfreiheit, in welcher der Dienstmannschaft sich befand, drohte Gliedern desselben nicht selten die Gefahr, in den Sklavenstand herabgedrückt zu werden, und ihr waren selbst die Nachkommen Eder ausgelegt, wenn diese sich und ihre Kinder zu Dienstmännern gaben. Ein Beispiel gibt der edlen Guntart Nachkommenchaft. Guntart hatte zwei Töchter, Meduni und Adalpur, Meduni vier Töchter und zwei Söhne, Adalpur vier Töchter, Hilgart, Ala, Willrun, Peruswin. Über diese Peruswin und ihre Söhne Dietpert und Konrad erhob sich unter dem Ritter von Freisingen und seinem Voigt Otto eine Untersuchung, daß sie der heiligen Maria, und dem heiligen Gorbinian (Königlichen dienen ⁷⁴⁾) sollten. Endlich bei Veranlassung dieses Rechtsstreits zu Bringen wurde der Vertrag bestätigt, welchen die edle Frau Guntart mit dem Bischof Abraham geschlossen hatte, nämlich daß Peruswin und ihre Söhne und Töchter Adalpur und Peruswin, und ihre übrigen Nachkommen und alle aus Guntarts Verwandtschaft von aller Zumuthung zu Sklavendienst ⁷⁵⁾ befreit sein sollten, nur daß, wie der Vertrag lautete, die männlichen Nachkommen belehnt als Kleriker (Schreiber) oder Kämmerer oder Schenk oder Truchseß (Schreiber) oder Kämmerer oder Schenk oder Truchseß (Schreiber) — dienen sollten ⁷⁶⁾. Auf der andern Seite wußten sich Dienstmännern ungerechter Weise in Freiheit zu setzen. Als eins der Leiden des bekannten Erzbischofs Anno's von Köln wird aufgeführt, daß ein Dienstmann, welchen er selbst der edlen Kirche erworben und mit Gütern über seine Geburt reichlich, das Tode der kirchlichen Knechtschaft abgekauft, und sich in Freiheit ungerechter Weise vor Gericht ⁷⁷⁾ zu großer Schmach des Bischofs in Freiheit gesetzt.

Versall der Dienstmannschaft. Schon zur Zeit der Blüthe zeigten sich einzelne Umstände, die ihn veranlaßten. Das Lüneburger Reichthum berichtet zum Jahre 1146: In diesem Jahre geschah ein ungeschicktes Ding, des Reiches Dienstmännern und andrer Herren Dienstmännern wollten ohne der Herren Willen richten an den Landen, das ward widerhän ⁷⁸⁾ (das ward abgelehnt).

73) S. Urk. bei Paulini, De Advocatis Monasterii, im Synagoga, p. 568. Im Schluß sind die Pfaffen und die Laien genannt, die mit ihren Dienstmännern jagten waren. 74) servituti obediunt. 75) aut omni servituti annectunt. 76) beneficiis aut clericali aut canonici aut pincernali aut dupliciter servituti. Notitia vetus bei Meichelbeck, Hist. Frising. p. 246. 77) violento quodam jure fori, sagt Lambert von Heersfeld (genaulich von Altschaffenburg genannt), Krause's Zeitg. S. 159, ohne etwas Näheres anzugeben. 78) Lüneburger Zeitbuch bei Eccard, Corp. Hist. T. I. p. 1379.

Viele Dienstmännern des Herzogs Friedrich von Österreich und Steiermark verbanden sich im J. 1238 gegen ihren Herrn, der von allen seinen Nachbarn befehligt, mehrer Heersfahrten hatte thun müssen ⁷⁹⁾. Dienstmännern des Markgrafen Dietrichs des Betrügers von Meissen, deren Bauern durch die Bzge und Gerichtsbüßern desselben mit Reben (bittweise verlangten Bzßbüßern) und Eintreibungen von Abgaben bedrückt wurden, vereinigten sich im Jahr 1215 gegen ihren Herrn, und sandten welche ab, ihn um das Leben zu bringen ⁸⁰⁾. Der Abt Wobeskind von Corvey will 1191 die Brunsburg wiederherstellen, wird aber daran von seinen Dienstmännern von Amulm verhindert. Ihr Helfer war der Graf von Waldeck. Die Dienstmännern von Amulm nebst einigen Nachbarn verwaßten im Jahr 1176 das Gebiet des Klosters Corvey. Der Abt Konrad sagt daher an, die Wilsburg zu bauen, um diese rauberischen Menschen im Zaum zu halten ⁸¹⁾. Während der verderblichen Zwitterzeit des Klosters St. Gallen durch die zwiefältige Wahl Heinrichs von Anzele und Manegots's von Mammern von 1122 bis 1124 theilten die Mannen des Gotteshauses sich in seine Besitzungen, wählten sich die Dienstmännern die besten Hufen seiner Pöbe ⁸²⁾ aus, da beide Äbte um die Wette beizogen, und diese Beizungen blieben auch in den frieblichen Zeiten gültig. Der Hauptgrund des Verfalls der Dienstmannschaft, dieser strengeren Form des Lehnwesens, sowie des Lehnwesens überhaupt lag in der Erblichkeit der Ämter und Lehn. Sie mit dem Ritterthum begabt machten sich von ihren Herren immer unabhängiger. Das Ritterthum erhob auch die Dienstmännern weit über die Bürger und Bauern. So kam es, daß die Dienstmannschaft, dieser ursprüngliche Gegensatz zu Edel und Frei, selbst einen Theil eines eignen Adels, bildete, der über die Reste der alten Freilingen den freien Bauern ⁸³⁾, welche sich vor dem Schwerte des Dienstmannes beugen mußten, sich stolz erhob ⁸⁴⁾.

79) Chron. August. bei Preher, p. 372. 79) Wie sie an Ausübung dieses Vordrangs verhindert wurden, s. bei B. Schärer, Gesch. Sachsen, 2. Abt. S. 231. 79) S. 2. Abt. S. 293. 80) Annal. Corbeia. bei Paulini, Synagoga, p. 297. 81) Cosmum S. Galli Cont. II. cap. 8. bei Paulini, Mon. Germ. Hist. Script. T. 1. 82) Ein Beispiel eines solchen freien Bauern, deren Tochter hin oder her, ohne eine Witheirat zu begeben, heirathen konnte, weil sie eben so frei, als er war, wodurch er die Tochter eines Dienstmannes nicht hätte nehmen können, s. in Hartmanns von der Aue Armis Heinrich. In Wosers Zeitschrift Staatsarchiv 1751, 3. Abt. 6. Cap. S. 91 wird zwar behauptet, daß die Vermählungen der Freier mit den Töchtern der Dienstmännern ohne Anstand für standesmäßig gehalten wurden. Man vergl. hiermit unsern Abschnitt Heirathen und Küber der Dienstmännern. Nur bemerken wir hier noch, daß man Dienstmännern zumal, uneheliche Töchter der Herrschaft zu heirathen (s. ein Beispiel bei v. Zangst, Kaiserliche Jahrbücher, wo ein Herzog von Baiern seine uneheliche Tochter an einen Dienstmann verheirathet), wodurch die Dienstmännern sehr eifrig gestützt wurden. Doch kommt, aber etwas Ungewöhnliches, ein Dienstmann Welfram als Schwiegersohn des Grafen Albert vor (Urk. bei Gullenus, Synag. Dipl. 1. p. 59). 83) Von den Streuten aus Kranz, Metropol. Lib. 1. c. 2. Lib. 1. c. 11, welche sich fast in allen Schriften, wo von den Dienstmännern gehandelt wird, befinden, mögen hier nur die Worte stehen: quod aut arrogan-

Daß aus den des Alterschwertes fähigen Dienstmannen und den unfreien Ritters sich eine eigne Art Adel bildete, hierzu liegt der Reim schon früh darin, daß sie vor ganzen Städten und einzelnen Bürgern genannt werden, wovon sich zahlreiche Beispiele in Urkunden finden. Diese Stelle ihnen Dienern einzuräumen, waren ihre Herren um so geneigter, da sie selbst durch den Vorzug ihrer Diener vor den Bürgern einen großen Glanz zu erlangen glaubten, und hatten auch darin nicht ganz Unrecht, da ja auch die Mehrzahl der Bürger aus Unfreien hervorgegangen.“ (Ferdinand Wächter.)

DIENTEN, Dorf im niederösterreichischen Kreise Salzburg, welches dem Thale, worin es liegt, und dem Bache, der hindurchfließt, den Namen gegeben hat (Diententhal, Dientenbach). — Es ist daselbst eine Eisenhütte, die jährlich an 1300 Eutr. Eisen liefert. (H.)

DIEPENAU, Amt und Fleden im Königreiche Hannover in der Landdrostei gleiches Namens. 1) Amt. Es bildet einen Theil der obern Grafschaft Hoya, und wird begrenzt im Norden und Osten durch die hanoverschen Ämter Ehrenburg, Bahrenburg, Uchte und Stolzenau, im Süden und Westen durch den preussischen Regierungsbezirk Minden; es besteht aus dem einzigen Pfarrdorfe Ladeloh, zu welchem der Fleden Diepenau und mehre Dörfer gehören und zählt in 563 Feuerstellen 5595 Einwohner. Der eben nicht besonders fruchtbare Boden wird bemästelt durch die Wiesenerde, einen Nebenflüßchen der zur Weser fließenden Aue. — 2) Fleden. Er liegt an der Wiesenerde, ist einsamart zu dem Dorfe Ladeloh und hat in 57 Feuerstellen 522 Einwohner. Zu bemerken ist das Amtshaus. Eine ältere Abbildung des Orts findet sich in Merians Topographie von Braunshweig-Lüneburg S. 74. (Oppermann.)

DIEPENBEEK (Abraham van), ein berühmter Maler aus der niederländischen Schule, der sich sowohl durch seine Gemälde, als auch durch seine vielen Zeichnungen hervorgethan hat. Er wurde geboren zu Herzogenbusch, nach d'Argenville 1620, nach Hüßli bereits 1607, und es scheint, daß diese Angabe die richtigere sei. Er begann seine Kunst mit dem Glasmalen, und holte darin schon bedeutende Fortschritte gemacht, als er ein Lehrling des berühmten Rubens wurde. Er beschränkte indess seinen Aufenthalt und die Erlernung seiner Kunst nicht

blos auf sein Vaterland, sondern ging auch nach Italien, wo er sich mit den Studien derselben unangesezt beschäftigte. Doch blieb er daselbst nur kurze Zeit, und kehrte nach seiner Zurückkunft aufs Neue bei Rubens fort, bei dem er insbesondere noch das Colorit studirte. Er war unter den Schülern derselben einer der besten, und man erkannte bald aus der Beschaffenheit seiner Gemälde, worin sich seine Erfindung mit großartiger Darstellung vereinigte, nicht nur den geschickten Erblender seines großen Meisters, sondern auch seine besondre Ähnlichkeit mit demselben durch ein vorzügliches Talent zu bildlichen Gegenständen. Er entwarf in seinen Kunstwerken ein erhabenes und zugleich sehr lebhaftes Genie. Seine Zusammensetzungen sind meistens nur klein, doch erscheint man zugleich an einigen größern derselben, daß er auch in diesen sehr geschickt war. Seine Zeichnung nur ist manchmal ziemlich unrichtig, und selbst sein Aufenthalt in Italien hat ihn von diesem Fehler nicht befreien können. Doch bemerkt man in seinen Gemälden eine treffliche Erfindung, sowie eine misserthafte Haltung und ein Colorit, das dem des Rubens in Nichts nachsteht. Aus gleich ist seine Zeichnung, wenn auch manchmal unrichtig, und sowie die seines Meisters etwas überleben, doch immer fest und gewiß, und immer sehr zart und sanft. Insbesondere bezieht er eine tiefe und ungemein schöne Kenntniß des Hellunkels. — Sein Verdienst blieb auch in seinem Vaterlande nicht unbeachtet, denn er wurde im Jahr 1644 zu Antwerpen an der dortigen Malerakademie zum Vorleser ernannt.

Bei seiner Glasmalerei, womit er sich anfangs am meisten und fast allein beschäftigte, wählte er besonders historische Stüde und auch verschiedne andre Gegenstände mit seinem Pinsel so schön und kunstvoll darzustellen, daß er zu seiner Zeit in dieser Art der Malerei für den ersten Meister gehalten wurde. Man bediente sich seiner häufig zum Bemalen der Kirchenfenster, nach der damaligen Liebhaberei für diese Verzierung, und er lieferte dazu viele sehr schöne Gemälde, von welchen noch mehre schätzbare Ueberbleibsel in den niederländischen Kirchen zu sehen sind. — Verdienst indess wurde ihm diese Art seiner Kunst durch die Schwierigkeiten der Zubereitung und des Kodens der Farben bei derselben, und durch das öftre Zerpringen der Glasgemälde, wenn sie im Ofen gebrannt wurden, wobei ihm insbesondere in Italien manche sehr schöne Stüde verunglückten, so daß er das Glasmalerei im Verfall fast ganz aufgab. Vielmehr beschäftigte er sich, und zwar nicht ohne glücklichen Erfolg, immer mehr mit der Dimalei, und versenigte mehre schöne Stüde sowohl auf Leinwand als auf Holz. Die Gegenstände seiner malerischen Darstellungen wählte er fast ganz aus dem Gebiete der Religion. Sehr häufig und zuletzt fast ausschließlich wählte er seine Kunst als Maler dazu an, um schöne Gemälde auf Tapeten und Getafel in Zimmern zu bearbeiten, worin er sich ganz vorzüglich auszeichnete. Ohne Zweifel sind auch von diesen seinen Kunstwerken in Holland in manden alten vornehmen Häusern noch einige vorhanden.

Ganz vorzüglich und ebenfalls in der letzten Zeit

tio, jam qui olim Ministeriales dicti sunt, aut Focidarii, nunc armibus dicti Nobiles.

84) Zußer den beläufig genannten Schäften bemerken wir über die Dienstmannen noch *Faleasus*, Gest. vet. Franc. Ad an. 556. Schiltner, *Glossat* unter Dienstmann. *Heineccius*, *Alimenta* Jo. Gernardel. *Bianer*. *Commentarii* de Origine et Progressu Legum Jurisquae germanicarum. *Kindertingen*, *Wäpische Beiträge*. *Wäßer*, *Denkwürdige Geschichte*. *Meerius*, *Antiquis* vom landtliedlichen Adel in Antikwand. *Otter*, *Vorles* einer Geschichte der Burggrafen von Nürnberg. *Klöber*, *Vorl.* über die Gesch. d. Geschichteten. *Sätmann*, *Gesch. d. Schine* bei Mittelalt. *Schömann*, *Reichsrechtliche Mittelalt.* *Schmidt*, *Gesch. d. Deutschen*, hat auch nach seiner gründlichen Zeitschrift über die Dienstmannen, aber diesem wichtigen Zweige der deutschen Geschichte doch zu wenig Raum gewidmet.

seines Lebens übte er die Kunst des Zeichnens mit besonderer Vorliebe, so daß er weit mehr zeichnete als malte, und dadurch verbietherte, daß er als Maler nicht noch einen größern Ruf erhielt. Er zog in seinen Zeichnungen die Umrisse mit der Feder, überlieferte sie ganz leicht, schraffirte den Schatten mit der Feder hinein, und hobte das Weiße mit dem Pinsel. Einige derselben schraffirte er auch ganz mit schwarzer Kreide. Solche Zeichnungen verfertigte er für Kupferstecher zu Büchertiteln, Grabmälern, kleinen Bildern für Schulen, und selbst zu den Handwerkerbrüderschaften oder sogenannten Kunstschäften. Es sind infolgedessen, nach seinen Zeichnungen, mehrere vorzügliche Kupferstiche vorhanden, unter andern zwei Bildnisse, nämlich die fünf Sinne, und dann der S. Thomas von Aquino, in einer Vignette, zwischen den beiden Aposteln Petrus und Paulus, geschnitten von dem jüngern Cornelius Galle. Ferner: vier geistliche Stücke, und drei Jesuiten, die in Japan den Märtyrertod erlitten, von Volkswort; eine Abnehmung vom Kreuze, von Cornelius Galle; Christus mit der Dornenkrone, von Volin, und andre. Das schönste Werk, das nach Diepenbeek's Zeichnungen herausgegeben, ist der Tempel der Museen (Tableaux du temple des Muses). Diese Bilder, die er nicht nur gezeichnet, sondern auch gemalt hat, waren genommen aus dem Cabinet des S. Fovernay, und der berühmte Abbé de Marolles lieferte dazu den Text, sowie einige der besten Kupferstecher der Zeit, unter andern C. Bloemaert, Theodor Waubam u. a., die Kupfer. Dieses Prachtwerk erschien zuerst 1655 zu Paris mit 59 Tafeln. Nachher wurde davon eine erneuerte und etwas veränderte Ausgabe geliefert von E. Picart, in Verbindung mit einigen andern Künstlern, unter dem Titel: Temple des Muses, zu Amsterdam 1735 in 60 Blättern, wovon C. G. Stedmann eine deutsche Übersetzung herausgegeben, zu Amsterdam und Leipzig 1754. Dagegen besetzte Denon, der die Picart'sche Lieferung für einen Nachdruck erklären wollte, eine andre neue Ausgabe, unter dem Titel: Collection originale des tableaux les plus interessans des Metamorphoses d'Ovide etc. pour prévenir la public sur toute contrefaçon et principalement sur celle d'Amsterdam en 1753.

Von Diepenbeek's Gemälden befindet sich ein schätzbares Stück in der kaiserlichen Galerie zu Wien, vorstellend den Leichnam des Heilandes zur Erde. Neben der Mutter Jesu im tiefsten Schmerz. In der Luft schweben Engel; fünf andre umgeben den heiligen Leichnam. — Das Colorit ist angenehm, die Figur lebensgroß; das Gemälde ist auf Leinwand.

Man kennt von ihm keine Schüler. — Er starb 1675, nach Büßl 68 Jahre, nach d'Argenville 55 Jahre alt *).

*) Quellen: A. Houbraken, *Groot Scheuborg der Nederlandse Konstschieders*. Deel I. Amsterd. 1718. p. 239. d'Argenville, *Leben der berühmtesten Maler*. Aus dem Französischen übersetzt. 3. Bd. Leipzig 1768. S. 564. (Bei d'Argenville ist in dem französischen Original auch sein Bildniß.) J. N. Büßl, *Kürzgeleitete Künstlerleben*. 1. Bd. Rastatt. Börsch 1810. S. 200. 2. Bd. 1806. S. 283. Gemälde der k. k. Galerie (von Joseph Nef). Wien 1796. 2. Hft. S. 58.

DIEPHOLZ, Grafschaft, Amt und Flecken im Königreiche Hannover. 1) Grafschaft Diepholz. Die Lage derselben ist zwischen 25° 29' und 26° 21' östl. Länge, und zwischen 52° 25' und 52° 45' nördl. Breite, am Dümmer-See und an der Hunte gleich nach dem Ausflusse derselben aus dem Dümmer-See; sie wird begrenzt durch die hanoverschen Ämter Harpstedt und Osterburg; Bahrendorf im Norden und Osten, durch den preussischen Regierungsbereich Minden und durch das hanoversche Amt Bittlage-Hunteburg im Süden und durch das hanoversche Amt Börden und das Großherzogthum Oldenburg im Westen. Sie umfaßt jetzt einen Raum von 12 □ Meilen; früher hat sie einen größern Umfang gehabt; im Süden sind nämlich schon zu den Zeiten der alten Grafen Abtretungen an das vormalige Fürstenthum Minden gemacht worden und im Norden hat man 1817 das Kirchspiel Goldenstedt an Oldenburg abgetreten und 1820 das Kirchspiel Coltenrade zu dem hanoverschen Amte Harpstedt geschlagen. — Was die physische Beschaffenheit der Grafschaft anbelangt, so besteht der Boden, dessen fast ganz ebene Oberfläche nur im Süden durch die lehmfarbene Berge unterbrochen wird, größtentheils aus Haiden und Brüchen (d. h. aus Landstrichen, die etwas lumpig sind, nicht gut gemäht, aber doch zur Weide für das Vieh gebraucht werden können), im Süden auch aus guten Wiesen. Vorzügliche Fruchtbarkeit hat das Ackerland nicht; durch das Wendenager d. h. durch das Nachgraben der mit dem Pflug aufgeworfenen Furchen hat man bei nicht schlechtem Sandlande desto mehr vermehrt, aber doch nicht über das fünfte bis sechste Korn bringen können. Der Mangel an Brennholz wird reichlich durch Torf ersetzt. Grodflur sind: der Dümmer-See im Südwesten, 3 Meilen lang und 1 Meile breit, aber nicht über 8 — 16 Fuß tief; er hat ein klares Wasser und ist sehr fruchtbar, besonders an Hechten und Aalen. Der See nach ostwärts er aus einem Tannen- oder Erlenholze auf moorigem Boden. Als nämlich Karl der Große die Sachsen zum Christenthume zwang, ließ er dieses Holz wegen der Bauern, die darin verborgen lagen, anfeuern. Da grade ein sehr trockner Sommer war, so brannte das Holz sammt dem Moore gänzlich aus; die Hunte nebst andern kleinen Flüssen stülzte dann später die Höhlung mit Wasser aus. — Ferner die Hunte, welche von Süden nach Norden durch die Grafschaft fließt, und nach ihrem Ausflusse aus dem Dümmer-See bis unterhalb Diepholz den Namen Löhne führt; und die Aue, ein Nebenfluß der Hunte auf ihrem rechten Ufer. — Die Einwohnerzahl beläuft sich jetzt auf 20,563. Es sind gutmüthige, stillschweigende, genügsame und züchtige Leute; trotz des meist bloßen Aussehens sind sie stark und gesund. Ihre Kleidung ist einfach wie ihre Speise; der werthvollste Pumpernickel findet sich noch häufig im Norden, wird aber seltner, je weiter man sich nach Süden wendet; das Trinken des Biers, welches wegen des meist schlechten Wassers auch nicht besonders gut war, ist durch den Genuß des Braantweins verdrängt worden. Der Bauer lebt nach holländischer Art mehr auf der Diele, um das auf der Erde lodernde Feuer, als

in Stuben. Die herrschende Kirche ist die evangelisch-lutherische. — Haupterwerbszweige sind: Ackerbau; man zieht besonders Roggen, Hafer, Buchweizen, Gerste, Weizen, Lein- und Rübsaat; Obst und seine Gemüse sehr; feiner Viehzucht; schönes Hornvieh findet sich auf den trefflichen Wiesen im Süden, Schafe (Haischnuden) werden in großen Herden gehalten und Gänse weiden in bedeutender Menge in den Brüchen; — ferner die Verfertigung von groben Wollenwaaren, von Garn und Leinwand, das letztere besonders im Amt Lemförde; hier webt man das sogenannte Lauenr- oder Löwent-Kinnen, zu dessen besserer und sorgfältiger Verfertigung landesherrliche Verordnungen erlassen worden sind; dann das Hollandgehen zum Torfischen, Moorarbeiten und Heumachen; man kann rechnen, daß jährlich weit über 300 Menschen, meist Heuerlinge, nach Holland ziehen; die Abreise dieser Hollandgänger findet statt in der Mitte des Februars und die Rückkunft oft erst im August oder noch später; 20 Gulden machen für jeden den reinen Gewinn nach Abzug der Lehrgeldkosten; — und zuletzt einiger Handel mit Leinen, Wolle, Gänfen und Federn; für die übrigen in der Grafschaft gewonnenen Produkte ist der Handel sehr unbedeutend; theils verzehrt man sie selbst im Lande, theils schiffbare Flüsse, theils liegen zum Abfahre größte Städte nicht nahe genug. — Die Grafschaft umfaßt die beiden Ämter Diepholz und Lemförde, welche einen Theil der Landdrotschi Hanover ausmachen.

2) Amt Diepholz. Es liegt an der Hunte kurz nach dem Ausflusse derselben aus dem Dümmer-See und bildet den nördlichen, größern, aber schlechten Theil der Grafschaft. Es begreift in sich die Flecken Diepholz, Barnsdorf, Cornau und Wülfenberg und die Voigteien Barnsdorf, Drebbler und Auburg, und zählt mit Einschluß der Flecken 2487 Feuerstellen und 16,036 Einwohner. Wichtigste Dörfer sind: 3) der Flecken Diepholz an der Hunte, Hauptort des Amtes mit einem Magistrat, aus einem Bürgermeister, einem Syndicus und zweien Senatoren bestehend, hat 285 Feuerstellen und 2016 Einw. Es soll derselbe seinen Namen von Eifer und Holz erhalten haben; als nämlich die alten Grafen in dem Flecken Cornau seinen sichern Aufenthaltsort gegen äußere Angriffe mehr gefunden haben, sind sie mit ihrer Wohnung tiefer ins Holz und in die kumpfigen Gegenden gerückt, doch weiß man nicht, zu was für einer Zeit dies statthaten hat. Der Flecken ist hin und wieder gut gebaut. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: Die Droßlei, die Wohnung des jetzmaligen Beamten, ehemals ein Jagdschloß der Grafen, als sie noch in Cornau ihren Sitz hatten, und die Münze, jetzt ein adeliger Hof. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner ist Landbau und Viehzucht. Eine kleine Manufaktur liefert groben, roten und grauen Fries, von welchem etwas nach Holland zur Kleidung der Matrosen verhandelt wird. (Ältere Abbildungen des Orts finden sich in Merian's Topographie von Braunschweig-Lüneburg S. 74, und in der Topographie von Westfalen S. 79.) — Sanct-Hülff, wo Karl der Große 772 eine Schlacht gegen Wittelsind gewann und wegen der Hülfe, die ihm die Heilige Jungfrau dabei gewährt

haben sollte, eine Capelle stiftete, die er Maria-Hülff nannte; vor mehrern hundert Jahren walfahrte man nach derselben hin; später hat der Jahn der Zeit sie gänzlich zerstört. — Drebbler; in der Marienkirche, die zur Zeit der Grafen von Diepholz Holfische war, liegen die Grafen begraben. — Cornau, der älteste Flecken der Grafschaft, jetzt einem Dorfe ähnlich; hier war der erste Sitz der alten Grafen von Diepholz und man sieht noch den Schutz von den Grundmauern ihres Schlosses. —

Amt Lemförde mit dem Dümmer-See im Westen bildet den südlichen, kleinern, aber bessern Theil der Grafschaft; es begreift in sich den Flecken Lemförde und die Bauerhöfen Proxum, Hude, Lembruch, Marl, Duernheim und Stemsborn, und zählt mit Einschluß des Fleckens 770 Feuerstellen mit 4529 Einwohnern. Wichtigste Dörfer sind: Lemförde, Flecken und Hauptort des Amtes mit 116 Feuerst. und 715 Einw. Er ist sehr gut gebaut und hat ein schönes Amtshaus. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht. Dem ersten Ursprunge nach war dieser Ort ein Lustschloß der alten Grafen; seine früheren Namen waren Löwenförde, Leonisforda und Leuensfurt. (Abbildungen dieses Orts in Merian's Topog. von Braunschweig-Lüneburg S. 138, und in der Topog. von Westfalen S. 85.) — Marl; bei diesem Orte fiel ein Treffen zwischen Karl dem Großen und Wittelsind vor; zu Ehren eines fränkischen Heerführers, der in dieser Schlacht gefallen war, hatte man ein Denkmal von großen Steinen aufgerichtet, welches aber seit 1707 weggenommen ist. — Burlage, früher das einzige Kirchspiel im Amt; 1538 wurde die Reformation dieselbst schon eingeführt. Ehemals war hier ein katholisches Nonnenkloster, gestiftet von Karl dem Großen 772 nach einem Siege über die heidnischen Bauern, deren Lager er hier zerstörte, und wovon der Ort seinen Namen erhalten hat. Nahe dabei findet sich ein auf holländische Art eingerichteter Entenfang. —

Kurzer Abriß der Geschichte dieser Grafschaft. Über dieses Ländchen herrschten vormals Grafen, die sich auch wol in früheren Zeiten nobles oder edle Herren zu Diepholde, Desholde und Desholte genannt haben. Zu was für einer Zeit sie ihren Ursprung genommen haben und ob sie aus fränkischem oder friesischem Stamme waren, läßt sich nicht genau angeben. Man erzählt, Karl der Große hätte sie zu Herren de Desholde erhoben und da sie als Grafen und Richter gekommen wären, so hätten sie ihr Gebiet eine Grafschaft genannt. Der erste Sitz der Grafen war Cornau; von da mußten sie in früher Zeit nach Diepholz gezogen sein, denn schon 939 ist ein Graf von Diepholz, Namens Wilhelm, bei einem Turnier in Magdeburg gewesen. Derselbe Graf hat auch den Siegel Heinrich des Voglers über die Ungarn mit erscheinen lassen. Sein Enkel und Nachfolger war Ludolph oder Rudolph. Dieser diente als Küchenjunge und dann als Kammerdiener am Hofe Voltemars in Schweden. Als später der König, aufmerksam gemacht durch einen schönen Karfunkel an des Jünglings Hand, der Abstammung desselben weiter nachforschte und erfuhr, daß er aus großem Geschlechte war, gab er ihm seine Tochter

ter Marie zur Gemahlin. Der junge Graf führte dieselbe dann in die Grafschaft heim; an der Grenze derselben warf die neue Gräfin Geld unter das jüdelnde Volk, und davon soll dann der Ort Goldensfeld seinen Namen erhalten haben. Unter seinen Nachfolgern brachen vor den jehnten, nämlich Otto II., hervor. Dieser brachte im fünfzehnten Jahrhundert durch seine Verheirathung mit Hedwig, Tochter des Grafen Giselbert von Brantfort, diese Herrschaft nebst Borkelo an das Haus Diepholz. Unter Friedrich, dem dritten von seinen Nachfolgern, wurde 1528 die evangelisch-lutherische Religion in die Grafschaft eingeführt. Auf diesen folgten noch Rudolph II. und Friedrich II. Als der letzte am 22. Oct. 1585 starb, waren seine männlichen Leibeserben vorhanden. Zu Folge einer Verschreibung des Landes von Friedrich I. an das Haus Braunschweig-Lüneburg, und zu Folge einer vom Kaiser Maximilian 1588 dem Herzog Heinrich, dem Witterler, erteilten Anwartschaft, die von Karl V. im J. 1556 bestätigt worden war, nahm der Herzog Wilhelm von Celle die Grafschaft in Besiz, mit Ausnahme von Auburg, welches als ein seit 1521 vom Landgrafen von Hessen-Cassel abhängiges Lehen an diesen wieder zurückfiel. Bis 1665 blieb die Grafschaft bei der celsischen Linie; dann überließ zu Folge eines zu Hanover 1665 getroffenen Vergleichs der Herzog Georg Wilhelm dieselbe seinem Bruder Ernst August, Bischof von Lüneburg, doch unter dem Vorbehalte, daß, wenn derselbe oder seine Nachkommen zur Regierung des Fürstenthums Calenberg gelangen würden, sie dem Herzoge Georg Wilhelm wieder abgetreten werden sollte. Obgleich 1679 Ernst August wirklich zum Besize Calenbergs gelangte, so blieb ihm dennoch die Grafschaft zu Folge eines 1681 getroffenen Vergleichs, und seine Nachkommen herrschten ungestört darüber bis 1803. In diesem Jahre wurde sie von den Franzosen besetzt, bildete 1810 auf kurze Zeit einen Theil des Departements der Aller im Königreiche Westfalen und dann vom Ende dieses Jahres an bis 1813 einen Theil des Departements der oberen Elbe im französischen Kaiserreiche. Dann wurde das Land wieder hanoversch und machte mit Hoya vereinigt eine der elf Provinzen des Königreichs Hanover aus; 1816 wurde die Grafschaft durch das von Hessen abgetretene Amt Auburg vergrößert und später zu Folge der am 12. Oct. 1822 erlassenen Verordnung zu der Landesprovinz Hanover geschlagen. (Oppermann.)

DIEPPE. Hauptstadt eines Bezirks im franz. Departement der Nieder-Seine (Normandie), unter 49° 55' 17" Br., 16° 44' 12" L., an der Mündung der Seltune gelegen. Der Bezirk hat auf 22,50 □ Meilen 106,100 Einwohner; die Stadt selbst in 3000 Häusern 20,000. Dieppe ist wohlgebaut, hat aber eine sehr unregelmäßige Befestigung und ein ebenso unregelmäßig befestigtes Schloß am Kanal von England. Der Hafen an der Nördseite der Stadt ist sicher, faßt aber nur 200 Schiffe von 400 Tonnen Laß. Packetboote gehen von hier aus beständig nach Brighton, denn man hat da die grabeste Straße von Paris nach London; im Winter gehen sie jedoch mehr von Havre nach Southampton. Die Stadt hat eine Börse, Handelskammer, Handelsgericht, Schiffsfahrtschule und sehr besuchte Erbküder. Man versertigt da:

selbst sehr schöne Arbeit von Eisenbein und Spigen, Anker und Haken, und hat Schiffbau; Fischerei — besonders Häringssund und Stodfischfang — und Handel sind bedeutend. Die Umgegend ist fruchtbar. Hülftisch merkwürdig ist sie dadurch, daß sich hier Wilhelm der Eroberer nach Eng'land einschiffte, und Heinrich IV. im J. 1589 hier die Ligue schlug. Die Stadt, der Geburtsort des Geographen Martinie und des Seelheiden A. Duquesne, litt 1694 und 1794 bedeutend durch Beschießung von englischen Schiffen. (Noël, Voyage dans le depart. de la Seine und dessen tableau de la navigation de la Seine.) (H.)

DIEPRAAM (Abraham), ein ausgezeichnete niederländischer Maler im 17. Jahrh., gebürtig von Dudenaaër. Sein erster Lehrer in der Malerkunst war ein Glasmaler, Namens Steop; dann übte er sich eine Zeit lang bei Heinrich Borg zu Rotterdam. Hierauf machte er zum Fortschritt in seiner Kunst eine Reise durch Frankreich, und vollendete dann seine Lebrlingszeit bei dem talentvollen und berühmten Maler Adrian Brouwer, in dessen Anleitung und Manier er ganz einging, ihm aber auch in seinem unordentlichen Leben nur gar zu treu nachahmte, ja ihn noch übertraf. Im Jahre 1648 wurde er Mitglied der Maler-Genoss. von St. Lucas zu Dortrecht, und arbeitete daselbst noch 1676. Auch in Arnheim hat er sich aufgehalten, und daselbst mehrere seiner schönsten Gemälde hinterlassen, von welchen auch sonst in Holland und anderwärts noch verschiedene vorhanden sind. Sie zeichnen sich sämmtlich durch sehr geistreiche Zusammenfassungen und einen treffenden Ausdruck der Leidenenschaften sehr vortheilhaft aus. Auch ist sein Colorit insbesondere im Nachten der Natur ganz ähnlich. Seine Arbeiten fanden großen Beifall und wurden reichlich bezahlt, so daß er sich dadurch ein bedeutendes Vermögen verschaffte. Mehrere derselben gingen nach Paris, wo sie den Meisterschülern Adrian Brouwer's, David Tenier's und Elshave's gleich geschätzt wurden.

Diepraam hätte bei einer regelmäßigen Lebensart nicht nur einen höhern Grad der Meisterlichkeit erreichen, sondern auch durch seine vorzügliche Geschicklichkeit ein sehr reicher Mann werden können. Er versäumte aber dazu die Zeit, da seine Arbeiten in Ruf standen und wohl bezahlt wurden, und versiel in ein unregelmäßiges, ausschweifendes Leben; insbesondere ergab er sich im größten Uebermaße dem Trunke. Dadurch zog er sich nach und nach ein so hartes Zittern der Hände zu, daß er zuletzt fast gar nicht mehr im Stande war, eine gute Arbeit zu liefern. Auf einigen seiner Gemälde sind die Karten gar nicht ineinander verschmolzen, und die Pinselstriche ohne gegenseitige Berührung. Er konnte seine Arbeit mehr anfangen, ohne vorher eine große Portion Brannwein zu sich genommen zu haben. Durch sein fast viehisches Leben und dadurch immer mehr zunehmende Unsittelichkeit verlor er seinen Beifall, und mußte nun, was er vorher erworben hatte, ganz zu seinem Unterhalte zusehen, ja sogar gegen das Ende seines Lebens großen Mangel leiden, so daß er in zerfallenen Kleidern, mit Palette und Pinsel in der Hand, an die Thüren anklopfte, um einige Arbeit zu suchen. Seine Lebensgeschichte enthält mehre einzelne, sehr grobe, schmutzige Züge. Eine Zeit

lang war er auch aus Noth Soldat. Er soll zu Kotters-
dam in einem Armenhause gestorben sein. Das Jahr sei-
nes Todes ist unbekannt*). (J. Ch. H. Gittermann.)

Dier f. Derr.

DIERBACHIA. So nannte Sprengel (Syst. veg. I. n. 745, pag. 676.) nach dem verdienten Botaniker, Professor Dierbach in Heidelberg eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Eintheilung des Systems und aus der natürlichen Familie der Solanaceen. Der Name *Dunalia*, welchen Kunth dieser Gattung gab, da sie bei bekannt machte, war bereits vergeben (f. d. *Dunalia* G. ar.: Der Reich frugiform, funfblättrig; die Gerölltrichterförmig, mit gefaltetem, fünfspaltigem Saum; die Staubfäden eingekleisselt, in der Gerölltrichterförmig eingefügt, dreifach, auf der mittelften Spitze die in zwei länglichen aufspringenden Antheren tragend; der Griffel fadenförmig, mit knospenförmiger Narbe; die Beere zweifächerig, die Mutterfächer auf der Scheitwand angewachsen. Die einzige Art, *D. solanacea* Spr. (l. c., *Dunalia sol.* Kunth in Humb. et Bonpl. nov. gen. III. p. 56. t. 194.), einen ästigen Strauch mit abwechselnden, ablangen, unten füsigen Blättern und doßensförmigen Blüten, haben Humboldt und Bonpland in den Wäldern von Neugranada entdeckt. (Sprengel.)

DIERDORF (Dürdorf), Stadt im neuwieder Kreise des preuß. Regierungsbezirks Coblenz, vier Meilen von Neuwieder entfernt, liegt am Holzbach und hat in 170 Häusern 1400 Einwohner, welche viel Dist- und Weinbau treiben. Das Schloß daselbst war sonst die Residenz des Fürsten von Wied-Runkel. Nach dem Erlöschen dieser Linie (1824) gehört dieser Ort zur Ständeherrschaft des Fürsten von Wied. (H.)

DIERHEIM (mit der Ludwigs-Saline), f. Dür-
heim.

DIERICKE (Friedrich Otto von), geboren den 11. Sept. 1743 in Potsdam, war der Sohn des Obersten v. Diericke, der einige Tage nach der Schlacht von Leuthen, in welcher er schwer verwundet wurde, starb. Der Sohn erhielt seine erste Ausbildung im berliner Gattenschaule, wurde 1760 im Militair angeheft, und machte die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit. Nachdem der Frieden folgte er seinem Regimente nach Königsberg in Preußen. Nachher machte er den bairischen Erbfolgekrieg mit, und in dem polnischen Feldzuge (1794) zeichnete er sich in dem Gefechte bei Mogersdorf als Bräuf und Commandeur des nachmaligen vierten preussischen Infanterieregiments aus, dessen Chef er im J. 1800 wurde und bis zu seinem Tode geblieben ist. In den Jahren 1806 und 1807 war er, als Divisionscommandeur, in den Gefechten bei Eylau und Königsberg und in der Schlacht von Gienau; nach dem stillsten Frieden ward er zum Generalleutnant ernannt.

11. Sept. 1743 in Potsdam, wo der Sohn des Oberstleutnants v. Diercke, der einige Tage nach der Schlacht von Zorndorf lebte, in welcher er schwer verwundet wurde, starb. Der Sohn erhielt seine erste Ausbildung im berliner Gutsputz, wurde 1760 im Militär angestellt, und machte 1763 die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit. Nach dem Frieden folgte er seinem Regimente nach Königsberg in Preußen. Nachher machte er den bairischen Erbfolgekrieg mit, und in dem polnischen Feldzuge (1794) zeichnete er sich in dem Gefechte bei Mogelitzow als Obrist und Commandeur des nachmaligen vierten preussischen Infanterieregiments aus, dessen Ober er im J. 1800 wurde und bis zu seinem Tode geblieben ist. In den Jahren 1806 und 1807 war er, als Divisionscommandeur, in den Gefechten bei Schleibitz und Königsberg und in der Schlacht von Elau; nach dem letzten Frieden ward er zum Generalleutnant ernannt.

*) Quellen: *J. Heuraken*, Groote Schouburgh der Nederlanden Konst-Schilders. Deel III. (Amsterd., 1721) p. 244 etc. *D. Hoogkreten*, Algemeen historisch Woordenboek. Deel III. (Amsterd. 1727) p. 97. *J. C. Weyerman*, Levensbeschryvingen der Nederlandsche Konst-Schilders. Deel III. (*Gravenh. 1729) p. 96—102. *J. N. Giffel*, Nuzem. Kunstlerlexikon. I. 3te. (Schied. 1810) S. 20.

lingen. Heinrich von Geroldsd-Diersburg wurde gleich beim Anfang seiner Regierung mit dem Kloster Schuttern in verschiedene Streitigkeiten verwickelt, welche aber im Jahre 1235 durch den strogburger Bischof, Berthold von Ad, vermittelt wurden. In eben diesem Jahre wohnete sein Vater Wolfgang noch einem Turniere in Würzburg bei, starb aber im folgenden Jahre 1236. Heinrich selbst verschied im Jahre 1262 und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Ludwig von Geroldsd-Diersburg, der bis in das Jahr 1266 unter Vormundschaft seines Onkels, Walteus, Herrn von Geroldsd, stand, und frühzeitig im Jahre 1278 gestorben ist. Ludwigs Sohn, Ulrich, sonderte sich ganz von dem Stammesgeschlechte Geroldsd ab, erklärte seine Herrschaft unabhängig, und nannte sich geradezu Herr von Diesburg. Er starb im Jahre 1334, und seine hinterlassene Tochter, welche sich an einen Herrn von Rödert vermählte, brachte die Herrschaft und das Schloß Diesburg an die feierliche Familie von Rödert, welche sie heute noch unter bairischer Landesherrschaft im Besitze hat.

Das Schloß war jederzeit der Sitz des ältesten Herrn der Familie, welche die Herrschaft zu verwalten hatte, bis es im Jahre 1668 von den Franzosen zerstört wurde. Die Herrschaft selbst ist ein fruchtbares bewohntes Thal, an dessen Anfang die Wohnung der Drischerscheits steht, von welcher sich die Hügel der Unterthanen mit der Pfarrkirche in das Thal hineinziehen. Mitten in dem Thal erhebt sich auf einem hohen Berge die Ruine des Schloßes Diesburg. Das Thal hat gutes Getreide und Obst, sowie auch guten Wein, von welchem der sogenannte Burggraben ein Ausfluß ist. Diesburg steuerte sonst zum Canton Ortenau. Jetzt ist es dem großherzoglich badenschen Oberamte Offenburg zugeheilt, und seine Bevölkerung hat seit 20 Jahren von 800 bis über 980 Einwohner zugenommen, wovon 420 evangelisch, 360 katholisch und 200 Juden sind. Die Evangelischen haben die hiesige Pfarrei erbaut und ihren eignen Pfarrrat angeschafft; die Katholischen aber gehören zu ihrem uralten Pfarrrat Obereschopfheim.

(Thms. Alfr. Leger.)

DIERSHEIM, evangelisches Pfarr- und Rheindorf im großherzoglich badenschen Bezirksamte Bischofsheim, 4 deutsche Meilen westlich von diesem Ausflusse, bestand noch vor 120 Jahren nur aus einigen wenigen Höfen und war ein Filial von Bischofsheim. Sein schnelles Aufblühen zu ansehnlicher Größe veranlaßte, daß es im Jahre 1731 eine Kirche und im Jahre darauf seinen eignen Pfarrrat erhielt. Die Vergrößerung des Orts dauert noch immer fort. Man zählt jetzt nebst dem Pfarre- und Schulhause gegen 150 Wohnhäuser und noch mehr Nebengebäude, und die Bevölkerung ist in den jüngsten 30 Jahren von 540 bis zu 840 Einwohnern angewachsen, welche alle evangelisch sind. Des Dorfes Feldmark ist zwar nicht groß, aber meistens guter Boden, der schwere Weizen, Weichkorn und besonders guten Hafer trägt, von dem jährlich mehrer hundert Centner verkauft werden. Neben dieser Hauptnahrungsquelle gewährt auch die Rheinschifferei und Rheinschifferei manchem Einwohner eine

schöne Einnahme. Ferner befindet sich hier eine sehr gangbare Getreidemühle, eine Bierbrauerei und eine alte Rheingoldmühlerei, die sonst sehr fleißig betrieben wurde, und z. B. allein im Jahre 1807 23 Kronen einbrachte. Im französischen Revolutionskriege hat Diersheim viel gelitten, und besonders beim Rheinübergang im April 1797; denn hier war der eigentliche Übergangspunkt. Mehrmal wurde das Dorf genommen und wiedergewonnen, bis der französische Dergeneral Moreau selbst mit der Cavallerie ankam, und den Auszug zum Fortteile der Franzosen erschied. Mehr Einwohner wurden getödtet und acht Häuser ein Raub der Flammen. — Diersheim ist ein Bestandtheil der Grafschaft Hanau-Richtenberg und gehörte sonst zu dem hanau-lichtenbergischen Amte Richternau, bis es nach gleichen Schicksalen mit dieser Grafschaft an Hessen kam. (Thms. Alfr. Leger.)

DIERVILLA. Unter diesem Namen, den ce zu Ehren des französischen Reisenden Dierville (Relation du voyage du port royal de l'Acadie, ou de la nouvelle France, Amsterd. 1710. 12.) wählte, stellte Tournefort eine Pflanzengattung aus der ersten Abteilung der fünften Eintheilung Classe und aus der natürlichen Familie der Caprifoliaceen auf, welche Eintheilung später mit Unrecht zu Lonicera zog. Char. Der Kelch fünfspaltig, mit Stützblättern versehen, die Corolle trichterförmig, mit fünfspaltig, fast unregelmäßigem Saume; die Staubfäden hervorstehend; die Narbe knospenförmig; die Kapself vierfächerig, vierfächerig. Die drei Arten dieser Gattung, von denen aber nur die erste genauer bekannt ist, sind aufrechte Sträucher mit eiförmigen, langzugespitzten, gesägten Blättern und in den Blattachsen stehenden, mit zwei Stützblättern versehenen, zwei bis vierblüthigen Büscheln. 1) *D. canadensis* W. (Enam., Diervilla canadensis etc. Tournef. mem. de l'acad. de Par. 1706 t. 7. f. 1., Dahm. arb. 1. t. 87, Diervilla L. Cliff. t. 7., Lonicera Diervilla L. mat. med., D. Tournefortii Michx., humilis Pers., Lutea Pursh, trifida (Mönch) in Nordamerika; 2) *D. japonica* Cand. (Prodr. IV. p. 330., Weigela Thunb. act. bot. 1780. t. 5., fl. jap. c. 16.) in Japan; 3) *D. coreanica* Cand. (l. c., Weigela Thunb. Linn. transact. II. p. 331.) auf der Halbinsel Korea. (Sprengel.)

Dies., f. Tag.

DIESBACH (von), ein altes adeliches Geschlecht zu Bern, und seit 1528 auch zu Freiburg im Uechtlande, das schon im 12. Jahrh. aus Teutschland, d. h. aus dem östlichen oder allemannischen Heidelein, in das westliche oder burgundische gekommen sein, und dort bedeutende Besitzungen erhalten haben soll; vielleicht ein derjenigen Geschlechter, welche die Zähringer dorthin verpflanzten, um sich an ihnen einen Stützpunkt gegen den mächtigen burgundischen Adel zu verschaffen, der sich wiederholt gegen die zähringerische Macht auflehnte. Nach Andern soll der erste Diesbach mit Friedrich I. nach der Schweiz gekommen sein. Das sehr zahlreiche Geschlecht erscheint in Holsheimen (so soll Ludwig v. Diesbach 1384 oder 1386 vom Könige Karl VI. von Frankreich an Herzog Stephan von Baiern als Brautwerber um dessen Tochter

für den König gesandt worden sein; von diesem stammt wahrscheinlich das in Frankreich noch im 17. Jahrh. fort-dauernde Geschlecht her; ferner in den ersten Würden zu Bern, und als Anführer der eidgenössischen Söldnerschaaren in fremden Diensten. Aber auch Handel und Industrie glaubte es früher nicht unter seiner Würde; besonders soll Rudolf im Anfange des 15. Jahrh. durch Leinwandhandel große Reichthümer erworben haben. Mülser erinnert hierbei an die Medicer und an die Fuggler. Bemerkenswerth sind vorzüglich folgende:

1) Nikolaus, geb. 1431, Schultheiß zu Bern 1465, starb 1484, 2) Wilhelm, Schultheiß 1481, gest. 1517; die Söhne zweier Brüder, die beide den Namen Ludwig führten. Nikolaus und Wilhelm sind wegen des großen Einflusses merkwürdig, durch welchen sie vorzüglich den Ausbruch des folgenreichen Krieges der Eidgenossen gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund entschieden. Beide, zuerst Nikolaus, dann nach dessen Tode Wilhelm, standen an der Spitze derjenigen Partei zu Bern, welche, gewonnen von Ludwig XI. von Frankreich, Bern, und durch dasselbe die ganze Eidgenossenschaft wider den Wunsch der meisten Cantone und selbst einer bedeutenden Partei zu Bern, an deren Spitze der heidnischmüßige Vertheiger von Murtten, Adrian von Rubenberg, stand, zu diesem Kriege fortriß. War hatte das Benehmen des burgundischen Vogtes Hagendach an der Grenze von Bern Unwillen, und die Gerüchte von Karls weitläufigen Plänen Mißtrauen erregt; aber sowohl bei Herzog Karl, als bei der großen Mehrzahl der Cantone zeigte sich noch 1474 die entschiedene Meinung den Frieden zu erhalten. Unterdessen aber hielt sich Nikolaus v. Diesbach am Hofe Ludwigs XI. als Gesandter auf, und unterhandelte dort heimlich, ohne Bewissen des Rathes zu Bern, und wahrscheinlich nur von Wenigen seiner Faction beauftragt, ein Bündniß der Eidgenossen mit Ludwig. Das Project dieses Bundes ist vom 2. und 10. Jan. 1474, und durch einen besondern Beschluß des Königs vom 2. Jan. wird die jährliche Bezahlung von 20,000 Fr. an die Eidgenossenschaft verordnet, tant qu'ils s'entreindront en nostre di service, und der berner Schultheiß heißt hier: nostre amé et feal conseiller et chambellan, Nicolas Diesbach, Chevalier, Advoyer de Berne (ein damaliger französischer Frk. ist gleich 6 Franken, 8 Rappen jetziger Schweizergeldes). An dem Bunde selbst war eigentlich Ludwig wenig gelegen. Wenn es ihm nur gelang, die Eidgenossen in den Krieg mit Burgund zu führen, so war sein Zweck erreicht; Nikolaus von Diesbach betrieb die Sache ganz nach seinem Wunsch, und französ. Geld unterstützte seine Bemühungen. Daher wurde auch der Bund nicht formal abgeschlossen, eckson das erste Project in einem den 26. Oct. 1474 datirten Tractat erneuert wurde, und der König behielt in der That freie Hand, als Bern, das von den übrigen Cantonen für die burgundischen Unterhandlungen drohbedrängt war, in eben diesem Monate den Krieg gegen Herzog Karl von Burgund im Namen aller Eidgenossen erklärte. Von wahrhaft verwerthlichen Folgen für die Eidgenossenschaft war aber Diesbachs Einverständnis mit dem

französ. Hofe dadurch, daß er vorzüglich das schändliche Besetzungssystem einzelner einflußreicher Männer durch fremde Fürsten begründet hat, welches zwar anfänglich nur ins Geheim getrieben, dann aber nach dem burgundischen Kriege immer öffentlicher und schamloser angewandt wurde. In den Memoiren von Commynes (S. 379) findet sich ein geheimes, von Nikolaus v. Diesbach unterschriebenes, vom 5. April 1575 datirtes Verzeichniß, wie über die im Bundesprojecte bestimmte Summe von 20,000 Franken (wovon jeder der acht Orte und Solothurn und Freiburg gleichviel erhalten sollten), noch jährlich 20,000 andre sollen vertheilt werden, wobei es heißt: desquelz vingt mille Francs n'est besoin faire aucune publication, mais le tenir secret. Die Regierung von Bern soll 6000, die von Lucern 3000, die von Zürich 2000 erhalten; die übrigen 9000 Franken sollen an Einzelne vertheilt werden, die in dem Verzeichnisse namentlich aufgeführt sind; unter denselben kommen Nikolaus und Wilhelm von Diesbach, jeder mit 1000 Franken, vor; alle übrigen erhalten weniger, und die Jahrgelder gehen bis auf 20 Franken herunter. Bemerkenswerth ist dabei, daß gleich vom folgenden Tage (6. April 1475) eine Declaration des Rathes zu Bern datirt ist, wodurch derselbe erklärt, der König habe die in dem Bundesprojecte versprochne Hülfe den Eidgenossen nur dann zu leisten, wenn ihre Feinde so mächtig wären, daß die Eidgenossen dieselbe dringend nöthig hätten und ohne dieselbe ihren Feinden nicht widerstehen könnten. In eben derselben Declaration verpflichtet sich der Rath zu Bern, wenn die übrigen Orte dem Könige die durch das Project versprochne Hülfe von 6000 Mann auf sein Begehren nicht senden würden, so werde Bern dieselben vollständig machen. In allen diesen Verhandlungen zeigt sich der vorherrschende Einfluß Diesbachs, dessen Partei, die man ganz richtig die französische nennen kann, allmählig unter seiner Leitung und durch französisches Geld zu Bern die völlige Oberhand erhalten hatte. Dies ging so weit, daß Adrian v. Rubenberg schon vor dem Ausbruche des Krieges so sehr alles Einflußloses beraubt war, daß er von den Verhandlungen kaum mehr Kunde erhielt, und ein Verlaß, den er machte, an den großen Rath der 200 zu appelliren, gradezu verworfen wurde. Indessen genos Nikolaus v. Diesbach, welchem übrigens große militairische und diplomatische Talente nicht abzusprechen sind, der Früchte seines Sieges nicht lange. Er nahm noch an der Schlacht bei Crémoult in Frankreich und an den Kriegthaten in dieser Provinz im Frühjahr und bis in den Sommer 1475 Theil, wurde aber durch den Schlag eines Pferdes verwundet und, nachdem er sich aus dem Lager vor Blamont nach Pruntrut hatte bringen lassen, starb er hier im Julius 1475 an einer anstehenden Krankheit, im 45. Altersjahre. Er hinterließ nur minderjährige Söhne, und so trat sein Vetter, der oben genannte Wilhelm v. Diesbach, an die Spitze der französischen Partei zu Bern. Schon 1463 hatte er Nikolaus als Gesandten an den französischen Hof begleitet, 1470 war er wieder dort, und sein Ansehen an den französischen Personen ist oben angeführt worden. Auch Wilhelm war ein Mann von

großen Talenten; Reichthum, ausgezeichnete Klugheit und außerordentliche Bohlthätigkeit, indem er viele Jahre lang an hundert Hausarme und bedürftige Schüler unterhielt, besetzten seinen Einfluß. Er erscheint seit dem Tode von Nikolaus bei allen wichtigen Unterhandlungen, und sowohl im burgundischen als im Schwabenkriege (1499) als ausgezeichneter Krieger. Seinen Reichthum schätzte indessen wenig zur Pracht und zu kostspieligen Verschönerungen seiner Schlösser, besonders aber die Versuch, ein im J. 1510 gemeinschaftliches, mit seinem Bruder Ludwig erhaltene Recht zu benutzen, im Gebiete von Bern Metalle und Salz auszubeuten, wozu noch Neigung zur Alchimie kam, so daß Kaiser Maximilian, bei dem er sehr wohl angeschrieben war, ihn in einem Schreiben davon abmahnte, indem er äußerte, er habe erfahren, daß er selbst zu arm für dergleichen Verluste sei. Wilhelm von Diesbach starb 1517 an einer ansehnlichen Krankheit. — Sein Bruder Ludwig starb 1527; er ist der Stammvater des ganzen noch zu Bern und Freiburg zahlreichen Geschlechtes, indem er von zwei Gattinnen 15 Söhne hinterließ. Seine Schuld ist, daß Domodossola und das Eschenthal nicht, wie die übrigen von den Edignossen besetzten Stüde des Herzogthums Mailand, schweizerisch blieben; indem er ohne Noth 1515 Domodossola den Franzosen übergab. Die Veräußerlichkeit an Frankreich hatte auch auf ihn fortgerbt.

3) Sebastian von Diesbach, der zweite Sohn des ebengenannten Ludwig, war zwar auch in der Schlacht bei Novarra gegen die Franzosen, erscheint dann aber später unter den Anhängern Frankreichs zu Bern, welche besonders seit dem unglücklichen Feldzuge der Edignossen nach Italien im J. 1515 dort wieder ganz das Ubergewicht erhielten. Er gelangte 1514 in den kleinen Rath, war 1521 unter den Gesandten an Franz I. nach Paris zu Beschwörung des Bündnisses mit Frankreich, führte im nämlichen Jahr edignossische Truppen in französischen Diensten nach der Picardie, und 1522 in das Mailändische, wo er in der blutigen Schlacht bei Bicocca war. Im J. 1529 wurde er zum Schultheißen zu Bern gewählt, und war sowohl in diesem Jahr als 1531 Feldherr der berner Truppen in dem einheimischen Kriege der reformirten Orte gegen die fünf katholischen. Im J. 1529 kam es nicht zu Thätlichkeiten; aber im J. 1531 schloß auf sein Benehmen, das, wo nicht wirklich verdrüsslich, doch höchst zweideutig war, ein großer Theil der Schuld des unglücklichen Ausganges dieses Kampfes, der nicht nur die weitere Ausbreitung des Protestantismus in der teutschen Schweiz verhindert, sondern auch mehrere Gegenden der Glaubensfreiheit wieder beraubt hat. Sei es nun, daß der Schultheiß v. Diesbach immer heimlicher Anhänger der katholischen Religion geblieben war, oder daß die Führung, welche sein verdächtiges Benehmen und der unglückliche Ausgang des Krieges zu Bern veranlaßte, ihm den Aufenthalt daseibst unerträglich machte, so zog er im J. 1533 nach Freiburg (wohin sein Bruder Johann Rochus schon 1528, als die Reformation zu Bern siegte, gezogen war) und trat daseibst öffentlich wieder zur katholischen Religion über. Aus der freibür-

gischen von Johann Rochus abstammenden Linie haben sich mehre Theile in französischen, theils in österreichischen Kriegsdiensten ausgezeichnet, wie der österreichische General-Feldmarschall-Lieutenant Johann Friedrich von Diesbach, welcher wegen seiner Tapferkeit von Kaiser Karl VI. den Titel eines Fürsten von St. Agatha erhielt, und 1751 zu Freiburg starb, und der Baron Franz Roman v. Diesbach, welcher sich in französischen Diensten im siebenjährigen Kriege auszeichnete und 1789 starb. (Escher.)

DIESIS (*diäsis*, Theilung). Mit diesem Ausdruck wird gewöhnlich bei den alten Griechen der Viertelston bezeichnet, auf dessen praktische Hervorbringung sie außerordentlich viel hielten. Man nimmt an, es werde der Ausdruck in dreifacher Bedeutung genommen: Die Hälfte eines ganzen Tones hieß die große Diesis, der dritte Theil des ganzen Tones die chromatische, und der vierte Theil die enharmonische, die vorzugsweise diesen Namen führt.

(G. W. Fink.)

DIESKAU, Pfarrdorf im Saalkreise des preussischen Regierungsbezirks Merseburg, mit 350 Einw., eine Meile von Halle entlegen, mit einem bedeutenden Rittergute und einem sehransehnlichen, von dem Kanzler von Hofmann angelegten Garten, auch einem Hospital, welches von demselben neu erbaut und musterhaft eingerichtet wurde, ist das Stammhaus der alten adelichen Familie von Dieskau, die ohne Vergleich die bedeutendste des Saalkreises gewesen ist. Hans von D. lebte 1280, und wurde der Vater von Weisler und Hans. Dieser jüngere Hans hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, aus welcher aber nur der einzige Kurt, Hauptmann zum Giebichenstein, eben derjenige, der 1376 zu Reideburg einen Alar stiftete, zu merkwürdigen Geblir, der bereits 1300 vorkommt, hinterließ vier Söhne. Sein Urenkel, Weisler, ward 1439 des Erzbischofs von Magdeburg Rath und Hauptmann zu Jüterbogk, und Vater von Otto, der 1470 als erzbischöflich magdeburgischer Küchenmeister und Hauptmann zum Giebichenstein vorkommt, und 1494 das Zeitalter segnete. Derselbe Sohn, Hans, geb. 1454, war des Erzbischofs Ernst von Magdeburg Hauptmann zu Querfurt, Moritzburg und Giebichenstein, und des Erzbischofs Albrecht Rath und Hofmeister, zugleich auch Präsident der magdeburgischen und halberstädtischen Regierung, und starb im J. 1514. Seine Gemahlin, Katharina Pflug, aus Groß-Zschodder, hatte ihm 15 Kinder geboren, wovon unter die Söhne Hans, Hieronymus und Otto als Begründer der Linien in Lodow, Dieskau und Zinslerwald zu merken sind. Hans, aus Lodow, Ofisen und Zinslerwald, starb als kurländischer Feldzeugmeister im J. 1563, mit Hinterlassung der Söhne Dietrich und Otto, von denen jener 1583 in dem Unternehmen der Franzosen auf Antwerpen geblieben wurde, Otto aber 1556 erlosch starb.

Hieronymus I., der Stammvater der Hauptlinie in Dieskau, starb als erzbischöflich magdeburgischer Rath und Hauptmann zum Giebichenstein und auf der Moritzburg, im J. 1586. Seine Söhne, Hieronymus II. und Karl, nahmen eine neue Theilung vor. Hieronymus II.,

geb. 1537, besaß Dieskau, Canena, Wendorf und Duerß, war dreier Kurfürsten von Brandenburg Rath und wegen vieler abgelegten Gefandtschaften (sonderlich berühmte, daher auch der Zhou, Grotius, von Metern, Raubius seiner ehrenvolle Erwähnung thun, und starb, 99 Jahre alt, den 26. Mai 1636. Von seinen sechs Söhnen hinterließen nur Hieronymus III. und Otto Nachkommenschaft. Hieronymus III., geb. 1565, war des Johann niederbair. Comthur zu Säcklingburg und kurbair. burgischer Geheimrath, verrichtete in seines Hohen Angelegenheiten 22 verschiedene Legationen, besaß Dieskau, Canena, Wendorf und Duerß, erzeugte in seiner Ehe mit Anna Pflug von Kottwitz drei Söhne und fünf Töchter, und starb den 12. Julius 1626. Die Söhne, Hieronymus IV. und Hans, sind, sowie ihre Nachkommenschaft, ohne weitere Bedeutung; Hans insbesondere besaß Dieskau und Canena, und war des Saalkreises Landschafts-Director. Otto, der vierte Sohn von Hieronymus II., geb. 1557, besaß Knauthayn, Rauer, Gausch, Abbtig, Kospuden und Lueß, war mit Elisabeth Pflug aus Frauenhayn verheirathet, und starb den 11. Jan. 1626. Von seinen 13 Kindern ist vornehmlich Karl, auf Groß-Schochee und Windorf, geb. 1596, * 1667, zu merken. Karls Söhne, Hans, Inspector der Landeskule zu Grimma, * 1676, Otto, Heinrich, Karl und Geisler, stifteten die Linien zu Treßien, Gausch, Knauthayn, Rauer und Bischenlin. Karl besaß, außer Rauer, auch Cula und Dieskau, war königl. preuß. Geheimrath, und des Herzogthums Magdeburg Regierung- und Lanbrath, auch Obersteuerdirector, Geisler aber, * 1718, war Amtshauptmann zu Lüben und Kreissteuereinnnehmer im leipziger Kreise. Dieses Geislers Sohn, Johann, auf Bischenlin, königl. polnische und kurländische Kammerherr, vermählte sich den 5. Februar 1739 mit Eva Charlotte Dorothea, des Grafen Adam Friedrich von Himmeling Tochter, und wurde vornehmlich in numismatischer Hinsicht merkwürdig. An seinem 48. Geburtstag, 1750, ließ nämlich ihm zu Ehren sein Koch 48 zinnerne Münzen, in Abaltergeß, prägen. Sie zeigten eine Wage, deren eine Schale 25, die andre 11 Köpfe trägt; dieses bezieht sich auf einen Hütungsproceß gegen den Herrn, den 25 Bauern des Guts Bischenlin geführt, 11 aber verurtheilt hatten. Als Seltenheiten werden diese Stücke jetzt theuer bezahlt.

Karl, der zweite Sohn von Hieronymus I., geb. 1548, * 1605, brisat Groß-Schöcher und Windorf, welche Güter er zum Theile mit Sabina Pflug aus Groß-Schöcher ererbt hatte, und vererbte sie auf seinen Sohn Hieronymus Benno, geb. 1587, * 1630. Die weitere Descendenz kann hier nicht aufgeführt werden.

Noch haben wir von der Hauptlinie in Finsterwalde zu sprechen. Ihr Stammvater, Otto, war der jüngste der Söhne von Hans, dem Hofmeister des Erzbischofs Albrecht und von Katharina Pflug, diente als Privatbrister dem Kaiser Karl V. und Ferdinand I., sowie später dem Kurfürsten Moriz von Sachsen, vertheidigte im J. 1544 die Stadt Pößitz mit gleichviel Rath und Muth gegen

die Türken*), empfing zum Lohne der bewiesenen Tapferkeit den Ritterschlag, erkaufte von denen von Winkwitz die bedeutende Herrschaft Finsterwalde, im Umfange der Niederlausitz, und fiel, auch im Tode des Kurfürsten Moriz unzertrennlicher Begleiter, in der Schlacht bei Sievershausen. Sein Sohn Otto II., kurländischer Hofkammer- und Berg Rath, auch Hauptmann zu Sensenberg, war mit Ursula von Bünau verheirathet, und starb den 22. Julius 1592, mit Hinterlassung der Söhne Hans, Rudolf, Dietrich und Otto III. Hans, auf Alt-Döbern, war kurländischer Erbschatzgeber der Wildbahn in Thüringen, und starb 1608. Rudolf, Gemahl Margaretha's von Bünau, war herzoglich sächs. Hofmeister zu Weimar, Hauptmann zu Wittenfels, endlich des Kurfürsten Hofmeister, starb 1666, und hat zu Dresden in der St. Sophienkirche sein Epitaphium. Ein andres hat er sich selbst in seiner Legation der Esel in den Parnass, die unter Kandalosi van Duxburg Namen gedruckt wurde, gesetzt. Otto III. endlich verkaufte am 5. April 1625, gemeinschaftlich mit seinen Brüdern, die Herrschaft Finsterwalde, sammt den niederlausitzischen Dörfern Schadschaf und Dieskau, um 130,000 Gulden an den Kurfürsten Johann Georg I., kommt später als Besitzer von Hohenbuda, Sella und Puschwitz vor, und starb als kurländischer Kriegsoberster den 24. März 1634. Anna Maria von Wittenfels hatte ihm drei Söhne geboren. Der älteste, Hieronymus, und dessen Nachkommenschaft kommen hier nicht weiter in Betracht. Der jüngste, Karl, auf Krepau, starb als fürstlich sächsischer Hofmarschall zu Merseburg, im J. 1690, mit Hinterlassung der Söhne Otto, Erdmann, Werner und August. Werner, auf Krottenbrücke, fürstlich sachsen-gothaischer Kammerjunfer, Obristlieutenant und Commandant zu Reuthenburg, war in erster Ehe mit Agnes von Steuben, und nachmals mit Johanna Sophia von Einsiedel verheirathet. Der Sohn erster Ehe, Karl Otto, fürstlich sachsen-gothaischer Hauptmann, Eibherr auf Nieder-Debmansdorf, starb den 11. Decbr. 1756. Von den Söhnen der andern Ehe stand der jüngere, Christian Wilhelm, geb. 1703, in holländischen Diensten; der ältere aber, Ludwig August, geb. den 24. Julius 1701, wurde von dem Cabinetsminister von Pösi, der eine Dieskau zur Gemahlin hatte, dem Grafen Moriz von Sachsen als Adjutant beigegeben. In dieser Eigenschaft wurde er 1741 von Moriz nach Petersburg versetzt, um des Prinzen Ludwig von Braunschweig Ernennung zum Herzoge von Kurland zu hinterreiben, gegen die er auch auf dem Landtage zu Rietau den 23. Junius 1741, vor den versammelten Ständen nachdrücklich protestirte. Später zog ihn Moriz in französische Dienste; er machte an dessen Seite, als Generaladjutant, die sämmtlichen Feldzüge in den Niederlanden mit, wurde im Decbr. 1748 Brigadier von der Infanterie, nach seines Generals Tode aber, denn Moriz hatte ihn bisher nicht von sich gelassen, und sterbend, ihn mit einem Vermächtnisse von 25,000

*) Hant Jovius Abduvanti und selbst der heilige St. machen auf Otto von Dieskau: Otto Fortitudo.

Kivres bedacht, Commandant zu West. Im J. 1755 erhielt er die Stelle eines *Maréchal de camp*, mit 12,000 Kivres Gehalt, das Commando der Truppen in Amerika, mit 25,000 Kivres Gehalt, eine Pension von 4000 Kivres, und die Anwartschaft auf ein teutsches Regiment. Er schiffte sich sogleich, mit 3000 Mann, zu West, auf der *Escadre* des Grafen du Bois de la Motte ein, und eröffnete, unmittelbar nach seiner Ankunft zu Quebec, den Feldzug gegen die Engländer. Er belagerte das Fort Beauvoisin, am dem Ontariosee, als die Feinde sich vor dem Fort Frédéric (Crownpoint) zeigten. Er setzte sich sogleich mit zwei Bataillonen in Marsch, um dem Fort zu Hülfe zu kommen, wurde unterwegs durch einige Canadier und Indianer verstärkt, traf aber, am 8. Septbr. 1755, am Lake-George auf überlegene feindliche Streikräfte, wurde geschlagen, schwer verwundet und gefangen. Die Sieger schafften ihn nach England, und er blieb ein Gefangener bis zum Frieden. Am 21. Decbr. 1762 wurde er General-Lieutenant, sodann aber, da seine Wunden ihn zu fernem Dienst unfähig machten, pensionirt. Er starb unermählt, zu Sceaux, bei Paris, den 8. Sept. 1767. — Wappen: im blauen Schilde ein silberner Schwan, mit erhobenen Flügeln, über denselben ist ein rother, rechts-schräger Balken gelegt.

Befigungen, seit der Mitte des vorigen Jahrh. zwar mehrtheils veräußert: im Saalfreise, Altleben, das nachmalige Amt, Ruffena, Oppin, Lémünde, Dammendorf, Daderg, Dietkau, Hohenbühm, Lockau, Wendorf und Canena; in Sachsen, und zwar im Amte Delitzsch, Glesien, Hefernh und Lueß mit Kleppig; im Amte Leipzig, Groß-Böschger und Wintorf, Koppunen, Gaußich, Groß-Städtein, Knauthahn mit Hartmannsdorf, Lauer und Böbiger; im Amte Bitterfeld, Zerknig; im Amte Merseburg, Kreyppau; im Amte Weißenfels, Keußen; im Amte Freiburg, Cula; im Amte Lützen, Klein-Ischodorf; im Amte Pegau, Audigast; im Amte Eilenburg, Grünha und Schevlin; im Amte Jödrig, Luech; im Amte Grimma, Trebsen; im Amte Roldig, Schirla; im Amte Mühlberg, Puschnig; in dem bayerischen Kreise, Sella und Döbenbuda; in dem rheinischen Kreise, Nieder-Dittmannsdorf; in dem sächsischen Kreise, Alt-Döbern, seiner die Herrschaft Finkenwalde, Staßfurt, Schmölln, Lützen etc. Hierin gehören auch die fünf sogenannten diekauischen Dörfer: Dreyßig, Döbau, Siennewitz, Zwenndorf und Rabas, welche, nachdem sie von der Familie an den Kurfürsten verkauft worden, dem Amte Delitzsch beigelegt waren. — Die von Diesel auf befehlen des Erzstiftes Magdeburg's Erbkämmereramt. (v. Stramberg.)

DIESMERI (mittl. Geographie), einer der 17 Gauen Friesland's, und einer der sieben von Sachsen durch den wälpinger Moor und die Mündung der Weser geschnitten, und von dem übrigen Friesland durch den Emsigee und vom Meere begrenzten Gawe, welche zum Erzbiethume Bremen gehörten, und gegen fünfzig Kirchen hatten; findet sich in dieser Ordnung aufgeführt: Altraga, Ruffing, Wanga, Diesmeri, Herloga, Nordi und Morsei. Diesmeri, d. h.

Moor der Götlin, hat wahrscheinlich seinen Namen von einem heiligen Cumpfe, in welchem einer teutschen Götlin Opfer gebracht wurden), und war dadurch einer der wichtigsten friesischen Gauen, (Ferdinand Wachtler.)

DIESPITER, ein Beiname des Jupiter, der (nach Varro L. L. IV, 10 und Gell. V, 12) soviel als des Tages Vater bedeutet, unter dem aber auch Pluto verstanden wird (Lactant. Inst. I, 14, 5). Mittheilung dieser Beinamen geradezu das indische *Dia eptie* (*Dia as patis*), der Herr des Luftreises, zu sein, ein Beinamen des Indra, der in seinen Functionen als Beherrscher der Atmosphäre, der Fütterung, des Donners und Blüthes, dem Zeus der Griechen so ähnlich ist. Der erste Theil der Zusammensetzung ist also nicht aus *dies*, der Tag, wie Varro will, der an ein indisches Wort unmöglich denken konnte, entstanden, sondern aus *diaw*, Luft, welches Wort noch im Lateinischen *sub alio*, in freier Luft, erscheint. (Richter.)

DIESEN, auch Baierviesen genannt, zum Unterschiede von Schwabviesen, ist ein Marktflecken am Ammersee, mit 213 Häusern und 1900 Einwohnern, welche viel Hofsensbau treiben, gute Bierbauereien haben und schöne weiße Tüchereien verfertigen. In alten Zeiten war Diesen eine Burg, von welcher die Grafen von Diesen den Namen führten, und es war hier ein Stützpunkt regulärer Vorkarren. Ein Theil der Klostergebäude ist abgetragen; die ehemalige Stütz- und jetzige Pfarrkirche ist sehr schön. — Ober- und Unter-Diesen sind zwei bairische Pfarrdörfer im Landgericht Buchloe. (H.)

DIESSENHOFEN, die nördlichste Stadt der Schweiz, 47° 40' 30" nördlicher Breite und 26° 30' 15" der Länge, im Canton Thurgau, am Rhein, über dessen durch die nahe zusammentretenden Ufer verengtes Bett eine bedeckte Brücke führt. Seit dem starken Brand im J. 1735 ist die Stadt freundlicher aufgebaut; die Straßen sind breitere geworden und mit einigen hübschen Häusern geziert, worunter namentlich das Rathhaus erst 1781 neu aufgeführt ward. Die 1200 Einwohner ernähren sich zunächst vom Landbau, des die fruchtbare, hügelige Pflanzergiebig macht, dann von der Darschulst aus dem Bodensee nach Schaffhausen und von dem Verlebe, den recht sehr besuchte Jahr- und Viehmärkte hervorbringen. Sie sind theils katholisch, theils in größerer Anzahl reformirt. Beide Glaubensgenossen benutzen seit der Reformation eine und dieselbe Kirche und leben in der besten Eintracht. Im J. 1826 waren davon 53 Theilnehmer an der thurgauischen Ersparniskasse mit 4018 Flor. Über den Ursprung des Orts, der dem Grafen Hartmann von Kyburg im J. 1178 zugesprochen wird, (den Namen), das Wappen und die frühern mannigfaltigen Schicksale

Lit. I. e. 10. Schol. (3) bei Lindeberg, Script. Rer. Gorn. Sept. Ausgabe von Fabricius, p. 4.

2) Über die den Gemässen dargebrachten Opfer f. Opfer bei den Germanen.

1) Zusammengegraben aus „Diese Hüte“, eine Collectio- bezichtigung für die heutigen Tages noch vorhandenen zwei Hüte oder Hüte, der Oberhof und der Unterhof.

1) Vet. Schol. zu Adam von Bremen, Hist. Eccles.

unter österreichischer Herrschaft geben Leu's beloitisches Lexikon und Puppikos's Geschichte des Thurgaus Auskunft. Diessenhofen ergab sich 1460 den Schweizern und blieb, jedoch mit ganz besondern Municipalrechten, worunter das Münzregal²⁾, den acht alten Orten und Schaffhausen unterthan. Erst im J. 1798 ward es dem jetzigen Canton Thurgau einverleibt und ist als Hauptort des gleichnamigen Kreises und Oberamts der Sitz der diesfälligen Behörden. Im J. 1799 schlugen sich hier um in der Nähe die Franzosen und die verbündeten Österreicher und Russen. Die Letztern, um ihren Rückzug zu decken³⁾, sicherten am 7. Oct. 1799 die Rheinbrücke ein, die indessen auf Kosten der Stadt wieder aufgebaut ist. Diessenhofen ist der Geburtsort einiger namhaften Ärzte. Dabin gehören Johann Knebel Ap^l), Johann Melchior Ap^l), Wepfer, Rudolf Wägelin und Johann Konrad Brunner⁴⁾. Ein Nachkomme des letzten, der jetzt lebende Sanitätsrath D. Johann Brunner, hat hier eine Augenhelikanstalt angelegt, deren ein Dichter mit folgenden Worten treffend gedenkt:

„Mein altes Haus, es war ein Sitz des Troges und der Arzts;

„Dem augenranken Manne winkt mit Heilungstrost das neu.“

Dieses neue Haus, der sogenannte Unterhof, ist nämlich an die Stelle der einstigen Burg der Truchesse von Diessenhofen getreten⁵⁾. Sie waren Dienstmänner (Erbs-Truchesse) der Grafen von Kyburg, nach Heimsfall des Kyburgischen Erbes an die Fürsten von Österreich der letzten treueste und mutigste Freunde. Heinrich, aus diesem Geschlecht, erhielt von Rudolf von Habsburg die Weisung über die Stadt, deren Bürger ihm sogar die Schlüsselübergabe anvertrauten. Indessen zeigten mehrere seiner Nachkommen ein trotziges Benehmen gegen die Bürgererschaft, die im J. 1460 die Burg erkaufte. Eine Wirtschafte von Diessenhofen liegt das im J. 1242 gestiftete Dominikanerinnenkloster St. Katharina mit einem im Innern prachtvoll verzierten Kirche. Es diente einst zur Grabstätte der erlöschten Truchesse von Diessenhofen. (Graf Henckel von Donnermarck.)

DIEST, kleine Stadt mit 6000 Einwohnern in der belgischen Provinz Brabant, vier Stunden von Löwen, an der Demmer, in einer luffigen, vormals durch beträchtlichen Weinbau belebten Gegend, war von Alters her durch ihre Äcker, Sträupe, Vögel, auch durch den Fledermaus bekannt. Sie mag wol eine Stunde im Umkreise haben, und wird durch eine Ringmauer und 30 Thürme geschützt; der Straßen sind über 30, der

Märkte acht; sieben steinerne und zwei hölzerne Brücken führen über den Fluss, vier Thore in das Freie, vier kleinere Thore zu den Wiesen. Das Rathhaus, sowie der weitläufige herrschaftliche Hof, sind alte, unansehnliche Gebäude. Das Collegiatstift zu St. Johann Bapt^{ist}, mit einer ansehnlichen Kirche, wurde im J. 1297 von dem Freiherren Gerhard von Diest für 12 Chorherren gegründet, jenes zu St. Eulupius wurde im J. 1456 durch den Abt von Tongerlo, Heinrich von Deen, für einen Propst und 13 Chorherren gestiftet. Der Propst, stets ein Capitular von Tongerlo, war Prior Primarius der Stadt, die außerdem noch eine kleine Pfarrkirche, zu U. L. F., enthielt. Des Beguinenhofs Entstehung fällt in das J. 1252; Reformator desselben wurde der Seelsorger Nicolaus Eschius, der im J. 1578 im Kulte der Heiligkeit verstarb. Die Statuten dieser Anstalt waren daher ungewöhnlich streng. Noch älter als der Beguinenhof waren die Bogarden- und Merianerkloster. Die Franciscanercollekt, ursprünglich Minoriten, wurden 1270, die Augustiner 1614 gestiftet. Bei den Augustinern wurden, sowie in dem von dem Magistrat errichteten Collegium, die Humaniora gelehrt. Die Cisterciensernonnen im Kloster St. Bernardsbad wurden 1235 von Arnold IV., Freiherren von Diest, die grauen Schwestern vor dem J. 1266, die Augustinerinnen, im Kloster Mariendaal, im J. 1419 gestiftet. Ihr Privilegium erhielt die Stadt am 6. Februar 1228 von Herzog Heinrich, zum Theil auf Ansuchen von Arnold III. von Diest. Im 16. Jahrh. wurde sie im Laufe von 17 Jahren sieben Mal belagert und erobert, als 1572 durch Dranien und gleich darauf durch Alba, 1578 durch den Herzog von Parma, 1584 durch Dranien, 1583 durch den Herzog von Parma u. Die Festungswerke wurden durch Alexander Farnese um gemein verbessert, es mußten ihnen aber die großen und ansehnlichen Verpfände aufgegeben werden. Der Grammatiker Nicolaus Crenardus ist hier geboren; er starb zu Granada im J. 1542.

Diest war das Eigenthum berühmter Freiherren, die wol von den Grafen von Loz herkommen mögen, daher sie von den vornehmsten Dynastengeschlechtern Kippaniens jederzeit als ebenbürtig anerkannt wurden. Ditto von Diest, ein tapftrer und edler Freiher, lebte, wie die Chronik von St. Trond bezeugt, in den Zeiten des im J. 1099 erkrankten Bischofs Konrad von Utrecht. Ihm verkaufte der von Kaiser Heinrich IV. dem Bischofe Hermann von Rheg gesetzte Gegenbischof Bruno von Kalw verschiedne Güter der Abtei St. Trond, gegen welchen Verkauf diese Abtei sich jedoch sträubte, und den Ditto, da er die Zurückgabe des fremden Guts verweigerte, in den Kirchenban thun ließ, eine Entzeng, die zwar ihre Wirkung verfehlte, denn erst später wurde der Freiher von D. durch ein löthisches Manngicht zu der Zurückgabe der erkauften Güter verurtheilt. Ditto's Sohn, Arnulf oder Arnold I. (ursprünglich ein und derselbe Name), war einer der Haupttheilnehmer an der durch den Grafen Arnulf von Loz im J. 1135 gemachten Stiftung der Abtei Gerbode. Seine Kinder, Arnold II., Gerhard, Hedwig und Hilfuntis, werden in einer Urkunde vom

2) G. E. von Haller, Schweizerisches Münz- und Wappencabinet (Bern 1781). II. 454. 3) Deland, Relation détaillée du passage de la Limat etc. Avec deux cartes topographiques, gravées par Tardieu (Paris 1801), p. 131. 4) E. g., Metrolog merkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert (Karlsruhe 1812), S. 11. 5) E. d. Art. in d. Encycl. I. Sect. II. S. 59. 6) E. d. Art. in d. Encycl. I. Sect. XII. S. 252, und Dictionnaire des Sciences médicales. Biographie médicale (Paris MDCCCXXI), T. III, p. 25. 7) Der Hof der Truchesse von Diessenhofen, von G. S. Wirtz, in: Die Schweiz in ihren Wirtzburgen und Bergschlößern hißlich dargestellt von patriotischen Schriftstellern (Glarus, b. Dols 1830). II. S. 255.

X. Gesch. d. R. u. S. Erste Section. XXV.

1163 genannt. Arnold II. insbesondere kommt 1167, 1173, 1180, dann, sammt seinem Sohn Arnold III., 1188 und 1190 vor, und war mit einer Clementia verheirathet, die ihm noch einen zweiten Sohn, Gerhards, Basin genannt, schenkte. Arnold III., von dem die Äbtz Everbode eine Urkunde befaß, die mit folgenden Worten anhebt: Arnoldus Dei gratia princeps de Diest et Gerardus frater ejus, wurde 1213 von Herzog Heinrich I. von Brabant mit der halben Voiegeit Weibecom belehnt, schenkte 1229 den Brüdern des heiligen Adens ein Alodium zu Bedewoort, woraus bald eine schöne Comturrei erwuchs, und gründete 1235 das Cistercienserkloster St. Bernardsdal zu Diest. Seine Gemahlin Ida war kinderlos, er wurde daher von seines Bruders Gerhards Söhnen, Arnold IV., Gerhards und Erhard, beerbt. Erhard war Propst zu Deventer, Gerhards befaß die Herrschaft Zeelhem, und hinterließ aus seiner Ehe mit Ludgardis, die 1281 als Witwe vorkam, einen Sohn, Arnold v. D., Herrn von Zeelhem, der in der Schlacht bei Worringen den Tod fand. Dieser jüngste Arnold war kinderlos. Arnold V. endlich vergabte 1233 gemeinschaftlich mit seiner Mutter, Alexia, seine Schlosskapelle in Diest zu U. E. F. sammt dem Zehnten, an die Äbtz Zongerloo, als welche sich dagegen verpflichtete, den Kirchendienst durch einen ihrer Capitularen versehen zu lassen, kommt auch später noch als Wohltäter der Kloster Zongerloo und Everbode vor, ließ am 28. Junius 1253 einige der Burg zu D. anstoßende Ländereien, die er durch Kauf erworben, von Herzog Heinrich II. von Brabant für Freigüter erklären, gründete um 1254 den Beguinenhof zu Weibecom, gerieth 1254 in Fehde mit dem Herzog, als er sich dessen Feinden, den Grafen von Lüttich, Raik, Arnberg und Ikenburg angeschlossen, und wurde darüber von Land und Leuten vertrieben, aber bald wieder ausgesöhnt, denn noch in demselben Jahre wurde er zum Schlichter in einem Streite des Herzogs mit Arnold von Bessemale ernannt, und am 18. Dec. 1255 erhielt er die Bestätigung des Lehenbrieves über Weibecom. Er soll auch mit seiner Gemahlin Vertrabde die Burggrafschaft Antwerpen ererbt haben, und starb im J. 1258. Sein Sohn Arnold V., Herr v. D., Burggraf zu Antwerpen, wird in einer Urkunde Kaiser Richards vom J. 1263 unter den Baronen von Brabant namentlich aufgeführt, stiftete 1270 das Minoritenkloster zu D., erweiterte 1271 den dahigen Beguinenhof, folgte dem Herzoge von Brabant in die Schlacht bei Worringen, und starb 1296, seine Witwe aber, Isabella von Mortagne, Frau auf Rhume, in Lournais, im J. 1315. Beide ruhen in der Franciscanerkirche zu D. Ihrer Kinder waren neun, worunter die Söhne Gerhards, Johann, Thomas, Arnold, Herr von Rhume, und Arnold, genannt von Bessalen. Diese Brüder scheinen bis zum J. 1315 in der Gemeinschaft der väterlichen Güter geblieben zu sein, denn im J. 1301 bewirkte Herzog Johann II. eine Vereinigung zwischen Gerhards und Thomas, und jenem, als dem ältesten, gab er 1313 die Erlaubniß, seine Güter bis zur Summe von 10.000 Pfund zu verpfänden, jedoch mit Vorbehalt des Wittthums seiner

Mutter und der Rechte seiner Brüder; aber am 23. August 1315 sondernten sie sich von einander durch mütterliche Theilung. Arnold von Bessalen, der jüngste Bruder, war in dem Rechte seiner Gemahlin Enefchall des Herzogthums Limburg. Der andre, Arnold, befaß nicht nur die mütterliche Herrschaft Rhume, sondern auch den nördöstlichen Theil der Herrschaft Diest, oder die Dörfer Hamer, Kewele, Luwetmechelen, Meerhout und Dimen, und ist insbesondere durch die Münzen, welche er als Herr von Rhume prägen lassen, merkwürdig geworden. Eine, ein Turnos, ist abgebildet in der Sammlung unbekannter Münzen, welche ein Liebhaber aus Wien kürzlich ausgegeben hat, Nr. 86; sie zeigt im Vordr ein Kreuz, mit der Umschrift Arnol de Rumoy, dann die äußere Umschrift: sit nomen Domini benedictum, in dem Revers aber den flandrischen Löwen und die Worte Moneta Fland. Eine andre, noch unedirte Münze, können wir nicht beschreiben, da sie eben unter Siegel liegt, doch erinnern wir uns, moneta Rumon, und Arnolds aus in Quetmechelen, gelesen zu haben. Arnolds einzige Tochter, Isabella, die in dem Theilungsvertrage vom 21. Dec. 1337, unter den Erben Gerhards von Diest erscheint, brachte Rhume, Luwetmechelen u. an ihren Gemahl, Hugo von Ailly. Der zweite Bruder, Johann, war zwar Seilslichter, und nach dem Theilungsbriefe von 1315 Domberr, nachmals Archidiacon und Dompropst zu Cambrai, nahm aber dessenungeachtet Theil an den väterlichen Gütern, wie er denn im J. 1335 der Stadt D. eine Urkunde über die Accise ausstellte, und später, in der Theilung von seines Bruders Gerhards Nachlaß das vollständige Eigenthum von Stadt und Herrschaft D. und von der Burggrafschaft Antwerpen erlangte. Er wurde im J. 1322 Bischof zu Utrecht, gründete 1337 das Collegiatstift zu Amersfoort und starb im J. 1340. Der älteste Bruder, Gerhards, socht bei Worringen an seines Vaters Seite, stiftete 1297 bei der St. Johanniskirche zu D. 12 Chorherren, erhielt von Herzog Johann II. im J. 1306 ein obsequielles Urtheil wider die Stadt D., verglich sich mit derselben im J. 1328, und erwarbte 1331 von Herzog Johann III. eine Verordnung wegen der Wäpeln zu D., 1333 aber die Bestätigung aller Freiheiten, welche seine Vorfahren von den Herzögen von Brabant erhalten hatten. Er starb kinderlos im J. 1333, und ruht mit seinen beiden Frauen im Chore der Franciscanerkirche zu Diest. Maria, die erste dieser Frauen, war des Grafen Arnold VIII. von Loos Tochter; nach ihrem Tode wurde Gerhards ihr Heirathsgut zu Errichtung eines Kartäuserklosters zu Zeelhem (eine Stunde von Diest, aber innerhalb der Grenzen der Grafschaft Loos gelegen). Die Stiftungsurkunde ist vom 1. Febr. 1328 und erscheint darin auch Gerhards andre Gemahlin Johanna, des Grafen Wilhelm von Flandern v. Dendermonde Tochter, die in dem n. J. 1328 die Kapelle zu U. E. F. in Wyngaerden bei D. stiftete, und als Witwe sich nochmals mit Otto von Lupf vermählte. Thomas v. D., der dritte Bruder, war demnach allein übrig, um das Geschlecht fortzupflanzen. Ursprünglich befaß er, in dem Erbrechte seiner Frau, die einzige Herrschaft Winderberg, wozu aber nach Gerhards Tod, in der Theilung vom

21. Dec. 1337, das Haus und Dorf Zeehem, und nach des Bischofs von Utrecht Tod auch die Herrschaft Diest und die Burggrafschaft Antwerpen kamen. Am 4. Febr. 1342 stellte Thomas der Stadt D. eine Urkunde über die Wahl ihrer Schöffen aus, am 27. Mai 1346 übergab er derselben einige Plätze in der Stadtfreiheit, wobei er zugleich die Privilegien der Bürgerschaft bestätigte, und am 12. August n. J. verpachtete er der Gemeinde das Schrotamt. Er war in erster Ehe mit Isabella von Brindenberg († 1329), in anderer Ehe mit Maria von Ghisel verheiratet, und starb im J. 1360. Sein Sohn erster Ehe, Thomas v. D., starb in der Jugend, die Tochter, Isabella, im J. 1348, als Karls von Riviere Gemahlin. Aus der andern Ehe kamen die Söhne Heinrich und Arnold, und eine an Johann, den Castellan von Montefalcon, verheiratete Tochter.

Der jüngere Sohn, Arnold, heirathete mit Alevis von Stalle die Herrschaft Riviere, bei Aerschot, und wurde Vater von zwei Kindern. Die Tochter, Maria, war in erster Ehe mit Philipp von Polanen, dann mit Gerhard von Petersheim verheiratet; der Sohn, Heinrich v. D. auf Riviere und Stalle, vermählte sich 1410 mit Johanna von Wesemael, das im J. 1425 die Eheverbindung zwischen seiner Nichte, Johanna v. D. und zwischen Johann IV. von Loen und Heimbreg thätigen, ließ im J. 1437 die Renten, die er zu D. zu erheben hatte, gegen diesen nämlich Johann in Richtigkeit setzen, verkaufte aber später, was ihm an der Herrschaft D. zu stand, an den Grafen Johann von Nassau-Saarbrücken, und deshalbo, da er seinen Vetter Thomas überließ, den Mannesstamm des Hauses D. Seine Tochter Elisabeth, Frau auf Riviere und Stalle, heirathete 1446 den Jakob von Wessenaer und 1453, nachdem sie seit 1451 Witwe gewesen, den Heinrich von Hoorn auf Peruwé, und starb kinderlos im J. 1460.

Der ältere von Thomas I. Söhnen, Heinrich, Herr v. D. und Burggraf zu Antwerpen, verglich sich am 23. Sept. 1360 mit seiner Mutter, indem er ihr, statt des Witthums, die Hälfte aller Einkünfte verschrieb, empfing 1363 von der Herzogin Margaretha v. Burgund die Belehnung über die Burggrafschaft Antwerpen, vereinigte sich am 18. Oct. 1366 mit seinem Schwager, Dietrich v. Hoorn, wegen der von diesem der Frau v. D. zu bezeichnenden Heirathsgelder, ließ sich am 15. August 1383 von Gerhard und Johann von der Mark, zu Kremsberg, Vater und Sohn, Schadloshaltung für die überzogen geleistete Bürgschaft versprechen, und starb im J. 1385. Im J. 1359 hatte er sich mit Elisabeth von Hoorn, Wilhelms Tochter, verheiratet, und mit ihr drei Söhne und drei Töchter, Thomas II., Johann, Wilhelm, Elisabeth, Maria und Johanna, erzeugt. Elisabeth wurde an Johann v. Aerschot, Herrn zu Ecoontoven, Maria aber an Johann von Roselaer, den Erbruderssohn von Brabant, dem sie als Heirathsgut eine Leibrente von 300 Gulden jährlich zubachte, und nachmals an Arnold Bauw verheiratet. Wilhelm von D. buhlte vergeblich um das Bisthum Utrecht, erhielt aber 1394, durch des Papstes Bonifacius IX. Vermittlung,

jenes von Straßburg. Er empfing niemals die Weihe, und wurde unter dem Vorwande, daß er die Kirchengüter verschleudere, von seinen Unterthanen gefangen gesetzt, während das Domcapitel sich einen andern Bischof, den Grafen Ludwig von Thierstein, wählte. Aber das Concilium von Constanz entließte 1415 den Bischof Wilhelm der Haft, und ercommunicirte seine Gegner. Er starb im J. 1439. Johann v. D. lebte mit Elisabeth v. Schönforst in kinderloser Ehe. Thomas II. endlich, Herr von D. und Burggraf zu Antwerpen, übernahm von Reinhard von Schönforst die mit Diest grenzende Stadt und Herrschaft Ghent, zugleich aber auch eine auf denselben haftende Schuld von 100,000 Gulden, nebst der Verbindlichkeit, an Reinhard eine Leibrente von 1800 Gulden jährlich zu entrichten, wurde auch am 2. Sept. 1400 von der Herzogin Johanna von Luxemburg und Brabant wirklich mit Eidem betheut, empfing in der Schlacht bei Roobek 1382 von den Händen des Grafen von Blois den Ritterschlag, ward 1401 Bürger zu Brüssel, und ließ sich 1429 von seinem Neffen, Johann IV. von Roselaer, wegen geleisteter Bürgerschaft einen Schadloshaltungsbrief ausstellen. Er starb den 8. Juni 1432, seine Gemahlin, Katharina von Byer, Frau auf Byer, in der Grafschaft Loos, Hoelbe, Meerhout, Dorst, im J. 1399. Sie hatte ihm einen einzigen Sohn, Johann den Jüngern, geboren, neben welchem er aber noch zwei natürliche Söhne, Heinrich und Reinhard, hinterließ. Einem jeden von ihnen setzte Thomas eine Leibrente von 200 Goldkronen aus, denn er war des Bisthums gewesen, ihre Mutter, Katharina von Terdenburg, zu eheleichen, was jedoch unterbleiben mußte, da sie plötzlich durch einen Schlagfluß getödtet wurde. Johann der Jüngere, geb. d. 14. Januar 1399, wurde durch Ehevertrag vom 18. Julius 1421 mit Johanna von Hoorn, Heinrichs auf Peruwé Tochter, vermählt, erlangte mit derselben Schloß und Herrschaft Hanesse, in Hasbanien, während sein Vater ihm die Herrschaft Byer, mit den zugehörigen Dörfern Roeken und Kartbus überließ, starb aber bereits 1424. Seine einzige Tochter, Johanna, vermählt der Großvater, durch Vertrag vom 13. August 1425, mit Johann IV. von Loen und Heimbreg. Nach den Bestimmungen des Vertrags sollte sie nach des Großvaters Ableben haben: die Stadt und Herrschaft D. das Land buyter Diest, mit den Dörfern Schaffen, Assent, und halb Weelbecom, das Land von Zeehem, die Burggrafschaft Antwerpen, Stadt und Schloß Eidem, mit den Dörfern Hilst, St. Martins-Hilst, Hondert, Neuvote, Wanrode, Witeum, Brodvoert, Molendeb und Weersbeek, ferner die Dörfer Dorst und Meerhout, Güter und Gefälle zu Zielemont, das Dorf Hoelbe, in der Riviere Cumplich, Güter und Renten zu Nodestorf und Willebringen, endlich den Hof zu Herstelt, bei Aerschot; nach ihrer Mutter Ableben sollten ihr auch noch die Herrschaft Byer und Hanesse zufallen. Johanna wurde Witme den 27. Januar 1448, vermählte sich 1461 zum zweiten Male mit Hermann von Genoves, und starb den 8. April 1472. Ihre einzige Tochter, Johanna von Heimbreg, brachte die sammtlichen diestischen Lande,

worauf aber noch immer eine Schuld von 100,000 Gulden ruhte, an ihren Gemahl, den Grafen Johann von Nassau-Saarbrücken, erzwang aber nur Töchter, von welchen die ältre, Elisabeth, an den Herzog Wilhelm von Nürting, die jüngere, Johanna, an den Pfalzgrafen Johann I. von Simmern vermählt wurde. Letztere überließ ihr Erbrecht, Montag nach Ostern, an ihren Schwager, den Herzog, und dieser verkaufte Diest, Sichern, Breibem, Meerhout, Bork, Heide, und die Burggrafschaft Antwerpen am 13. März 1487, gegen die Herrschaften Willen, Gangel und Feucht und eine starke Ausgleichungssumme, an den Grafen Engelbert II. von Nassau. So wurde also Diest ein Theil der weitläufigen belgischen Besitzungen des Hauses Dranien. Nach Wilhelm's III. Tode nahm Preußen Diest in Anspruch, das Ganze wurde aber 1708 nach langwierigen Verhandlungen vor dem Leidenhofe zu Brüssel dem Hause Nassau-Dietz zugesprochen.

Die Freiherren von Diest führten im silbernen Felde zwei schwarze Balken (wie die Stadt) und hatten eine ziemliche Anzahl von Lehenleuten, unter welchen besonders die Herren von Welsmael und Duartbreed zu merken.

(v. Stramberg.)

DIEST (Henrik van), ein gelehrter reformirter Theolog in den Niederlanden, geb. den 19. Dec. 1595 in dem Städtchen Altena in der Grafschaft Mark, studirte zu Herborn, Basel und Heidelberg, und erhielt 1621 auf der Universität zu Basel die theologische Doctorwürde. Der dreißigjährige Krieg nöthigte ihn, sein Vaterland zu verlassen. Er begab sich nach Leyden in Holland, wo die dortigen Professoren ihm gestatteten, in seinem Hause theologische Vorlesungen zu halten. Hierauf erhielt er 1624 eine Predigerstelle zu Emmerich im Herzogthume Cleve, wo er drei Jahre lang mit Ruhm wirksam war. Nun aber wurde er als Professor der Theologie und der hebräischen Sprache an das damalige Gymnasium zu Harbervos berufen, und kam von dort 1639 nach Deventer, als Professor des dortigen Akademiums, wo er den 17. Juni 1673 starb. Seine Schriften sind: *Mallicium catecheticum*; *De ratione studii theologiae necessaria instructio*; *Theologia publica*; *Enchiridion theologicum*; *Analysis Apocalypsoe*; *Funda Davidis*; *Commentatio in epistol. Pauli ad Romanos*, nebst verschiednen Predigten in holländischer Sprache.

Sein Vetter war Samuel van Diest, ebenfalls ein reformirter Theolog, der 1663 zu Duisburg und 1674 zu Entwerpen in Holland lebte, und auch einige theologische Bücher in lateinischer Sprache geschrieben hat).

(J. Ch. H. Giltmann.)

DIETBOLD oder **THEOBOLD**, Graf von Beringen in Schwaben, wurde zum Bischof in Passau im März 1172, in Gegenwart K. Friedrichs I., ungarisch seines jugendlichen Alters, gewählt, als Nachfolger seines Bruders Heinrich. Er wohnte höchst wahrscheinlich dem

berühmten Kirchentage zu Regensburg bei, in welchem viele weltliche und geistliche Fürsten auf die Absetzung des Papstes Alexander antrugen, und ließ sich im Erlaubniß des Papstes Alexander III. den 23. Sept. zu Passau durch die Bischöfe Adalbert von Freisingen und Guno von Regensburg und Brixen, unter Genehmigung des Erzbischofes von Salzburg, einsegnen. Im nämlichen Jahre gerieth er in einen heftigen Streit mit den Benedictinern des Stiftes Kremsmünster, welche die erledigte Abtstelle an Alram aus der Abtei Garst verliehen hatten. B. Dietbold war aber mit diesem so unzufrieden, daß er ihn von seinem Amte verdrängte, und den Prior Ulrich von Garst in dessen Stelle setzte. Zur Verkömmerung aller Gemüther von Kremsmünster bewog er im folgenden Jahre den Herzog Heinrich den Löwen von Baiern und Sachsen, alle Ehrentugenden seiner Vorfahren an dieses Stift durch eine neue Urkunde zu bestätigen, welche er selbst unterzeichnete. Im Mai 1174 wohnte Dietbold mit andern bairischen Bischöfen dem Reichstage zu Regensburg bei. Ulrich nach demselben begleitete er den Kaiser nach Mailand und Venedig, wo letzter mit P. Alexander III. sich im J. 1177 verglich, wiewegen die mit dem Dohne belegten Bischöfe wieder frei gesprochen wurden. Im J. 1178 wohnte er einem Kirchentage des salzburger Sprengels zu Hohenau und im folgenden Jahre zu Rom dem Kirchentage bei, welchen Papst Alexander III. im Lateran mit mehr als 300 Bischöfen veranstaltet hatte. Im Sommer 1180 unterzeichnete er auf dem Reichstage zu Regensburg das zu Gelnhausen ausgesprochene Urtheil K. Friedrichs I., nach welchem Heinrich der Löwe von Baiern und Sachsen aller seiner Staaten entsetzt und Otto von Wittelsbach für das Herzogthum Baiern ernannt wurde. Im J. 1181 reiste er mit dem salzburger Erzbischofe Konrad in das Kloster Reichersberg, wo der Probst Wäcker nach ihrem Wunsch gewählt wurde. Im Februar d. J. verfasste sich beide zur Reichsversammlung nach Nürnberg, wo sie die Urkunde K. Friedrichs I. zur Bestätigung aller Besitzungen der Abtei Kremsmünster unterzeichneten. Im J. 1182 bestimmte er den Ertrag mehrer Pfarren für die Unterhaltung der Innbräue, des Armen- und Siedenhause zu Passau. Am 21. Juli 1183 bestätigte er dem Stifte Hieron die durch Pilgrin von Schaltheim gestiftete Kirche und das Spital zu Wiedlabred. Bis dahin stand er im großem Rufe der Uneigennützigkeit. Als er aber nach dem Tode des Abts Ulrich von Kremsmünster seinen Bruder Mangold als Nachfolger, ungarisch des heftigsten Widerspruchs der Stiftern, aufdrang, wurde dieser Auf sehr gekränkt, und selbst durch Geschenke an die Abteien Hornbach und Alzebach nicht wieder völlig hergestellt. Im J. 1184 wohnte er dem Reichstage zu Mainz bei, wo der röm. König Heinrich, Sohn K. Friedrichs I., gekrönt wurde. Der 1188 geschehene Aufruf des Papstes Clemens III. zur Wanderung nach Palästina hatte alle teutsche Große geistlichen und weltlichen Standes so sehr angefeuert, daß K. Friedrich I. einen Reichstag nach Regensburg zur Versammlung der Pöler auf das Frühjahr 1189 festsetzte. Im Mai trat Dietbold seine

*) Quellen: *Hoogstraaten*, Groot algemeen historisch etc. *Woordeboek*. III. Deel. (Amsterd. 1727.) 334ter, *Geschiedenis*. 2. Af.

Reise an; im Herbst machte er mit dem Heere in Abracien Winterquartier. Im folgenden Jahr aber wurde K. Friedrich I. und viele andre Stöße, wie die gemeinen Leute, von einer ansteckenden Krankheit in so zahlreicher Menge ergriffen und hingerafft, daß sie einander nicht mehr begraben konnten. Unter diesen Unglücksfällen war auch Bischof Dietrich, welcher am 3. Nov. 1190 bei Accaron verstarb, wo er auch begraben wurde“).

(Jaek.)

DIETELMAIR (Johann Augustin), war den 2. April 1717 zu Nürnberg geboren. Dem Agidien-Gymnasium seiner Vaterstadt und besonders dem Rector G. C. Münz verdankte er seine wissenschaftliche Bildung. Innere Neigung, vielleicht auch sein Vater, der die Stelle eines Archidiacons an der St. Sebaldskirche bekleidete, führten ihn zur Theologie. Im J. 1734 bezog er die Universität Altdorf und übte sich dort unter Bernhards und Henrici's Leitung im Disputiren und Katechisiren. Dem entscheidenden Einfluß auf seine Bildung zum Theologen gewannen mehrere Professoren in Folge, wohn er sich im J. 1737 begeben hatte. Zu diesen gehörten S. J. und A. G. Baumgarten, J. H. Michaelis, Knapp, Schulz u. A. Unter dem Vortheile des zuletztgenannten Gelehrten verteidigte Dietelmair (1739) seine Dissertation: *De antiquitate Codicis Alexandrini*.

Um diese Zeit lehrte er in seine Vaterstadt Nürnberg zurück, trat dort in die Reihe der Candidaten des Predigamts und ward 1741 Mittagsprediger an der Dominikanerkirche. Drei Jahre später erhielt er das Decanat an der Agidienkirche, und in der Tochter des Pastors Michaelis an der St. Johanniskirche eine durch Vermögensgüte und seltne Geistesbildung ausgezeichnete Gattin¹⁾. Im J. 1746 folgte Dietelmair einem Ruf nach Altdorf. Er ward dort ordentlicher Professor der Theologie und eröffnete seine Vorlesungen mit der Rede: *De eo, quod difficultas est in munere doctoris academici et praecipue Theologi*. In dem genannten Jahre erwarb er sich auch die theologische Doctorwürde²⁾. Nach Beier's Tode (1752) ward er Archidiacon, und als Bernhards Nachf. (1769), Pastor an der Kirche zu Altdorf. Zugleich erhielt er die Professur der griechischen Sprache. Der pferneische Blumenorden, dessen Mitglied er bereits 1741 geworden war³⁾, ernannte ihn 1774 zum Präses. Dietelmair war 13 Mal Dean seiner Facultät und fünf Mal Rector der Universität gewesen, als er den 6. April 1785 starb.

¹⁾ *Hensitii* germ. 322. I. 327—337. Chronicon Reichenberg. in monum. Boic. Vol. 27. Annot. Gressman. L. II. c. 12. *Bohemorum res byssolonicae*. *De Long.* Regesta Bavarica. I. 533—340. Buchinger, Gesch. von Passau. I. 160—167. Leng. Gesch. und Beschreibung von Passau. I. *Handi metrop.* Salaburg.

1) Eine Schilderung dieses gelehrten Trauungsmanns, das mit einer gründlichen Kenntnis der lateinischen, griechischen und französischen Sprache auch Talent für Poesie verringerte, findet man in des hamburger Bericht vom J. 1746, Nr. 56. 2) Durch Vertreibung seiner Inauguraldissertation: *De divinatoriorum marmor scripturarum et sanctorum ad Actor.* 3, 21 (Altd. 1746) 4. 3) Unter dem Namen *Trenau*.

Während seines vieljährigen Lehramts, dessen Pflichten er mit unermüdetem Eifer erfüllte, erwarb er sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit, seinen fleißigen und anziehenden Vortrag und seine praktischen Kenntnisse keine geringen Verdienste um die Universität und um das theologische Studium überhaupt. Wie sehr er in der Patriastik bewandert war, beweisen die Zeugnisse, welche er in seiner Historia dogmatis de deo consensu Christi ad in-feros (Norimb. 1741) beibrachte, um darzutun, daß die Lehre von der Höllefahrt Christi schon in der ältesten Kirche existirt habe⁴⁾. Aus der Vergleichung der Stelle Koloss. 4, 17 mit dem zweiten und zehnten Briefe des Briefes an den Philemon suchte er 1751 in einer lateinischen Dissertation die oft angefochtene Meinung in Schutz zu nehmen, daß Archipp Vorsteher der Kolossener Gemeinde gewesen sei. Mit schätzbaren Anmerkungen englischer und französischer Commentatoren begleitete er die von Romanus Zeiler begonnene Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, und führte dies Werk in den J. 1752—1766 vom dritten bis zum elften Theile fort. Unter seinen übrigen Schriften, von denen nur zwei ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat⁵⁾, verdienen die Abhandlungen aus allen Theilen der Theologie (Altdorf 1763—1768. 2 Bde. 8.) und die Theologischen Betrachtungen vermittelst Inhalts (Ebenb. 1769—1775. 2 Bde. 4.) nicht übersehen zu werden⁶⁾.

(Heinr. Döring.)

DIETENBERGER (Johann), ein tüchtiger Theolog, war zu Dietenberg, einem Dorf in dem Erzstuhme Mainz, geboren, und nahm von seinem Geburtsorte, nach damaliger Sitte, den Namen an. Er trat in den Dominikanerorden, ward Kanonikus zu Mainz, Großinquisitor daselbst und zu Köln, und starb den 30. August 1534. Er ist vorzüglich bekannt durch seine treffliche Uebersetzung der Bibel, die erste, welche für die Katholiken herausgegeben wurde. Sie erschien 1534 zu Mainz in gr. Fol.; ward wieder aufgelegt zu Köln 1540, 1550 und später noch öfter. In Augsburg besorgte man davon 1776 eine neue Ausgabe in gr. 8., in der man den Styl verbesserte und mehrere veraltete und unverständlich gewordene Ausdrücke mit sprachüblichen vertauschte. Diese Uebersetzung, deren erste Ausgabe mit Zusätzen gegen die Lutheraner ausgestattet war, erfuhr von diesen vielfachen kräftigen Widerpruch. Sie behaupteten auch nicht mit Unrecht, daß Dietenberger nur als Plagiarius zu betrachten sei, weil er die Bibel nicht nach den Grundtexten überlegt, sondern hinsichtlich des Alten Testaments Luther's abgeschrieben habe, mit Ausnahme der Stellen,

4) Vergl. Leipziger gel. Zeitung 1741. Nr. 42. Göttinger gel. Zeitungen 1741. Nr. 41. Jene die Nachrichten von dem neuesten theologischen Büchern. 1741. I. St. Nr. 2. 5) S. dessen Erläuter. der vom J. 1750—1800 verstorbenen tüchtigen Schriftsteller. 2. Bd. S. 352 fg. 6) S. Progr. fanebre. Altd. 1735. 4. Etrobtmanu. Remei gel. Europa. 3. Ab. S. 794 fg. Billi, Nürnbergsche Gelehrtenkron. I. Ab. S. 255 fg. 5. Ab. S. 210 fg. Dessen Gesch. der Universität Altdorf (2. Ausg.) S. 78, 332. Baaber, Erläuter. verk. bairischer Schriftsteller. I. Bd. I. Ab. S. 109 fg. Heint. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. u. 19. Jahrh. I. Bd. S. 325 fg.

wo dieser von der Vulgata abweicht, hinsichtlich des Neuen aber den B. Emser. Die alten Ausgaben dieser Uebersetzung sind selten und werden sehr gesucht. (Frank.)

DIETENDORF, Dorf im Herzogthume Sachsen-Gotha, an der Apfelfleisch gelegen, mit 62 Häusern und 240 Einn. Dieses Dorf nennt man auch Altdieten-dorf, zum Unterschiede von dem dabei angelegten Neudietendorf (auch Gnadenhof genannt), einer Herrutercolonie, welche 1742 von dem Grafen Salbafar von Breunitz hieher verpflanzt und von Anton Urban von Rübeke 1752 selbst gegründet wurde. Die Gebäude errichtete der Graf Folter längs des Flusses. Die Colonie ist durch ihre bedeutenden Fabrikalkanten sehr wohlhabend geworden. Einwohner hat Neudietendorf über 400. (H.)

Dietenheim, f. Fugger-Dietenheim.

DIETENHOFFEN, ein Rathssteden im königlich bairischen Landgerichtsbezirke Markt-Grubach des Regatskreises mit 80 Feuerstellen und 123 Familien, f. IV Bd. d. Encycl. S. 213, 214. (v. Lang.)

DIETERICA, Diese Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der achten Linne'schen Classe, das Serrige so genannt nach Joh. Georg Rill. Dieterichs (welcher mit Andr. K. Zeller den Text zu Joh. Willh. Weinmann's großem Kupferwerke, Phytanthoza-Iconographia, liess), um durch den Namen sogleich die nahe Verwandtschaft dieser Gattung mit Weinmannia anzudeuten. Char.: Der Kelch vier- bis fünftheilig, groß, hinfällig (bei B. viertheilig und stehbleibend); vier bis fünf nagelförmige Corollenblättchen (bei B. vier, an der Basis nicht verschmälerte); acht bis zehn (bei B. acht) Staubfäden, welche aus einer Scheide, die den freien Fruchtknoten trägt, eingelagert sind; acht bis zehn freie Schüppchen an der Basis des Fruchtknotens (diese sind bei B. zu einem Krüge verwachsen; zwei bis drei (bei B. zwei) stehbleibende Griffel; eine eiförmig-ablange, zweischnabelige, weißliche, zweilappige, wenigfammige Kapsel, deren Klappen mit eingebogenen Rändern die Scheidewand bilden; die zahlreichen, geschwänzten Samen sitzen auf einem kurzen Mutterfaden, der sich mitten auf dem Grunde der Kapsel erhebt (dagegen trägt die vollkommene Kapselscheidewand bei B. auf jeder Seite einen Mutterfaden und auf diesen wenige, meist haarige Samen). Die einzige hieher gehörige Art, *D. paniculata* Ser. (in Cand. prod. IV, p. 58.), *Weinmannia, paniculata* Cav. ic. VI, p. 44. t. 565) ist ein silesisches Bäumchen mit gegenüberstehenden, einfachen, lanzettförmigen, unbehaarten, unten schimmelgrünen, grobgezähnten Blättern, linienförmigen, hinfälligen Ackerblättchen und rüfenförmigen, in den Blattachsen stehenden Blüthen. (Sprengel.)

DIETERICH, Compseß zu Mainz und Epistolon zu Arier, wurde daselbst im J. 1765 zum Erzbischofs von seinem Vudervandanten Kaiser Otto I. ernannt, von welchem er während seiner jährlichen Regierung mit Wohlthaten überhäuft wurde. Dieterich wohnte noch im nämlichen Jahre dem Begräbniß des Erzbischofs Bruno zu Köln bei. Am 7. Januar 1766 ernannte er von Kaiser Otto I. die Befähigung, des vom

Könige Dagobert geschenkten Hofes Grünhaus und der königl. Kapelle für das Stift Maximian; am 4. Februar d. J. das Geschenk mehrerer anderer Güter für das Domstift. Am 21. Januar 1769 erlangte er vom Papsste Johann XIII. den Vorzug des trierer Erzbischofs vor andern in Teutisland, und den 29. März 1770 wieder eine laif. Begünstigung für das Stift Maximian, wie den 17. August 1773. Im J. 1774 verdrängte er die Stifsherrn von St. Martin mit laif. und päpstl. Einwilligung, und setzte an deren Stelle Benedictiner. Im J. 1774 erhielt er vom Kaiser Otto II. für sein Domstift den Forst im Kolwald nach bestimmten Grenzen, eine Befähigung der Privilegien aller Vorgänger für die Immunität des trierer Erzbischofs, und das Münzrecht zu Carignan und Longuion. Den 18. Januar 1775 wurde er noch vom Papsste Benedict VII. mit der Befähigung des Vorranges der trierer Erzbischofs vor den übrigen Bischöfen bei Kirchensammlungen und mit andern Begünstigungen erfreut, ehe er sich nach Mainz begab, wo er nach einer kurzen Krankheit verschied, und in der von ihm selbst erbauten und mit Einkünften versehenen Gangoltskirche von 12 Stifsherrn begraben wurde. Ihm folgte der Nachruhm von ungewöhnlicher Geistesbildung, von welcher unter andern auch sein Lobgedicht auf die heil. Eudagord zeugt*). (Jaek.)

DIETERICH (Karl Friedrich), kurmainzischer Regierungsrath, war daselbst am 23. August 1734 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht theils im väterlichen Hause, theils bei einem Parrer aus dem Eichsfelde erhalten, dann sowohl das lathol. Gymnasium zu Erfurt, als das, damals von den Jesuiten verwaltete, zu Heiligenstadt eine Zeit lang besucht, und auf letztem unter andern in der scholastischen Philosophie zwar große Fortschritte gemacht, aber auch schon einen tiefen Abscheu gegen dieselbe empfungen hatte, studierte er seit 1751 auf der Universität Erfurt, wo er bei dem gelehrten Benedictiner Andreas Gordon und bei Joh. Willh. Baumer nicht nur eine gesunde Philosophie hörte, sondern auch, durch den Einfluß dieser Männer, in seiner frühempfangenen Neigung für das Studium der Natur sehr befestigt wurde. Zu seinem Hauptfache wählte er jedoch die Rechts-wissenschaft, und besuchte die Vorlesungen fast aller damaligen Professoren dieses Faches, unter denen Turin, ein vielseitig gelehrter, ebenso systematisch als geschmackvoll gebildeter Mann, am meisten auf ihn wirkte. In Vortrügen, wo er seine Studien weiter fortsetzte, machte besonders der ältere Becmann auf ihn einen so vortheilhaftesten Eindruck, daß er ihn ganz zum Führer zu wählen beschloß, und dies auch ausführte, ungeachtet ihn Kranklichkeit nöthigte, bald wieder nach Hause zu reisen; denn er verschaffte sich Becmann's Hefie, und studierte diese so fleißig, daß B. selbst in der Folge bekannte, D. habe

*) Hentheim, Hist. Trevirens. I. 302 — 317. Prodr. I. 11. Hist. I. 302 — 317. Scriveri res Mogunt. c. Joannis II. 270. Morfieri, Coll. ampl. I. 321. Bullarium M. rom. IX. 1. Censur. loc. Tom. II. P. III. 69. c. Barnage. Berol. Chron. Gottwicens. prod. 205 — 7. Fleury, Hist. eccl. ad a. 1074. Lioneri anal. Trev. I.

sich ganz nach seinen Grundfugen gebildet. In Erfurt hielt er hieauf in den Jahren 1755 und 1756 mit einigen Subscribenten Repetitoria über das römische und kanonische Recht, suchte sich dann durch einigen Aufenthalt in Mainz und Weimar noch mehr praktische Ausbildung zu verschaffen, und wurde 1758 als Professor bei den weltlichen Gerichten in Erfurt angestellt. Dies Amt war seinem mehr für ein wissenschaftliches Leben bestimmten Geiste nicht ganz angemessen; dabei verwickelte ihn seine etwas unverträgliche Gemüthsart in mancherlei Verdächtigkeiten, so daß er endlich im J. 1770 sein Amt niederlegte, und Willens war, ganz von Erfurt wegzuziehen. Ehe er dies bewerkstelligen konnte, benutzte er inzwischen seine Ruhe zur Ausarbeitung einiger, sowohl juristischer als naturhistorischer Schriften; und da er durch diese unter andern dem Freiherrn von Dalberg, der eben damals als Statthalter nach Erfurt kam, vorthellhaft bekannt wurde, so bemühte sich dieser, ihn in Erfurt zurückzuhalten. Durch Dalbergs Verwendung erhielt D. im J. 1773 die durch den Tod des Reg.-Raths Spitz (seines Schwiegervaters) erledigte Stelle eines Assessors der Juristen-Facultät, nebst einer ordentlichen Professur der Rechte bei der dortigen Universität; weshalb er am 22. Sept. 1773 die längstverdiene Doctorwürde annahm. Im J. 1776 verlaßte er sein bisheriges Lehramt mit der durch den Grafen von Boyneburg gestifteten Professur des Staatsrechts und der Geschichte, womit er zugleich die Aufsicht über die, gleichfalls von Boyneburg gegründete Universitätsbibliothek (um die er sich sehr verdient machte), und einige Jahre später den Charakter eines kurfürstl. Regierungsrathes erhielt. Als Jurist zeichnete er sich dadurch aus, daß er die sogenannte demonstrative Lehrtart, für die er mit vieler Emsigkeit, ja bis zur Leidenschaftlichkeit eingenommen war, in Erfurt einfuhrte, und durch seine Schriften zu verbreiten suchte; doch mag eben diese Emsigkeit, bei der ein gründlich-historisches Studium der Jurisprudenz nicht bestehen konnte, der Wirkung und Aufnahme seiner jurist. Schriften, die sonst manche Vorzüge hatten, und in denen er es auf nichts Geringeres, als auf eine Reform der gesammten Rechtswissenschaft anzulegen schien, sehr geschadet haben. Glücklicher wirkte er als Schriftsteller in der Botanik, wo er zur Verbesserung eines systematischen, gründlichen Studiums, zur allgemeinen Empfehlung der Wissenschaft an sich, ohne sie als Hülfsmittel der Heilkunde zu betrachten und besonders zur Verbreitung des Linné'schen Systems, dem er, sowie seinem großen Urheber, ebenfalls mit leidenschaftlicher Wärme anhing, nicht wenig beitrug. In seinem größten physiko-theologischen Werke „Schöpfung und Schöpfer“ hat er höchst geistreiche Ansichten entwickelt, aber auch nicht alle Verirrungen der Phantasie vermieden. Bei seinen großen und mannigfaltigen Kenntnissen hätte er ohne Zweifel noch weit Erhebliches leisten können, wenn er nicht durch Leidenschaftlichkeit, Eigensinn und einseitige Vorliebe für den Katholicismus, die mit seinen, bei andern Gelegenheiten nicht selten ausgesprochenen, hellen und freimüthigen Ansichten in einem auffallenden Widerspruch stand, sich und An-

den oft geschadet, und seine glücklichere Wirksamkeit selbst gehemmt hätte. Er starb nach langwieriger Krankheit den 31. August 1805 *).

DIETFURT, 1) zerstörtes Ritterstättchen an der Donau, 2 t. R. westlich von Sigmaringen, mit einer Mühle, deren Kahl die Grenzschiede zwischen der badenschen Herrschaft Guttenstein und dem Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen macht. Der auf den Ruinen des Schlosses selbst stehende Brunnhof ist fürstbergisch unter hohenzollern-sigmaring. Landeshoheit. Dieses Dietfurt aber mit andern Orten desselben Namens, welche im Umfange des Großherzogthums Baden selbst liegen, nicht verwechselt werden; sie sind: 2) Dietfurt, ein Dorf bei Kien an der Elb, in der Landgrafschaft Rellenburg, eine grundherrliche Besizung des Grafen von Engenberg, des großherzogl. Bezirksamts Rabsbüßel zugetheilt; 3) zwei standesherrliche, fürstl. fürstbergische Höfe bei Reistungen, 4 t. R. südl. von Eßlingen, im Bezirksamte Reußbüß, 4) die dietfurter Mühle bei Bisingen, im Bezirksamte Blumenfeld, 4 t. R. südl. von der Amtstadt. (Thms. Afr. Leger.)

DIETFURTH, bairische Stadt an der Laber, von der sie, bei ihrem Ausflusse in die Altmühl, auf zwei Seiten umflossen ist, bekannt durch ein Geschehn den 4. März 1703 zwischen den Hertzögen von Baiern, von welchen lehtern der Ort, 2500 Mann stark, besetzt war. Von dem kais. General Stryum mit einem Haufen Reiterei angegriffen, räumte zwar die bairische Cavallerie das Feld; die Infanterie aber stellte sich im Walde auf und wies zwei Angriffe der Kaiserlichen unter dem Hertzoge von Württemberg zurück. Erst als diese zum dritten Male ansetzten, gelang es ihnen, die Baiern zu werfen und bis nach Kehlheim an der Donau zu verfolgen, wo sie in der Eile abgebrochne Brücke sie an der fernern Verfolgung hinderte. Die Baiern verloren 500 Tode und 483 Gefangne; hatten jedoch wenige Tage darauf Gelegenheit, den Kaiserlichen unweit Scherbingen einen noch größern Verlust beizubringen. (v. Hoyer.)

DIETHELM, des Brudermörder, Graf von Ziegenburg, Diethelms Sohn, hatte zur Gemahlin eine

*) Seine Schriften sind: 1) Pflanzenreich, nach dem neuesten Naturgesetze des Hitzers Karl von Linné. 2 Bde. (Erf. 1770). (Prof. Rudolphi in Beispiel geführte 1798, ohne Dietrichs Mitwirkung, eine neue Ausgabe dieses Werkes in drei Bänden.) 2) Systema elementare Jurisprudentiae civilis privatae communis imp. Romano-Germanicae (Erf. 1772). 3) Diss. inaug. de suprema lege Republicae (Erf. 1773). 4. 4) Anfangsgründe zu der Pflanzenkenntnis (Erf. 1775) mit 12 Kupferst. (Ein sehr zweckmäßiger, für seine Zeit schätzbares Lehrbuch, worin auch auf die Physiologie der Pflanzen Rücksicht genommen wird.) 5) Kurze historisch-topographische des erlauchtesten Gelehrten (Erfurt 1777). 6) Systema elementare Jurisprudentiae cathol. ecclesiasticae privatae (Erf. et Lips. 1784). 7) Schöpfung und Schöpfer, oder Anleitung zur gründlichsten Kenntnis der Natur, Schöpfung und Hinführung auf ihren Schöpfer (Erf. 1785). 8) Systema elementare Jurisprudentiae catholico-ecclesiasticae. lat. privatum quam publicae communis, secundum principia congressus Romani (Erf. 1791). Außerdem mehr Programm Raths- und kirchenrechtlicher Inhalts, aus den Jahren 1779—1802, die aber wenig Ausgezeichnete enthalten.

Tochter des Grafen Rudolf von der Reuenburg, und von ihr mehre Söhne¹⁾. Um so schmerzlicher empfand er es, daß er seinen jüngern Bruder Friedrich zu seinem Miterrben haben würde. Reichlichen Samen des Hasses säete Diethelms Gattin zwischen den beiden Brüdern. Der Vater war dem jüngern Sohne geneigter, weil er seinen und seiner Mutter (Gula) Willen und Rathschlägen Folge leistete. Der ältere verging sich gegen die Ältern nicht nur durch Scheltworte, sondern selbst so weit, daß er einen Pfeil auf seine Mutter abschoss und den Vater ins Gefängniß warf. Friedrich hatte sich auf den Rath des Vaters mit der Tochter des Grafen Hugo von Ronfort verlobt, und verschmähte die Schwester seiner Schwägerin, die er zu nehmen versprochen. Dies steigerte den Haß seines Bruders Diethelm und seiner Schwägerin gegen ihn. Sie schickte ihren Gatten zum Brudermorde an, damit ihre Söhne nicht in Armuth fänden, und man nahm nach dem Geiste jener Zeit für gewiß an, sie habe, um ihn dazu bewegen zu können, Zauberkraut in den Lauterwein (Claret) gemischt. Diethelm versammelte seine vertrauenswürdigen Mannen, stellte ihnen jene Verleumdung vor, klagte, wie er durch seinen Bruder das Verrecht seiner Geburt, das Stammschloß Tegenburg, verloren, erinnerte sie, wie Friedrich einen Bruder und Verwandten von ihnen erschlagen. Zu den Klagen fügte er Beschreibungen von Geschenken, und bewog so die Feinde seines Bruders, die dieser schwer verlor, zur Ausführung der That. Da sie hierzu keine andere Gelegenheit fanden, schloffen sie verstellten Frieden, luden ihn in das Schloß Reingerswil, hielten ihn durch dreitägiges Gastmahl hin und ermordeten ihn im Schlafe den 12. Dec. 1226²⁾. Diethelm eilte hinweg, um die Tegenburg und die Stadt Wil einzunehmen. Da aber schon der Ruf ihm vorausgegangen, gewann er sie nicht. Der mit Fuchsaugen spärende Abt Konrad von St. Gallen, wie ihn sein Geschichtschreiber wiederholt nennt, begab sich nach Reingerswil, wo die Leiche des Ermordeten lag, benutzte den Jammer der Ältern, und ließ sich von ihnen alles, was dem Lebenden gehört hatte, an Aulden, Rittersn und Gefinelschaft, ertheilen³⁾. Die Mutter Gula erhielt vier lebenslängliche Präbenden vom Kloster St. Gallen. Hier ward auch Friedrich beigesetzt. Wiewol des Befehlendes der Ältern beraubt, suchte doch Diethelm seinem Bruder in der Erbschaft zu folgen. Aber der Abt vertheilte mit Löwenmuth die gemachte Beute. Um die Tegenburg und die Burg Wil desto leichter behaupten zu können, übertrug er einen Theil der ihm von Diethelms Vater geschenkten Aulde Leuen zum Lehn. Von dem Bischofe von Constanz in die Kirchenbann, von König Heinrich in die Acht gethan, sah der bedrängte

Diethelm keinen andern Ausweg, als vom Abte 500 Mark zu nehmen und alles, was seine Ältern dem Kloster geschenkt, nebst seinen Söhnen durch eine Urkunde zu bestätigen, welches auch durch eine königliche bekräftigt ward. Der Abt suchte nun von ihm benannten Grafen bei Sultem zu erhalten, und dieser half ihm auch das Schloß zu Lüttenburg besetzen. Aber Diethelms Gemahlin riß die Wunden ihres Gatten immer wieder auf, die ihm der Abt dadurch, daß er das Erbe seines Bruders durch jene erschreckende Schenkung an sich gerissen, geschlagen hatte. Während der Abt sich für König Heinrich zu dessen Vater Kaiser Friedrich II. als Gefandter nach Italien begab, erhob Diethelm Fehde gegen des Abtes Brüder, die von Buznang; wurde aber von ihnen und den Dienstmannen des Abtes zurückgetrieben, die nun von ihrer Seite des Grafen Besetzungen verwüsteten. Abt Konrad brachte aus Italien einen kaiserlichen Leihbrief gegen den Grafen Diethelm mit, durch welchen die Achtung des Kaisers Sohne, dem Könige Heinrich, angetragen ward, der sie den Reichsfürsten vertheidigen sollte. Bei Anknüpfung des Abtes wurde auch die früher geschehene Excommunication des Grafen von neuem bekräftigt. Abt Konrad selbst griff mit mächtiger Heerschaar Diethelms Burg Reingerswil an, und zwang durch viernöthentliche Bestürmung die durch Feuerseile aufflammende zur Übergabe. So auch eroberte er die Burg zu Buznang und die Burg Lutterberg. Da der Graf sich so liberal überwinden sah und kein Zufluchtsort ihm geblieben, da sein Gegner, der Abt von St. Gallen, auch Uznach in seiner Gewalt hatte, und alle Blutsfreunde und Schwäger des Grafen verschmähten, ihm Hülfe zu leisten, so war er gezwungen, die Versöhnung mit dem Abte von St. Gallen zu suchen. Ihm standen hierbei der Graf von Aargau, Voigt von Rapperswil, und einige fromme Äbte des Cistercienser-Ordens bei. Zweimal wurde die Schlichtung des Streites durch Schiedsmänner betrieben, das erste Mal durch Gottsfrit von Dornleue, das zweite Mal durch den Grafen Rudolf von Reuenburg, den Schwiegervater des Grafen Diethelm, und durch den Abt von Altaria⁴⁾. Diethelm mußte vermög des geschlossenen Friedens die Burg Uznach (diese uneinnehmbare Burg lag bei Uznach) zum Pfande und Bürgen geben, daß er im ganzen Aargau kein Schloß besetzen und in dem, was in der Hand des Abtes war, weder ihn noch seine Nachfolger belästigen sollte. Durch des Papstes, des Kaisers und des Königs Siegel ward dieses bekräftigt. Unglaublich war bisher gewesen, daß ein Graf von Tegenburg hätte so niedergedrückt werden können. Der Brudermörder war ein Gegenseind der Bräutungskunden des Volkes und des Volksliedes geworden. In dem Munde aller Bänkelsänger und Handwerker auf Bühnen, Gassen, Landstraßen tönte seine That wieder. Auf den gedrückten Grafen hörte der Abt nicht auf, Jagd⁵⁾ zu

1) Unter Diethelms Söhnen war der als Rittersänger bekannte Graf Rauf von Tegenburg, der auch dem Abte Berthold von St. Gallen nicht versch, wieviel eher von dessen Vorgängern, Konrad von Buznang, Tegenburgischer Güter an das Kloster gestiftet. S. Bodmer, Proben der alten schweizerischen Poesie, S. XXVII—XXIX, wo sich auch die Stellen und Reimarten einer beifügen.
2) Neerholz, S. Gallense No. 453. 3) Die über diese Schlichtung angefertigte Urkunde ist noch vorhanden.

4) Friedensinstrument. 5) Dominus itaque reverendissimus abbas, locis omnia pertransiens oculis ac al. regimini venator, tempore nocturno opportuno, conitum infidelitatem ac al. canibus laetant circumstantibus errantem, egit. Minore contactum, tandem agrestem e. c. sagt der Abte Bedränger selbst.

machen, und ließ sich die Leiche von des Grafen Ältern geschenkt. Alde durch des Königs und des Grafen Siegel von neuem bekräftigt und durch Geiseln und Verpfändung aller seiner noch übrigen Alode befestigt. Nicht so beugen ließ sich Dietrichs Wittin und reinigte sich außerhalb des Landes durch Tragen von der ihr gemachten Anschuldigung¹⁾. Auch müssen wir ausdrücklich bemerken, daß wir keine andre Quelle über jene Schandthat, als die Erzählung der Feinde Dietrichs haben. Da selbst diese anerkennen, daß Friedrich Dietrichs Dienstmannen schwer verletzt hatte, so muß billig darauf aufmerksam gemacht werden, wie ungewiss es ist, welchen Antheil Dietrich selbst am Morde seines Bruders gehabt. Dem habfüchtigen Abte von St. Gallen kam der Mord, wie der Erfolg lehrt, aus jeden Fall sehr gelegen.

(Ferdinand Wächter.)

DIETHER (teutsche Heldensage). 1) Dietrich, des Königs Amelungs ältester, Ernrichs und Dittmars Bruder, erhielt, als sein Vater am Anfang des Lebens die Lande theilte, Nienburg und das Vairland, hinterließ drei Söhne, welche unter dem Namen der Hurlungen wegen ihres tragischen Endes berühmt sind²⁾. — 2) Dietrich der Junge, des vorigen Neffe, des Königs Dittmar Sohn, jüngerer Bruder Dietrichs von Bern, wurde von Hildebrand erzogen, mit seinem Bruder Dietrich von ihrem Vaterbruder Ernrich vertrieben³⁾, ward nun Pfleger Eika's (Helke's), der Gemahlin Ege's, und Pflegebruder von dessen Söhnen Erp und Detwin, und sie liebten sich einzig. Ihre erste Herrschaft war es, als sie mit Dietrich von Bern und dem Ege'schen Heere zur Eroberung des Amelungereichs auszogen. Dietrich geblot beim Abschied ihrer Mutter, sie entweder gesund heimzuführen, oder sie nicht zu überleben.

Erp und sein Gefell Helrich fielen in der großen Schlacht im Kampfe mit Wittich und Kunga. Während hierauf Dietrich mit Kunga kämpfte und ihn erschlug, war Erp durch Wittich gefallen. Da wollte Dietrich selbst nicht länger leben, oder den Tod der beiden Jüngherren durch den Tod Wittichs, der mit ihm aus Rücksicht für seinen Bruder Dietrich nicht kämpfen wollte, rächen. Sein Schwert glühtete von Wittichs hartem Helm ab, und tödtete dessen Kopf, so daß Wittich, um sein Leben zu retten, genöthigt war, Dietrich zu erschlagen. So nach der Wiflino-Saga⁴⁾. Nach der andern Heldensage löst

Dietrich seinen Bruder Diether und Ege's Söhne, um sie nicht dem Kampf auszuführen, in der Hurlung Bern unter Jlsans Pflege zurück, gibt Diethern, der etwas älter ist, Ege's Söhne in seine Hut, und befehlt, daß die drei aus der Stadt nicht reiten sollen. Sie lassen jedoch ihrem Meister Jlsan seine Ruhe, wollen sich nur etwas vor der Stadt umhören, verlieren aber in starkem Nebel den Weg und verirren sich bis in die Gegend von Ravenna; jetzt erhebt sich der Nebel, der Kunge haltende Wittich erblickt sie. Durch ihn fallen Ege's Söhne, und endlich nach langem zühmreichen Kampfe auch Diether⁵⁾, der zwar erst zwanzig Winter zählte, aber der ritterlichen und raschesten aller Mannen an allerlei Dingen war, und unter seinen Ebenalten nimmer einen fand, der seines Gleichen gewesen wäre an Stärke, Schönheit und allerlei Häßlichkeit und Höflichkeit⁶⁾. (Ferdinand Wächter.)

DIETHER, Abt v. Hirschfeld, wurde im J. 928 zum Bischof von Hildesheim ernannt. Er befand sich im J. 937 mit Kaiser Otto dem Großen zu Magdeburg, ließ die baufällige Kirche zu Sandersheim niederreißen, eine neue und umfassendere aus dem Grund errichten, und wehte sie nach 11 Jahren zur Ehre der Maria im J. 939 ein. Dem Kirchenrathe zu Angelheim wohnte er im J. 948 bei. Dem Hochaltare seiner Domkirche zu Hildesheim ließ er ein schönes Denkmal beifügen. Er starb den 13. Sept. 956 mit dem Rufe der Pflüchterfüllung. (Jaek.)

DIETHER, Graf von Nassau, Kurfürst und Erzbischof von Trier, wurde als Dominikaner und Bruder des verstorbenen röm. Königs Adolf nach dem T. 9. Dec. 1299 erfolgten Tode des Kurfürsten Vornamund von Marneberg, vom Papste Benedict VIII. sogleich zur erledigten Würde erhoben, obschon er vom Domcapitel weder verlangt noch gewöhnt war, welches bereits eins ihrer Mitglieder, Heinrich von Kienberg, durch Stimmenmehrheit bestimmt und zur Huldigung des größten Theils des Erzbischofs befehrt hatte. Diether war zwar dreißig genug, im J. 1300 über das Lehn des Schlosses Mans bescheid für Friedrich von Kupa, sowie über die Ernennung Ulrichs von Hanau als Reichsvogts und Vorkant der Wetterau, wie über die Einsetzung des Episcops Wibold Urkunden zu unterzeichnen; doch gelang ihm nicht, in den wirklichen Besitz der geistlichen oder weltlichen Gewalt zu kommen; vielmehr wurde er von beiden sehr hartnäckig verworfen, und gerieth in sehr vielfachen Waffenkampf mit seiner ganzen Umgebung, wie mit dem röm. König Albert, mit dem ganzen rheinischen Adel und der Stadt Godesm. Daher mußte er alles Mögliche versäßen den, während er in der größten Einschränkung lebte.

6) Conradus de Fabaria, Casus S. Galli cap. 14, bei Periz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II, p. 176 — 179.

1) Dietrichs Ähnen und Blud zu den Germanen in v. b. Hagen's und Primisser's Heldenbuch in der Ursprache, S. 27, 28. Über die Hurlungen vgl. den Abtl des Heldenbuchs in nagerdunher Webe, alte Ausg. B. 1560. Bl. 185 und Wiflino-Saga, c. 13, 255 — 257. Hel v. b. Hagen, 1. Ab. S. 40. 2. Ab. S. 276 — 282. Hier heißt Dietrich: Ate Hurlungentrost. 2) Dietrichs Ähnen und Blud zu den Germanen, S. 28. Nach der Wiflino-Saga, c. 293. 11, p. 562, war Dietrich, als er mit seinem Bruder Dietrich nach Eufas zu König Ege kam, einen Winter (Jahr) alt, und 20 Winter, als er der Herrschaft gegen Ernrich befehmtete. 3) Wiflino-Saga, c. 297 — 302, 305, 307, 309 — 312, 315, p. 571, 574, 575, 578, 320, 383, 384, 392, 396, 408 — 409, 416, 417.

5) Charpt. v. W. u. S. G. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

4) Schlacht der Koken (Ravennaschlacht) in v. b. Hagen's und Primisser's Heldenbuch in der Ursprache, S. 19 — 29. Nach der Sage in Dietrichs Ähnen und Blud zu den Germanen, S. 77, 83, erbte Dietrich, der Jlsan zurüchtelebte, die Hildereicheit Ravenna's und Wiflino's durch seinen Bruder Dietrich. Über Dietrich als Dietrichs Bruder 1. auch Dietrich und seine Geiseln in Kaspar von Rön Heldenbuche, Str. 31. S. 147. Eigenes bei v. b. Hagen, Str. 20. S. 119. Geviger Kokengarten, S. 4. 5. Alte Überfahrt der Sagen des Heldenbuchs. Zug. 1560. Bl. 186. C. 1. 2. 3. Wiflino-Saga, c. 298. T. III, p. 363, 364.

Selbst seine Verbindung mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln gegen den römischen König Albert war fruchtlos, indem dieser sie alle besiegte. Nach mehreren Jahren der größten Unruhe am Rheine wurde er von der Geistlichkeit des Erzbistums bei dem Papste Clemens V. zu Rom sehr hart angelagt, und deswegen zur persönlichen Erscheinung eingeladen; allein als er sich zur Reise bereitete, wurde er den 23. Nov. 1307 plötzlich vom Tode überfallen. Nach seinem eignen Verlangen wurde er in der Dominikanerkirche zu Trier begraben*.) (Jaek.)

DIETHER, Graf von Hsenburg, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, war vom J. 1427 bis 1430 Präfect der Stiftskuntenhaken in Hessen, wurde 1434 von der Akademie zu Erfurt, auf welcher er studirt hatte, zum Rector ernannt, 1438 kurfürstl. Rath, später Domherr zu Mainz, Trier und Köln, 1453 Domcapitul zu Mainz, 1456 bei erledigtem Stuhle des Erzbisthums Trier nach seinem Wunsch und Einleiten mit mehrern Stimmen zur Nachfolge daselbst ernannt, und endlich den 18. Juni 1459 zum Erzbischof in Mainz durch Stimmenmehrheit gewählt, während sein Nebensüßler, Graf Adolf von Nassau, mit wenigern Stimmen die Gunst des päpstlichen Hofes zu erschleichen suchte. Sobald dieses Ereigniß den höhern und niederen Lebenden des Kurfürstenthums verkündigt war, wurden Abgeordnete für den Empfang der Reichsleihen an den Kaiser nach Wien, wie zur geistlichen Krönung an den Papst Pius II. gesandt. Nach einigem Verzug erhielt er auf wiederholtes Ansuchen im J. 1460 von beiden Obern die Bestätigung, und von Letztem zugleich das Pallium. Da er aber die Gebühren als sein ersäbziges Einkommen zu entrichten sich weigerte, so folgte bald die Eröffnung, dem päpstlichen Gesandten, R. Honorius, das Pallium zurückzugeben. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung gerieth er in beständigen Streit mit dem Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich, dessen Versöhnung durch Vermittler auf einer Versammlung zu Nürnberg nicht möglich war. Er ernannte im Juli 1459 nach der Bestimmung der domcapitularen Wahlcapitulation Johann Münch von Rosenburg zum Generalvicar; den Grafen Adolf von Nassau zum geistlichen Vicarom im Kurfürstenthum Erfurt; und zum Kriegsobersten den erfahnen Grafen Otto von Hanneberg für den Schwanz gegen äußere Feinde. Von seinen Unterthanen im Rheingau nahm er selbst die Huldigung ein. Nach geheimer Vorfarst verlegte er die baldigste Einsegnung und Wiederbestellung der entwichenen Kirchen und Lebendigen, wie der Äbte, Bischöfen und andern Obern, welche in der letzten Zeit gestorben waren. Zur Vergleichung mit der Abtei Stein für die Cedebe in ein Collegiatstift hatte er seinem Vicarom Adolf zu Erfurt bestimmte Weisung aus Alschaffenburg den 4. Sept. 1459 ertheilt. Er verband sich untermessen mit dem Markgrafen Albrecht I. von Brandenburg,

und mit dem Herzog Ulrich von Württemberg gegen den Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich. Zur Kostenbestreitung dieses Angriffes legte er allen Unterthanen die Abgabe des 20. Theils ihres Einkommens auf, und ernannte für dessen Erhebung fünf besondere Commisaires. Zugleich gewann er einen großen Theil des rheinischen und weßfälischen Adels zur Hülf in diesem Kriege. Den Stiftern und Klöstern der Rheinpfalz versprach er Befreiung von jedem Kriegszugemach unter der Bedingung, wenn der Kurf. Friedrich ein Gleiches im mainzer Gebiete beobachten würde. Kaum hatte Friedrich das mainzer Schloß Schauenburg eingenommen, und dessen Mannschaft gefangen nach Heidelberg gebracht, so überfiel Diether selbst den Firden Angelheim, ohne die anstehende Pfalz zu erobern. Sobald Friedrich in das Collegiatstift zum heil. Kreuz bei Mainz Feuer geworfen und von den Stiftern Alton und Victor für die Befreiung vom Brande Gelber erpreßt hatte, hielt sich Diether berechtigt, zu Neubaus, Liebenau und Kockheim durch seine Leute gleichfalls Verheerung stiften zu lassen. Nachdem er aber zu Pfersdheim und Bockenheim wieder besiegt worden, solate er bee Vermittlung eines Freundes zum Friedensschlusse mit dem Pfalzgrafen, welchen sie persönlich unter gleich großer Bedingung auf freiem Felde machten. Diether gab sich 1461 zur Reichsoersammlung nach Nürnberg, wo er mit der Nachricht vom päpstlichen Banne gegen ihn wegen verzögerter Erzahlung des Palliums und wegen seiner Berufung an die Entscheidung des nächsten Papstes belegt wurde. Sogleich verband er sich mit den Kurf. Friedrich von Brandenburg und Friedrich von der Pfalz, zur Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung. Donnerstags nach Michaelis d. J. reinigte er sich durch eine öffentliche Urkunde zu Mainz gegen die ihm vom Papst aufgebürdeten Verschuldigungen, bewies die Ungültigkeit seiner Abfegung, und foderte seine Unterthanen zum fernern Gehorsame gegen ihn auf; einen wiederholten Widerspruch erließ er Dienstage nach Ektore 1462 aus Höchst, und hatte sich vieler Anhänger unter den weltlichen und geistlichen Fürsten gegen die päpstliche Willkür zu erfreuen. Nachdem seine beiden Verbündeten dem Papst alle Verschwerden der Zeuskeln, und besonders jene des Kurf. Diether, aufeinander gesetzt hatten, veranstalteten sie einen neuen Reichstag zu Frankfurt, und verbanden sich noch inniger zur wechselseitigen Hülf gegen geistliche und weltliche Strafen. Da der Kaiser die Versammlung der Reichshände zu Frankfurt binterli, so veranstalteten sie eine andre zu Mainz. Daselbst erklärten die päpstlichen Abgeordneten, daß Papst Pius II. von Zeusland ohne dessen Einwilligung keinen Zehnt mehr für die Kriegskosten nach Palästina erheben, noch auch die vom Kirchenrathe zu Mantua bestimmten Kirchenstrafen gegen die widerspenigen Fürsten und Oden verhängen wolle. Nachdem sie ihre Erklärung urkundlich bekräftigt hatten, und Diether von vielen Anhängern sich verlassen sah, folgte er dem Rathe seiner treuen Freunde, auf die Berufung zu einer Kirchenversammlung zu verzichten. Obwohl es erst durch eine Abgeordnete nach Rom mit dem Papste sich zu versöhnen suchte, so konnte er doch weder dessen Gunst,

*) *Trithemii chron.* Hirnag. I, 606 et II, 74. *Schiller*, *Lebert*, *eccl. germ.* V, 10. *Brühl*, *Hist. de Luxemburg*, V, 88. *Bernhardt*, *Antiq.* Westwarr. III, 254. *Hontheim*, *Prodr.* I, 24, 816, 1197; *Hist. Trev.* I, 831 — 834. *Würdwein*, *Nova subaid.* dipl. III, 205; IV, praef. 11.

nach weniger eine Nachlassung an der für das Pallium bestimmten Geldsumme erlangen. Vielmehr wurde er 1462 durch eine zu Aibur unterzeichnete Bulle, welche der hohen und niederen Geistlichkeit von Mainz vorgelesen wurde, seiner erzbischöflichen Würde entsetzt. Er widersprach Sonntags nach Klare in einer Druckschrift, und ließ durch den mainzer Syndicus noch eine Vorstellung zur bessern Belehrung des Papstes machen, aber vergebens. Nun sand er für gut, 1463 mit dem Grafen Adolf von Nassau, welchem der Papst das Erzbisthum übertragen hatte, bei Zeilsheim und Frankfurt einen Vergleich über seine Verzichtleistung abzuschließen, und das mainzer Erzkist, mit Ausnahme dreier Ämter, durch eine zu Frankfurt gefertigte Urkunde freiwillig abzutreten. Er entband seine Unterthanen vom Eide der Treue und des Gehorsams, welchen sie ihm 1459 bei dem Regierungsantritt gelobt hatten. Zu seinen bekräftigten Handlungen außer der Wahlcapitulation gehört, daß er bald nach der Wahl aus Erzensel dem Eiste Bartholomäus zu Frankfurt 1459 einen Preichen in der Person des Biskars Joh. Erber verließ. Am 4. Juni 1460 bestätigte er die Visitation an der Martinskirche im Frieden Kassel; am 4. Sept. n. A. ließ er eine Verpfistung vom Schlosse Dannenberg auf jenes von Fürstenuu versetzen; am 22. Sept. bestätigte er die Privilegien und Lehen der Abtei Bursfelten, wie 1461 der Pfarrkirche in Sobornheim. Während er Coadjutor des 18jährigen Erzbischofs Albert I., Sobns des Kaiserlichen Ernsts von Sachsen, war, empfahl er 1476 dem Bartholomäus dessen Kellner Konrad Wend von Steinheim zur Wohl für die erledigte Stelle des Dechanten. Er bewirkte im nämlichen Jahre die Einmüßigung des Papstes Sixtus IV. für die Errichtung der Universität zu Mainz, im folgenden eröffnete er sie mit Heiterlichkeit. 1478 bestimmte er Stiftspründen zur Besoldung geistlicher Professoren, machte 1479 die Privilegien der Anstalt bekannt, und bewies sich höchst eifrig für ihren Flor. Im J. 1476 bewilligte er zu Aschaffenburg den Franziskanern der sächsischen Provinz eine große Vollmacht für den Beischluß, wie der Abtei Seligenstien den Verkauf eines Bejehnten an das Bartholomäusstift zu Frankfurt. Wegen einer Fanotiker und falschen Propheeten zu Nideelsbauseu erließ er scharfen Befehl; da dieser aber so großen Anhang fand, daß alle Abmahnungen fruchtlos blieben, so befahl er die Schließung der Pfarrkirche mit dem Verbot, je wieder eine dafelbst ober in der Nähe zu bauen. Im Jahre 1477 ertheilte er zu Mainz einen Ablass dem Theilnehmern an dem Salvo Regina in der Mariakirche; der Stadt Antwerpen ein sicheres Geleit für den Besuch der frankfurter Messe; dem Pfarer zu Göttingen die Erlaubnis zur Absolution des Herzogs Wilhelm von Braunschweig von der Excommunication, in welche er wegen Mißhandlung eines Priesters gerathen war; der Pfarrkirche Armheim die Bestätigung zwei neuorganisierter Messfründen; der Landgräfin Reichilde von Hessen die Erlaubnis, durch Prälaten die verfallene Klosterordnung wieder herzustellen; der Kirche zu Holzhausen eine Bestätigung des Gotteslehens; dem Abte Martin zu Münster-Schwarzach ein

Zeugnis seiner Unschuld; dem Schenk von Erbach das Schloß Fürstenuu als Lehen; 1478 dem Bartholomäusstift zu Frankfurt eine jährliche Procession in die Magdalenenkirche dafelbst; der Pfarrkirche Hersfeld das Altar des h. Vitalis; den Frankfurtern die päpstliche Dispens wegen Nischspeisen; 1480 einen Vertrag mit Mainz über die Martinsburg; sicheres Geleit den Fürsten, welche dahin wegen der Ritterspiele sich begeben wollten. Er lebte bis 1482 und bezeichnete die Urkunden seiner zweiten Regierung mit andern Siegeln, als jene der ersten, wie Würdtwein bewiesen hat *).

(Jaeck.)

DIETMAR I. oder THEODMAR, ein eifriger Bekämpfer des Methodismus, wurde als Abt von Giensee vom Könige Ludwig 874 zur Würde eines Erzbischofs von Salzburg erhoben. Er wurde 875 f. Gregorian als Begleiter des Königs Karolomann, und bekleidete diese Stelle unter Kaiser Arnulf, wie unter König Ludwig dem Kinde. Im J. 877 empfing er vom Papste Johann VIII. das Pallium in seiner Abwesenheit vom Erzkist. Im J. 879 begleitete er und der mainzer Erzbischof Luitbert den König Karl den Dickeu zur Krönung in Rom, von welcher er 881 erst in sein Erzkist zurückkehrte. Nach der Entsetzung des Königs Karl des Dickeu gewann Dietmar die Gunst des Kaisers Arnulf in so hohem Grade, daß er 887—891 die Abteien Moßburg, Raitenbachsalz, Giensee und viele andre Kirchen und Stifte zu seinem Sprengel gewann. Im J. 888 unterzeichnete er sich auch auf dem Kirchenrathe zu Mainz gleich nach dessen Erzbischof Willibert ohne Jemandes Widerspruch. Defsenungeachtet zog er sich später, nach der Erhebung des Bisthofs Wiegung zum Kanzler, von der Seite des Kaisers so zurück, daß er weder der Kirchenversammlung zu Tribur, noch dem Reichstage zu Regensburg im Sept. 895 beizuwohnte. Nach Arnulfs Tode, den 29. Novbr. 899, verdrängte Dietmar als Erzbischof seinen Nebenbuhler Wiegung vom Bisthume Passau, und verwies ihn auf seinen Sprengel von Nahren und Ungarn. Im J. 900 kämpfte er gegen die Nahren, die Ungarn aber drangen in sein Erzkist so kräftig vor, daß er sich zum Abschlusse des Friedens genöthigt sah. Da er sich im J. 906 in der Berathung über die Anzeigengedenken Baierns den Vorfall gefallen ließ, so mußte er auch sich an die Spitze der Großen stellen, als im folgenden Jahre der Kriegezug gegen die Ungarn erfolgte. Allein soß Alle verloren mit ihm umweit der Stadt Enns ihr Leben; sein entseelter Körper wurde in die Domkirche zu Salzburg gebracht. Er hat für das Wohl seines Erzkists möglichst gesorgt, und während der 30 Jahre seines Erzkisleramtes die Interessen der ihm untergeordneten Bisthümer und Ab-

*) Guden hist. Efurtensis. Brower anal. Trevirens. Hellwig, Dietmarum Magnificum, et elenchum nobilitat. eccles. PII II. apud. (1472. 4.). Bullar. M. rom. (Luxemb. 1747. 1. 569. P. Victoria Coenobii chronicon. Dissenbach, Catalogus Mogunt. Gerarii res Mogunt. c. Joannis I. 771. Wurdwein, Scheld. dipl. 1. 289. III. 8. 12. 182. IV. 206; et nova subsid. dipl. 1. 13. VIII. 52—65. IX. 27—48. Honthem, Prodr. hist. Trevir. II. 1205. Schaab, Gesch. der Gründung d. Bisch. druckstunst zu Mainz I. 417.

teien durch kaiserliche und königliche Urkunden möglichst zu beschreiben gesucht *).

DIETHMAR II., Erzbischof von Salzburg, scheint 1026 zu dieser Würde gelangt zu sein. Im März 1027 wohnte er zu Rom der Krönung des Königs Konrad II. durch Papst Johann XIX. bei und unterzeichnete Urkunden. Von dieser Zeit bis zur Regierungsänderung im J. 1039 finden sich keine Spuren seiner Handlungen. Nach dem Regierungsantritte K. Heinrich III. aber kamen wieder seine Unterschriften in Urkunden vor. Im Februar 1040 hielt er sich mit dem Könige zu Regensburg auf. Im Frühlinge 1041 erlangte er zu Worms durch Vermittelung der kais. Mutter Gisela den kais. Hof Hofnungung im salzburger Gaue für das Bisthum Freisingen. Für sein eignes Einkommen soll er vom K. Konrad II. und K. Heinrich III. viele Güter und jährliche Einkünfte erlangt haben. Er starb im Aug. 1041 und hinterließ den Nachruf im besondern Auszuge *). (Jaek.)

DIETHMAR, Bischof von Gurz, Graf von Montfort, wurde 1039 ernannt, und den 23. Jan. 1040 zu Lim vom K. Heinrich III. urkundlich in der höchsten Würde bestätigt, wie alle Freiheiten seines Stils. Er wohnte 1044 der Kirchensammlung zu Gosslanz bei, 1047 einer zweiten, auf welcher Heinrich III. alle deutschen Bischöfe versammelte, um die herrschende Simonie auszurotten. Als der Kaiser 1050 zu Zürich verweilte, reiste Diethmar mit dem Abte Wirscho von Fabar dahin, und dann mit demselben nach Baden-Baden, wo er das Jagd- und Holzrecht vom höchsten Künze Ugo bis zum Wache Argu erhielt. Die nämliche Begünstigung erhielt er noch in einem andern Besitze gegen den Rhein mit Einwilligung aller Interessenten. Wahrscheinlich machte er auch dem Papste Leo, als dieser 1083 um Lichtmess zu Augsburg kurze Zeit verweilte, seine Aufwartung, und reiste dann mit ihm und den übrigen Bischöfen nach Rom, wo am Ostern eine Kirchensammlung gehalten wurde. Merkwürdig ist, daß er die schmalen Einkünfte seines Domkapitels aus jenen der bischöflichen Kammer auf den Gebirgen vermehrte. Im J. 1061 weihte er die Kirche von St. Gallen nach dem Wunsche des konstanzer Bischofs Romuald ein, welche Abt Dietbert in der Mitte der Gebirge errichtet hatte. Am 5. Decbr. n. J. erhielt er vom K. Heinrich IV. eine Bestätigung aller früheren Privilegien. Im höchsten Alter starb er am 29. Januar 1070 *). (Jaek.)

DIETIGHEIM an der Tauber, katholisches Pfarrdorf im landesherrlichen Fürstentume Salin-Krautheim und größtentheils kaiserlichen Besitzthume Bischofheim, kaum $\frac{1}{2}$ deutsche Meile südlich von der Amtsstadt, hat

Wein- und Feldbau und 923 Einwohner, worunter sich etwa 80 Juden befinden. Vor den großen Staatsveränderungen unserer Zeit war es würzburgisch und gehörte zum fürstbischöflichen Amte Grünfeld, und auch das Patronatrecht über die hiesige Kirche, das früher dem Dompropste von Mainz zustand, wurde von Würzburg, doch jedesmal unter Protestation des genannten Dompropstes, gelöst. Jetzt ist es im Besitze der Stabthekerkasse, die Gemeinde aber ist Patron einer hier gestifteten Fräuleinschule, die indessen nicht von der Seelsorge nichts zu schaffen hat. Dietigheim wird am Sonn- und Festtagen im Sommer von den bischofshheimer Edlerten des Vergnögens halber fleißig besucht, besonders am St. Veitsstage, wo hier ein großes kirchliches Fest gehalten und den ganzen Tag über eine Glocke, die St. Veitsglocke genannt, unter großem Zulaufe des anhängigen Volks geläutet wird. In der Gemarkung des Ortes liegt westwärts auf einem angenehmen Hügel der mit 57 Seelen besetzte St. einbacher Hof. (Thms. Alf. Leger.)

DIETKIRCHEN, Dorf des nassauischen Amtes Limburg, $\frac{1}{2}$ Stunden von der Amtskastl, an der Lehn gelegen, zählt in 91 Familien 378 Seelen, und verbannt, wie die Sage will, Namen und Ursprung einer von Theodo oder Dietger, einem edlen Franken, auf dieser Stelle errichten Kirche; daher auch die Pfarre, welche jährlich am 1. Mai von Limburg nach Dietkirchen geht, beim Eintritt in die Kirche folgendes Responsorium anstimmt: Felix haec basilica, quam fundavit herus Diogenus in dexeri scopuli vertice, quam colet gens plurima, devotusquo chorus, in hac laudes Deo jungitur decantantur, inibi fidelium preces immolantur. Es wird auch erzählt, daß dieser Diogenes Eigenthümer großer Heerden gewesen sei, und auf dem Schlosse Dern seinen Wohnsitz gehabt habe. Die neuere Zeit wollte daher in ihm den Stammvater der Freien von Dern erkennen (man vergleiche, um diese Ansicht zu verworfen, lediglich den Art. Dern). Wahrscheinlicher ist es aber, daß er dem salischen Geschlechte, v. h. den nachmaligen Grafen von Diez oder Anstein, angehört, und möglicherweise der nämliche Diogenes, aus dem das Gaugrafenamt im Lahngau stammte, und als dessen Nachfolger Roto im J. 821 erscheint, sowie es auch sein könnte, daß er eine Person mit dem Theodo, der der Stadt und Grafschaft Diez den Namen gegeben hat. Gewiß ist aber, daß die Grafen von Anstein und Diez die Schirmvögte über das nachmalige Stift Dietkirchen übten. Eine andre Sage legt die Erbauung der fraglichen Kirche dem heil. Eubentius, einem Schüler des tierischen Erzbischofs Maximinus, bei. Eubentius war nach den Lahngengen gekommen, um das Evangelium zu verkünden. Eben hatten sich die Heiden versammelt, um ihren Gott Teut in dem ihm geweihten Hain anzurufen. Freudig trat Eubentius unter sie, stürzte das Götzenbild zu Boden und sprach zu den Erschauten von dem einen und wahren Gotte mit solchem Erfolge, daß Viele zur Stunde die Taufe begehrt. Später erbaute Eubentius auf der Stelle, die durch Teut's Niederlage so merkwürdig geworden, eine Kapelle, und bei dieser Kapelle soll das

*) De Long, Regest. Bavar. I, 22. Hansitii Germ. sacr. II, 138, 144. Luning, Spic. eccl. I, 1053. Dolham, Concil. Salisburg. 52.

**) Hansitii Germ. sacr. II, 169. Hund, Metrop. Salisburg. Metzg. Vitae episc. Salib.

†) Neugott, Episcopatus Constant. Alemannicus, I, 352—372. Erzbischof, Episcop. Curien. 62. Harsheim, Concil. Germ. III, 110—749. Michellier, Annal. ord. Bened. IV, 742. Append. No. 70. Goldast, Script. rer. Alemann. T. II. P. I, 54.

Schifflein, welches den Trichnam des h. Erbauers von Goven, den Rhein und die Rahn binanf, 32,000 Schritte weit, ohne menschliche Hülfe getragen hatte, von selbst vor Anker gegangen sein. Die Nachbarschaft erkannte sofort den Willen des Himmels; die Gemeine des geliebten Lehrers wurden in seiner Kapelle beigesetzt und eine Gesellschaft von Ketikern fand sich ein, um Gott an der durch ein so seltnes Wunder verherrlichten Stelle zu dienen und die Seelorgie in dem ganzen weiten Bezirke zu üben. Denn die Pfarrei Dietkirchen erstreckte sich in ältern Zeiten auf zwei Meilen in die Länge und sechs in die Breite, und enthielt mehr denn 20 Dörflchen: als Dern, Hosten, St. Eieden, Ober- und Nieder-Diesbach, Hauzbach, Schue, Kunkel, Endrich, Kindenholzhausen, Echhofen, Müllen, Elz, Hobbamar, Efforim, Weiler, Nentershausen, Nieder-Erbach, Groß-Holbach &c. Wie andernorts, wurde auch in des h. Lubentius Stifts Erhebungs-Regel eingeführt, wo zeigt man neben der Kirche die Kammer des Dormitorium und Refektoriums, und das Kloster, vielleicht eine Zeit lang von dem Hauptkloster in Fulda abhängig, erhielt reichliche Einkünfte; schon 841 gab der Diakon Alalbert die Gelle in Nentershausen. Als aber die Domherren in Trier dem gemeinschaftlichen Leben entsagten, säumten die dietkirchischen Herren*) nicht, einem so lockenden Beispiele zu folgen. Sie waren schon längst mit diesen Domherren in die enge Verbindung getreten, sogar das ihr Propst aus der Mitte der Domherren gewählt wurde, und zugleich das Amt eines Chorbischofs oder Archidiacons bei der trierischen Kirche bekleidete. Hier das Verzeichniß dieser Propste: Lambert, 1098. Gottfried, 1107. Alexander, 1160 und 1163. Johann, 1212 und 1216. Arnold von Jfenburg, 1217. Gerhard von Epstein, 1273 — 1283, dann Erzbischof zu Mainz. Im J. 1282 hatte er seinem Stifte die ersten Satzungen gegeben. Gottfried von Epstein, 1293 — 1321. Robin I. von Jfenburg, installiert am 3. Novbr. 1329. Bezmund von der Saarbrücken, der nachmalige Erzbischof von Trier. Robin II. von Jfenburg, 1359. Johann von Habsenheim, 1363. Theoderich von Guls, 1370 — 1384. R. von Helfenstein. Werner von der Lehen, 1390. Kuno, Rongraf von Neuen-Weimbürg, 1398 — 1423. Bruno von der Egen, 1426; stirbt 28. April 1435. Adam Kool von Zimtraut, 1438 — 1445. Johann Bayer von Hoppard, ernannt 29. Jun. 1455. Theoderich von Stein, schwört Montag zum Bartholomäi 1476. Damian von Helmstatt, schwört 6. Julius 1499. Johann von Rudersbach, ernannt 27. Sept. 1507, stirbt 1515. Jakob von Elz, schwört den 31. Decr. 1516 und wird 1519 zum andern Mal zum Domdechanten erwählt. Philipp von Nollingen, schwört den 29. Decr. 1523. Georg von Kriehingen, 1532 und 1533. Theoderich I. von Kol-

singen, schwört 18. Jul. 1534, 1543. Eberhard, Graf von Manderscheid, ernannt 14. März 1543, resignirt 1551. Georg, Graf von Wiltgenstein, ernannt 15. Mai 1551, resignirt 6. Decr. 1572. Heinrich von Nassau in Spantenburg, ernannt 29. Decr. 1572, 22. Febr. 1601. Theoderich II. von Nollingen, schwört 20. Jul. 1601, 15. März 1602. Adolf, Landt-Bischof, 6. April 1610. Johann Wilhelm Husmann von Nambeck, 1610. Theoderich von Hest, 1614; 10. Febr. 1624. Georg Wolfgang von Hest, 1637. Hugo Eberhard, Graf von Hest, nachmalig Dompropst. Karl Heinrich von Metternich-Weimbürg, 1654 — 1663. Johann Philipp von Walderdorf, schwört 12. Decr. 1663 und wird 1679 Domdechant. Franz von Hest, 1679. Johann Wilhelm von Gynlich, 28. Decr. 1682. Adolf Wilhelm, Landt-Bischof, 1698. Gottfr. Adolf Edmund von Hest, 18. August 1699; 16. Jan. 1712. Karl-Joseph Petrar, Bischof von Schwerin, 1712. Franz Damian von Elz, ernannt 1714. Anton Franz Graf von Warsberg, ernannt 28. März 1760; 8. Decr. 1773. Karl Emmerich von Hagen auf Nollingen, ernannt 26. Decr. 1773, 26. Decr. 1779. Johann Hilg, Graf von Hest, Graf von Wollert, ernannt 10. Jan. 1780, 16. März 1792. Christian Franz von Sacke, ernannt 8. April 1792.

Der Archidiaconat war ursprünglich 12, ihre Zahl wurde jedoch unter dem Erzbischof Johann von Schönenburg auf neun herabgesetzt. Ordentlicher Collator war der Propst, der auch die in hiesigen Zeiten eingegangene Scholasterie und die Plebanie, sowie in früheren Zeiten das Dekanat, zu versehen hatte. Franz Hest war der erste von dem Capitel erwählte Dekan (1605). Unter den neun Collatoren waren mit sieben Capitularen, oder zu der vollen Bedung berechtigt; ihre Pfanden gehörten daher zu den reichsten im Lande. Der Vicarien waren drei. Die Generalscapitel fielen auf die Freitage vor St. Johann Baptist und St. Lubentius (13. Decr.); jenes war nicht nur prebendiarisch, sondern auch exclusivum. Der stiftliche Lehenhof zählte zuerst nur noch zehn Präbenden, nämlich: 1) die Grafen von Leiningen, Weßerburg; 2) die Grafen von Wied-Runkel; 3) die von Waldmarnsbach, nachher von Metternich, endlich von Hohenfels; es war dieses ein doppeltes Leben; 4) die Freien von Dern, nachher von Griesenhausen; 5) die von Helfenstein, nachher von Hunsstein, endlich von Heßdorf; 6) die Freiherren von Stein; 7) die Grafen von Wubenheim; 8) die Hülken von Ruck, an deren Stelle nachmals die Vikarie St. Andreas trat; 9) die von Homburg, nachmals von Langenbach, dann Siepradt, Nordde, Saling, endlich Hofath Eberhard in Dillenburg.

Das Archidiaconat Dietkirchen, oder St. Lubentius, ursprünglich dem Range nach das zweite, seit dem J. 1780 aber das erste der trierischen Kirche, umfasste die ganze Diocese auf der rechten Rheinfseite, mit alleiniger Ausnahme des Einrichs, und war vor der Reformation in die sechs Dekanate Dietkirchen, Weßlar, Kirberg, Kunostein, Engels, Mariensfeld und Dreyer eingetheilt.

*) Dietkircher Herren, wehlarer Episkopi, weßlarer Kären, Wimburger Pfaffen, dieger Grafen, Wiesbadener Ritter, gemäßen Pfaffen. So wurden, wie Weßlar berichtet, im gemeinen Leben die Gemüth der sieben Dietkircher der Lehenstufen bezeichnet.

Davon blieben nach der Reformation nur die Landcapitel Dietrichen und Kunoslein-Engers, und auch diese erlitten ungeheure Einbuße, so daß Dietrichen im J. 1794 nur noch 25, Kunoslein-Engers aber 50 Pfarren zählte. Vergl. *Ludovici Corderi, Dictionas geminae in novissimis electionibus denorum capituli ruralis Dikirkensis* (Wexlariae 1776). fol. 5 Bogen. Das daselbst gelieferte Verzeichniß der Archidiaconen ist aber aus dem unsrigen zu berichtigen. (v. Stramberg.)

DIETLIEB VON STEIERMARK (teutscher Heldensage), einer der zwölf Ketten Dietrichs von Bern; nach der *Wilkina-Saga* war sein Vater Biterolf ein mächtiger Herr in Dinemark auf Sclane (Schonen) und wohnte zu Lummathorp (heut Tomarp oder Tomarup, ein Kirchspiel). Der junge Dietlieb, Sohn eines der stärksten Helden, schien ganz entartet zu sein, da er lieber in der Küche sich beschäftigte, als mit seinem Vater ritt, so daß diese und seine Gattin Dda, die Tochter des Grafen von Sachsenland, glaubten, daß er ein Weichselbald sei, und sich wenig um ihn kümmerten. Einst jedoch erhob er sich aus der Asche, verließ seine liebste Gefellshaft, die Küchenjungen, und drängte sich seinen Ältern zum Begleiter zu einem Gastmahl bei einem Herrn, nahe bei Lummathorp, auf, wo er wider Erwarten sich so anständig betrug, als wenn er oft in der besten Gesellschaft gewesen. Als das Gastmahl zergangen, ritt Biterolf's Gattin heim, und alle seine Leute mit ihr, er selber begab sich zu einem andern Gastmahl und sein Sohn Dietlieb mit ihm. Als beide auf der Heimkehr durch den Askrumwald ritten, wurden sie von dem schrecklichen Räuber Ingram und seinen zwölf Genossen, von welchem einer der gewaltige Heime war, angegriffen. Hier demüthigte Dietlieb, daß das Blut seiner Ähnen in seinen Adern rann. Ingram und die übrigen Räuber fielen, und Heime konnte sich nur durch schimpfliche Flucht retten. Biterolf und Dietlieb erwarteten sich großen Ruhm, und Begleiter verließ das väterliche Haus, um sich in der Welt umzuschauen. Er traf Siegfried, den Griechen, seinen Vaters Freund, verheißte gegen seines Vaters Gebot seinen Namen, und kämpfte mit ihm, bis die Nacht sie schied. Im Kampfe den Tag darauf gewann Dietlieb den Sieg, da ihm Siegfried's Tochter ihres Vaters Siegesheim zugetheilt. Siegfried gab dem Herrn seine Tochter zur Schwägerin. Aber bevor Dietlieb sie heimführen wollte, er erk, wie er sagte, gen Eiden zu seinem Großvater reiten. Als er jedoch dahin kam, wo die Wege sich schieden, und der eine zu seinem Großvater und der andere über das Gebirg zu Dietrich von Bern führte, hielt er sein Ross an, kerkte mit sich und schlug gegen das Gebot seines Vaters, der ihn vor der Eideide Dietrichs und seiner Gefellen gewarnt, den Weg zu diesen ein. Er fand sie bei einem großen Gastmahl bei dem König Ermirich, verkündete seinen Namen, und trat als Stallknecht in Dietrich's Dienst. Er wollte jedoch nicht in den Königshof gehen und früh und spät Essen und Trinken für sich fordern, sondern stellte selbst ein noch weit herrlicheres Gastmahl als König Ermirich an, und vertrat nicht nur seine Hufe, sondern versetzte auch Heime's, Wilk's und

Dietrich's Kasse und Waffen. Ermirich, der sie auslöfen sollte, ward zornig, daß Dietlieb soviel verstan und doch nichts so Großes thun könne, was soviel werth sei. Ermirich's Schwesterfroh, Walthar von Walschenlein, der beste von allen Ritters des Hofes an Stärke und Geschicklichkeit, forderte nun Dietlieden zum Wettkampfe im Steinwerfen und Speerfischen heraus. Zur Bette ward das Haupt gesetzt. Dietlieb siegte, und Ermirich löste Walthar's Leben, indem er die Waffen und Kasse auslöste, die Dietlieb zum Pfande gesetzt. Dieser ward zum Ritter gefchlagen, ernderte sein Geschick und Dietrich nahm den wegen seiner Stärke Weitberühmten zu seinem Genossen an. So nach der *Wilkina-Saga*). — Nach dem Heldenliede, welches Dietlieb's Namen trägt, war sein Vater König Biterolf, dessen Hauptstadt Tolet (Toledo) war, und seine Mutter Dietlind. Der Knabe war zwei Jahre alt, als sein Vater das Land verließ, um den mächtigsten aller Könige, Egel und seine Ketten, kennen zu lernen. Dietlieb erwachsen verließ heimlich seine Mutter, um seinen Vater aufzusuchen. Auf der Fahrt ließ ihn König Gunther durch Hagen um seinen Namen fragen. Dietlieb weiterte sich Antwort zu geben, ward dasselbe angegriffen, verwundete im Kampfe König Gunther, Ermot und Hagen, gelangte zu Egel, sollte wegen seiner Jugend an einer Heersahrt gegen die Polen nicht Theil nehmen, stahl sich aber davon, und ward bei einem Sturme so in den Kampf verwickelt, daß er selbst von Egel's Herr angegriffen ward, und gerieth namentlich in Kampf mit seinem Vater, den er noch nicht kannte. Auf diesen schrecklichen Kampf folgte die freudige Entdeckung zwischen Vater und Sohn. Egel gab ihnen seine Ketten, und sie zogen gegen Gunther, um zu rächen, daß Dietlieb von ihm angerannt worden. Im großen Kampfe vor Worms kämpfte Dietlieb namentlich mit Gunther und gewann den Preis. König Egel gab dem Sieger und dessen Vater Steiermark zu eigen. Dieses ist die Andeutung des Inhalts des Dietlieb's Namen tragenden Heldenliedes¹⁾. Auch im Heldenliede Dietrich's flucht zu den Heunen spielt Dietlieb eine große Rolle, führte für Dietrich von Bern, ehe dieser nach das Land vor Ermirich räumen und zu Egel fliehen mußte, namentlich die Volkshaft zu König Ermirich aus, half dann Dietrichen, als dieser hatte das Land räumen müssen und von Egel's Herr unterlückt, gegen Ermirich zog, die große Schlacht vor Raben (Ravenna) kämpfen, und erlegte namentlich Bate'n. Bei der zweiten Heersahrt zur Wiedereroberung Rabens, das abermals verloren gegangen, ward Dietlieb zum Hauptmann aller erwählt, und die Städte Dietrichs wieder eingenommen²⁾. Dietlieb befand sich in Siebenbürgen von dem Kampfe mit einem Merwinder wund, als er als der beste Fächter

1) *Wilkina-Saga*, c. 91—106 bei van der Hagen I. S. 298—349. 2) Biterolf und Dietlieb, Vers 1—1511 in: Der Helden Buch in der Ursprache herausg. von Fr. v. d. Hagen. 1820. 3) Dietrich's Ähnen und flucht zu den Heunen a. a. D. S. 39—42, 49, 70, 76—104. Die Ravensschlacht, a. a. D. S. 3, 21.

von Dietrich von Bern die Einladung erhielt, am Kampfe in Ghriemhilds Rosengarten zu Worms Theil zu nehmen⁴⁾. Hiebei kämpfte er mit Walther von Baschenstein, und beide errigeten ein Rosenkränlein, oder nach der andern Sage mit dem Könige Stufung aus Ungerland und schlug ihm das Haupt ab. — Dietrichs Schwester war die schöne Simild, welche der Zwergenkönig Laurin vermittelst Zauberkraft raubte⁵⁾. Dietrich schlug Hiltbranden zu Garten (Gardennan) seine Noth, und dieser demog Dietrichen von Bern zu einer Fohrt gegen den Uebermüth treibenden Laurin, welcher nun im Kampfe mit Dietrich das Leben verloren hätte, wenn sich seine nicht sein Schwager Dietrich angenommen. Hierüber gerieth dieser mit Dietrich selbst in Kampf, bis sie auseinander gebracht und durch Hiltbrand Sühne gestiftet wurde. Dietrich und die übrigen der Einladung Laurins Gehör gebend, folgten in dessen Berg und wurden durch Zauberei gebündelt und gebunden. Simild befreite ihren Bruder Dietrich aus der Fohst, und gab den übrigen Zauberringe. Nun ein gewaltiger Kampf, in welchem Dietrich und seine Genossen Laurins Zwerge und Riesen erschlugen. Laurin selbst nahm die Tause an⁶⁾. — Dietrich erscheint in allen Bearbeitungen der ihn betreffenden Heldensage als ewiger Jüngling.

DIETLINGEN, 1) großes evangelisches Pfarrerdorf in großherzogl. badischen Oberamte Forstheim, eine t. R. westlich von der Oberamtsstadt an der Landstraße nach Ettlingen, mit Kirche, Pfarrhaus, Schule, 120 Wohnhäusern, etwa ebenso vielen Nebengebäuden, und einer Bevölkerung, die seit dem Jahre 1803 bis 1831, von 980 bis zu 1250 Einwohnern angewachsen ist. Der Ort zeichnet sich durch Production von vielem und vorzüglich gutem Wein aus, und hat Brüche von schönem buntem Marmor. Auch sieht man in seiner Gemarkung etwa t. R. westlich vom Dorfe, gegen Eimendingen hin, auf der höchsten Stelle, wo man den ferneren thüringer Wartturm wahrnimmt, die gegen Osten ziehende alte Römerstraße noch vollkommen gut erhalten. Im Dorfe selbst aber, in den Mauern der Kirche, fand man verschiedene alte römische Steine: einen nackten Satyr, einen Merkur und einen sehr schön hohen Askap. Dieses Dietlingen war ehemals mühlbergisch, wurde aber schon im J. 1528 gegen andre Orte an Baden verkauft.

4) Das Rosenkränlein in der alten vierzeiligen Strophe bei v. d. Hagen, in der ersten Buch. 1811. S. 23—25, 49, 50. Dasselbe in achteizehn Strophen in den alten Ausgaben des Heldenduchs (in der von 1550, Bl. 150, 151, 160.) Dasselbe in der Bearbeitung in Kasper v. Wilsenbuchs bei v. d. Hagen in v. d. Hagen, S. 193, 199, 209. 5) Der große Rosenkranz in der ersten Buch, in der Ursprache S. 15, 16. 6) König Laurin, das Gedicht, das als Namen des Helden, erst den Heinrich von Ofterdingen trägt, in der alten Ausgabe des Heldenduchs, Bl. 169, 170, 174, 175—184. Etwa mütterliche Zug. S. 13—15, 28—31, 45, 54—59. Die Bearbeitung dieses Heldenduchs herausg. Neyer, Symbolae ad Literaturam Teutonicam Antiquorum, p. 16—21, 40—46. Hier heißt Dietrichs Schwester Kunstild. Zwerg Laurin bearbeitet von Kasper v. Wilsen, S. 160—162, 171, 175—177, 187. In dieser Bearbeitung findet sich S. 181, 182 die Beschreibung von Dietrichs Kampf mit dem Riesen Gant.

7) Dietlingen, katholisches Kirchdorf und Filial der Pfarrei Möggenschwiel, mit 218 Einw., im großbadischen Bezirksamte Waldshut, t. R. nördlich, etwas gegen Osten abweichend, von der Amtstadt, ehemals eine Besetzung der Herren von Krenkingen, und im J. 1275 von Heinrich von Krenkingen an das Stift Sankt Blasien verkauft. Später wurde es österreichisch, und gehörte zur Einung Doggers der Grafschaft Hohenheim, mit der es durch die großen Staatsveränderungen unserer Zeit an Baden kam. Unsern von diesem Dietlingen findet man die Ruinen des Schlosses Jeneck, von dem nie aber bis jetzt noch nichts Näheres bekannt geworden ist.

(Thomas Alfred Leger.)

DIETMANN (Karl Gottlob), geb. den 5. Febr. 1721 zu Gmunau bei Weismen, war Pastor Pfortenthiars und Prediger an der Kirche zu U. L. Frauen zu Lauban. Von seinen zahlreichen Schriften haben jetzt nur noch folgende historischen Werth: Die gesammte der ungedruckten ausburgischen Confession zugehörige Priefterschaft in dem Kurfürstenthume Sachsen und der einverleibten, auch einiger angrenzenden Ländern, 7 Bde. (Dresden und Leipzig 1752 fg.); Zien im Heilthier, d. i. geschichtliche Nachrichten von dem zweiten Religionsfriedens-Subelsesse der Lutherschen Kirche 1755 (Leipzig und Lauban 1756. 4.); Neue europäische Staats- und Reisegeographie. 13 Bde. (Dresden und Leipzig 1756—66); Die gesammte, der ungedruckten ausburgischen Confession zugehörige Priefterschaft in dem Markgrathum Oberlausitz. Erster Abschnitt (Lauban 1777); kurzgefasste Kirchen- und Schulengeschichte der gestifteten Grafschaft Henneberg, kurfürstl. sächs. Antheil (Gotha, 1781); Kirchen- und Schulengeschichte der hochwürdigstlich-sächsisch-burgischen Graf- und Herrschaften im Markgrathume Meissen (Dreslau, Breg und Leipzig, 1787), eine Fortsetzung der erstgenannten Schrift. Seit 1768 besorgte er die Herausgabe des lausitzischen Magazins. — Vergl. Neues gelehrtes Europa (Ab. 18) und Hamberger: Meusel's gelehrtes Teutschland (Bd. 1) und Nachtrag (3).

(Frank.)

DIETMAR VON AST, nach dem vorgesezten Herrn zu schliessen, ein freier Ritter zu Ast (im Thurgau), war, wie die Sprache seiner Rieder verräth, einer der ältesten Minnesänger. Wir haben von ihm siebenzehn Lieder (41 Strophen) in der Manessischen Sammlung, gedruckt bei Bodmer, S. 39—42 (früher einige davon in den Proben S. 32—33). Im Zeitgarnier Godes treibt er einen beladenen Esel vor sich her. (Vergl. v. d. Hagen, liter. Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie S. 468. S. 481. Versuch einer vollständigen Literatur der älteren deutschen Poesie in von der Hagen's Museum für alte deutsche Literatur und Kunst, 1ster Bd. S. 137).

(Ferdinand Wachtler.)

DIETRICH DER GROSSE, s. Theodorich.
DIETRICH'S AHNEN UND FLUCHT ZU DEN HEUNEN, ein altteutsches Heldengedicht in Kurzen Reimpaaren (10,097 Zeilen¹⁾), nach Ton und Spra-

1) Ränlich soviel nach der Zusammenangebe im Druck, wo auch

che zu schließen, aus den letzten Jahrzehenden des 13. oder der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hebt mit Ditwart, Könige der römischen Lande an, beschreibet, wie er mit 16 Schützgesellen in seinem 30. Jahre das Schwert nimmt, hierauf, eine Botchaft gen Westfalen zum Könige Ludemar sendet, und sich um dessen Tochter Rinne bemühet, aufgefodert wird, selbst dahin zu kommen, unterwegs in ein wüßtes Land verschlagen wird, bei einem Kampf mit einem fressigen Wurm (Schlange) besteht, ihn glücklich erlegt, jedoch selbst dem Tode nahe kommt, in das Land zu Westfalen gelangt, die schöne Rinne heimführt, mit ihr hochzeitet, 44 Kinder zeugt, von denen ihn aber nur Sigee überlebt und in einem Alter von 400 Jahren stirbt. Von Dietrich's Ähnen wird Ditwart am ausführlichsten behandelt, nämlich in 1895 Zeilen. Hierauf folgt, wie Sigee die schöne Amelgart von der Normanbie heirathet, und den in einem Alter von 400 Jahren sterbenden von seinen 30 Kindern nur Ditnit und Sigelinde, die Gemahlin des Königs Sigmunds von Niederland, Mutter Sigfrids, überleben. Ditnit erkmüßt die schöne Liebgart, die Tochter des Königs Gobian, und dieser sendet, um sich zu rächen, heimlich wilde Würme (Schlangen) in das römische Land in einen Wald nahe bei Garten (Gardannan). Durch sie verliert Ditnit sein Leben, und sie, das ihre, durch Wals, Dietrich von Griechenland, der nun Liebgart heirathet und Hugdietrich zeugt. Dieser vermählt sich mit der Königin Sigeminne von Frankreich. Ihr Sohn ist Amelgart, Amelgart hat von einer von Kertlingen (Frankreich) drei Söhne, Dietheo (l. d.), Ditmar (s. d.) und Ermrich. Ermrich versendet seinen Sohn treuloser Weise in das Land der Wägen, läßt auf Siebichs und Nicken's Rathe Dietheo's Söhne, die Harlungen, hängen und faßt, von Siebichs angeflacht, den Rath, Dietrich, den Sohn seines Bruders Ditmar, des Lebens zu berauben. Randsid wird gesendet, Dietrich zu Ermrich einzuladen, warnt ihn aber heimlich. Ermrich verwüßt, da Dietrich nicht erscheint, das Herzogthum Spolet und die Mark Ancona. Dietrich und seine Keden bringen Ermrich's Heere eine gewaltige Niederlage bei. Aber des Sieges Schmerz ist, daß seine Goldkette leer ist und er seinen Keden nicht lohnen kann. Pertram von Polen bietet Dietrichen sein Vermögen an. Um es vollen zu lassen, sendet Dietrich von seinen Degen Hildebrand, Siegpant, Wolfhart, Helmschart, Amiot von Garten und Dietlieb von Steiermael. Auf der Heimfahrt im nächsten Tage werden sie von einem von Ermrich gelegten Hinterhalt überfallen und bis auf Dietlieb gefangen. Um ihr Leben zu lösen, muß Dietrich seine Lande *) an Erm-

rich abtreten. Namentlich wird während geschildert, wie Dietrich Bern (Verona) seine Hauptstadt räumen muß. Er wandert zu Egel ins Elend. Hier nehmen sich seiner und seiner Gesellen vor allen Frau Helle, Egel's Gemahlin und der Markgraf Rühiger an. Während dessen gewinnt Amiot Bern durch List wieder. Dietrich lebet dahin jurid. Mailand auch wendet sich wieder ihm zu. Helle sendet ihm ihre Keden. Ermrich verliert, bei Mailand überfallen, 30,000 Mann, und flieht gen Raben. Gegen diese Stadt wird gekümpft, Ermrich entwichet heimlich und die Stadt ergibt sich. Ermrich faßt seine gefangenen Keden los. Dietrich setzt Wittichen als Markgrafen über Raben und begibt sich mit dem kunstsichren Heere zu Egel zurück. Die Königin Helle gibt Dietrichen ihre Schwesterkind Herat zur Frau. Die Hochzeitsfreude wird durch die Nachricht gestört, daß Wittich Raben mit den Leuten an Ermrich verrätherisch übergeben, der Alte, Weib und Kind umgebracht. Egel gibt Dietrichen seine Schaaeren gegen Ermrich's großes Heer. In einem Treffen bei Patua wird der Sohn des ungetreuen Siebichs durch Wolfhart gefangen und erhängt. Hierauf ist die Beschreibung der großen Schlacht vor Raben, in welcher den ersten Tag Ermrich's Mannen erlagen, den zweiten Gunther mit den Burgunden das Schlachtfeld räumen mußten, hierauf Dietpolt von Grönland, Stüringer von Island und Reinder von Paris sieglos wurden, und Ermrich und Siebich kaum entrannten. Doch Dietrich's Siegesfreude ward umwölkt durch seine Wehklage über die, welche von seinen Helden in der Schlacht gefallen, namentlich über Alpbarts, Ekkenots, Amelots, Helmschart's und Iubarts Tod. Das Helmenlied schließt, wie Helle ihm seine Helden bewainen hilft. Da nur die eine Hälfte des Gedichtes sich mit Dietrich's Ähnen und seiner Flucht beschäftigt, so ist der dem Helmenliede beigelegte Titel Dietrich's Ähnen und Flucht zu den Heunen nicht umfassend genug. Der Dichter nennt sich an der geschichtl. lehrreichen Stelle, wo Helle (S. 7913 — 7940) Dietrichen sagt, daß sie ihm Geld nach Bern gesendet, damit er es seinen Keden geben solle, um sie sich hold zu machen, und der Versaffer hiervon Gelegenheit nimmt (S. 7944 — 7996), über die frühesten seiner Zeit zu klagen, in deren Dienste am Hofe und auf der Heerfahrt die Grafen, Freien und Dienstmannen verarmen müssen, indem sie, um den Aufwand zu bestreiten, Renten und Geld und Dufenzins zu verlieren und verkaufen gezeungen seien *); hier sagt der Dichter:

weren. Doch durch starn Sieg beoßten S. 47. Edwart und Amiot von Garten Weg und Garten in ihrer Pflege.

3) So auch tricht die Inhaltsthebe des Helmenliedes bei Wenz (Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, 2. Bd. S. 235), nur bis dahin, daß Dietrich, von seinem treulosen Diener Ermrich verrathen, in Egel ins Elend gibe.

4) Die Dichtin le spendet rent und geld, sie verkauft waren hute gelt, mist den den. Hegen in weissen, inder er sag: ie verkauft wer in) hohen (unb) gelt. (ie runden klommen beidenn adnich berichende fultze, ie edigen Guttheidich). Aber unter dem Habegelt ist nichts anders als die Abgaben zu verstehen, welche die bürgerl. Leute von ihren Hufen zahlen mußten.

die Jellen getadelt hab, welche der Herausgeber v. d. Hagen (in dessen und Grimm's) 6. Heftbuch in der Urspache) einführen zu müssen geglaubt, jedoch zum Glück in Parenthese gesetzt hat.

2) Dietrich's Gesagungen zählt Ermrich S. 41 auf: riste Wels auf: Bado (Patua), Gart (Gardenna), Meylan Berge (Verona), und Raben (Ravenna) amich ich henn, Pole (Polen) und auch Histerich (Sibirien), Lamparten (Sambart) gewaltlich, Römisch Erde, hie und da, den mus er mir lassen os, Spolet und Tukan, und was ich nicht genommen kan, das mus mir eigen alles

Diese werden sware
Die hat heimlich der Vogeler
Gesprochen und gedicht.

Der Herausgeber bezeichnet heimlich als Entbehrliches und setzt dafür als Berichtigung Hainrich. Aber heimlich gibt einen guten Sinn; der Dichter ergießt nämlich seine Klage nicht in einem zum Gesange bestimmten Liede, welches durch die Sänger öffentlich ertönte, sondern in einem großen nicht zum Gesange bestimmten Gedichte, welches sich nur mühsam durch Abschreiben verbreitete und nur in Weniger Hände kam. Aus der vatikanischen (jetzt Heidelberger) Handschrift hat Adelung Anfang und Ende unseres Heldenliedes mitgetheilt⁵⁾, von v. d. Hagen und Prümmer im Heldenbuche in der Ursprache, 2. Thl. (teutsche Gedichte des Mittelalters, 2. Bd.) herausgegeben. (Ferdinand Wacker.)

DIETRICH VON BERN, ist der Hauptheld der teutschen Heldenlage. Von dem geschichtlichen Theobert dem Großen ist nichts als Name und ganz schwache, Unwesentliches enthaltende geschichtliche Erinnerungen geblieben. Wahrscheinlich ist an Dietrichs Namen Monchs geknüpft, was aus älterer vorbiterischer oder Heldenlage mit herübergenommen ist. Nach dem Wesen der Heldenlage ist schwer, ja unmöglich, chronologische Folge in einzelne Begebenheiten und Handlungen zu bringen, da z. B. mehrere Thaten Dietrichs als seine ersten dargestellt werden. Die Wilkins- oder wie sie auch, und zwar bezeichnender, heißt, die Thidreke Saga of Berna, da Dietrich der Hauptheld ist, gibt zwar Dietrichs Thaten in einer gewissen Reihenfolge, ist aber hierbei selbstschöpfend verfahren, und umfaßt auch nicht alle Thaten des Helden von Bern; auch wird die Folge, welche diese wichtige Saga beobachtet, aus dem ihr gewidmeten eignen Artikel hervorgehen (s. Wilkins ok Nifkanga-Saga). Ein guter Leitfaden aus dem Rathrinde würde sein, wenn sich die Entwicklung und Fortbildung der Heldenlage von Dietrich gehörig verfolgen ließe, aber hierzu fehlt es an hinreichenden Quellen, da die ihn betreffenden Heldenlieder meistens nur in ihrer letzten Gestalt auf und gekommen. Doch dürfte bei folgender Behandlung auch die Entwicklung der Sage am besten berücksichtigt sein; wir betrachten nämlich die verschiedenen Gegenstände in besondern Abschnitten, und lassen diese auf diese Weise aufeinander folgen.

Dietrichs Verwandtschaft. Dietrichs Vater heißt Dittmar, und die Heldenlage ist hier der Geschichte treu geblieben, da, wie bekannt, der Name des Vaters des geschichtlichen Theobert des Großen Theodemir ist. Aber auch nur in Beziehung auf den väterlichen Namen stimmt die Heldenlage mit der Geschichte, denn während in dieser Theodemirs Brüder der ältere Balamir und der jüngere Widimir sind, und Theoberts Großvater Winithar und Winithars Vater Walasin ist, ist in der einen

Gestaltung der Heldenlage Dietrichs Großvater Amelung, und Amelungs Vater Hugdittich, und Amelung hat drei Söhne: Dietber (s. den Art. Dietber, Nr. 1) und Ermarich (s. d.) und Dittmar¹⁾ (s. d.). Nach einer andern Gestaltung der Heldenlage ist Dietrichs Großvater der gewaltige Ritter und Eroberer Samfon; dieser hat zu Söhnen Ermarich, Dittmar und Ate, dessen Mutter aber von geringer Abkunft ist²⁾. Während der geschichtlichen Theobert der Große erst Verona, auf Teutsch Bern, und sein übriges Reich in Italien erobern muß, erbt in der Heldenlage schon Dietrichs Vater, Dittmar, Bern und das übrige Oberitalien von seinem Vater Amelung³⁾, und Dietrichs Reich heißt Amelungsland. Dietrichs Mutter ist wenig genannt; in Dietrichs Jüngen und Flucht wird nur gesagt, daß Amelung ein Weib genommen, die von Kelling (Frankreich) geboren gewesen, und in der Wilkins-Saga vermählt Samfon seinen Sohn Dittmar mit Dillia, der Tochter des Grafen Erlung von Bern, und gibt ihm den Königsnamen, und damit als das Reich, welches Graf Erlung besaß. Während der hörne Sigfrid zwar auch durch Sigmunds Weib, aber mit dessen drei Vorliebe durch das Siglindin-Kind umgarnen wird, heißt Dietrich bloß Dittmars Sohn und Dittmars Kind, und wird nicht nach seiner Mutter genannt⁴⁾.

Dietrichs Kämpfe mit Ermarich. Der Name Ermarich enthält offenbar eine schwache Erinnerung an den großen gebildeten König Hermannich, welches, ungeachtet Hermannich und Dietrich der Zeit nach getrennt waren, dem Geiste der Heldenlage nicht zuwider. In der ältesten Gestaltung der Sage, wie sie auf uns gekommen ist, steht an Ermarichs Statt Dittak; denn Hildebrand sagt im alten Hildebrandsliede, daß er mit Dietrich und vielen seiner Degen weit hinweg vor Dittaks Reid gestoben und nach Osten gegangen sei⁵⁾. Aber auch hier schon ist nichts mehr geschichtlich, als der Name Dittak, da der geschichtliche Dietrich das Land vor dem geschichtlichen Dittak nicht geräumt hat. Aber auch selbst der Name Dittak als Dietrichs Gegner mußte später, als die Erinnerung an den geschichtlichen Dittak im Leben ganz entschwunden war, einem berühmteren Namen Platz machen: Ermarich, Dietrichs Vatersbruder, lebt anfangs mit seinem Neffen in freundlichen Verhältnissen. So er sucht Ermarich Dietrichen um Beistand gegen den Grafen Rimlein, und der König von Bern zieht ihm zu mit 500 der besten Helden und allen seinen Heiden, welche er seine Genossen nannte, und Dietrichs Beistand, erschlägt den Grafen⁶⁾. Den Unheilsamen streuet zwischen Ermarich und Dietrich des ersten Rathgeber, der

5) S. R. Adelung, Nachrichten von altteutschen Geschichten. 1. Bd. S. 21, 169–172. 2. Bd. S. 153, 312–314. Vgl. v. d. Hagen und Prümmer, Hainrichs Gedichte zur Geschichte der deutschen Poesie. S. 72–74.

X. Suppl. v. M. v. R. Erste Section. XXV.

1) Dietrichs Jüngen und Flucht zu den Frenen, S. 27.
2) Wilkins-Saga, cap. 13, 14. bei v. d. Hagen, 1. Th. S. 39–44.
3) Dietrichs Jüngen a. D. Nach der Wilkins-Saga erobert Samfon Bern und gibt es seinem Sohne Dittmar.
4) S. R. Hildebrand, S. 94. Adm. Ausfahrt, Str. 245.
5) S. R. Hildebrand, S. 23.
6) Weit nach der Otachreus als himm. und Theobertus x. und weiter unten: her was Otachreus x. Die Hildebrands antiquissimi carmina Teutonic fragmentum ed. Guilj. Grimm, 1833. S. 15 u. 20.
7) Wilkins-Saga, cap. 126–130. T. I. p. 303–302.

auf dem getreuen der ungetreue Sibich gewornte, weil Ermirch seine Frau geschändet. Auf Sibichs Rath be-
raubt Ermirch die Ehre seines Bruders, die Harlungen,
des Landes und des Lebens. Nach der allen Übersicht
der Sagen des Heldenbuchs reitet der Harlungen Pfler-
ger und Buchmeister, der graue Eckhart, zum Berner und
klagt ihm die Sagen. Der Berner und Eckhart haben
die Übelthat an, und fiele dem Kaiser mit ganzer Macht
in sein Land, und gewannen ihm sein Schloß ab, darauf
er gefesselt war, und erschlugen gar viel hundert Helben, da
kamen der Kaiser und Sibich zu Fußse davon. Nach
Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen rath Sibich
dem König Ermirch, seinen Vetter des Lebens zu berau-
ben, um dadurch seine Macht zu vergrößern, und lud
ihn unter dem Vorwande, daß Ermirch wegen des Todes
der Harlungen eine Kreuzfahrt thun wolle, zur Theil-
nahme an der Bestimmung des heiligen Grabes ein. Als
Bote zu Dietrich wird Randolf von Ancona ersehen;
Sibich erbedet diesem den ungetreuen Rath, den der
Rathgeber selbst zusammengetragen hat, und Randolf
warnt den Berner. Da Ermirch gewahrt wird, daß sein
Neffe gewarnt ist, so entbietet er eine Heersfahrt gegen
ihn und verläßt Dietrichs Land. Dieser übersüßt Ermi-
richs Heer und bringt ihm eine große Niederlage bei. Nach
der Wiltina-Saga verläumdet Sibich den König
von Bern bei seinem Vaterbruder, und sagt unter an-
derm: Dietrich hat, seitdem er König geworden ist, sein
Reich sehr vermehrt an mancher Statt, aber dein Reich
vermindert er: oder wer erhebt die Schätzung von Ame-
lungenland, welches dein Vater einnahm mit seinem
Schwerte? das ist kein andrer als König Dietrich, und
nicht theilt er davon mit dir, und nimmer kamst du et-
was erhalten, so lange er über Bern herrscht. — Sibich
rath ihm nun, Reinalben nach Amelingenland zu senden
und die Schätzung vom Lande zu fordern. Die Landes-
männer sandten nach Dietrich, dieser erscheint und sagt
Reinalben, daß König Ermirch nimmer Schätzung von
Amelingenland erhalten solle, so lange er König in Bern
sei. Ermirch zieht nun mit einem gewaltigen Heere ge-
gen Bern. Vor dieser Uebermacht reitet Dietrich mit sei-
nen Rethen aus dem Lande, vermisst aber zuvor Ermi-
richs Reich. Nach der allen Übersicht des Heldenbuchs
schlug der Kaiser dem Berner viel Helben zu Tode, und
sieg ihrer acht. Von des Kaisers zwei Söhnen hatte der
Berner einen gefangen, und schickte zu seinem Bruder (so
steht hier für das anverwandte Vaterbruder) Ermirch,
daß er ihm sollte seine Diener lebig lassen, so wollte er
ihm auch seinen Sohn lebig lassen. Da entbot Ermirch
ihm zurück, er möchte mit seinem Sohne thun, was er
wollte, daran läge ihm keine Noth, wollte er seine acht
Helben haben, so müßte er ihm alles sein Land geben,
und darzu auch seinen Sohn lebig lassen und zu Fuß
hinweggehen. Der Berner wußte nicht, was er thun

sollte, und nahm Rath von seinen Mannen. Sie ratheten
ihm, es wäre besser, er verliere seine Helben, als sein
Land. Da sprach der Berner: das wolle Gott nicht,
denn unter den achten ist keiner, läge er allein gefangen,
ehe ich ihn ließe tödten, ich ginge ehe von allem meinem
Land. Also gab der Berner dem Kaiser dessen Sohn und
sein Land, und löste seine Helben, und also ging er und
seine Diener zu Fuß hinweg. Hiermit stimmt auch
Dietrichs Ahnen und Flucht¹⁾ überein, nur daß hier
Dietrich nicht nur Ermirichs Sohn Dietrich, sondern auch
1800 von Ermirichs Mannen gefangen hat, und der Ge-
gensatz zwischen Dietrichs Gefangung gegen seine Helben,
und Ermirichs Denkart noch schärfer hervortritt. Die
Dietrichs Rethen gefangen werden und ihr Herr sie löset
s. im Art. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heu-
nen. Zu Dietrichs Kämpfen gegen Ermirich vor seiner
Vertreibung gehört auch die in Alpharts Tode beschriebene
große Schlacht. Zwar erscheint Ermirich hier (S. 67)
schon im Besitze Rabens (Ravenna's), welches, nach Die-
trichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, Dietrich Ermi-
richen erst übergibt, als er sein Reich räumt. Doch ist
Dietrich noch in Bern, und Ermirich will am Anfange
des Gebiets ihn vertreiben. Ermirich läßt Helme dem
Berner widerlegen. Alphart verliert auf der Warte durch
Wittich und Helme das Leben. Dietrich läßt Eckharten
und dessen Helben zu seinem Bestande herbeirufen. Eine
furchtbare Schlacht wird geschlagen, aus welcher endlich
Wittich, Helme, Ermirich und der ungetreue Sibich nach
Ravenna flüchten, und hierauf folgt eine allgemeine Nie-
derlage der Feinde Dietrichs. Man sieht, dem Dichter
von Alpharts Tode hat die große Schlacht vor Raben
vorgeschwebt, stellt sie aber schon vor Dietrichs Flucht zu
den Heunen. So wenig liegt in dem Geiste der Helden-
sage Zeitfolge. Auch Alpharts Tod ist natürlich kein
Zeitfaden aus dem Labyrinth, denn nach Dietrichs Ahnen
und Flucht fällt Alphart vor Raben (nicht vor Bern) erst
bei Dietrichs zweiter Heersfahrt gegen Ermirich, um sein
Reich wieder zu gewinnen, im Heldenliede, welche die
Schlacht vor Raben bezeugt, ist Alphart schon gefallen, be-
vor Dietrich die große Heersfahrt unternimmt, welche zur
großen Schlacht vor Raben führt, oder man muß drei
Heersfahrten Dietrichs mit dem Hunnenheere gegen Ermi-
rich annehmen, und daß Ravenna dreimal Dietrichen ver-
loren gegangen, das erste Mal muß es Dietrich über-
geben, das zweite Mal verliert er es durch Wittichs Ver-
rath, und das dritte Mal hat er es, nach dem Dichter
der Ravennaschlacht, wieder verloren, ohne daß dieser et-
was Näheres darüber angibt. Wir kehren zu Dietrich
zurück, wie er Bern und sein Reich hat räumen müssen.
Hierauf kam er zunächst zu dem Markgrafen Rätiger
nach Pechlar, wo er freundliche Aufnahme und Unter-
stüßung fand, und dann zu König Egel, welcher ihm
entgegenkommt. Hier im Heunenland nimmt sich sein

7) Alle Übersicht der Sagen des Heldenbuchs, Ausg. v. 1560.
Bl. 186. S. 2. Sp. 2. 8) Dietrichs Ahnen und Flucht zu den
Heunen, S. 23—33. 9) Wiltina-Saga, cap. 259—266.
T. II. p. 285—297.

10) Alle Übersicht der Sagen des Heldenbuchs, Bl. 186. S. 2.
Sp. 2. Bl. 187. S. 1. Sp. 1. 11) Dietrichs Ahnen und
Flucht, S. 53, 59. 12) Wiltina-Saga, cap. 267, 268. T. II.
p. 298—301. Alle Übersicht der Sagen des Heldenbuchs, Bl. 187.
S. 1. Sp. 1.

ner vorzüglich Frau Heide (Herte) an. Nach der Wilkina-Saga unternimmt Dietrich erst nach 20 Jahren, von dem Hunnenheer unterläßt, seine Heersfahrt, um sein Reich wieder zu gewinnen, nachdem er während dieser Zeit für Egel gekämpft. Nach dem Sänge von Dietrichs Ahnen und Flucht erhält Dietrich sogleich Hülfe, und tritt seine beiden Heersfahrten kurz nacheinander an, und nach dem Dichter der Ravennaschlacht, welcher vermuthlich eins mit dem vorigen ist, wartet er nach der Heersfahrt, in welcher er Alpbarts verliert, nur ein einziges Jahr. Wir erhalten also, wenn wir beide Geschichten als aufeinander Folgendes besingend nehmen, drei Heersfahrten Dietrichs, durch welche drei er jedesmal Ravenna wieder erobert, und bei welchen beiden letzten er schon wieder im Besitze von Bern ist. Man könnte daher auch die große Schlacht in Alpbarts Tod als in Dietrichs zweite Heersfahrt fallend nehmen, in welche der Dichter von Dietrichs Ahnen und Flucht sie setzt, und am Anfang des Gedichts Ermirich als von einer zweiten Verzeihrung Dietrichs aus Bern beabsichtigend, zur Noth denken. Das Bemerkenswerthe bei diesen drei Heersfahrten ist, daß Dietrich, obgleich jedesmal Sieger, in seinem Reiche nicht bleibt, sondern zu Egel zurückkehrt, denn der Zweck dieses Theiles der Heidenlage ist gar nicht, Dietrich als großen Sieger zu verherrlichen, sondern in tragische Lagen zu bringen. Das erste Mal muß er Raben erobern und durch Wittichs Verrath wieder verlieren, damit die Nachricht hiervon ihn aus der Freude seiner Hochzeit mit Herrat schreide; bei der zweiten Heersfahrt wird seine Siegesfreude durch die Klage um Alpbarts und andrer seiner Reden Tod aufgewogen, und noch gebeugter kehrt er in Alpbarts Heersfahrt zurück, denn hierbei hat er Eghs Söhne und seinen Bruder Dietrich (s. d.) verloren, und Dietrich ist ungeachtet dieser drei siegreichen Heersfahrten wieder bei Egel im Elend. Nach der alten Übersicht des Heidenbuchs gab Egel dem Berner wol 18,000 der kühnsten Heiden, und gewann Dietrich sein Land und Leute, und Alles wieder, und kam wieder heim in sein Reich. Aber auch hier finden wir den Heiden von Bern nachher wieder bei Egel. Im meisten geschichtliche Wahrheitslichkeit dringt die Wilkina-Saga hinein, sie läßt Dietrich zwar Ermirichs Heer besiegen, aber den Sieg nicht verfolgen, weil der Berner Eghs Söhne verloren, und nun aus Scham dessen Heer nicht länger brauchen will. Die Wilkina-Saga weiß nur von einer Heersfahrt Dietrichs mit dem Hunnenheer gegen Ermirich. Ihr schwebt hierbei die Schlacht von Raben vor, wiewol sie dieselben bei Gronspont und an dem Ruffstrom (vermuthlich der Wosel) schlagen läßt. Daß sie aber eine und dieselbe Heersfahrt mit dem Dichter der Ravennaschlacht meint, lehrt, daß auch bei der von ihr beschriebenen Heersfahrt Dietrichs Bruder, Dietrich, und Eghs Söhne erschlagen werden, Dietrich Wittichs verfolgt, und hier nur dadurch dem Tode durch den Berner entgeht, daß er in die See sinkt. Da schloß König Dietrich ihn einen Speer nach, und der Speerschaft fuhr in die Ede an der Mündung des Stroms und blieb stehen: und da steht dieser Speerschaft noch diesen Tag,

und kann ihn jeder dort sehen, der dahin kommt. Wittich war an dem Ruffstrom hinabgeritten, und hinaus bis an die See. Dem Sacht denkt sich also wol die Wilkina-Saga, wenn der Ruffstrom die Wosel ist, an der Nordsee und die Wosel in das Meer mündend, denn in der Heidenlage ist ebenso wenig geographische, als geschichtliche Wahrheit zu suchen; daher denkt die Wilkina-Saga Dietrichs Speerschaft vielleicht auch nicht an der Nordsee, mit welcher Dietrich nichts zu thun hatte, sondern am mittelländischen Meere, denn warum sollte der ferne Nordmann die Wosel sich nicht als dahin mündend vorstellen? Der Speerwurf Dietrichs an der äußersten Grenze des Landes hatte natürlich früher, wie andre gleiche Sagen von andern Eroberern, ursprünglich eine andre Bedeutung, und ist hier nach dem Geiste der Heidenlage, welcher die tragischen Lagen der Heiden, das Hauptinteresse, dem Eroberungen nur als Unterlage dienen, zu haben pflegen, an Wittichs grimme Verfolgung durch Dietrich geknüpft. Auch erwähnt die Ravennaschlacht des Speerwurfes nicht. Nach ihr reitet Dietrich in die See bis an den Sattelbogen, um Wittich zu suchen, welchen seine Ahnfrau, die Meerminne Wachtel, gerettet und auf des Meeres Grund geführt hat. Hierauf wendet sich Dietrich gegen Raben, wohin sich Ermirich aus der großen Schlacht geflüchtet, und bestürmt es so lange, bis Ermirich daraus entflieht und die Rabener sich ergeben. Dann kehrt der Sieger voll Kummer über den Verlust von Eghs Söhnen ins Heunenland zurück, und beide, die Ravennaschlacht und die Wilkina-Saga haben die tragische Lage dieses großen Heiden hervor, wie er um Eghs und Herkens Gnade verlegen sein muß, und froh ist, als er sie wieder gewinnt. So ist nach dem Geiste der Heidenlage Theoderichs des Großen geschichtliche Kampf um Ravenna nur zur Unterlage, und an sich bedeutungslos geworden, ungeachtet es Dietrich in der Heidenlage dreimal einnimmt und Ermirich vorher dreimal daraus entflieht. Über die beiden ersten Einnahmen s. den Art. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen. Von der letzten handelt die Ravennaschlacht, welches Heidenlied jedoch einen mehr bezeichnenden Namen haben sollte, da sich sein Interesse um den Verlust von Eghs Söhnen und Dietrichs Bruder Dietrich (s. d.) und Dietrichs Bekümmerniß und Verlegenheit darüber so ausnehmend bewegt, daß die Wilkina-Saga *) die Schlacht gar nicht vor Ravenna schlagen läßt.

Dietrichs Kämpfe für Egel gegen Dhantrix, Baldemar und dessen Sohn Dietrich. Der Berner war von seinem Vaterbruder Ermirich noch unvertrieben, als König Egel zu ihm sandte und ihn um Theilnahme an einer Heersfahrt gegen den König Dhantrix (s. d.) von Willenland bat. Dietrich zog mit seinen Heiden zu und that in der siegreichen Schlacht das Beste. Nachmals als Dietrich von Ermirich aus Amelungenland vertrieben, bei dem König Egel sich aufhielt, spornete der Berner den Heunenkönig an, wegen der großen Unbilden, welche Dhantrix Egel durch Männermord und Landesverwüstung ange-

than, Rahe zu nehmen. In der Schlacht waren Dietrich und seine Amelungen wieder die Vorkämpfer, erschlugen eine große Menge der Wilkennmänner, und Dietrich selbst fiel durch Wolfhart, Dietrichs Blutsfreund. Bald darauf that König Waldemar von Holmgarb, Bruder des Königs Danstir, in Ekele Reich einen verberren den Einfall. Dietrich ermahnte den Heunenkönig zu schleuniger Gegenwehr, und Waldemar stieß in sein Reich nach Rußland zurück. Egel folgte ihm dahin. Bei Anordnung der Schlacht stellte K. Dietrich sein Banner und seine Schaar gegen das Banner Dietrichs, des Sohnes Waldemars, hieb die Reußen zu beiden Seiten nieder und schlug sich mit Waldemars Sohne. Der Amelunge erhielt neun, der Reußen nur fünf Wunden, doch ließ der Held von Bern nicht eher ab, bis er den Holmgarder gefangen und gebunden. Weiterdessen hatte Egel mit dem Heunenheer die Flucht ergriffen. Dietrich führte dagegen seine Mannen von neuem in den Kampf, stieß den ganzen Tag zu großem Verluste der Reußen, sog sich dann in eine d. Burg, und ward von Waldemars gewaltigem Heer umlagert. Dietrich fügte durch glückliche Ausfälle dem Feinde zwar großen Schaden zu, aber Kost und Speise ging aus. Da ritt Wolfhart, mit Dietrichs Helme, Schwert und Ross ausgerüstet, durch das feindliche Heer und brachte Egel in die Vestschaft. Dieser und Marggraf Rüdiger zogen nach Rußland. Waldemar hob die Belagerung auf, und erlitt, abziehend, von dem ausfallenden Dietrich noch Verlust. Der Berner gab den gefangenen Dietrich, Waldemars Sohn, dem König Egel. Beide Dietrich lagen im Heunenland schwer an ihren Wunden darnieder. Als König Egel eine Heersfahrt nach Rußland that, bat ihn seine Gemahlin Herka, Dietrichs, Waldemars Sohn, ihren Better, aus dem Gefängnisse nehmen und heilen zu dürfen. Egel wollte es ihr nicht gestatten, weil Dietrich, Waldemars Sohn, würde er heil, blutgreiten würde. Da setzte Herka ihr Haupt zum Pflande, daß er es nicht thun werde. Herka wandte nun eigenhändig alle Sorgfalt auf ihres Verwandten Heilung. Zu Dietrich von Bern hingegen schickte sie bloß eins ihrer Dienstmädchen, durch deren Behandlung seine Wunden nur noch schlimmer wurden. Dietrich, Waldemars Sohn, ritt gebrüht hinweg, ohne auf die Klagen seiner Ruhme zu achten. Die Zimmerer wandte sich an Dietrich von Bern um Rath. Dieser, obwohl sich, ließ sich wappnen und ritt, ungeachtet ihm seine Wunden bluteten, Waldemars Sohne bis in den Wald zwischen Polen- und Heunenland nach. Vergebens suchte er Waldemars Sohn zur Rückkehr zu bewegen. Da mößigte er ihn zum Kampf, in welchem endlich Waldemars Sohn erlag. Dietrich von Bern beachte sein Haupt nach Heunenland, und rettete so Herka's Haupt. Unter dessen that König Egel in Rußland eine Niederlage erlitten und war geflohen. Hildebrand mit Dietrichs Mannen hatten noch tapfer fortgekämpft, aber endlich auch werden müssen. Als Dietrich von Bern genesen war, forderte er den Heunenkönig auf, die große Schmach, die er von den Reußen erlitten, zu rächen. Da die Belagerung des festen Polocz durch das gesammte Heunenheer

sich in die Länge zog, brach Dietrich sein Heerlager ab und führte sein Heer weiter in Rußland hinein, und umlagerte Smolensk. König Waldemar kam mit einem gewaltigen Heere der Reußen. Dietrich griff es an, wüthete eigenhändig so in dem Heere der Feinde, wie ein Löwe in einer Viehheerde, und gab dem Könige Waldemar den Todesstreich. In zweitägiger Schlacht wurde das ganze Reußenheer vernichtet. Egel hatte unterdessen Polocz eingenommen und kam zu Dietrich. Graf Ivon, Befehlshaber in Smolensk, war geröthigt, sich zu ergeben, und wurde auf Dietrichs Rath vom König Egel zum Häuptling über Rußland gesetzt, so jedoch, daß er dem Egel Schatzung zahlen und ihm Beistand leisten mußte, so oft er es bedurfte¹⁴⁾.

Dietrichs Kämpfe mit Sibich, Gunther, Hagen und dem böhrnen Sigrid¹⁵⁾. Schon bei den Kämpfen gegen Ermrich bat Dietrich zugleich mit den Burgunden, welche jenem beistehen, zu kämpfen. Hier in der großen Schlacht vor Ravenna sieht er nach dem Heldenmüde Dietrichs Aehren und flucht zu den Heunen persönlich mit König Gunther, und schlägt mit seinem Ketten die Burgunden von der Schlachtfeld hinweg¹⁶⁾. Nach dem Heldenmüde, welches die Wahlstatt vor Raben heißt, stehen die Burgunden ebenfalls dem König Ermrich bei, und mit den Burgunden ist der böhrne Sigrid, mit welchem der Berner den gefährlichsten Kampf zu bestehen hat, aber ihn endlich doch zwingt, sich als Gefangenen ihm zu übergeben¹⁷⁾. Gegen die Burgunden kämpfte auch Dietrich als Ekele Bundesgenosse im Bittertoll und Dietlich (s. Dietlich von Stetermark), und hier zwar ist Ermrich nicht mit den Burgunden, sondern diß Ekele's Heer verflüchten. Man könnte annehmen, daß dieses vor Ermrichs Kriege mit Dietrich gestellt werde; aber Ermrich befindet sich schon im Besitze von Raben, und die Rabener ziehen mit Ermrich gegen die Burgunden. Wir führen dieses als Beispiel der Gründe an, warum wir in die verschiedenen Theile und Darstellungen der Helden Sage in unsrer Betrachtung keine geschichtliche Beisetzungen haben zu bringen gesucht, denn dieses ist wegen der Widersprüche, welche aus den verschiedenen Bearbeitungen entspringen, unmöglich. Auch in diesem Kampfe vor Worms kämpfte Dietrich mit Sigrid¹⁸⁾. Nicht minder als der König Dietrich nach Betragmald geritten, um den König Ivon und seine Söhne zu versuchen, kommen bei dem Zweikampfen Ivons Söhne auf Dietrichs Keden, und auf ihn selbst der bei Ivon weinende Sigrid, gegen den er drei Tage nacheinander drei Zweikämpfe besteht, und im dritten nur durch Wundung, Dietrichs Schwert, den

14) Wilkina-Saga, cap. 113—116. T. I. p. 359—365. cap. 271—292. T. II. p. 307—362.

15) Wir berücksichtigen natürlich bloß die wichtigsten Theile, da Dietrich nicht wenig beistete. Es heißt es z. B. in der alten Übersetzung der Saga des Heldenmüdes (St. 185. S. 1. Ep. 31: Ein Hild hies Egelgast, der ist von dem Berner erschlagen, Hug von Ekele (Wägn) ward auch von dem Berner erschlagen, Erwin ward auch von dem Berner erschlagen. 16) Dietrich Aehren und flucht zu den Heunen, S. 94—95. 17) Ravennaschlacht, S. 42—43.

18) Bittertoll und Dietlich, S. 48, 49, 55, 94, 109, 121, 131.

Sieg gewinnt. Auf Dietrichs Seite ist bei diesen Kämpfen König Gunther, welcher mit König Jürging steht. Dietrich hatte Gunthern zuvor zu einem Gastmahl nach Bern geladen¹⁹⁾. — Wir haben die weniger berühmten Kämpfe vorausgeschickt, welche als Vorspiele der größern folgenden gelten, aber nach unserer Meinung eigentlich als Nachspiele, nämlich als Nachahmungen jener größern, zu betrachten sind. Nach der einen Hauptbearbeitung der Kämpfe Dietrichs und seiner Reden im Rosengarten zu Worms sind sie für Egel. Dieser wird von König Sigib herausgefordert, mit 12 Helden zu kommen, und mit 12 der tüftlichsten Mannen Siebighs im Rosengarten zu sechten. Der Siebighs den Rosengarten zu zerstören wagt, dessen Diener will er sein. Egel begibt sich zu dem Berner, und dieser verheißt ihm, mit ihm zu ziehen. Der Berner hat aber auch hier schon den Brief Gherimhilds, durch die er herausgefordert wird, 12 Mann gegen die 12 Plesger ihres Rosengartens in den Kampf zu bringen. Dietrich begiebt sich nun mit seinen 11 Streitgenossen zur Königin Herle, und diese rüstet sie zur Fahrt mit kostbaren Gewändern und Wappensteinen aus. Dietrich und seine Reden siegen, und Sigib, auch persönlich von Hildebrand bezwungen, gibt Egel seine Krone aus, d. h. wird sein Lehnskönig²⁰⁾. Nach der andern Hauptbearbeitung, von der drei Nebenbearbeitungen sich finden, ist König Egel ganz außer dem Spiele gelassen. Dietrich wird von Gherimhild herausgefordert, weil ihr jeweil Wunders von Gherimhildens gesagt wird, er kommt mit seinen Wölfslingen und siegt, und ihm werden Siebighs Land und Leute dienstbar²¹⁾. In dieser, sowie auch in der obigen Bearbeitung, kommt bei den einzelnen Zweikämpfen der gefährlichste Zweikampf auf Dietrich, nämlich der Kampf mit dem bösen Sigib. Der verwundete König von Niederland wird durch Verwendung der Mädchen von Dietrich von Bern verschont, nach der obengenannten Bearbeitung; nach der letztgenannten fällt er in Gherimhilds Schoos, und sie bedeckt ihn mit ihrem Schleier. Nach der alten Übersicht der Sagen des Heldenbuchs wird Sigib von Berner im Rosengarten erschlagen. Das mährte Frau Gherimhild ge sehr, und sie ward des Berners und aller Wölfslinge feind. Sie denkt daher darauf, daß alle Wölfslingen erschlagen werden müßten, und heirathet darum den König Egel. Die große Katastrophe in Egelshurg führt Gherimhild hier²²⁾ nicht herbei, weil sie Sigib auf seinem Mörder Hagen rächen will, sondern aus dem großen Haufe zu den Wölfslingen, die Sigib im Rosengarten erschlagen haben. Es wird also ein Hof gelegt in Egelshurg. Gherimhild bittet Hagen, daß er sie Helden zu sich nähme und einen Ha-

der anfang, also, daß die hunnischen Helden alle erschlagen würden. Hagen will wider seine Ehre nicht thun. Sie läßt ihm also durch ihren kleinen Sohn Badenstreife geben, bis Hagen geritzt ihm das Haupt abschlägt. Hierdurch wird ein Gemelch veranstaltet, aus welchem sich nur Hildebrand, aber verwundet, rettet. Dietrich war in der Stadt in einem andern Hause, und wußte nichts von der Sache, bis Hildebrand vor ihn kommt. Nun läuft der Berner, und will sehen, was an der Nothricht ist. Da findet er zwei Brüder von Frau Gherimhild, hängt und bindet sie. Als er hinweggegangen, schlägt Gherimhild den Gebundenen die Häupter ab (warum Gherimhild nach dieser Darstellung es thut, bleibt unerklärt). Dietrich findet sie ermorret und sieht Gherimhild mit dem Schwerte gehen: Sie gesteht die That, und er haut sie mitten entzwei. Auch, nach der Wilkinasage, haut Dietrich Gherimhilds mitten entzwei. Dietrich ist nämlich ein so guter Freund Hagens, daß beide ihre Hände ineinander legen, und so aus dem Saale zu Tische in den Königsaal gehen. Er heißt seinen Freund, vor dessen Schwester Gherimhild, da sie noch jeden Tag Sigib den schnellen bewein, auf seiner Hut zu sein, und ist so der erste, der die Nibelungen warnt. Gherimhild bittet Dietrich, ihr bei der Rache an Sigibds Mördern, Hagen und Gunthern und ihren übrigen Brüdern, beizustehen. Er weigert sich dessen, da es seine besten Freunde sind. Sie gewinnt Jürging und läßt den Sturm zu Susat beginnen, indem sie ihren Sohn Hagen an das Kinn schlagen läßt. Dietrich stirbt während der daraus sich entwickelnden Schlacht auf der Bänne seines Saales thotlos mit all seinem Volke ganz gemassnet, denn er will weder mit König Egel's Volke streiten, noch auch den Nibelungen ein Leid zufügen. Aber der Fall seines besten Freundes Rühgers veranlaßt, daß Dietrichs Schwert Ekelang durch die Helme der Nibelungen klang. Dietrich drang so mächtig vor mit seinen Mannen, daß der gute Held Hagen von Troja (Arnel) von dannen wich mit seinem scharfen Schwert. Der Berner haut Deller'n, der ihm den Eingang in den Saal wehren will, das Haupt ab, und bewingt nach langem Zweikampfe Hagen. Gherimhild nimmt einen großen Brand, und stößt ihn ihrem todtliegenden Bruder Gernot in den Mund, um zu sehen, ob er wirklich todt sei, und so auch thut sie ihrem Bruder Giselher; er war noch nicht todt und steht hervor. Dietrich macht Egeln auf Gherimhilds Grimmigkeit aufmerksam, und der Hünenkönig befehlt dem Berner, sie zu erschlagen, und so thut er. Dietrich läßt durch seine Verwandte Herrat Hagen verbinden, und gibt ihm auf seine Bitten ein Weib, mit welchem er vor seinem Tode Aldrian zeugte. Mit Gunther kämpft, nach der Wilkinasage, Dietrich nicht, sondern jener wird von der Schaar Dids, des Ressen Egel's, nach langem Kampfe gebunden, und Egel läßt ihn in den Schlangenturm werfen²³⁾, sowie die Entloasung hat. Auch die alte Übersicht des Heldenbuchs erwähnt nichts von einem Kampfe Dietrichs mit Gunther in der Egelshurg. Nachdem sie berichtet, wie

19) Wilkina-Saga, cap. 151, 152. T. II. p. 45, 46. cap. 172—200. p. 79—151. 20) Greter Rosengarten zu Worms in v. d. Hagen's und Grimms's Heldenbuch in der Ur-Sprache.

21) Rosengartenlied in der vorerwähnten Streich nach der mährischen Handschrift in v. d. Hagen's neuem Heldenbuch, in der altteuerrigen Strophen in den alten Drucken des Heldenbuchs, und in beiden in der Bearbeitung in Raspar's v. d. Hagen's Heldenbuch. 22) Alte Übersicht der Sagen des Heldenbuchs, Bl. 127.

23) Wilkina-Saga, cap. 347—356. T. III. p. 74—118.

Dieterich Griebeliden mitten entzwei hieb, fährt sie fort: Nun ritt der Berner und Hildebrand hinweg. Darnach ward ein Streit beredet, der geschah vor Bern, da ward der alte Hildebrand erschlagen vom König Gunther²⁴⁾, der war Frau Griebeliden Bruder ic. Am Bedenkensamen wird Dieterich in dem Nibelungenlied (der Nibelungen Noth) gehalten. Dieterich warnt die Nibelungen bei ihrer Ankunft vor Griebeliden, verbietet seinen Reden das Ritterpiel (den Ruhard), weil er die Gefahr eines ernstlichen Kampfes erkannte, geht nicht in Griebelids Versuch ein, Hagen allein zu erschlagen, führt, als der Kampf im Saale wüthet, Griebeliden und Hagen hinaus, bedingt sich Frieden, und untersagt seinen Helden alle Theilnahme am Streite. Als die hunnischen Namen in der Schlacht erlagen, zwingt Griebelid endlich auch Rüdiger, mit den Burgunden zu kämpfen. Er fällt mit Harnot im Zweikampfe. Rüdigers Leichnam fordern Dieterichs Reden. Höhnend verweigern ihn die Burgunden, und so hebt auch der Kampf mit Dieterichs Helden an, die alle erschlagen werden, bis auf Hildebrand, der mit einer schweren Wunde vor Hagen entrinnt und zu Dieterich kommt. Als der Berner hört, daß Rüdiger sein liebstes Gast- und Blutsfreund und Waffengefährte todt ist, will er nun selbst hingehen, und befehlt, daß seine Mannen sich waffnen sollen. Hildebrand antwortet: was Ihr noch für Lebende habt, die seht Ihr hier bei Euch stehen. Da erschraf Dieterich, denn so großes Leid hatte ihn noch nie getroffen, und sprach: unde sint ersorben alle mine man, so hat min got vergezen; ich armer Dieterich! Ich was ein chunich here, vil gewaltich unde rich. Wir geben diese berückten Worte absichtlich nicht in Übersetzung, um, wenn es ein Wortspiel sein soll, es nicht zu verwischen, noch wenn es keins sein soll, eins zu machen, oder soll es eins sein, es nicht zu schwerfällig hervorzuheben, wie in jener Übersetzung: ich armer Dieterich! Ich war ein König gewaltig und reich. „Ein Wortspiel,“ sagt einer der trefflichsten Kenner der deutschen Dichtkunst, „aber in seiner treffendsten Wahrheit, in dem höchsten Leide und Leidenshaft, die sich bietet gegen sich selbst: wie Shakespeare so oft bedrückt, und zugleich ein Wortspiel in der tiefsten Bedeutung, als jenes reichende und vernichtende Wort.“²⁵⁾ Haben wir aber wirklich ein Wortspiel vor uns? nämlich ein Spiel mit Worten, welches der Redende absichtlich treibt, wie die Shakespeare'schen Personen. Auch in der Lage sagt Dieterich (3. 1035): Nu solt ir edel kunec got trosten fruntliche mich armen Dietricho, und (3. 1566) bloß: ich vil arme (amer). Will also der klagende Dieterich die gewöhnliche Lebensart brauchen, und sich armen nennen, und seinen Namen dazu setzen, so kommt nothwendig das Wortspiel heraus, ohne daß wir anzunehmen brauchen, daß es in Beziehung auf den Redenden ein

Wortspiel sei, und in dieser Nothwendigkeit liegt eben die tragische Wirkung des Widerspruches seines Namens (Dieterich, Volkreich) mit seinem jetzigen Zustande, in welchem er so arm ist. Ja! es bleibt selbst zweifelhaft, ob es in Beziehung auf den Dichter ein Wortspiel ist, nämlich ob dieser ein solches beabsichtigt hat, so natürlich macht sich die Rede. In dieser Natürlichkeit liegt auch der Grund, warum der Dichter, wenn ihm das Wortspiel absichtlich entfallen, es nachher, als er es als solches erkannte, nicht zu unterdrücken brauchte, weil die Worte, wenn wir sie im Zusammenhange lesen, keine Lücke, sondern eine tragische Wirkung, welche der Sänger des Nibelungenliedes beabsichtigt, hervorbringen. Doch beabsichtigte der Dichter auch wirklich ein Wortspiel, so ist es doch eben der tragischen Wirkung wegen, welche es erzeugt, an seiner Stelle. Daß der Dichter ein solches beabsichtigte, wird nicht unwahrscheinlich aus dem Satze mit dem Wären, welchen er Sigfrids Tode vorausgehen läßt. Durch jene hierdurch vorher verbreitete Heiterkeit wird die tragische Wirkung von Sigfrids nachfolgendem Tod ungemein erhöht. Wenn es also in Beziehung auf den Dichter als Wortspiel gelten kann, so ist es doch gar nicht in Beziehung auf den redenden Dieterich als solches zu nehmen, da dieser Heldencharakter zu fest daßst, um sich von der Leidenschaft zu Wortspielen hinziehen zu lassen. Man lese die Worte, welche der Held auf die von uns angeführten folgen läßt, und man wird von einer Vergleichung Dieterichs mit den Shakespeare'schen Helden gewiß zurückkommen, denn wie natürlich zeigt sich hier Dieterich in seinem großen Gegen des britischen Dichters wortgewaltige Bühnenscenen, welches ist ungeachtet der Größe ihres Dichters doch immer bleiben. Nach des Berners kurzer, aber erschütterter Klage über den Verlust seiner Helden wappnet er sich, und geht zu den beiden allein noch übrigen Nibelungen, Gunther und Hagen. Er bittet sie, sich ihm zu ergeben, und verheißt ihnen sichere Heimkunft, aber sie wollen nicht Gefein sein. Dieterich überwindet Hagen, bindet ihn, und bringt ihn zu Griebelid, der er gebietet, ihn genesen zu lassen. Hieraus besteht Dieterich den Kampf mit Gunther, bindet ihn, und bringt ihn Griebeliden, die er ermahnt, den beiden Unglücklichen nichts zu Leide zu thun. Sie verspricht es und Dieterich geht weinend hinweg. Sie bringt aber ihres Bruders Haupt zu Hagen, und schlägt mit Sigfrids Schwerte diesem das Haupt ab. Hildebrand (nicht Dieterich, wodurch Dieterich edler als in der Wilksalage und in der alten Übersicht des Heldenbuchs gehalten wird) springt im Jorne hinzu, und erschlägt Griebeliden. Hagen und Dieterich klagen über die gesallenen Helden²⁶⁾, und setzen diese Klage in dem Liede, welches die Klage heißt, bei Besetzung ihrer Reden fort.

Dieterichs Gefellen. Hauptrede des Berners war Reister Hildebrand, Herr Brands Sohn²⁷⁾, begab

24) So die alte Übersicht der Ecken des Heldenbuchs nach Nr. 157. E. 2. Auf Bl. 18. E. 1. Sp. 2 heißt es den andern Ecken gemäßer: König Gunthers Erbn erschlag den alten Hildebrand vor der Stadt Bern. 25) Von der Hagen, die Nibelungen, ihre Bedeutung u. s. w. E. 163.

26) Der Nibelungen Lied (Lied). 27) Altes Heldenbuchs, lies der Grimm. 3. 6. Übersicht der Ecken des Heldenbuchs, Bl. 186. E. 2.

sich, als er dreißig Jahr alt war, an den Hof des Königs Dittmar von Bern, und dieser setzte ihn zunächst neben sich. Dietrich, König Dittmars Sohn, war sieben Winter alt, als Hildebrand ihn neben sich setzte und seiner pflegte, bis daß er funfzehn Winter war, und Hündling über die Ritter am Hofe wurde. Dietrich und sein Pfleger Hildebrand liebten sich einig²³⁾. Nach Hildebrand ist sogleich Wolfhart, Hildebrands Neffe²⁴⁾ (Schwester- sohn), nämlich Sohn des mit Hildebrands und Alfans Schwester vermaählten Amelot (Amelung) von Garten zu nennen. Wolfharts Brüder waren auch ausgezeichnete Keden Dietrichs, nämlich Sigislab und Alphart²⁵⁾, der aber jung seinen Tod fand. Nicht minder spielen Heime und Wittich eine große Rolle als gewaltige Kämpfer, aber nicht als treue Keden Dietrichs, da sie abhellen und Ermrichs Mannen wurden. Sie waren Dietrichs Gefellen geworden, nachdem sie ihn aufgesucht, und gewaltige Kämpfe mit ihm bestanden, vorzüglich brachte Wittich Dietrichen in die größte Gefahr. Bei dem Gastmahl, welches Dietrich gab, bevor er aufzog, mit Jünges Söhnen zu kämpfen, werden als auf einer Bank sitzend aufgeführt: König Dietrich, König Gunther und Hagen, Hildebrand und Graf Hornboze. Ihm zur linken Hand saß Wittich und Amelung (Amelot), Dietrich und Hofsold, Eintram und Wiltibeh, Herbrand der Weise und Weiserfahne, und Heime der Grimme. Die Genannten zogen mit Dietrich aus, und kämpfen mit Jünges 11 Söhnen, und Gunther mit Jünges selbst, und Dietrich mit Sigislab dem Schmellen²⁶⁾. Im Rosengarten zu Worms besteht nach der einen Bearbeitung der Heiden sage Dietrich den hörnen Sigislab, Wolfhart den Pusold, Sigislab den Kiesen Drwin, Wittich den Kiesen Aprian, der Degen Drwin den Keden Woller, den Fiedler, Helmschrot den Gernot, Heime den Kiesen Schrutban, Edhart den Hagen, Amelot, Hildebrands Bruder, den König Gidich, Hildebrand den König Gidich, den Mönch Jisan, Hildebrands Bruder, den Keden Stubenfuß und Dietrich von Stryer Walthern vom Woschenstein²⁷⁾. Nach der andern Bearbeitung der Heiden sage vom Rosengarten besteht Hildebrand den König Gidich, den König Krot (Krot) von Danemark den König Gunther, Kütiger von Bechlarn den Gernot, Sigislab den Fiedler Riendold von Mailand, Wolfhart von Garten den Hagen, König Hartung von Kusland Walthern von Kerlingen (Woschenstein), Dietrich von Steier den König Stufing (Stephan) aus Ungerland, Wittich den Kiesen Aprian, Heime Schrutban den Beherscher der Preußen, der schöne Dietrich von Griechenland den Ritter Herbot, der Mönch Jisan den Fiedler Woller von Alzeie, Dietrich den König

Sigislab aus Niederland²⁸⁾. In Alpharts Tod werden, wo der König von Bern zu seinen Keden in den Saal geht, diese die kühnen Wölfsinge, Herrn Dietrichs Mannen ein weites Geschlecht genannt, und so aufgeführt: da saß mit großen Ehren der alte Hildebrand, Hach der junge, Bange und Drwin, Berchter der Starke und Woswin, Rikart und Gerbart und der kühne Wosfing, Helfrich und Helmut, Edhart und Humbercht, Hartung und Helmschrot, Bittel und Hannolt, Brantler und Wölfsinge, Amelger von Krysen, und Wolfhart der Kühne, Friedrich der Junge und Bichant, Walberich der Kühne und Sigislab, Alphart und Sigislab, die zwei kühnen Degen, Wolfbrand und Wosfheim, Amelot und Nere, Walthern von Kerlingen, Helmut von Tuschkan (Toskana), Rundung von Schwaneselden und Rürnberg, Schildbrand, und Woswin und Sigislab der Degen²⁹⁾. In dem Kampfe vor Ravenna sollen von Dietrichs Keden Alphart, Amelot, Nere und Jubart von Lateran³⁰⁾. In der Nibelungennoth werden alle Keden Dietrichs erschlagen bis auf Hildebrand, und hierbei namhaft gemacht der grimme Wolfhart, Sigislab, Wosfwin, Wosfband, Helfrich, Helmut, Rikschart, Gerbart³¹⁾ und Sigislab³²⁾.

Dietrichs Heimkehr nach Amelungenland und römische Königswürde. Als Dietrich alle seine Keden bis auf Hildebrand in Heumenland verloren, wollte er lieber für sein Reich Amelungenland und seine gute Burg Bern sterben, als in Heumenland kraftlos werden mit Unehren. Da so große Manneserwähnung in Heumenland geschah, schlug er des Königs Eghel Anerbieten, ihm seine Krieger zur Begleitung zu geben, aus, und beschloß, mit Hildebrand heimlich nach Amelungenland zu reiten. Sie begleitete nur Frau Herrat. Unterwegs wurden sie von dem Grafen Eslung dem Jungen mit seinen 32 Rittern langgegriffen. Dieser wollte an Dietrich von Bern rächen, daß der alte Samson und seine Söhne Ermrich und Dittmar (Dietrichs Vater) den Grafen Eslung den alten und langbärtigen von Bern, den Blutsfreund Eslungs des Jungen, erschlagen hatte. Dietrich spaltete mit dem Ehen Sachs Eslung den Jungen. Die übrigen feindlichen Ritter wurden theils erschlagen, theils flohen sie. Die beiden Sieger gelangten hierauf glücklich nach Amelungenland, und erfuhren hier des Königs Ermrichs Tod. Eibich setzte sich in Besitz von Ermrichs römischem Reich, und wollte Gleiches mit dem Lande der Amelungen thun. Aber diese wollten lieber sterben, als Dietrichs Unterthan sein. Als Dietrich von Bern vertrieben gewesen, und Aldebrand, Hildebrands Sohn, zum Mann erwachsen war, hatte Ermrich seinen Händen die Burg Bern und das Amelungenland übergeben. Aldebrand bewachte alles dieses vor Eibich seit Ermrichs Tode, zog jetzt einen goldenen Ring von seiner Hand, und übergab hiermit Dietrichen Bern und ganz Amelungenland und sich selber und seine Mannen zu Diensten. Alle beschenkten Dietrichen, und ihm ward von neuem als Kö-

23) Wilkina-Saga, cap. 15. T. I. p. 44—45. cap. 136. p. 154. 24) Alpharts Tod Etr. 101. S. 17. Etr. 131. S. 125. Etr. 179. S. 28. 30) Alle überbricht der Sagen des Heidenbuchs, Bl. 135. S. 185. Bl. 186. S. 1. Eigenot, S. 131, 135. Alpharts Tod, S. 15, 16. Großer Rosengarten, S. 205, 225. S. 3. 31) Wilkina-Saga, Cap. 17. 1. Th. S. 44—62. Cap. 32—39. S. 152—174. Cap. 152—198. 2. Th. S. 46—143. 32) Rosengartenlied nach der mündlichen Handschrift in v. d. Hagens's Heidenbuch v. 1811. S. 10 u. f.

33) Großer Rosengarten im Heidenbuch, in der Vorrede, S. 15 u. f. 34) Alpharts Tod, S. 13 u. 14. 35) Dietrichs Abnen und Racht. 36) Nibelungenlied, S. 236—245. 37) Klage der Wälder, S. 130.

nige von ganz Amelungenland gehuldt. Hierauf schlug Dietrich Eibichs gemaltigtes Heer in einer großen Schlacht, in welcher dieser Unheilstifter durch Albrechts Hand fiel. Der Sieger Dietrich zog nach Rom, nahm seinen Sitz auf dem Königsstuhl, und Meißner Hildebrand und sein Sohn Albrecht setzten die Krone auf sein Haupt und riefen ihn zum König aus überall das Reich, welches König Emrich zuvor gehabt hatte. Darnach schworen die Ritter und Knapen und die Gemeinde ihm die Eide. Dietrich ward da ein mächtiger König, und so großer Ruf ging von seiner Tapferkeit und seinen Heldenthaten, daß keiner, weder König noch Herzog, gegen ihn zu streiten wagte³⁹⁾.

Dietrichs Kämpfe mit Riesen, Zwergen und Wäremen. Wie Dietrich den Riesen Grim und dessen Frau Hilda erschlug, hiervon handeln wir im Abschnitt Dietrichs Waffen, Wappen und Kasse. Seinen Verwundeten Grim zu rächen, benannte der Riese Eigenot. Mit ihm zu kämpfen, ritt Dietrich aus, befreite aus den Händen eines wilden Mannes, den er erschlug, einen Zwerg, welcher aus Dankbarkeit ihm einen Tapferkeits und Kraft verscheidenden und das Leben des Besizers vor Dürst und Hunger schützenden Stein gab, weckte zuvor den Riesen Eigenot, um ihn nicht schlafend zu erschlagen, ward von diesem überwältigt und in einen tiefen Thurm voll Würms (Schlangen) geworfen, von deren Angriffen ihn aber die Kraft des edeln Steines schützte. Dietrich hatte in Bern als Wahrzeichen hinterlassen, daß man ihn, wenn er innerhalb zwölf Tage nicht wiederkomme, für erschlagen halten sollte. Hildebrand ritt aus, den vermeintlich Toten zu rächen, ward im Kampfe mit Eigenot gefangen und gebunden in den hohen Berg des Riesen gesperrt. Während dieser schlief, befreite sich Hildebrand, wappnete sich in Dietrichs Waffen, erschlug nach hartem Kampfe den Riesen und brachte durch den Rath des Zwerges, des Herzogs Eberichs unterthätig, seinen Jüngling und Herrn, den Berner, aus dem Schlangenthurm⁴⁰⁾. Unter Dietrichs Kämpfen mit Riesen ist der berühmteste und herrlichste, der mit Eden, welcher von den drei Königinnen zu Götin ausgewählt ward, den Berner lebend oder todt zu ihnen zu bringen. Er erschlug den Riesen, bemächtigte sich seiner Waffen, und warf sein Haupt den Königinnen zu Füßen. Vorher, ehe er nach Götin gelangte, hatte er noch mehrer Kämpfe und Abenteuer zu bestehen, worunter auch ein Kampf mit Zauberbildern auf einer Brücke ist. Von den ihn von Eden geschlagenen Wunden hatte ihn eine milde Maid geheilt, die er von Holschids Verfolgung befreite. Dieser Riese, von dem Berner bezwungen, schwur ihm Sicherheit und Gesellschaft. Als er aber seines Bruders Tod hörte, brach er den Eid und erneuerte den Kampf; abermals bezwungen, schwur er dem Berner durch drei Eide Gesellschaft, verschonte zwar sein schlafendes Gefolge eigenhändig, reichte aber seine Ver-

wandtschaft gegen ihn, so daß dieser nun mit zwei Riesen und dem ungeheuren Weibe Kuge kämpfen mußte. Nachdem er sie erschlagen, hatte auch Holschid, der ungetreue Gefell, gleiches Schicksal. So nach Edens Ausfahrt⁴¹⁾. Nach der Wilkinsage hatte Dietrich, nachdem er Holschiden bezwungen, einen Kampf mit einem Elfenbanten. Holschid leistete dem Berner Beistand, und hieraus erkannte dieser, daß Edens Bruder ihm mit Treuen Hülfe leisten wollte. Hierauf befreiten Dietrich und Holschid Eintramen aus dem Maul eines Drachen, indem sie das Ungeheuer erschlugen⁴²⁾. Andre Kämpfe Dietrichs mit Riesen und Wäremen besingt das Heltenlied: Dietrichs und seiner Gefellen Kämpfe mit Wäremen und Riesen, dessen Inhalt wir in einem eignen Artikel an gegeben, weshalb wir über diese Kämpfe hier weiter keine Andeutungen geben. Mit Riesen aus hatte Dietrich im Berge des Königs Laurin zu kämpfen. Dieser hatte nämlich Wittich im Kampfe besiegt, und wollte ihm zur Strafe, daß er seinen Rosengarten verunflutet, Hand und Fuß abhauen. Dietrich wollte dieses nicht dulden, kämpfte mit Laurin, besiegte ihn durch Hildebrands Raths schläge, und wollte ihn tödten. Dietrich von Steiermark rettete seinem Schwager das Leben. Alle sind nun so unvorfichtig, dem zauberlunigen Zwerg in seinen herrlichen Berg zu folgen. Hier werden sie geliebet, gebunden und in ein tiefes Gefängniß eingesperrt, und sollen sämtlich bis auf Dietrichs Gehäng verbleiben. Dietrich bricht seine und seiner Gefellen Bande. Somit, die ihren Bruder Dietrich aus der Haft befreit, gibt ihnen Ringe, welche sie von dem ihnen angethanen Lauber befreien. Dietrich und seine Reden (nämlich Hildebrand, Wolsart, Wittich, Dietrich) erschlagen nun die dem Könige Laurin dienenden Zwerge und Riesen, die sein Heerhorn zu Hülfe verbeizurufen. Dem Könige selbst, der der Berner seinen Zauberring genommen, und der Besiegte muß ihm nach Bern folgen⁴³⁾. Seinen Obern Laurin zu rächen begibt sich der Zwergenkönig Walbran von Kananea mit einem Gewaltigen vor Bern. Dietrich und Walbran kämpfen. Erstere wird verwundet, Besten schügen seine Künste. Da läßt Hildebrand durch Laurin Frieden und Sühne stiften⁴⁴⁾.

Dietrich als Hauptlieb. Vor allem muß hiers bei darauf aufmerksam gemacht werden, wie Dietrich in der Edda erscheint. Sie hat nur Folgendes von ihm: 1) In der Einleitung zur Quitha Guthrunar Glücksdötr in dänur: König Thiothref war bei Aili, und hatte da verloren die meisten seiner Namen. Thiothref und Guthrun wüßten ihren Darm zusammen (Hagten miteinander). Sie sagte ihm und lang. Es folgt nun das Lied von Guthrun's Klage, welches ohne alle Beziehung auf Dietrich ist, so daß die spätere Einleitung hätte ganz hinwegbleiben können. 2) In der Quitha Guthrunar Glücksdötr in thirbia heißt es in der Einleitung: Perlia hieß eine

39) Wilkins-Sage, Cap. 368—380, S. 24. S. 119—162.
40) Hieron handelt das Heltenlied, der Riese Eigenot in der bedrängten und strahlburger Ausgabe von 1450 u. 1510 in von der Fagen's Heltenbuch von 1811, No. VI., und in Kopsars u. d. Rön's Heltenbuch in u. d. Fagen's und Primifler's Heltenbuch in der Ursprache S. 117—142 (Str. 1—105).

40) Eden's Ausfahrt in den alten Döden, und bei v. d. Rön u. d. Fagen.
41) Wilkins-Sage, Cap. 40—205, S. 174—205.
42) König Laurin in den alten Ausgaben des Heltenbuches, bei Kopsar von der Rön, bei Wierup und der Grimm's.
43) Fortsetzung des Königs Laurin bei Wierup, Symb. Liter. Teuton. Ant. p. 47—82.

Magd Alti's. Sie war seine Geliebte gewesen. Sie sagte Alti'n, daß sie Thiotrek und Gultbran beide zusammengelesen. Im Liebe sagt Alti: „Das kränkt mich, Gultbran, Gultki's Tochter, was mir Hertia in der Halle sagte, daß du und Thiotrek unter einem Dache schlafeist, und auch gern mit Kinnen umhüllst.“ Gultbran erwidert: „Dir will ich über Alles diese Eide leisten die jenem weisen heiligen Steine, daß ich mit dem Volkberühmten nichts hatte, was Wächter oder Mann nicht erfahren konnte. Ausgenommen ein einziges Mal“) umhalsete ich den Führen der Helden, den zu ehren den König. Wir hatten edle Gedanken, als wir Trautigen beide uns zum Gespräche neigten. Hierher kam Thiotrek mit 30. Von diesen 30 Mann lebt nicht einer mehr.“ Sie reinigt sich nun durch den Kesselfang. Das Lied gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zu den spätern. Aus teutschen Liedern und Sagen ist die spätere Wilkina- oder Dietrichsage zusammengesetzt. Wenn nun die Edda den Sigurd (Sigfrid) mit den Teutichen in enger Verbindung gemeinsam hat, und dieser dort als Hauptbild“) hervorgehoben wird, und solcher auch in den teutschen Liedern durchschimmert, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach dafür, daß Sigfrid ursprünglich auch bei den Teutichen Hauptbild war, und wie ist es gekommen, daß Dietrich als Sieger über Sigfrid dargestellt worden? Sie glauben, daß dieses zuerst durch weislichegenannte Sänger geschehen, welche in Dietrich von Bern einen Welfen sahen, weshalb sie auch seine Leute die Wölflingen nannten, und in den Nibelungen Nibelinnen erbildeten. Ober sollte sich die Heldensage von jenem Gegenstand“) frei erhalten haben? Dieses ist sehr zu bezweifeln, da in der Heldenfage das Leben der Zeit ihrer Entstehung und rücksichtlich Umbildung abspiegelt.

Dietrich's Charakter. Dietrich war heiter und freundlich, mild und freigebig, so daß er nichts sparte gegen seine Freunde, weder Gold noch Silber noch Klein-

odien, und auch sonst gegen niemand, der es begehrt. Seiner Stärke war er sich ganz bewußt“). Um seine gefangenen Reden zu lösen, räumt er Erntichen sein Land ein“). Tief und abnungsvoll ist seine Heldenseite, die frühes und langes Unglück geküßt hat, stets voll Scheu, das Ungeheuer hervorzurufen, nicht nur durch die That, sondern auch durch das oft noch mächtigere bloße Wort: daher in häufiger Spannung mit dem in Rede und Handlung gleich unbändigen Wollst, und selbst mit seinem, solchen Heldenunarten und Egerzen nicht abholden Erzähler, dem Meister Hildebrand. Dietrich's großer Heldenscharakter, in seiner tiefen heiligen Scheu und Bauderniß vor allem Unheimlichen und Ungeheuern, bei unfehlbar vollendender und siegender Kraft, was er als recht und nötig einmal angefaßt hat, wird mit Recht als Hauptschlüssel aller Helden, und als der höchste, der wahrhaft christlich Teutsche angesehen“). Kühn und unabwundlich von jedem noch so furchtbaren Abenteuer, das Hildebrand erzählt, trägt er doch Scheu, den Kampf, der menschliche Kräfte übersteigt, zu beginnen. So hat der Niese Ede Noth, Dietrich zum Eingehen des Kampfes zu bewegen, da Dietrich sich im Kampfe gegen den Ungeheuern zu schwach dünkt“). Im Hofengarten scheut Dietrich den Kampf mit Sigfrid von Niederland, den seine unburchingliche Hornhaut schützt, so sehr, daß ihn Hildebrand erst eine Schlägerei mit seinem Jöglinge verurlassen und sich als von diesem todgeschlagen stellen muß, um ihn in Born zu bringen, worauf Dietrich vermöge seiner Bornflamme den unwahrscheinlichen Sieg gewinnt. Als besonnenen Helden bewährt sich Dietrich durch Einschlagung des Bezes der Güte, bevor er den Kampf beginnt. So versucht er, bevor er Dietrich, Waldemar's Sohn, zum Kampfe flacht, Bitten und Bietung von Gold, um ihn zur Rückkehr zur Hertia zu bewegen und benutzt selbst, als beide Helden ermüdet vom Kampfe austritten, diese Pause zur Erneuerung seines Versuches. So versucht er die vom Wunderer ersehnte Heirat mit Frau Selbe zu vermitteln, bevor er den Kampf mit dem Wunderer besteht. Nicht minder bewährt er sich als echten Helden in Schonung der besiegten Feinde. So schenkt er dem besiegten Ede'n das Leben, und erschlägt ihn nur, nachdem der Niese gegen seinen Eid treulos den Kampf erneuert, und klagt dann, daß sein Gegner ihn gezwungen, denselben zu tödten. Ebenso schonend bewirkt er sich gegen den besiegten Niesen Hasso und bei andern Gelegenheiten. Über Dietrich's Charakter vergleiche auch den Abschnitt Dietrich's Kämpfe mit Gunther u. am Ende desselben.

Dietrich's Gestalt und Stammennam. Dietrich war so groß von Gestalt, daß man nitgend seines Gleichen sah; doch war er kein Riese. Sein Antlitz war lang und breit, er hatte wackere Augen, und starke schwarze Braunen; sein Haar war lang und schön, wie flares

44) Rämlich beim Empfang. 45) S. J. R. Grips-spä. Str. VII. 1. gr. Kap. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Gold, und fiel überall in Foden; er hatte nie einen Bart, so alt er auch wurde; seine Schultern waren zwei Ellen breit, seine Arme so dick wie ein Stamm, und hart wie ein Stein; er hatte schöne und dabei starke Hände; um die Mitte war er schmal und wohl gewachsen, seine Hüften und Schenkel waren so stark, daß es allen ein Wunder dünkte; seine Füße schön und wohl gewachsen, seine Waden und Knöchel aber so stark, wie die eines Riesen. Seine Stürze war so groß, daß Niemand sie ganz ernstlich konnte, und er selber es kaum wußte⁵¹⁾. Mehr als Stürze und die besten Waffen nützte ihm, daß, wenn er zornig war, eine Flamme aus seinem Munde ging, und die Gegner so bedrängte, daß sie sieglos wurden. Die Sage wurde gebildet, aller Wahrscheinlichkeit nach, damit Dietrich als Hauptthema den hören⁵²⁾. Sigfrid, den ursprünglichen Haupthelden der deutschen Heldensage, besiegen könne, namentlich im Rosenarten zu Worms: Herr Dietrich ward erzürnet, rauchte er begann, als ein Haus, das da dampft und angelündet wird. Sigfriden aus Niederland ward sein Horn weich. Dietrich gab ihm nach dem Blute manchen harten Streich. Rufe (Name des Schwertes) ward erschwingen in des Berners Hand, Sigfrid dem Kühnen schlug er die Wunden tief und lang durch Horn und durch Ringe, mehr denn spannenweit⁵³⁾. So auch wird in der andern Gestaltung des Rosenartengliedes gesagt: Herr Dietrich von Bern ward gar ein zorniger Mann; man sah ihm eine Flamme von seinem Munde gehen, als von einem Drachen ginge. Sigfrid, dem ward heiß, daß von seinem Leibe durch die Ringe floss der Schweiß; Herr Dietrich von Bern begriff sein grimmiger Zorn, er schlug den Kühnen Sigfrid durch Harnisch und durch Horn⁵⁴⁾. Es ward dieses nämlich, welches vorher undringlich gewesen, durch die Flamme, die aus Dietrichs Munde ging, so heiß, daß es schmelz war⁵⁵⁾. Die Sage von Dietrichs flammenem Munde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in Beziehung auf den hören Sigfrid ihre Entstehung gefunden, fand dann auch bei andern Gelegenheiten ihre Anwendung. So nach der Wilkinsage, als Dietrichs Bruder, Dietrich, und Chels Eddne durch Wittich gefallen, war nun Dietrich so zornig, und barmsüß und grimmig, daß brennendes Feuer aus seinem Munde ging; und sein Ritter war so kühn, daß er gegen ihn zu streiten wagte; und als Wittich dieses sah, da floh er, wie die andern Männer. So in der Rosenartengeschichte (St. 946. S. 60.), als Dietrich aus demselben Grunde den fliehenden Wittich verfolgt, und Riemolt, Wittichs Schwertschmied, seinen Degen vom Fiebeln abmahnt, weil sie den Berner zu erschlagen vermögen, antwortet Wittich: Du redest wie

ein Kind, ausserfornen Rede, Du weißt nicht, wie des Berners Rücken sind. Ch! Weh! höhest Du nun, wie er glimmt, recht wie ein Haus, das da brennt. So in der Wilkinsage bei Dietrichs Kampfe mit Jagen, dem Eisesohne. Nun ward König Dietrich so zornig, daß Feuer von seinem Munde flog, und davon ward Jagens Panzer so heiß, daß er erglühte, und nicht half er ihm, vielmehr brannte er ihn. Und da sprach er: Nun will ich gerne Frieden haben und meine Waffen übergeben; nun brenne ich in meinen Panzerzerringen⁵⁶⁾ u. So im Riesen Sigemot: der starke, fürchterliche Riese begann Schweiß zu vergießen. Von großer Hitze das geschah, die Herr Dietrich aus seinem Munde brach. Da sprach der ungesüßte Mann: Und solltest du lange in diesem Walde gehen, der müßte verbrennen. Das Feuer geht aus deinem Munde. Ich weiß nicht, wer Dich getragen hat; ich kann nicht anders erkennen, als daß der Teufel⁵⁷⁾ in Dir sei mit allen feinen Knechten. Deine Hige wohnt mir näher bei als dein großes Fiebeln, damit erwiderte Du mir mein Horn⁵⁸⁾. So in Chels Fortsetzung: Herr Dietrich von Bern machte Wunderrern also heiß, er wäre gern geflohen von Dietrich aus dem Keel, daß vor großen Angeln der Schweiß sehr von ihm floss. Dietrich socht nach dem Kängeln, das machte der große Horn. Er schlug dem Wunderrern eine Wunde in den Hals. Der Wunderrern sprach: Ch! Weh! der großen Noth u. Wir sagte mein Vater, da er sterben wollte, es sollte ein Dietrich sein, der mich erschlagen sollte, dem ging aus seinem Munde eine Gluth von rothen Feuer u.⁵⁹⁾

Dietrichs Waffen, Wappen und Roffe. Die Waffen spielen in der Heldensage eine Hauptrolle. Aus ihrer besondern Beschaffenheit, verbunden mit der Stärke der Helden, suchte man die Wahrheit der Heldensage, welche man als Geschichte glaubte, zu erweisen. So sagt der Norðmann, welcher die Wilkinsage und Wilsungasaga, die auch und zwar bezeichnender von ihrem Haupthelden Thidreks saga als Horn (Sage von Dietrich von Bern) genannt wird, nach deutschen Sagen und Liedern zusammengestellt, in der Vorrede⁶⁰⁾, es habe sich oftmals zugetragen, daß ein starker Mann einen so festen Harnisch und Helm hatte, daß kein Eisen sie durchschnitte und keine Waffe darauf kostete, und kein schwacher Mann es vermochte, sie von der Erde aufzuheben. Er hatte auch ein so scharfes Schwert und Speiß, daß sie seine Stärke wohl ausbalteten mochten, und erschlug oft mit seinen Waffen hundert schwächere Männer; und wenn gleich sein Schwert die Rüstung, auf welche es traf, nicht

51) Wilkinsage, Cap. 14. l. 28. S. 42 u. 43. 52) Über den Sinn der phrasenhaften Sigfrids f. Ferd. Hecker, Dissert. de eo, quid Sigfridus cornu eius, Nibelungorum thesaurus et tarent-capra ornatos ibi vellet. 53) Großer Rosenarten zu Worms u. f. in Primisser's u. d. b. Jagen's Heldensage in der Ursprache, S. 25. 54) Das Rosenartenglied nach der mündlichen Handschrift in v. b. Jagen's Heldensage von 1811. S. 66. Bearbeitet in alten Ausgaben des Heldensage. Frankfurt Aug. v. 1560. St. 165. S. 1. Sp. 2. 55) S. den Rosenarten zu Worms in Kaspar von der Rön Heldensage St. 352. S. 215. Str. 339 u. 340. S. 216.

56) Wilkinsage, Cap. 313. 2. Ab. S. 410. Cap. 363. 3. Ab. S. 113.

57) So auch sagt der verwundete Sigfrid im großen Rosenarten (S. 26): Zu dem Berner der Teufel selber liegt, das das ich weicht empfinden, an diesem einzigen Mann: solcher harter Schweißes kam mir nie auf die Haut. Man spricht, der Teufel sei bei dem Kreuz, und ich auch: hätte ich den Berner erkannt vor einem halben Jahr, ich hätte ihn auch geflohen, das wüßte von mir; nie wird zu seinem Schritte nimmermehr weichen. — Der Teufel in der Dichtung mit ihm streiten soll, — sprechen da die Frauen: „wir wüßten vortin wohl, wenn der Vogel von Bern den Reich ergäuzt; er ist schuldig die vielen Wunden, deren man lange klagt.“ 57) Riese Sigemot, Str. 82. S. 127. 58) Chels Fortsetzung, Stn. 135, 186. S. 70. 59) Aite Wunderrern zur Wilkinsage bis v. b. Jagen, 8. Ab. S. VII u. VIII.

„Anchdrang, so war doch der Schwung so gewaltig, daß kein schwaches Schein oder Gliedmaßen einer so schweren Waffe widerstehen mochte. Drum mag das nicht wunderbar dünken, daß schwache Männer mit geringer Kraft nicht bestehen konnten vor eines starken Mannes Waffen, welche sie nicht zu tragen vermochten. Aber als König Dietrich und seine Keden lebten, da war schon lange vorher das Menschengeschlecht schwächer geworden, daß nur wenige waren in jedem Lande, welche ihre Stärke behalten hatten; und weil diese starken Männer sich häufig an einer Stadt versammelten, und jeder jeder die besten Waffen zu eigen hatte, welche ebenso wol Eisen schnitten wie Kleider, so mag es nicht wunderbar bedünken, daß alle schwächere Männer vor ihnen zunichte wurden. Auch mag das nicht bezweifelt werden, daß die alten Schwerter Eisen schnitten, weil sie mit so großer Kraft geschwungen wurden. So der alte Nortmann in seiner Vertheidigung der Glaubwürdigkeit der Hiltkeuse von Dietrich von Bern. Welche Wichtigkeit man in besondere Masse und Kasse legte, lehren z. B. Wolfraths Worte zu Dietrich, als erstere die gefährliche Fahrt mitten durch das feindliche Heer bestehen sollte: „Weil Wüderher nicht zu reiten wagte, so wies er euch zu mir: aber gib mir Deinen Helm Hiltkeuse, und Dein Schwert Eckenfars und Deinen besten Hengst Falke, so will ich hineinreiten, wohin Du nur willst.“ Die Verfertiger jener Hiltkeuse waren vorzüglich das kunstreiche Aovergeselch. Während Dietrich auf der Jagd einen Hirsch verfolgte, sah er einen Zwerg laufen, setzte ihm nach, und fing ihn, bevor er seine Föhle erreichen konnte. Es war Alprich, der verachtete Drob, und der listigste aller Zwerg. Er hatte dem Riesen Grimm das Schwert Nagelring verfertigt, und sagte Dietrichen, daß er ohne dessen Besig den Riesen nie besiegen könne. Um sein Leben zu lösen, mußte der Zwerg schwören, in Dietrichs Hände das Schwert Nagelring zu liefern, und ihn zu des Riesen Grimms und seiner Frau Wohnung zu weisen, wo, wie Alprich erzählte, so viel Gold und Silber und allerlei Kostbarkeiten waren, daß der reiche König Dietmar, Dietrichs Vater, nicht halb soviel fahrende Habe besaß. Alprich stahl dem Riesen das Schwert, und zeigte Dietrichen und Hiltkeuse den Hölle Grimms und Hiltkeuse's. Der Riese, sein Schwert vermissend, riß aus dem Feuer einen großen brennenden Baum, und kämpfte mit Dietrich. Während dessen umschlang Hiltkeuse Hiltkeuse. Dieser rief seinen Pfleger um Beistand an. Dietrich hieß Grimm das Haupt ab, und dann Hiltkeuse in zwei Stücke. Aber so gauderhandig und gepensig geschossen war sie, daß die beiden Stücke wieder zusammenfielen und hell waren, wie zuvor, bis Dietrich auf Hiltkeuse's Rath mit seinen Füßen dazwischen trat. Die Elster nahmen die Kostbarkeiten. Darunter fand Dietrich einen Helm, wie sie einen so biden niemals gesehen hatten. Diesen Helm hatte der Zwerg Alprichant geschmiedet. Dietrich sagte: Hiltkeuse und Grimm hatten denselben für ein so kostbares Stück gehalten, daß sie ihn nach ihrer beiden Namen nennen wollten. Er hieß demnach Hiltkeuse⁶⁰⁾. [Wahrscheinlicher

war der Name Hiltkeuse, d. h. Grimm der Hiltkeuse (des Kampfes), früher als die Sage von seiner Entstehung, und war die Veranlassung zur Schöpfung dieser Sage]. Im Kampfe mit dem Riesen Ecken war der Hiltkeuse gebauet, daß er seinen Schein verlor, bis auf den lichten Karfunkel, der dort in einem Smaragd lag. Dietrich nahm den Stein heraus, setzte ihn in Ecken's Helm. Dieser gab nun des Nachts lichten Schein, wie der alte Hiltkeuse, und ward deshalb von Dietrichen der neue Hiltkeuse genannt. Er, von dem berühmtesten Schmiedekünstler Wieland gefertigt, bekam, soviel man auch Schwerte darauf schlug, kein Rast⁶¹⁾. Von Ecken gewann Dietrich sein berühmtestes, ihn zuvor in die größte Noth bringendes Schwert, Namens Eckenfars. In der Wiltkeuse sagt Ede von der Klinge desselben, ihre Ecken (Schneiden) seien so scharf, daß kein Stahl ihnen zu widerstehen vermöge; das Schwert heiße Eckenfars, weil nie ein Sar oder Schwert mit also scharfer Ecken aus dem Feuer gekommen in der ganzen Welt. Es ist also Wortspiel mit ecki, nicht, u. Egg (alteutsches Ecko), Schneide. Sein einfacher Name war Sachs, nämlich Sachs (Schwert) ist hier zum Eigennamen geworden. In Ecken's Ausfahrt heiße es von Ede: den Sachs führte er an seiner Hand, und Ede sagt: mit Namen ist es Sachs genannt. Die merkwürdige Stelle in Dietrich's, wo die Namen der Hiltkeuse'scher zusammengesetzt werden, bezeugt dieses nicht minder; man hörte auch Klänge genug von dem starken Welsunge, das Dietrich der Junge oft herrlich schlug, da war auch Tosen genug, da das alte Sachs erschall, das oft auf und nieder an Dietrich's Hand ging. Unter ihnen ward wohl erkannt, wo man Wimmigen schlug, das Wiltich, der gute Held, trug; man hörte auch Nagelring auf Helme oft erklingen, darunter Tosen man vernahm, wie Eisföhren wol gezimmte, dem guten Baumganz, und an einer andern Stelle, viel häufiger an seiner Hand hob Dietrich das alte Sachs, das schnitt die Helme wie ein Wachs, das weich gebrennt wäre⁶²⁾. Dieser einfache Name wurde erweitert, indem man es nach Dietrich's Kampf mit Hiltkeuse und Grimm auch Ecken's Ausfahrt, Ecken's — 13 (bei v. d. Hagen S. 75); auch diesem Hiltkeuse nahm er den Riesen der Bräune (Vogel) und führte sie heim; und Rief Eigenart. Ecken's — 117 u. 118. Ecken's — 125.

61) Ecken's Ausfahrt. Ecken's — 85, 201 u. 202. Ecken's — 99. Hier, sowie auch in andern Liedern, wird des Riesen wegen für Hiltkeuse Hiltkeuse, Hiltkeuse, zunächst aus Hiltkeuse gebauet, gebraucht. Doch findet man auch die ursprüngliche Form des Namens mehr, als den Riesen geachtet; so heißt es im Dietrich's u. Dietrich's (E. 94) bei Beschreibung von Dietrich's Kampfe mit Eckenfars: mit einer kette so stark schlug er (Eckenfars) auf Hiltkeuse, der Hiltkeuse Helme begunde schämen, von der hell aller prunne (bedeutet). Sehr gewaltsam schritt übergen die Veränderung der Form nicht zu sein, da, B. der oben Hiltkeuse von Hiltkeuse, welcher ursprünglich und auch bei den früheren Hiltkeuse'schreibern, z. B. Dietmar von Werburg, Hiltkeuse und Hiltkeuse heißt, in späteren Hiltkeuse'schreibern, Hiltkeuse genannt wird. Über den Hiltkeuse als Dietrich's Helm f. in Ecken's Ausfahrt auch Ecken's — 84. Ecken's — 89. Ecken's — 90. Ecken's — 165. Ecken's — 94. Rief Eigenart Ecken's — 26. Ecken's — 120. Ecken's — 125. Ecken's — 64. Ecken's — 128. Ecken's — 111. Ecken's — 131. Ecken's — 168. Ecken's — 69. Wilkins — Saga, Cap. 39. 1. 24. Ecken's — 167, 171, 173. Ecken's — 275. 2. 24. Ecken's — 516. Alprich's Tod, Ecken's — 42. Ecken's — 194. Ecken's — 30. Ecken's — 431. Ecken's — 64. 68) Dietrich's, 3. 9269 u. f. S. 94. 3. 12663 u. f. S. 126.

60) Wilkins-Saga, Cap. 16. 1. 24. Ecken's — 47—55. Über

seinem vorigen Herrn, dem Riesen Eken, benannte. Dieses wird deutlich durch Zusammenhaltung von Stellen in Eken's Ausfahrt, der Eken's Saechs er het versucht, er nam her Eken's schwer, er heizt mit Eken's schwer zertrant. Mit Eken's swert was das gesehehen, von her Eken's swerte⁶³). Eken'sachs ist also solche Erweiterung, als wenn wir Grimm's Nagerling sagten. Das Eken'sachs war wie Nagerling von demselben Alprich geschmiedet tief unter der Erde, und ehe es ganz fertig wurde, da suchte er in neun Königreichen, bis er das Wasser fand, worin er es härte; und nicht eher fand er es, als bis er an einen Strom kam, der Trez (vielleicht die Trau) hieß. Die Klinge war hell geschliffen und mit Gold ausgelegt; und wenn man ihre Spitze nieder zur Erde setzte, so schien es, als wenn eine goldene Schlange von der Spitze heraus zu dem Gefäße liefe; wenn man sie aber emporhielt, so schien es, als wenn dieselbe Schlange von dem Gefäße zur Spitze hinaufliefe gleich als ob sie lebendig wäre⁶⁴). Auf Stacheln, Handgriff, Ortband, Schänt waren Gold und Edelsteine auf das Reichlichste verwendet⁶⁵). Zwerg Alprich stahl seinem gleichnamigen Vater das Schwert, gab es dem Könige Rolfseis, der manden Mann damit erschlug, und seitdem trug es mancher Königssohn⁶⁶). Die herrlichsten Thaten verrichtete es in Dietrich's Hand. Dieser schenkte nämlich das Schwert Nagerling, mit welchem er den Riesen Eken erlegt hatte, Heime'n und führte seitdem das Eken'sachs⁶⁷). Nach einer der Gestaltungen der Heldensage hieß Dietrich's Schwert nicht Eken'sachs, sondern Rose, mit dem er dem bösen Sigfrid im Rosengarten zu Worms die langen, tiefen Wunden schlug⁶⁸). Als Dietrich der Brautsahrt des Königs Ehel zu Ehrimhilds beirahnte, gab ihr Bruder König Gunther Dietrich's Grane'n, das Ros Ekefrids des Schnellen (des Hörners) und das Schwert Gram gab er dem Markgrafen Rüdiger. Als Dietrich nach dem großen Kampf in der Ekeburg aus Heunenland sich nach Amelungenland begab, und unterwegs mit dem Grafen Ezzing stritt, hatte Meister Hildebrand unter seinem Helmputz den Hildegrim, den Helm Dietrich's. Aber Dietrich selbst hatte nun den Helm,

welchen Sigfrid der Schnelle gehabt hatte, und der die beste aller Waffen, und meist mit Golde beschlagen war; und Hildebrand zog nun sein Schwert Gram, welches Sigfrid der Schnelle gehabt hatte, und hieß nach Ingram n. Nun zog Dietrich sein Schwert Eken'sachs. Markgraf Rüdiger war im großen Kampf in der Ekeburg mit allen andern Helden außer Dietrich und Hildebrand umgekommen, und hierdurch hatte ohne Zweifel Hildebrand seines Freundes Schwert bekommen⁶⁹). Nach dem Nibelungenliede⁷⁰) führt Sigfrids Mörder Hagen dessen Schwert, welches hier und in den andern teutschen Liedern Balmung heißt, Hagen wird von Dietrich überwunden und gebunden, und Ehrimhilds übergeben. Sie erhält den Balmung, und haut damit Hagen den Kopf ab. Hildebrand springt herzu und haut sie in Stücke, und so läßt sich auch hier erklären, warum Hildebrand nachher im Besitze des Schwertes Sigfrids erscheinen. Dunkler bleibt, wie Dietrich zu Sigfrids Helm gekommen, ob ihm Gunther denselben geschenkt, oder ob, was wahrscheinlicher, er ihn gewonnen, als er Hagen, Sigfrids Mörder, besiegte. Aus jener Erzählung erhellt jedoch, daß Dietrich Sigfrids Helm dem Hildegrim vorgezogen. Anders ist es mit Dietrich's Hengst Falke, diesen reitet er in den Kämpfen ebenso gut als vor, nachdem er schon Sigfrids Röß erhalten hatte, ungeachtet in derselben Wilkinsage Herbrand zu Dietrich sagt: Sigfrid hat kein schlechtes Schwert, denn ihr habt, König, und dies Schwert heißt Gram; und einen Hengst hat er, der heißt Gram, und ist ein Bruder Falke's, Schimmins und Riepa's, und weil der beste von ihnen allen. Der Gram ist auch aller Schwerter bestes, und wol kann er Helme spalten, und Schilde und Mannes Weibene durchhauen. Der Gram wäre demnach besser als das Eken'sachs, wenn nicht auch hier in Beziehung auf die Waffen und Hölle dasselbe von der Sagensprache gälte, was in Rüdiger auf die Frauen gilt, wenn in allen Sagen von jeder ausgezeichnet schönen Frau gesagt wird, daß sie die schönste aller Frauen gewesen. In den Besitz seines Rößes Falke, auf welchem Dietrich seine Heldenthaten verrichtete, kam er auf diese Weise. Heime nach seinem Zweikampfe mit ihm priess seine Kraft, seinen Mut und seine Waffen, und setzte hinzu, warum er so guter Degen und großer Fürst auf einem so elenden Hengste streite, daß er ihn kaum zu tragen, noch einen Stoss auszuhalten vermöge; er wisse einen Hengst, der erst drei Winter alt sei, wenn Dietrich auf dessen Rücken käme, so möge er mit seinem Speere suchtslos stoßen, worauf er wolle, und er setze sein Haupt zum Pflanz, daß er Dietrich's Kurzer und wider Arm erschlagen müßte, als des Hengst's Rücken weichen sollte. Dietrich erwiederte, könne Heime ihm den Hengst bringen, um den er im Sturm oder Turnrit nicht mehr zu fürchten brauche,

63) Eken's Ausfahrt, Str. 58. E. 81. Str. 94. E. 85. Str. 198. E. 98. Str. 200. Str. 205. E. 99. Str. 202. E. 106. 64) Vgl. Quitha Helga Haddagina Skata bei R. Wacker, Foram der Keltik, 1. Bandes 2. Abth. E. 97. 65) Das Nider der Beschreibung f. in der Wilkins-Saga, Cap. 7. 2. Ab. E. 181—183. Vgl. kamit Riese Elgmer, Str. 35. E. 78. Str. 85, 86, 94. E. 85, wo es wo möglich noch leichter beschrieben wird. 66) Die Schicksale des Schwertes sind nach der Wilkins-Saga. Andre erzählt Riese Elgmer, Str. 35. E. 78. Str. 87. E. 85. Vgl. Anmerk. E. 42, 43. 67) Außer den angeführten Stellen der Wilkins-Saga über Nagerling, Cap. 41. E. 185 und über das Eken'sachs in Dietrich's Hand, Cap. 41. 1. Ab. E. 186, 188. Cap. 43. E. 186—188. Cap. 101. E. 397 u. 398. Cap. 197. 2. Ab. E. 141. Cap. 275. E. 816. Cap. 356. E. 109. Cap. 375. E. 136. Wie Dietrich den Nagerling an Grime'n verschenkt und Dietrich sich darüber erfüllt f. Cap. 88. E. 291—293. Über Nagerling in Dietrich's Besitz vgl. unter andern Cap. 101. 1. Ab. E. 137. E. 110, 130, 131, wo dieses Schwert von gemaltiger Wichtigkeit erscheint. Alprich's Tod, Str. 272. E. 42. 68) Zwerg's Rosengarten im Heidenbuch in der Ursprache E. 24 u. 25.

69) Wilkins-Saga, Cap. 338, 377. 3. Ab. E. 37, 136. 70) Nibelungenlied, 3. 7215 u. d. Hagen'sche Ausg. n. 1816. E. 188. Hier führt Hagen Sigfrids Mörder dessen Schwert Balmung. Nach der Ravenswaerterhandschrift gibt der von Dietrich hier bezwungene Sigfrid dem Elger den guten Balmungen auf. (Ravenna'sche Handschrift, Str. 633. E. 49.)

als um sich selber, so wollte er Heime'n zum ersten und ihm nachhaken von allen seinen Mannen machen, Meister Hildebranden ausgenommen. Da ritt Heime zu seinem Vater Sudas. In dessen Walde weiden viele und gute Rösser, unter welchen eine Stute das beste, so daß man nirgend vergleichen fand, ob man auch in allen Nordlanden suchte. Alle diese Stuten waren von Farbe grau, oder faib oder braun, immer einsfarbig. Unter ihnen waren auch Hengste, beides schön und groß, schnell wie die Vögel, dabei leicht abzurufen. Heime nahm von der Stute seines Vaters ein Füllen, das schwarz von Farbe war, drei Winter alt, schöner als man je zuvor gesehen, sehr rasch im Lauf, und hieß Falke. Er war ein Bruder Grani's, Schimmings und Riepa's, also der berühmtesten Rösser. Heime brachte ihn Dietrichen, und dieser lobte ihm dafür zu vielen Malen; Falke leistete dem Berner die herrlichsten Dienste. So als Dietrich mit dem Niesen Ede kämpfte. Als da Falke gewar wurde, daß sein Herr Hüfte bedurste, riß er den Zaum mit seinen Zähnen entzwei, ließ dahin, wo sie beide rangen, hob seine beiden Vorderfüße empor, und schlug damit so kräftig auf Edens Rücken, daß er ihm das Rückgrat zerbrach. Nun kam Dietrich wieder auf die Füße, und blieb Ede's das Haupt ab. So auch als Dietrich unter den Füßen des Elephanten lag, zerriß Falke den Zaum, womit er angebunden war, sprang auf das Thier los, und schlug es mit beiden Vorderfüßen so gewaltig auf die Lenden, daß es nachlassen mußte, und bald darauf zu Boden fiel. Dietrich, dadurch frei geworden, stieß das Schwert dem Thier ins Gemäße bis an das Heft, sprang unter ihm hervor, und es fiel tot nieder. Den Falken ritt Dietrich noch auf seiner endlichen Heimkehr aus Heumenland nach Amelungemund, und als er König von Rom geworden, ließ er aus Kupfer ein Ebenbild gießen von sich und seinem Hengste Falke; und das stand in Rom noch lange nach seinem Tode⁷¹⁾. Ein andres gutes und schnelleres Ross Dietrichs hieß Blanke, er hatte es von Liebrand, Hildebrands Sohn, erhalten, und ritt auf ihm am Ende seiner Laufbahn, in Wäldern und öden Marken mit der Jagd sich ergözend⁷²⁾. Dietrichs Schild war mit blutrother Farbe beschieden, und darin ein Löwe von Golde geschlagen, dessen Haupt in dem Schilde emporragte, und die Füße den Rand berührten. Seitdem aber Dietrich König von Bern war, vermehrte er dies Wappen dadurch, daß er auf das Haupt des Löwen eine goldene Krone setzte. Dasselbe Wappen führte er in seinem Banner, auf seinem Sattel und Waffenrock. In dem goldenen Löwen erkannte man den Berner, wohin er immer kam. Den Löwen führte er aber, weil, wie der Löwe das edelste Thier an Würde und Muth ist, und

alle Thiere in der Welt sich vor ihm fürchten, so war auch König Dietrich unerschrocken und der gewaltigste aller Männer, und alle fürchteten sich vor ihm und seinen Waffen. Auch durfte nach alter Sitte niemand in seinem Schilde einen Löwen führen, der jemals fliehen wollte. Rübiger's Gattin, Götinde, gibt Dietrichen ein schönes Banner, halb grün und halb roth, und darin ein Löwe gemalt ganz von Golde. Königin Etsa läßt Dietrichen ein Banner von weißer Seide machen. Dorin stand ein goldner Löwe mit der Krone, und darin hingen goldne Schellen nicht weniger als hienzig. Dietrich führt es in der Schlacht gegen Emrich⁷³⁾. Nach andrer Heldensage führte er den von Golde rothen gekrönten Löwen im weißen Felde und dazu den Adler⁷⁴⁾; diesen unstreitig als König von Rom.

Dietrichs Weib. Dietrich ist kaum 18 Jahr alt, hat noch nicht geschritten, und geduldet auch keinen Kampf vor seinem 24. Jahr einzugehen. Da kommt zu Egel, der eben großen Hofstag hält, eine vermalte Jungfrau aus fernem Landen, und sucht einen Kämpfer für sich gegen den wilden Wunderer, der sie schon drei Jahre verfolgt, da sie ihn zu heirathen versprochen, weshalb er sie aus Anzettel aufzubrechen will. Gott hatte der Jungfrau wegen ihrer Keuschheit und Frömmigkeit zum Lohne drei Gnaden gegeben, die erste, daß, wenn sie einen Menschen ansah, sie bald wissen konnte, was für Eigenschaft er hatte, und was sein Denken war, und die zweite, wenn ein Rede zum Kampfe ging, und sie ihn segnete, daß er von keinem erschlagen ward; die dritte Gnade hatte sie alle Tage einmal, daß, wohin sie nur gedachte, dahin sie kommen wollte, sie schnell dahin gelangte. Da Egel sich des Kampfes weigerte, weil seine Macht größer war als seine Tapferkeit, und der erprobte Held Rübiger nicht Kämpfer sein wollte, um den andern den Kampf nicht vorweg zu nehmen, wählte sie den noch unbekannten und unerfahrenen Jüngling Dietrich als den tüchtigsten von allen. Wegen seiner Jugend wollte Egel den ihm von seinem Vatersbruder, dem Kaiser von Rom, und seinem königlichen Vater anvertrauten Kampf nicht gestatten. Aber schon bies der wilde teuflerfüllte Wunderer sein Herrgott, schon ließen seine Hunde in den Saal und fielen der Jungfrau in die Knieer. Da übernimmt, weil kein anderer Kämpfer sich findet, der Jüngling im Vertrauen auf Gottes Muth den Kampf. Die vom Wunderer verfolgte Jungfrau wappnet ihn und sprach: Steh hüte, ich will Dir Lobn geben, daß Du um meinetwillen den Wunderer bestehen wirst. Ich will Dir einen Segen thun, daß Du sicher bist, daß Du von keinem Degen nimmer erschlagen wirst. Sie that ihm da den Segen, der ihr von Gott war, fund. Von ihrer Frömmigkeit wegen gab ihr Gott solchen Fund. Das war bei ihm geblieben, und

71) Wilkins-Saga, Cap. 17. 1. Th. S. 55. Cap. 40. S. 187 u. 188. Cap. 43. S. 196 u. 197. Cap. 169. v. 28. S. 74 u. 75. Cap. 171. S. 78. Cap. 101. 1. Th. S. 337. Cap. 299. 2. Th. S. 378. Cap. 318. S. 409. Cap. 378. S. 28. S. 155. Cap. 379. S. 162. Hiesr. Eigenart. Cap. 60. S. 148. Das Rosenkätzchen in d. h. Pagan's 6. Heftenbuch von 1811. Str. 420. S. 63. Ravensschicht, Str. 961. S. 61. 72) Wilkins-Saga, Cap. 382. 3. Th. S. 173.

73) Wilkins-Saga, Cap. 17. 1. Th. S. 60. Cap. 143. 2. Th. S. 47 u. 43. Cap. 178. S. 98. Cap. 167. S. 268. Cap. 307. S. 397. In beiden Stellen folgt auf die Beschreibung von Dietrichs Wappen auch die der Wappen seiner Brüder, über Dietrichs Eltern von rothem Gold, auch Edens, Aukföhr, Str. 61. S. 81, 90, 127. Str. 63. S. 125. Wörger Rosenkätzchen, 3. 579. S. 74) Wipberts Tod, Str. 94 u. 95. S. 16. Str. 193. S. 90. Str. 260. S. 40. Str. 283. S. 40.

an ihm wohl bewahrt, wie man es geschrieen findet, daß Gott ihn oft ernährt. Und ist auch noch am Leben. Herr Dietrich von Bern (s. den folgenden Abschnitt). Der furchtbare Kampf beginnt. Niemand kann die vielen tiefen Wunden verbergen, die sie schlugen, nur daß der Wundwetter sie allein hatte. Das machte der hebre Segen, welchen die reine Wagn der edeln Berner gab. Dietrich ward von dem Wundwetter zu Boden geschlagen, daß er seiner Wige und Sinne ganz vergaß, und schon wollte Räuber mit dem Wundwetter den Kampf eingehen, um des Berners Tod zu rächen, als dieser sich wieder erhobte und den furchtbaren Kampf erneuerte, in welchem der teuflische Wundwetter endlich das Leben verlor. Freudig kehrten die Heiden an die Tafel zurück, an der auch die erlöste Jungfrau Theil nahm. Bei dem Scheiden nannte sie ihren Namen, und dieser war Frau Selbe (Bild, Heil). Von Dietrich Abschied nehmend segnete sie ihn wieder und sprach: Gott muß Dir geben, was ich Dir Gutes gönne, und verschwand mit den an Alle gerichteten Worten: „Gott sei bei euch“⁷⁵⁾! Den Gedanken zur Ausbildung dieses Theiles der Helldensage gaben wahrscheinlich die Lebensarten, welche man von dem Helden brauchte, der die gefährlichsten Kämpfe glücklich bestand, z. B. Nun ihm die selbe ist beschert, das nur Frau Selbe an ihm bewahren, nach recht so must ihm gelingen“⁷⁶⁾. Man wollte durch das Lied von Dietrichs Kampfe für Frau Selbe erklären, wie Dietrich zu der unwandelbaren Jüdin der ihn beschützenden Frau Selbe gelangt, nämlich in Beziehung auf ihn als Kämpfer; aus den gefährlichsten Kämpfen geht Dietrich freigeig hervor; aber in Beziehung auf Dietrich als König hatte sich Dietrich des Schutzes der Frau Selbe nicht zu erfreuen, sondern er muß die größte Zeit seiner Heldenlaufbahn bei dem Heumenkönig im Elend (Zustande der Vertheilung aus seinem Lande) leben. Der Zweck der Helldensage ist nämlich tragische Wirkung: der böse Sigfrüd erfüllt ihn durch seinen tragischen Tod. Dietrich unterliegt dem Tode nicht, aber erfüllt den Zweck der Helldensage dadurch, daß er, der siegreiche Held, von seinem eignen Vaterbruder aus dem von seinem Vater geriebenen Reiche vertrieben, einem andern Könige dienen muß, und in diesem Dienst alle seine Helden verliert, die ihm so werth sind, daß er, wie die früher von Emrich gesungen vom Tode zu retten, sein Reich übergeben hat. Nach Emrichs Tode gelangt er zwar zu seinem Reiche wieder, aber er, der mit seinen Helden nicht mehr leben kann, lebt mit den Menschen überhaupt nicht mehr, sondern reitet einsam durch öde Wälder und Büsche, mit der Jagd des Wildes beschäftigt. Zu dem Gedanken, Dietrichen von Bern aus seinem Reiche vertrieben, im Elend leben zu lassen, hat wahrscheinlich, wenn nämlich nicht eine ältere Helldensage bloß an Dietrichs Namen geknüpft ist, dieses Veranlassung gegeben, daß der geschichtliche Theoderich, von seinem Vater dem Kaiser Zeno als Geisel des mit ihm geschlossenen Bündnisses gegeben, einen

Theil seiner Jugend in Konstantinopel im Elend (d. h. außerhalb seines Volkes unter Fremden) hatte leben müssen. Dieses bleibt dann die Helldensage nach ihrem Geist umgewandelt, ihrem Zwecke gemäß auch für die übrige Lebenszeit Dietrichs fabel.

Dietrichs Glaube und Ende. Auf die Gestaltung der Helldensage von Dietrich von Bern mußte einwirken, daß der geschichtliche Theoderich ein Arianer war. Aber dieses zeigt sich in verschiedenen Gestaltungen bald schwächer, bald stärker. Die Einleitung zur Willingsage⁷⁷⁾ sagt, daß wegen des Verfalls des Christenthums nach Konstantins Tode und wegen Entstehung von allerlei Irrthümern in dem ersten Theile dieser Sage niemand gewesen, der den rechten Glauben gehabt, dennoch, fährt sie fort, glaubten sie an Gott, und bei seinem Namen schwuren sie, und bei seinem Namen gelobten sie, und am Schluß der Sage erzählt sie, daß, als König Dietrich ein alter Mann worden war, sich manche zum christlichen Glauben kehrten. Da ließ König Dietrich und Meister Hildebrand sich auch zu Christen machen, und all das Reich, das zu Rom gehörte, und die Lombarden und manches andre Land. Nach der Erzählung von Hildebrands und Herrats Tode schließt die Sage auf diese Weise: König Dietrich ritt nun allezeit mit Hahibot und Hund, das war seine größte Lust, weil er beides süßen und süßig war; und nicht achtete er, ob er durch dicke und große Wälder und öde Wälder ritt; oft ritt er ganz allein. Er hatte auch ein so gutes und schnelles Ross, das Blante hieß, dasselbe hatte Hildebrand ihm gegeben. König Dietrich fürchtete weder Menschen noch Thiere. Der gewandte nordische Erzähler, welcher der Helldensage soviel als möglich geschichtliches Ansehen zu geben sucht, bricht hier sehr geschickt ab, und läßt nur ahnen, daß man nicht weiß, wo Dietrich hingekommen, denn sonst würde er es ja erzählen. Vorzüglich gönnt er nicht den mindesten Einfluss der katholischen Legende, nach welcher zur Zeit, als Theoderich starb, ein Einsiedler auf der Insel Ippari ein Gesicht gehabt, wie der Papst Johannes, und Symmachus den König barfuß eingekleidet und mit gebundenen Händen, in der Mitte zwischen sich geführt, und in den feuerpeinenden Berg dieser Insel, in die Olla Vulcani, geführt haben⁷⁸⁾. Weniger rein hält sich eine andere Gestalt der Helldensage in der alten Übersetzung über die Sagen des Helldensages⁷⁹⁾. Als des Berners Mutter seiner schwanger⁸⁰⁾ war, da macht ein böser Geist,

75) Götts Beschreibung im Kaspar von der Rön Detbuch, S. 55—73) in der wenig bedeutende Titel des Helden, welcher besser Dietrichs Kampf für Frau Selbe hieß. 76) Eden Aufzucht, Str. 9. S. 75. Str. 245. E. 104.

77) Willkins-Saga, III. p. VI. 78) Gregorius Magnus, Dial. Lib. IV. c. 6. Ietsch von Königshefen, freiburger Chronik, 2. Cap. S. 84 u. 89, nachdem er nach St. Jörgen erzählt, wie der Papst Johann und Symmachus Dietrichen von Bern hachaupt und darsin in die Hülle geführt, fährt fort, aber wie Dietrich und sein Weib Hildebrand viel Wälder und Dämonen erschlugen, und wie er mit Eden den Kaiser trit, und mit dem Beorgin, und in dem Reingarten; dann schreibt ihn Reihel, daher hatte er es für eine Lüge. So unterlag hier die Helldensage der Legende. 79) Bl. 156. S. 1. Sp. 2. Bl. 157. S. 2. Sp. 2. 80) E. h. Sagen, Die Wärdungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer S. 81 u. 82 (sagt, die Einbeir zwischen Dietrich und Sogere ertheile auch schon aus ihrer Geburt, da von Leben (im Heldenbuch und in der Willkins-Saga) erzählt werde, wie ein dämonischer Geist sie mit ihrer Mutter im

Machmet, sein Gespenß (d. h. erschien als Gespenß), eines Nachts, da Dietmar auf der Reise war, da träumt ihr, wie sie bei ihrem Mann Dietmar läge. Als sie erwacht, da griff sie neben sich und griff auf einen hohen Geist. Da sprach der Geist: Du sollst Dich nicht fürchten, ich bin ein geheimer Geist, ich sage Dir: der Sohn, den Du trügst, wird der stärkste Geist, der je geboren ward, darum, daß Du ihn geküßt hast, so wird er früher aus seinem Munde scheßen, wenn er jorrig ist, und wird gar ein frommer Held. Also baut der Teufel in drei Nächten eine schöne starke Burg, das ist die Burg zu Bern. Und am Schluß, nachdem sie erzählt, wie alle Helden von Bern erschlagen worden, ausgenommen der Berner, da kam ein kleiner Zwerg und sprach zu ihm: Berner! Berner! Du sollst mit mir gehen. Da fragte der Berner, wohin soll ich gehen? Der Zwerg sagte: Du sollst mit mir gehen, Dein Reich ist nicht mehr in dieser Welt. Also ging der Berner hinweg, und weiß Niemand, wohin er gekommen ist. Ob er noch am Leben oder tot sei, davon weiß Niemand wahrlichen (der Wahrheit gemäß) zu reden⁸¹). Doch gilt er für lebend nach der Sage, nach welcher er von einem schwarzen Kofse in die Wüste getragen wird, wo er bleiben muß bis an der Welt Ende. Hiervon sagt der Verfasser von Egeß Hofhaltung, nachdem er erzählt, wie Frau Selde den Berner geeignet, und Gott ihn oft ernährt: und ist auch noch bei Leben Herr Dietrich von Bern. Ja, Gott that ihm Buße zugeben. Eines Tags er sich verpackt zu Bern in der Stadt, von Rede dasselbe geschah, das war des Teufels Rath. Darum ward er berührt von einem unreinen Kofse, und ward dahingeführt, das mochte der Teufel sein, darauf da mußte er reiten in die wüste Ruine⁸²). Mit Würmen muß er streiten, bis uns der jüngste Tag beivohnt. Gott hilft ihm noch aus Pein. Mit Stärke wohnt er ihm bei. So der Verfasser von Egeß Hofhaltung (Etr. 131—132. S. 66.). In der Laufst wird der Weihnachtsmann, welcher andernwärts

Knecht Ruprecht heißt, Dietrich von Bern genannt⁸³). Ungarn soll Dietrich von Bern bis auf den heutigen Tag als einen Heiligen verehren⁸⁴). Auch die Helde sage stellt ihn christgläubig dar, so in Eden-Ausfahrt. Dietrich zu Kofse vermeidet den Kampf mit dem Riesen Eden. Dieser zu Fuß sucht ihn auf alle Weise⁸⁵) zum Halten zu bringen, und ruft endlich, nachdem alle seine Worte fruchtlos sind: Du sollst Dir Gott und seine Mutter zu Hülfen haben. Ich will ihrer beider Hülfen entbehren. Mein Helfer sei der Teufel. Dietrich antwortet: der Huld des reichen Christus entsage ich ungern. Der Teufel soll Dir zu Hülfen kommen, durch Gott und seine Mutter secht ich gern. Der Berner springt nun vom Kofse und geht den Kampf ein. Er erbt vom Riesen, den sein feister Panzer schützt, viele schwere Wunden. Eden sagt, das Gottes Wille ihn nicht frissen könne. Der Berner sieht zu Jesu Christi, daß er ihn genießen lasse, daß er seine Vorgabe sei, und ruft die Maria, Mutter, reise Ragd um Heiland an, denn er müsse unterliegen, wenn Gott ihn nicht schütze. Eden wiederholt dagegen, er verzichte auf die Hülfen Gottes und seiner Mutter. Der Berner erbt von neuem eine tiefe Wunde. Da ruft ein Zwerglein von einem Baume: Elter Vogt von Berne! An Gott sollst Du keinen Zweifel haben, denn Gott steht Dir immer mächtig bei, er hilft Dir noch gern. Als der Berner dieses vernahm, hob er sich, als wenn er nicht verunndet wäre, und schroet dem Riesen den Panzer vom Leibe. Eden ruft verunndet: Von wannen ist Dir die Kraft gekommen? Der Berner antwortet: Du hast mir ja Gott zu Hülfen gegeben, der hat mir den ganzen Tag beigestanden, anders wäre ich nicht gewesen. Wie ein christlicher Held des Mittelalters erscheint Dietrich auch in dem Heldeuliede Schlacht von Raben. Er erbt hier von Eigrid einen Stoß durch Schild und Panzer, daß er beinahe sein Ende genommen. Aber ihn rettete ein feindes Hemde, daß er unter seinem Panzer trug. In dem Hemde lagen zu aller Zeit vier Heilthümer (Heilighümer, d. h. Reliquien) versiegelt, die seiner viel feil pflegten, wenn er in den Steet rit. Darauf prallte das Speereisen jurid⁸⁶). Zwar finden wir namentlich bei den Nordmannen, wie Krieger kleine Götzenbilder mit sich trugen, um sich in der Schlacht zu sichern; aber der Dichter der Schlacht vor Raben denkt sich die Sache in christlicher Umwandlung und seinen Helden als einen christlichen⁸⁷).

Dietrich's Frauen. Die berühmteste ist Frau Herrat, die Tochter des Königs Rätwin, die Schwertochter der Königin Helle⁸⁸) (Helt, Helle) oder ihres Ge-

Schloß erzeugt habe und sie dadurch so groltig geworden. Doch ist zwischen beiden der Unterschied, daß nach dem Heidenbuch Dietrich's Mutter schon schwanger ist, als der Geist sich zu ihr legt, und nach der Wilkina-Saga (150. Cap. II. S. 40—42) Hagens Mutter erst durch den Geist schwanger wird. Auch mißt die Wilkina-Saga (Cap. 14. 1. 23. S. 44) in Dietrich's Geburt nichts Uebemütliches.

81) Als die Geschichtsforschung sich durch die Buchdrucker immer mehr verbreitet, glaubte man die Dietrich's Todesage enthaltenden und andere geschichtliche Angaben an die Helde sage anwenden zu müssen, so in den beiden Abhangstrophen zu Eden-Ausfahrt in den Ausgaben von 1491 und 1512, und daraus mitgetheilt in von der Pagen's und Bäcking's lit. Rundsch. S. 33 u. 39. 82) Die wüste Ruine wird im Dntel (bei von der Pagen, Etr. 156. S. 39) geschilert. Pachtung sagt hier zu Kofse Dietrich: durch die wüste Ruine, dadurch du kommen wirst, die ist Kute und Strafe für (ier), und ist mit Würmen wüß; darum ich die wüste Ruine küßlich thu wehren: an Arkenen und mit Speile kannst du dich nicht nähern. Die unwirthlichen Gegenden der Ruine, wie sich die Wäldchen und Wälder nennen, und Romanien, hatten die Deutschen auf ihren Keerzügen kennen gelernt, und so bildete sich die Sage von einer großen, ungeheuren Wüste Ruine.

83) B. h. Hagen, Die Ridelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, S. 80. 84) Grimm, Mittheilung. Wälder, 1. Th. S. 253 und 294 u. f. 85) Eden-Ausfahrt, Etr. 111—113, 139—157. Kasper v. d. Rön. Heidenbuch, S. 88, 91—93, in v. d. Pagen's Heidenbuch von 1811, Etr. 113 u. 114. S. 59 u. 60. Etr. 140—159. S. 75—81. 86) Kavalenacht, Etr. 651 u. 652. 87) über die Anwendung von christlichen Heilighütern (Reliquien) zur Sicherung in der Schlacht f. B. Bachler, Forum der Kritik, 1. Bd. 1. Abth. S. 89. 88) Ridelungen, 3. 5536—5540, v. Pagen's

mahles, des Königs Ehe⁹⁹). Die ursprünglichsie und verbreitetste Heldenfage kennt Herratan nur als erste¹⁰⁰) und einzige Gemahlin Dietrichs. Der große Umfang und die verschiedenen Bearbeitungen der Heldenfage aber machten, daß man Dietrich bei verschiedenen Gelegenheiten heirathen ließ, und so erhielt er mehrere Frauen. Dann versuchten die Überbilder der verschiedenen Gestaltungen der Heldenfage, welche sie wie Geschichte behandelnd zu müssen glaubten, in Dietrichs Heirathen chronologische Folge zu bringen. So der alte Verfasser der Übersichten über die Sagen des Heldenbuchs¹⁰¹). Er sagt, des Berners erstes Weib hieß Hertlin, war die Tochter eines frommen Königs von Portugal, der von den Heiden erschlagen ward, König Goldemar that ihm die Tochter, worüber die Mutter vor Gram das Leben verlor, der Berner nahm die Hertlin dem Goldemar, von dem sie Wages geblieben, wieder ab, und als sie gestorben, heirathete er Herrat. Eine unter andern Umständen aus der Hand eines Heiden befreite Königstochter heirathet Dietrich in dem Heldenliede: Dietrich und seiner Gefellen Kämpfe mit Wärlmen und Nien (s. d. Art.). Es wird diese Ausfahrt als Dietrichs erste besungen. Daher sehen Neure¹⁰²), welche glauben, in der Heldenfage sei Zeitfolge zu suchen, jene Heirath als eine frühere vor der mit der Herrat an, und ebenso die, welche Dietrich von Bern nach der Wilkinsfage eingeht. Er heirathet nämlich hier Gudelinda, eine der neun Töchter des Königs Druffian, deren Mutter aus Gram darüber gestorben, das Ede erschlagen, und erbietet zugleich für Isafold und Dietlieb den Dänen¹⁰³), der dadurch sein Gelübde mit der Tochter Sigfrids des Griechen bricht, die andre und dritte der neun Schweftern zu Frauen. Isafold und Dietlieb nehmen das Reich in Besitz, welches Druffians Töchter gehabt und König Dietrich macht sie zu Herzögen darüber. Bevor Dietrich die Gudelinda heirathete, hatte er sich durch seinen Neffen Herbat um Hilda, die Tochter des Königs Artus, bewerben lassen. Er hatte nämlich noch keine Frau zur Gemahlin, weil er noch nirgend eine so schöne Frau gesehen, und auch nicht von einer

solchen vernommen hatte, die er haben wollte. Da ward ihm Hilda vor allen gepriesen. Aber die Brautwerbung schlug unglücklich aus. Hilda verlangte von Herbat, daß er Dietrichs Antlitz an der Steinwand entwerfen sollte. Herbat zeichnete ein Antlitz groß und fürchterlich, und schwur, daß Dietrichs wirkliches Antlitz noch viel fürchterlicher sei. Hilda verschmähte deshalb Dietrichen, und Herbat entführte nun das schöne Mädchen für sich selbst¹⁰⁴). Die Wilkinsfage erzählt nur von der Heirath¹⁰⁵) Dietrichs mit Gudelinda. Herrat ist ihr eine Verwandte Dietrichs¹⁰⁶). Doch schimmert deutlich durch, daß sie in andern Stellen zwischen Heldenliedern folgte, in welchen Herrat als Dietrichs Gattin erscheint. So sagt die sterbende Erla: „Und auch Jungfrau Herrat, meine Blutsfreundin, die will ich auch geben, und habet sie so in eurer Obhut.“ Erla gibt sie ihm sicher nicht als Dienstweib, denn sonst würde Dietrich, als er aus Heumenland nach Amelungenland heimkehrte, sie nicht fragen lassen, ob sie misfahen wollte oder nicht. Auch wird am Schluß der Wilkinsfage der Tod der Königin Herrat auf eine Weise erwähnt, daß seine Bedeutung für Dietrich nur dadurch erst vollkommen wird, wenn man sie sich als Dietrichs Gattin denkt. Als ihre Blutsfreundin wird auch hier Erla (Herte, Helle) genannt¹⁰⁷).

Deutungen Dietrichs. Die geschichtliche Auffassung ist die älteste, und war in einer Zeit, wo geschichtliche Kenntnisse wenig verbreitet waren, so umfassend, daß man alles, was von Dietrich von Bern gesagt und gesungen ward, für wirklich Geschehenes nahm. Auch in neuerer Zeit hat man vielfach darauf hingewiesen, daß Dietrich von Bern der geschichtliche Theoderich der Große sei¹⁰⁸). Aber wie wir aus Betrachtung des Inhalts der Heldenfage sehen, ist nichts geschichtliches als Name der Person und Namen von Heldenthaten, also nichts Wesentliches¹⁰⁹). Alles Wesentliche ist echt, reine Heldenfage, d. h. Erzeugniß schöpferischer Phantasie, kein Fiktion, d. h. keine Zusammenfügung aus wirklichen Ereignissen und Phantasiegedanken als Aufschmückung prosaischer Wirklichkeit. Auch eine andre Deutung ist der Heldenfage zu nahe getreten, nämlich die Auffassung der Heldenfage als aus Sötterfage in Menschenfage umgewandelte. Der Un-

Ausg. v. 1816. S. 145. Die Räte, S. 2317 u. 2318 bei Wärlter, S. 156. Dietrichs Ahnen und Räte, S. 7481 u. 7482. Wärlter und Dietlieb, S. 3425.

89) Der Verf. der Übersicht der Sagen des Heldenbuchs, Ausg. von 1560, Bl. 187. C. 1. Sp. 1. 90) Dietrichs Ahnen u. Räte, welches Heldenbuch (S. 78–80) am ausführlichsten von Dietrichs Heirath mit Herrat handelt. In ihm wird Dietrich als zum ersten Male heirathend dargestellt. 91) Bl. 186. C. 2. Sp. 1. 92) B. d. Hagen u. Wärling, Elter. Grundriß, S. 47. Hier wird auch die Heirath mit Gudelinda in der Wilkins-Saga (Cap. 219. 2. Th. S. 189–191) als eine frühere vor der mit Herrat angesehen. Die mit Gudelinda findet aber ja statt, als König Dietrich, nachdem er Geden erschlagen, und zur Zeit, als er Geden erschlag, war er noch dem Heldenliede Geden-Ausfahrt (Str. 374. (in v. d. Hagen's Heldenbuch von 1811, S. 874) schon mit Herrat vermählt. Ein treffendes Beispiel, wie unmöglich es ist, in Heldenfage geschichtliche Zeitfolge zu bringen, ohne wissenschaftlich zu verfahren. 93) Es heißt in der Wilkins-Saga hier, und anderwärts s. B. Cap. 327–328. 3. Th. S. 23–31, welche von seiner Wärlkinnade gegen die Wärlkinnaden, und von seinen in der Schlacht durch einen von Flacia herbeigekommenen fliegenden Drachen erstickten Lode handelt; in den teufelischen Heldenliedern heißt er Dietlieb von Steiermark (s. d.).

94) Wilkins-Saga, Cap. 210–218. 2. Th. S. 168. 95) Hier Wärlkinnade Dietrichs führt sie (Cap. 150. 2. Th. S. 42) auf, nämlich das Weib, das früher an dem Hofe des Königs Artus war, der Schirmherr der Erzeugung Hagens durch einen Hifen, als dieses bei Königin ihrem Sohn erkrankte, hütete, und es nachmal, als sie Dietrichs Weib wurde, diesem verriet. 96) Wilkins-Saga, Cap. 367. 3. Th. S. 116. Dietrich läßt durch sie Hagens Runden verbinden. 97) Wilkins-Saga, Cap. 517. 2. Th. S. 422. Cap. 569 u. 570. 3. Th. S. 125–123. Cap. 532. S. 172. 98) Johannes von Wärlter, Kammerfänger zum Rittersungenlied in Chr. v. Wärlter's Sammlung teufelcher Weibliche aus dem 12. und 14. Jahrhunderte hinter der Erde, S. 103. 99) Jeant, Geschichtliche Uebersetzung zum Rittersungenlied in der Ausg. des Heldenbuchs, S. 11. 100) Es heißt, über die Aufzeichnung und Ausbreitung des ältesten teufelchen Sagenkreises in den Schriften der Wärlkinnade für die Beschreibung des Wärlkinnaden in der Wärlburg im Wärlburg, S. 486–489. 99) Hgt. Wärlter, Uebersetzung in das Rittersungenlied, S. 55.

grund tiefer Deutung läßt sich, wie der vorigen, nicht handgreiflich beweisen, weil eben eine Umwandlung angenommen wird. Nur ist dieses gewiß, daß, wo die Störtebe nach Verlesen gegessen, sich neben dieser und nicht dieser nach Heidenfage, z. B. bei den Rorromannen und Griechen, findet, und also aus dem Verluste der Störtebe, wo er stattfindet, nicht geschlossen werden kann, daß die vorhandene Heidenfage umgewandelte Störtebe sein müsse. Dennoch bleibt diese Deutung bemerkenswerth, nämlich auf diese Weise: im Dietrich tritt gar nichts Ertliches hervor, wie ein ehe- und liebesüchtes Weib (ungeachtet verheiratet) erscheint er, immer im Kleid, während kämpfend auf ihn scheuen daher die meisten Weiber vom Thor übertragen zu sein. Das in den Liedern des ersten Antrahs sein Weib mit dem Schlafes vergewaltigt wurde, lag in der Verwahrloosung der Heidenfage, die mit dem Antrah der alten Zeit notwendig erfolgen mußte. Der Versuch, zwischen Dietrich und Sigmund ist derselbe, wie zwischen Hagen und Volpert; Dietrich mußte ebenfalls in der Wonne nachgeben, gegen und mit dem Ertrinken des Lichtes der Mägdlein, und der Dietrich'schen Sage ist fallen, hier hat aber die Geschichte und die christliche Legende eingewirkt, und läßt ihn vom Teufel tödten. Die Antrahen, so einer in der Sage als die Mägdlein, betrachtet, und das Liebeslied Dietrich's nach der Mägdlein'schen und sein geliebtes Antrahen (sich ihm als Sigmund zuzukommen). Er ist demnach ein andere in der Mägdlein'schen Sage als in der Heidenfage, dort Sigmund, hier Thor. Verdrängung und Hildebrand, d. h. das fruchtlose Weib, ist daher sein Lehnmeister und künftiger Begleiter. In der amelnigischen Sage ist Thor am meisten hervorgehoben, nämlich nach Dietrich selbst. Sigmund, der Hölle nämlich, das Heidenfage als Störtebe zu tödten, ist die Deutung Dietrich's durch Thor die entsprechende, da man als eine Rüderinnerung an den überweltigen Gott die aus Dietrich's Munde gehende Flamme nehmen kann, und Dietrich unter den teutschen Helden, vorzüglich mit Nieten und Drachen kämpft, wie Thor in der Störtebe steht. Der Flamme wegen wird Dietrich auch als Loli gezeichnet¹⁾. (Ferd. Wackler.)

DIETRICH'S UND SEINER GESELLEN KÄMPFE MIT WÜRMEN UND RIESEN, ein altteutsches Heidenlied, vermuthlich noch aus dem 13. Jahrhundert, entdeckt im Berner Codex, ist auf uns in einer mit Bildern verzierten völkischen (jetzt heidelberger) Handschrift gekommen, aus welcher Wolgang Anfang und Ende, Überschriften und Strophenanfänge mitgetheilt hat²⁾. Von dem Bruchstücke von 29 Strophen in einer Handschrift auf der Leipziger Rathsbibliothek haben sich mehrere Abschriften verbreitet³⁾. Eine starke Abföhrung und Uebersetzung

unter's Heidenliedes findet sich im Völkischen Codex par von der Kön. herausgegeben in von der Hagen's und Primisser's Heidenbuch in der Uebersetzung S. 143—150). Der Verfasser dieser Arbeit hat die 403 Strophen des Heidenliedes, welches ihm vorlag, bis auf 130 herabgebracht, und welchen Sinn für Poesie er hatte, lehrte seine Schlussbemerkung:

„das alten (nämlich Heiden) sie hundert und achtzig ist als die hundert und dreißigke sein; wo, als unvollständig, was man hat.“

Wie man nach Schluss und der Bilderzahl der völkischen Handschrift hat urtheilen müssen, hatte der Verfasser der 130 in dem Gedichte von 403 Strophen (die Strophen des Berner Codex hat 13 Zeilen) eine Abföhrung des ursprünglichen großen Ganzen vor sich. Wie reich und mannigfaltig der Inhalt des, möge folgende Andeutung des selben nach der Arbeit des Verfassers der 130 lehren. Der menschensresserliche Heide Lereas, Lereas' Sohn, reist mit 80 Mann in seinem Wermuthen gen Volpert, und bringt eine Jungfrau in Noth. Hildebrand reist mit seinem Jüngling Dietrich von Bern, dessen erste Ausföhrung es ist, gegen die Helden aus. Sie kommen in einem großen Wald, welcher voller wilder Bäume (Schlangen) ist, und in welchem viele Helden sich befinden. Der Heide Araban ist in eben im Begriff von einer Weidenburg seinen jährlichen Zins, eine Jungfrau, zu holen. Das Loos trifft die Tochter der Königin und sie wird ausgeföht. Hildebrand befreit sie, indem er den Helden erlegt. Mit den übrigen Helden, welche ihres Herrn Tod zu rächen kommen, bezieht Dietrich von Bern fieglich einen gewaltigen Kampf. Der verwundete Dietrich und Hildebrand sind auf dem Wege, der Einladung zu der Rittersche des befreiten Jungfrau zu folgen; Dietrich kämpft mit einem 30 Ellen langen Wurm; während Hildebrand auf einen Berg von Wörme steigt, denen der Alte einen Ritter bringt. Hildebrand befreit diesen, und erntet in ihm den Sohn seines Wurm's Kentwein. Nachdem Dietrich die andern Wörme erschlagen, folgen die Humpen und Durstigen dem einladenden Heilich, Kentwein's Vater, auf seine Burg Dran. Hier erscheint der Burg Wüburg und lobet die Helden zur Königin Mutter der befreiten Jungfrau ein. Bevor Dietrich Dran verläßt, befreit er den Helden Ederwein, Heilich's Sohn, im Ritterkämpfe. Dietrich, Hildebrand, Heilich, Ederwein und Kentwein vertheuern sich auf dem Wege zur Königin, setzen der vertheuerten Einladung der Saragenen Krieger auf die Burg Drand, deren Herr der Heide Ionibis ist, und dem die genannten Christenheiden den Vater erschlagen haben. Den in die Burg Gelangten werden die Thore versperrt, erschlagen die grimmen Löwen, welche gegen sie gelassen werden, und dann Ionibis und dessen Dienstmannen. Während die vier Helden im Schlosse die von Dietrich, dem Vater Lereas' des ersten, und Großvater Lereas' des zweiten jährlich gehaltenen Jungfrauen, namentlich Rosilla, Partune und Porcilla, die Ruhme

als Helden, Ederwein zur Geschichte der teutschen Poesie, S. 43—46.

1) Nämlich nach der Annahme, daß Hugdietrich mit dem Berner Codex ist. 2) Die z. B. G. S. 325—328. 3) B. v. Hagen, Die Hildebranden: ihre Bedeutung für die Germanistik und für immer, S. 105. 4) F. Krieger, Nachrichten von altteutschen Geschichten, I. Bd. S. 33, 79—80. 5) B. des Hildebrand, B. v. Hagen und J. G. S. S. 33, 79—80.

der Königin fänden und befreien, ist Dietrich einem willenden Schwere in den Wald nachgegangen, erlegt es, und geräth darüber mit dem Riesen, dem der Wald gehört, in einen furchtlichen Kampf, der mit des Riesen Besiegung endet. Die fünf Helden, die befreiten Jungfrauen, der begnugte Riese, das Geschwein tragend, kommen zu dem Zelte der Königin. Hier ist Dietrich, ungeachtet aller gescheuten Herrlichkeiten und Kurzweile, traurig, bis er die Königin Tochter (die von Hildebrand zuerst befreite Jungfrau) zur Gemahlin erhält. Die Hochzeit wird gefeiert, aber die Braut läßt die Ehe nicht eher als bis auf den zu dem Herrn gefeierten Hochzeit vollziehen. Besonders in dem letzten Theile des Gedichtes ist von den vielen Kämpfen und Ritterspielen ist in der Bearbeitung im Heldenbuche des Kaspar von der Kön. alles sehr abgekürzt und wenig davon zu finden. (Ferd. H. acher.)

DIETRICH I. VII., Grafen von Friesland¹⁾ und Holland: 1) Dietrich I. geräth nach den neuern Forschungen A) in den Grafen Dietrich, welchem König Ludwig von Lothringen im J. 868 auf Bitten seiner Gemahlin Emma den Herzog Balda (jetzt Balsa) in Dietrichs Grafschaft schenkt²⁾ (nach Jan Doula's Vermuthung ist dieser Dietrich Großvater Dietrichs I. und Barte Gerolfs); B) in den Grafen Dietrich, welchem König Karl (der Einfältige, als Herr des lothringischen Reichs) auf Bitten des Grafen Dagom im J. 913 die Kirche Egmond (Heemwunde) mit allem Zubehör von dem Erbe Zuscherdes³⁾ Tage bis nach Fortpaa und Kinnem schenkt⁴⁾. Die Jahrzahl ist nach Jan Doula's⁵⁾, welcher zeigt, daß die Urkunde Karl dem Einfältigen, welcher Karl dem Kahlen gehört, Verbesserung aus DCCCLXIII in DCCCCXIII. Aus dieser Schenkung haben Später die Angabe gebildet, Karl der Kahl habe Dietrichen ganz Holland als Grafschaft, nebst einem Theile Frieslands, bis zum Fluße Lauwers als Herrschaft, geschenkt, um das Land den Dänen zu entreißen und vor ihnen zu verteidigen. So J. B. Johann von Leyden⁶⁾, der sich aber

nicht einmal hiermit begnügt, sondern umständlich weiter erzählt. König Karl der Kahl von Frankreich kommt nach Holland, um den Fürsten Dietrich mit bewaffneter Hand einzuführen. Der Burggraf von Leyden und der Herr von Vallenburg wollen Dietrichen nicht zum Herrn und Grafen annehmen, sammeln ein Heer und fallen in der Schlacht. Da beugt das Volk den Nacken und nimmt den Fürsten Dietrich zum Grafen und Herrn an. So auch huldigten ihm die Friesen. Dietrich regiert eine Zeit lang in Ruhe. Da verbinden sich die Friesen mit den Holländern gegen Dietrich. Dieser begibt sich zu Karl dem Kahlen. Der König schreibt an den Papst Johann, welcher sich eben zu Mainz befindet, um Rath. Der Papst schneidet in Gegenwart der Gesandten Riemmen zu Striden, führt sie in den Garten, zieht das Schwert und haut große und kleine Däume ab, vier Tage nacheinander, und leiht dem König Karl und dem Grafen Dietrich zuerkennen, was sie gesehen. Karl versteht, was der Papst damit sagen will, zieht mit dem Grafen Dietrich und einem großen Heere nach Holland, läßt die Reichen und Mächtigen aus Holland und Friesland des Nachts aus den Betten nehmen, und bei Tageslicht enthaupen, und als die Ebeln und Mächtigen nicht mehr zureichen, geht es auch an Geringe. Holländer und Friesländer, gerathen in großes Schrecken, fliehen um Schonung, nehmen Dietrich zum Herrn an, und so wird dieser von neuem zum Grafen von Holland und Friesland gemacht. Dieses ist der Inhalt von Johanns von Leyden Erzählung. Andre, die billiger sind, und uns mit ihr verschonen, nehmen doch von jener Schenkung Veranlassung, Dietrichen als ersten Grafen von Holland aufzustellen⁷⁾, und sagen, daß im J. 863 Holland den ersten Grafen zu haben angefangen⁸⁾. Ihnen ist der von König Karl und der von König Ludwig beschenkte Graf Dietrich eine und dieselbe Person. Andre, so J. B. Jan Doula, rechnen nach Verbesserung dieser Jahrzahl in 913 den Anfang der Grafschaft Holland von 913. Neuere nehmen an, Dietrich habe von Karl dem Einfältigen die Bestätigung des erblichen Besizes seiner Grafschaft⁹⁾ erhalten, und seien Dietrichen als ersten Grafen von Holland an. Wir aber können, da der Grafschaft vom Könige gar nicht gedacht wird, in jener Schenkung nichts mehr erkennen, als daß ein Graf Dietrich zu seinen andern Ämtern noch ein Ämtd in Holland geschenkt erhält, und wenn Dietrichs Nachkommen erbliche Grafen von Holland werden, so hatte dieses nicht in dieser Schenkung seinen Grund, sondern darin, daß die

6) Vgl. v. d. Hagen und Wisking, Grundriß S. 45. Meuse bezieht das Prädicat (Wisk. d. Prädicatens im nördl. Guropa. II. S. 285) Dietrichs Dracontkampf, und deutet den Inhalt desselben nach dem großen unverletzten Gange auf diese Weise an: es erhalte die ersten Abenteuer Dietrichs von Herrn mit Draken, Riesen und Drachen, die er zur Rettung der Jungfrauen erschlägt; aber die Riese Virginalium nimmt ihn gefangen, da verliert ihn Hildebrand, rettet ihm und holt die beiden von Herrn zur Hilfe; sie finden nach vielen Kämpfen den Dietrich, der den Kämpfer in ihnen erschlagen, und fahren zur Königin Virginalium Kämpfe, Epist, Dorniere und Heimschafte beschließen das Vieh.

1) Wir stellen nämlich Friesland vor, in Beziehung auf die frühesten Grafen, da der Name Holland damals noch gar nicht gebräuchlich war (vgl. S. 117 u. 120) und Friesland bei den Römern reichlich. 2) Urf. bei Barons, Opera diplomatica. T. I. p. 38. 3) Urf. bei dem I. S. 55. Vgl. die Erläuterung derselben in den Miscell. Observat. in Auctores veteres et recentiores. Vol. IV. T. II. p. 265. 4) Janus Douas, Annal. Holland. Lib. VI. 5) Jan. Leidsa Caracel. Chron. Belgic. Lib. VI. c. 1—III. bei Sueritius, Rer. Belgic. Annal. Chron. et Hist. T. I. p. 58 u. 54. Die Urkunde der Schenkung der Kirche Egmond nebst Zubehör theilt er mit, und überschreibt das Capital: De bulla donationis Comitatus Hollandiae.

6) So J. B. der Wönd von Egmond, Chron. Belgicam bei Sueritius, p. 352; bei Chron. Magn. Belgicam bei Pistorius, Scripta. T. III. Streuiche Zug. S. 69 zählen hiernach die Grafen von Holland. 7) Hermannus Conrerus bei Beccard, Corp. Hist. Med. Aet. p. 472. Argilios de Royas bei Sueritius, p. 11. 8) Aber König Karl sagt nur: habemus, ut sicut reliquis possessionibus, quibus jure hereditario videtur uti, ita ut his, nostris munera largitate valeat securi omni tempore vitae nos frui, ipse et omnia ejus posteritas. Von der Grafschaft, welche Karl war, ist, wie man sieht, gar nicht die Rede, sondern von den Ämtdbesitzungen oder dem Eigen des Grafen.

Gräfschaften, sowie die übrigen Lehen, nach und nach erblich wurden. Die Schenkung trug nur dazu bei, die Macht des Grafen Dietrich und seines Geschlechts in jener Gegend zu befestigen. Wie z. B. aus den Grafen des Hauses Gräfsfeld die erblichen Grafen von Henneberg sich entwickelten, so entstanden aus den holländischen Gaugrafen die erblichen Grafen von Holland. Der Grund, warum Dietrich I. als erster Graf von Holland aufgeführt wird, ist, daß der beglaubigte Stammbaum der Grafen von Holland nicht weiter zurückreichte, als bis auf Dietrich I. und seinen Bruder Walger. Das große belgische Zeitbuch bei Florinus erzählt, Dietrich, der erste Graf von Holland, habe goldene Waffen mit einem Löwenbilde von rother Farbe geführt, und habe, wie Gewisse überliefert, aus dem königlichen Geschlechte der frankischen Fürsten gestammt. Diese unbegründete Sage hat Johann von Erden veranlaßt, unsern Dietrich aus dem Geschlechte der Trojaner entspringen zu lassen, da die Könige von Franken aus diesem Geschlechte gewesen, die Geschichtstafel der Merowinger zu der Dietrichs I. zu machen, und dessen Ahnen zunächst so aufzuführen: Dietrichs I. Vater war Eigert, der Dietrichen mit seiner Gemahlin Waltride, der Schwester Hennas (Hannas), der Gemahlin des Königs Ludwig von Neuschland, und des Grafen Hagano von Xanten zeugte. Eigert war der Sohn Ransfeld, Ransfeld der Sohn Engelchims des Blutrugen, Engelchim der Sohn Dietrichs, Dietrich der Sohn Ethars, Ethar der Sohn des Herzogs Dietrich von Aquitanien, Herzog Dietrich von Aquitanien der Sohn des Königs Hilperich von Frankreich, und nun so durch die frühlichen Könige rückwärts bis auf Priamus, den Trojaner, den ersten König von Frankreich. Wenn auch andere diesen erdichteten Stammbaum nicht in seiner Ausdehnung auf- und annehmen, so können sie doch nicht davon loskommen, daß Dietrich Eigerts Sohn aus Aquitanien gewesen, oder wenigstens aus Gasconie gestammt, welches letztere Agobius von der Kaya behauptet. Andre, wie Jan Doula, stellen Dietrich I. als des friesischen Grafen Gerolt's oder Gerolt's Sohn an, und Ruere folgen dieser Vermuthung so sicher, als wenn es eine geschichtliche Thatfache wäre. Es konnten aber als Grafen der Friesen Gerolt nach Garbold im J. 885 vor, welche vom Dänen Godfrid, welcher in Holland und Friesland Lehen hat, als Reichthümer zum Kaiser Karl dem Dritten gesendet werden⁹⁾. Godfrid empfand sich in Verbindung mit Hugo von Lothringen gegen den Kaiser, und wird durch die Anklage seines (Godfrids) Vannes (Vasallen) Gerolt erschlagen¹⁰⁾. Kaiser Arnulf kommt im J. 889 seinem Vann, dem Grafen Gerolt, zwischen dem Rhein und Suithardes-Hage einen Wald und ein urbares Land zu Wertha und Disprethagen, eine Pflanz- zu Bodelenlo, zwei zu Althurg, eine zu Hornum, eine zu Hwi, eine

zu Theele (Thiel) und eine zu Tole¹¹⁾. Nehmen wir Gerolt's als Dietrichs I. Vater an, so erhalten wir doch auch in ihm keinen Grafen von Holland und Friesland in der nachmaligen Bedeutung, sondern haben nur einen friesischen Gaugrafen, der so wenig als Landesfürst erscheint, daß er Godfrids des Dänen Mann (Rasall) war. Auch sieht man nicht ein, warum Dietrich's große Sohn Gerolt's sein soll, und nicht aus Sohn Gerolt's sein kann, welcher ja auch ein friesischer Graf war. Da es gewöhnlich war, daß berühmte Namen in den Familien wiederholt fortgesetzt wurden, und wir unter Dietrichs Nachkommen weder einen Gerolt's (auch keinen Gerold), noch Garbold finden, sondern selbst nur auf Dietrich und Florene stoßen, so läßt sich, wenn auch nicht mit Sicherheit, doch mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß Dietrich's Vater weder Gerolt (auch nicht Gerold), noch Gerolt gewesen, sondern wir vermuthen, daß der von uns unter A) aufgestellte holländische Graf Dietrich ein Sohn des unter B) aufgestellten ist. Dieser unter A) sollte also eigentlich Dietrich I. heißen. Doch da die Sache nur wahrscheinliche Vermuthung bleiben kann, und überdies Verwirrung entstehen würde, so nennen wir den unter B) aufgestellten erst Dietrich I. und um so mehr, da auch die Grafen von Holland selbst, nämlich Dietrich V. in seiner für die Geschichtstafel der Grafen so wichtigen Urkunde von 1083, diese Abfolge befolgt¹²⁾. Dietrich I. wird hier durch Walgers Bruder bezeichnet. Der König von Samond weiß auch von Walger nichts mehr zu sagen. Das große belgische Zeitbuch weiß schon aus Chroniken, daß Walger Graf von Tielstend gewesen, und bei Thiel im Dorle Noezail gesessen. Ruere, welche nicht davon loskommen können, daß es schon damals eine Grafschaft Holland gegeben, nennen hieron Veranlassung, Walger dem südlichen Theile dieser Grafschaft zu unterthenen. Ein Walger, freilich ungewiß, ob dieser Walger Dietrichs Bruder, kommt in beglaubigter Geschichte zum J. 892 vor, ist der Graf Balduin von Flandern Vetter (consobrinius), hat vom Könige Ddo von Frankreich das Schloss Raon erhalten, will sich darin selbständig machen, wird belagert, gefangen, zum Tode verurtheilt¹³⁾ und enthauptet¹⁴⁾. Das belgische Zeitbuch erzählt, Dietrich I. und sein Bruder Walger haben zum Mutterbruder Hagano'n von Troja, der in Klein-Troja, nämlich Xanten, wohnte, und das Nonnenkloster zu Thiel stiftete. Dieser Hagano von Troja ist kein ander als der Hagane der Heldenlage, Hagane von Tronege (Troxend), nach dem Nibelungenliede, welches die Heldenlage so natürlich als möglich haltend, für Troja, weil ihr das ja bedeutend vorkommen mochte, vermuthlich Troiet gesetzt, während das lateinische Waltherslied, welches älter als das Nibelungenlied in letzter Gestaltung ist, die alte Übersicht der Sagen des Heldenbuchs, die Wilfina- und Niflunga-Sage und die dänischen Klämme-Vieler, dem Gieffe der Heldenlage angemessener, Hagen von Troja haben.

9) Joh. von Erden, Chron. Belg. Lib. V. cap. 56. p. 92. Lib. VI. cap. I. u. VI. p. 98, 99 u. 96. 10) Regio, Caronicon, bei Peritz, Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 595. 11) Annales Vedastini zum J. 885 bei d'Argem., T. II. p. 204.

12) Urk. des R. Arnulf bei Miräus, S. 84. 13) Urk. bei Miräus, a. d. E. 71. 14) Annales Vedast. zum J. 892, S. 527 u. 528.

Dass man Dietrich I. und Walgera den Haganu zum Mutterbruder gegeben, hierauf ist man wahrscheinlich gekommen, weil nach König Karls Schenkungsurkunde ein Haganu für Dietrichen bittend angekommen, und dieser Haganu nun nach Sagenweise angebracht werden musste, und nicht besser als auf den berühmten Hagen von Troja der Heldensage verwandt werden konnte. Dietrich I. baute mit seiner Gemahlin Gena¹⁵⁾ eine hölzerne Kirche zu Egmond, richtete dieselbe ein Nonnenloster ein, und begabte es mit 11 Hufen zu Franko, mit zwei zu Alismaar, und mit der Hälfte seiner ganzen Bestzung zu Kallinge.

2) Dietrich II., des Vorigen Sohn, baute mit seiner Gemahlin Hildegard eine steinerne Kirche zu Egmond, entfernte die Nonnen und setzte Mönche dahin, und begabte das Kloster mit Hufen zu Elagen, Haregon, Wimmen, Alismaar, Emdam, Smitan, Wathem, Drebello, Abse, Obbingen, Reijen, Hemsele, eine Hufe, neben dem Barmstra (Bemskra) und zwei zwischen dem Bache Schullingsbeek und Huresele, und mit den Kirchen zu Dreygalo, zu Jorenholte und zu Sarnen mit den Zehnten. So lernen wir Nobbesiumgen des Grafen kennen. Außerst wichtig zur Erklärung der Macht der nachmaligen Grafen von Holland, deren Thron bloß Augrausen gewesen, ist die Schenkung König Dittos III. vom J. 981. Dietrich II. erhielt hier durch Antrieb der Mutter Dittos III., der Kaiserin Theophania, und auf Veranlassung des Bischofs Ekbert von Trier und des Herzogs Heinrich von Baiern alles, was er bisher zwischen den Flüssen Flora und Hista (Vesle), was er in dem Dorfe Sunnemeere, was er zwischen den Flüssen Medemelacha und Chimelofara, Gemerich genannt, vom Könige zu Lehen hatte, zu eigen (als Ado). Ferner, was er im Orte Terta, in den Grafschaften Mafasant, Kinkhem und Terta vom Könige zu Lehen hatte, gab ihm Dittos III. ebenfalls mit aller Krönung, nur die Husbalds ausgenommen, zu eigen¹⁶⁾. Die Betrachtung dieser Schenkung ist schlagend gegen die Annahme Dietrich I. als ersten und Dietrich II. als zweiten erblichen Grafen von Holland. Ungeachtet Dietrich II. sowohl zu eigen erhält, erhält er doch nur die Lehen in den Grafschaften, nicht die Grafschaften selbst zu eigen. Ferner sehen wir Holland nicht eine Grafschaft, ausmachen, sondern mehr, und so sehr, daß, während gewöhnlich der Bau, wenn er nicht zu groß war, nur eine Grafschaft erhielt, der große Areelgou, dessen Namen nur noch ein kleiner Theil desselben, nämlich die Insel Areel, bewahrt, in drei Grafschaften zerfällt. In den Schenkungsurkunden ist es gewöhnlich, daß, wenn ein Graf in einer Grafschaft etwas geschenkt erhält, diese als seine Grafschaft bezeichnet wird. Hier finden wir bei den drei Grafschaften Mafasant, Kinkhem und Terta diese Bemerkung nicht, so daß selbst zweifelhaft bleibt, ob Dietrich II. diese drei Grafschaften sammt-

lich dessen, welches auch statthaben konnte, zu manchen Graf mehr Grafschaften zugleich vermalte, und nicht unwahrscheinlich ist, weil zwar nicht Graf Dietrich, aber auch gegen die Gewohnheit, nach welcher die Besizer der Grafschaft, in welcher Jemand etwas geschenkt erhielt, genannt wurden, Niemand anders als Besizer der drei Grafschaften angegeben wird, oder aber ob er in einer oder der andern nur Lehen gehabt, da auch nicht ungerwöhnlich war, daß ein Graf in einer andern Grafschaft Lehen vom Könige erhielt. Eine umfassende Schenkung der Lehen zu eigen war der mächtigste Grundstein der nachmaligen Grafschaft Holland, und vom König, oder vielmehr von seiner Mutter, der Kaiserin Theophania, sehr unklug, da sie die Macht des Königs lähmte, wovon wir bei den folgenden Dietrichen Beispiele sehen werden. Die Vermittlung des Erzbischofs Ekbert ist ganz natürlich, da er Dietrich II. Sohn war, und auch bei mit dem Könige verwandten Herzogs Heinrich II. von Baiern erklärlieh, da dessen gleichnamiger Sohn, nachmals Herzog und dann König und Kaiser, Künigenten, die Schwester Eultridis, der Gemahlin Arnulfs, des Sohnes Dietrichs II. zur Frau hatte, oder wenigstens schon mit ihr verlobt sein mochte. Wenn das große belgische Zeithuch¹⁷⁾ erzählt, Dietrich II. sei nach seines Vaters Tode um Frieden in Zwiespalt gerathen, habe sie aber selbst und seiner Herrschaft unterworfen, und deshalb ein steinernes Münster zu Egmond gebaut, und diese Gelegenheit, Johann von Eyden sich nicht entschließen läßt, mit einer umständlichen Beschreibung dieser vermeintlichen Siege bei der Hand zu sein¹⁸⁾, und auch Neutere erzählen, wie Dietrich II. die Trieren besiegt; so hat zur Erklärung dieser unbegründeten Erzählung aller Wahrscheinlichkeit nach der Mönch von Egmond die Veranlassung gegeben, wenn er sagt, die Verwundlung des Nonnenlosters in ein Mönchsloster habe wegen der Raubheit und Wildsichung des grausigen Volkes der Trieren statt gehabt. Dietrichs II. Gemahlin war Hildegard¹⁹⁾, und ihre Ehdne Graf Arnul und Ekbert, Erzbischof von Trier, und ihre Tochter nach dem Mönch von Egmond die legendarisierte Eggbinda, nach dem großen belgischen Zeithuche die schöne Arlind.

3) Dietrich III., des Vorigen Enkel, hatte jüng seinen Vater, Arnul von Gent genannt, durch die Trier-

15) Johann von Eyden S. 98 macht diese Gena zu einer Tochter des Königs Pipin des Jüngern von Italien, des Sohnes Karls des Großen, Kätling von der Rega S. 11 zu einer Tochter Ludwig. 16) Urk. Dittos III. bei Willems a. S. 52.

17) Magnam Chron. Belg. bei Pistorius, S. 78. Seine Angabe von Dietrich II. Regierungsjahren, nämlich er habe 891 angesetzt, und 93 Jahre regiert, ist nicht zu brauchen. 18) Johann, a. Zeithuch, Chron. Belg. Lib. VII. cap. II. de dupli victoria Theodori secundi Comitis adversus Frisones p. 100 n. 10k. 19) Urk. Dietrichs V. bei Pirard, S. 17. Der Mönch von Egmond S. 63 nennt sie, eine Schwester der Kaiserin Theophania (welche Angabe aus Willems S. 62 folgt), entweder vermalte, um die leztliche Schenkung auf Theophania's Antrieb zu erklären, oder aus Verwechselung Hildegards mit Eultridis, der Gemahlin des Gr. Arnulfs, des Sohnes Dietrichs II., welche eine Schwester der Kaiserin Kunigunde war (vgl. Dietrichmar von Würzburg, S. 133 mit An. S. Walbodanus, in den Actis Sanctior. mens. April. T. II. S. 10). Das große belgische Zeithuch S. 78 nennt Hildegunden Hildegard, und sagt sich, wie man glaubt, eine Tochter des Königs Arnul von Gent zu sein.

In verloren. Seine Mutter, und Vormäadin Eulgrabe, die Schwester der Königin, trieb, von Rache erfüllt, ihren Schwager, den König Dietrich II., im J. 1003 zu einer Heerfahrt zu Schiff gegen die Friesen. Er zwang sie von ihren vorräthigen Unternehmungen abzustellen ¹⁾. Doch begab Dietrich II. gegen die Friesen, da sie seinen Vater erschlugen, Wistroun, und zog sich aus ihren Hände zurück, und bemerkte Werth für die Geschichte der Grafen von Holland ist, wie Balthar, welcher dieselb beschrieb, hierbei den Grafen umschreibt: Theodericus, Arnulphi Gandensis filius, qui participium Monarchiae Frisonum tenebat. In die durch Wälder und Sümpfe unermohbare Gegend, welche Metewe ²⁾ (d. h. Sumpfwald) hieß, und die an dem Zusammenflusse der Maas und der aus dem Rhein stiehenden Saale lag, und wo bisher nur Jäger und Fischer zu wohnen pflegten, und die Bischöfe von Utrecht ³⁾ und Köln, und einige Äbte gemeinsame Besingung an Jagd und Fischerrei hatten, und insbesondere der Bischof von Utrecht ein großes Areal besaß ⁴⁾, in diesen Sumpfwald zog Dietrich, welcher Argwohn gegen die Friesen hegte, da durch sie sein Vater das Leben verloren, sich zurück, nahm dieses Land, fremdes Eigenthum, in Besitz, baute darauf eine Stadt (muthmaßlich Dordrecht) und belagte die durchschiffenden Kaufleute mit dem schrecklichsten Jöle. Das Dietrich II. mit seinen treulichen Leuten die Niederlassung bewirkte, geht aus einer Artz von Wey heroor. Denn an der Stelle, wo er umständlich von der nämlichen Niederlassung redet, von welcher Voltrich berichtet, erwähnt er Dietrichs II. gar nicht. Ferner erzählt nur im Allgemeinen: „Ein Abt der Friesen verließ seine Eig. Baute im Walde Moriwold Wohnungen und ließ sich da nieder“, verband sich mit Kaufleuten und fügte den Kaufleuten großen Schaden zu. Die Käufer verthielten um die Untertanen des Land zur Ausübung und zum Anbau, und machten sie jähzornig. Die theurer Kaufleute, die überdies zu Klagen sehr geneigt waren, kamen häufig bei dem Kaiser um die wurde ein, daß er sie von

weisen Betrachtungen tiefsehn möchte, und stellen ihm vor, wie, wenn er nicht abdäufte, sie in Handelsgefechten nicht auf die Insel, noch die Briten zu ihnen kommen könnten, und er so Verluste an Einkünften erleide“). Zu dem Gefehre der Kaiserliche kamen die Klagen des Bischofs Udothob von Utrecht, welchem der größte Theil seiner Besitzung gehörte, die jetzt Graf Dietrich II. an sich gerissen. Dieser war aus des Bischofs Ranne (Wesfalen) ein ihm unbellvoller Feind geworden, und eifrigst ihm in der Herbe manchen Kitter. Auf dem Tage zu Nimwegen im J. 1018, wo alle Rannschon über Dietrich III. klagten, gab der Kaiser mit dem Rathe des Bischofen dem Bischof von Utrecht den Auftrag, jene Orte anzuwenden und den Klagenden zurückzugeben. Der Jüngling Dietrich ließ sich durch dieses Gebot nicht abhören, daß um Urlaub, hinweggezogen zu dürfen, und sagte, er werde es zu veränderen wissen“). Der Kaiser gebot dem Herzoge Godfrid von Lothringen und den Bischöfen von Köln, Utrecht und Bättig ein Heer zu vereinen. Sie versammelten zahlreiche Scharen, die verdrückten Männer entlassend, aber gewohnt zu Rasse zu kämpfen, nicht zu Rasse und zu Rasse. Die Rrieten, welche den Wald bedrohten, jogen sich bei ihrer Ankunft zu denen zurück, welche unter den Rüdern eine feste Stellung (die oben erwähnte Stadt) bewohnten. Das Heer Godfrids und der Bischöfe schiffte sich über Rhine nach Friesland (Blaardingen), wo Riese Godehard der Rrieten hieß“), der Name Holland war nämlich damals noch nicht gebräuchlich, und der südöstliche Theil desselben hatte den besondern Namen Blaardingen von dem damals mehr bekannten Drie, während der allgemeine Name für das Land bis zur Naas Friesland war. Dietrich mit den wenigen Rrieten von dem jährlichen Heer“) angegriffen, schien unterliegen zu müssen, um so mehr, da seine Macht getrennt, indem ein Theil sich in seiner Stellung befand. Doch nahm der Theil der Rrieten außerhalb der Stellung eine Stellung, da er die Rinde ohne Rasse sah, und die Rrieten durch Baueinrichtung zum Rumpfe zu Fuß geübt waren. Großen Vortheil machte ihnen, daß das Land mit Gräben ganz durchschnitten war. Als Dietrichs Gegner auf diese stießen, trugen die Banneträger die Fahnen zurück, um sich zum Empfang der Rrieten, wenn sie einen Angriff beabsichtigten, auf ebenem Boden aufzustellen. Während die Banner des Herzogs zurückgetragen waren, rief ein noher Räuber den Hinteren zu: Rette dich, wer kann! der Herzog ist von den Rrieten gefangen! Dieses falsche Gerücht verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Ein panisches Schrecken ergriß die Lothringer, und sie wandten sich zur Rinde nach dem Risse, und viele fanden, bevor sie die Schiffe schwimmend erreichten, den Tod. Der Herzog mit den tapfersten Rannern stand wie versammelt. Da brachen die Rrieten außerhalb, von den Rüdern von der Rinde der Rinde durch Bänke und Rüssen benachrichtigt, aus ihrer Stellung hervor. An

[illegible]

24) Kipert, Gas. 20, S. 118 u. 119.
S. 152 u. 265. 25) Kipert, S. 119,
s. a. D.

25) Dittmar
27) Balbrich

gleich freien Räuber aus der Stadt. Der Herzog umringt, noch verwundet und nach tapferer Gegenwehr gefangen. Diesen Sieg, welcher unglaublich geschienen, grüßte Dietrich III. den 29. Sept. 1019. Er benutzte ihn weise und ließ sich nicht übermüthig machen, denn er gab dem gefangenen Herzoge die Freiheit unter der Bedingung, daß er bei dem Kaiser und den Bischöfen den Vermittler mache, und durch Godfrid Hülfe ward auch Bischof Adelbert mit seinem Feinde Dietrich versöhnt²⁵⁾. Welchen Namen sich Dietrich III. bei den Kaisern gemacht, und wie Dietrich III. Enkel, Dietrich V., dieses büßen mußte, lehrt die Urkunde vom J. 1064, durch welche er fund thut, wie er die Schenkungen, welche von dem Grafen Dietrich und seinen Söhnen der uralten Kirche zur Zeit des Bischofs Adelbold ungerichtet Besitze genommen worden, und für welche sowohl Kaiser Heinrich II. als auch sein (Heinrichs IV.) Großvater Konrad II. und sein Vater Heinrich III. sich vieler Mühe unterzogen, mehrere Kriege geführt, und auch er (Heinrich IV.) viel Arbeit gethan, auf Vererbung und den Rath seiner Fürsten, des Erzbischofs Anno von Köln, Sigfrids von Mainz, Eberhards von Trier, Albalberts von Bremen, Burcardo von Halberstadt, der Herrsche Friedrich, Gerhard und Godfrid, und anderer seiner Mannen, dem Bischofe Wilhelm von Utrecht zurückgibt, nämlich in Gruppen vier Hufen, vom Fluß Aelbe bis nach dem Kemede, von da bis nach Westensdrecht die Hälfte des ganzen Landes mit dem ganzen Districte; desgleichen von Riede bei dem Kemede bis Eldrecht; desgleichen nach dem Kemede neben Dordrecht, von da nach Duule, von da nach Duvelthar, von da nach der Waal, von da wieder nach dem Kemede bis nach Dordrecht, nebst der neuerbauten Kapelle, von Dordrecht nach Oßen bis Gortekens Hölsholt, welches bei Westensmunde; zu Holreia sieben Hufen, zu Valtendurch acht Hölse, die Kirche zu Vlaarlingen mit den Kapellen, Heilighelo mit den Kapellen, Vithen Alendörpe mit den Kapellen; dazu alle Grafschaften in Holland mit allem, was zum königlichen Banne gehört; außerdem das Lehen, welches Graf Wiroth vom Bischof Adelbold in Sigelidig bis nach Rines Rutten, von da aufwärts von der westlichen Seite des Rines bis Bodegraven gehabt, und nach Wiroth Gode, nach Godefrid Dietrich Bano's Sohn, welchen Graf Dietrich vertrieben, und es dem brüderlichen Wacim mit Gewalt genommen²⁶⁾. So lernen wir kennen, was Dietrich III. dem uralten Bisthum entreißen, und worin er sich durch den Sieg in dem Kemede erbaute. Alle Grafschaften in Holland hatte nämlich Adelbold nicht beissen.

Der König nimmt sie Dietrich III. gleichnamigen Enkel, weil sie königlich und die Lehen noch nicht erblich waren. Zugleich ist bemerkenswerth, daß auch im J. 1064, wo Holland zum ersten Male genannt wird, doch noch keine Grafschaft Holland, sondern nur Grafschaften in Holland stattfanden. Graf Dietrich III. starb nach dem Tode von Egmond im J. 1039, ward zu Egmond begraben, und ist der Graf Dietrich, welcher den Beinamen des Hierosolymiten hat, welcher auf eine Wallfahrt nach Jerusalem schiffen läßt, und wozon auch Später, z. B. Johann von Erpen, erzählen. Dietrich III. hatte zum Bruder Sigfrid, Cicco genannt; war verheirathet mit Ethelbild²⁷⁾. Ihre Söhne waren Dietrich IV. und Florenz II.

4) Dietrich IV., merkwürdig, daß diesen Graf Dietrich V. gar nicht zählt²⁸⁾, sondern sich selbst den vierten Dietrich nennt. Zählt er seinen Vatersbruder nicht, weil er nicht Gelegenheit hatte, ihn zu erwähnen, oder war vielleicht Dietrich, Ethelbilds Sohn, der Dietrich, welcher 1039 starb, und überlebte vielleicht die Vater den Sohn, so daß Dietrich Ethelbilds Enkel gar nicht zur Regierung kam, und was von ihm nach dem J. 1039 erzählt wird, auf Dietrich Arnulf und Luigars Sohn bezogen werden muß? Dem Alter nach könnte Dietrich, Arnulf's Sohn, sehr gut bis 1043 eine spätere Rolle gespielt haben, und dann ihm sein zweiter Sohn Florenz unmittelbar gefolgt sein; welcher nach dem Tode von Egmond folgte, weil sein Bruder Dietrich, Ethelbilds Sohn, seine ehelichen Kinder hinterlassen, und nach dem großen heiligen Bräutigam gar keine Frau gehabt. Da jedoch daraus, daß Dietrich V. seinen Vatersbruder nicht zählt, nicht mit Gewißheit gefolgert werden kann, daß er nicht zur Regierung gekommen, so stellen wir unter Dietrich IV., was oben von ihm erzählt, wenn es auch zu Dietrich III. gehören sollte, nämlich seine (wenig zu beachtende) Zehre mit dem Grafen Baldwin von Flandern wegen der Scheidung, seine Empörung gegen Dietrich III., seinen Fall in diesem Kriege und das späte Warden von seinem Ende. Hernach der Gichtbedingte nennt ihn den Markgrafen Dietrich von Vlaarlingen (Vlaarlingen); wahrscheinlich hat er, wenn der Geschichtsschreiber sich nicht irrt, diese Würde von dem Kaiser erhalten, da in jener Gegend allerdings ein Markgraf gegen die Raubfahrten der Normannen, welche, wie Dietrich von Meg beschreibt, noch in den Jahren 1009 und 1010 in jene Gegenden drangen und gegen andre Seeräuber nöthig sein mochte. Wie wir sehen werden, war auch Dietrich nicht in immerwährender Empörung gegen den Kaiser, ungeachtet er dem Stifte Utrecht das Entziffen nicht zurückgab. Daher kann der Kaiser bei irgend einem Friedensvergleich ihm sehr wohl die mark-

²⁵⁾ Xpert, S. 118—120. Waldrich, 3 Bd. Cap. 19. Dithmar, S. 264—266. Der Tode von Egmond S. 354 lernt die Veranlassung dieses Krieges so wenig, daß er fast, Herzog Godfrid für den Kaiser gegen den Gr. Dietrich, Arnulf's Sohn, geschickt worden, weil Dietrich die Friesen bedrückt, um den Tod seines Vaters zu rächen, da doch Heinrich II. selbst, um seine Schwestern Eulger zu heiraten, die Friesen bedrückt hat. Ein wunderbarer Gemisch von Sage und einer That! hat Johann v. Eyden S. 121 über Dietrich III. Kriege. ²⁶⁾ Urk. des Königs Dietrich IV. bei Joh. v. Eyden, S. 122.

²⁷⁾ Urk. des Gr. Dietrich V. bei Wiraus, S. 71. Der Tode von Egmond S. 174 sagt, daß sie in Sachlen begraben, welches vermuthlich die Veranlassung gewesen, daß sie Später zu einer Andacht des Herzogs von Sachlen waren (Nag. Chron. Belg. p. 571). ²⁸⁾ Urk. bei Wiraus, S. 72. Nach v. Eyden S. 139 hat es sich leicht gemacht, indem er ohne Umstände in die Urkunde quincus für quartus setzet.

gründliche Kunde erhalten haben, da Dietrich eben vor-
schreiten mochte, wie nöthig es sei, daß jene von See-
büchern geführte Gegend nur einem Herrn gehörte;
doch läßt sich denken, daß der Bischof von Utrecht nie
zweifelte und bei jeder günstigen Gelegenheit den König
von neuem anregte. Im Frühlinge des Jahres 1046 un-
ternahm König Heinrich III., welcher Eltern zu Utrecht
sezte, eine Heerfahrt zu Schiffe, indem er nach Vlaar-
dingen überfuhr, und einen Ort, welchen Markgraf
Dietrich sich angemacht hatte, ihm entzog. Dieses veran-
laßte den Markgrafen, sich gegen den Kaiser zu empö-
ren und mit dem Herzoge Godfrid von Lothringen zu
verbinden. Zur Kränkung des Kaisers verheerete Dietrich
im Jahre 1047 die benachbarten Bisthümer. Da unter-
nahm Heinrich III. im Herbst (1047) eine Heerfahrt
zu Schiffe auf dem Rheine nach Friesland in damaliger
Bedeutung, wie Lambert von Heersfeld sich ausdrückt,
oder nach Vlaardingen, wie Hermann das Land näher
bezeichnet, und nahm zwei starke Festungen Kleinsburg
und Blesdingen ein⁵²). Doch legten bei seinen weithin
Unternehmungen die wasserreichen Stellen im Lande Vlaar-
dingen ihm große Hindernisse in den Weg, so daß er nicht
mehr ausdauern konnte. Auf der Heimreise folgten ihm
die Gegner aus leichten Kähnen auf Kähnbrettern, grif-
fen immer die Hintersten an, und erschlugen sie, und
brachten so dem kaiserlichen Heere großen Verlust bei.
Als der kalte Winter des Jahres 1049 Brücken baute,
verbanden sich Ritter und Fürsten aus den Gegenden
mit den Bischöfen von Lüttich, Utrecht und Reg, legten
Dietrich in Vlaardingen einen Hinterfall, ließen ein
siegreiches Treffen, erschlugen den Besiegten und unter-
warfen jenes Land dem Kaiser. Kurz darauf nahm es
Godfrid ein, ward aber auch von ihnen angegriffen, und
so geschlagen, daß er kaum entkam⁵³). Der Mönch von
Egmond erzählt von Dietrichs Tode nichts, als daß er,
während er zu wenig Vorsicht brauchte, von seinen Fein-
den bei Dordrecht erschlagen worden sei. Der Verfasser
sei der spätern Chronik der Grafen von Holland, aus
welcher das große belagerte Seilhaus Stellen aushebt,
freie umländische Erzählungen zu liefern, und war da-
vor geneigt, aus unbedingter Eage zu schöpfen, und
wo diese auch nicht ausreichte, selbst zu erfinden. Da-
her folgendes Märchen, dessen Inhalt darum nicht über-
gangen werden kann, weil es Reitere in die beglaubigte
Geschichte Dietrichs so ohne Untersuchung mischen, als
wenn sie Thatfachen berichteten. Graf Dietrich wird im
neunten Jahre seines Grafenthums von den oberländi-
schen Fürsten zu einem Turniere nach Lüttich geladen,
und erscheint mit vielen Ritters und Baronen. Beim Speer-
rennen am zweiten Tage stößt er unversehens den Bru-
der des Erzbischofs von Köln und entsetzt auf einem
Renner, nachdem er die Königen zerstreut und verflucht.
Doch erschlagen die Blutsfreunde des Erzbischofs aus
Rache zwei ausgezeichnete Ritter des Grafen. Dieser

verbrannt, nach Holland heimkehrend, sämtliche Schiffe
der Kaufleute aus dem östlichen und lutticher Lande, seine
Ritter zu rächen. Die Bischöfe von Köln und Lüttich
sammeln eine unermeßliche Ritterschaft mit Hälfte des
Markgrafen von Brandenburg⁵⁴), kommen erbeitet nach
Holland, werden verathetlich durch einige Bürger von
Dordrecht in Dordrecht eingelassen, und wollen von hier
aus ganz Holland verheeren. Der Graf, sehr besorgt,
vereinigt ein ausreisendes Heer, kommt vorsichtig in einer
Nacht mit Hälfte des Herrn Gerhard von Butte nach Dord-
recht, ordnet in den Straßen die Schlachthaufen, und
mehret über 400 Edele, die sich nicht versehen, nebst eini-
gen Mannen nieder. Die Bischöfe mit dem Markgrafen
und der übriggebliebenen außerlesenen Ritterschaft liehen
heimlich aus einem der Stadttore, viele von den übrigen
haben sich jedoch hier und da in den Häusern verborgen.
Den Tag darauf geht der Graf mit Wenigen an die Stadt-
mauern spazieren, kommt durch eine enge Gasse, wo
viele Feinde verborgen sind, wird von einem derselben
durch einen vergifteten Pfeil am Schenkel verwundet,
stirbt den dritten Tag darauf, den 15. Mai, in
der Straße, wo er verwundet worden, wird noch bis auf
den heutigen Tag die Grafenstraße genannt⁵⁵). Man
vergleiche diese Erzählung mit dem Berichte der beglau-
bigten Geschichte, welchen wir oben mittheilten, und wird
urtheilen, ob beide, wie in neuern Geschichtswerken ge-
scheiet, zusammengeschmelt werden dürfen.

5) Dietrich V., des Grafen Florenz I. und Gertruds
Sohn, Dietrichs III. Enkel, war noch unermählt, als
sein Vater im J. 1064 erschlagen ward, und folgte ihm
unter der Vormundschaft seiner Mutter. Diese nahm im
J. 1064 Robert, der jüngere Sohn des Grafen Pal-
ruin, zur Frau, und erlangte so auch die Grafschaft
Friesland⁵⁶). Im nämlichen Jahr erhielt (1064) der
Bischof Wilhelm von Utrecht durch den König Heinrich IV.
nicht nur alles wieder, was dem Stifte Dietrichs V. Gros-
vater entziffen, wie wir unter Dietrich III. sahen, son-
dern auch alle Grafschaften in Holland, wozu der König
Recht hatte, da sie königliche Lehen waren. Nicht blieb
es bei dieser Säkularung aller Grafschaften an den Bis-
chof. Herzog Godfrid mit dem Hader mit dem Bischofe
Wilhelm von Utrecht und einem königlichen Heere ver-
trug den Stiefvater Dietrichs aus Holland, und unter-
warf das Land⁵⁷). Der aus Holland vertriebene Robert
gewann die Flucht gegen Arnulf, den Sohn und Nach-
folger seines Vaters. Arnulf, vom Könige Philipp von
Frankreich unterstützt, ward in der Schlacht 1072 ersla-
gen, und Arnulfs Mutter Richis und Robert gefangen
und gegeneinander ausgewechselt. So gelangte Dietrich V.

52) Lambert von Heersfeld, Kraussche Ausgabe. S. 6.
33) Hermann. Contractus. Chron. Uffermannsche Ausg. S. 215.
219, 220, 221.

54) Das der Markgraf von Brandenburg der eine Hülfe
steht, ist der Bestatter der Erhebung der Erhebung an, näm-
lich die Zeit, als die Grafschaft Holland an einen Sohn des Kö-
nigs Ludwig des Reichs gekommen und ein anderer Sohn des Kö-
nigs Markgraf von Brandenburg war. Da unter die Gemeinpar-
ten in Holland allerdings im Markgrafen von Brandenburg ein Schen-
ke bildeten. 55) Magnus Carolscon Belgicum ex Chronica
Comitum Hollandiae. p. 114. 56) Des Mönchs von Egmond,
S. 266. 57) Desfelds.

Erzobater zur Grafschaft Flandern³⁸⁾. Herzog Godfrid mit dem Haken von Niederlothringen fand im J. 1076 zu Antwerpen durch einen Mordelmörder seinen Tod. Wie Lambert von Heerskild (S. 206) erzählt, glaubte man, daß es durch Mordstellung Roberts von Flandern geschehen, Eigert von Gembours (S. 842) sagt nur im Allgemeinen, daß Herzog Godfrid von einem Mordelmörder tödtlich verwundet worden, der Mord nach Gombod nennt ihn nämlich Willibert, den Knecht Dietrichs V. Durch weissen Veranlassung auch Godfrid erschlagen sein mag, so konnte doch kein Tod Dietrich V. nicht anders als sehr gelegen kommen. Dieser, nun zum Jünglinge häufig erwachsen, wollte des väterlichen Erbes sich nicht länger berauben lassen, sammelte so viel er vermochte, 103, von seinem Schwiegervater unterstützt, gegen das alte Schloß Selmunde, wo er den Bischof Konrad von Utrecht suchte, und legte es in Asche. In der Schlacht fielen mehre namhafte Männer und viele andre auf die Seite der Feinde. Der Bischof Konrad ward gefangen und freigesprochen. Zwar berichtigte der Mord von Gombod die Wundungen nicht, doch haben die spätern Chroniken der Grafen von Holland im großen beistehenden Zeiträume (S. 431) dieses Mal schmerzlich Unrecht, wenn sie sagen, daß der Bischof Holland habe aufgeben müssen. Dietrich V. ist der erste, der sich Grafen von Holland (eigentlich der Holländer, Hollandensium Comes) nennt; in der zu Haarlingen 1083 aufgestellten Urkunde, in welcher er die Schenkungen seiner Vorfahren an das Kloster Gombod bestättigt, und den Gotteshausleuten in seiner ganzen Grafschaft vollstreichet erhält. Er redet nur von einer Grafschaft, und hat also die frühern Gaugrafschaften in Holland in eine einzige Grafschaft vereinigt. Er ist also als der eigentliche Stifter der Grafschaft Holland anzusehen, während seine Vorgänger nur den Grund dazu legen. Daß aber Dietrich V. aus den Gaugrafschaften in Holland eine einzige Grafschaft bilden konnte, hierzu lies ihm der damalige verwirrete Zustand des Reichs freie Hand, da Heinrich IV. durch den großen langen Schenkentrieg die Hände gebunden rothen. Auch finden wir Dietrichen unter den Empyren aufgeführt, da unter dem folgenden doch wol kein anderer als Graf Dietrich von Holland zu verstehen ist, und auch so z. B. von Gerard³⁹⁾ darunter verstanden wird. Der Annalista Saxo S. 592 berichtet zum Jahr 1101: Graf Heinrich von Limburg (Limburg) mit dem Grafen Dietrich empört sich gegen den Kaiser; daher belagert der Kaiser sein Schloß Limburg, zerstört es, und der Graf selbst ergibt sich endlich in die Gewalt des Kaisers. Was der Grafen Heinrichs Bundesgenosse Dietrich für ein Schicksal gehabt, wird nicht gesagt, daher läßt sich schließen, daß der Kaiser, mit Beistand des Grafen von Limburg zufrieden, den Grafen von Holland nicht weiter verfolgt habe. Auch besetzte diesen der Tod von alter Verfolgung, denn er starb noch im nämlichen Jahre (1101)⁴⁰⁾. Seine

Gemahlin war Hiltsbild⁴¹⁾, und sein Sohn und Nachfolger Florenz II.

6) Dietrich VI., ältrer Sohn und Nachfolger Florenz II. des Grafen und Enkel Dietrichs V. Als sein Vater 1122 starb, war Dietrich VI. noch unermwachsen. Daher führte seine Mutter Petronella die Regierung. Sie war eine Schwesster des Herzogs Lothar von Sachsen, der 1125 den Königszorn besieg, und sich seines Vaters Dietrichs VI. huldreich annahm, und dessen Beistand selbst auf Kosten Dritter vergrößerte. Wenn bei dieser Gelegenheit Lothar von Brpen (S. 250) sagt: „Lothar Lothar nahm die Grafschaft Dostrogowe von der urchter, Riche hiltwde, weil er sie laut der alten Privilegien der Grafschaft Holland wieder einverleibte, so ist das wieder zu viel. Das große belgische Leichend (S. 166) sagt mit Recht bloß, daß, laut der alten Privilegien, Lothar die Grafschaften von Dostrogowe und Westflogome der Grafschaft Holland einverleibt habe. Die Grafschaft Dostrogowe und Westflogome hatte zuerst, bevor sie an das Bisthum Utrecht kam, Markgraf Albert II. von Meßen zu Lehen gehabt. Als im J. 1086 Albert wegen seiner Empörung durch den Spruch eines Fürstlichen gerichtes geächtet, und seine Lehen dem Kaiser zugesprochen wurden, gab Heinrich IV. von diesen Lehen eine Grafschaft Friesland, Namens Dostrogowe und Westflogome dem Bisthum Utrecht zu eigen⁴²⁾. Kaiser Lothar nahm diese Grafschaft dem Bisthum Utrecht wieder ab, und theilte sie seinem Neffen, dem Grafen Dietrich VI. von Holland. Dem harten Winter des Jahres 1122 ergriß Dietrich VI. als eine günstige Gelegenheit, sich an den Westfalen wegen der ihm häufig angedauenen Kränkungen zu rächen. Mit jahselich versammelter Hülfe trachtete er in den Kampf. Als er nach Almkamp gekommen, bielten die Friesen den Angriff seines Heeres nicht aus. Sie vereinigten sich im innern Friesland, und leisteten nach Kräften Widerstand. Ganz Friesland war durch das Eis wegsam geworden. Die Ritter des Grafen hielten viele Dörfer in Brand, raubten Kinder, Pferde, Kleider und andres Bewegliche, führten viele gefangene Friesen mit sich, und leiteten als Sieger zum Grafen zurück. Aber dieser Sieg ward vielen, so daß dem ganzen Holland, um Wiederbau oder Tode. Der Graf hatte nämlich einen Bruder, Florenz geheißen, dieser war lebhaft von Geiste, begierig nach Ruhm, durch süße Rede

41) Dietrich V. erscheint auf Hiltsbilds Gememding nach dem Hile Stephan von Gombod und seinen Nachfolgern die Verheirathung mit Almkamp oder nach andern Lesart Almkamp (Judicium pascuorum), welche Amboecht (Amr) best. Hist. des 1000 der Miracles S. 72 vgl. mit der Chronik des Joh. von Leiden, S. 240 und dem Bericht des Chronik von Gombod, S. 355. Nach dem Magn. Chron. Belg. ex Chronica Comitum Hollandiae, p. 181 ist Hiltsbild der Stollh als Tochter des Herzogs von Sachsen, wie schon die früher Erzhilts, Dietrichs III. Gemahlin, weil nämlich ein Graf von Holland, der nie sein werden, Petronella, eine Schwesster des Herzogs Lothar von Sachsen der nachmaligen Kaisers zur Gemahlin hatte; so geht die spätere Chronik auch andern Gemahlinen der Grafen von Holland, deren Abkunft der Mord von Gombod nicht mittel, die schädelige Klamm. 42) S. Urk. des J. Nachtr. belgische Chronik. II. 22. S. 95 u. 66.

38) Eigert von Gembours, S. 840. 39) Gerard, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. Register. 40) Der Mord von Gombod, S. 90.

einnehmend, artig gegen Jedermann, Alt und Jung, Weltlich und Geistlich, aber ein heftiger Widersacher seiner Feinde. Dieses alles hatte seinen geringen Reiz gegen ihn erregt. Durch Drenthländer hatte er seiner damals noch über die ganze Grafschaft herrschenden Mutter und seines Bruders Huld verloren. Aber je weniger er den Seinen gefiel, um so mehr trachtete er Fremden zu gefallen, und gefiel ihnen. Einige Edle vereinigten sich mit ihm, und das Volk, einer neu aufgehenden Sonne sich gern zuwendend, folgte ihm mit Gehör seines Vermögens und Lebens. Wichtig freuten sich die Friesen über die Zwietracht der Brüder, sandten eine Botschaft an Florenz, und versprachen ihm, wenn er zu ihrer Partei übergehen wollte, die Herrschaft über ganz Friesland. Der entschlossene Jüngling begab sich zu ihnen, fand sie zu jeder Unternehmung, die er mit ihnen ausführen wollte, bereit, blieb ein Jahr, nämlich vom August (1132) zum August (1133) in Friesland, und suchte mit den Friesen seinem Vaterland so viel Unheil als möglich zuzufügen. Die Friesen, der durch Dietrichs VI. Heer erlittenen Beschädigungen eingedenk, verbrannten die Kirche zu Alkmaar und den ganzen Markt, und berückten sich durch große Beute. Unterdessen saßen viele Bauern, und meistens aus der Grafschaft Holland, im Schmerz über die großen Bebrückungen, welche sie erdulden mußten, und von eilter Hoffnung zur Freiheit enttarnmt, den Entschluß, den Grafen Dietrich VI. zu verlassen und dem Florenz anzuhängen, und mit den Friesen unter einem Heerführer ein Volk zu bilden. Sie versprachen durch Gesandte ihm Huldigung, und empfingen ihn, als er erschien, voll Ergebenheit. Die Verschwornen bildeten eine starke Macht, und führten ihn, da Niemand, selbst Graf Dietrich nicht, obgleich er mit vielen sich entgegenstellte, Widerstand zu leisten vermochte, bis nach Harlem, und verbrannten mit den Friesen unter den Augen des Grafen die Häuser der alten Grafen, und die einzeln liegenden Wohnungen. Nach dieser frechen That eilten die Friesen, deren Sitze es war, niemals, oder nur höchst selten, außerhalb ihrer Grenzen zu übermachten, mit ihrem Anführer heim, und ließen ihre Gemossen der Verschworung in höchster Gefahr zurück. Der Graf verbrannte ihre Häuser, zerstörte oder nahm ihnen alle ihre Habe, und triumphte über sie, wie er nur wollte. Während dessen drang der Ruf von der brüderlichen Zwietracht zu des Kaisers Eckhard's, ihres Oheims, Ohren. Er sandte einen seiner Fürsten und gebot ihnen, Frieden zu schließen, wenn sie seine Freundschaft und Huld haben wollten. Dagegen mit vieler Schwierigkeit wurde doch zwischen den Brüdern voller Friede zu Stande gebracht, und auch die Urheber der Zwietracht auf beiden Seiten mit eingeschlossen. Mehr noch als durch den Frieden ward durch Florenz's frühen Tod Dietrich's Herrschaft über Holland sicher gestellt. Die Dienstmänner der Erbtöchter des verstorbenen Arnolds von Rottham saßen nämlich, von dem Rufe der Tapferkeit des jungen Helken veranlaßt, den Entschluß, ihn zu ihrem Herrn zu wählen, und mit dem jungen Adalwin zu verheirathen, tiefen ihn deshalb zu sich, wurden seine Mannen, und

wiesen ihm die Festungen und Klöbe des Bäckchens an. Doch des Adalwins Mutterbruder und Vormund, Hermann von Arnsberg, Grafen von Gurl, konnten sie weder durch Geschenke, noch Bitten zur Einwilligung in die von ihnen beschlossene Heirat bewegen. Florenz ergriff gegen den stürzenden Vormund des Adalwins das Schwert der Verherrung, und Viele standen ihm bei, da er des Kaisers Wesse war. Hermann genoß der Hülfe seiner Brüder, Godfrids von Delnsp und des Bischofs Andreas von Utrecht, vorzüglich des letztern. Die Bürger von Utrecht unterstützten aus Rücksicht auf den Grafen Dietrich und aus Furcht vor dem Kaiser Florenz nach Kräften, und ließen ihn, so oft er wollte, in die Stadt und aus derselben. Als er aus ihr eif, seinen Hinterhalt argwöhnend, nur mit zehn Ritters geritten, ward er plötzlich von Godfrid und Hermann mit vieler Ritterschaft umzingelt und erschlagen (im J. 1133) *). Der Kaiser schmerzte sehr der Tod seines Wessen. Er vertrieb mit Hülfe des Grafen Dietrichs von Holland die Brüder Hermann und Godfrid aus dem Lande, und verbannte sie. Als aber der Kaiser sich hinwendegeben **), lehrten die Brüder alsbald heim. Im J. 1136 mußten sich zwölf Geiseln des Grafen Godfrid von Gurl in des Kaisers Gewalt geben. Godfrid selbst und sein Bruder Hermann wurden in ihrem Saal (Ioren Salica) nach altem Brauche geschickt ***). Zum Glücke für sie stand der Kaiser 1137, und sie kehrten sogleich in ihre Heimath und als Mannen des Grafen Dietrich in dessen Freundschaft und Frieden zurück **), da sich der Bruder des Erschlagenen verschölicher als der Dheim zeigte. Im J. 1138 that Dietrich eine Pilgersfahrt nach Jerusalem, nahm seinen Weg über Rom und brachte das vermaurte und egmander Klöster, von welchen das erste seine Mutter Petronella gestiftet, dem heiligen Petrus dar ***). In Dietrichs und seiner Gattin Sophia Gegenwart wurde den 7. Oct. 1144 die Kirche zu Egmund vom Bischof

43) Der Wönd von Gamed, C. 367 u. 358. Der Annalista Saxo bei Riccardi, Corp. Hist. Med. Aev. p. 666. Chronica Regis B. Pantaleonis ebenfalls, C. 929. 44) Anders läßt es sich nicht denken, wenn der Wönd von Gamed zum Jahre 1135 sagt, der Kaiser würde den Tod seines Neffen geduldig ertragen haben, wenn ihn der Tod nicht zum großen Glück für Hermann und Godfrid hinweggenommen. Der Kaiser lebte aber in noch nicht, sondern hatte nur seine Zeit, lange in Holland zu verweilen. Oder man muß mit Masceon, Commentarius de rebus Imperii sub Lothario II. p. 78 u. 79 annehmen, der Kaiser habe erst 1136 die Brüder seines Neffen verfolgt. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß der Schmerz so lange gewartet haben würde. Wir nehmen deshalb zwei Verfügungen durch den Kaiser an, nämlich im J. 1135 und 1136, und zwei Rückkehr der Geschworenen, und in Beziehung auf letztere daß der Wönd von Gamed allerdings Recht, daß den Geschworenen der Tod des Kaisers ein Glück war. 45) Der Annalista Saxo, p. 674. Chron. Reg. B. Pantaleonis, p. 930. Daß Godfrid und Hermann, wie Trithemius, Chron. Hirsaug. p. 5. 1133 erzählt, nicht entsapret worden, geht aus einer Urk. des Bischofs Konrad III. von Utrecht vom J. 1145 (bei Riccardi C. 105) hervor, wo Graf Hermann von Gurl und sein Bruder Godfrid als Zeugen erscheinen. 46) Bulle des Papstes Innocenz III. de Johanna von Egmund, C. 366. 47) Joh. v. Leyden, C. 157.

Heilbert von Utrecht geweiht. Den Grafen von Holland war das Bisthum Utrecht immer ein Speer in der Seite, und sie drangen oft in sein Gebiet. Dietrich VI. war nicht der letzte darunter, wurde aber nach vielen Einfällen und Schänden von beiden Seiten durch den Bischof, welcher aus der Hand des Königs Konrad die Grafschaften Nierborg und Bessergroe wieder erhalten⁴³⁾, vermittelst des Bannes dahin gebracht, daß er barfuß ihm zu Füßen fiel, um Ablass und Besserung (s. v. Schadloshaltung) verließ. Dietrichs Schwager, Pfalzgraf Otto von Rinecke, Bruder der Gräfin Sophia, ward in der Fehde mit dem Bisthum Utrecht durch einen Hinterhalt im J. 1144 gefangen, und mußte, um die Freiheit wieder zu erlangen, geloben, nichts mehr gegen das Bisthum zu unternehmen. Nach des Bischofs Heribert von Utrecht Tod entstand sowohl unter den Geistlichen, als unter den Laien, wegen der Bischofswahl große Zwietracht, da ein Theil Friedrichen, den Sohn des Grafen Adolf von Honele, der andre Hermann, Propst zu St. Gernern von Cöln, wählte. Alle Grafen der Kirche, Heinrich von Geldern und Dietrich von Holland wollten Hermann auf den bischöflichen Stuhl heben, alle Dienstmannen und Bürger der Städte Utrecht und Deventer und die Bauern hingen Friedrich an. Aber die Partei der Cöln unterdrückte, wie gewöhnlich, die andre Partei, und der Graf von Holland führte Hermann mit Heeresmacht in das Bisthum ein, und dieselbe ward auf dem Cardinalsgericht in Lüttich befähigt und Friedrich verurtheilt. Die Hrieken von Drehter drangen 1155 verheerend in die Grafschaft Holland bis zum Dorfe Schagen, und wurden hier von den Rittersn von Harlem und Nierthorp geschlagen. Graf Dietrich VI. von Holland starb im J. 1155⁴⁴⁾. Ihm folgte sein Sohn Florenz III. Sein Sohn Dietrich war 1151 in einem Alter von 12 Jahren gestorben⁴⁵⁾. Außer diesen hatte Dietrich VI. von seiner Gemahlin Sophia, der Tochter des Pfalzgrafen Otto von Rinecke, noch den Grafen Otto von Bentheim, den Bischof Balduin⁴⁶⁾, den Propst Dietrich, den Präses (Vizegraf) Peregryn von Zeeland, die Äbtissin Sophia von Kontinelle, die Nonne Hedwig und das schöne Fräulein Petronilla⁴⁷⁾. Nach Johann von Leyden hatte Dietrich VI. auch einen natürlichen Sohn, Robert.

Dietrich VII., Sohn Florenz des III. und Ada's von Schottland, Enkel Dietrichs VI., heirathete 1186

Alheid, die Schwester des Grafen Dietrich des Jüngeren von Cleve, folgte seinem Vater 1190 in der Regierung. Nach dem Tode des Bischofs Balduin II. von Utrecht (des Sohnes Dietrichs VI.), im J. 1196, erfolgte eine zweifelhafte Bischofswahl. Von der einen Partei ward der Großpropst Dietrich von Utrecht, des verstorbenen Bischofs Balduin Bruder (Dietrich VI. Sohn), von der andern der Propst Arnold von Deventer, geborner Graf von Jernburg, gewählt. Das Bisthum befaß Kaiser Heinrich VI. dem Grafen Dietrich VII. von Holland. Während dieser Utrecht und das Umliegende besetzte und regierte, unterwarf sich der Graf von Geldern den südöstlichen Theil des Bisthums. Nach langem Streite kam es zu der Schlacht an dem Rymmenberge. Viele aus des Grafen Otto Seite geriethen in Gefangenschaft, die Ubrigen wurden geschlagen. Graf Dietrich gewann einen unverhofften Sieg. Die Erwählten, Dietrich und Arnold, welche nach Rom gereist, führten im J. 1197 ihren Streit vor dem päpstlichen Stuhl. Ungestört Dietrich vom Kaiser durch Ring und Stab die Epistopalien erhalten hatte, zog sich die Entscheidung des Streites doch in die Länge. Arnold starb im Monat Juni, Dietrich empfing die Weihe, verschieb aber auch auf dem Heimwege zu Pavia. Kaiser Heinrich VI. ging im J. 1197 aus diesem Leben. Die Rixhofürsten hatten seinem jungen Sohne Friedrich bereits Treue geschworen, hielten sich aber daran nicht, weil das Kind noch nicht gelaufen gewesen. Doch hing ein Theil des Kindes Schicksal, dem Herzoge Philipp von Schwaben, an. An der Spitze der Gegner, der Hohenstaufen, stand der Erzbischof von Cöln, zog unter andern Reichsfürsten auch den Grafen Balduin von Flandern und den Grafen Dietrich auf seine Seite, und setzte mit ihnen Otto von Braunschweig auf den Thron. Der andre Theil wählte Philipp von Schwaben zum König, und so ward Dietrich dessen Gegner. Früher war Dietrich in den Bruberkrieg verwickelt, der im J. 1197 sein Ende erreichte. Wilhelm, Dietrichs VII. Bruder, war nämlich nach des Vaters Tode, welcher zu Antiochien aus der Kreuzfahrt gestorben, von Jerusalem heimgeführt und von seinem Bruder, dem Grafen Dietrich VII., gütig empfangen und brüderlich gehalten worden. Allmählig jedoch ward er strenger behandelt und vom Bruder hinterselbst. Daher mied er des Bruders Gegenwart, verschwor sich mit einigen Rittersn und nahm zu den Hrieken des Drehtergrafs und ihren Verbrüderungen seine Zuflucht. Mit ihrer Hülfe machte er häufige Einfälle in das Gebiet der Grafschaft Holland, wo sie an Friedland grenzte. Ihren Angriffen Einhalt zu thun, kam die Gräfin Sophia mit einem Heere nach Egmond, da ihr Gemahl Dietrich auf Zeeland wegen des Krieges gegen den Grafen Balduin weilte⁴⁸⁾, welcher in Zeeland eingedrungen war, um Walcheren zu erobern⁴⁹⁾. Mit bewundernswerthem Geiste leitete Dietrichs Gattin die Einzelheiten der Kriegsangelegenheiten gegen die Hrieken, war in allem unermüdet und gewann die Freundschaft der Alten und

43) Der Ablass von Gsmont, S. 359. 49) Derselbe, S. 358—360. Wenn Anselm von Gemblours (del Pastorius, Script. Ceterw'sche Ausg. S. 977) zum Jahre 1165 erzählt: Graf Philipp von Flandern und sein Bruder Waltheus, Graf von Hologn, und Herzog Godfried von Brabant (wegen seines Eides nicht der Hrieken Hülfeleistungen so genannt) unternehmen mit fast 7000 Schiffen (Hrieken Fahrzeuge) einen Kriegszug gegen den Grafen Dietrich von Zeeland, der sich ergeben muß und lange vom Grafen von Flandern gefangen gehalten wird, und Pistorius (Ritter) dieses auf Dietrich VI. bezieht, so ist zu bemerken, daß Anselm sich in dem Namen irrt, und nicht Dietrich VI., sondern sein Sohn und Nachfolger Florenz III. verstanden werden muß. 50) Der Ablass von Gsmont, S. 360. 51) Römisch-Bischof Balduin II. von Utrecht. 52) Magnus Chronicon Belgicum, p. 166, verglichen mit Johann von Leyden, S. 150.

53) Der Ablass von Gsmont, S. 364 u. 365. 54) Magnus Chronicon Belgicum, p. 126.

Hürsten der Friesen, auch der Drenocher, welche sie zu sich eingeladen hatte. Auch Bischof Balduin II. von Utrecht, der damals noch lebte, kam nach Egmond und suchte einen Weg, seine feindlichen Brüder unter sich zu versöhnen, mußte aber, ohne seinen Wunsch erreicht zu haben, heimkehren. Wilhelm suchte die Entscheidung durch das Schwert, kam mit einem äußerst zahlreichen Heere der Friesen nach Alkmaar. Die Ritter der Grafen nahmen ihre Gegenstellung zu Kennemar. Die Friesen fürchteten im Rücken umgangen zu werden, stellten sich am jenseitigen Ufer des Flusses zum Kampf auf, doch auf die Flucht bedacht, wurden sie unermordet von den kennemarer Rittersn angetritten, und Wilhelm mußte, um nicht ganz umringt zu werden, die Flucht ergreifen. Doch waren die Friesen so gerechzt, nicht diesem, sondern sich selbst die Schuld des Unsieges beizumessen, und schlossen sich noch enger an ihn an. Die Nachricht von diesem Siege verdoppelte die Freude des Grafen Dietrich, der so eben selbst auch das Schwert glücklich geführt. Als er siegreich aus Flandern zurückgekehrt, kam Bischof Balduin wieder nach Egmond, so auch die andern Brüder des Grafen, Propp Dietrich und Otto von Benhelum, und die verwitwete Gräfin Ada, und verhandelten den Frieden. Bei den verschiedenen Rathschlägen waren die Bitten Ada's vorzüglich verderblich, da ihre Mutterliebe Wilhelmem begünstigte. Da letzte Bischof Balduin, der nichts erreichte, nach Harlem zurück, wo der Graf weilte. Der Propp blieb und hatte eine Zwiesprach mit Wilhelm, durch welche der Friede auf eine gewisse Frist zu Stande kam. Der Bischof und der Propp bewirkten dann auch eine Zusammenkunft der feindlichen Brüder zu Harlem, wo sie miteinander dahin übereinkamen, daß Wilhelm vom geervlieten Zoll, als seinem Erbtheile, jährlich 3000 Mark und die Grafschaft Ostfriesland erhalten und sich dahin begeben sollte. Er that es, und nach langem Streite mit Heinrich dem Kranich machte er dessen Forderung, zur Rückung der von ihm erschlagenen Friesen, der Erde gleich, unterwarf sich die Heinrich's Herrschaft unterthanen Friesen und übertrug auf sich die Einkünfte mit ihrer Einwilligung. Nicht lange darauf kam Wilhelm zu seiner Mutter, und wurde von ihr und andern Getreuen gemarnt, nicht zu seinem Bruder, dem Grafen Dietrich, welcher damals aus dem Schlosse Horst wollte, zu gehen, denn er werde ohne Zweifel gefangen werden. Er kam, ward von seinem Bruder mit mißgünstigen Augen angesehen und, als er eines Tages sich zu Tische setzen wollte, von seinem Feinde Heinrich und den übrigen Dienstmannen, namentlich des Stiftes Utrecht, welches der Graf damals verwaltete, unter den Augen und mit Bewilligung seines Bruders (im J. 1197) gefangen und eingekerkert. Nach einiger Zeit war er so glücklich zu entkommen, kam zum Grafen Otto von Geldern, mit dessen Tochter er verlobt war, und heirathete sie. Im nämlichen Jahre (1197) verlobten sich Graf Otto und Graf Dietrich, und dergestalt, daß letzter seine Tochter Alheid mit des Ersten Sohne Heinrich verlobte; doch starb dieser Knabe nicht lange darauf. Im J. 1198 drang Dietrich VII. zur Winterzeit in Friesland ein und erschlug

viele von den drenocher Friesen. Propp Dietrich von Märdrecht bestieg im J. 1198 durch Wahl der Geistlichkeit und Begünstigung der Grafen Dietrich und Otto den bischöflichen Stuhl von Utrecht. Diesen Bischof bekriegte der Graf von Holland im J. 1202. Bei den Verheerungen wurde unter andern die Kirche zu Norfien verbrannt. Bei Wiederherstellung des Friedens mußte der Bischof dem Grafen Geiseln geben. Der Graf eroberte den Busch, eine Festung des Herzogs von Loon (wie der Herzog von Niederlothringen wegen seines Sieges zu Loon genannt ward), gewann unternehmliche Beute, fing des Herzogs Bruder Wilhelm, und Heinrich von Gunt, und viele Andre, sowohl Ritter als Fußvolk. Der Herzog zog zur Rächung der erlittenen Unbill eine große Heeresmacht sowohl der Seinigen als andrer Fürsten und Edeln, nämlich des Erzbischofs von Köln, des Bischofs von Lüttich, des Herzogs von Limburg, des Grafen von Flandern und einiger andern Grafen, zusammen, und griff den Grafen von Holland bei Huesden an. Allen schien es ein Wunder, daß Dietrich VII. sich einem so mächtigen Heere so vieler Hürsten entgegen zu stellen wagte, zumal da sein Heer sich noch nicht vereinigt hatte. Er mußte sein Vertrauen auf seine früheren Siege zur Stütze haben, denn er ward gefangen (vor Mariä Geburt 1202). Als der Bischof von Utrecht die Grafschaft Holland ohne Schirmherrn sah, verbrannte er Dite derselben und brachte Beute zusammen; aber überall ging es ihm nicht glücklich, da viele Ritter, Reiter und Fußvolk seines Heeres gefangen wurden. Der Herzog und der Graf Dietrich verlobten sich, nachdem dieser 2000 Mark gegeben. Von schwerer Krankheit ward Dietrich VII. im J. 1203 zu Utrecht ergriffen, verzweifelte an seinem Leben und verlangte nach der Gegenwart seines Bruders, um seiner Sorgfalt seine Tochter Ada anzuempfehlen, und mit den übrigen Hürsten Vorsohrge für die Grafschaft zu nehmen. Dieses aber verhinderte seine Gemahlin Alheid, da sie im Sinne hatte, ihre Tochter Ada mit dem Grafen Ludwig von Loon (Looy) zu verloben und an diesen Holland zu bringen, um sich selbst den Einfluß zu sichern. Für die Ausführung ihres Vorhabens gewann sie mehrere einflußreiche Männer, während andre widerstrebten. So säete sie den verderblichen Samen der Zwietracht aus. Noch war Dietrich nicht todt, als sie schon den Grafen von Loon (Looy) zum Empfang der Grafschaft herbeirief. Er erschien, und kaum war Dietrich verstorben, als Ludwig nach Dordrecht eilte und sich mit Ada alsbald verlobte, sobald Trauer um den verstorbenen Grafen nicht Plag fand, sondern durch Verlobungsfreude verdrängt ward. Die Leiche ward nach Egmond geschifft und die Seelenmessen und Almosen nicht aus dem Vermögen des so reichen Grafen, sondern aus dem Vermögen andrer Kirchen bestritten. Ein scharflicher Bürgerkrieg folgte auf Dietrich's VII. Tod, gehört aber nicht mehr zu diesem Artikel, sondern unter Ludwig von Loon und Wilhelm von Holland. (Ferd. Warter.)

Dietrich, aus dem Stamme von Wettin, i. Dedo. DIETRICH, Markgraf von Nordachsen, stammt aus einer vornehmen sächsischen Familie, vielleicht von

den Billungen, ob und war: ein geachteter Feldherr Kaiser Otto des Großen, der, als im J. 955 sich die Benden empöhrten, dem Herzoge Hermann Billung den Befehl erteilte, die empöhrten Völker zu unterwerfen. Hermann sandte den Dietrich ab, eine Hauptfeste der Benden zu erobern. Dietrich erstürmte sie, ließ den größten Theil der Besatzung niederhauen und führte den Rest gefangen mit sich fort. Auf dem Rückwege wurde er aber, als er gerade einen Morast mit seinem Heere durchzog, überfallen und erlitt eine völlige Niederlage. Der Krieg wurde darauf mehrte Jahre hindurch mit abwechselndem Glücke geführt. Dietrich scheint darin großen Waffenerfolg erlangt zu haben, denn er wurde nach Gero's Abdankung 965 von dem Kaiser zum Markgrafen von Nordachsen ernannt, und zwar muß er eine sehr ausgedehnte Machtvollkommenheit erhalten haben, weil er von seinen Zeitgenossen auch mit dem Titel Herzog bezeichnet wurde. Er war seiner Tapferkeit wegen von den wendischen Völkern gesüßelt, seines Geizes und seiner Härte wegen von ihnen gehaßt. Der Bedrückungen seiner Unterthanen wegen empfanden sich 976 die Krieger, ermordeten alle in ihrem Gebiete befindlichen Christen auf eine mordervolle Weise und kehrten zum Heidenthume zurück. Dietrichs Streitmacht reichte nicht hin, das empöhrte Volk zu übermächtigen; daher zog der Kaiser Otto II. selbst mit einem starken Heere gegen die Krieger, vermochte ebenso wenig auszurücken, und hätte beinahe selbst nebst seinem Heere den Untergang gefunden. Dieses Unföhl wegen verlor Markgraf Dietrich, obgleich Veranlasser desselben, dennoch sein Ansehen bei dem Kaiser nicht, vielmehr scheint derselbe den Rathsschlägen Dietrichs, der stets milde Ratsregeln verwarf, Gehör gegeben zu haben. So war Dietrich bei dem Zweikampfe zwischen den Grafen Baldo und Gero von Albieben in Magdeburg 979 zugegen und äußerte laut seinen Beifall über Gero's ungerechte Hinrichtung, die den Abscheu aller deutschen Großen erregte. Die Tyrannei und der Stolz des Markgrafen Dietrich wurde endlich den Benden: Slaven so unerträglich, daß alle den Deutschen jähbare Völkerschaften im J. 981 zu Rhetra einen Bund zu Abwerfung des Fremdenjochs schlossen. Die angebliche besondere Veranlassung dazu, nämlich daß Dietrich, als der Dabotritenfürst Wladow um die Tochter des Herzogs Bernhard von Sachsen gehalten, gesagt haben soll: ein deutsches Fräulein sei zu gut für einen wendischen Huhn, ist erwieslich eine Erzählung, nicht aber die Härte des Markgrafen, die aber doch vielleicht einige Entschuldigunz verdient, da die Benden auch den milden Gebiethern keine Folgsamkeit zeigten und Strenge nöthig schien, sie im Gehorsam zu erhalten. Die Verbündeten nahmen die günstige Gelegenheit wahr, als der Kaiser im untern Italien mit den Sarazenen und Griechen in einen gefährlichen Krieg verwickelt war, und am 28. Juni 983 überzogen die Dabotritenfürst Wladow, Havelberg. Dieses war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande, bei welchem alle Christen in den wendischen Provinzen ermordet und darauf Brand, Mord und Verheerung in die alten deutschen Landstheile auch jenseits der Elbe verübt wurden. Markgraf Dietrich

hatte nichts von diesem Aufstande geahnet, er war daher auf keine Vertheidigung vorbereitet, und mußte durch schleunige Flucht sich retten. Die sächsischen Fürsten und Prälaten brachten endlich ein Heer zusammen, welches unter dem Oberbefehle des Markgrafen Dietrich zwar bei Belzern einen Sieg über das Wendenheer gewann, doch den Rückzug desselben über die Elbe geschehen lassen mußte. Dietrich wurde von dem Kaiser nun der Markgrafenwürde verlustig erklärt, und Graf Eobhard von Balbek damit befehligt. Der Tod des Kaisers Otto II. schenkte Dietrich eine günstige Gelegenheit, sein früheres Ansehen zurückzugewinnen. Der Herzog Heinrich von Baiern strebte nach der deutschen Krone und Dietrich erklärte nebst seinem Bruder Eizzo sich für ihn, begab sich 984 zu ihm nach Gerolten und suchte um Verzeihung wegen seines tyrannischen Benehmens gegen die Benden nach. Der Herzog aber, der von den Bendenfürsten einen Beistand zur Behauptung seiner Ansprüche auf den Thron zu erhalten wünschte, durfte den gehässigen Feind der Benden nicht zu seinen Anhängern zählen. Um allen Einfluß, ja sogar um sein Vermögen gekommen, zog er sich in die Dunkelheit des Priesterstandes zurück, übernahm eine Pfründe bei dem Erzstifte zu Magdeburg und starb daselbst im J. 985. Männliche Nachkommen hat er nicht hinterlassen; von seinen drei Töchtern war die älteste, Dda, an den Herzog Wicelaw von Polen, die zweite, Mathilde, an den wendischen Dynasten Pribislaw, die dritte, Heutberge, an den Grafen Debo von Mettin verheiratet. (Rauschnick.)

DIETRICH I., der Ältere, Bischof von Metz, stammte aus dem sächsischen Gause Hamaland. Sein Vater war Graf Eberhard und seine Mutter Amalade, und diese eine Schwester der Königin Mathilde, welche von König Heinrich I., Otto den Großen und Heinrich (Herzog von Baiern) und Bruno (Erzbischof von Geln) geboren. Mathilde und Amalade waren Töchter des westphälischen Grafen Dietrich und ihre Brüder Bithild, Immed und Reindern, der Bestzer der Sachsen verheiratheten Nordmannen. Sie gehörten dem Geschlechte Bithilds des Großen, des berühmten sächsischen Ederlings an, der so tapfer gegen die Heere Karls des Großen stritt¹⁾. Diese nahe Verwandtschaft²⁾ mit dem sächsischen Kaiserhause machte unsern Dietrich zu einem einflußreichen Manne. Dietrich ward zuerst im Schoße der halberstädtischen Kirche erzogen. Als Bruno Erzbischof von Geln geworden, nahm er seinen Vater auf die Schule seiner Kirche, und verhalf ihm, als das Bisthum Metz im J. 962 durch Adel-

¹⁾ *Dithmarus*, Merseburg. Chron. Annalista Saxo. *Helmodus*, Chron. Slavorum. *Adamus Bremensis*. Hist. Eccles.

²⁾ *Sigibertus*, Vita Theodorici Ep. cap. I. bei *Leibnitz*, Scriptt. Brunav. T. I. p. 293. Vita Mathildis Reginae, cap. I. §. 4. *Wittichindus Corbeienis*, Annal. Lib. I. bei *Neubom*, Scriptt. T. I. p. 638. *Dithmarus*, Chron. Merseburg. Chron. Lib. I. Wagner'sch. Ausg. S. 8. 2) Bruno, Otto des Großen Vater, nennt in seinem Testamente bei *Leibnitz* a. D. S. 290 unsern Dietrich seinen Vetter (consobrinnum); *Wagner*, Vita Brunonis I. a. p. 299 nennt ihn weniger bestimmt Bruno's Neffen (nepotem).

bers Tod erzieht, zu dem Hirtenstabe von Reg. Seinen vertrauten Freund und Verwandten verlor er im J. 965, und war nebst dem Bischofe Willrid von Verdun zum Bezeuger und Gräber des Testaments Bruno's gewählt worden. Doch durch Bruno's Tod verlor Dietrich seine Wichtigkeit nicht, da er nicht minder viel bei dessen kaiserlichem Bruder Otto dem Großen galt, namentlich war er mit ihm auf der Heerfahrt in Italien im J. 970, diente hierbei fast drei Jahr, und nach seinem Rath und seiner Einsicht wurden alle Angelegenheiten des Hofes (euneta Palatina negotia) geführt. Als im J. 972 Xerophania in Italien landete, ward ihr Bischof Dietrich bis Benevent entgegengefaßt. Noch mehr Einfluß gewann Dietrich unter Otto's des Großen gleichnamigem Sohn und Nachfolger, dessen theurer Freund er war. Diesen Einfluß verwandte er theils lobenswerth, theils nicht immer auf das Beste. Folgendes ist Erstes. Als König Lothar von Frankreich durch seinen Einfall in Lothringen im J. 978, wobei er bis Tachen vorgezogen, und den Kaiser abnenden Kaiser Otto II. daraus verschüßt hatte, übermüthig gemacht, nun um sein Reich zu vergrößern, mehr Einfälle in Lothringen machte, welche namentlich an Reg scheiterten, beschloß Bischof Dietrich diesen, wenn auch fruchtlosen Unternehmungen ein Ziel zu setzen, und sandte Brief und Botschaft an den Kaiser, und benachrichtigte und ermahnte ihn, daß er diese dem Reich angethane Schmach nicht länger dulden sollte. Auf diese Nachricht rief Kaiser Otto seine Reichsfürsten zusammen, und that jene große Heerfahrt, auf welcher er bis in die Vorstädte von Paris drang. Dem Könige Lothar stifteten die Waffen der Kreuzen ein so heilfames Schrecken ein, daß er (980) mit seinem Sohne Ludwig, den er zum Mitkönige gemacht, und mit prächtigen Geschenken an den Fluß Oberrhein zu Otto ging, Gemüthsruhe leistete und Freundschaft gelobte. Wenn Dietrich sich so als treuen Wächter der deutschen Grenze bewährt hatte, so steht er doch nicht stufenlos in der Geschichte, da er seinen Einfluß auf den Kaiser nicht immer so edel verwandte. So als Bischof, Bischof von Merseburg, sich unter Otto II. im J. 981 durch Ränke und Schmeicheleien auch des Erzbischofs Magdeburg bemächtigte, die Güter des merseburger Hochstiftes zerstörte, die Freidriefe verbrannte, und statt des Bisthums eine Abtei dort gründete, worunter Dietrich einer der Besondern, der von Bischof, um die Wahrheit beim Kaiser zu verschleiern, 1000 Mark an Gold und Silber empfing, während er den Kaiser nach Magdeburg begleitete. Wie unter Otto dem Großen, war auch unter Otto II. Dietrich I. am kaiserlichen Hofe. So während Otto II. im J. 982 (s. 13. Zul.) gegen die Sa-

razenen schlug, in welcher Schlacht so viele Feinde und ihr Anführer Abu' Saleh *) selbst fielen, hatte der Kaiser seine Gemahlin Xerophania unter der Obhut des Bischofs Dietrich zu Rossano gestossen. Ungeachtet der vorhergehenden großen Niederlage der Sarazenen nahm die Schlacht ein unglückliches Ende. Der fliehende Kaiser hatte seinen andern Zufluchtsort als ein griechisches Schiff, auf welches ihn der ihn erkennende Ritter Heinrich, welcher Slavich Solanta hieß, gelassen, und nahm, um nicht in den Händen der ihm auch feindlichen Griechen zu bleiben, zur List seine Zuflucht und ließ sich nach Rossano fahren, um, wie er sagte, dort die Schätze und seine Gemahlin aufzunehmen, und dann nach Constantinopel mitzufahren, um den griechischen Kaiser, mit dem er verschwägert war, zu besuchen. Die Griechen ließen sich durch große Versprechungen bewegen, den Weg nach Rossano zu nehmen. Der Kaiser schickte den Ritter Heinrich (Solanta) voraus, und ließ die Kaiserin und den Bischof Dietrich mit vielen als wie mit Geiseln beladenen Saumthieren rufen. Als die Griechen die Kaiserin und die Geschenke aus der Stadt sich versetzen sahen, warfen sie Anker, und Dietrich ward mit den Rittern Luipo und Michjo auf das Schiff gelassen. Auf des Bischofs Erlauchen legte der Kaiser die schlechten Kleider ab, und bessere an, und sprang seinen Kräften und seiner Kunst zu schwimmen vertrauend, vom Vorderteile des Schiffes ins Meer. Einer der brummschwebenden Griechen faßte ihn beim Kleide, um ihn zurückzuhalten, ward aber vom Schwerte des Ritters Luipo durchbohrt. Während die übrigen Griechen auf die andre Seite des Schiffes flohen, folgten die Teutschen auf den Schiffen, auf welchen sie gekommen, dem Kaiser, der sie am Ufer erwartete. Otto kehrte mit Dietrich nach Roma zurück, und starb den 7. Dec. 983. Der Bischof reiste nun nach Hause, voll Hoff gegen die Kaiserin Xerophania. Die Griechin hatte nämlich, als sie zu Rossano die Nachricht von dem Unfalle ihres Gemahls erhielt, leichthinig geäußert: „Der Griechen Tod ist über Alles erhaben; denn wie groß müßten die Männer sein, welche den so leicht besiegt, der wegen seiner Tapferkeit solchen Ruhm gewonnen.“ Dabei vergaß sie noch überdies, daß jenes Heer, welches Otto'n besiegte, wo nicht ganz, doch größtentheils aus Sarazenen bestand. Hestig ward über Xerophania's Äußerung Dietrich aufgebracht, den das Unglück seines kaiserlichen Verwandten und Heren, und der Tod seiner erlesenen Ritter und übrigen Freunde tief schmerzte. So wenig vergaß er die Frechheit und Schmachthat der Kaiserin, daß er nach des Kaisers Tode darauf sann, den jungen Sohn dieses sei-

6) S. hierüber H. Wächter, Forum d. Kritik, 1. Bände 2. Abth. S. 79 u. 80. 7) Dithmar von Merseburg, S. 62. Alpertus, De diversitate temporum, l. p. 125, 129. Alpertus erzählt, daß, als der Kaiser aus dem Schiff gestiegen gewesen, die Ritter Luipo (Luipo) und Michjo unsern Bischof ermahnten, schnell sich hinaus zu begeben, und als er aus Eurch vor dem Gerichte geäußert, haben sie ihn so unglücklich hinausgeworfen, daß selbst sein Kirch zeichnen. Wahrscheinlich eine Anekdote, wozu auch nicht vom Geschichtschreiber steht, doch von irgend einem Erzähler auf Kosten des Bischofs erlassen, um einen Gegenstoß zu dem Sprunge des Kaisers zu gewinnen.

3) Inventio Sanctorum a Domino Deoderico Pontifice repperitum bei D'Achery Spicilegium, de la Barre'sche Ausg. 2. Th. S. 135, und inseriuitur des Sigbert, Vita Theoderici, cap. 16. S. 609. 4) Alpertus, De diversitate temporum, cap. XXIV. de Deoderico Ep. Metanen rebus bei Eicardus, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 127. 5) Dithmar von Merseburg, S. 66. über die Vernichtung und Wiederherstellung des Bisthums Merseburg unter Heinrich II. J. J. Wächter, Offic. Sachsens. 3. Th. S. 327 — 335.

nes Herren, seines Freundes und Verwandten vom Throne zu verdrängen, um der verhassten Griechen die Regierung zu entreißen. Gelegenheit bot ihm der nach der Krone strebende Herzog Heinrich der Jänker von Baiern. Dietrich, auf der Heimreise aus Italien begriffen, nahm seinen Weg zu dem Herzoge, berebete sich mit ihm, nahm die herrlichen Geschenke an, versprach, ihn zum Könige zu wählen, und buldigte ihm einzuweihen als solchen. Als dieses bekannt ward, wurde der Bischof von Groß und Klein vernünftigt, da er in so großer Eunst bei dem Kaiser gestanden, daß Niemand im ganzen Reich an Macht, Rath und Vertraulichkeit bei dem Herrscher vorgegangen, so habe er ein solches unerwartetes Verbrechen gegen den Königssohn sich nicht zu Schulden kommen lassen sollen⁸⁾. Als er erfuhr, daß den meisten Fürsten sein Entschluß, den er ohne deren Mitwissen gefaßt, mißfiel, hielt er sich von mächtigen Schmerz ergriffen, zu Hause, kam nirgend hin, beklagte sein Vergehen, fiel nicht lange darauf in Krankheit und starb den 7. Sept. 984⁹⁾. Er ward in dem von ihm unter Otto dem Großen auf der Moselsinsel in der Vorstadt von Metz gestifteten¹⁰⁾ Kloster des heiligen Vincentius begraben. Nicht bloß durch diese Stiftung, und daß er an die Stelle der alten den Einsitz brodenen Stephanskirche eine neue erbaute¹¹⁾, erwarb er sich in der geistlichen Welt des Mittelalters einen bedeutenden Namen¹²⁾, sondern vorzüglich und hauptsächlich auch durch die Begierde, mit welcher er für als Kloster des heil. Vincentius Ubrighäuser der Heiligen herbeischaffte. Hierzu benutzte er die Gelegenheit, als er mit Otto dem Großen fast drei Jahr in Italien war, und brachte in den verschiedenen Städten Italiens zusammen den heil. Epidius den Bekenner, Eutychius den Blutzeugen nebst den Reliquien Maro's und Viktorins und seiner Gefährten, den Blutzeugen Felician, die Blutzeugin Serena nebst dem spoleten Blutzeugen Gregor, den Blutzeugen Vincentius, und noch einen Blutzeugen Vincentius, den Blutzeugen Leontius, den Blutzeugen Minicatus, den Bekenner Fortunatus, die Blutzeugin Lucia, Theile der Körper der Blutzeugen Protas und Spacintus, einen Theil der Ketten des heil. Petrus x. r., wobei es natürlich nicht an Wundern fehlte¹³⁾, so daß gar nicht zu verwundern, wie Dietrichs Name unter den Namen der Bischöfe von Metz mit silbernen Buchstaben geschrieben

stand¹⁴⁾, und man ihn selbst mit goldnen hätte erwarten können, wenn nur der Bischof sich nicht anderwärts starke Blößen gegeben.

(*Ferdinand Wächter.*)

DIETRICH II., der Jüngere, Bischof von Metz, ein Sohn des Grafen Sigfrids von Luxemburg¹⁵⁾, Bruder der Königin (nachher Kaiserin) Kunigunde, hat sich einen traurigen Namen durch seine Empörungen gegen seinen königlichen (nachher kaiserlichen) Schwager, Heinrich II., erworben. Als dieser im J. 1004 mit seiner Gemahlin das Bisthum Bamberg stiftete, und ihm die Morgengabe und das Erbtbeil derselben zuertheilte, schmerzte dieses ihren Bruder Dietrich so sehr, daß er sich gegen den König empörte¹⁶⁾. Im folgenden Jahre (1005) wohnte auch der Bischof von Metz der berühmten Kirchensynode von Worms bei, welche der König zur Abstellung der Gebräuche der Kirche halten ließ. Von neuem schlug die Flamme von Dietrichs Empörung im J. 1008 auf, als nach Erhebung des Erzbischofs Arier durch Ludolf's Tod Adelbero, ein unreifer Jüngling, der Bruder der Königin mehr als Fürst vor dem König, als auch Liebe zur Religion zum Erzbischof erwählt wurde¹⁷⁾. Der König gebachte hierbei, wie Adelbero's Bruder, Dietrich, Bischof von Metz geworden. Der Herzog des Mosellandes (Eberlothingen), Dietrich, hatte nämlich nach dem Tode seines Bruders Adelbero das Bisthum Metz seinem noch ungewachsenen Sohne gegeben, und zum Vormund unsern Dietrich von Luxemburg bestellt. Dieser aber hatte den Knaben von der Stadt ausgeschlossen und sich des Bisthums bemächtigt¹⁸⁾. König Heinrich erinnerte sich noch lebhaft daran, als Dietrichs Bruder Adelbero aus Furcht vor dem Könige zum Erzbischof von Arier gewählt worden war, und ließ sich durch die dringenden Gesuche seiner Gemahlin und seiner andern Vertrauten, für Adelbero das Erzbisthum Arier zu erhalten, nicht bewegen, sondern gab es Meingarden, dem Kämmerer des Erzbischofs Willigis von Mainz. Da gerieth Adelbero's ganze Sippschaft in Flammen der Wuth, namentlich auch der Bischof Dietrich von Metz. Die Pfalz zu Arier wurde von Adelbero gegen den König besetzt. Dieser eilte mit seinem Heere nach Arier, setzte Weinbarden in das Erzstift ein, ließ Adelbero'n in den Kirchenbann thun, belagerte die Pfalz und zwang die Besatzung zur Übergabe¹⁹⁾. Doch Bischof Dietrich von Metz und sein Bruder Heinrich, welcher wegen seiner Empörung des Herzogthums Baiern entsetzt worden war, ließen sich nebst den übrigen Verschwornen nicht abschrecken, den König und seine Freunde zu belästigen²⁰⁾. Daber belagerte der König im J. 1009 Metz, die Stadt ward fast ganz verödet, bevor der Friede zu Stande kam²¹⁾. Dietrich erhielt einen trau-

8) *Apertus*, De diversitate temporum, p. 128—150. So z. B. erzählt Herzog Ant von Lothringen Dietrichs wegen seines Verhältnisses auf das Bisthum, s. Epist. Gerberti 92. 9) In das Jahr 984 setzt *Sigbert von Gemblours*, Chronogr. bei *P. Kestus*, Straßburger Ausg. S. 822 Dietrichs Tod; nach der *Vita Theoderici*, p. 512, starb er 983, im ersten Regierungsjahre Otto's III., aber letzteres ist richtig, denn wenn Dietrich den 7. Sept. 983 gestorben, wäre er ja vor dem Kaiser verstorben. 10) *Quia* die Papst's Schenkung von 970 in der *Vita Theoderici*, cap. 14, p. 501. *Decretum Ottonis II.* von 982 ebenfalls cap. XX, p. 511. 11) *Vita Theoderici*, cap. V, p. 256, 297. 12) Von dieser Erite hat ihn der Verfasser der *Vita Theoderici* nur allein aufgeführt, so daß wir von Dietrichs politischer Kaufmann soviel als nichts erfahren, und wie viele aus andern Quellen kennen lernen müssen. 13) *De inventio sanctorum a Domino Theodoro Pontifice repertorum*. Bpl. *Sigbert von Gemblours*, S. 819 u. 820.

14) S. das Nähere dieser Ertge in der *Vita Theoderici*, cap. IV. De prima litera nominum per angelum data, p. 296.

1) *Albericus*, Chron. bei *Leizniz*, Access. Hist. p. 42. 2) *Sigbertus Gemblensis*, Chron. p. 836. 3) *Dietmar von Werfburg*, S. 147, 158. 4) *Sigbert von Gemblours*, S. 827. 5) *Dietmar von Werfburg*, S. 158 u. 159. *Hermannus Contractus*, Chron. bei *Ussermann*, Germ. Sac. Prodr. T. I. p. 197. 6) *Dietmar von Werfburg*, S. 162, 169. 7) *Sigbert von Gemblours*, S. 827.

vigen Namen, daß er jene Belagerung durch seine Empörung veranlaßt, und der König kam in die größte Verlegenheit. Es befanden sich nämlich in seinem Heere Slaven (Wenden). Diese wenig gottesfürchtig verurtheilten ein Kloster außerhalb der Mauern der Stadt. Der König reinigte sich durch den Eid, daß er hieran schuldlos sei, und stellte den Schaden aus seinem Vermögen her. Das Vermögen des Bisthums Meß ward durch den Krieg so herunter gebracht, daß 80 Leibeigene desselben ohne Wissen ihrer Vorgesetzten aus Hunger und anderer Noth das Land verließen, alle jene nicht mitgerechnet, welche mit Einwilligung der Vorgesetzten sich hinwegbegeben hatten. Man wünschte dem verarmten Hochstifte, daß Dietrich nie möchte geboten worden sein. In seiner großen Zwietracht mit dem Könige vertheilte er zehn Jahre hindurch, um sich Heiser zu erwerben, viele Aebte der Kirche⁸⁾. Als der König im J. 1011 eine Kirchenversammlung zu Mainz hielt, wohnten Bischof Dietrich und sein Bruder Heinrich bei. Da hier ihnen nicht alles, wie sie es wünschten, zugehen konnte, gingen sie im Zorne nach Hause, doch war zur Zeit Friede gemacht. Nichts argwöhnend folgten ihnen Bischof Primo von Verdun und Herzog Dietrich von Oberlothringen und fielen in den von jenen gelegten Hinterhalt. Wenige entkamen mit den Bischöfen aus dem Gemetzel, viele wurden getödtet, und Herzog Dietrich verwundet und gefangen hinweggeführt⁹⁾. Auf der großen Kirchenversammlung, welche nach der Einweihung der Domkirche zu Bamberg im J. 1012 gehalten wurde, ward der Bischof Gebhard von Regensburg von seinem Erzbischofe beschuldigt, und Bischof Dietrich von Meß vom Könige gescholten, darum daß er Gebhard in seinem Brief ungerechter Weise anklage. Zur Verurtheilung Dietrichs und der andern Empörer hielt der König im J. 1012 eine große Kirchenversammlung zu Coblenz. Hier ward dem Bischofe von Meß von allen anwesenden Bischöfen untersagt vor seiner Reinigung die Messe zu singen¹⁰⁾. Die Empörer schickten Friedensboten und baten um Frieden und Vergebung. Doch der König, noch wund von der ihm durch der Empörer Hinterhalt im vorigen Jahre geschlagenen Wunde, mißbilligte ihnen nicht, doch gab er nach dem Rathe seiner Manner ihnen die Erlaubniß, ihn in Mainz zu sehen. Einige vernachlässigten, dahin zu kommen, andre erkrankten; doch ertheilten sie nicht volle Friedensstube, sondern lehrten nur in Erwartung der Befestigung des Friedens heim¹¹⁾. Auf der Kirchenversammlung zu Aachen im J. 1016 versöhnte der Kaiser (wie wir Heinrich II. nun nennen, seitdem er es 1014 geworden) nach dem Rathe des Erzbischofs Heribert von Köln den Bischof Dietrich und seinen Bruder Heinrich¹²⁾. Nach Heinrichs II. Tode suchte die Kaiserin Ku-

nigunde nach dem Raste ihrer Brüder, des Bischofs Dietrich und des Herzogs Heinrich von Baiern, die Regierung des Reichs bis zur neuen Königswahl¹³⁾. Dietrich starb im J. 1047¹⁴⁾ (v. 1. Mai) und ward in der Stephanskirche begraben¹⁵⁾. (Ferdinand Wächter.)

DIETRICH, Herzog von Oberlothringen, oder dem Mosellande, Sohn des Herzogs Friedrich¹⁾, Verwanter²⁾ des Königs (nachmals Kaisers) Heinrich II., machte sich als treuer Anhänger desselben im Gegenfalle zu dessen aufrührerischen Schwägern, dem Bischofe Dietrich II. von Meß, und Herzog Heinrich von Baiern einen guten Namen. Des Bischofs von Meß Todfeind war er auf diese Weise geworden. Nach seines Bruders, des Bischofs Adelbero's II., Tode, des Nachfolgers und Blutsfreundes Dietrich II.³⁾, hatte Herzog Dietrich von Oberlothringen das Bisthum seinem noch unermwachsenen Sohne gegeben, und ihn zum Vormunde Dietrich bestellte; dieser vertrieb das Kind aus der Stadt, riß das Bisthum an sich und fing den Herzog Dietrich in der Schlacht. So Eigert von Gembours zum Jahr 1009⁴⁾. Ist Herzog Dietrich nicht zweimal von dem gleichnamigen Bischofe von Meß gefangen worden, so geschah die Gefangennehmung im J. 1011 auf folgende Weise. Die Empörer, der Bischof Dietrich von Meß und sein Bruder, der des Herzogthums Baiern entsetzte Heinrich, wohnten im a Jahre der Kirchenversammlung zu Mainz bei. Da ihnen hier nicht alles nach Wunsch gehen konnte, traten sie ergrüt den Heimweg an. Doch war zur Zeit Friede gemacht. Nichts Ables abend, nahmen der Bischof Primo von Verdun und Herzog Dietrich denselben Weg, und fielen in den von jenen gelegten Hinterhalt. Ein blutiger Kampf erhob sich, in welchem viele den Tod fanden. Nur Wenige mit den Bischöfen entkamen dem Verderben. Der Herzog Dietrich ward schwer verwundet, gefangen hinweggeführt, und viele Tage in Haft gehalten. Die Schmerzen den König die Gefangennehmung seines Verwandten und Anhängers fast unter seinen Augen. Endlich erlangte Dietrich seine Freiheit wieder, nachdem er Geiseln gegeben, und Heinrich, der in Verbindung mit andern Lothringern ihn gefangen, erhielt sein Herzogthum Baiern

13) Wippo, De Chancariis Salici bei Pistorius, T. III, p. 462.

14) Hermannus Contractus, Chronicon, p. 119. Eigert von Gembours, S. 334. 15) Chronicon Episcoporum Metensium, S. 229. Ep. 1. Gt sagt, Dietrich II. habe des heiligen Stephans Hauptmünster der Stadt erbaut; hierin hatte aber der in Krieg Verwickelte schwerlich Zeit und Vermögen, und da dieses Zeitbuch die Erbauung der größten Stephanskirche durch Dietrich I. nicht erwähnt, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verwechselung vorgefallen.

1) Eigert von Gembours, Chron. p. 322. Vita Adaltronis, Episcopi Metensis (des Bruders Adelbero's), bei Labbeus, T. I. Hier wird Dietrich Dux eorum, qui eis citraque Mosam Mosellamque resident, von Eigert von Gembours, p. 327: Dux Moselanorum, von Hermannus Contractus, Chron. bei Wermann, p. 198: Dux parvis Lotharingorum genannt. 2) D. 1. Chronicon Maxonum Quendlingense bei Lubinus, Script. T. II, p. 228 nennt ihn des Königs Ritter (patruellus). 3) Über die Verwanterchaft des Bischofs Dietrich I. von Meß mit dem schicksaligen Kaiserheuse, in dem ihm gewidmeten Artikel. 4) S. 327.

8) Chronicon Episcoporum Metensium bei Achery, Spicilegium, T. II, p. 229. Ep. 1. 9) Dithmar von Werleburg, S. 170. Annalista Saxo, bei Eccard, Corp. Hist. Med. Aev. p. 418. Caron, Sax. Quendlingensie bei Leibnitz, Script. T. II, p. 238. Hermannus Contractus zum J. 1011, S. 1011. 10) Dithmar von Werleburg, S. 175, 189. 11) Chron. Quendlingensie, p. 239. 12) Dithmar, S. 234.

wieder⁵⁾. Auch auf der stürmischen Synode zu Dortmund im J. 1005 hatte sich Herzog Dietrich als einen treuen Anhänger des Königs gezeigt, bei dem heftigen Streit über die Ehe des Herzogs Konrad von Kärnten, mit Mathilden, der Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, welche der König wegen der Blutsverwandtschaft auslösen wollte. Dietrich sprach sein Urtheil gegen diese Verbindung⁶⁾.
(*Ferdinand v. Wächter.*)

DIETRICH der Bedrängte, Markgraf von Meissen, war der zweite Sohn des Markgrafen Otto des Reichen und Hedwigs, einer Tochter Markgrafen Albrechts des Bären von Brandenburg. Sein Vater hatte wegen der Erbfolge in seinen Landen festgesetzt, daß nach seinem Tode Albrecht, der älteste Sohn, die Markgrafschaft Meissen, Dietrich, der jüngere, die Grafschaft Weisenfels besitzen sollte. Die Markgräfin Hedwig wollte aber im Einverständnisse mit den Mönchen von dem Peterberge ihren Gemahl zu bestimmen, daß er die Erbfolgeordnung abänderte und dem jüngeren Sohne Dietrich die Markgrafschaft Meissen zusprach. Erbittert über die ungerechte Zurücksetzung empörte Albrecht sich im J. 1189 gegen seinen Vater, nahm ihn gefangen und setzte ihn auf das Schloß Dabau fest. Zwar mußte er auf Befehl des Kaisers ihn freilassen und nach einem kurzen abermaligen Kriege zwischen Vater und Sohn kam zwar eine Versöhnung zu Stande, die aber nicht aufrichtig war, denn Otto fuhr fort, den jüngeren Sohn auf Kosten des ältern zu begünstigen. Eine Feindschaft Albrechts gegen seinen Bruder Dietrich war die Folge davon. Erstere bemächtigte sich, nachdem er 1190 nach seines Vaters Tode die Regierung der Markgrafschaft angetreten hatte, eines großen Schatzes, der von Markgraf Otto den Mönchen zu Altenzelle für Dietrich zum Aufwahren gegeben war und that diesem auch noch manchen Abbruch. Dietrich, dessen Streikraft nicht hinreichte, sich gegen Albrechts Angriff mit Folge zu vertheidigen, bat den Landgrafen Hermann I. von Thüringen um Hülfe, die ihm dieser nur unter dem Beding zusagte, daß er sich mit dessen Tochter Jutta vermählte. Jutta noch im Kindesalter war unschön von Gesicht, daher weigerte sich Dietrich anfangs die Verbindung einzugehen, doch änderte er, von der Aussicht auf ein reiches Heirathsgut und auf den künftigen Beisitz des Landgrafen bestimmt, seinen Entschluß und verlobte sich 1193 mit Jutta. Nun überzog Albrecht, den diese Verbindung verdross, im J. 1194 seinen Bruder mit Krieg, erbaute die Eydenburg und belagerte Weisenfels. Landgraf Hermann sandte seinem Ehidam eine Kriegereschaar, mit deren Beisatze Dietrich seinen Bruder von Weisenfels zurückschlug. Albrecht rüstete darauf ein großes Heer gegen den Landgrafen von Thüringen, erlitt aber bei Rebornin

gen eine so völlige Niederlage, daß er kaum als einzelner Flüchtling der Gefangenenshaft entging. Ohne große Anstrengung hätte Dietrich sich leicht der Markgrafschaft Meissen bemächtigen können, und um so sicherer, da Albrecht um den Kaiser wegen seines Anbschreibendrucks zu versöhnen, nach Italien gegangen war, dort aber seinen Zweck nicht erreichte; statt dessen trat er aber zu Anfange des Jahres 1195 eine Wallfahrt nach Palästina an. Während dessen war am 24. Jun. 1195 Markgraf Albrecht kinderlos gestorben und Dietrich unbewußter Erbe der Markgrafschaft Meissen. Allein Kaiser Heinrich VI. der lange schon nach dem Besitze dieser reichen Bergwerke wegen wichtigen Landes getrachtet hatte, nahm sie unter dem Vorwande, sie zum Besten des abwesenden Markgrafen Dietrich verwalten zu wollen, in Besitz, und ließ diesem, um seine Rückkehr zu verhindern, nach dem Leben sehen. Um den Nachstellungen des Kaisers zu entgehen, war Dietrich genöthigt, seine Rückreise verkleidet anzutreten und sich in ein Haß gepack zu Schiffe bringen zu lassen. Auf diese Weise emigirte er den Verfolgungen und langte im Späthabre 1196 in seine Heimath an. Seiner glücklichen Heimkehr wegen schenkte er dem Kloster Altenzelle die Lehen der Weinberge bei Gamburg, Jena, Kirchberg und Eilenberg⁷⁾. Kaiser Heinrich war nicht gefonnen, die Markgrafschaft Meissen aus den Händen zu lassen, doch nach seinem Tode 1197 setzte Dietrich sich mit gemessener Hand in Besitz aller seiner Erblande. In dem Streite der beiden Gegenkönige Philipp und Otto um die trauische Krone hielt Dietrich die Partei des erstern, obwohl sein Schwiegervater Landgraf Hermann sich für Otto erklärte. Auch der Herzog von Böhmen, Premysl Detschlar I., der sich mit Dietrichs Schwester Adela vermählt hatte, war auf Philipps Seite, und wurde dafür mit der königlichen Würde belohnt. Nachdem er aber 1200 seine Gemahlin verlor hatte und deshalb von Philipp, der sich dadurch den Markgrafen Dietrich verpflichten wollte, seines Landes verlustig erklärt worden war, da trat er zu Otto's Partei über und schloß ein Bündniß mit dem Landgrafen Hermann gegen Philipp. Markgraf Dietrich kam dadurch in eine große Verlegenheit, da seine Markgrafschaft von den Ländern dieser beiden mächtigen Gegner Philipps eingeschlossen war. Dennoch wollte er in seiner Treue gegen König Philipp nicht, der, als er 1203 den Landgrafen von Thüringen angriff, dann aber in Erfurt eingeschlossen wurde, im Weisenfels Schutz suchte und fand. Dietrichs Lande wurden dabei von den Böhmen verwüthet. Im folgenden Jahre unterstüzte der Markgraf den König Philipp mit 1500 Reitern und einem ansehnlichen Heerpausen zu Fuß, und nun mußte sich sowohl der Landgraf als auch der König von Böhmen unterwerfen. Nach Philipps Ermordung 1208 schloß Dietrich sich mit Otto von Braunschweig aus und erkannte ihn als rechtmäßigen König der Teutschen an, um von seinem Lande einen verderblichen Krieg abzuwenden. Durch den Tod des Markgrafen Konrad II. von der Kauffen den

5) Dietrich von Werfburg, Buch VI. Wagner'sche Ausg. S. 169 u. 170, der aber damit seine Erzählung verhöndlich machte, mit dem Anecdota Saxo bei Lezard. Corp. Hist. Med. Aev. p. 418, mit Hermann dem Glühwürmchen, Uffmann'sche Ausg. S. 198, und mit Chron. Quellburg. p. 288 verglichen werden muß. 6) Vita Adelbronis, Episcopi Metensis (des Bruders des Herzogs Dietrich) bei Labrosse, Biblioth. Man. T. I.

7) Urkunde darüber in Mencken, Script. rer. germ. T. II. p. 448.

6. Mai 1210 erbt Dietrich als dessen nächster Anverwandter die Rauffh und führte seitdem auch Äitel und Wappen von beiden Markgrafsöhnen. Als noch in dem nämlichen Jahre Kaiser Otto IV. von dem Papst Innocenz III. in den Bann gethan wurde, fiel Dietrich von ihm ab und vereinigte sich mit den Begnern des braunschweigischen Hauses; doch nach Otto's Rückkehr aus Italien trat er wieder auf dessen Seite und schloß am 19. März 1212 zu Frankfurt ein Bündniß mit ihm gegen den Papst, den König von Böhmen und den Landgrafen von Thüringen. Dieses Bündniß war aber von kurzer Dauer, denn da nach Friedrich II. Anfunft in Teuffschland Otto's Partei zu schwach war, sich gegen jenen halten zu können, so wandte sich auch Dietrich wieder den Hohenstaufen zu. Darauf geriet Dietrich mit den Leipziger und mit den meißnischen Adel in gefährliche Streitigkeiten, die bis zu seinem Tode währten. Er hatte bereits 1212 in Leipzig den Bau des Augustinerklosters zu St. Atonas begonnen und dazu die Bestätigung sowohl vom Kaiser Otto, als auch vom Könige Friedrich II. erhalten. Die Leipziger aber, die durch das Kloster nicht nur an Grundgebiete verloren, sondern auch in ihrer Gerichtsbarkeit beeinträchtigt wurden, wollten dasselbe in ihren Mauern nicht dulden, versagten den Proß und vernichteten die Baumaterialien. Kurz vorher hatte der Markgraf einen Nennenconvent gegen Königs an Trinkwasser nach Leipzig verlegt und ihm einen Pfah am Petersthor angepflanzt, dann aber angeordnet, daß die Nonnen an dem Atonaskloster wohnen und ihren Chor neben dem Chore der Mönche haben sollten. Das gab den Leipziggern ein Ärgerniß, sie wandten sich deshalb an den Erzbischof von Magdeburg, der sogleich ein strenges Verbot des Nebeneinanderwohnens der Mönche und Nonnen ertheilen ließ, daher denn das Nonnenkloster außerhalb der Stadtmauer gebaut werden mußte; darüber vereinbarte sich der Markgraf mit dem Erzbischofe. Die Leipziger verbündeten sich mit einem Theile des meißnischen Adels gegen den Markgrafen, den seine Lehensleute aus dem Grunde haßten, weil er die Geistlichkeit zu sehr begünstigte. Der Haß der Leipziger gegen ihren Landesherren war so groß, daß sie im J. 1215 Mordmörder aufsuchten, die ihn zu Eisenberg ermorden sollten. Daraus brach eine förmliche Empörung des Adels und der Leipziger aus, und erstere, der in Leipzig einen sichern Waffenplatz fand, verheerte von da aus das Markgrafthum. Der Markgraf belagerte Leipzig, da er es aber zu erobern nicht vermochte, so gelang es dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg und dem Bischof Eckard von Merseburg 1217 einen Vergleich zu vermitteln, durch welchen den Leipziggern sowohl, als auch den übrigen Empörern völlige Verzeihung bewilligt wurde, erstere auch alle ihre Freiheiten bekräftigt erhielten. Nur den ungünstigen Verhältnissen nachgebend, hatte Dietrich sich den Vergleich abdrängen lassen, ihn zu halten war er nicht gefonnen. Als daher König Friedrich II. im J. 1218 mit einem Heer in das Meißnische kam, wurde auf Dietrich's Ansuchen eine Anzahl Krieger von des Königs Heere in Leipzig eingekerkert, die sich der Stadt bemächtigten und sie dem Markgrafen übergaben. Dieser ließ nun die

Stadtmauer niederreißen und erbaute innerhalb der Stadt drei Schloßer, die er mit zahlreichen Besatzungen versah, um die Bürger im Banne zu halten. Auch den empörten Adel belegte er mit schweren Strafen, wodurch er aber zu neuem Mißgegnungen und zu einer Verbindung des Adels mit dem Erzbischofe von Magdeburg Veranlassung gab, aus welcher ihm viele Verbrüderlichkeiten erwuchsen. Um dem Markgrafen desto mehr Abbruch zu thun, erbaute der Erzbischof im J. 1220 ein Schloß zu Taucha; der Adel fuhr fort, sich dem Markgrafen zu widersetzen, bis dieser, nicht ohne dringenden Verdacht auf Anstiften der Abteien und Leipziger von seinem Leibsarge vergiftet worden zu sein, am 17. Febr. 1221 starb. Er war ein thätiger und staatskluger Fürst, doch wird ihm nicht ohne Grund eine zu große Vorliebe für die Geistlichkeit zur Last gelegt, die eine Hauptquelle aller während seiner Regierung staatskundigen Unruhen war. Mit seiner Gemahlin Julia zeugte er fünf Söhne: Dietrich, Otto, Konrad, Heinrich den Älteren und Heinrich den Jüngeren, und drei Töchter, die aber sämmtlich unermählt und noch im Jugendalter starben. Von den Söhnen lebten bei Dietrich's Tode noch: Dietrich der Bischof von Merseburg, Heinrich der Ältere, welcher Domsproß zu Meissen wurde, und Heinrich der Jüngere, der Erlauchte, der seinem Vater in der Regierung folgte.²⁾

(Rauschnick.)

DIETRICH der Weise, Markgraf von Landobera und von Meissen, war der zweite Sohn Heinrich's des Erlauchten und Constanze's, der Tochter des Herzogs Leopold VIII. von Österreich. Sein Vater theilte noch bei Lebzeiten im J. 1262 den größten Theil seiner Länder unter seine Söhne, Albrecht der Ältere erhielt das meiste von der Landgrafschaft Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen, Dietrich das Osterland zwischen der Mulde und der Saale und die Mark Landoberg, sich selbst behielt er die Markgrafschaft Meissen und Kaulitz vor. Dietrich, der seit der Theilung den Titel eines Markgrafen von Landoberg führte, erhielt in dem Kriege seines Vaters mit Sophie von Brandenburg und Thüringen Gelegenheit, Waffenruhm zu erwerben und besiegte gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht und dem Ritter Rudolf von Bargel am 27. October den Herzog Albrecht von Braunschweig in der Schlacht bei Wettin, wodurch sein Vater wieder zum Fürsten von Thüringen gelangte. Dietrich geriet im J. 1268 mit seinem Bruder Albrecht in Streitigkeiten, die bis zu einer offenkundigen Feinde geüben, welche aber durch Vermittlung des Erzbischofs der Streiten, des Bischofs Dietrich von Merseburg, beigelegt wurde. Ein neuer Zwist entstand im J. 1275 zwischen den Brüdern, als der Markgraf Dietrich den Erbprinzen Albrechts, Heinrich, Friedrich und Dietmann, die ihre Väter mit unmaßlichem Haß verfolgte, Schutz gewährte, sie für den Fall, daß er ohne Nachkommen sterben würde, zu seinen Erben einsetzte und an seinem Hof erziehen ließ. Da Albrecht sich zum Kriege gegen ihn rüstete, so verbün-

2) Quelle f. Chron. terrae Misnensis. Annales Vetero-Gellones und Chron. Monis Beroni; sämmtlich in Neucken, Script. rerum germanicarum.

dete Dietrich sich mit dem Erzbischofe Konrad von Magdeburg und fiel mit einer großen Streitmacht in Thüringen ein, wurde aber bei Zimmern überfallen und zurückgetrieben. Bald darauf kam ein Friede zu Stande. Der Erzbischof von Magdeburg, der wahrscheinlich wegen eingestrichener Kriegskosten mißvergnügt über diesen Frieden war, verheißte seinen Groll und lud die versöhnten Brüder ein, ihm bei der Belagerung einer Feste Hülfe zu leisten. Dietrich erschien selbst, Albrecht sandte seinen Sohn Friedrich. Hinterlistig überfiel der Erzbischof des Nachts sie in ihrem Lager und nahm sie nebst vielen ihrer vornehmsten Vasallen gefangen. Friedrich entkam, Dietrich mußte sich lösen. Vermuthlich deshalb überzog der Markgraf den Erzbischof mit Krieg und zwang ihn zur Abtretung der Städte Delitzsch und Bitterfeld. Dietrich starb noch vor seinem Vater im J. 1284, daher ist er nie eigentlicher Regent der gesammten Markgrafschaft Meissen gewesen, gleichwohl wird er von vielen Geschichtschreibern als solcher aufgeführt. Er war mit Helena, Tochter des Markgrafen Johann I. von Brandenburg, vermählt und hinterließ aus dieser Ehe einen Sohn, Friedrich Luka, der 1291 kinderlos starb *).

(Kauschnick.)

Dietrich der Jüngere, s. Dietzmann.

DIETRICH I. (oder Theoderich), Erzbischof und Kurfürst von Geln, Graf von Heinsberg, und Propst des Collegiatstifts der Apostel zu Geln, wurde um Weichnachten 1208 in Gegenwart des Königs Otto IV., dessen Gunst er sich im höchsten Grade zu erfreuen hatte, vom Domcapitel gewählt; er erhielt sogleich die Reichskleinodien mit der Bestätigung aller Ansprüche, welche das Erzbistum auf das Herzogthum Westfalen und andre Bezirke hatte. Im J. 1209 empfing er auf königl. Empfehlung durch Papst Innocenz III. die Bestätigung mit dem Pallium. In der Pfingstwoche d. J. ließ er sich durch die Bischöfe von Utrecht und Lüttich zum Priester und Bischof einsegnen. Die Gunst des Kaisers Otto IV. erwieserte er durch die größte Anhänglichkeit auch dann, als derselbe 1210 durch den Papst in den Bann geworfen und das Reich entsetzt war. Im J. 1213 ließ er den Bischof Otto von Münster zu Geln gefangen nehmen und zu Kaiserswerth einsperren, weil dieser ein offener Anhänger des Papstes und neuen Kaisers war. Erstere belegte ihn und die Stadt Geln deswegen mit dem Bann, und ließ ihn am grünen Donnerstage 1214 durch den mainzer Erzbischof Siegfried, als päpstlichen Gesandten, seiner Stelle entsenden. Vergebens bemühte sich Dietrich I. für die Wiedereinkünfte, vielmehr wurde er nach 14 Jahren durch seinen Nachfolger Engelbert ganz ersetzt. Er starb 1224 in Italien; sein Leichnam wurde in das Vatterland zurückgebracht, und bei den von ihm sehr begünstigten Cisterciensern auf Altenberg begraben **).

DIETRICH II., Erzbischof und Kurfürst von Geln, Graf von Mos, und Propst des Stifts zu Bonn,

hatte in früher Jugend zu Bologna seinen Geist so vielseitig gebildet, daß er bedrogen von einer Partei der Domherren zu Geln verlangt wurde, obgleich die andre den Bischof Wilhelm von Ravensberg zu Paderborn gewählt hatte. Aus diesem Zwist entstand zwar ein Bürgerkrieg, welchen der Herzog Adolf von Bergen sehr unterstützte; allein Dietrich II. wurde durch Papst Johann XXIII. bestätigt, während Bischof Wilhelm von Paderborn mit der Rechte des Erzbischofs Dietrich II. sich verkehrte, und auf beide Bisthümer Verzicht leistete. Nachdem also der innere Zwist ganz beseitigt war, widmete Dietrich II. seine ganze Sorgfalt der Reform seiner Geistlichkeit, legte den in einer Synode versammelten Verkörtern mehrere Gesetze zur Prüfung vor, und machte sie 1415 öffentlich bekannt, sobald er durch Eintheilung die Genehmigung erhalten hatte. Die Beschlüsse der constantiner Kirchenversammlung v. 1408 ließ er in seinem Sprengel zur genaueren Beobachtung verbindlich. So friebstet er er sonst gesinnt war, so ließ er sich doch von andern Reichthümern verleiten, 1421 gegen die Hussiten in Böhmen Truppen zu senden, die aber mit großem Verluste zurückkehrten. Im J. 1423 ließ er neue Verfügungen bekannt machen, durch welche die Geistlichkeit verbessert, und alle Ketereien ausgerottet werden sollten. Im J. 1424 löste er die Stadt Kaiserswerth nebst dem Schloß und Bolle vom Grafen Gerard aus, und ließ sie mit Mauern und Thürmen befestigen. Im nämlichen Jahre wurde er vom Papste Martin V. zum Verweiser des Bisthums Paderborn ernannt, wo er unter einem schrecklichen Ungewitter einzog. Im J. 1426 baute er an der eöner Kathedrale eine Mariakapelle, und unterstützte dieselbe nicht nur reichlich, sondern empfahl sie auch seinen höchsten Beamten. Gleichzeitig ließ er ein Männer- und Frauenkloster oberhalb Bonn errichten, und stattete beide mit hinlänglichen Einkünften aus. Im J. 1423 gestattete er die Erbauung der Kirche zur Erinnerung an das Abendmahl, welche er 1435 den regulären Chorherren des Augustinerordens schenkte. Im J. 1438 wies er zu Frankfurt für die Einsetzung des Herzogs Albrecht von Österreich statt des verstorbenen Königs Sigmund. Da aber jener vor der Krönung 1439 schon starb, so begab er sich wieder nach Frankfurt, wo am 2. Febr. 1440 Kaiser Friedrich von Österreich gewählt wurde. Diesen führte er und die übrigen Kurfürsten 1442 nach Aachen, wo er selbst ihn salbte und krönte. Später versagte er sich über Geln nach Regensburg, wo er mit größter Freimüthigkeit über die Verhältnisse der bawer Kirchenversammlung gegen Papst Eugen IV. sich erklärte. Er wurde bedrogen vom Papste mit dem Banne belegt, seines Amtes entsetzt, und Herzog Adolf von Cleve als Nachfolger ernannt. Zwar entpinn sich wieder ein Bürgerkrieg; doch schmiegen sich die meisten Bewohner der Stadt an den Herzog Adolf von Cleve. Dietrich II. sammelte zwar viele Truppen, mit welchen er die Stadt belagerte, allein da er die Truppen nicht bezahlen konnte, so mußte er viele Güter des Erzbistums verpfänden. Erst nach langer Zeit gelang es ihm, mit dem Papste sich zu versöhnen und in seine vorige Würde wieder eingesetzt zu werden; aber unter der Bedingung, daß er die Beschlüsse des

*) Chron. terrae Mimons. Annales Vetero-Collenses in Menken. Bogel, Leipziger Annalen.

**) Moricens, Conatus chron. ad catal. episc. Colon. 122. Colon. annal. c. Eckart II.

baseler Kirchenversammlung mit dessen Gegenpaps abschwor, und seine Geistlichkeit zur Nachahmung bewog. Von dieser Zeit an war ihm nichts mehr anzugethan, als die ihm untergeordnete Geistlichkeit durch gute Zucht zur früheren Achtung zu erheben. Er verband sich deswegen mit dem päpstlichen Gesandten und Cardinal Nikolaus von Gusa, um den an Aufschwung gewöhnlichen Stiftern feste Lebensnormen vorzuschreiben, die Mönche auf ihre alten Regeln zurückzuführen, und die Nonnen in ihre Klöster einzusperrten. Zur Vollziehung dieser Maßregeln ließ er ein eignes Gesetzbuch in vielen Abschriften 1432 für die Nachwelt vertheilen. Um sich von der genaueren Beobachtung seiner Vorschriften mehr zu versichern, setzte er in allen Stiften und Klöstern Männer an die Spitze, welche mehr durch Frömmkeit, als durch Gelehrsamkeit sich auszeichneten. Im J. 1437 wurde er und der mainzer Erzbischof zu Schiedsrichtern eines Streites zwischen dem Erzbischof und Adel des Erzstifts Trier ernannt, in welchem es unter kaiserlicher und päpstlicher Genehmigung für den Erzbischof den Ausdruck that. Während seiner langen Regierung wurden die Unterthanen mit so vielen Abgaben bedrückt, daß er die Liebe der meisten verlor, und die Stadt Coesfeld sogar vom Erzstift trennte. Zwar besah Papst Pius II. die Mißverhältnisse; allein dies blieb fruchtlos bis zu Dietrichs Tode, welcher im Januar 1463 auf dem Schlosse Jons erfolgte. Sein Leichnam wurde in die Domkirche zu Köln an den Altar der drei Könige gebracht. Während seiner 47jährigen Regierung war er stets im Kampfe mit innern und äußern Feinden; wegzogen er den Wohlstand des Erzstifts sehr verminderte und viele Schulden hinterließ. Das Domcapitel nahm daher gleich nach seinem Tode Veranlassung, die Bestimmung zu treffen, daß ohne seine Einwilligung kein Nachfolger Krieg unternehmen, Kirchengüter verpfänden oder veräußern, und ohne Genehmigung der Landstände von den Unterthanen Abgaben erheben dürfe*). (Jacq.)

DIETRICH II., Erzbischof und Kurfürst von Trier, Graf von Wied, gelangte als Erzbischof und Propst des Stifts Paulin im J. 1212 zu dieser Würde. Nachdem Kaiser Otto IV. vom Papst Innocenz VII. mit dem Banner belegt und von vielen Großen verlassen war, wurde auf Veranlassung des Erzbischofs eine Reichsversammlung zu Mainz gehalten, Kaiser Friedrich II. gewählt, und zum Empfang der Krone eingeladen. Deswegen wurde der Erzbischof auf der Rückreise vom Grafen von Nassau, einem eifrigen Anhänger Kaisers Otto IV., gefangen genommen, und mußte sich erst wieder loskaufen. Im J. 1213 wohnte er den Versammlungen der Großen zu Jagenau und Mainz unter Kaiser Friedrich II. bei, wo er mehrere Urkunden unterzeichnete und mit den übrigen Fürsten die Reichsleben empfing. Im J. 1215 begab er sich mit dem Herzoge Heinrich von Brabant nach Köln, und ermunterte die dasigen Bürger zur Eintracht und Huldigung für Kaiser Friedrich II. Auf erlangte Zusicherung versagte er sich nach Aachen, zur Überbringung dieser Nachricht, und zur Einladung des Kai-

ser, daß er mit ihm sogleich nach Köln sich begeben, wo der Erzbischof in der Domkirche bei feierlichem Gottesdienste den päpstlichen Bann aufhob, und die Bürger den Eid der Treue dem Kaiser leisten ließ. Er begab sich dann nach Rom zur großen Kirchenversammlung, welche Papst Innocenz III. im Lateran mit 470 Bischöfen versankaltete hatte. Dasselbst erzwang Dietrich II. die päpstliche Bestätigung der Königswahl Kaisers Friedrich II. für Deutschland. Im J. 1216 vereinigte er die Pfarrei Hönningen mit dem Collegiatstifte Simeon zu Trier, über deren Patronatsrecht er 1218 noch einen schiedsrichterlichen Spruch ertheilen ließ. Um sich gegen die Wassen feindsamer Nachbarn jenseit des Rheins zu schützen, ließ er 1217 die Feste Montabaur errichten. Am 26. April 1220 erwarb er vom Kaiser Friedrich II. auf dem Reichstage zu Frankfurt die Begünstigung, daß dieser Verzicht leistete auf die Hinterlassenschaft des ohne Testament verstorbenen trierer Erzbischofs, und daß er weder neue Dörfer, Schlösser und Städte im trierer Bistum errichten, noch erledigte Lehen einziehen wolle. Zur Erkenntlichkeit für diese Begünstigung begleitete er den Kaiser 1221 auf seinem Zuge nach Savien gegen die Sarazenen. Nach seiner Rückkehr gestattete er 1223 die Niederlassung des Dominikanerordens zu Trier, wo der Weihbischof Ernst ein Gebäude zur Wohnung abtrat. Im J. 1225 versagte er die Errichtung einer Schule bei dem Mariakloster zu Luremburg. Im J. 1226 begleitete er den Kaiser zu einer Reichsversammlung nach Cremona, wo er, wie auf den früheren Reichstagen, von den Bischöfen und Fürsten wegen seiner engen Verbindung mit dem Kaiser als ihr Vetter verehrt wurde. Im November 1226 versagte er sich mit dem Stifftcapitel Simeon über eine jährliche Weinausgabe gegen den Berg Cremburg, auf welchem ein erzbischöfliches Schloß stand. Im J. 1227 ertheilte er zu Aachen mit dem Bischofe Hugo von Lüttich einen Spruch gegen die Gräfin Ermelend von Luremburg. Im J. 1228 beurkundete er alle Güter und Rechte des Klosters Sayn. Im Dec. 1230 vereinigte er sich mit Kaiser Heinrich VII., daß sein Ministerial Gerard von Jülich mit dem Reichsministerial Dietrich von Wallender ohne Beeinträchtigung des Erzstifts tauschte. Im J. 1231 bestätigte er zu Trier einen Bütteltausch zwischen dem Collegiatstifte Simeon und der Abtei Hemmerode. Im J. 1232 bewog er Kaiser Friedrich II. zur Bestätigung des Ausspruchs Königs Heinrich VII. vom J. 1231 zu Worms für die deutschen Erz- und Bisthümer rücksichtlich der weltlichen Gerichte, des Münzrechtes, der bräutenden Lehen, oder der zu errichtenden Burgen. Im nämlichen Jahre schloß er die Diöcesanen des Bisthofs von Metz, welche sich empört hatten, von der kirchlichen Gemeinde aus. Im Julius 1233 begab er sich mit dem Könige Heinrich VII. nach Mainz zur Reichsversammlung. Im December 1234 bestätigte er die Begründung der Abtei für Giffereimerinnen vom Guten Wege bei Luremburg. Ebenso begünstigte er im Mai 1235 die Stiftung der Abtei von Dittelingen zu Maria-Brunn. Für sein Erzstift machte er gleichzeitig mehrere Erwerbungen an adeligen Lehenbütern. Im J. 1236 ließ er den Reichnam seines Vorgängers Johann

*) Moerens, p. 146.

in der Kirche des Stiftes Hemmerode wahrbevollert beisehen. Der Verlesung des Reichnams der h. Elisabeth im Frühlinge dieses J. zu Marburg wohnte er mit K. Friedrich II. bei. Im J. 1237 war er höchst thätig, daß nach dem Tode des K. Heinrich VII. zu Wien in Österreich K. Konrad IV. gewählt wurde. Während seiner Abwesenheit hatte er das Ribüergnügen, eine glänzliche Verherrlichung seines Erzkistums durch die Habhaft innerer Feinde zu vernehmen. Nach seiner Rückkehr bestätigte er im Julius 1238 die Privilegien des Priorats von Marienthal. Im September hielt er eine Provinzialsynode, deren Beschluß sich bis auf unsere Zeit erstreckt. Im J. 1239 ließ er das Schloß Kyburg errichten, um den Empörer Rudolf von Mörbach im Zaume zu halten. Während die Circumlocutionen gegen K. Friedrich II. in Teutschland viele Unruhen erregte, zog der Erzbischof sich wegen seines hohen Alters über den Rhein zurück. Im Dec. 1240 gestattete er dem Stifte Simeon, daß ein Theil der Einkünfte nach dem täglichen Bedarfe der Mönche vertheilt werde. Im J. 1240 schickte er Abgesandete zu der vom Papste Gregor IX. anberaumten Kirchensynode in Italien, welche ihr Ziel glücklich erreichte, während andere Gesandte von Anhängern des Kaisers gefangen wurden. Im J. 1242 empfing er zur Fastenzeit den König Konrad IV. sehr feierlich in Trier. Nach dessen Entfernung zog er sich wieder nach Coblenz zurück, wo er am 28. März n. J. farb. Sein Reichnam wurde in die Domkirche zu Trier gebracht *). (Jaek.)

DIETRICH von Thüringen, auch von Apolda genannt, Geschichtschreiber, war ein Mönch Predigerordens (Dominikaner) zu Erfurt. Einen Thüringer nennt er sich selbst. Daß er auch von Apolda genannt wird, hat Veranlassung gegeben, daß neuere Schriftsteller ihn zu einem Bisthume von Apolda gemacht haben. Allerdings kann er aus dem Geschlechte der Bisthume von Apolda gesamt haben, doch kann dieses bloß als Vermuthung gelten, da er auch bloß aus Apolda gebürtig gewesen sein kann. Am Schlusse der leipziger Handschriften seiner Vita S. Elisabethae steht der Zufatz: Iste liber editus est a fratre Theodorico Ordinis Praedicatorum. Conscriptus a fratre Theodorico Ord. Cisterciensis, quorum animae requiescant in pace. Adelung *) sagt, aus Richtigkeit dieser Stelle haben Einige und selbst Mencke ihn zu einem Dominikaner machen wollen, da er doch ausdrücklich ein Cistercienser genannt werde. Aber Adelung selbst hat diese Stelle nicht richtig verstanden. Dietrich, Mönch des Predigerordens, ist eigentlicher Verfasser und Herausgeber, nämlich im

damaligen Sinne. Von Dietrich dem Mönche des Cistercienserordens heißt es, er habe das Buch zusammengeschrieben, weil er es abgeschrieben und durch viele beträchtliche Zufüge erweitert hat; denn die leipziger Handschriften haben vieles Besondere, was in der Ausgabe bei Gassinius und Balgane fehlt. Auch Mencke *) hat sich ein Labyrinth geschaffen, aus dem er sich nicht findet. Er nennt eben Dietrich von Thüringen einen Mönch Predigerordens, und schließt aus dem, was die leipziger Handschriften über das Kloster Reinhardtsbrunnens Besondere enthalten, daß Dietrich ein Priester zu Reinhardtsbrunn gewesen, welches Kloster aber zum Benedictinerorden gehörte. Unterscheiden wir hingegen Dietrich den Mönch Predigerordens, als eigentlichen Verfasser, und Dietrich den Mönch Cistercienserordens, als Erweiterer des Werkes, so erklärt sich ganz natürlich, wie letzter; der ja auch der Regel der heiligen Benedictus gehörte, dem Kloster Reinhardtsbrunn mehr Aufmerksamkeit schenkte, als Dietrich der Mönch Predigerordens, der nach der Regel des heiligen Augustin lebte. Daß aber Dietrich von Apolda ein Dominikaner war, findet auch darin seine Bestätigung, daß er ein Leben des heiligen Dominikus schrieb (Vita S. Dominici edita a Surio 4. Aug.). Sein Hauptwerk ist das Leben der heil. Elisabeth. Smar schrieb er erst 1289, also 58 Jahre nach Elisabeths Tode, wiewol er etwas früher sammelte. Er selbst war, als er das Werk verfaßte, 60 Jahre alt. Als Quellen benutzte er hauptsächlich die bestwundenen Ausgaben ihrer Mönche *) (Dienstweiber?), Iutta, Alentrup, Irmenhard und Elisabeth, und den Bericht des Meisters Konrad von Marburg an den Papst. Doch forschte er selbst auch eifrig, und bereicherte zu diesem Zwecke verschiedene Klöster. Bei dieser Sammlung von manderlei Nachrichten fehlt es nicht an Mährchen; doch enthält seine Schrift auch solche Dinge, von denen man nicht wohl annehmen kann, daß sie zur Verherrlichung der heil. Elisabeth erfunden worden, und dann von Munde zu Munde bis zu dem forschenden Dietrich als wahr gelangt sind. Solche Dinge, welche das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, und von denen man überdies nicht einsehen kann, zu welchem Zwecke sie erfunden wären, wenn sie sich nicht auf Wahrheit gründeten, und welche der forschende Dietrich erfahren konnte, sind für die Geschichte brauchbar. Dietrich selbst setzt zu seiner Arbeit die Bethuerung, daß er nichts hinzugeschrieben, was er nicht aus redlicher Leute Munde vernommen, oder andern glaubwürdigen Schriften geschöpft hätte. Das erste Buch seines Werkes handelt von der

*) Honthelm, Prodr. et hist. Trevir. I, 21, 651 — 726. Gudens Coll. dipl. Mogunt. II, 983, 996 et 998. Schiller, Inst. jur. publ. II, 15, 110. Calmet, Hist. de Lorraine II, 437. Martene, Coll. ampl. II, 132. Annal. ord. renaissanc. II, 490. Lünig, Spec. P. C. I. Terr. II, 403. Berthold, Hist. de Luxembourg IV, 59 — 61, V, 98. Miraei, Opp. dipl. II, 401. Hürdwien, Nova subd. dipl. X, 265, 270.

1) Du Fresnoy, Gloss. med. et inf. Latinitatis, Index Autorum führt ihn an zwei Stellen als zwei Defasore auf. 2) Adelung, Directorium, p. 115 u. 116.

3) Mencke, Script. T. II. Praef. No. 26. 4) Libellus de dictis quatuor ancillarum S. Elisabethae alio evan. minorum ejus bei Mencke, Script. T. II. p. 2007 — 2034. 5) Adelung, S. 115 nennt sie „Hoffrätin“, denn sie sein den Adel gewesen, aber einen adeligen Adel gab es ja im 13. Jahrhunderte noch nicht, wenn Alentrup die fromme Kaiserin von Burgund (Böheim) genannt wird, so ist dieselbe von noch nicht Jahren eines Adels, da es ja auch die unfreien und unfreien Dienstmännern führten. 6) Bei Berthold Nidmann, Synacium, T. I. p. 236 und Andren, I. Adelung, S. 115. 7) Es diese Gattung der Dietrichschen Nachrichten 3. B. a. d. ceter. Adr. Gsch. 2. B. S. 307 fg.

heil. Elisabeth noch in ihrem unverheiratheten Stande, das zweite von ihrer Vermählung mit dem Landgrafen Ludwig, und den zur Zeit ihres Ehestandes verrichteten lobenswürdigen Handlungen. In dem dritten Buche werden des Landgrafen Eigenschaften erzählt, das vierte enthält die Beschreibung seiner Reise nach Italien zu dem vorgehobten Kreuzzuge und den von der heil. Elisabeth in seiner Abwesenheit erlittenen Drangsalen, das fünfte, die Art, wie seine Gebeine zurückgebracht und in Meinhartsbrommen beisetzt worden sind. Im sechsten Buche wird die Reise der heil. Elisabeth nach Marburg, im siebensten ihre vollkommene Tugend beschrieben, und endlich im achten von ihrem Tode, Kanonisirung und Wunderwerken gehandelt. Nach der Ansicht des Sogittarius¹⁾ ist das mehr Original, nebst den davon genommenen genaueren Abschriften, wovon Sogittarius selbst eine bessere, in alt-hochdeutscher Mundart, welche sich zur niederländischen hinneigt, gegen das Ende des 13. Jahrh. verfaßt, und diese Schrift ist die Quelle, wovaus die nachherigen Schriftsteller über das Leben und Handlungen und Eigenschaften der heil. Elisabeth mehrtheils ihren Stoff genommen haben, und hiervon ist im Jahre 1520 zu Erfurt durch Matthias Walter in 4. gedruckt worden: „Gronica Sant Elisabeth zu deutsch besagen ire brügelichs Leben, und wie sie im Düringer Land ist kummen mit vielen wunderlichen göttlich Wirkung in irem Leben und nach irem Tode geschehen, aus viel anderer Bischoffen Groniken Schriften auf das kürzliche gezogen, sehr lustlich und kurzweilig zu lesen.“ In Dietrichs Arbeit in lateinischer Sprache, wovon das zuletzt genannte Werk vielmehr eine Übersetzung, als daß es aus jener oben erwähnten teutschen Schrift gestoffen, ist nach des Sogittarius Ansicht das Latein für das Jahrhundert viel zu gut, als daß man diese Arbeit für ein Originalstück jener Zeit halten sollte, daher man solche vielmehr als eine in neuern Zeiten verfaßte Übersetzung ansehen habe. Aber bekanntlich war das Latein des 13. Jahrh. nicht schlechter als das des 14. und des größten Theils der Schriftsteller des 15. Jahrh., und ausnahmsweise selbst im 11. und 12. Jahrhunderte nicht übel, man nehme z. B. das Latein Lambertus von Herrfeld, und des Sarg Grammaticus. Auch sind die lateinischen Handschriften der Vita S. Elisabethae sehr zahlreich, so eine in der akademischen Bibliothek zu Jena auf Pergament, welche im J. 1468 ein Bürger in Marburg einem gewissen Convente zu Ehren der heiligen Elisabeth geschenkt, aber mangelhaft, vollständigere in der Bibliothek zu G. Gallen²⁾, in der akademischen Bibliothek zu Leipzig³⁾, in der Bibliothek des Klosters zu Seibrunn⁴⁾, und vornehmlich auf der berühmten kaiserlichen Bibliothek⁵⁾ zu Wien, deren letzte besonders ge-

gen die Gattische Ausgabe vollkommener ist. Aus der Handschrift in der Bibliothek des Klosters Rebborf bei Eichstätt und der Handschrift im Kloster des heil. Magnus an der regensburger Brücke hat es Heinrich Causius herausgegeben unter dem Titel: Theodorici Thuringi Ord. Praedicatorum libri VIII. de S. Elisabeth Andreae regis Hungarorum filia, Ludovici Landgravi Thuringiae (Lect. ant. ed. Basnag. Tom. IV. p. 116—152). Kerner hat es Surici, Vitae ad 19. Nov. p. 424—440. Einen Aufzug verleiht Matthäus Rader seiner Bavariae Sacra (Tom. I. p. 259—2006) ein. Wendt (Script. Tom. II. p. 1087—2006) aus bewies: Variae Lectiones et Supplementa ad Theodorici de Thuringia seu de Apoldia Vitam S. Elisabethae a Canisio vulgatum, ex duobus Codd. Bibliothecae Paulinae Lips., olim Monasterii Veteris Cellae. Diese Ergänzungen sind aber nicht unterm Dietrichs Arbeit, sondern als eines andern Dietrichs, eines Mönchs Cistercienserordens anzusehen. Eine andre Ergänzung von fremder Hand ist Heinrich Thuringi Appendix (ad Theodoricum) de vita, morte et miraculis S. Elisabethae⁶⁾.

(Ferdinand Wächter.)

DIETRICH, Erzbischof von Magdeburg. Dieser einflussreiche Mann⁷⁾ unter Kaiser Karl IV. „der größte Staatsmann seiner Zeit“, wie man ihn genannt findet, war in Emden, der Hauptstadt der Alten-Mark Brandenburg (ungefähr in welchem Jahre) geboren, und sein Vater daselbst ein Tuchmacher und Gewand Schneider⁸⁾ oder Tuchhändler. Den Namen Kagelwitz, Kagelwitz, mit welchem er in einigen Zeitbüchern⁹⁾ genannt wird, scheint er nicht von seinem Vater erhalten zu haben; wenigstens wird erzählt, daß er in Böhmen, wo er eine geraume Zeit gelebt, mit dem Namen Kagelwitz darum belegt worden sei, weil er eine weite Kappe getragen habe. Doch kann auch dieser Umstand mit der Kappe zur Verdringung seines wahren Namens die Veranlassung gegeben haben. Andre nennen ihn auch Kagelbyrt¹⁰⁾, Kagelwied¹¹⁾ und Kagelwunde¹²⁾. Seine Ältern thaten ihn in das damals berühmte Kloster Cistercienserordens zu Lehnin in der Mark Brandenburg. Er trat in den genannten Orden, führte das Schöpfung oder Keilneramt so gut, daß er das bischof und seit lang-

13) Lambecius, Comment. T. II. p. 879. Struv. Acta litter. T. II. Fasc. I. p. 5—18. Kollar, Analoca. T. I. p. 885—889.

1) Eine Lebensbeschreibung hat er gefunden in Peter Weiske (österreichischer Lehrer an der Julius-Universität), Febr. Theodorici, Greg. Bischofs zu Magdeburg und Primas in Preussisch. Hannover und Braunschweig 1743. 4. 2) Chronik von St. Elisabeth, S. 109. 3) Montfaucon, Bibliotheca de Leubnitz, Script. T. III. p. 362. 4) Eggehard, Chron. Hildesheim. Bei Leubnitz, T. I. p. 761. Reuter, Chron. Hildesheim. Bei Paulini, Syntagma, p. 161. 5) Chronicon Mündens. bei Meibom. Script. rer. germ. T. I. p. 667. 6) Argens, Metrop. Lib. IX. c. 49 et Saxonia, Lib. IX. c. 33. 7) Brevi. Wittenst. Chron. Mündens. bei Paulini, Syntagma, p. 33. Er sagt von Dietrich: Vir erat doctus, prudens, discretus, ingeniosus tam in verbis quam rebus, nec non valde circumspexus et laboriosus.

8) Kagelw, Thüring. Geschichte. Aus den Handschriften D. Kaspar Sogittarius' gezogen, S. 678 ff. 9) Fossius, De Historicis latinis. 10) Faldorus, Catalogus MSS. p. 160. No. 40. und in Quaedam Vitae Sanctorum et Sanctarum speciales in Bibliotheca Lipsiana Nunc extantes, bei Wabert, Wünsche Sammlung verschiedener meistens ungedruckter Schriftl. S. 624. 11) Haker, Bibliotheca Heilbrunnensis, p. 122. 12) Lambecius, Bibliotheca Vindobona. T. II. p. 879.

ger Zeit mit vielen Schulden beladen und ganz erschöpfte Kloster durch seine gute Wirthschaft nicht nur davon befreite, sondern selbst in solchen Stand setzte, daß man es nie reicher gesehen?). Hieraus hat ihn der Bischof Ludwig aus dem Kloster gezogen und als Bischof angenommen. Hier muß er wieder sich ausgezeichnet haben, da er auf des Bischofs Rath an den Hof des Papstes gekommen ist?), der ihn zum Bischöfe von Sarepta“) oder nach Andern, von Ebron“), in paribus infidelium, geweiht hat. Nach Krang nahm Kaiser Karl IV. Dietrich wegen seiner außerordentlichen Thätigkeit mit aus dem Kloster, und der Papst beförderte, ihn auf des Kaisers Betrieb in den geistlichen Würden. Wegen seiner Geschicklichkeit galt er ungemein viel bei Karl IV. am böhmischen Hofe, was zu mehreren Ansehnlichen Veranlassungen gegeben. So wird erzählt, die erste Stelle, welche Karl IV. ihm gegeben, sei die eines Schloßhauptmannes gewesen, der König habe ihn, einst mit seinem Hofstaat überfallen, und Dietrich sich auf eine lustige Weise zu helfen gewußt, indem er das Befehle des Königs mit den Ohren und Schwänzen der Schweine des nächsten Dorfes und den König selbst mit Büchern und Enten befüllte. Das Bemerkenswerthe ist, daß Dietrich sich zum ersten Rathgeber des Königs von Böhmen hinaufzuschwingen wußte“). Wie erzählt wird, regierte er als Viehdom oder Statthalter von Böhmen dieses Land mehr Jahre“), beugte die Baronen und den Adel des Königreichs, erhielt den Landfrieden, sandte seinem Herrn große Schätze und vergaß sich auch selbst nicht dabei. Natürlich fehlte es nicht an Ränken, um Dietrich aus Karls IV. Gunst zu verdrängen, und unter den vielen gegen ihn vorgebrachten Klagen blieb die Hauptbeschuldigung, daß er die Einkünfte der königlichen Güter nicht redlich verwaltet habe. Dabei half oder soll sich Dietrich auf folgende feste Weise gethan haben. Als der König ihm in Gegenwart seiner Räte und Ankläger einen Tag bestimmte, an welchem er Rechnung von seiner Haushaltung ablegen sollte, antwortete Dietrich, was ihm auf einen nächsten Tag zu thun befohlen werde, wolle er augenblicklich ins Werk setzen, und als der König Ablegung der Rechnung forderte, entgegnete er: „Reine Rechnung ist kurz; ich bin zu Em. Majestät in einem schlechten Ordenskleide gekommen; und habe wenige Groschen im Säckel gehabt; diese werden Sie mir zu lassen geruhen.“ Und doch brachte Dietrich ansehnliche Schätze nach Magdeburg. Daß der König aber sich mit jener leichten Rechnung begnügt oder begnügt haben

soß, ist auch nicht zu verwundern, da Dietrich, indem er sich selbst zugleich bereicherte, doch in so weit Maß hielt, daß seine Bestrebungen vor allen der königlichen Schatzkammer galten. Auch in anderer Beziehung wird Dietrich nicht gerühmt. So erzählt Hermann von Lerbeck, doch nur als Sage, Dietrich sei Viehdom des Königs von Böhmen gewesen, und habe die Freiheiten der prager Kirche verlegt und beschmitten, habe in der prager Döbels ein feierliches Kloster seines Ordens, Namens Scasilis, gestiftet, welche Gründung von Dietrich Stiftung des Klosters Cisterciensertobens, Namens Scallie, umweit Kaurzim durch Balbinus“), welcher aber bloß die versunkenen Mauern desselben sah, bestätigt wird, und habe in alle Fenster des Klosters das Wappen der mindenschen Kirche malen lassen. Dietrich war nämlich acht Jahre lang Bischof von Minden. Vorher doch und seine nächste Beförderung, nachdem er Weihbischof von Sarepta, oder nach Andern von Ebron, geworden, war die zum Bischöfe von Schleswig, wie die mindenschen Zeitbücher“), und das magdeburger Zeitbuch erzählen“). Doch in den schleswigschen Zeit- und Jahrbüchern finden wir unsern Dietrich nicht unter den Bischöfen von Schleswig aufgeführt“). Helmholtz merkte 1332 Bischof von Schleswig. Im J. 1340 zog er sich nach Lübeck zurück, weil ihm in der schleswigschen Döbels sein früher Aufenthalt verdrängt war, da wegen des von des Grafen Gerhard von Holstein Ebnen Heinrich dem Ebnen und Nikolaus auf Seeland und Lütland geführten Krieges alles von Waffen ertöste. Im J. 1350 ward Nicolaus Brum Bischof von Schleswig auf dem Wege der Verzichtleistung (seines Vorgängers). Zwischen dieser Zeit (1340—1350) mußte also Dietrich Bischof von Schleswig geworden sein. Nicht minder wird erzählt, Dietrich habe, nachdem er die wichtige Stelle des Propstes zu Wismar, welche meistens mit der Kanzlerstelle des böhmischen Reichs verbunden war“), und die Stelle des Bischofs zu Schleswig bekleidet gehabt, sich nach dem Tode des Bischofs von Brandenburg um diesen Bischofsstuhl, wie wol vergeblich, beworben“). Keinem Zweifel hingegen unterliegt, daß Dietrich Bischof von Minden geworden, da ihn nicht nur die mindenschen Zeitbücher alle vom Jahre 1353—1361 unter den Bischöfen dieses Hochstiftes auführen, sondern er auch urkundlich als solcher erscheint, so gibt Kaiser Karl IV. im J. 1354 wegen der vielen angenehmen Dienste, welche ihm und dem Reiche (Imperio) sein geliebter Rathgeber, Fürstbischof Dietrich von Minden, geleistet hat, denselben und seinen Nachfolgern

8) Dubravius, Hist. Boemicae. Lib. XXII. 9) Bilderzeitbuch, S. 382. 10) Hutenstedt, p. 85. Torquatus, Series, Pontif. Eccles. Magdeburg, p. 398. 11) Chronicon Mindense bei Meibom. Chron. Mind. bei Pistorius, Script. Zug. von Strum, T. III, p. 816. No. 50. und Hermann v. Lerbeck, Chron. Mind. p. 191. 12) Dubravius. Ebnen Rathgeber nennt ihn auch Kori selbst: Urk. von 1354 zu Chron. Mind. bei Pistorius, S. 839. Urk. von 1461 bei Weibem als Anhang zum Chron. Magdeburg, p. 278. 13) Egl. Hermann von Lerbeck, Chron. Mind., bei Leibnitz, Script. T. II, p. 191 mit Dreffer, Ebd. Chr. und Krang.

14) Nikolaus Balbinus, Epitome rerum Boem. Lib. III, c. 21, p. 363. 15) Chron. Mind. bei Pistorius, Chron. Mind. bei Meibom; Hermann von Lerbeck, Chron. Mind.; Hutenstedt, Chron. Mind. 16) Chron. Magdeburg, bei Meibom, T. II, p. 242. Torquatus, Series Pontif. Eccles. Magdeburg, bei Mencke, Script. T. III, p. 397. 17) So nicht bei Broder Boissen, Chron. Slavicae, bei Wndt, S. 606 u. 607, so nicht bei Cypraeus, Annales Episcoporum Slavensium, cap. XVI. etc. 18) Von der Würdigkeit der Propststelle zu Wismar s. den Ungenannten, Chron. Bohemicum, c. 44.; bei Mencke, Script. T. III, p. 674, 675. Egl. Strouky, De Reg. Boem. c. 11, §. 2. 19) Dreffer, Ebd. Chr.

und der mindere Kirche zwei Freisitze, gewöhnlich **Vomöding** (Stammgericht) genannt, den einen vor dem Dorfe **Galeri** bei Lübeck, und den andern vor dem Dorfe **Walden** bei Witten²⁰⁾. So auch nennt Karl seinen Rathgeber unglücklich Fürstbischof von Witten in dem Schreiben vom J. 1361, durch welches er die Stadt Magdeburg anweist, ihn, den Erzbischof von Magdeburg, als ihren Herrn anzunehmen. Nicht minder hat sich Bischof Dietrich von Witten in Urkunden des Kaisers als Zeugen unterschrieben, woraus zugleich erhellt, daß er fast stets um den Kaiser, und mit ihm namentlich im J. 1354 zu Siena, 1355 zu Rom, 1355 zu Wien, 1355 zu Breslau, 1357 zu Karstein, 1360 zu Nürnberg, 1360 zu Prag²¹⁾ gewesen. Das Bisthum Witten regierte für ihn der Kammerer Gerhard²²⁾, der dann auch ihm auf dem bischöflichen Stuhle zu Witten folgte, als der Kaiser Dietrich wegen seiner vielfachen Verdienste und Rechtsschaffenheit und seiner Klugheit und Thätigkeit²³⁾ (auch bedurfte der verwirrte Zustand des Erzbistums in der That eines solchen erfahrenen staatsklugen Mannes) zum Erzbischof Magdeburg im J. 1361 verfaßt, indem er den Papst ihm den erzbischoflichen Mantel, und zwar unentgeltlich, senden ließ. Der Provoision durch den Papst suchten sich zwar Anfangs einige Domherren zu widersetzen, doch durch Vermüdung und Vermittelung des Nikolaus von Bismark, welcher mit beiden Parteien wohlstand, auch unter dem Befehle der Bürgerchaft von Magdeburg, welche mit seinen Vorgängern in Zwist geriet, wurde Dietrich mit Zustimmung aller Domherren, als auch der Dienstmannen und Mannen der Kirche und des Rathes und der Stadt, angenommen und mit großer Feierlichkeit den 17. Nov. 1361 empfangen²⁴⁾. Das Bilderzeitbuch sagt: Er regierte sieben Jahre und war den Bürgern gut zu Willen. Als er das erste Mal (nach Magdeburg) kam, da machte er Frieden, und berichtete alle Zwietracht, und befohl die Kirche den Domherren und den Gudemanns (guten Männern), aus welchen sich der niedere Adel zu entwickeln anfing, und dem Rathe das Land, und zog wieder in (nach) Böhmen zu dem Kaiser. Letztes kam, wenn es begründet ist, nur von einer kurzen Reise zum Kaiser gelten. Doch melden das magdeburger Zeitbuch und Torguans nichts von einer solchen. Dennoch findet man in der Beschreibung der Domkirche zu Magdeburg die Bemerkung, daß Dietrich wegen der vielen Beschäftigungen das Bisthum einige Zeit verlassen, aber sich wieder eingefunden habe. Kranz²⁵⁾ sagt, daß Dietrich, nachdem er alles, was in den vorigen Kriegen in Verfall gerathen, wieder in gute Ordnung gebracht, sich zurück zum Kaiser begeben, weil er bemerkte, daß ihn das Capitel und die Hofbedienten

mit unglücklichen Augen angesehen. Bei seiner Abreise habe er versprochen, sich wieder einzustellen, wenn seine Gegemart nöthig sein würde. Anderwärts²⁶⁾ berichtet Kranz: Es sei dem Erzbischofe von dem Capitel, Hofbedienten und selbst von der Stadt viel Widernütziges begegnet; welchem er lange abzuhelfen gesucht und die Gemüther besänftigt. Als er aber gesehen, daß dies nicht zu ratzen sei, und da er das, was ihm misfallen, nicht habe mit ansehen wollen, und wie er gewünscht, nicht ändern können, so habe er den obengenannten Personen alles anempfohlen, und sei zum Kaiser gezogen. In einer dritten Schrift²⁷⁾ erzählt Kranz einige Proben des dem Erzbischofe widerfahrenen Verdrusses. Die Magdeburger übten, ist einer seiner Belege, ihre Wuth gegen die Geistlichkeit abermals auf, da sie sich an dem Blute, welches sie an ihrem ehemaligen Erzbischofe Burchard vergossen, noch nicht gälüttigt. Die vornehmsten des Rathes luden den Dekanten des Domstiftes vor, und ließen ihn, weil er nicht erschien, durch die Henker und Gerichtsdienner in ein öffentliches Gefängniß legen, und verwiesen ihn hernach auf ewig. Die andre Probe, welche Kranz anführt, ist diese: Des Erzbischofes Schreiber, der damals dem Erzbischofe von Sachsen folgte, sitzt an der herzoglichen Tafel zu Berlin. Die gemeinen Gerichtsdienner des Rathes dringen mit einem starken Haufen ins Gemach, ergreifen den Schreiber, führen ihn zum Gerichte heraus, und lassen ihn daselbst öffentlich enthaupten. Als Ursache dieses Verfassens geben sie an, der Schreiber habe eine bekannte ehebare Frau im Scherz gesucht, mit ihm ins Bad zu gehen. — Sollten auch diese und ähnliche Dinge dem Erzbischofe begegnet sein, so war er, der eine so gute Schule bei den sächsischen Böhmen gemacht, doch nicht der Mann dazu, sich vom Verdrusse zum Abzuge bewegen zu lassen. Sollte daher seine Reise zu dem Kaiser begründet sein, und sie das nichts Unwahrscheinliches, so fand sie ihren natürlichen Grund im Verhältniß eines Rathgebers zu seinem Herrn, denn sollte der Kaiser, dem Dietrichs Rath soviel genützt, nun auf einmal auf ihn gänzlich verzichtet haben? Wenn das mindeste Hochliht sich zu beklagen hatte, daß Dietrich dasselbe vor dem kaiserlichen Hofe vernachlässigte, so zeigte er doch, seitdem er Otto's, eines gebornen Langen von Hessen Sohn, der das Schwert mehr als den Hirtenstab führte, und durch die vielen Kriege und Einmischung in vielerlei Händel das Erzkist sehr erschöpft und zerrüttet hatte, Nachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Magdeburg geworden war, was er in jeder Lage, welcher er seine Thätigkeit schenkte, auszuüben vermochte. Auch zeigte er, daß er die Schätze in Böhmen, wenn auch nicht auf eine so billige Weise, doch nicht als selbstsüchtiger Geizhals, nur um des todtten Besitzes willen, sondern für künftige lobenswerthe Zwecke gesammelt hatte. Sogar wie ihn von diesen Schätzen für das Hochliht Witten nichts aufhob, so läßt sich schließen, daß er ein Bisthum für zu eng für seinen Wirkungskreis, und viel

20) Urk. hinter dem Chron. Episcopus. Mindens. bei Pistorius, S. 838. 21) S. die Radierung dieser Urkunde bei Geisle, S. 14 u. 15. 22) Hermann von Lubeck, Chron. Mind. p. 191. Er sagt von Dietrich: fuit homo talis qualis, ut se non minus quam Bisthum Witten determinaret. 23) Urk. Karls IV. von 1361 bei Weibom zu Chron. Magdeburg. p. 379 u. bei Geisle, S. 15 u. 16. 24) Chron. Magdeburg. p. 343. 25) Kranz, Vandalia Lib. VIII. c. 39.

26) Kranz, Metropo. Lib. IX. c. 50. 27) Kranz, Sax. Lib. IX. c. 55.

leicht auch für zu niedrig für seinen Erzeig erkannte. Sahen wir ihn für das Erzbist Magdeburg nicht als Stiefsohn, sondern als ein ihm als sein Gut erpflender Vater sorgen. Ja läßt sich schiefen, daß er mit dem erzbischöflichen Stuhle das Ziel seines Strebens erreicht hatte. Er fand viele Hestungen und Schlösser des magdeburger Erzbisthums von seinen Vorgängern zum Pfande gesetzt, und ließ seine erste Sorge sein, sie wieder an das Erzbist zu bringen. Nach bevor er seine Regierung angetreten, löste er Jüterbog ein, und innerhals des ersten Jahres seines Einzugs das Schloß Friedberg mit zugehöriger Grafschaft, das Schloß Altleue, das Schloß Lechfeld, das Schloß Salzmünde, das Schloß Hötensleben, die Stadt Koburg, das Schloß Verichow mit dem anliegenden Lande, das Schloß Kraßmünz, das Schloß Sandau nebst der Stadt, das Schloß Langebogge (Langebuck), die Dörfer Diden, Weddingen, Dalemwelle (Dalemwelleben) und Meidenhof, die lange zu Pfande gestanden. Das Schloß und die Grafschaft Scharzeau kamen durch ihn zuerst an die Kirche. Zu Kalbe führte er ein neues Schloß mit Mauern und Gräben aus. Im zweiten Jahre seiner Regierung löste er das Schloß Staßfurt nebst der Stadt und andern Zubehörungen ein. Es hatte 52 Jahre außerhalb der Hand der Kirche zu Pfande gestanden. Wegen der Länge der Zeit und der großen Summe Geldes und der harten Verbindungen hatte die Kirche alle Hoffnung auf seine Wiedereingewinnung aufgegeben. Doch Erzbischof Dietrich löste es aus der Hand des Herrn Otto's von Halmersleben (Halmersleben) und seiner Erben ein, und gab 5300 Mark²⁸⁾. Auch das verpfändete Könnern ließ er frei an die Kirche zurückkehren. Das Burggräbthum²⁹⁾ zu Halle, welches das Erzbist lange gemieth, brachte er wieder an die Kirche. Den Zoll zu Budorf (Budorf), welcher jährlich 200 Mark einbrachte, löste er wieder ein, und den zu Trotha für 50 Mark. Zu Bibichenstein erbaute er eine kostbare Brücke von neuem über die Saale (welche aber in der Folge von den Fluthen hinweggewaschen wurde), und stellte die Mauern und andres des größtentheils zerbrochen und verfallenen Schloßs Bibichenstein wieder her. Das Schloß Sandau erbaute er mit Mauern. Streng verfuhr er mit gewissen Dahnherren, welche, während der Zeit der Erlebigung des erzbischöflichen Stuhles mit den Kirchengütern übel gewirthschafft hatten. Nicht bloß auf Wiederherstellung der Besitzungen des Erzbisthums und auf Sicherung des Landes war Dietrich bedacht, sondern schenkte ebenso große Aufmerksamkeit auch dem geistlichen Zweige seines Amtes, als er auf den landesfürstlichen wandte, wie folgende Beispiele zeigen. Bei der Gründung des Erzbisthums war von dem päpstlichen Stuhle dem Erzbischofe diese Würde, welche auch bei andern Erzbischo-

fen gebräuchlich, verliehen, daß, wenn er ausging, ihm ein silbernes und vergoldetes Kreuz auf einem verbleibenden Stabe vorgetragen werden durfte. Dietrich's Vorfahren in früherer Zeit hatten sich nach Art weltlicher Fürsten das Kreuz vortragen lassen. Er ließ sich wieder das Kreuz vortragen, und nur bei passenden Gelegenheiten das Schwert. Persönlich führte er den Vorstoß über eine Synode im zweiten Jahre seiner Regierung am Tage des heil. Lucas unter dem Besitze des Bischofes von Ebron und vieler infusirter Äbte. Es wurde auf dieser Synode nicht über Bischöfen verhandelt, sondern der Erzbischof verordnete Messen für den Frieden und gegen die Pest, und ertheilte Ablass. In der Domkirche führte er mit vielen Kassen den hohen Altar aus einem braunen Marmor aus, dessen obere Tafel 16 Fuß lang und 7 breit ist, und welche rund herum andre marmorne und wohl ausgearbeitete Tafeln umgeben³⁰⁾. Die größte Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarb er sich durch seine prächtige Einweihung der Domkirche. Die alte war im J. 1207 der Raub einer großen Feuersbrunst geworden. Eine herrlichere baute der Erzbischof Albrecht aus. Aber kein Erzbischof, wiewol Fürstentümer darunter waren, wagte sich an die Einweihung, denn er fürchtete die Kassen nicht tragen zu können, und darum fand der große neue Dom bei anderthalb hundert Jahren ungeweiht. Nur Erzbischof Dietrich von Schlichter Geburt, eines Gewandtschneiders Sohn, wagte sich daran. Er bewirkte, daß der Dom herrlich geweiht ward, und ihm noch Erid übrig blieb. Er bewirkte es, fügt das Bilderzeitbuch hinzu, durch seine Klugheit, nämlich durch seine Finanzkunst, welche er schon als Klosterskeller entwickelt hatte, und die ihm als Vierdam des Königs von Böhmen solche herrliche Früchte getragen. Das Bemundernswürthe bleibt dabei, daß er diese kostbare Einweihung bereits im dritten Jahre seiner Regierung (1363) ausführen konnte, nachdem er in den beiden ersten Jahren so große Summen zur Einlösung so vieler von seinen Vorfahren verpfändeten Besitzungen verwendet hatte. Nicht minder merkwürdig war die große Zahl nicht nur geistlicher (7 Bischöfe), sondern auch weltlicher Fürsten, welche die Einweihung durch ihre Gegenwart verbleiblichten, als: die Herzöge von Sachsen, drei Markgrafen von Meissen, zwei Herzöge von Braunschweig, drei Grafen von Anhalt, und eine Menge Edler und Grafen, deren Aufzählung uns zu weit führen würde, sowie auch die Aufzählung der Herzoginnen, ihrer Töchter³¹⁾ u. In Beziehung auf die Festlichkeiten bemerken wir nur, daß bei dem großen Gastmahle der Graf von Anhalt, als Truchseß der Kirche, zu Kasse sitzend, dem Erzbischofe die erste Schüssel brachte, und der Herzog von Sachsen, als Schenke der Kirche, auf dem Kopfe sitzend, dem Erzbischof (den Sohn eines Gewandtschneiders) mit dem Tranke bediente. Den Tag darauf (die Einweihung des Domes war den Sonntag vor Simonis und Luciae 1363) weihte der Bischof auch die Kirche des bergischen Klosters. Zur Ehre der Ein-

28) Chron. Magdeburg. p. 543. Das Bilderzeitbuch S. 581 erzählt zum J. 1364: In diesem Jahre kaufte Bischof Dietrich zu Magdeburg wieder Saffere von dem von Halmersleben, das 47 Jahre verstanden hatte, für 4000 Mark. 29) Praefecturam, Chron. Magd. Burggräfthum, nicht Bistum, wie Grille S. 51 hat.

30) Chron. Magdeburg. p. 413. 31) Wir müssen auf das Chron. Magd. p. 546 und Grille, S. 35 fg. verweisen.

weibung des Domes hielten die Fürsten und Edeln ein dreißigiges Turnier, so daß das ganze Fest vier Tage dauerte. Der Erzbischof sorgte herrlich für die Bekehrung der Herren und Frauen auf seine Kosten. Das Bilderzeiuch sagt, der Erzbischof habe bei der Einweihung des Domes einen großen Hof in Magdeburg gehalten, daß nie so großer Hof daseißen gewesen. Als in dem J. 1363 die Pest in der Umgegend Magdeburgs und in der Stadt wüthete, hielt der Erzbischof zu Fuß einen Umzug durch alle Kirchen des Stabt. Die Kirche sammt dem Chöre der Eremiten zum heiligen Augustin zu Magdeburg weihte er im J. 1366 ein, trieb um Gott, indem er von den Brüdern nichts verlangte, als ihr Gebet. Am Charfreitage pflegte er persönlich die Hüfte der Domberrn und Armer zu waschen ³⁴⁾. So zeigte sich der Erzbischof in seinem geistlichen Amte, während man hätte glauben können, er vergesse dieses über der Landesregierung, deren er sich so thätig und unter so schwierigen Verhältnissen annahm. Als Erzbischof Dietrich im J. 1363 mit der Stadt Halle um das Schultheissenamt und Gut in Zwiespalt gerieth, stellte er die Sache nach vielen Verhandlungen auf die Schuppen zu Magdeburg, welche darüber einen Aufspruch thaten, mit welchem beide Theile zufrieden waren ³⁵⁾. Der Unwille zwischen der Stadt Magdeburg und dem Erzbischof, weil dieser das Kormschiffen verstatet (im J. 1366), wurde durch die Städte Halle und Kalbe und des Stiftes Landbassen in Güte beigelegt ³⁶⁾. Abaleich Erzbischof Dietrich gegen Auidwärtige hart ³⁷⁾ erschien, so zeigte er sich gegen die Inwärtigen des Landes versöhnlich und nachgiebig, um den Frieden nicht zu stören. In solchem lebte er befänkt mit der Stadt Magdeburg ³⁸⁾, die doch mit seinen Vorgängern in so blutiger Zwietracht gestanden. Entstand zwischen ihm und denen von Magdeburg ein Zweifel und Zwiespalt, so wurde dieser bald durch einen beiden Zpri-

len befreundeten Vermittler in Güte beigelegt. Erzbischof Dietrich bemachte eifrig den Frieden nicht bloß in seinem, sondern auch in den benachbarten Ländern, so viel er vermochte. Auf der Stedtenburg an der Bode, welche dem Herrn von Halbersteden gehörte, kauften Räuber, welche die Reisenden ausplünderten. Der Erzbischof belagerte mit seinem Volke die Burg, eroberte und zerstörte sie. Der Herr von Schultenburg wurde auf einer Reise zum Erzbischof und im Geleite desselben von seinem Feinde, dem Herrn von Weelen, gefangen genommen. Der Erzbischof zog gegen Goelen, und bebrängte diesen Herrn so lange, bis er den Gefangenen frei herausgab. Kon Balmoden, einem Schlosse des Bisthofs von Hildesheim, aus beraubten die auf ihm Haulenden alle Vorübergehenden. Der Bischof von Hildesheim, von den Fürsten um Abhülfe ersucht, leistete diese nicht. Da sammelte Erzbischof Dietrich in Verbindung mit dem Bischof Albrecht von Halberstadt und dem Herzoge Magnus mit der Kette von Braunshweig, zweien Grafen von Anhalt und dem Grafen von Luerfurt zur Aufrechterhaltung des Landfriedens ein zahlreiches Heer. Dieses zog in das Hildesheimische, und erlitt in der Schlacht bei Dinklar (den 3. Sept. 1367) von dem kleinen Herrn des Bisthofs Gerhard von Hildesheim eine furchtbare Niederlage, da das große Heer auf seine Uebermacht vertraute und wenig Ordnung in sich herrschen ließ. Ein Graf von Anhalt und Hans von Hamersleben und viele andre fielen. Herzog Magnus, Bischof Albrecht, zwei von Haderborn, Herr Meinard von Schierfeldt, Nikolaus von Bismark, welche des Erzbischofs Hauptleute waren, auch der Hauptmann der Stadt Magdeburg und unzählige andre wurden gefangen ³⁹⁾. Nach der dinkler Schlacht kamen Erzbischof Dietrich und der Bischof von Hildesheim zusammen und unterbandelten um Frieden und Auslösung der Gefangenen. Bischof Gerhard hätte von den Gefangenen eine große Geldsumme erpressen können, aber dem Erzbischofe kam trefflich zu Statte, daß er bei dem Kaiser in solcher Gunst stand. Daher fürchtete Gerhard

34) Chron. Magdeb. p. 314. 35) Bilderzeiuch, S. 302. 36) Olearius, Halygraphia, p. 163—165. 37) Chron. Magdeburg. bei Leibnitz, T. III. Lacuna suppleta. Als Beispiel seiner Härte könnte gelten: was Hopenrod, Ann. Gerardi, bei Meibom, Script. T. II. p. 487 n. 455 von den festigen Erbschwestern erzählt, welche das Kloster Strenthe mit vier Erbschwestern von Magdeburg, Dietrich dem Erbkaiser, Peter dem Pfaffen, Ludwig dem Abtinerer und Friedrich gehob, weil Dietrich zur Zeit des Anfangs der Regierung Adelphus von Naube die benachbarten Gründe, 42er und 43er in West- und Klein-Kidoren, welche doch mit allem Recht zu Gertrude gehörte, in Besitz genommen, wenn nur der Antritt von Adelphus von Naube Regierung nicht ins Jahr 1374 fiel, was Dietrich bereits mehrere Jahre todt war. Doch könnte auch der Irrthum nur in der Stelle angebe liegen und Dietrich jenen Streit wirklich veranlaßt haben, den dann seine Nachfolger fortführten. 38) Hierher gehört auch folgende Aeußerung bei Dreßler, Schatzk. Chr. Die Bürger wollten im Thurm hinter dem Waidhofe aufsitzen, der Bischof aber ließ sie hinein. Die Bürger konnten doch das Ansehn als Verleeder beweisen, daß ein Vergleich früher abgeschlossen. Nach vielen Unterhandlungen sagte endlich der Bischof, er wolle selbst dahin gehen, daß man die Stadt besichtige, und sollten sie ihren Thurm bauen, wo sie wollten. Hätten sie zehn Thürme bei seinem Hofe stehen, die schädeten ihm nichts, wenn sie einzeln wären wie im Gegenfalle 40 Thürme nichts helfen würden, wenn sie unring wären.

39) Marten. v. B. u. A. Erst. Section. XXV.

37) Goelen nennt ihn das Chron. Magdeburg. Supplementum bei Leibnitz, T. III. p. 305. Tergastus, Serius Pontif. Magdeb. p. 598 nennt ihn Strien zu Epten. Erzbischof Dietrich über die Schlacht bei Dinklar im Art. Dinklar, Dinkler, Schlacht bei D. Egl. Bilderzeiuch, S. 354. Lacuna Chronici Magdeburgensis edita ex MSso suppleta bei Leibnitz, T. III. p. 749 und Chron. Magd. p. 345. Sachsendrenk bei Abel, Sammlung S. 189. Chron. S. Michaelis in Hildesheim bei Meibom, Script. T. II. p. 522. Das Chron. Ep. Hildesheim. et Abbat. Monast. S. Michael. bei Leibnitz, T. II. p. 500 läßt den Erzbischof Dietrich in der Schlacht gefangen werden, da doch selbst dieses zweifelhaft ist, ob er der Schlacht beigegeben hat, und sogar behauptet wird, daß letztere gar nicht stattgefunden. J. Gerdt, S. 44 und die von ihm angeführten Schriften. Doch auch der Erzählung bei Chron. Magdeb. ließe sich nichtig stellen, daß Dietrich mit den Hildesheimern eingebrungen. Das Bilderzeiuch führt ihn ausdrücklich unter denen auf, die in das Stift Hildesheim gezogen. Doch ließe sich dieses auch so erklären, daß Dietrich hier für sein Herz Kede. Möglicherweise, da es zweifelhaft bleibt, weil nichts erwähnt wird, wie Dietrich aus der Schlacht entkam, so im Arre oder zweifelhaft gelassen. Doch kann auch von Dietrichs Nichts nicht erwähnt worden sein, weil nichts Besondere dabei vorgefallen.

des Bischofes gewaltigen Einfluß, oder Tyrannei, wie Eggehard²⁸⁾ sich ausdrückt, und ließ sich billig finden. Für alle Gesänge, welche er gemacht, und von denen 76 aus der Gesindechaft (Familie) des Erzbischofes waren, wurden 6000 Mark reines Silber bedungen. Hiervon bezahlte für die Gesangen und die Kriegsschäden dem hildesheimer Stift Erzbischof Dietrich vor seinem Tode 3000 Mark, indem er hierzu 2000 von den magdeburger und hollersheim Wägern borgte. Merkwürdig, daß der vormalis so schätzbare Dietrich jetzt borgen muß! Ein deutliches Zeichen, daß er nach dem erzbischoflichen Stuhle gestrebt, nicht um Schätze zu sammeln, sondern daß er vormalis Schätze gesammelt hatte, um dereinst als Landesfürst wohlthätig wirken zu können. Die übrigen 3000 Mark, mit welchen die andern Gesangen sich lostauten, welche nicht in der Gewalt des Bischofs von Hildesheim, sondern anderwärts geführt waren, wie Ritter Heinrich von Alvensleben, Buss von Aseburg, Alverich und Gumpert von Wanteleben und viele Andre, blieben nach des Erzbischofs Tode seinem Nachfolger und der magdeburger Kirche zu bezahlen. (So hatte die unglückliche Schlacht bei Dinkelf Dietrichs Streben, das Christthum schulenfrei zu hinterlassen, vereitelt.) Den meisten von seinen Dienern, welche zwar nicht gefangen worden, aber sonst Schäden erlitten, erstattete er diesen noch bei seinem Leben. Durch Johannis von Hadmersleben umbeerdigt, der sich dieses Schloß mit allen seinen Rechten an den Erzbischof zurück. Seitendewandten nahmen es in Besitz. Da belagerte Dietrich die Burg, und erslangte durch gütliche Unterhandlungen das Schloß, nebst der dazu gehörenden Herrschaft, als freien Besitz der magdeburger Kirche. Auch kaufte er ganz für sie den vierten Theil am Schlosse zu Wanteleben für 200,000 Mark und ein daran liegendes Dorf für 100,000 Mark. Wahrscheinlich geschahen diese Käufe vor der unglücklichen Schlacht bei Dinkelf, obgleich sie das magdeburger Zeitsbuch nach derselben erzählt. Er starb nach langer schwerer Krankheit den 16. Sept. 1367, so nach dem gleichzeitigen magdeburger Chronicon und den meisten andern, nach Paul Lange im J. 1368, und dieses ist insofern wahrrscheinlicher, als die Schlacht bei Dinkelf erst den 3. Sept. war; wie hätte Dietrich noch vom 3. Sept. bis zum 16. Dec. mit dem schweren Krank sein können? — und ruht in dem Begräbniß, welches er zwei Jahre vor seinem Tode, hinter dem Chore der Domkirche hatte bauen lassen, und dessen Altar er mit einer reichlichen Stiftung zu seinem Gedächtnisse begabt²⁹⁾. Auch seine letztwilligen Verfüg-

ungen waren eines Erzbischofes würdig. Nicht minder hatte er durch Ernennung einer Regentschaft für die Zeit der Erledigung des erzbischoflichen Stuhles gesorgt, welches auch die Folge als sehr heilsam bewährte. (Ferdrand und Wachter.)

DIETRICH von Nien, Bischof von Berken, stammend aus der Stadt Nien¹⁾ (Nehem), von welcher ein Geschlecht sich nannte, im Stifte Paderborn, und welcher dem geistlichen Stande gewidmet, empfangen seine gelehrte Bildung mutmaßlich auf der damals berühmten Schule zu Göttingen, und erwarb sich die akademische Würde eines Magisters anararum scripturarum et legum²⁾. Im J. 1361 finden wir ihn zu Bonn residierend und von seiner Präbende lebend, und zum J. 1364 sagt er, daß er nach Aignen zurückgekehrt sei, seinen Rechtstreit gegen das bonner Capitul zu verfolgen, darum, daß es ihn von den Einkünften seiner Präbende suspendirt habe³⁾. Der päpstliche Hof, wenn er ihm auch nicht wieder zu dieser Präbende verhalf, sorgte doch andererseits für ihn, denn Dietrich nennt sich in seinem Nomen unionis Dioeceseos Lucensis clericus, hatte also hier ein Kanonikat erhalten. Um das Jahr 1371 wurde er an den päpstlichen Hof gezogen, denn er sagt in seinem Nomen unionis⁴⁾, daß er dem römischen Hof über 37 Jahre lang unter Gregor IX., Urban IX., Bonifacius IX., Innocentius VII. und Gregor XII. gedient habe. Von seiner Stelle, welche er dabeis selbst bekleidete, wird er Scriptor apostolicus⁵⁾, aliquot Paparum intimus Scriba⁶⁾, Secretarius apostolicus⁷⁾, Pontificis quondam scriba⁸⁾, Prototonarius Apostolicus⁹⁾, magnus curialis sacrieque

sich selbst habe sein demutendwerthes Gradmal (tumben) mit der Handschrift versehen und gelesen, so hat er wol ein dieses Receptarium für Dietrichs wichtigste Arbeit angesehen. Wenn Hermann van der Kinde (Chron. Abnol.) erzählt, daß Dietrich in dem von ihm gestifteten Kloster Siles in prager Sprengel gestorben, so hat zu dieser Erzählung wahrscheinlich auch ein in diesem Kloster seinem Stifter gestiftete Denkmal Veranlassung gegeben. Dieses hat wol auch die Veranlassung der Erzählung gegeben, welche Balthasar (Epitom. Rem. Bohem. I. III. c. 21. p. 568) aufbewahrt hat, Dietrich habe endlich Magdeburg verlassen, bei dem Kaiser Karl IV. sein Alter zugebracht, und im Frieden und fern von allen höchstgewaltigen Plänen; welche zwischen ihm und den Domschreibern ausgebrochen, der Welt überliefert gelöst.

1) Nach Georg Fabricius (Orig. Saxo. Lib. I.) wäre unser Dietrich ein Wägburger. Johann Hallerord (Spicilegium de Historicis latini) gibt ihm fälschlich den Namen Jo. von, und Balch (Biblioth. theol. T. III. p. 524) den Namen Robert. Seine Eltern, Tag und Jahr der Geburt sind unbekannt. 2) So nennt ihn Brunschwig; Magal Operis de omnibus Germanis Episcopatus episcopus. T. I. Nard. 1549. p. 294. Das Chron. Rpp. Verd. bei Lappenberg, Schatz. T. II. p. 221 nennt ihn Magister Theodericus de Nym, und so auch Angelhus. 3) Theod. de Nimen Chronicon bei Ecard. Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 1511, 1514. 4) In der letzten Abhandlung, welche Labrythrus druckt, Cap. 39. 5) Cuprianus, Histot. Frederici Barbarossae. 6) M. Placius, Catal. tost. vorit. 7) Von der Harde, Histot. concil. Constant. T. II. p. 297. 8) Auf dem Altarblatte (sine 1609 zu Steuburg in Letzt getrubten Historie sui temporis. 9) Ep. Johannis Lucensis episcopi et Cardinalis ad Theodericum a Nien bei Goldast, De monarchia Imperii. T. II. p. 1351.

28) Eggehard, Chron. Hildesheim. p. 761. 29) Das gleichzeitige Chron. Magdeburg., das Bitterpethsch, Zeqnotus, Kraus berichten, daß Dietrich im Dome zu Magdeburg begraben. Wenn daher Paul Lange (Chron. Citeau. bei Pistorius, S. 1218, wobei sich Gerike S. 51 in unaußgesehener Schwierigkeit verweilt, indem er den Paul Lange, den Verfasser des Chron. Citeau. und des Chron. Nordm. zum Verfasser des Chron. Magdeburg. macht) erzählt, Dietrich sei im Olfersdorfer Kloster zu Petrin (Pettin) in der Mark, wo er Probst gewesen, begraben; er

palatii auditor¹⁰⁾ genannt. Sich selbst nennt er in seinem Nomen unionis literarum apostolicarum abbreviator¹¹⁾, und der Zusatz am Ende seiner Chronik von fremder Hand ihn Theodericus, famosissimus literarum apostolicarum¹²⁾. Aus allen diesen Benennungen läßt sich schließen, daß er bei der päpstlichen Kanzlei zu Rom anfangs das Amt eines Secretaris verwaltete, und nachmals auch ansehnlichere Stellen bekleidet habe. Daß er eine Reise nach Griechenland gethan, läßt sich aus dem 36. Capitel seines Vadrinits schließen, denn hier tadelt er die Gebreden der griechischen Geistlichen und sagt, er habe sie persönlich gesehen. Von dem Papste Bonifacius IX. erhielt er im J. 1395 oder 1396 das Bisthum Verden, beständig im J. 1396 den Propst Johann Meyer zu Metzingen¹³⁾, residirte zu Lüneburg, und fertigte hier am 1. März 1397 ein noch ungedrucktes Synodalstatut aus, worin er sich Dei et apostolicas sedis gratia electus Verdensis¹⁴⁾ nennt. Am 17. Oct. 1397 war der lüneburger Abt Ulrich von Borelde: Vicarius domini Theodoricus in remotis agens¹⁵⁾, und noch im J. 1399 kommt sein Official vor¹⁶⁾. Das verdensche Bisthum muß er 1399, oder im folgenden Jahr aufgegeben haben. Konrad von Bixhe kam vermuthlich im letzten Jahre Dietrichs von Nien nach Verden, weil das Chronicon. Verd. Laneh. (S. 185) meldet, daß beide wegen der Possession miteinander streitig gewesen. Vielleicht war Dietrich von Bonifacius IX. und Konrad von dem Erzpapste Benedict XIII. ernannt¹⁷⁾. Ein dritter, Konrad von Soltau, brachte am Ende die Provision an sich. Das eben genannte Itzbuch und die verdensche Chronik bei Leibniz, S. 221, und andre erzählen die Veranlassung, daß Dietrich das Bisthum Verden aufgegeben, auf diese Weise¹⁸⁾. Als Bischof Otto von Verden, ein Sohn des Herzogs Magnus mit der Rette von Braunschweig-Lüneburg, im J. 1395 Erzbischof von Bremen und hieburch das Bisthum Verden erliebigt worden war, bezieht er denselben nach dem von verdenschen Bisthume gehörige Schloss Rothenburg im Besitze. Dietrich, der von dem Papste Bonifacius IX. das verdensche Bisthum erhalten hatte, richtete nichts gegen Ditz aus, und ward, bevor er zum vollen Besitze des Schlosses und zur

Diedenz gelangt war, vom Papste nach dem Bisthume Cambray versetzt. Doch wird Dietrich unter den Bischöfen von Cambray nicht gedacht¹⁹⁾. Daher stellt man die Vermuthung auf, daß Dietrich niemals in dieses Bisthum gekommen, sondern beständig am den Papst und in Italien geblieben sei, und dem Capitel daselbst die Regierung überlassen habe²⁰⁾. Gleichwohl war das Bisthum Cambray in dieser ganzen Periode besetzt. Der Bischof Amey, Petrus de Alliaaco, wurde am 2. April 1395 Bischof zu Cambray, und starb erst am 9. Oct. 1425²¹⁾. Dietrich hat also wol nur die Provision erhalten, oder es hat gar eine Verweisung seiner mit jenem Petrus statt gefunden, dem man auch damals das Wort: de necessitate reform. ecclesiarum. zugeschrieben hatte, dessen Verfasser Dietrich von Nien war²²⁾. Auf dem kölniger Concil, welches 1414 begann und 1418 endete, genoß er eines großen Ansehens, indem er viel durch Mund und Schrift vermedte. Aus verschiedenen Stellen seiner Schriften erhellt, daß er 1417²³⁾ noch gelebt habe; aber nirgends erwähnt er des Endes des kölniger Concils. Am Abende des dritten²⁴⁾ Junius schrieb er noch an seiner Geschichte de vita et satis Constantiensibus Johannis XVIII. Er ist also aller Wahrscheinlichkeit nach im J. 1417 nach dem dritten Junius gestorben, und zwar auf dem Concil zu Gelnhausen, wie Engelhus ausdrücklich bemerkt. Nach dem Zusage zu seiner Chronik wäre Dietrich zu Mastricht²⁵⁾ in der Kirche des heiligen Gertraudius, an welcher er Episcopus gewesen, begraben worden; seine Leiche mußte also von Gelnhausen dahin gebracht worden sein. Nach demselben Zusage war Dietrich Stifter des Hospitals der Deutschen zu Rom. Wenn Placcus²⁶⁾ ihn nur untermäßig gelebt nennt, so sah er ohne Zweifel hauptsächlich nur auf Dietrichs lateinischen Styl, ohne die Zeit, in welcher Dietrich lebte, und seine vorzügliche Kenntniß der Gesetz, durch welche er sein Glück machte, in Anschlag zu bringen. Doch kann er ihm den Ruhm der Glaubwürdigkeit nicht versagen, worin auch andre, wie Schard, Balch²⁷⁾, von der Hand²⁸⁾ u. übereinstimmen. Mainzburger, des Jesuiten, Eifer für die Ehre des römischen Hofes war zu groß, als daß sein Urtheil über Dietrich Gewicht haben könnte²⁹⁾. Auch Rambach³⁰⁾

10) Engelhus, Chron. universale. 11) Cuspinus, Hist. Ottonis M. p. 154. 12) Ap. Theod. ap. Theod. de Nien Chron. p. 154. 13) S. Eysmann, Historische Nachrichten vom Kloster Metzingen, S. 47. 14) Archiv. St. Michael, benutzt von Wedekind, Chronographie der Bischöfe zu Verden, in seinen Notiz zu Geschichtsschreibern des Mittelalters. 1. Bd. S. 128. Wenn Dietrich im letzten Buche de schismate clausi Episcopos Verdensis electus geteilt, ohne ihn jedoch zu nennen; so redet er alter Bischöflichkeit nach von sich selbst. Balinius, Epistol. rerum Bohem. Lib. III. c. 2. p. 881 nennt ihn vollständig Episcopos Verdonensis, eine Verwechslung, von der sich auch Beispiele bei andern verdenschen und umgekehrt auch bei verdenschen Bischöfen vorfinden. 15) Schöpfke, Chronicon von Borchum, S. 315. 16) Schöpfke, Lüneburg. Stadt-nachricht. 2. Bd. S. 128, Nr. 13, nach Wedekind S. 128. 17) Wedekind, S. 129. 18) Kranius, Metropolis, Lib. X. c. 42. Buechmann, Germania. Sac. Part. I. p. 23. Kruschius, Magni operis de omni. Germ. Episc. epit. p. 224. Acta Synodalia ecclesiae Osnabrugensis.

19) So wissen die Fratres Somartheani in Gallia christiana nichts von ihm. 20) Die verdenschen Bischöfe Dietrichs von Nien Leben und Schriften, in: Atlas und Necrol. aus dem Erzpapstlichen Ermen und Verden. 7. Bd. S. 180. 21) Herra. v. d. Hardt, Rer. Concil. Constant. T. I. P. VII. p. 464, 480. 22) Wedekind, S. 128. 23) Nach dem Zusage²⁴⁾ sehen Gelehrtenliteratur wäre er 1416 den 4. Juni gestorben. Der Zusatz zu Dietrichs Chronik setzt seinen Tod noch irriger ins Jahr 1400. 24) Daher wol nimmt Zöcher den 4. Juni als Dietrichs Todestag an. 25) Trajecti Leodiceis ecclesiae, Buechmann zu Theod. de Nien Chron. p. 154. 26) Placcus Hylarius, Catal. Testum Veritatis. Diese Stelle, sowie die Stellen von Cuspinus, Engelhus, Krusch, Balch u. Schard, tritt Weichom in seiner Narratio de Theodorico de Nien in den Script. Rer. Germ. S. 14. zusammen. 27) Balch, Gesch. der Päpste, S. 823. 28) Von der Handt, Hist. Conc. Const. T. II. p. 295. 29) Mainzburger Verweis aus Godelinus Personae betriecht (Videm a. a. D. S. 4. 30) Rambach, Fortsetzung der Borenschen Geschichte der Päpste 18*

Beweis, welcher Dietrichen einiger Parteilichkeit beschuldigt, ist nicht zuwiderläufig geführt. Seine Schriften³¹⁾, durch welche er mächtig gewirkt hat, sind folgende: 1) De necessitate reformationis ecclesiasticae in capite et membris; zuerst im Druck erschienen durch von der Hardt³²⁾ in Hist. Concil. Constant. T. I. P. VII. 2) De Schismate libri tres; vollendet 1408, enthält vorzüglich die Geschichte der Päpste Urban VI. und Clemens VII. von 1378—1410, erschien zuerst in Drucke 1532 zu Nürnberg in Fol. Simon Scharbius, welcher 1506 zu Basel in Fol. wieder abdrucken ließ, vermehrte seine Ausgabe durch Hinzufügung des vierten Buches, welches den Titel Nemo³³⁾ unionis führt, und von dem die sechste Abhandlung Labyrinthus überschrieben ist. Nach des Scharbius Ausgabe ist es 1566 zu Basel in Fol., 1592 zu Nürnberg Fol. und 1608 und 1619 zu Straßburg in 8. wieder aufgelegt worden, und zwar die beiden letzten Ausgaben unter dem Titel: Theod. a Nisem, Pontificis quondam scribae, Episc. Verd. historiar. sui temporis libri IV., und erläutert durch die Commentaren des Zabarella und des Joh. Marius. Doch geben alle diese Ausgaben das Werk sehr verstümmelt und voller Fehler, wie aus der Vergleichung mit der gotthard Handschrift erhellt³⁴⁾. Diese Schrift Dietrichs hat den päpstlich Feindten so wenig zugelegt, daß sie es unter die verdorbenen Bücher der ersten Classe zu setzen nicht unterlassen haben³⁵⁾. Besondere Stücke sind aus dieser Schrift Dietrichs herausgegeben worden: 1) Excerpta de Gestis Ottonis Tarentini, Ducis Brunsvicensis³⁶⁾, aus dem ersten Buche De Schismate, von Reibniz seinen Script. rer. Brunsvic. T. II. p. 50—56 einverleibt; 2) De potestate Pontificis atque Imperatoris et au Imperator in temporalibus subit Pontifici; aus dem dritten Buche de Schismate findet sich nebst Epistola Johannis, Leodiensis Episcopi et Cardinalis, ad Theodericum a Nisem, Protonotarium ecclesiae Rom. Quatenus Papae sit obediendum? bei Goldast, de monarchia Imperii. T. III. p. 1376—1379. 3) Exhortatio ad Rupertum, Regem Romanorum, herausgegeben von Goldast a. a. D. T. II. p. 1381—1384. 4) Privilegia aive jura circa investituras Episcopatum et Abba-

tiam³⁷⁾, herausgegeben von Sim. Scharbius; Sylloge de jurisdictione imperii, (Basel 1566 in Fol. und Straßburg 1609 und 1618 in 4.) 5) Chronicon, eine Chronik seiner Zeit, ist, obwohl sich nicht auf die Päpste und Kaiser beschränken, unter dem Titel: Vitae Pontificum Romanorum a Nicolao IV. usque ad Urbanum V. et inde ab Anonymo usque ad annum 1418 continuatae, additis Imperatorum gentis, als Fortsetzung zu Continatio Chronici Marini Poloni, von Eneasius, Corp. Hist. Med. Aev. T. I., herausgegeben, wo die Dietrichsche Arbeit von S. 1461—1514 reicht. 6) Historia de Vita Joannis XXIII. zuerst herausgegeben und mit Erläuterungen von Heinrich Reibom dem Ältern 1628 zu Frankfurt in 4., wiederholt von dem Jüngern Enkel, Heinrich Reibom dem Jüngern, in Ber. Germ. Hist. T. I. p. 5—52, und durch von der Hardt, Hist. Concil. Constant. T. II. P. XIV. p. 336. Es bildet dieses Geschichtswerk³⁸⁾ Dietrichs eine Fortsetzung seines größten Werkes de Schismate, und beginnt: Nunc restat etc. 7) Invectiva in diffugientem e concilio Joannem XXIII., aus den beiden beidmahligen Handschriften durch von der Hardt, Hist. concil. Constant. T. II. P. XIV. p. 336 herausgegeben. 8) Commentarius de regionibus orbis et qualitatibus habitantium in eisdem wird von Dietrich im 35. Capitel seines Labyrinthi erwähnt, ist aber so wenig gedruckt, daß man selbst nicht einmal weiß, ob es noch irgend in einer Handschrift sich findet. (Ferdinand Wächter.)

DIETRICH von Horn, Bischof von Osnabrück, war Propst dieses Hochstiftes zur unglücklichen Zeit, als Bischof Melchior vom Grafen von Jöls gefangen war, und unterhandelte um dessen Loskaufung. Zum Verweiser des Stiftes ward der Graf Dietrich von der Wart bestellt, der für ihn das Lösegeld, und nachmals ihm einen jährlichen Gehalt bezahlte. Melchior suchte diesen Vertrag umzu stoßen, ungeachtet der Verweiser das Stift gut verwalte, und that eine Reise nach Rom. Der Papst Gregor XI. aber versetzte ihn nach Schwertin. Nun ward der kriegerische Propst des Stiftes, Dietrich von Horn, zum Bischof erwählt und von genanntem Papste bestätigt. Ihm wick der Verweiser Graf Dietrich von der Wart, welchem, wie billig, die Summe, die er zur Loskaufung Melchior und zu andern Nutzen des Stiftes verwendet, zurückgezahlt wurden. Zu diesem Behufe wurden wieder gewisse Schlichter verhandelt und das Stift gesplittet. Daher machte zur Wiedererwerbung Dietrich von Horn mit Hälfte der Ritterchaft und der Stadt Osnabrück die größten Anstrengungen und Aufgaben. Der vergrößerungsfüchtige Graf Otto von Ardenburg war nach dem Beispiele seiner Ahnen dem Stift Osnabrück vorzüglich beschwerlich gemorden, seitdem er als Gemahl der Tochter des Herrn Simons von der Lippe

8. Bd. S. 491. Bgl. dagegen Dietrichs v. R. Leben u. Schr. im XII. u. Neu. a. h. p. Br. u. B. a. a. D. S. 182.

31) Die beste Nachricht von Dietrichs Schriften hat Fabricius (Bibl. lat. med. et inf. aetatis. Vol. V. p. 399) gegeben, und sie wurde in der Schrift, welche wir in der vorhergehenden Note erwähnten, S. 182—186 mit Zusammern und Zusätzen berichtet. 32) Von der Hardt sah diese Schrift anfangs für eine Arbeit des Petrus ab Allaco an, glaubte aber nachmals seinen Irrthum: s. Prolegom. p. 28 und im Werke selbst S. 434. 33) S. Eccardus, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. Praefat. No. 21. 34) Oudinus, de Script. aev. T. III. p. 1256 nennt es fälschlich Nemo unionis. 35) S. Novus index librorum prohibitorum in der reibnizischen Ausgabe der Decret. concil. Trident. von 1647, S. 125. 36) Wegen der hiesigen Verhältnisse führt Engelgus (Chron. der Lahnstadt, Script. Brunsvic. T. II. p. 1108) Dietrichs Werk De Schismate unter dem Titel Chronica an. Ihn selbst nennt er M. Thydrius minor, welches letzter sich aber nicht in allen Handschriften findet.

37) Besonders bemerkendwerth findet man an diesem Werke, daß Dietrich darin berichtet, wie man zu Rom eine Stelle in memoriam partus Papiae geset, und daß Dietrich der erste ist, der dieselbe geschrieben habe, s. C. Segutarius, Introduct. in Hist. eccles. T. I. p. 600. 38) Bgl. diesen Dietrich hat die Nachricht in der hamburgischen Bibliotheca historica. Centur. IX. p. 250.

das Schloß Kade als Mitgift seiner Gattin unter gewissen Klauseln und Bedingungen erhalten, hatte sich aller Schlösser und Güter des Stiftes mit Ausnahme der Stadt Dönaabrück und des Städtchens Quadenbrück unterzogen, und wollte sie, vom Bischof ersucht, nicht zurückerkennen. Hieraus entflammte ein großer verderblicher Krieg zwischen dem Erzbischof und den Söhnen auf der einen, und dem Grafen Otto und seinem Sohne, dem milden Nikolaus, der selbst seinen Vater in Haft zu legen sich nicht scheute, auf der andern Seite. Der Bischof belagerte mit Hülfe der Söhne im Umkreise einige Schlösser, auch die Stadt Dönaabrück; allein viele wieder und schreckliche Schäden durch Raub und Brand geschahen sowohl im Stifte Dönaabrück, als in der Grafschaft Zedlenburg. Eine so erbitterte Feindschaft herrschte, daß auf beiden Seiten die Gefangenen gehängt wurden. Dabei zogen sich vom Dienste der Herren die Rittersleute und Mannen gänzlich zurück. Die Ohren von dem Rath und der Stadt Dönaabrück wurden, als sie gegen den Grafen ausziehen wollten, bei dem Thor an der Hufe und dem Hospitale des heiligen Geistes von des Grafen Leuten durch List gefangen, in Zedlenburg eingekerkert und auf Bitten der Herren und Freunde losgelassen. So hörte das Hängen auf und die Gefangenen lösten sich durch Verkauf oder Tausch. Der Graf, seitdem mächtig und reich und im Besitze der Schlösser Kloppenburg, Döta, Snappen und der Bogatter Feste, that in dem Stifte Dönaabrück, und umgekehrt der Bischof in der Grafschaft solche Schäden, daß man nach einem Jahrhunderte die Spuren zeigte. Das Stifte Dönaabrück wurde, seitdem es Graf Dietrich von der Mark dem Bischofe Dietrich überlassen und die Schulden abgezogen, während Graf Otto von Zedlenburg alle Schlösser inne hatte, so geschwächt, daß Einer von Seiten des Grafen den Vorschlag zu thun sich nicht scheute, der Bischof sollte die geistlichen Einrichtungen ausüben, ihm (der den Vorschlag that) eine gewisse Quote angewiesen werden, und der Graf die Schlösser und andere Einkünfte haben, und ewiger Beschützer der Kirche sein. Doch beide hatten in dem tapfern und kriegerischen Dietrich von Horn ihren Retter gefunden, der mit Hülfe seiner Mannen und der Stadt Dönaabrück siegte und alle Schlösser wiedergewann. Dietrich zeigte sich in der Vertheidigung des Stiftes nicht nur hüth, sondern richtete sein Betragen nach den verschiedenen Umständen ein. Wo er durch Gewalt nicht siegen konnte, rührte er das Herz der Färsen durch Bitten, und erhielt so den Frieden. Aufrührerische Unterthanen warf er zu Boden, und ließ selbst das Blutgericht gegen Empörer in Ausübung bringen. Den Johann von Bodtke, welcher einen von Ruda umgebracht, sich um den Bischof nicht kümmerte und weder Gotte noch den Menschen bessern (Genugthuung leisten) wollte, ließ er ächten, verurtheilen und zu Quadenbrück enthaupten, wozin sich der Bischof selbst mit 300 Ritters begab. Die von Dandern genannt, welche den Propst Rake ermordet, trieb er, da er sie fangen konnte, ins Elend, und wollte sie, so lange sie nicht Buße thaten, nie wieder in die Diözes aufnehmen. Dem Bischofe Florenz von Dönaabrück leistete er Beistand gegen

den Burggrafen zu Stromberg, der auch gegen den Bischof von Dönaabrück Unthaten verübte und Gotteshausleute beiderlei Geschlechts und Burgmannen nicht verschonte. Sie vertrieben den erst mit dem Banne, dann mit Excommunication belegten Burggrafen aus Stromberg, und ließen seinen großen Thurm zerstören und das Schloß Krassenstein einnehmen. Durch den Landfrieden, welchen damals die geistlichen und weltlichen Fürsten in Weßfalen unter Vorforge des Bischofs Heinrich von Paderborn und des Kaisers Karl IV. aufgestellt, war gegen den, welcher Gewalt gegen Äbtzen, Gotteshausleute, Kaufleute, Pilger und Adreute und ihre Habe übte, die Strafe des Hängens festgesetzt. Diesen geschwornen und durch kaiserliches Decret bekräftigten Frieden hatte der Burggraf von Stromberg durch viele Unthaten gebrochen. Ihn, von den Bischöfen von Dönaabrück und Münster ins Elend getrieben, nahm Graf Otto von Zedlenburg auf, legte ihn in das Schloß Kade, und verhinderte ihn nicht, Unthaten zu verüben. Weil der Graf ihn und auch noch andre Räuber in Kade begte, belagerten die Bischöfe Dietrich von Dönaabrück, Florenz von Münster und Heinrich Spiegel von Paderborn und der Graf von der Mark im J. 1379 die Burg Kade, zerstörten die Stadt, und nöthigten durch sechsmonatliche Belagerung der Burg den Grafen von Zedlenburg zur Zahlung einer gewissen Summe Geldes für Aufhebung der Belagerung und zum Eingeben des Vertrages, daß er den Burggrafen in seinem seiner Schlösser begen durste, und die der Kirche und den Gotteshausleuten zugehörigen Schäden ersetzte. Vor jener Belagerung hatten Florenz und Dietrich im J. 1377 Rathburg, das Schloß Haselbeck und die Stadt Verbmell in der Fehde gegen den Grafen Otto zertrübt, und da er jetzt den wegen Kades geschlossenen Vertrag nicht hielt, wurde ihm von neuem Fehde angelegt. Unterdessen begab sich der nach Utrecht versetzte Florenz dahin. Da verfolgten im nächsten Jahre darauf (1480) Bischof Dietrich, die Dienstmannen und die Stadt Dönaabrück die Aufnahme des Burggrafen, und trieben ihn zuerst über die Weser, dann nach dem Schlosse Grubenhagen, und so nach Söhlen. Ungeachtet Bischof Dietrich an des Florentius Nachfolger im Bisthume Münster, dem Böhmen Potho von Potenstein, seinen Helfer fand, beharrte er doch fest bei seinem Vorhabe, das Stifte mit bewaffneter Hand zu vertheiligen. Potho's Nachfolger, Heinrich Wolf, verband sich mit Dietrich. Sie belagerten Schloß und Stadt Klinge, und zwangen den Grafen von Zedlenburg zur Eintracht. Auch Dietrich und Florenz leisteten sich noch gegenseitig Beistand. Erstres mit Erstrem verkehrte die Grafschaft von der Mark, und zerstörte das Dorf Weßhofen. Der Grund des Krieges gegen den Grafen Dietrich von der Mark, der auch ein treuer Vertheidiger des dönaabrücker Stiftes war, ist unbekannt. Daher ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß ihm das Geld, mit welchem ihm das Stifte für Dietrichs Loskaufung verbunden, nicht völlig bezahlt gewesen, und hieraus der Krieg entflamte, so daß Bischof Dietrich sich genöthigt gesehen, sich zu vertheiligen. So Erdmanns Vermuthung. Doch wenn er

gleich darauf erzählt, obgleich Dietrich dem Bischofe von Münster gegen den Grafen von der Mark, der damals in das Stift Münster eingingen, auf das Bereitwilligste Hülfe geleistet, sei doch Heidenreich jener und vieler anderer Wohlthaten uneingedenk gewesen, so kann auch Dietrich bloß darum mit dem Grafen von der Mark in Krieg verwickelt worden sein, weil er zur Befstandsleistung für seinen geistlichen Bruder sich verpflichtet hielt. Da der Graf von Tecklenburg nicht abließ, die Krute des Stiftes Döna-brück zu beschädigen, so wurde er vor das Freigrafengericht geladen, erschien aber gegen die Statuten des Gerichtes mit vielen Bewaffneten, so daß Dietrich sein Recht nicht verfolgen konnte. Im J. 1381 war großer Streit zwischen den Capiteln und der ganzen Geistlichkeit der Stadt Döna-brück auf der einen, und dem Rath und der Bürgerschaft auf der andern Seite über die von der Geistlichkeit zu tragenden Lasten. Die Stadt hatte, als sie die Schlüssel des Stiftes wieder-erobert halt, große Schäden erlitten, und konnte auch bei dem, was die Stadt besorrand, auf ihre Kosten nicht bequem Hülfe leisten. Daher wollte sie auch die Patrimonialgüter zur Mitleidenheit ziehen. Die Geistlichkeit schätzte die von den Päpsten und den Kaisern erhaltene Freiheit vor. Dieser Streit veranlaßte die Stadt schon zur Ausübung seiner Feindseligkeiten gegen die Geistlichkeit, und um größte zu vermeiden, ließ Dietrich doch Ritterleute als Schiedsmännern den wichtigen Vertrag von 1381 ablassen. Ohne vorhergehende Ansetzung von Fehde und nichts argwöhnend wurde der Bischof auf einer Reise zwischen dem Schlosse Gronenberg und der Stadt Melle, bei einem Dorfe, von den Burgmannen auf Limberg gefangen und auf die Limburg gebracht. Als er schon im Burgtore war, wollte der von dem Busche den Fehdebrief auf das Schloß des schon gefangenen Bischofs senden. Dieses merkte Dietrich und soll zum Knechte gesagt haben: „Gib mir den Brief! er ist an mich!“ und fügte hinzu: „Ja, ja! er ist zeitig genug geschickt!“ Nach gepflognen Unterhandlungen erhielt der Bischof für 600 rheinische Goldgülden seine Freiheit, und brach in die Worte aus: „Nann man es eine Bitte nennen, ist sie zu lästig; doch als Abseß des Bischofs von Döna-brück ist es ziemlich mäßig.“ — Graf Otto von Tecklenburg fuhr fort, die Unterthanen der Bisthümer Döna-brück und Münster zu berauben, und viele Schäden geschaden von der Kloppenburg aus. Zur Eroberung derselben vereinigte sich die Bischöfe Dietrich von Münster und Otto von Döna-brück und die beiden genannten Städte, und kamen dahin überein, daß im Falle der Einnahme jeder Bischof und jede Stadt den vierten Theil an der Burg erhalten sollte. Mit Hülfe der Burgmannen zu Quadenbrück und Bötia belagerten und eroberten sie die Kloppenburg, und jeder Theil setzte seinen Drost dahin. Der von der Döna-brücker Seite war Nikolaus Delmeim, der aber aus Mangel die Burg zum großen Nachtheile des Stiftes und der Stadt verließ. Diese beiden schädlichen Unterhandlungen wurden im J. 1398 zwischen den Bischöfen geführt. Der Bischof von Döna-brück gab für die geringen Rechte, welche das münster-

sche Stift an Bötia hatte, sein Recht an der Kloppenburg auf. Da wieder Krieg währte und Nikolaus, der Sohn des Grafen Otto von Tecklenburg, der die Tochter des Grafen von Bötia, die Schwester des Erzbischofs Dietrich von Köln zur Frau hatte, hinzukam, verbanden sich die Bischöfe Dietrich von Döna-brück und Otto von Münster im J. 1400 von neuem, und belagerten die Tecklenburg. Otto eroberte Schloß und Stadt Brevergen, so auch einige mit Befstand des Herzogs von Braunschweig, des Grafen von Schaumburg, der Grafen von Hoya &c. Daher schloß der Graf zu Tecklenburg mit den Bischöfen von Döna-brück und Münster einen Friedensvertrag, wie das münsterische Capitel ihn ausbedarft. In demselben Jahre leistete Graf Nikolaus vor dem Gerichte zu Münster einen körperlichen Eid, daß weder er noch seine Erben irgend etwas gegen den Bischof Dietrich, die Dienstmannen und Stadt Döna-brück wegen Einnahme der Schlüssel Kloppenburg und Döta unternehmen, und daß er die Gerichtsbarkeit des Bischofs und der Prälaten und die Synodalen nicht verhindern wollte, auch daß der Kaplan zu Iburg den dritten Theil der Opfer zu Tengerke an den ersten Lesern und am Tage der heiligen Margaretha ungehindert sollte einnehmen können. So gelang es Dietrichen, die Kriege mit dem Grafen zu Tecklenburg zu beendigen, und war dabei alt geworden. Bei der tapfern Vertheidigung der Kirche hatte er selbst seinen Körper nicht verschont. Da Krieg vorgeht, so war der tapfere Krieger, wenn das Geinige nicht zureichte, genöthigt gewesen, auch das Vieh der Ervingen für seine Küche hinzunehmen zu lassen. Vorzüglich schonte er die Capitularien und Mithrader nicht, welche ihm nicht die gehörige Hülfe leisteten. Dieses versparten einige bis auf die Zeit seines Alters auf, und singen nun an zu murren. Da rief er den Grafen Wilhelm von Ravensberg als Coadjutor herbei, und die Schaae seiner Gegner ruhte. Dietrich besetzte die Hunteburg, baute Thurm und Kammer, und stiftete daselbst eine Kirche mit Burgmannen. In der Ruhestadt des bischöflichen Hofes ließ er Hof und Schlafgemach erbauen. Er starb den 2. Januar 1402. Seine Grabchrift lautet:

Tu cras post Prisca moris praesul Tideron,
Ex Horae dictus, bis II post mille quater C
Onaburgensis, utinam super sacra potens sis,
De dono Christi pastor bonus: ipse fuisti *).

(Ferd. Wächter.)

DIETRICH von dem Werder, geb. zu Werderhausen den 17. Jan. 1584, erhielt bei dem Statthalter zu Cassel, Hans von Bodenkhausen, seine erste Erziehung. Er ward hierauf Page bei dem Landgrafen Moriz. Zu Marburg und auf einer spätern Reise durch Frankreich und Italien ward er wissenschaftlich gebildet und erwarb sich besonders gründliche Sprachkenntnisse. Zum Kammer-

*) *Erwin Erdmann*, Chronica Onaburgensium, bei Meibom. Script. T. II. p. 238 — 240. Dasselbe f. S. 239 u. 240 die Eidenlungen, welche Dietrich machte, um sein Erbkönigthum zu erhalten, und auf die, als zu weit führend, wir nur im Allgemeinen hindeuten können.

junker und Stallmeister ernannt, trat er 1610 in Kriegsdienste, und stand als Rittmeister vor Jülich. Nach beendigtem Feldzuge befehligte er zu Gassel die Stelle eines Oberhofmarschalls und Seckemarschalls. Nachdem er in mehreren Sendtschaften sich als praktischer Geschäftsmann gezeigt hatte, zog er, als der 30jährige Krieg ausbrach, sich auf seine Güter zurück. Dort lebte er, ohne Militärdienste oder eine unwürdige Anstellung zu suchen, eine Zeit lang als Privatmann. Doch trat er, durch den in ihn abgeschickten General Banner aufgefordert, nach der Schlacht bei Leipzig in die Dienste des Königs Gustav Adolf von Schweden, der ihm ein Regiment verlieh. Die militärische Laufbahn scheint ihm indes nicht lange behagt zu haben; bereits im J. 1635 trat er, nachdem er seinen Abschied genommen, wieder zurück in die Dienste seines Hofes. Von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm zum Geh. Kriegsrathe, Obersten und Amtshauptmann zu Alt-Sabersleben ernannt, lebte er seitdem, allgemein geehrt, seinen literarischen Studien. Er hinterließ, als er den 18. Decbr. 1657 im 74. Lebensjahr auf seinem Gute Reindorf starb, eine Uebersetzung von Lasso's berühmten Jerusalem und von den ersten 30 Gesängen des römischen Eclaud, von Ariost. Kaiser Ferdinand II. nahm das erstgenannte Werk, welches der Verfasser ihm persönlich überreichte, huldvoll auf¹⁾. Das zweite gehört zu den literarischen Seitenstücken. Nicht leicht dürfte Dietrich von dem Werder von einem seiner Zeitgenossen, selbst von Düg nicht, in der Kunst des poetischen Stils übertroffen worden sein, wie sie in seinen Uebersetzungen hervortritt, durch welche das deutsche Publicum zuerst zwei berühmte ausländische Dichter, zwar unvollkommen, doch unversehrt kennen lernte. Unachtet der die und da veralteten Sprache ist das Original im Allgemeinen mit sehrer Treue nachgebildet in regelmäßigen achtzeiligen Stanzzen. Nur darin gab er dem Geschmack seiner Zeit nach, daß er statt des fünffüßigen jambischen Verses der Italiener den Alexandriner wählte. Nicht mit gleichem Glücke, wie in jenen Uebersetzungen, die fast von größerm Werthe sind, als der größre Theil der erzählenden Gedichte in deutscher Sprache, welche jener Periode angehören, verfuhrte sich Dietrich von dem Werder als geistlicher Dichter in „Hundert Sonetten vom Krieg und Sieg Christi,“ in „Sieben Ruchpsalmen, Vierundzwanzig trostreichen Freudenwägen über die Stunde des Todes“ und ähnlichen poetischen Producten. (Heinr. Döring.)

DIETRICH, Fürst von Anhalt-Dessau, der dritte von den fünf Heidenköhnen F. Leopolds I., wurde den 2. Aug. 1702 geboren. Schon 1716 trat er als Oberlieutenant in böhmische Kriegsbataillone, welche er 1718 mit den preussischen verkaufte. Im J. 1721 erhielt er den Befehl über seines Vaters Regiment, wurde 1722 Oberst, und 1730 Inhaber eines eignen Infanterieregiments; 1734 und 35 wohnte er den Feldzügen am Rhein als Freiwilliger bei, und wurde 1738 zum Generalmajor ernannt. Im ersten schlesischen Kriege kämpfte er tapfer in der Schlacht bei Molwitz (10. April 1741), und ebenfalls er in derselben durch den Stof eines feindlichen Dragonersperks eine starke Quetschung erhielt, so unterzog er sich doch allen Beschwerden des Krieges; er war thätig bei der Belagerung von Brieg, zwang Reize zur Übergabe (Dec.), und der König ernannte ihn für diese Verdienste zum Generalleutnant und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden. Im Januar 1742 brach er nach Mähren auf, drang im April in Ungarn ein und schlug überall die entgegenstehenden Feinde; als aber der König sich aus Mähren zurückgezogen hatte, mußte ihm auch F. Dietrich unter beständigen Gefahren folgen und sich nach Obersiebenbrunn ziehen. Nach dem dreitägigen Fiebern kehrte er in sein Standquartier nach Bielefeld zurück, wo er ständige Wundenheilungen hielt bis zum Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges; aber erst in der Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) fand er Gelegenheit, sich wieder auszuzeichnen und wurde für seine Tapferkeit zum General von der Infanterie ernannt. Im October n. J. ging er nach Aachen, um sich wegen der bei Molwitz erhaltenen Quetschung des dortigen Bades zu bedienen; als er aber die Nachricht erhielt, daß das Herz seines Vaters sich bei Halle zusammenzettelte, eilte er sogleich dahin und brach mit seinem Vater nach Leipzig auf. Nach der Capitulation dieser Stadt erhielt er die Oberaufsicht über das General-Feld-Kriegscommissariat, in welchem Amt er sich ebenso thätig für die Zwecke seines Königs, als schonend und menschenfreundlich gegen die Sachsen zeigte. Bald nach dem Siege bei Kesselsdorf (15. Dec.), mit welchem F. Leopold seine kriegerische Laufbahn krönte, erfolgte der Friede (25. Dec.) zu Dresden, und nach dem Tode F. Leopolds (9. April, 1747) wurde F. Dietrich zum Generalfeldmarschall ernannt. Alsdenn da sich seine Gesundheitsumstände immer verschlimmerten, so suchte er

1) Der Titel dieser Uebersetzung lautet: Städtische Hetzung in das heilige Land. Frankfurt am Main. 1636. 4. Neue Auflage, unter dem Titel: Gerichte oder erlöbte Jerusalem. Deutsch. Buchdruck. Vom zweiten mal gedruckt. Frankfurt am Main, gedruckt bei Caspar Melein, in Verlegung Johanna Pfeffer. Anno MDCLJ. 4. Mit 24 Kupfern. 2) Hierher vom römischen Meland, wie folgt von dem hochberühmten Poeten Ludovico Ariosto in seiner Sprache u. s. w. hietlich beschrieben. In deutsche Prosa übersezt. Das Werk ward zu Leipzig in drei Abtheilungen in 4. gedruckt; aber, was besondrer Verdienst haben muß, die erste Abtheilung mit der Jahrszahl 1636, die zweite mit 1634 und die dritte wieder mit 1636. 3) G. Rummers deutschprossischer teutscher Volksbaum, Seite 232, 452 fg. 4) Schottels ausführliche Arbeit von der teutischen

Hauptsprache, S. 1175 fg. 5) Adula, Adelshistorie. 1. Theil. S. 1028 fg. 6) Zehler, Universalhistorie aller Wissenschaften und Künste. 55. Bd. S. 381 fg. 7) Zehler, Allgem. Gelehrtenlexikon. 4. Th. S. 1895 fg. 8) Neumesier, Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis, p. 111. 9) Hertz, Hymnopoegraphia. T. III. p. 408. 10) Richter, Kritik geistlicher Lieder. S. 411 fg. 11) Neue literar. Handlexikon (Juni 1785). 4. Th. S. 916 fg. 12) Kötner, Charakter teutscher Dichter und Prosaisten. S. 129 fg. 13) Lebens, Verken teutscher Dichter und Prosaisten. 5. Bd. S. 305 fg. 14) Heine, Döring, Gelehrte teutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 220 fg. 15) Bouterwek, Geschichte der Poesie und Prosa. 10. Bd. S. 257 fg. 16) H. Horn, Die Poesie und Prosa. 1. Bd. S. 311 fg. 17) Kammann, Literar. Handwörterbuch der vornehmsten Dichter, S. 56.

schon 1748 um Entlassung nach, welche ihm anfangs auf das Ehrenwölfe abge schlagen, aber auf sein wiederholtes Gesuch (27. Dec. 1750) endlich gewährt wurde. Bald wurde seine Gegenwart in Dessau nöthig. Sein ältester Bruder Gustav war als Erbprinz 1737 gestorben, sein zweiter Bruder, Leopold Maximilian, starb nach einer kurzen Regierung 1751 und hinterließ nur unmündige Kinder, und so mußte J. Dietrich die Regierung des Landes und die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten übernehmen. Beide verwaltete er zur völligen Zufriedenheit des Landes und des Hauses (bis 1755), denn die Eigenschaften seines Geschlechts: Tapferkeit, Wirklichkeit, Gerechtigkeit, Keuschheit und Frömmigkeit zeichneten auch ihn aus, und die kindliche Liebe, welche J. Leopold Friedrich Franz seinem biederem Oheim immer bewiesen hat, ist ein gültiges Zeugniß für seine Verdienste. J. Dietrich starb unvermählt den 2. Decbr. 1769.

(H. Lindner.)

DIETRICH, (Christian Willh. Ernst), Maler, geb. zu Weimar 1712, erhielt den ersten Unterricht in dieser Kunst von seinem Vater; als dieser aber nach Dresden zog, übergab er den Sohn dem Alexander Abile. Aber aber als der Unterricht dieses Meisters half ihm sein eigenes Genie; denn schon als 12jähriger Knabe malte er einen trinkenden Bauer in niederländischem Geschmache, welcher von Voetius in Kupfer gestochen wurde. Eine Zeichnung zu einem Dianasbade, welche er in seinem 18. Jahr in Gegenwart des Königs August in vier Stunden ausführte, erwarb ihm den Titel eines Hofmalers; Graf Brühl ließ von ihm viele Gemälde für seine Schlösser ausführen, die aber im siebenjährigen Kriege theils zerstört, theils geraubt wurden. Im Jahre 1733 bewirkte zwar der Graf die völlige Anstellung des jungen Künstlers als Hofmalers; da aber zu derselben Zeit in Dresden die italienischen Künstler den Vorzug erhielten, schloß sich Dietrich gekränkt, und ging nach Weimar zurück, um sich dort mit Malen und Kupferstechen zu beschäftigen. Als er im Jahre 1742 nach Dresden zurückkehrte, fanden seine Arbeiten solchen Beifall, daß ihn der König nach Italien reisen ließ. Den kurzen Aufenthalt in diesem Lande wußte er sich auf jede Weise zu Nutzen zu machen, noch mehr aber schienen ihn die ausgezeichneten Künstler der Niederlande, Rembrand, Pölenburg und Waterloo, zu fesseln, in deren Geschmack er so viele vortreffliche Werke lernete. Schon in Rom und Venedig hatte er sich einen bedeutenden Namen erworben, und so konnte es nicht fehlen, daß man nach seiner Rückkehr nach Dresden selbst in Frankreich und England, Werke von ihm zu besigen wünschte. Im Jahre 1746 ernannte ihn der König zum Inspector der neuerrichteten Bildergalerie, und 1763 zum Professor der meißner Malerschule, welche Stelle er aber nach zwei Jahren niederlegte. Er starb den 24. April 1774. Der verstorbenen König Friedrich August kaufte einen großen Theil von Dietrichs Handzeichnungen, welche theils mit Bleistift, theils mit der Feder, oder sauber getuschelt, ausgeführt sind. Die dresdner Galerie besitzt 33 Gemälde von ihm; außerdem hat er ein Altarblatt für die Kapelle

des Josephinenstifts, ein andres für die Kirche zu Pöbenau gemalt. Seine radirten Blätter, gegen 200, sind insofern selten, weil er öfter nur einige Drucke von einer Platte abziehen ließ. War er mit der Arbeit nicht völlig zufrieden, so wurde die Platte wieder abgegriffen. In der Kupferstichsammlung zu Dresden befindet sich sein vollständiges Werk. Dietrich malte in allen Manieren; bald ist sein Pinsel frei und led im Auftragen der Farben, die Zeichnung fein, und der Gegenstand ideal, bald sind die Farben verbläht, das ununterbrochene Hell-dunkel bezaubert das Auge, Alles verräth den Fleiß, der sich bis auf die Nebenhasen erstreckt, und dann ist er ganz Niederländer. Ohne Rembrand sein zu wollen, arbeitete er völlig in dessen Manier; kurz er war in jeder Gattung der Malerei Meister, und gleich fertig in der Landschaft, wie in den vortheilhaften Zweigen der Geschichtsmalerei. — Seine Schwester Rahel Rosina, geb. 1725, welche sich auch der Malerei widmete, war besonders geschickt in Copirung nach Gemälden großer Meister. Sie heirathete den Maler Böhmig und lebte zu Berlin 1768 *).

(A. Weise.)

DIETRICHIA. So nannte Tratinck (Arch. d. Gew. N. 449.) nach J. S. Dietrich, Professor in Eisenach und Verfasser mehrerer Schriften über Botanik und Gärtnerei (besonders des vollständigen Gartenkalenders), eine Pflanzengattung, welche Candolle schon früher Roehoa (S. d. X.) genannt hatte und welche nur eine Untergattung von Crassula bildet. — Ueber eine andere Gattung Dietrichia, von welcher Kämpfer in seinem Nomenclator zwei Arten, major und minor, anführt, läßt sich nichts Näheres ermitteln. (Sprengel.)

DIETRICHSTEIN, die berühmte Burg über dem weiland bombenrichtigen Dörflein Herolach, unweit Felskirchen in dem wälder Kreise von Kärnten, das Stammhaus des noch berühmten fürstlichen und gräflichen Geschlechtes, soll, der alte Sage nach, von Dietrich von Bern, dem Könige der Hgothen, ihren Namen empfangen haben. Als der große Dietrich die traurigen Überreste römischer Städte und Burgen aus dem Graus der Zerkörung wieder aufleben ließ, soll er auch diese längst in Schutt und Asche verwandelte Felsenburg, zwischen Glanz und Felskirch, aufgeworfen, und dem Stein des Dietrich zugewandt haben. Gewiß ist, daß sie von einem Dietrich, der sie erbaute oder vorzugsweise bewohnte, also heißt, was wir kaum durch eine Stelle des Salubus von St. Paul. (hujus rei testes sunt.... Theodoricus de lapido Theodorici) nachweisen dürfen. Die Feste blieb viele Jahrhunderte durch der Stolz des Landes, und wurde zumal berühmt durch den Widerstand, den hier Margaretha Maultasch, die Gräfin von Tyrol, auf ihrem verwissenden Zuge durch das Draethal zu bekämpfen hatte (1334 oder richtiger 1335). Heinrich von Dietrichstein verteidigte die Burg seiner Väter, mit ihm Dietrich Weyer, Konrad Leininger und

*) E. Hagedorn, Lettre à un Amateur de la Peinture, p. 300; franz: Étiquette einer Gesch. der Kunst der Malerei in Sachsen. Dresden 1811. S. 56.

Heinrich Hagenfuß. Ein Ungar, Ludwig Horvath, brütete Verrath und spann Weuterei unter der Befelung. Heinrich von D. sollte gemordet, sein abgeschlagenes Haupt über die Ringmauer dem Feinde zugeworfen und durch solche Schandthat freier Abzug von der unversöhnlichen Margaretha erlaßt werden. In der Stunde der Ausführung erlauchte ein treuer Knecht das schändliche Geheimniß und überlieferte die Verräther der verdienten Strafe. Dennoch sah der Dietrichsteiner kein Mittel, den Plag länger zu halten; weil auch auf Hülfe für jezt nicht zu hoffen, „haben sie einmüthig beschloffen, auf einen Abend, da ein finstrier Nebel gefallen, mit dem gesammten Kriegsvolk das Schloß in aller Stille zu verlassen und davon zu jehen; welcher Anschlag ihnen auch glücklich von Statten gegangen; von da sind sie in die Stadt St. Veit eines Abends spät gekommen, dessen sich die ganze Bürgerchaft höchlich erfreut hat. Als aber die Wautsch folgenden Tags mit Stürmung angriffen und keinen Widerstand gefunden, hat sie sich bezogen zu sein gleich judith, und darüber, daß die Vestung leer gelassen worden, sehr ergrimmet, und beschloffen, das Schloß zu ersteigen, zu verbrennen und zu zertheilen, welches auch Alles geschehen.“ Es wurde in der Folge von Dietmar von D. vor 1370 wiederum in etwas erhoben und wohnhaft gemacht, so daß es nochmals der ganzen Gegend ein Bollwerk sein konnte, als des Königs Matthias von Ungarn Feldherr Peter More (Marepeter, wo wir nicht lesen, des fürstlichen Ladislaus Morus Vater) dessen Eroberung versuchte. Den ganzen Sommer durch, bis in den halben Winter, hielt Pancraz von D. die Belagerung auf, denn Marepeter, nachdem er eilichmal vergeblich gestürmt, war der Meinung, durch Hunger die Übergabe zu erzwingen. „Drobalben hat der Landeshauptmann in Kärnten, Herr Balthasar von Weisbrach, sorgfältig sich bemühet, Proviant hineinzubringen. Als er nun samt dem Adel, auch Stadt- und Marktleuten, soles ins Werk zu richten, in Anzuge war, und ihm Herr Pancraz von Dietrichstein mit seinen Leuten aus dem Schloß entgegen zog, das Proviant zu übernehmen, derab es sich, daß auch Marepeter mit seinen Hungarn dazu gerathen, da es dann ein scharffes Scharmühen abgeben, also daß viel von Unfern, zwei Mal so viel aber Hungarn aufm Plag geloben; der Marepeter wurde am rechten Arm, von Herrn Pancraz von Dietrichstein selbst, auch im Angesicht heftig verwundet, davon er zu Boden gesunken, wiewol der von Dietrichstein auch nicht leer ausgegangen; das Proviant wurde zwar inzwischen in das Schloß gebracht, weilten man aber ungehindert dessen, die Belagerung unaufgeholet continuirt, als hat Herr Pancraz leich das Schloß denen Hungarn mit einem guten Accord übergeben, (der Vergleich mit Nikolaus Briny oder Lorenz Hopy ist daher nicht glücklich) zumal ihnen Marepeter versprochen, keine Feindseligkeit, Word oder Brand zu verüben. Es ist aber bald das Wütherpiel erfolgt, inmaßen als der Herr von Dietrichstein mit seinen Leuten kaum abgezogen, hat der Marepeter diese Veste, im Angesicht der Unfern zertheilen und gänzlich ruiniren lassen, worüber sich Herr Pancraz denn

herzlich bekümmert hat. Also bleibt sie auf heutigen Tag wüß, ob und unerbaut, zu einer Wohnung der Gersperster. Man sagt, daß ein groß Gut oder Schatz daselbst soll verborgen liegen, weilten diejenigen, so in dieses zerfallene Gebäu kommen, von dem gäbe entleibenden Rumoren, Säufen und Werffen, als wann alles über einen Hauffen fallen wollte, bald darans getrieben werden, daß also sich Niemand an diesem Ort lang aufhalten darf.“ Später wurde etwas niedriger, doch immer noch in bedeutender Höhe ein andres Schloßgebäu erbaut, welches der Reihe nach von Erasmus Rägerl, von denen von Wallentein und von den Kassader von Weyerberg besessen worden.

Eine alte Überlieferung hält das von Dietrichstein benannte Geschlecht für eine Seitenlinie der Grafen von Kriessach und Zetschach, die in Hauptstämme mit den Edönnen der heiligen Hemma, mit den im Aufrubr der Zetschacher Knappen ermordeten Grafen Wilhelm und Hartwich erloschen sind, und das große von Kaiser Leopold I. am 15. April 1684 dem Fürsten Gundaccar von D. gegebene Diplom nennt die Dietrichsteiner ein „unvorbenklich Fürst-Gräf- und herrliches Haus, bis 800 Jahre allein in Kärnten hergebracht, deren Stammmutter Reinpertus aus dem Stamme der alt berühmten Grafen von Zetschach entsprossen.“ Diese Überlieferung festhaltend, hat der Freiherr von Hormayr, in dem Archiv für Süddeutschland den Faden weiter aufgepickt, und mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne die Grafen von Zetschach als Abkömmlinge des großen Wärentöniglichen Swatopluk dargestellt. „Die berühmten Genealogen“ heißt es in seiner Abhandlung, „General Zurlauben, Fürst-Abt Serbet und Propp Herzeit von St. Blasien, würden sich gar zu glücklich geschäft haben, wäre es ihnen gelungen, die Bande zwischen Luitbarich und Eticho, Herzog in Elßaß, und den Luitfrien in der habsburgisch-löthringisch-jähringischen Abstammung, so fest zu knüpfen; Scholiner, wenn er die Wittelsbacher, so wahrscheinlich an die Agilolfinger, die Edöne Arnulphs des Böhen so an Theodo, Sohn des durch Karl den Großen entlegten Theßilo, hätte antreiben können, wie hier die Dietrichsteiner an den Wärentönig Swatopluk, kraft eines Probabilitätscalculi, auf welchem mehr oder weniger die Stammergeister aller unserer Dynastien beruhen.“ Allerdings scheint die Abstammung der Zetschacher von einem jüngern Swatopluk hinlänglich erwiesen, allerdings steht die Wiege der Dietrichsteiner grade mitten auf den ehemaligen Elgen der Grafen von Kriessach und Zetschach, allerdings bilden in jener dunklen Zeit die Identität oder Erbfolge im Besitze und die beinahe in jeder Familie vorzugswiese üblichen Taufnamen die einzigen genealogischen Präsumtionen; allein alle diese Präsumtionen verlieren ihre Kraft, sobald die Identität des Herrschildes und Standes abgeht. Die Zetschacher waren Grafen, ob die ersten Zetschacher von Dietrichstein, wie sie wol in neuerer Zeit genannt worden, Dietrich, Walschaff, Kreimbrecht, Herrenlandes gewesen sind, lassen wir dahin gestellt sein, ob auch Rutzpeter die Dietrichsteiner, der in dem Schenkungsbriebe an St. Lamprecht vom J. 1103

unter den Zeugen genannt wird, dieses Standes gewesen, möchten wir belnabe bezweifeln, denn es fehlt weit, daß alle in dieser Urkunde vorkommende Zeugen viri summas ingenuas libertatis, nobilitatis gewesen seien, und die ganze Urkunde ist mißdeutet worden; so hat z. B. Otto de Pustrik gewiß nicht den Namen von dem tyrolischen Pustertal, was allerdings eine hohe Abkunft vermuthen lassen könnte, sondern von der zu der Herrschaft Weissenack, Hagenfurter Kreises, gehörigen Gemeinde Pustrik, — gewiß aber ist es, daß die später vorkommenden Dietrichsteine nur militärisch conditionis gewesen sind. Als ein solcher, und als des Bischofs von Bamberg Diensmann wird Heinrich von Dietrichstein im J. 1274 ausdrücklich genannt, und erst am 8. Julius 1514 wurden die Dietrichsteine in den Freiherrnstand erhoben. Sie können mithin von den Grafen von Zellbach nicht abstammen; in einem slavischen Lande konnte die Nachkommenschaft slavischer Fürsten nicht bis zu dem Zustande geweihter Ritter herabsinken, und die Dietrichsteine werden ursprünglich wol nur der Grafen von Zellbach Dienst- und Lehensleute gewesen sein.

Griffo von D. lebte sammt seinen Söhnen Udilschalch, Dietrich, Mainbach, Wisinto, Otto um das J. 1109; ihrer gedenkt der Codex traditionum von St. Paul mit folgenden Worten: „Udilschalch de Dietrichstein tradidit monasterio praedium in . . . et ipsius permixta pro anima patris anni Grifonis etc. subscript Udilschalch, Dietericus, Mainbach, Wisinto, Otto fratres de Dietrichstein.“ Die Donation mag zwischen 1120 und 1130 fallen. Otto I. von D., der mit seinem Bruder, Sigismund II., für den Sohn Reinprecht III. ausgegeben wird, kommt 1136 in den Urkunden des Stiftes Dietrich, Bernhard I. 1140, dann 1174 in einer Urkunde des Bischofs Hermann II. von Bamberg vor. Im letzten Jahre besuchte nämlich der Bischof die Burg Dietrichstein, die vielleicht seit den Tagen der Stifter, Heinrichs des Heiligen und Kunigundens, seiner Kirche lehnbar, bestätigte dort Reginaldus von Peggard reiche Schenkung zur Abtei Ossiach, und schlichtete langwierigen Zwiespalt zwischen Kärnthens edelsten Geschlechtern. Otto II., der 1164 dem Herzog Ulrich von Kärnten im Kriege wider die Ungarn dienste, auch 1168 und 1174 in Urkunden erscheint, wird für einen Sohn Sigismunds II. oder vielleicht Otto's I. gehalten. Wibert und sein Sohn Bernhard II., wie auch Wichmann, werden 1174 in ten Urkunden des Klosters Ossiach gefunden. Wichmann soll die Söhne Karl, Zenoibert, Kuitpold und Meingot (1190) hinterlassen haben. Otto III., ein Sohn Otto's II., lebte noch 1187 und war der Vater zweier Söhne, Heinrichs I. und Poppos. Heinrich I., jener Ministerial der bamberger Kirche, dessen bereits Erwähnung geschehen, war jedoch in einer Fehde des Bischofs Ekbert mit dem Herzoge Bernhard von Kärnten aus des Herzogs Seite, und nahm 1233 den Bischof selbst gefangen. Poppo von D., der nebst seiner Hausfrau Margaretha 1230 einige Güter an das Kloster Ossiach verkaufte, hinterließ die Söhne Rudolf, Ludwig und Heinrich II., welche in Urkunden von

1262 und 1278 erscheinen. Heinrich II. stritt unter dem tyrolischen Weinbairn in der Schlacht auf dem Marchfeld für den Kaiser; er führte 1262, wie auch sein Sohn Konrad oder Ghunzl, der 1287 und 1292 lebte, einen Helm und über demselben einen entblößten, aufrecht gestellten Dolch oder Degen im rothen Schilde zum Wappen, wie dasselbe ferner des Ghunzl einziger Sohn, Golo, einer der Kämpfer bei Mühlbach, noch 1321 geführt hat. Rudolf I., oder Rudl, Rubela von D., Poppos ältester Sohn und Otto's III. Enkel, pflanzte durch seine Söhne Otto IV. und Nikolaus I. den Hauptstamm des Geschlechtes fort. Otto IV. wurde ein Vater von vier Söhnen, Berthold, Rudolf II., Heinrich III. und Otto V. Berthold hinterließ einen Sohn, den jüngern Berthold. Heinrich III. ist uns bereits durch die tapfere Vertheidigung der Stammburg D. gegen die Maultsch bekannt. Otto V., der mit Dismen, seiner Ehefrau, noch 1344 vorkommt, hatte eine an Gottbard Turnberger verheiratete Tochter, Kunegunde, welche noch 1404 am Leben war. Rudolf II. (1320—1340) führte, der erste, zwei Weine messer im Wappen, und hinterließ die Söhne Nikolaus und Johann. Johann, der 1373 und 1401 in Urkunden vorkommt, schied zwischen den Weine messern ein Gerstenkorn im Wappen, und erzeugte einen Sohn, Johann, und eine Tochter, Kunegunde, die zuerst des Marcus Peterstorfer, dann des Lorenz Wospeck Hausfrau gewesen. Montag nach St. Lucien 1442 verdingte sie Lehne für sich und alle ihre Erben, um 24 Pfund Pfennige, die ihr die edlen Heinrich Dietrichkainer set, und ihr lieber Bruder Hanns noch bei ihrem vorbarn Mann Warren dem Peterstorfer für ihre Haimsteuer und zum Heirathgut bereits gegeben haben, daß also hinfür sie und alle ihre Erben von ihres vordlichen Erb wegen an keinerlei Weise ein meyses fodern wollen.

Nikolaus I., Rudolfs I. anderer Sohn, kommt mit seinem Bruder, Otto IV., in Urkunden von 1303, 1319 und 1327, im J. 1338 aber als verstorben vor, und erzeugte mit seiner Gemahlin Demuth die Söhne Diethmar, Nikolaus II., Gerstich und Bernhard III. Nikolaus II., genannt der Donner, weil er, was ihm entgegen, auch niederzuschlug, war einer der entschlossenen Widerstcher der Maultsch, und kämpfte mit nicht geringem Muth und besserem Erfolge für Herzog Ernst den Eivernen gegen Wilhelm von Schwaben und dessen zahlreiche Gesellen. Er soll mit Leutgarbis von Hallau verheiratet gewesen sein. Diethmar, Nikolaus' I. ältester Sohn, Herr zu Ferlach und Dietrichsch, erhob die Stammburg wieder aus ihren Ruinen, starb 1370 in hohem Alter, und hinterließ von seiner Ehefrau Anna die Söhne Ernst und Nikolaus IV. Beide werden in der Türken Schlacht bei Raasdorf 1418 unter den Tapfersten und auch noch 1426 als Zeugen genannt. Ernst machte sich nicht minder berühmt in dem Kriege Kaiser Sigmunds wider Venedig; Nikolaus IV. aber hinterließ die Söhne Ernst II. und Nikolaus V. Mit letztem, der noch 1473 am Leben war, ist der ganze Zweig erloschen. Der jüngste Sohn von Nikolaus I., Bernhard III., der schon 1338 urkundlich vorkommt, erkaufte 1363 von

Knecht Pfundtner zwei Güter, gelegen zu Wallersdorf und Aldersdorf bei Sirlitz, um 17 gute Gulden, die die Wag wohl hatten, und starb 1373, aus seiner Ehe mit Dorothea von Himmelstang zwei Kinder, Peter und Anna, hinterlassend. Anna wurde an Heinrich Hößling, von Kärnthnerischen Ritterlande, verheiratet. Peter, der 1376 und 1377 eine goldne Krone und zwei in derselben stehende Beinmesser im Wapen führte, lebte am 29. Juni 1378 an Ulrich Rosenberger, Bürger zu Fridrichen, drei Mark guter agierter Pfennige, und kommt in einem Übergebrieße vom J. 1394 als Zeuge vor („der erbar Mann Peter von Dietrichstein“). Er hatte Dorothea Hößling zu Rabenstein (nicht Gräfin von R.) zur Ehe, und von ihr die Söhne Heinrich, Georg I. und Bernhard IV., welche von ihrer Mutter um das Jahr 1420 die Güter und Antheile zu Rabenstein in der Steyermark ererbt haben. Georg I. verkaufte am Sonntage vor Pfingsten 1429 dem ehrbaren Wolfhard dem Dietrichsteiner, seinem lieben Vetter, um 63 Pf. wiener Pfennige einen freileigen Hof, gelegen an der Polani, und starb 1446, nachdem er mit seiner Hausfrau, Elisabeth von Hößling, 12 Kinder und darunter die Söhne Adomas, Christoph, Moritz, Martin, Pankraz und Konrad II. erzeugt. Adomas, ein Geistlicher, wenn auch nicht Propst zu Seckau, wurde, als der älteste Bruder, für sich und seine Geschwister, am Pfingsttag nach St. Dionysien 1446 von dem Bischof Anton zu Bamberg mit einer Burgess auf der Weise zu Dietrichstein, 1456 von dem Bischofe Georg von Bamberg mit der Burgveste zu Dietrichstein, und Mittwoch nach St. Lucien 1474 von dem nämlichen Bischofe mit dem Hofe zu Gerolach und seiner Zugehörigkeit belehnt. Christoph, Kaiser Albrecht II. treuer Waffengefährte wider die Hussiten und wider den großen Amarat, starb 1453 unvermählt. Martin ward in der Schlacht bei Rain 1474 der Türken Gefangener, und in die Sklaverei geführt; er lebte noch 1476. Konrad II. gerieth ebenfalls im J. 1497 in türkische Gefangenschaft, wurde aber wieder erlöst. Moritz I. verließ die älteste Genealogie des Hauses, und legte sie zu mehrer Sicherheit in dem Kloster Eßlach nieder, doch kam vor sie vier untergebracht, so ging das Kloster in Flammen auf, und mit ihm dieser uneigentliche Schatz. Moritz verließ das Heilische im J. 1507, nachdem er in seiner Ehe mit Florentina von Mornau ein Vater von sieben Söhnen geworden, aus welchen doch nur der einzige Wolfgang zu merken ist. Wolfgang vermählte sich 1517 mit Katharina Wolfcho, der einzigen Tochter eines adelichen Rathsbürgers aus der Stadt Steyer, erkaufte mit den 20,000 Guldinen, die sie ihm zugebracht, die Pfandbesitzungen Ratmannsdorf und Wallenburg in Krain, dann Pizelskätten unweit Klagenfurt, und wurde ein Vater von fünf Kindern. Die jüngste Tochter, Susanna Felicitas, hatte sieben Ehemänner: 1) Adam, Freiherrn von Ed und Hungersbach, 2) Wilhelm von Schnigenbaum, 3) N. von Sigerstorf, 4) Paul Katz, 5) Hanns Schwab von Lichtenberg, 6) Karl von Purgstall und 7) Franz von Schrey auf Kinde. Der einzige Sohn, Moritz II. von D., Herr zu Ratmannsdorf, Wallenburg und

Pizelskätten, Erbschenk in Kärnten, Landjägermeister in Krain und des Erzherzogs Karl innerösterreichischer Hofkammerrath, war in erster Ehe mit Ursula von Khrenshüller, dann mit Barbara von Harrach verheiratet, hinterließ aber nur eine Tochter, Maria Jakobina, die 1598 ihren Vetter Erasmus von Dietrichstein zu Ebenau zur Ehe nahm. Mit ihr ist die gesammte ältere oder mauritianische Linie erloschen.

Pankraz, ein jüngerer Sohn von Georg I., ist durch seine Söhne Franz und Sigmund der Stammvater aller heutzutage lebenden Fürsten und Grafen von D. geworden und zugleich auch der nämliche Pankraz, der nach ritterlichem Widerslande die Stammveste D. an Marepeter und seine Ungarn aufgeben mußte. Er socht bedenkmüthig 1492 in der Schlacht auf den villacher Feldern, wo 17,000 Türken das Leben lassen mußten, wurde nach der Schenken von Stierwiz Ausruhen vom Kaiser Maximilian I. im J. 1506 für sich und das ganze Geschlecht mit dem Erbmundschanknamt in Kärnten begnadigt, kommt 1471, 1487 und 1500 als bambergischer Pfleger zu Hartenbühlstein vor, und starb den 4. Septbr. 1508. Seine Hausfrau, Barbara Hößl von Thurn, hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter geboren. Georg, der älteste Sohn starb 1512 unvermählt, Franz gründete die weichseiffische-rabensteinsche und Sigmund die hollenburg-sinkensteinsche Hauptlinie mit ihren Nebenlinien.

I. Die weichseiffische-rabensteinsche Hauptlinie.

Franz von D. aus Rabenstein, grazer, und Weichseiffskätten, älterer Kreises, geb. 1467, oder aber 1476, erhielt laut Reverses d. d. 13. Mai 1510 vom Kaiser Maximilian I. gegen ein vom venetianischen Kriege dargeliehenes Kapital von 8500 fl. die Herrschaft Kammerstein, bruder Kreises, am 19. Mai 1513 auf gleiche Weise, gegen ein Darlehen von 2270 fl. das Amt Windischgratz, älterer Kreises, und am 18. März 1518 gegen darauf geliehene 3608 fl. die Herrschaft Weitersfeld, grazer Kreises. Er lebte noch hochbejahrt im J. 1548, und hatte aus seiner Ehe mit Barbara von Erolshelm fünf Söhne und vier Töchter. Seyfried setzte die ältere Linie zu Weichseiffskätten in Rabenstein fort, und Leonhard gründete die jüngere Linie in Ebenau. — Zuerst von Seyfried, geb. 1507, und drei Mal, — zum dritten Male 1571 mit Anna von Kysser verheiratet. Unter seinen 11 Kindern sind doch nur Ludwig und Wilhelm zu merken. Ludwig, Freiherr von D. in Rabenstein, Weichseiffskätten und Grünberg, älterer Kreises, geb. 1553, war der Erzherzoge Karl und Ferdinand Rath und Burggraf zu Klagenfurt, erschien im Julius 1614 auf dem großen Convente der ungarischen, böhmischen, nieder- und innerösterreichischen Stände zu Linz, mußte aber gleich darauf, der Religion halber, alle seine Ehrenämter niederlegen, und starb als Eulant 1615, daß er also noch die beiden Söhne, die ihm Anna von Mosheim, verm. 1582, geboren, überlebte. Sein jüngerer Bruder, Wilhelm, General-Einnehmer in Kärnten im J. 1607, war mit Elisabeth von Ed und Hungersbach verheiratet und Ba-

ter von drei Kindern. Der ältere Sohn Moriz, geb. 1590, starb als Jüngling, der andre, Gabriel, geb. am 27. Januar 1594, Erblandmundschef in Kärnten, war 1633 Kaiser Ferdinands II. Rath und oberster Kammerrath in den niederösterreichischen Bergkäden, 1658 aber Hauptmann der Festung und Burg zu Graz, und wurde in seiner ersten Ehe mit Regina von Silberberg ein Vater von zehn Kindern, aus welchen Johann Christoph die im J. 1783 ertöschene Hauptlinie forsetzte und Johann Franz die noch blühende jüngere Linie pflanzte. Johann Christoph, geb. den 9. August 1624, f. k. Geheimerrath, Kammerrath und der innerösterreichischen Hofkammer zu Graz Vicepräsident, ward 1652 nebst seinem Bruder Johann Franz und ihrer beiderseitigen gesammten Descendenz in den Reichsgrafenstand erhoben, widmete im J. 1703 einige Realitäten zu einem Fideicommiss für seine und seines Bruders Nachkommenschaft, und starb den 23. Febr. 1704, seine Witwe aber, Maria Elisabeth Haller von Schwamberg, den 11. Septbr. 1710. Einer seiner Söhne, Karl Joseph, geb. den 5. Aug. 1670, ward Malteserritter, Comthur zu Pust in Kärnten, dann 1721 Comthur zu Brün und Oberkralowitz, endlich 1737 Gensprior von Ungarn, und starb zu Wien den 5. Aug. 1738. Ein andrer, Johann Franz Gottfried, Graf von D., Freiherr auf Rabenstein, Hallenberg, Finkenstein und Landkron, Herr zu Waldstein, Stübing, Rabenstein, Semriach, grager Kreises, dann der Herrschaften Dioszegh und Eszékelysd im bisharigen Comitae von Ungarn, geb. den 26. Decbr. 1671, f. k. wirklicher Geheimerrath und Kammerrath, Ritter des goldenen Vließes, innerösterreichischer Hofkammerrath zu Graz, seit 1696 Kammer-Repäsentant, Universal-Paracelsitäts-Präsident und seit dem 13. Novbr. 1719 Hofkammer-Präsident, wurde im Novbr. 1753 mit einer Pension von 7000 Fl. in Ruhe versetzt, nachdem er dem Staate 57 Jahre lang gedient. Am 1. Januar 1730 erkaufte er von der Gräfin Josepha von Einzendorf, gebornen Kürstin von Eggendorf, die ansehnliche Herrschaft Waldstein und Stübing, grager Kreises, und am 1. Mai 1742 von der Gräfin von Wagenseil die ansehnliche, früher schon einmal theilweise Dietrichsteinsche gewesene Herrschaft Rabenstein, welche sämtliche Herrschaften er durch Testament vom 12. Decbr. 1747 zu einem beständigen Familien-Fideicommiss bestimmte, wozu, nach Abgang seiner eignen Descendenz, zunächst die übrigen Aewige der reichsfürstlichen rabensteinischen Hauptlinie berufen waren. Er erkaufte auch am 5. Febr. 1734 von dem Grafen von Breuner die Herrschaft Ulrichskirchen im Osterreich, B. U. R. B., und starb den 20. Febr. 1755. Er hatte sich 1708 mit der Gräfin Maria Katharina von Saurau, und nachdem er den 23. März 1720 Witwer geworden, zum andern Male, den 29. Septbr. 1720, mit der Gräfin Maria Anna Margaretha von Herberstein († den 10. März 1763) vermählt. Aus der ersten Ehe kamen die Söhne Johann Joseph Balthasar und Franz Karl Hannibal, dann fünf Töchter, wovon Maria Katharina, f. k. wirkliche Kammerfräulein, geb. den 9. März 1712, † unvermählt den 28. Junius 1781, in ihrem Testa-

ment ein ansehnliches Stiftungskapital zur Erziehung einiger verwaisten, armer Fräulein von gutem Adel, dem Salzianerinnenkloster zu Wien vermacht. Aus der zweiten Ehe kamen die Söhne Johann Leopold und Johann Nepomucenus, dann die an den Grafen Adam Franz von Sternberg vermählte Tochter Maria Gräfin. Johann Joseph Balthasar, geb. den 6. Januar 1710, und seit 1735 wirklicher Reichshofrath, war mit der Gräfin Maria Anna von Kottitz verheirathet, und starb den 10. Januar 1744. Zwei seiner Kinder starben jung, eine Tochter, Maria Anna, geb. den 1. Juli 1742, erbte von ihrer Mutter die Herrschaft Leopoldsdorf, B. U. R. B., vermählte sich den 9. Juli 1760 mit dem Grafen Rapmund Maria von Saurau, und starb den 7. Septbr. 1776 mit Hinterlassung zweier Töchter. Franz Karl Hannibal, Graf von D., geb. den 21. Januar 1711, war Domherr zu Salzburg und Augsburg; Propst zu St. Job in Ungarn und Hofkammerpräsident zu Salzburg, und starb dafelbst den 11. Mai 1794. Johann Leopold, geb. den 27. Septbr. 1722, f. k. Kammerrath und Reichshofrath, welche Stelle er jedoch bald wieder niederlegte, starb unvermählt, den 12. Decbr. 1756. Johann Nepomucenus endlich, geb. den 30. Januar 1724, war 1752 niederösterreichischer Regierungsrath, hernach Präses des Bescheidgerichtes - Appellatoriums, und zuletzt durch mehrere Jahre Präses der Hof-Commission in miltären Stiftungsachen, blieb unvermählt und starb plötzlich zu Baden den 7. Octbr. 1793. Durch sein Hinscheiden fielen, nach den Bestimmungen des Fideicommiss-Institutes, die Herrschaften Waldstein, Rabenstein und Semriach an den Grafen Dismas Franz von D. von der jüngeren Linie; das ansehnliche Allodialvermögen, und besonders die Herrschaft Ulrichskirchen, erbten der Stiefbruder des Verstorbenen, der Kammerpräsident zu Salzburg und die Kinder der Gräfin von Sternberg, die Güter in dem bisharigen Comitae wurden den beiden Töchtern der Gräfin von Saurau zu Theil.

Den jüngeren Ast dieser reichsfürstlichen rabensteinischen Hauptlinie pflanzte Johann Franz Graf von D., der jüngere von Gabriel und der Regina von Silberberg Söhnen (oben), geb. 1629. Er besaß die Herrschaften Ehrened und Pfaffenord, kriegsfürstlicher Kreises, war Kaiser Leopolds I. Kammerrath und Obristerbaurmeister in Kärnten, empfing als Geschlechtsältester am 5. März 1704 die Bezeichnung mit dem Obristlandjägermeisteramt in Steyermark, als welcher der Kaiser, nach der Grafen von Thaanhausen Erlässen, durch Urkunden vom 1. Januar 1685 und den 8. Mai 1690 dem ganzen Stamme der Fürsten, Grafen und Freiherren von D. katholischer Religion, verliehen hatte, wurde auch Obristerbaurmeister in Kärnten und starb 1712. Sein und der Gräfin Maria Theresia von Paradieser Sohn, Franz Joseph, geb. den 6. April 1663, f. k. wirklicher Geheimerrath und Kammerrath, war mit der Gräfin Maria Clara von Saurau, verwitweten Gräfin von Schottenbach, vermählt, und starb den 9. Decbr. 1728. Sein Sohn, Dismas Joseph, geb. den 29. Decbr. 1698, war von 1725—1748

innerösterreichischer Hofkammerrath und Landes-Vizebohm in Steyermark, auch f. l. wirtschlicher Geheimrath und Kämmerer, dann seit 1756 Obriethenbischöflicher Rath in Steyermark, Erbunmündel in Kärnten und Senior des Geschlechtes, vermählte sich den 10. Septbr. 1727 mit der Gräfin Maria Anna von Balßig, und nachdem er am 19. April 1731 Witwer geworden, zum andern Male, den 15. Januar 1732, mit der Gräfin Maria Anna von Wolfsthal, wurde nochmals Witwer den 8. Mai 1778, und starb den 25. April 1783. Der einzige Sohn der ersten Ehe, Joseph, geb. den 12. Mai 1730, starb als f. l. Hauptmann den 29. April 1770. Der älteste Sohn der andern Ehe, Franz Xaver, geb. den 24. Mai 1733, war Domdechant, Consistorial- und Regierungs-Präsident zu Reichesgaden. Der jüngste, Johann Nepomucenus, Ratsferrichter, geb. den 12. Juni 1750, starb den 18. Februar 1771. Der mittlere, Dismas Franz, geb. den 3. Februar 1744, Administrator des Erblandjägermeisterrathes, f. l. Kämmerer und innerösterreichischer Subernalrath, war früher durch mehre Jahre Vergrath in den niederen ungrischen Bergstädten und in Böhmen, 1776 aber Oberkammergraf des Eisenhammergutes in Eisendörf. Er succedirte nach seines Vaters, des Grafen Johann Nepomucenus, Tod in den Fideicommiss-Herrschaften Waldftein und Rabenstein, vermählte sich den 22. April 1778 mit der Gräfin Maria Anna von Wiltheimstein, und starb als Geschlechtsältester den 10. Septbr. 1818, mit Hinterlassung der Töchter Maria Barbara, geb. den 5. Februar 1779, und Maria Josepha, geb. den 26. Juni 1781, verm. 1807 mit dem Freiherrn Egidius von Gadelhofen, dann eines Sohnes, Maximilian Dismas Franz. Dieser, geb. den 23. April 1785, succedirte dem Vater in dem Besitze des Fideicommisses, und vermählte sich den 9. April 1808 mit der Gräfin Marie Antonie von Saurau.

Die Nebenlinie in Ebenau.

Leonhard, der jüngere Sohn von Franz von D., dem Gründer der reichsfürstlich-rabensteinischen Hauptlinie, lebte in den J. 1536 und 1559, und erzeugte in der Ehe mit Lucia von Kitzberg 11 Kinder, von denen doch nur die Söhne Seyfried und Georg Erbsöhnung verdienen. Georg, Freiherr von D. in Ebenau, war mit Maria von Girsbach verheirathet, und Vater zweier Söhne, von welchen Erasmus zu Ebenau, Wallenburg, und Pilsstätten, geb. 1579, sich 1598 mit einer Auserwählten mit Maria Jacobina, des Freiherrn Moritz von Dietrichstein und der Barbara von Harach einziger Tochter und Erbin vermählte und noch 1623 als lebend vorkommt. Mit dieses Erasmus Sohne, Georg Moritz, ist Georgs Nachkommenchaft erloschen. Seyfried, dieses Georgs älterer Bruder, wurde in seiner Ehe mit Ursula von Eigersdorf Vater zweier Söhne, des Georg Albert, und des Erasmus. Georg Albert auf Ebenau vermählte sich 1) mit Eva Sophia Goll von Gollenstein, 2) mit Susanna von Herberstein, 3) im J. 1613 mit Anna von Belg, und hatte aus der dritten Ehe fünf Söhne, von denen die drei mittleren unvermählt verstorben sind. Der älteste, Johann Albert, geb. 1617 und einft Obrist-

lieutenant des Regiments Portia, vermählte sich 1651 mit Maria Elisabeth von Grünthal, die ihm die mütterliche Herrschaft Reinsberg und Wang, B. D. B. B., zubrachte, war mit seiner ganzen Familie, stets der evangelischen Religion zugethan, mußte deshalb, gleichwie sein Bruder Georg Egidius, emigriren und starb zu Wittenberg den 16. Juli 1692 ohne männliche Nachkommenchaft. Seine Tochter Constantia Margaretha wurde 1687 an den Grafen Wolf Engelbert von Kurlberg zu Purgstall, evangelischer Religion, verheirathet, und vererbte Reinsberg und Wang auf ihre Kinder. Georg Egidius, Georg Alberts jüngster Sohn, kommt 1670 als Besitzer des Gutes Primmersdorf, B. D. R. B., vor, muß emigriren, und starb bald darauf im J. 1674. Sein Sohn, Georg Egidius, starb unvermählt, seine Witwe, Susanna von Rauber, verkaufte Primmersdorf im J. 1685 und starb im hohen Alter, zu Regensburg, den 8. Februar 1706.

Die noch blühende pulsgauische oder jüngere kaiserliche Nebenlinie.

Seyfried, der Ursula von Eigersdorf (f. die Linie in Ebenau) jüngerer Sohn Erasmus, Freiherr von D., Herr zu Pulsgau, älterer Kreises, war noch 1621 am Leben, und hatte sich 1) mit Juliana von Wagensberg und 2) mit Elisabeth Gräfin von Thurn, verheirathet. Aus der ersten Ehe kamen vier Söhne, dann die an den Freiherrn Moritz von Radnig verheirathete Tochter Anna Katharina. Der älteste Sohn, Georg Seyfried, starb in der Kindheit, der jüngste, Bengel, kam 1633 um das Leben. Die beiden andern, Johann Balzthasar und Egidius Ludwig, wurden am 19. August 1631 von Kaiser Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand erhoben, kauften 1633 von dem kaiserlichen Kasser die Reste und Herrschaft Hollenburg in Kärnten, mit allen Forsten, Hoch- und Schwarzwaldungen, Landgerichten, geistlichen und weltlichen Lehenstheilen id., und brachten auch noch die Herrschaften, Zinsfesseln und Landstreu, dann andre ansehnliche Güter in Kärnten und Steyermark, Kauflich an sich. Johann Balzthasar, kaiserlicher Kämmerer, Drucker und Hoftrügerath, blieb unvermählt, Egidius Ludwig aber, seit 1632 f. l. Kämmerer und Reichshofrath, dann seit 1637 innerösterreichischer Kammerpräsident zu Graz, und seit 1645 des goldenen Vließes Ritter, vermählte sich 1632 mit Anna Maria Gräfin von Meggau, des kaiserlichen Obristleutnants, Grafen Leonhard Adolf von Meggau, jüngsten Tochter. Diese Vermählung war es eigentlich, welcher Egidius, Ludwig die ausgezeichnete Gunst des Monarchen zu verdanken hatte; es wurde auch durch dieselbe der bereits erwerbende Reichthum gar sehr vermehrt. Der Graf besaß Hollenburg, im Klagenfurter, Zinsfesseln, Landstreu, und Weiden im Wälder, Ober-Pulsgau, Gränberg, Freiherrn und Rabenberg in dem älteren Kreise. Nach des Schwiegervaters Tode 1644 fielen ihm aber auch noch die großen Herrschaften Gränburg und Rattenstein im Marchlande, anheim, und später erwarb er von einem andern Meggauischen Tochtermann, von dem Grafen

Gottfried von Breuner, die ebendasselbst belegnen Herrschaften Kreuzen, wozu damals 1400 Untertanen gehörten, und Arbing. Am 22. April 1637 verließ ihm Kaiser Ferdinand III. die Vorrechte des großen Reichspalatins, das Recht zu adeln, das Bergwerksregale, das Münzrecht u. für sich und seine männliche Descendenz. Das Münzrecht muß er besonders stützig gerührt haben, denn wir kennen von ihm fünf Thaler und vier kleinere Münzen. — Ein Thaler hat auf dem A. Sigis. Lvdoovic. comes. a. Dietrichstein. Das Brustbild von der rechten Seite mit einem Spieghart und starkem Haar, auch einem mit Spieghen besetzten Halskragen. Darunter: 1638. R. Liber. baro. in. Hollenbvrg. Das gekrönte Wappen in einem viertheiligen Schild und darüber der gekrönte kaiserliche Adler mit der Namens-Christe F. III. (Ferdinand III.), auf der Brust nebst der innern Umschrift: Sub. alis. protegentibus. Ivis. Ein anderer Thaler A. Sigismvndq. Lvdoovic. comes. a. Dietrichstein. Das Brustbild mit einem Spieghart, in einem verbrämten Kleide und mit einem mit Spieghen besetzten Halskragen; am Kragen steht die Jahrszahl: 1640. R. Liber. baro. in. Hollenbvrg. Der gekrönte kaiserliche Adler; auf der Brust die Christe: F. III. Unten das gekrönte Dietrichsteiner Wappen, dabei ein gewundnes Band, mit der eingefesteten Aufschrift: Sub. alis. protegentibus. Ivis. Ein diesem ganz gleicher Thaler trägt die Jahrszahl 1641. Ein vierter Thaler, A. Sigismvndq. Lvdoovic. comes. a. Dietrichstein. Gebrämtes Brustbild mit umgebangnem Gewand und der Viersordenskette auf der Brust. Darunter, schwärzt: 1646. R. Liber. baro. in. Hollenbvrg. Der gekrönte kaiserliche Adler mit der Christe F. III. und unter demselben das gekrönte und mit der Viersordenskette umgebene Dietrichsteiner Wappen nebst einem gewundenen Bande, mit der Aufschrift: Sub. alis. protegentibus. Ivis. Die kleinste Thaler ist diesem ganz ähnlich, trägt aber die Jahrszahl: 1653. Von den kleinen Münzen heißt es auf der einen: A. Sig. Lvdovic. co. a. — Dietrichstein. Das Brustbild mit kurzen Haaren, Spieghart und Halskraute; unten in einer Einfassung 3. R. Liber. baro. in. Hollenbvrg. Das gekrönte Wappen; oben 1639. — Ro. 2. A. Sigis. Lvdovic. e. a. Dietrichst. Das vorige Brustbild. Unten: 1. R. Liber. baro. in. Hollenbvrg. 1649. Das gekrönte, viertheilige Wappen; unten hängt der Viersorden. Ro. 3. A. Sigis. Lvdovic. e. a. Dietrichstein. Das Brustbild von der rechten Seite, mit lockigem Haare, Spieghart, Kragen und Viersorden; unten in einer Einfassung: 3. R. Liber. baro. in. Hollenbvrg. Das gekrönte Wappen; oben, neben der Krone, 1652. Unten hängt der Viersorden. Ro. 4. Einfestete Münze. Das gekrönte Wappen mit daranhangendem Viersorden; oben, neben der Krone, 1652. — Noch müssen wir einer Münze gedenken, die zwar auch der nikolsburger Linie angehören könnte, zumal da das Münzprivilegium für Sigmund Ludwig sich vom 22. April 1637 beschreibet: A. In einem Vortbeerkranz: die gekrönten Buchstaben F. M., darunter das Dietrichsteiner Wappen R. In einem Vortbeerkranz, Schrift in sechs Zeilen: Vivat! Ferdinand! Rex. Regi

na. Maria! 18 Avgus! 1636. Es ist, wie man sieht, der Geburtstag der Königin, nachmaligen Kaiserin Maria Anna, der gefeiert werden soll. Sie war den 18. Aug. 1606 geboren — Sigmund Ludwig starb im J. 1678, seine Witwe, der vermalten Kaiserin Eleonora Drillsbomeisterin, den 3. Mai 1698 im 88. Jahr ihres Alters. Sie hatte ihm fünf Söhne und vier Töchter geboren. Die älteste Tochter, Maria Eleonora, verm. 1667 an den Grafen Johann Otto von Kinksmail, starb den 15. Februar 1704, als Witwe war sie der Königin von Polen, nachher vermählten Herzogin von Lothringen, der Erbtöchterin Eleonora, Drillsbomeisterin. Von den Söhnen sind Sigmund Helfried, Franz Adam und Georg Seyfried zu bemerken. Sigmund Helfried Graf von D., geb. 1635, Herr zu Greinburg, Kutenstein, Kreuzen, Ritter des goldenen Vlieses, k. k. Geheimrath, der Königin von Polen, nachher vermählten Herzogin von Lothringen, Drillsbomeister, auch der Hofkammer und des geheimen Rathes im Lande ob der Enns Director, vermählte sich 1666 mit des Grafen Claudius von Golsato Witwe, der Prinzessin Maria Isabella von Gonzaga, (+ 26. April 1702), ließ, kaum neun Jahre alt, Thaler prägen, oder vielmehr Medaillen (Z) — A. Sigismvndq. Helldrida. comes. a. Dietrichstein. Das Brustbild von der rechten Seite, in langen Haaren. R. Liber. baro. in. Hollenbvrg. Das gekrönte Wappen mit Palmzweigen, unten: 1644. — und starb den 2. April 1698, mit Hinterlassung der Söhne Franz Anton, Philipp Seyfried und Gundaccar Poppe. Franz Anton, Generalmajor, Hofkriegsrath und Obrister eines Dragonerregiments, verlor bei dem Angriff auf Cremona, durch eine Kanonenkugel einen Fuß, und starb an dieser Wunde den 12. Februar 1702; seine kinderlose Witwe, Dorothea Josepha von Bloßschin, verheiratete sich zum andern Male mit dem Grafen Philipp Sigmund von Dietrichstein. Philipp Seyfried, k. k. Kämmerer und Obristwachtmeister, wurde von seinem Velebten erschossen, den 2. Sept. 1715; am 31. Dec. 1710 hatte er die Herrschaften Greinburg und Kutenstein an den Grafen Franz Ferdinand von Salzburg verkauft (Kreuzen und Arbing waren seit 1701 an die Gvariani verkauft). Er war mit seiner Nichte, Maria Theresia, des Grafen Georg Seyfried von Dietrichstein Tochter, verheiratet, die Ehe blieb aber kinderlos. Gundaccar Poppe endlich war des Malteserordens Ritter, k. k. Geheimrath und Kämmerer, 1717 der Erbtöchterin Maria Josepha Drillsbomeister, seit 1726 aber des Malteserordens Großprior in Böhmen, Komthur zu Kleinöls, Brünn und Ober-Kralowitz. Er erbaute auf der Großprioraths-Herrschaft Estraßonitz die schöne Kirche zu Radomisch, vorwiegend auch sein Andenken durch die Herstellung vieler andern Gotteshäuser und durch die Erbauung der Großpriorats-Residenz zu Prag, und starb den 9. Oct. 1737. — Georg Seyfried, Sigmund Ludwigs dritter Sohn, geb. 1645, Herr der Herrschaften Kinkenlein, Grünberg und Treßlein, war seit 1669 innersösterreichischer Regierungsrath, von 1681 — 1685 Landeshauptmann zu Obz, 1686 Landesverwalter, und von 1703 an Landeshauptmann in der Steyermark, vermählte sich 1678 mit Jo-

hanna Hofmann von Grünpicht, und nach deren tödtlichem Abgange 1706 mit der Gräfin Maria Rosalia von Herberstein, und starb den 27. Dec. 1714. Seine einzige Tochter aus der ersten Ehe, Maria Theresia, wurde, wie schon gemeldet, des Grafen Philipp Seyfried von Dietrichstein Gemahlin. — Wir haben noch von dem zweiten Sohne des Grafen Sigmund Ludwig und der Gräfin von Meggau zu sprechen. Dieser, Franz Adam, geb. 1642, Herr zu Landföron, Weiden, Drüßlermündschel in Kärnten, innerösterreichischer Hofkammerpräsident zu Graz, war mit der Gräfin Maria Rosina von Trautmannsdorf verheirathet, und starb den 20. Juli 1702, außer zwei Töchtern einen Sohn hinterlassend. Dieser Sohn, Karl Ludwig, geb. 1673, war innerösterreichischer Hofkammerath, vorn 23. Sept. 1708 an Jägermeister der Chiencourant-Jägerci und seit dem 6. Sept. 1709 k. l. Oberjägermeister. Er resignirte aber bald nach Kaiser Josephs I. Tode, und wurde dafür zum Geheimrath gemacht. Gleichwie sein Großvater ließ er fleißig münzen, und man hat von ihm Dukaten, Thaler und kleinere Münzen. Auf den Dukaten heißt es: A. Car. Lvd. S. R. I. com. a. Dietrichstein. Das gekrönte Brustbild. R. Baro. in. Hollenburg 1726. Das gekrönte, einfache Hauptwappen. Auf dem Thaler heißt es: A. Car. Lvd. S. R. I. com. a. Dietrichstein. Das gekrönte Brustbild mit Perle: A. Liber baro in Hollenburg 1726. Das Wappen in einem gekrönten zierlichen Schilde. Die Münze zeigt im A. Car. Lvd. S. R. I. C. — a. Dietrichstein. Das lockigte, gekrönte Brustbild von der rechten Seite. R. Liber. baro. in. Hollenb. 1731. Das gekrönte Wappen in einer zierlichen Einfassung. Karl Ludwig starb den 8. Mai 1732, seine Witwe, Maria Theresia, Gräfin von Trautmannsdorf (verm. 1704) den 4. Januar 1733. Sie hatte ihm fünf Kinder geboren. Eine Tochter, Maria Antonia, geb. den 10. Sept. 1706, wurde den 14. Januar 1726 mit dem Fürsten Emanuel von Lichtenstein vermählt, und starb als Witwe den 7. Januar 1777. Der Sohn Franz Ludwig, geb. den 5. Sept. 1715, Majoratsbesitzer auf Hollenburg, Landföron und Finkenstein, k. l. Kammerer und innerösterreichischer Regierungsrath, war seit dem 28. April 1739 mit der Gräfin Maria Laura von Galatz verheirathet und starb den 23. Julius 1765. Seine Tochter, Maria Anna, geb. den 6. Juni 1750, ist erste Stiftdame und Oberin in dem samoyisch-lichtensteinischen Damenstifte zu Wien; der Sohn, Franz Ludwig genannt, wie der Vater, geb. den 26. Nov. 1745, Herr der Herrschaften Hollenburg, Finkenstein, Landföron, Weiden, Ober-Pulsgau und Neuschloß, gräzer Kreises, k. l. Geheimrath und Kammerer, vormals innerösterreichischer Regierungsrath, Johann bis 1783 Subernialrath in Galizien, vermählte sich den 4. Dec. 1769 mit Alexia Gräfin von Kienburg, und starb den 12. Nov. 1796, sein ältester Sohn, und nach ihm Majoratsbesitzer, Franz Sigmund Ludwig, den 24. Dec. 1800. Letzter, geb. den 5. Juni 1771, war k. l. Kammerer und Rittmeister bei Kaiser Chevaux léggers. Der heutige Majoratsbesitzer, des Grafen Franz Ludwig jüngster Sohn, Johann von

Dukla¹⁾, geb. zu Lemberg den 16. August 1779, erbt nach des letzten Grafen von Kestie Tode den 8. Februar 1802 zu Folge eines fideicommissarischen Testaments die Herrschaft Bärenden an der Mur, bruder Kreises, und vermählte sich im J. 1809 mit der Gräfin Gabriele von Thurn und Valsassina.

II. Die hollenburg-sinkensteinsche Hauptlinie, welche wieder in die sogenannte österreichische und in die nitoloburgische oder fürstliche Linie getheilt war, pflanzte Pantragens und der Barbara Gräfin von Thurn jüngster Sohn, Sigmund, erster Freiherr von D. zu Hollenburg, Finkenstein und Tholberg, Herr zu Hartberg, Planenberg, Kammerberg, Ehrenau, Arnsfeld, St. Paternian, Wachsened und Aspang, geb. 1484. In jarter Jugend kam er an den Hof Kaiser Maximilians I., der ihn ganz eigentlich für die großen Geschäfte des Staates und des Kriegs erogen hat, der ihn liebte wie seinen Sohn, und der jede Gelegenheit ergriff, den Liebbling groß und reich zu machen. Er war des Kaisers Oberstliebkammerer, als ihm durch Verschreibung d. d. Chingen in Schwaben den 3. April 1508 das Schloß und die Herrschaft Finkenstein in Unter-Kärnten, auf Rechnung und bis auf Widerruf pflegweise übergeben wurde. Vermöge Verpfandes, d. d. Regheim, den 24. Dec. 1508, überkam er das Schloß Rankenwig, gräzer Kreises, sammt Zugehör um 4000 fl. und bis zur Abzahlung dieses Geldes pfleg- und pfandweise. Am 25. Januar 1509 wurde sein Dienst gehalten, als Oberstliebkammerer, auf 200 fl. jährlich festgesetzt. Am 3. März 1509 erhielt er einen Pflegsbrief auf die Herrschaft Schmierenberg, mardurger Kreises, und am 12. Mai 1509 wurde ihm die Herrschaft Hollenburg in Kärnten, pfleg- und pfandweise auf unbestimmte Zeit gegeben. Durch kaiserliche Schuld- und Pfandverschreibung, d. d. Mindelsheim den 1. Juni 1513 wurde ihm ferner das Amt an der Mauttn, das er zwar schon seit 1509 innegehabt, als Pfand für eine Forderung von 1200 fl. ohne Verrechnung überwiesen. Inhalt eines von ihm zu Augsburg den 14. Dec. 1513 ausgestellten Reverses hatte er auch wegen dem Kaiser getreulich dargelegener 2000 fl. und weiteren 270 fl. Ausstand zum Kriege das Amt Lavamund in Kärnten sammt dem Markt und aller Zugehör, jedoch auf Widerruf, pflegweise zum Genuße, ohne alle Verrechnung, erbalten. Im J. 1514, laut Reverses vom 12. Februar, verkaufte Kaiser Maximilian ihm, seinem Rath und Silberkammerer, Herrschaft, Schloß und Stadt Gmünd in Kärnten, mit Vorbehalt der Ranksteuer und zweier Gensgejohden, um 28,000 fl. und wenige Monate später, d. d. Gmünd den 8. Juli 1514, erbob Kaiser Maximilian seinen und des Reichs Getreuen und Edeln, Sigmund von D., Erbschenken in Kärnten, und alle seine ehelichen Leibeserben in des D. R. R. Freiherrensland und Würde, und ernannte und freilegte zugleich die Schloßer Finkenstein und Hollenburg mit allen derselben Herrlichkeiten und Zube-

¹⁾ Nicht Johann Duglas, wie es in allen unsern genealogischen Handbüchern heißt, auch nicht Johanna Dettla.

börungen zu rechten freien Herrschaften, daß, so diese Herrschaften, wie auch Halberg, zu Händen derer von Dietrichstein kommen und stehen werden, er und seine ehelichen Erben sich Freiberren und Frauen zu Hinkenstein, Hellenburg und Halberg nennen, schreiben und beistehen lassen sollen. Sigmund hatte sich aber in der langweiligen Fehde mit den Venezianern die wichtigsten Verdienste um seinen Herrn erworben. Als 1514 diesen Feinden ein panischer Schreden, in Triest, am Isonzo und an den Küsten, eine Reihe der festesten Burgen, mit allem wohl versehen, und von sonst tapfern Männern verteidigt, in unbegreiflicher, schmachvoller Schnelligkeit hinwarf, hielt D. allein den vorrausenden Sturm dieser feindlichen Überschwemmung aus. Wo sein Banner wehte und seine Fregatell gerührt wurde, fanden sich Krieger genug, und freudig brachte er der Landesverteidigung die Ersparnisse feindsüchtiger Zeit zum Opfer dar. Darum schrieb ihm der bestürzte, aber dankbare Kaiser, durch den Hofmeister, Stephan Rigner: „quando semper hactenus, extremis quoque nostris periculis, non tantum tuas fortunas, verum vitam et sanguinem etiam, nosse defendendi gratia obiecit.“ Laut Kaufbriefes und Krieres, d. d. Innsbruck den 25. Januar 1515, verkaufte Kaiser Maximilian ihm Sigmund von D., seinem kaiserlichen Rath und Landeshauptmann in Steyer, die Herrschaften Amfels, marburger Kreises, Apfona und Heistrig, B. U. B. B., zu Eigenthum, und traktirte es andern Instrumente, d. d. 28. Januar 1515 gab er ihm die Herrschaft Weiersfeld, großer Kreises, pfleg- und pfandweise. Unmittelbar darauf, im Mai 1515, half Sigmund mit Matthäus Lang, mit Wäldem von Rogendorf und mit dem Schernthemer, zu Preßburg, jene folgenreiche Wechselheirath schließen zwischen Ludwig, dem Kronprinzen von Ungarn und Böhmen, und Maras Entelin Maria, zwischen Maras Entel, dem Erzbischof von Freginano und der jügellosen Prinzessin Anna. Die feierliche Bestätigung dieser Heirathsabrede, die Aufamkunft Maximilians in Wien mit Bladielaw, dem Könige von Ungarn und Böhmen, mit dessen Bruder, dem polnischen Könige Sigismund, mit dem Kronprinzen Ludwig und der Prinzessin Anna, wollte Maximilian, nach seinem frühlichen Herzen, für seinen Liebling feiern. Er ward für ihn um Barbara von Rothal, Georgs und der Margaretha von Rappach Tochter, und die Hochzeit wurde am 22. Juli 1515 in dem Rothbalken Hause zu Wien gehalten. Unter den Zeugen des viel beschriebenen Festes waren, mit Maras, die Könige von Polen und Ungarn, der Kronprinz Ludwig, dessen Schwester Anna, die Erzherzogin Maria, Ludwigs Braut, die Herzogin Heinrich von Braunschweig, Wilhelm und Ludwig von Baiern, Albert von Pfalzburg, der Markgraf Kasimir von Brandenburg, Bischof Rudolf von Anhalt, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Regensburg, die Grafen von Montfort, Haag, Mansfeld, Berdenberg, der berühmte Marcus Sitticus von Hohenems, die Magnaten von Ungarn, Böhmen und Polen. Am Gold, Silber und Edelsteinen währte man den Reichthum einer neuen Welt aufgethan. Dreihundert Spei-

sen standen auf der Tafel. Am zweiten Tage wurde von den Fürsten und Herren ein Turnier gegeben, eröffnet durch die zwei berühmten Kampfkünster, Wilhelm von Baiern und Kasimir von Brandenburg. Mit dieser feierlichen Gemahlin überkam Sigmund nach ihres Vaters Tode 1525, nebst der Pfandschaft Weidling, B. U. B. B., die eigentümliche Herrschaft Halberg, großer Kreises, wozu er 1530 von dem Kloster Berau das Schweidgerferau erkaufte. Im J. 1515 erhob sich bei Gonnawitz, in Unter-Steier, der Aufstand der wüthenden Bauern, die ihre armen Brauda, ihre vermeintlichen alten Rechte, mit Drehscheiteln und Morgenknechten geltend machten, mehrere Edelknechte grausam ermordeten, mehrere Burgen, Kirchen und Klöster plünderten und zerstörten. Der Aufstand verbreitete sich schnell nach Krain und Kärnten, und es hatten sich wol 80,000 Bauern beworfen, als Sigmund, dem sich auch der berühmte Georg von Herberstein angeschlossen, mit 850 Reitern und fünfzehnhundert Fußknecht bei Pettau über die Drave ging und die Bauern in ihrem Lager bei Krain überfiel. Sie wurden leichtlich getrennt und geschlagen, nachmals dungenweise an die Bäume aufgehängt und die übrigen verjagt (Sept. 1516). An St. Adalstusstage den 22. Juni 1517, grüßte Sigmund, als Landeshauptmann in Steyer, die Landesherren oder den Orden des h. Christoph wieder das Trinken und Fluchen. Am 12. Januar 1519 starb sein unwandelbarer Gönner, Kaiser Maximilian. Schon in dessen letztem Lebensjahre hatte D. die Entlassung von allen seinen hohen Würden im Reue und im Rathe flehentlich nachgesucht; vergeblich wiederholte er, sein Zypertin und seine Augenschwäche vorkellend, auch bei Erzherzog Ferdinand sein Gesuch. Er war diesem schon verdächtig gemacht, und seine Feinde wußten selbst den Wunsch, den Geschäften sich zu entziehen, als trügliche Aufkündigung der Vasallenspflicht, als gesittigste Steigerung der Verrätherie des neuen Herrn anzusehen; seine strenge gegen die sanftmüthigen Wiedererläuterer als vorsätzliches Anfechten einer unerbittlichen Meinungs-spaltung und Verrückung, seine duldende Mäßigung gegen andre Glaubensretter als strafbare Gleichgültigkeit zu schildern. Er war in Haft gekommen, und vor ein Gericht auf Leben und Tod gestellt worden, hätte ihn nicht sein günstiger Stern eilends (wiewol unbewußt) von Wien hinweg, nach dem einsamen Halberg geführt. Hier harrten seiner, durch Eilboten von allen Eiten, hundert Warnungsschreien. Erwornt, gebeten, beglückwünscht, von Wien hinwegzuweisen, heimgeführt von allen körperlichen Beschwerden (oder darum keineswegs ein Greis zu nennen, denn er zählte höchstens 35 Jahre), hatte er kaum das letzte Schreiben durchlaufen, als er eilends, wie er sich fand, in Schnee und Eis, und stürmischem Umwetter, den noch nicht erwärmten Fuß wieder in die Sänfte setzte, und sich augenblicklich wieder vor den Erzherzog nach Wien bringen ließ. Auch der Zufall hatte ihm zufinden das Seine gegeben und Ferdinands edles Herz, die lichtscheuen Ränke der tückischen Angeber durchschaut, die ihn, um in der Verwirrung desto besser im Irthum zu fischen, einer herrlichen Stütze zu berau-

ben und in der öffentlichen Meinung eine schwere Schuld des Untaths auf ihn zu wälzen gedachten. Ferdinand und Sigmund kamen sich näher, als je zuvor. Letzter war daher auch einer der Procuratoren, welche sich, Namens des Erbberzogth, die verheirathete bestimnte Braut, die Prinzessin Anna zu Innsbruck, den 11. Dec. 1520, antrauen ließen, sowie er bei dem zu Linz am 25. Mai 1521 gehaltenen Beilager, als der neuen Erzherzogin Christinenselbst auftrat. Am 24. Oct. 1523 gab er die Herrschaft Kienfels dem Erzherzog jurid. (war dieses der Preis, um den er seine vollständige Ausöhnung erkaufte?). Im J. 1525 erhoben sich, während der große Bauernaufland in Schwaben, Franken und am Rheine wüthete, zu gleichem unseigen Beginnen die Bauern der Ober-Steiermark, und besonders des ansehnlichen Erzhofes Salzburg. Hier war der Erzbischof Matthäus Lang in seiner Fest Hohen Salzburg eingekerkert, der Ausschuss der Empörer zu Gastein suchte Geseß und Geld bei den Knapen, und nach gerafftem Beistand von Österreich und von dem schwäbischen Bunde. Alsbald zog Sigmund von D. so berüchmt durch die Dämpfung der Hara Brauta an der Mur und Draoc mit 5000 deutschen und böhmischen Knechten und einigen Husaren heran, und im Einklange mit der folgrühigen, an Zahl und Kräften zwar wenig bedeutenden Ritterschaft, die, von den Bauern auf den einzelnen Burgen eingeschlossen, keinen Sammelplatz hatte. Der Wille, auf der vortommender Straße von Schladming über Raasdorf vorzudringen und durch die Besetzung von Werfen und dem Pässe Lutz die Verbindung zwischen dem Pongau und dem salzburgischen Knechtlande zu sperren, zeugt nicht unvortheilhaft für des Dietrichsteiner's strategischen Blick. Doch der gute Plan scheiterte an dem Widerstande der Bürger und Bergknappen von Schladming. Durch den Verlust von 100 seiner besten Knechte nur um so mehr erzhit, wollte D. augenblicklich einige Gewalt- und Nachmärche, um mit ungetheilte Kraft einen allgemeinen Angriff zu thun, erfuhr aber, was seinem Freunde, dem Freundesberger, das Herz gebrochen. Das Kriegsvolk empörte sich wegen Soldrückstand, und forerte, als dieser herbeigeschafft war, trotzigen einen zweiten Monatslof, obgleich noch nichts geklärt worden. Den zu bewilligen hatte Sigmund weder Vollmacht noch Mittel. Er mußte nach Wien berichten, die Frucht seiner bisherigen Anstrengungen, die unerfessliche Möglichkeit der Ueberschlagung waren dahin für immer. Kaspar Proßler, der rebellischen Bauerschaft oberster Feldhauptmann, erließ folglich ein allgemeines Aufgebot durch das Pongau und Pinguau, und ernannte den Michael Gruber von Bramberg zum Hauptmann dieser Abtheilung, mit strengem Befehle, bios vertheidigungswiese zu verfabren. Endlich hatte D. seine ungeheuren Söldner befriedigt, ihrer ausbarenten Treue darum doch nicht gewisser; er eroberte Schladming mit Sturm, die Haupt-angewiegler stiel den Geseß, immer noch, nach den Begriffen jener Zeit, mit vieler Schonung. Darum bekräftigte die übrigen Bürger, die sich weiterer Executionen versahen, den Bauernobristen Gruber unablässig um Hilfe, und hinterdrachten ihm gemüthe Drohworte. Dietrich

steins und blutdürstigen Muthwillen seines Adels. Der unentschlossene Gruber schritt, das Lager vor Raasdorf mit einbrechender Nacht den 3. Juli 1525 verlassen, zum Angriffe, durch den Pöß nach Rantling, und stand um fünf Uhr Morgens in Schlachtorbnung vor Schladming. D., der in den verslossenen Tagen mit sieben offenen Bunden von seinem schweren Siechthume 10 bis 15 Stunden zu Pferde zugebracht hatte, war eben eingeklimmert. In seinem Lager herrschte sinnlose Trägheit, nimmermüde Begehrlichkeit und unter der Asche fortglühende Meuterei, unter den schlammigen Bürgern blinde Nachbegierde und Verrath. Der Ueberfall gelang vollkändig. Es war kein Geseß, nur ein grausenvolles Meßren. Über 3000, darunter viele Edle, fielen, denn die Bauern gaben nur Teufischen Quartier, der Rest wurde gefangen oder versprengt. Aus seinem Hause entronnen, widerstand D. vergeblich an zwei Stadthoren, auf dem Kirchhof, auf einem festen Zume. Er mußte sich den Bauern in ritterliche Ha's ergeben und wurde von Gruber mit Zahlung beabteit. Aber 32 Ritter ließ der Sieger zum Sühnopfer an ebender Stelle enthaupten, wo die aufrührerischen Schladminger ausgekluet hatten. D. wurde unter starker Bedeckung nach Werfen abgeführt, bald aber ohne alles Abseßgänzlich freigegeben, denn selbst in der Hast hatte er thätig für die Wiederherstellung des Friedens gewirkt, er war darin, unterstüßt durch die Annäherung des schwäbischen Bundesheers, so glücklich gewesen, daß schon am 31. August 1525 im Feildlager vor Salzburg der Vertragbrief unterzeichnet wurde, und Gruber seine Waffen dem Herzoge von Baiern zu Füßen legte — Am 25. März 1528 erkaufte Sigmund von König Ferdinand die Herrschaft Kammernstein, die ehemals sein Bruder Franz pfandweise innegehabt, zu Erb und Eigentum, vorbehaltlich des Wideraufsteckens, um 20,000 fl., auch am nämlichen Tage, unter gleichen Bedingungen, die Herrschaft Pfannberg, großer Kreises, sammt dem Marktsiedeln Semrad um 14,250 fl. und am 8. Januar 1530 erkaufte er von dem Könige, gegen Hingabe der Herrschaft Womperkefel oder Gernau, im eisenburger Comitau und baate 6000 fl. die Stadt und das Schloß Hartberg, großer Kreises. Unter seinen Thaten als Landeshauptmann in der Steiermark und Statthalter der innerösterreichischen Lande ist auch anzuführen die Befestigung und Erneuerung des Bergschloßes zu Grob, und die, wiewol nicht ganz berichtigte Grenzangleichung der Steiermark gegen Kärnten, Krain und Ungarn. Sein Andenken wird auch durch verschiedene Münzen verewigt. Eine, ein seltnes halber Thaler, wurde auf seine Vermählung im J. 1515 geprägt und zeigt: A. Sig. v. Dietrichstein. F. H. S. Holn. v. Finkenst. Das gebräunliche Brustbild von der linken Seite, in kurzen, kraulen Haaren mit einem sehr großen Fieberhut auf dem Kopfe. R. Barbara. vo. Rual. Freyjn. xv. Talberg. Ihr Brustbild, so, auch einen Hut auf dem Kopfe trägt mit vorgebeiter linker Seite. Auf einem andern halben Thaler, ebenfalls ohne Jahrzahl, heißt es: A. Sigmond. v. Dietrichstein Freiherr xv. Sein Brustbild. R. Hohenburg. vnd. Finken-

malen zu. Das Wappen ohne Helm. Auch sollen zum Gedächtnisse des Erbsaars, im J. 1520 silberne Denkmäler mit der Inschrift: Deo Maximo valente fieri, geschlagen worden sein. Sigmund starb zu Graz an einem hitzigen Fieber, nachdem er kaum acht Tage bettlägerig gewesen, den 20. Mai 1540 (nicht also, wie noch neuerlich von Hornmar behauptet worden, zu Villach im J. 1533), und wurde in der Burgkirche zu Raasdorf neben Kaiser Maximilians I. Grabstätte und zwar zu dessen Füßen beerdigt, wie es der Kaiser selbst in seinem Testament seinen Enten aufgegeben hatte. Von rührender Bärtlichkeit und nachhaltig einzig in ihrer Art, ist auf Moritz Befragung ebenso oft, als seiner selbst in Lobtenesse und Gebet, so oft auch jedesmal Sigmunds und des Dietrichsteinschen Hauses in liebender Fürbitte zu gedenken. Ferdinand I. gelobte namentlich: in sacello S. Georgii, in arce nostrae novae civitatis, ubi supradicti Maximiliani sepulchrum est, perpetuum monumentum collocare; quemadmodum Imperator Maximilianus, ad aeternam memoriam nominis et prosapias a Dietrichstein et salutem statutum esse voluit, ita, ut quoties pro salute Imperatoris Maximiliani, et aliorum nostrorum majorum, principum Austriacae Sacra opera impenditur, toties etiam in eisdem precationibus... pro ipso a Dietrichstein et ejus posteris Deo supplicetur. — Sigmunds Witwe, Barbara von Rothb., vermählte sich zum andern Male mit Ulrich von Giettrich aus Schlefien, wurde nochmals Witwe und starb 1556. In ihrer ersten Ehe hatte sie fünf Kinder geboren, 1) Stephan Ferdinand, geb. 1523, starb 1527, 2) Ekker, geb. den 4. Juli 1525, verm. mit Johann von Richtenstein zu Nikolsburg, und nochmals mit Andreas von Vögl zu Reiffenstein, starb als Witwe 1597, und hinterließ ihre Herrschaft Krain, janzmer Kreises, ihren Neffen Sigmund und Maximilian von D., 3) Sigmund Georg, von welchem der ältere hollenburgische oder nachmals österreichische Zweig, 4) Adam, von welchem der mährischburgische Zweig abstammt, 5) Karl, geb. den 24. Juni 1532, vermählte sich den 5. Januar 1554 mit Dorothea von Lipps und starb kinderlos im J. 1562.

Der erloschene hollenburgische ältere, nachmals österreichische Zweig.

Sigmund Georg, Freiherr von D. zu Hinkenstein, Hollenburg etc., geb. den 2. Sept. 1526, trat, wie sein Bruder Karl, zur protestantischen Lehre, mußte 1560, gegen Empfang von 16,000 fl. die Pfandschaft Webling zurückgeben, vermählte sich den 12. Mai 1534 mit Anna Maria von Starckenberg, und starb zu Hollenburg den 20. Juli 1593, nachdem er aus seiner Ehe sieben Söhne und 11 Töchter, worunter vornehmlich Georg, Karl, Johann Heinrich, Bartholomäus und Paul zu merken, gesehen. Johann Heinrich, geb. den 5. August 1579, wurde am Pfingstsonntage 1602 ermordet; seine kinderlose Witwe, Maria, Erbscheide von Dietrichsteins Tochter, vermählte sich anderweitig mit Friedrich von Herdersdorf:

Paul, der jüngste Sohn, geb. den 24. Januar 1582, hatte nach einander zwei Frauen, Maria Anna von Püchler, verm. 1609, und Elisabeth von Berka, verm. den 3. Juli 1647 und starb 1628; wie es scheint, hat er seine drei Söhne, Karl Sigmund, geb. 1611, Franz, geb. 1613, und Sigmund Georg, geb. den 2. Mai 1618, sämtlich überlebt. Georg, der dritte von den 11 Söhnen von Sigmund Georg, geb. den 13. Sept. 1560, starb 1597, nachdem er in seiner Ehe mit Maria von Welf, verm. den 11. Januar 1587, ein Vater von acht Kindern geworden, worunter die Töchter Sigmund und Georg Heinrich. Sigmund, geb. 1588, war in erster Ehe mit Susanna von Püchheim, in zweiter Ehe mit Eleonora von Grünthal verheiratet, und hinterließ von der ersten Ehe einen Sohn, Georg Adam, der sich mit Elisabeth von Reimwald verheiratet, aber kinderlos verstarb. Georg Heinrich, geb. 1596 und mit Susanna von Praunfeld verheiratet, wurde ein Vater von neun Kindern, seine Söhne blieben aber sämtlich unverheiratet. Einer, Johann Heinrich, war f. f. Obrister und Commandant auf dem Spielberg, ein anderer, Franz Christoph, war Jesuit. Karl V., Sohn von Sigmund Georg, geb. den 22. Januar 1565, und seit 1594 mit Elisabeth von Eck verheiratet, starb 1601; von seinen drei Söhnen überlebte der einzige Wolfgang, geb. 1596, die Kinderjahre. Er war 1619 in f. f. Kriegsdiensten, und vermählte sich nochmals mit Katharina von Reichs. Bartholomäus, der vorerwähnte von den 11 Söhnen von Sigmund Georg, geb. den 7. April 1579, machte sich im Lande ob der Enns anständig, indem er die Herrschaft Kriebau im Hausdorfviertel durch Heirat, die Herrschaft Roth durch Kauf von Hans Joachim von Zingendorf, und ebenso Jauernsee erwarb, war seitdem 1613 und die nächstfolgenden Jahre Bevollmächtigter Herrschandes, 1617 Ausruß und endlich Präses der Stände der Landschaft ob der Enns, blieb mit dem Seinigen der evangelischen Religion zugethan, mußte deshalb seine Güter verkaufen, und emigrierte nach Nürnberg, von dannen er weiter nach Hanau zog, und daselbst im März 1635 sein Leben beschloß. Seine Gemahlin, Elisabeth von Kränzing, hatte ihm 19 Kinder, darunter die Söhne Rudolf, Grillian, Otto Heinrich und Gundaccar geboren. Rudolf, geb. den 14. Oct. 1603, war f. f. Obrister zu Reg, und starb 1649, nachdem er in erster Ehe mit Anna Elisabeth von Eck und Hungersbuch (starb zu Nürnberg den 12. April 1631) und nachmals mit Susanna Magdalena von Stojang, verheiratet gewesen. Sein einziger Sohn aus der ersten Ehe, Ferdinand Rudolf, starb in der Kindheit. Gundaccar, Rudolfs jüngster Bruder, geb. 1623, des f. f. Graf, hernach Fürst von D., Freiherr auf Hollenburg, Hinkenstein und Weßberg, Herr auf Roth, Kriebau und Jauernsee, dann Herr der Herrschaften Reichstein, Groß-Sonnenberg, Ober-Sollabrunn, Arbesbach, Epitz, Schwabentbach und Eigendorf, in Niederösterreich, dann Budyn, Liboschowitz, Pomeisel, Patef und Wälsch-Bieren, in Böhmen, ward, wie seine Geschwister, in der evangelischen Lehre erzogen, kehrte aber nachmals zur katholischen Religion zurück und trat als Kammerer in f. f. Hofdienste.

Er wurde auch als kaiserlicher Minister und Gesandter an einige Reichstheile versendet. Am 20. März 1656 ward er, sammt seinem Bruder Christian und ihrer gesammten Descendenz, in des H. R. R. Grafenstand erhoben, ferner zum wirklichen Geheimrath, Driffftsälteste und 1675 zum Driffftsälteste gemacht. Im J. 1671 wurde er vom Könige Karl II. von Spanien mit dem Orden des goldenen Vlieses beehrt, und den 15. April 1684 vom Kaiser Leopold I., bei dem er in ganz befondern Gnaden stand, aus eigenem Antrieb in den Reichsfürstenstand erhoben. Schon früher hatte er sehr bedeutende Beschäftigungen in Niederösterreich angefaßt, namentlich Merkenstein, B. U. B. B. im J. 1659 um 95,000 fl. von denen von Heißberg, 1663 von denen von Gillsitz die Herrschaften Sonnenberg und Groß sammt dem Marktflecken Oberpollabrunn, B. U. R. B., auch um die nämliche Zeit von den Haderbergischen Geschwistern die Herrschaft Arbesbach, B. D. R. B., 1674 von dem Grafen von Traun die Herrschaft Epitz und Schmollenbach, B. D. R. B., im J. 1682 die Herrschaft Eigendorf, B. U. R. B., welches Alles er als Fideicommiss seinem durch Testament vom J. 1684 ernannten Haupterben, seinem Großneffen Gundaccar Ferdinand von D., verschafft hat, denn seine beiden Ehen, 1) mit Isabella Constanza von Duelleberg, verm. 1657, starb den 17. Nov. 1685, und 2) mit Maria Christina, Gräfin von Trautson, verm. den 10. Februar 1686, gest. den 8. Februar 1719, blieben kinderlos. Mit der von Duelleberg hat er indessen die Herrschaft Pemritz, saager Kreises, erheirathet, und aus derselben, so wie aus den andern böhmischen Herrschaften Ribohomitz, Ruzyn, (beide im J. 1670 erkaufte) Patetz und Bilsch, Biken, ein Majorat, nicht zwar für den Großneffen, sondern für die fürstliche Linie in Nikolsburg gestiftet. Es war diese eine Huldigung, die er der Fürstenwürde darbrachte. Gundaccar starb den 25. Januar 1690 zu Augsburg, wo er eben mit dem kaiserlichen Hofe wegen der Wahl und Krönung Josephs I. anwesend war, und wurde in der Kirche des von ihm 1665 zu Oberpollabrunn gestifteten Capucinerklosters beigesetzt. Sein Bruder Christian, geb. 29. Januar 1610, war schon am 31. August 1681 zu Nürnberg verstorben; er hatte nämlich wegen seiner Anhänglichkeit an die evangelische Religion emigriren müssen. Christian war seit 1636 mit Maria Elisabeth von Khevenhüller verheirathet, und seit 13. März 1676 Wittwer, auch Vater von vier Kindern, worunter ein einziger Sohn, Georg Christian, der die Jahre der Kindheit nicht überlebte. Otto Heinrich, des Freiherrn Bartholomäus sechster Sohn, geb. den 17. Febr. 1611, bekannte sich ebenfalls beständig zur evangelisch-lutherischen Lehre, und war einer von den österreichischen Sündern, protestantischer Religion, welche eine von ihnen allen unterzeichnete Bittschrift um die Religionsfreiheit auf ihren Gütern 1646 und 1647 bei dem münchener Friedenskongreß eingeleget haben. Aus seiner Ehe mit Eva Beatrice von Pöchlern kamen zwei Söhne, Otto Ferdinand und Johann Adolf. Dieser wurde katholisch, nachher Domherr zu Osnabrück, und starb 1665. Otto Ferdinand aber, der ältere Sohn, stand 1675 als

Driffftsneuant bei dem k. k. Regiments Metternich, und erzeugte in seiner Ehe mit Anna Maria Hyacintha von Broedhaaven, aus Holland, den einzigen Sohn, Gundaccar Ferdinand, geb. 1678, den er aber gar bald als eine unnützbare Waise zurücklassen mußte. Der Großneffe, der nachmalige Fürst Gundaccar, erbarmte sich aber des verlassenen Knaben, erzog ihn und machte ihn zu seinem Haupterben. Gundaccar Ferdinand war noch minderjährig, als er am 3. März 1693 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde; im J. 1708 wurde er wirklicher Reichshofrath, am 18. Oct. 1714 k. k. Kämmerer, 1730 Geheimrath und 1734 der stürmischen Kaiserin Amalia Driffftsälteste. Im J. 1738 erkaufte er die kleine Herrschaft Kottingbrunn, B. U. B. B. Er starb den 19. Dec. 1744, aus seiner Ehe mit Maria Beatrice Regina, Gräfin von Rosenberg, verm. den 2. Januar 1703, gest. den 6. März 1755, einen einzigen Sohn hinterlassend. Dieser, Leopold Maria Franz, Graf von D., geb. den 8. Januar 1706, Herr der Herrschaften Merkenstein, Sonnenberg, Groß, Arbesbach, Epitz, Schmollenbach, Eigendorf und Kottingbrunn, k. k. Geheimrath und Kämmerer, war von 1732 an mehrere Jahre hindurch niederösterreichischer Regierungsrath, vermählte sich den 12. Mai 1728 mit der Gräfin Maria Theresia von Atthaus, wurde Vater zweier Kinder, von denen die Tochter Maria Anna sich im J. 1749 mit dem Grafen Johann Ferdinand von Kueffstein vermählte, und starb den 11. März 1780, daß er also nicht nur seine Gemahlin, gest. den 9. Februar 1759, sondern auch seinen Sohn überlebte. Dieser, Karl Gundaccar Joseph, geb. den 30. April 1729, k. k. Kämmerer und niederösterreichischer Regierungsrath, ward nach Paris gefendet, um die Nachrich von der Wahl und Krönung des römischen Königs Josephs II. zu überbringen, starb aber auf der Rückreise zu Mainz den 27. Sept. 1764, seine Wittve, Maria Anna Gräfin von Salzburg, den 30. Juli 1793. Sie war ihm den 31. Juli 1758 angetraut worden und hatte vier Kinder geboren, von denen aber nur der jüngste Sohn das Manns-alter erreichte. Dieser, Joseph Karl Maria Ferdinand, Graf von D., geb. den 19. Oct. 1763, Freier auf Hohenbrunn, Finkenstein und Thalberg, Fideicommissinhaber der Herrschaften Merkenstein, Groß, Sonnenberg, Arbesbach, Epitz, Schmollenbach und Eigendorf, war Subalternat in Nöthen, Hofrath bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, dann Driffftschloß- und Generatienblaubuchhalteramts-Administrator, sodann Gouverneur und Landeshauptmann in Nöthen, und seit 1804 niederösterreichischer Regierungspräsident, endlich niederösterreichischer Landmarschall und Gouverneur der Nationalbank, vermählte sich den 7. Juli 1783 mit der Gräfin Maria Theresia von Zingendorf, und sodann nach ihrem, am 22. Juni 1785, erfolgten Ableben zum andern Male den 19. Nov. 1787 mit der Gräfin Maria Elisabeth von Waldstein, und starb den 17. Sept. 1825, mit Hinterlassung einer Tochter, Maria Anna, geb. den 27. August 1788, die seit dem 26. Oct. 1819 mit dem Grafen Karl von Glary und Adringen vermählt ist. Das Fideicommiss ist, seit des Grafen Tode, größtentheils veräußert

worden, namentlich Werkenstein an den Grafen Joachim Eduard von Münch-Bellinghaußen.

Der jüngere nikolsburgische oder fürstliche Zweig.

Adam, Eigmunds, des ersten Freiherren von D. und der Barbara von Kottbus jüngerer Sohn, geb. zu Graß den 7. Oct. 1527, kam in blühender Jugend als Truchseß an Kaiser Ferdinand's I. Hof, und war schon 1548 Mundtschenk bei dem Erbprinzen, dem Erzherzoge Maximilian, dessen besondrer Günst und Zuneigung er sich von dieser Zeit an je mehr und mehr erwarb. Seine erste Sendung war im Namen dieses Erzherzogs nach Innsbruck, um Karl V. vor den Plänen der schmatzallischen Bundesverwandten zu warnen, die andre zum passauer Religionsfriedens 1552, die dritte aus jenen wichtigen Reichstag zu Augsburg 1555. Seiner zärtlichen Fürsorge getreue es, die aufrichtigen Bitterwollen des Mißtrauens und der Verwünschung zwischen Vater und Sohn, Ferdinand und Maximilian, zu zerstreuen. Im J. 1556 war Adam Waren und der Königin Maria ein treuer Gefolgsmann nach den Niederlanden. Im J. 1560 war er Drbstollmeister der Erzherzogin Maria, Gemahlin Maximilians II., bald hernach aber ihr Drbstollmeister. Auf dem im Juni 1560 zu Wien von dem Erzherzog angeführten Turnier und Ritterfest erschien Adam als Auenturier, und zwar trat er im ersten Turniere zu Fuß, den 12. Juni, in der zweiten Partei weiß und rosenfarb mit Silber gekleidet, in ganz silbernem Küras und Helm auf, um mit Claudius Trivulzi, Grafen von Melzi, zu kämpfen; den 17. Juni, im zweiten Turniere zu Pferd, erschien er auch in der zweiten Partei in blau und weißen Sammet gekleidet im Küras und Helme zu Pferde. Dieses Mal hatte er mit Wratislaw von Pernstein zu kämpfen. Im J. 1561 wurde er mit sehr schwieriger, aber freilich fruchtloser, Botchaft, in deren mannhaftester Vertretung Pius IV. ihn und seinen königlichen Herrn mehrmals mit dem Bannfluche bedrohte, nach Rom gesandt; er mußte nämlich in einem geheimen Consistorium darauf antragen, daß „zu Verhütung größern Unheils und blutiger Meinungskriege, die Kirche in den österreichischen Provinzen, auch den Laien der Genuß des Abendmahls in beiden Gestalten zugesprochen und den Gölbat unter jenen Bedingungen aufzuheben wolle, unter denen er schon seit Jahrhunderten in der griechischen Kirche nicht bestand.“ Im J. 1563 wurde Adam von König Maximilian zu seinem Drbstollmeister bestellt, gleich darauf wurde er zum Drbstollmeister der Erzherzoge Rudolf und Ernst ernannt, und er mußte sie nach Spanien begleiten und daselbst ihrer Erziehung vorstehen. Unmittelbar vor dem Aufbruche (1563) empfing er aus des Kaisers Hand seine Befallung als Gesandter bei dem spanischen Hofe. Noch bei Reiterei er diesen Posten, als ihm der König 1569 die Komthurei von Alcaniz in dem Erben von Calatrava verlieh, es war eben um die Zeit, daß die Mißstimmung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien, vornehmlich wegen der den österreichischen Ständen bewilligten freien Religionsübung und wegen der niederländischen

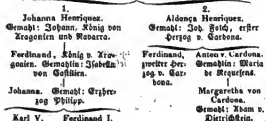
Unruhen ihre größte Höhe erreicht hatte, und es gehörte das ganze Gewicht von Adams geliebter und geehrter Persönlichkeit dazu, um einen gänzligen Bruch zwischen den habsburgischen Linien in Wien und in Madrid zum unumverbringlichen Nachtheile der katholischen Welt zu verhindern. Im J. 1571 brachte er die beiden Erzherzoge, seine Brüder, aus Spanien nach Teuttschland zurück, und ihre Wirtung hatte unter seinen Händen einen so glücklichen Gang genommen, daß Papi Pius V. darum aus eigenem Antrieb ein Glückwünschungsschreiben an ihn erließ. Im J. 1572 wurde er als kaiserlicher Commissarius an die Stände des Königreichs Ungarn abgeordnet, um von ihnen die Krönung Rudolfs II. zu erhalten, und seine Bereitwilligkeit besiegte alle die Schwierigkeiten, welche man ihm hier entgegenzusetzen trachtete. Im J. 1575 sand Adam Gelegenheit, sein Haus aus eine angemessene und feste Weise zu begründen. Seit den Zeiten König Dietrichs war Nikolsburg der Schlüssel von Mähren und Böhmen, die prächtige, reiche Herrschaft in den Händen der Eichtensteine gewesen. Uble Wirthschaft nöthigte den Christoph von Eichtenstein, auch diese Krone aller Eichtensteinschen Besessungen zu verkaufen (1560). Sie wurde von Labiaw von Kereczyn und Kaniasel, einem ungarischen Freiherren, erstanden, aber der Käufer verblutete 1566 zu Belgrad unter der Türken Hakenhand, und sein einziger Sohn, Christoph, starb 1572 ohne Erben. Die Herrschaft fiel darum dem Kaiser zu, und dieser gab sie als Lehen an Adam von D. Als aber Maximilian kurz darauf selbst Nikolsburg besuchte, verwandelte er in einem Büllet von wenigen Zeilen, was der zärtlichsten Betheuerungen, das Lehen in Eign, welches er zugleich zu einer Freiherrschaft mit verschiednen andern Vorzügen und Rechten erhob. Aber allzubald darauf umstand Adam trostlos das Sterbelager des theuern Fürsten, und sein Brüder Rudolf, dem er fortwährend als Drbstollmeister diente, bestieg den Thron. Im J. 1580 führte Adam auf der Herrschaft Nikolsburg die fast gänzlich erloschen gewesene katholische Religion wieder ein, wozu ihm Papi Gregor XIII. in verdienstlichen Schreiben gratulirte. Im J. 1588 hatte er mit der Uebergebung des Erzherzogs Maximilian aus polnischer Gefangenschaft gar viel zu thun, den spanischen zu Erreichung dieses Ziels deputirten außerordentlichen Gesandten, den Fürsten zu Sabonetta, hielt er in seinem Hause kostenlos. Im Ubrigen verlebte er seine letzten Jahre in ländlicher Einsamkeit und großartiger Ruhe auf dem nikolsburger Schlosse mit seinen Freunden, Hugo Blotius, dem Vorkande der kaiserlichen Hofbibliothek (deren Katalog er unserm Adam zugeweiht hat) und dem großen Orientalisten Buschel die wichtigsten Gegenstände des Alterthums und des Tags, die Gefahren und Sorgen der europäischen Welt von Hien her, im vertraulichen Briefwechsel und in tagelangen Gesprächen erschöpfend. Auch mit Kaiser Rudolf unterhielt er fortwährend einen lebhaften Briefwechsel, und das nikolsburger Schloß bewachte an die 600 Schreiben, von Rudolf an seinen Lehrer und Freund geschrieben. Gegen Ende Decembers 1589 fing Adam an, die Einwirkung eines schleichenden Fiebers zu empfinden, und Freitage,

am 5. Februar 1590, verschied er in voller Stärke des Bewußtseins. Die Leiche wurde nach Prag geführt, in allen Städten feierlich empfangen und, wie jene Sigmunds von D. zu Krusatz, zu den Füßen K. Maximilians II. beerdigt. Adam hatte sich im J. 1553 mit Margaretha von Cardona¹⁾, Anton von Cardona, des Markgrafen von Carbinen, eines nachgebornen Sohnes aus dem großen Hause Cardona, und der Maria von Requens Tochter, vermählt, und mit ihr, die ihre Witwenzeit zu Madrid verlebte und daselbst den 23. Febr. 1609 verstarb, 12 Kinder erzeugt. Maria, die älteste Tochter, geb. 1554, wurde des ersten Grafen von Salce, des Balbazar de Mendoza y la Cerda andre Gemahlin, und heirathete als Witwe nochmals den Sohn des letzten Großmeisters von Montesa, den Marquez de Navarres Hippolyta de Cardona y Dietrichstein, geb. 1556, vermählte sich 1580 mit Alvaro de Cordova aus der Linie der Herren von Valenzuela. Anna, geb. 1557, heirathete einen Grafen von Villanueva, Beatriz de Cardona y Dietrichstein, geb. 1563, den vierten Marquez von Montejar und fünften Grafen von Zumbilla, den Ludwig (nicht Franz) Hurtado de Mendoza, starb 1604. Als kinderlose Witwe wurde Beatriz zur Bischofsmutter der Infantin Maria Anna, Gemahlin des Königs von Ungarn, nachmaligen Kaisers Ferdinand III., ernannt, ihre Schwachheit erlaubte ihr aber nicht, dieses Amt anzutreten, und sie starb in dem von ihr erbauten und fundirten, auch seit vielen Jahren bewohnten, Kloster zu Alcala. Von den Söhnen, Anton, geb. 1555, Sigmund, geb. 1560, Maximilian, geb. 1569 und Franz, starb der älteste als Kind. Franz, geb. zu Madrid den 22. August 1570, besuchte die lateinische Schule in Wien, wo er ein Kostgänger und Jüngling der Jesuiten im Genuße von St. Barbara war, hörte Rhetorik und Philosophie zu Prag und Theologie im collegio germanico zu Rom. Seine öffentlichen Disputationen und seine gelehrten Arbeiten lenkten die Aufmerksamkeit des Papstes Clemens VIII. und des heiligen Collegiums auf ihn; als Clericus wurde er des Papstes Kämmerer und rasch hinter einander Domherr zu Olmütz und Breslau, auch im 28ten Jahre sei-

nes Alters und im vierten seines Priesterthums, den 3. März 1598, Cardinal der römischen Kirche, mit dem Titel S. Epistoli bei Capite, den er nochmals mit dem von Sta. Maria trans Tyberim vertauschte. Er befand sich auch in des Papstes Folge, als dieser am 13. Nov. 1598 zu Ferrara die Erzherzogin Maria Margaretha mit dem durch den Erzherzog Albert repräsentirten König Philipp III. vermählte, und er mußte dem h. Vater in seinen Unterredungen mit der Erzherzogin als Dolmetscher dienen. Vor Ablaufe des Jahres kehrte der Cardinal nach Triestland zurück, um aus des Kaisers Hand die Prospekt Leitenweis zu empfangen. Im J. 1599 wurde er auf des Kaisers und des Papstes Empfehlung zum Bischofe von Olmütz erwählt, auch 1600 daselbst inthronisirt. Wichtige Sendungen hatten den Jüngling bereits von Neapel zum Occurial, von Genua nach Brüssel umhergeführt; jetzt ernannte ihn Rudolph zum Cardinal-Protector seiner Erbkönigreiche, zum Statthalter in Österreich, alsdann zum Präsidenten des kaiserlichen Staatsrathes. In allen diesen Ämtern gebührt ihm der Ruhm, den nahen Ausbruch eines Bürger- und Brudertriegs, und jede hinterlistige auswärtige Einmischung verhindert zu haben; er bewog auch endlich Rudolph, der sich selbst aller Mittel der Verteidigung beraubt hatte, auf Österreich, Mähren und Ungarn zu Matthias Gunsten völlig zu verzichten. Der Cardinal überließerte dem Erzherzoge die heilige ungarische Krone, und konnte ihn damit in Rudolfs Namen auf freiem Felde (1608); einige Jahre früher, 1605, hatte Franz die Banden des ungarischen Rebellen Bocskay, die schon den ganzen kralischen Kreis von Mähren, und auch den böhmer, bis vor die Thore der Hauptstadt, unter gräulichen Verheerungen eingenommen hatten, zweimal zum Lande hinausgeworfen. Mit Mähren wurde der Bischof von Olmütz dem Erzherzoge Matthias unterthanig, und 1610 bereits mußte er das Directorium in dessen Staatsrath übernehmen. In dieser neuen Stellung war er es allein, der es, trotz des verächtlichen Majestätsbriefes, verhinderte, daß in Mähren den Lutheranern, Reformirten, Wiedertäufern und mährischen Brüdern derselbe freie Gottesdienst zu halten komme, welchen die Katholiken und Ultrakatholiken ausübten. Darum konnte sich auch in Mähren, trotz des von Böhmen, Österreich und Ungarn gegebenen Beispiels, wenigstens der Schein einer regelmäßigen Verfassung erhalten, und beim Ausbruche der großen Empörung 1618 war der Cardinal vermögend, zur Verteidigung des rechtmäßigen Herrschers eine Schar von 3000 Fußkägern und 2000 Reitern zu bewaffnen. Einmüthig ließ es, nur er könne den Oberbefehl des kleinen Heeres führen, das er aus nichts herborgerufen. Albrecht von Waldstein stand ihm zur Seite, aber beide vermochten nicht den Geist der Reuterei niederzuhalten, und der größte Theil ihrer Soldaten ging zu den Empörern hinüber. Mit dem kleinen und mit der Kriegskasse entkam Waldstein nach Wien. Der Cardinal blieb, das Äußerste erwartend. Als auch die Empörung ganz Mähren eingenommen, beschloßen die Rebellen, den kaiserlichen Heeren von Bieren an ihrer Spitze, den Bischof, seit kurzem zugleich des Kaisers Statt-

2) Inermant war sie allerdings mit Karl V. und Ferdinand I., keineswegs aber, wie Pormay versichert, Geschwister. Sieb. Hier der Stammbaum:

Friedrich Henriquez, Amirante von Castilien, † 1473.
Gemahlin: 1) Marina de Spala. 2) Ysabella de Lufitana.



halter, vom Fenster hinabzuhürzen, wie es zu Prag mit Slowata und Martinich geschehen. Kalt und ruhig trat D. in vollem Cardinalshabite den mit wildem Loben eindringenden Empörern im Vorlaute mit der Frage entgegen, wen sie suchten? Scharf und befehlend wies er die Krieger von sich. Sie stoben befürgt, aber als sie wieder Athem gewonnen hatten, erklärten sie ihn als Feinde des Vaterlandes, verbannt, vogelfrei, sein Hab und Gut verfallen. Noch zeigt man im nikolsburger Schloß das dunkle, heimliche Gemach und die kleine Kapelle, wo der Cardinal sich vor den Nachstellungen seiner Feinde verbarg, und täglich die Messe las. So waren die Witsvergnügten gegen ihn ergrimmt, daß sie in Troppau und Brünn ihre Diener ansetzten, den aus der Versammlung weggeführten Cardinal zu morden. Seine zerfemelten ihm die Fenster, brachten ihm im Wagen eine leichte Wunde bei. Sein bewaffnetes Gefolge wollte Gewalt mit Gewalt vertreiben, da öffnete der Cardinal den Schlag und drohte den Seinigen, sich mitten unter die Rasenden zu werfen, wenn um feinetwillen ein Tropfen Christenblut vergossen würde. In gleichem Sinne des Jüngers, den der Heiland liebte, errettete auch, wie Ferdinand II. durch den Sieg auf dem weissen Berge wieder unumschränkter Herr jener Lande geworden, die jetzt durch die Waffen, wie vorher durch Erbrecht ihm gehörten, des Cardinals unabhängige Fürbitte allen mährischen Rebellen das Leben, Witowetz und Teuffenbach allein ausgenommen. Auch seine Vermählungen zur Bekehrung der zahlreichen Protestanten in Nikolsburg, Kusteritz, Kamieß, Groß-Rieseritz, Eubentzsch, Straznig trugen nicht den Stempel des Zwanges, sondern sie gingen doppelt preiswürdig in solch gewaltthätiger Zeit, bios von Überzeugung und väterlichem Zupruch aus. Bei der unüberwindlichen Abneigung der protestantischen Partheihäupter gegen die Jesuiten rief der Cardinal die Priester der frommen Schüler oder Missionen, mit deren Ordensritter, Josef Calafanza, er zu Rom bekannt geworden war, aus Italien nach Währen, zu nicht geringem Rugen des bei den unaussprechlichen Unruhen ganz darniederliegenden öffentlichen Unterrichts. Das Collegium, das er ihnen in den J. 1631 und 1632 zu Nikolsburg erbaute und fundirte, ist das erste des Ordens in ganz Deutschland und den österreichischen Staaten gewesen. Ein zweites hat er zu Leipsnik 1634 gestiftet. Der Cardinal selbst wählte jeden Augenblick der Muße theologischen und biblischen Studien, selbst typographischen Nachforschungen, und der Gründung herrlicher Bibliotheken zu Kempten und Nikolsburg. Am 16. Januar 1622 schloß er in ebendem Nikolsburg, mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor, wider alles Vermuthen von dessen Verbündeten, den bekannten Frieden, wodurch Ferdinand von einem seiner gefährlichsten Widersacher befreit wurde. Am 16. April 1622 wurde er von dem Kaiser mit den bedeutenden, dem Georg von Erden und dem Benzel Meißl von Mozritz confiscirten Herrschaften Leipsnik und Weiskirch, preaurer Kreises, beschenkt. Am 4. Januar 1623 erkaufte er von der kaiserl. Kammer um 150,000 Gulden die von denen von Seibitz confiscirte große Herr-

schaft Polna, eyslauer Kreises. Am 15. Februar 1624 wurde er für sich und sein Geschlecht in des H. R. R. Fürstenthum erhoben, mit Bewilligung der Erlaubnis, die fürstliche Würde und Vorgesäße an seinen Erben, oder an wen immer aus seinen Anverwandten, nach seinem Gefallen durch Testament zu übertragen. Im J. 1625 erkaufte er von der Hofkammer um 111,406 Thaler die Herrschaft Kanitz, und um 79,890 Thaler das derselben anstoßende Gut Wollitz, ferner auch die Herrschaft Steinaubrunn, B. II. R. B., und endlich 1632 von dem Grafen Adam von Sternberg die Herrschaft Libochowitz, leitmayer Kreises (dieser letzte Handel scheint aber später rückgängig geworden zu sein). Alle diese Herrschaften, ingleichen das durch den Ankauf des Gutes Pautram gar sehr vergrößerte Nikolsburg, verschaffte er durch Testament seinem Neffen, dem nachmaligen Fürsten Maximilian von D., als ein ewiges Fideicommiss und Majorat. Das berühmte, im J. 1629 verkündigte Restitutionsedict, wodurch den protestantischen Fürsten die Rückgabe aller nach dem passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter auferlegt wurde, daß er vornehmlich in Rom zu Stande bringen helfen. Er baute aus eignen Mitteln an der Domkirche zu Eilmühl die ansehnliche Facade und den Chor, stiftete in Nikolsburg, bei der St. Benzeß-Pfarrkirche, ein Collegialstift mit einem insulirten Prospekte, wozu er 1634 das Gut Zeritz schenkte, und baute 1617 das Franciscaner-Kloster zu Kempten, 1611 das Capuciner-Kloster zu Nikolsburg, und 1617 jenes zu Wilschau. Ueberhaupt hat er in seinem Kirchprengel acht geistliche Stifter und Ordenshäuser, und im Lande hin und wieder über 60 Kirchen, Pfarren und Kaplanen aus eignen Mitteln neu errichtet und dotirt. Dagegen wurde er, sonderbar genug, der Verförer des Klosters Saaz. Dieses uralte Cistercienserkloster hatte bereits 1688 der Bischof Stanislaus Paulowsky von dessen Patronen, den Herzogen von Dess, eingekauft, und der Cardinal suchte dasselbe gleich nach Antrieder des Bisthums zu der bischöflichen Tafel zu ziehen. Nach langem Streite wurden durch einen von Rom aus im J. 1606 erfolgten, und vom Kaiser Rudolf im J. 1607 bestätigten Spruch alle Stillsitzer dem Bisthum einverleibt, nur daß 12 Ordensgeistliche im Kloster ihren Unterhalt genießen sollten. Nach einigen Jahren waren ihrer nur noch vier, und der Cardinal, weit entfernt, eine Wiederbesetzung der erledigten Stellen zu erlauben, nöthigte den Orden 1612 und 1613 zu einem neuen Vergleich, wonach derselbe die letzten vier Conventualen abrief und gegen eine von dem Bisthume zu bezahlende Rente von 1000 Thalern mehr, allem Anspruch an das Kloster entsagte. Im J. 1616 übergab der Cardinal die Herrschaft Schopin bei Kempten, die er von denen von Proßkma erkaufte, an das Bisthum, und ließ sich dagegen die Herrschaft Saaz zu eigen abtreten, worauf er dieselbe seinem Majorat einverleibte. Noch mußten wir von dem Cardinal anmerken, daß er die Kaiser Matthias und Ferdinand II. zu böhmischen Königen, jenen auch mit Ungarns beiliger Krone gekrönt hat, daß er Matthias, Ferdinand II. und Ferdinand III. getraut, Ferdinand III. und seine Schwester,

die nachherige Kurfürstin von Baiern, getauft, dreien Kaisern in den höchsten Ehrenstellen gebient hat, in drei Gemälden Leo XI., Paul V. und Gregor XV. erwähnt, und vier Mal als päpstlicher Legatus a latere an den kaiserlichen Hof abgesandt wurde. Während Ferdinand II. seinen letzten tausend Reichthum besuchte, verwaltete D. sammt Wäldern auch Österreich. Er starb zu Brunn, wo er eben den Landtag eröffnen wollte, nach einer Krankheit von wenigen Tagen, den 19. September 1636; sein Leichnam ward nach Nürnberg abgeführt, und im Grotte der Domkirche begraben.

Sein Bruder Maximilian, Freiherr von Hollemburg, Hinfenstein und Thalberg, Herr auf Nilsdorf und Waidenburg, Ritter des Ordens von Calatrava und Comthur zu Alcaniz, Kaiser Rudolfs Geheimrath und Kämmerer, wohnte in der Jugend, zwischen 1587 und 1596, mehren Feldzügen in Ungarn bei; damals war er auch schon des Erzbischofs Ernst Dißstallmeister. D. d. Wien, 15. Oct. 1593 fällte gedachter Erzbischof einen Schuldbrief aus über 30,000 fl., welche ihm sein lieber getreuer Maximilian von Dietrichstein, Freiherr, sein Dißstallmeister, zur Hilfe und zu seiner Durchlaucht Rothsurst in Niederland gütwillig dargeliehen, und versprach diese Summe nach fünf Jahren zu bezahlen, und bis dahin jährlich mit 1800 fl. aus seinem fürstlichen Deputate zu verzinsen. Am 5. Sept. 1596 bat Maximilian, nach resignirtem Dißstallmeisteramt, um Zahlung, und um ein höchstes Angelegenheitspresent nach Wiedergelassen. Er war zweimal vermählt: 1) mit Helena Krusich de Lupoglaow, des Johann Krusich, Freiherren auf Wärenfels (oder Lupoglaow) in Mähren, Pfälz und St. Georgen, Dißstallmeisters des Königreichs Ungarn, Tochter; sie starb zu Pfälz, den 14. Sept. 1586, über der Geburt eines Sohns, der ihr schon nach wenigen Jahren folgen mußte, und ihre großen Besitzungen, die Herrschaften Pfälz und St. Georg in dem prebtorger, Habsbürg in dem hantler, Sikowa in dem lipstauer Comitate, kamen an die Jüdischbürg und Polffy; 2) mit der Gräfin Jakobine von Boszu, aus den Niederlanden, am 3. Nov. 1599. Sie starb den 4. Dec. 1601, ihr einziger Sohn, Adam, in dem Alter von zwei Jahren, ihre Tochter, Maria, ebenfalls als ein Kind. Maximilian selbst starb zu Wien, den 29. März 1611.

Siegmund, Freiherr von D., der ältere von Adams und der Margaretha von Carbona Edhnen, war Kaiser Rudolfs Kämmerer und Rath, verkaufte 1598 die von seiner Zante Eßler ererbte Herrschaft Traun, und starb nach nicht 42 Jahre alt im J. 1602, nachdem er aus seiner Ehe mit Johanna de la Scala, Johann Wasmuths de la Scala und der Elisabeth von Thurn Tochter, fünf Kinder gesehen. Der älteste Sohn, Adam, geb. 1595, starb zu Rom 1620 unversehlt. Die Tochter, Margaretha Franciska, geb. 1597, wurde zu Kremsier, den 8. Februar 1616, mit dem Grafen Benzel Wilhelm von Lobkowitz vermählt, starb aber bereits 1617. Die zwei jüngsten Edhnen, Johann Franz und Franz, starben in jarter Kindheit. Der zweite Sohn endlich, Maximilian, Graf, nachher Fürst von D. zu Nilsdorf,

König, Polna, Leipsitz, Weiskirch, Saar, geb. 1596, wurde, wie bereits gemeldet, von seinem Oheim, dem Cardinal, zum Unioersalerben und zum Nachfolger in der fürstlichen Würde ernannt, auch für sich und seine männliche Descendenz, nach dem Rechte der Erstgeburt, vom Kaiser Ferdinand II. im J. 1631 in dem Reichsfürstenthum solchergestalt bestättigt, daß immer nur der Erstgeborene in absteigender Linie die fürstlichen Vorzüge genießen sollte. Hierauf wurde er aus dem Reichstage zu Regensburg, aus Kaiser Ferdinands III. Vorwort, gegen Ausstellung von Neuerallien über die Anschaffung reichsunmittelbarer Besitzungen, unter den unmittelbaren Reichsfürsten zu Sitz und Stimme aufgenommen, und am 28. Februar 1654 zugleich mit den Fürsten von Salin, Kurpfalz und Piccolomini, in das reichsfürstliche Collegium introductur. Im J. 1638 überließ er die Güter des vormaligen Stiftes Saar, sammt den zugekauften Dörfern Radescheln und Bobrowitz, doch ohne die von Saar weit entlegenen Ortschaften Kutzerau, Rohrbach, Kitzbühl, Kallendorf, und den Zehnten zu Pausram und Seig, um einen Kaufschilling von 146,000 fl. an den Cistercienserorden; er bat auch Steinbrunn veräußert und im J. 1630 das ihm von seinem Oheim vererbene Bisthumstheben Roswald an Georg von Jobitz um 15,000 fl. abzuverkaufen. Im J. 1643 ließ er zu Nilsdorf im Schlosse das berühmte 2000 Eimer haltende Weinsäß aufstellen. Er war übrigens Ritter des goldenen Vließes, Kaiser Ferdinands III. Dißstallmeister, Konferenzminister und Geheimrath, und starb den 6. Nov. 1655. Seine erste Gemahlin, Anna Maria, Fürstin von Lichtenstein, verm. 1621, † 1640, hatte ihm 12, die andre, Sophia Ines, Gräfin von Mannsfeld, Frau auf Schludenauf 5 Kinder geboren. Letztere wurde den 4. December 1640 vermählt, erkaufte als Witwe, den 14. August 1671, um 11,966 fl. 40 Kr. das Ort Warldorf kleinern Theils, und den 11. Januar 1676 um 41,000 fl. die Herrschaft Groß-Priesen, und starb den 20. Januar 1677. Aus der ersten Ehe kamen 1) Anna Franciska, Gemahlin Graf Walther von Reßle. Dieser, der am 4. März 1667 das Bisthümliche gelegnete, widmete die Herrschaften Neustadt in Böhmen und Ober-Pettau in Steyermark zu einem Fideicommiss für die männliche Nachkommenschaft seines Bruders Alexander, und nach deren Abgange für das Dietrichsteinsche Geschlecht; eine Verfügung, deren Anwendung wir nicht haben. 2) Johanna Beatrix, verm. 4. August 1644 mit dem Fürsten Karl Euseb. von Lichtenstein 3) Eleonora, verm. in erster Ehe mit dem Grafen Leo Wilhelm von Kaunig, in andrer Ehe mit dem Grafen Friedrich von Dopperndorf. 4) Maria Anna Adelia, und 5) Franz Anton sind beide als Kinder verstorben. 6) Maria Clara, Gemahlin Grafen Johann Friedrich von Trautmannsdorf. 7) Ferdinand Joseph, der den fürstlichen R. weiter fortsetzte (s. u.). 8) Maximilian, von welchem folgende, 9) Margaretha, geb. 1638, verm. 1657 mit dem berühmten Kriegsheben, dem Fürsten Raymond von Montecuculi, sie starb 1676. 10) Karl, welcher in der Jugend gestorben, und 11) Maria Theresia, beide 1639

geboren. Sie wurde 1655 an den Grafen Karl Adam von Rannsfeld vermählt. 12) Ein Sohn, der gleich nach der Geburt verstorben ist. Aus der zweiten Ehe kamen 13) Franz Anton. Er ward Priester der Gesellschaft Jesu, und starb den 22. Februar 1721. 14) Maria Josepha, starb unvermählt. 15) Joseph Janaz, starb als Kind. 16) Philipp Sigmund, wird unten vorkommen. 17) Maria Sophia, geb. 1652, vermählte sich in erster Ehe mit dem Grafen Franz Euseb von Pötting, und nach dessen Ableben anderweitig, 1681, mit dem Grafen Wenzel Ferdinand von Lokowitz. — Maximilian, Graf von D. (Nr. 8), geb. 1637, war des Ordens von Calatrava Comthur zu Alcaniz, als welche Comthurei, nachdem sie der Urgrüßvater Adam von König Philipp II. empfangen, über 140 Jahre in dieser Linie des Dietrichsteinschen Hauses geblieben ist, wohnte meistens zu Iglaun, und starb auch daselbst den 4. Dec. 1692, aus seiner Ehe mit Maria Juliana, einer Tochter des Grafen Edmund III. von Schwarzenberg (äussere Linie) und der Gräfin Maria d'Archevot de Riviere, die Söhne Amilian, Julian, Ambrosius, Innocentius und Andreas Jakob hinterlassend. Amilian, geb. 1678, folgte dem Vater in dem Besitze der Comthurei Alcaniz, lebte in kinderloser Ehe mit Johanna Barbara von Regal, und starb zu Wien den 16. Jun. 1756. Julian, geb. 1680, war in f. k. Kriegsdiensten und starb zu Antwerpen den 5. Mai 1713. Ambrosius, geb. 1682, war Domherr zu Olmütz und starb 1734. Innocentius, geb. 1644, hatte den Papst Innocentius XI. und die Kaiserin Eleonora zu Taufpaten. Den 23. Nov. 1695 wurde er als Kallseferriter aufgenommen, 1704 von den Rebellen in Ungarn gefangen, 1707 ging er nach Malta, wo er den 7. Febr. 1727 in dem Amt eines Rechnungs-Auditors verstarb. Andreas Jakob, geb. 27. Mai 1689, ward 1697 ebenfalls Kallseferriter, im J. 1708 oder Domherr, 1729 Dompropst, und durch Wahl vom 10. Sept. 1747 Fürst-Erzbischof zu Salzburg. Der gütige fromme Fürst starb den 5. Januar 1753. — Philipp Sigmund (Nr. 16), Graf von D., geb. 9. März 1651, erbte die mütterlichen Herrschaften Schludeneu, Groß-Priesen und Markersdorf im selbiger Kreise, war seit 1695 Hauptmann der Arcierengarde, und seit 1711 f. k. Obristfeldmeister, Geheimrath und Kämmerer, stand bei Kaiser Karl VI. in großen Gnaden, und starb den 3. Jul. 1716. Er hatte sich zweimal vermählt: 1) im J. 1680 mit Maria Elisabeth Hofmann von Gränzbühl und Ströbau, Frau der Herrschaften Janowitz und Alt-Tischtein in Mähren, † 21. Januar 1705; 2) mit Dorothea Josepha von Blaschitz, des Grafen Franz Anton von Dietrichstein Witwe, welche den 31. Mai 1742 in hohem Alter gestorben ist. Aus der ersten Ehe kamen drei Kinder: 1) Maria Anna Franziska Josepha, geb. 10. August 1681, verm. 25. April 1700 mit dem Grafen Johann Wenzel von Galas. Sie starb 1704. 2) Maria Ernestina Margaretha Francisco, geb. 13. Jun. 1689. Ihr erster Gemahl war ihr Schwager, der Graf Johann Wenzel von Galas, Bicekönig von Neapel, verm. 1716. Nachdem er am 25. Jul. 1719 das Zeit-

liche geendet, vermählte sie sich zum andern Male den 8. Jun. 1721 mit dem Grafen Alois Thomas Raymund von Harrach, Bicekönig von Neapel und niederösterreichischem Landmarschalle. Sie starb als Witwe den 30. Januar 1745; durch ihr Testament kamen die Herrschaften Janowitz, Schludeneu, Groß-Priesen und Markersdorf an ihren Stiefsohn, den Grafen Ferdinand Bonaventura von Harrach. 3) Emanuel Joseph Johann Franz Euseb, geb. 18. März 1690, starb den 27. Dec. tober 1703.

Ferdinand Joseph (Nr. 7) des H. R. Fürst von D. zu Nilsburg, Freiherr zu Solldenburg, Hinterslein und Thalberg, Herr der freien Reichsherrschaft und Festung Trasp, dann der Herrschaften Nilsburg, Polna, Kanitz, Leipsitz, Weißthor, auch Herr zu Reiderstorf, Franzhausen und Rusdorf, an der Krone, oberster Erblandmundschent in Kärnten, Erblandjägermeister in Steyer, Ritter des goldenen Vlieses, f. k. Geheimrath und Kämmerer, geb. 25. Sept. 1636, war 1667 der regierenden Kaiserin, hernach 1682 Kaiser Leopolds Obristhofmeister, auch geheimer Conferenzminister. Im J. 1657 erkaufte er von der Stadt Nilsburg um 26,190 fl. das Gut Kratoweg, obmüßiger Kreises, welches ihm der Kaiser Ferdinand II. auf den Betrieb des Cardinals von D. geschenkt hatte, er verkaufte es aber schon wieder im J. 1661 um 27,000 fl.; dagegen erkaufte er 1660 von den gräflich Althauschen Erben die Herrschaft Reiderstorf, 1675 das Gut Franzhausen, und einige Jahre später Rusdorf an der Krone, sämmtlich im B. D. W. B. gelegen. Im J. 1678 brachte er die Herrschaft Trasp im Engaden an der tyrolischen Grenze anfänglich nur pfandweise an sich; sie wurde ihm aber hernach 1686 vom Kaiser Leopold I. angehehlich mit aller Landesobers Herrlichkeit, frei und eigenthümlich, auf ewig überlassen, und somit zu einer reichthumsmittelbaren Herrschaft erklärt, wodurch also die neuwirthschaftliche des Fürsten Maximilian Tode, dem fürstlich Dietrichsteinschen Hause wegen Sitzes und Stimme auf dem Reichstage gemachten Anstände gehoben, der Fürst als ein nunmehr mit der ganz freien Reichsherrschaft Trasp versehen, unmittelbarer Reichsstand für sich und seine Descendenten vermög Reichsad-schiebes vom 29. Mai 1686 anerkannt, und nach Inhalt des Reichsfes von 1654 wieder zu Sitz und Stimme zu gelassen, auch durch den österreichischen Gesandten am 4. Oct. 1686 in das reichsfürstliche Collegium eingeführt wurde, und seinen Sitz zwischen Salm und Rastau-Hadomae erhielt. Seitdem ließ er auch münzen. Ein Duca-ten zeigt im Avers Ferd. S. R. I. Princeps. A Dietrichstein. Das Brustbild wie oben. Revers: In Nicolavrg. et domina. In Trasp. Das mit der Bistortenkette geschnürte Wappen unter dem Fürstenthute. Oben dar-

über: 1695. Unten des Münzmeisters Schiffe. Im J. 1690 fiel ihm das von dem Fürsten Gundarr, bsterreichischer Linie, für den fürstlichen Zweig neu gestiftete, und auf die Herrschaften Ribschowitz, Budon, Patetz, Pomeisel und Wälsch-Wirten vertheilte Majorat anheim. Im J. 1697 brachte er die Stiftung des Fräuleinstituts Mariaschule in Brünn zu Stande. Schon sein Vater, der Fürst Maximilian, hatte sich damit, als Universalerbe der Gräfin Johanna Francisca Prieta von Magni, gebornen Bergerin von Berg, † 1654, beschäftigt, der Stiftungsfonds, 60,000 Fl., das Gut Medians und das Haus in der Stadt Brünn hatte aber nicht zureichen wollen. Jetzt gab Ferdinand seine Herrschaft Neustadt in dem bergigen Theile des böhmischen Kreises dazu und die Stiftung trat alsbald in Leben. Die Markgräfin von Wahren ist die beständige Oberdirectorin dieses Instituts; von ihr wird die Oberin, jederzeit eine Witwe Herrenlandes, ernannt. Der jeweilige Fürst von D. aber ist allezeit Mitdirector und hat die Stiftungsklein, ursprünglich 12, aufzunehmen. Von diesen müssen allezeit vier aus dem Herren-, vier aus dem Ritter- und vier aus dem Bürgerstande genommen werden. Sie sollen Waisen sein, auch beim Eintritte nicht unter dem 12., noch über dem 20. Altersjahre stehen, und erhalten, wenn sie heirathen, aus dem Stift eine bestimmte Ausstattung. Der Fürst Ferdinand Joseph hat auch die Hospitaller zu Mikolburg und Ribschowitz gegründet; er starb den 28. Nov. 1690, seine Witwe, Maria Elisabeth, des Fürsten Johann Anton von Eggenberg und der Markgräfin Anna Maria von Brandenburg-Baireuth einzige Prinzessin, den 19. Mai 1715. Sie war ihm am 26. Sept. 1656 angetraut worden und hatte ihm 17 Kinder geboren: 1) Anna Maria, geb. 2. Febr. 1657, † 21. Mai 1659. 2) Sigmund Franz, geb. 21. April 1658, † 26. Aug. 1667. 3) Sophia Barbara, geb. 10. April, † 21. Jul. 1659. 4) Leopold Ignaz, von dem unten. 5) Erdmuth Theresia Maria, geb. 17. April 1662, verm. 16. Febr. 1681 mit Johann Adam Andreas, regierendem Fürsten von Eichstett, Witwe 15. Jun. 1712, † 16. März 1737. 6) Karl Joseph, geb. 17. Jul. 1663, k. k. Kämmerer, Generalmajor und Commandant zu Koprernitz, vermählte sich den 16. Mai 1690 mit Maria Elisabeth, Gräfin von Herberstein, und starb den 29. Sept. 1693, seine kinderlose Witwe den 27. Nov. 1710. 7) Walther Franz Xaver Anton, von dem unten. 8) Franz Anton, geb. 21., † 22. Oct. 1665. 9) Maximilian, geb. 15. Aug. 1666, † in demselben Jahre. 10) Margaretha Maria, geb. 20. Sept. 1667, † als Kind. 11) Maria Rudovica, geb. 28. Nov. 1668, † 24. Febr. 1673. 12) Bengel Dominik Puraß, geb. 18. Oct. 1670, † 1. Mai 1673. 13) Christian, geb. und gefl. 5. Dec. 1672. 14) Claudia Felicitas Josephs, geb. 25. April 1674. 15) Maria Josepha Antonia, geb. 13. Nov. 1675, und 16) Ferdinand, geb. 20. Nov. 1676, sind alle drei in zarter Kindheit verstorben. 17) Jakob Anton, Graf von D., geb. 24. Jul. 1678, k. k. Kämmerer und Reichshofrath, Herr der Herrschaft Kolz-lau in Oberschlesien, auch zu Reichenstorf, Franzhausen

und Rußdorf an der Trafen, starb den 15. Mai 1721, nachdem er in der ersten Ehe mit der Gräfin Maria Charlotta von Wollsthal, verm. 1709, † 16. Januar 1714, zwei, und in der andern Ehe, mit der Gräfin Maria Francisca Sophia von Starckenberg, verm. 23. Oct. 1715, † 1. Dec. 1757, vier Kinder erzeugt. Der Sohn erster Ehe, Leopold Philipp, geb. 15. Jan. 1711, vermählte sich den 12. Mai 1728 mit Maria Theresia, Gräfin von Althann, und starb kinderlos 1747. Die jüngste Tochter der andern Ehe, Karolina, geb. als Postuma den 17. Febr. 1722, wurde den 2. Febr. 1744 mit dem Grafen Leopold Anton von Salm-Reicherscheid zu Hainbach verheirathet, und starb als Witwe den 23. Jul. 1790. Der ältere Sohn dieser zweiten Ehe, Guibodald Joseph, geb. 19. Dec. 1717, Herr zu Los-lau, Reichenstorf, Franzhausen und Rußdorf an der Trafen, starb im März 1773 ohne Kinder, obgleich er noch einander drei Frauen gehabt; nämlich a) Marie Gabrielle, Gräfin von Henfel, verm. 4. Nov. 1743, † 22. Aug. 1747. b) Maria Anna, Gräfin von Roththal, Erbin der Herrschaft Kapageß, bräutlicher Kreises, verm. 1749, † im Jan. 1767. c) Maria Josepha, Gräfin von Schratzenbach, verm. 1768. — Guibodald Josephs jüngerer Bruder, Franz Anton, geb. 29. Febr. 1720, starb den 16. April 1723.

Leopold Ignaz (Nr. 4) geb. 18. April 1660, succedirte als Fürst im J. 1698, war des römischen Königs Josephs I. Christkatholik, auch k. k. Geheimrath und Kämmerer, vermählte sich den 15. Jul. 1687 mit Maria Dorothea Christina Hofschers, des Fürsten Karl Abt-dor von Salm Tochter, und starb den 13. Jul. 1708 mit Hinterlassung einer Tochter, Maria Josepha Felicitas, geb. 13. Sept. 1694 (seine ältere Tochter, Anna Maria Josepha, geb. 25. Jul. 1688, war bereits 1697 gestorben). Auch diese Tochter starb auf der Reise nach Aachen zu Neumarkt in der Oberpfalz, im März 1711, die fürstliche Witwe aber den 29. Januar 1732.

Walther Franz Xaver Anton (Nr. 7), geb. 18. Sept. 1664, succedirte 1708 seinem älteren Bruder in der fürstlichen Würde, sowie im Besitze der beiden Majorate. Ursprünglich war er dem geistlichen Stande gewidmet, und bereits 1685 Domherr zu Passau und Dümig, er resignirte aber und vermählte sich den 12. Jul. 1687 mit Susanna Liboria, des Freiherren Stanislaus von Boßritz-Praschitz Tochter, und zunächst des Freiherren Johann Bengel Bohuslaw Wolensky von Boßritz Witwe. Susanna besaß ein sehr großes Vermögen; von Hause aus gehörte ihr das prächtige Gut Malenowitz, bräutlicher Kreises, von ihrem ersten Manne, dem letzten Freiherren Schwabenitz von Schwabenitz, hatte sie das Gut Jessenitz, otmüher Kreises, von dem zweiten, von dem von Boßritz, die große Herrschaft Boskowitz, auch otmüher Kreises, und das Gut Swatoborzitz, bräutlicher Kreises, ererbt. Malenowitz verkaufte sie selbst noch, Jessenitz gab sie durch Testament vom 3. Jun. 1690 dem Kloster Dornau, Boskowitz und Swatoborzitz hinterließ sie sterbend, den 8. April 1691, ihrem kinderlosen Gemahle. Dieser verkaufte 1692 Swatoborzitz um 50,800 Fl.

an die Gräfin Sereni, und vermählte sich anderweitig den 30. August 1693 mit Karolina Maximiliana, des Grafen Georg Christoph von Proskau Tochter. Sie starb den 9. Sept. 1734, der Fürst Walthar Franz den 3. Nov. 1738. Man fand in seinem Nachlaß über drei Millionen Gulden bar, außerdem hatte er die Herrschaft Solotnik bei Brünn im J. 1708 um 154,000 fl., und das Gut Pürschitz bei Kanitz im J. 1732 um 115,000 fl. angekauft, auch das im J. 1719 ganz abgebrannte nilsburger Schloß wieder aufgeführt und sogar erweitert. Seiner Kinder aus der zweiten Ehe waren verm.: 1) Maria Theresia Antonia, geb. 29. Jun. 1694, verm. 25. Febr. 1717 an den Grafen, nachmals Fürsten, Stephan Wilhelm von Kinsky, starb als Witwe zu Gjakowsa in Ungarn den 3. Sept. 1753. 2) — 6) Maria Rosalia Theresia, geb. 29. Jul. 1695, Maria Anna Eleonora, geb. 14. Jul. 1696, Karl Franz Kaser, geb. 4. Aug. 1697, Maria Eleonora Francisca, geb. 10. Jun. 1698, Johann Joseph, geb. 10. Sept. 1699, starben sämtlich in früher Jugend. 7) Maria Aloisia Francisca, geb. 21. April 1701, wurde im Decbr. 1729 dem Grafen Michael Franz Wenzel von Althann vermählt, Witwe den 25. Julius 1738, und starb den 13. Dec. 1783. 8) Karl Maximilian, von dem unten. 9) Johann Baptist Leopold, geb. 24. Jun. 1703, f. l. Seheimerath und Kämmerer, erbt von dem Vater Boskowitz und Solotnik, war von 1735 — 1738 niederösterreichischer Regierungsrath, sodann Drillschallkammerer in Wädrn, welche Stelle er aber um 1740 niederlegte, kaufte gleichzeitig die große Herrschaft Seelowitz, bald darauf um 210,000 fl. das Gut Dirnowitz und Kiffitz in dem Gebirgsteile des böhmischen Kreises, und etwas später das mit Boskowitz grenzende Gut Grabisch, verkaufte aber Anfangs des Jahres 1745 Dirnowitz um 100,000, Kiffitz um 80,000 fl. an Johann Plati, Seelowitz an seinen Bruder, den Fürsten Karl Maximilian, und Grabisch im J. 1763 um 21,000 fl. an das Kloster Grabisch, stiftete 1747 zu Brünn das Kloster und Krankenhaus der barmherzigen Brüder, und starb daseibst unvermählt im März 1773. Seine Herrschaften Boskowitz und Solotnik erbt sein Brudersehn, der Graf Franz. 10) Johann Adam Ambrosius, geb. 7. Dec. 1704, f. 1728 unvermählt.

Karl Maximilian Philipp Franz Kaser (Nr. 8), geb. 28. April 1702, des H. R. R. Fürst von D. zu Nilsburg, Herr der freien Reichsherrschaft und Vestung Traub, Freiherr zu Hohenburg, Hintenstein und Thalberg, Herr der Herrschaften Nilsburg, Kanitz, Kripitz, Weiskitz, Seelowitz, Ribodowitz, Budow, Pomeisel, Polna, Wälsch-Brün, Proskau und Gherzig, Drillschallkammerndienst in Kärnten, auch nach dem im J. 1783 erfolgten Abieben des Grafen Dietmas Joseph von D., als Senior familiae, wirtschlicher Drillschall- und Erblandjägermeister in Steyermark, Ritter des goldenen Vlieses, f. l. Seheimerath, Kämmerer und seit 1745 Drillschallkammerer, welche Stelle er aber 1754 resignierte, er litt bei dem Einfälle der Preußen, 1742, große Einbuße, wie denn allein von der Herrschaft Nilsburg 30,000, von der Stadt 20,000 und von der Judengemeinde auch

20,000 fl. Brandschadung gefodert, und dabei das ganze kostbare fürstliche Pferdegeschloß weggeführt wurde, er kaufte 1745 von seinem Bruder die Herrschaft Seelowitz, durch Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens vielleicht die erste in Wädrn, durch ihre Lage neben den Herrschaften Nilsburg und Kanitz aber noch besonders wichtig für das Majorat, und erbt am 29. Jul. 1769 nach Abgang der Grafen von Proskau, tröstet sich von seinem mütterlichen Großvater, dem Grafen Georg Christoph von Proskau, errichteten Fideicommiss, die schönsten Herrschaften Proskau in dem oppidinischen, und Gherzig in dem neuschäbter Kreise des Fürstenthums Oepeln, sammt dem Wappen und Titel von Proskau, welche er sich auch vorbehielt, als er diese Güter 1770 seinem ältesten Sohn abtrat. Er erkaufte im J. 1770 um 126,000 fl. das Gut Uspitz, welches er sodann der Herrschaft Kanitz einverleibte, und 1775 um 163,000 fl. das mit Seelowitz grenzende Gut Groß-Niemtschitz, stiftete 1773 bei dem nilsburger Collegiatstifte den Deschant, legte 1782 die Regierung, nachdem er solche 44 Jahre geführt, in die Hände seines ältesten Sohnes nieder, erlitt noch den schrecklichen Brand vom 14. Sept. 1784, der einen großen Theil der Stadt Nilsburg, an 350 Häuser, verzehrte, und starb daseibst den 24. Dec. 1784, seine Gemahlin, Maria Anna Josepha, Gräfin von Khevenhüller, den 4. Oct. 1764. Sie war ihm den 2. Sept. 1725 angetraut worden und hatte ihm neun Kinder geschenkt: 1) Johann Baptist Karl Walthar, von dem unten. 2) Franz Kaser Walthar Joseph, geb. 20. April 1730, starb in der Jugend. 3) Franz de Paula Karl Joseph, von dem folgende. 4) Maria Theresia Josepha, geb. 28. Nov. 1733, f. 1740. 5) Maria Josepha Johanna Nepomucena, geb. 2. Nov. 1736, verm. 20. Mai 1754 mit dem Grafen Ernst Guido von Harrach, Witwe den 23. März 1783, starb den 21. Dec. 1793. 6) Franz Kaser Anton, geb. 16. März 1739, f. 15. Aug. 1744. 7) Joseph Wenzel Johana Nepomucena, geb. 16. Jan. 1741, f. 1744. 8) Sigmund Friedrich Joseph, geb. 24. Febr. 1742, f. 15. März 1744. 9) Anton Franz, geb. 10. April 1744, starb zu Wien im Jähresflum den 3. Januar 1759.

Franz de Paula Karl Joseph (Nr. 3), geb. 13. Dec. 1731, f. l. Kämmerer und Drillschallkammerer bis 1796, erbt von seinem Onkel die Herrschaften Boskowitz und Solotnik, vermählt sich den 25. April 1770 mit Karolina von Reichsch (f. 12. Dec. 1782) und starb den 29. Oct. 1813 mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter.

Johann Baptist Karl Walthar (Nr. 1), des heil. röm. R. Fürst von D. Graf von Proskau ic., geboren 27. Jun. 1728, Ritter des goldenen Vlieses, f. l. Seheimerath, Kämmerer und Drillschallkammerer, auch vormals Gesandter am königl. dänischen Hofe¹⁾, erlangte durch sei-

1) Er geht unter die würdigen Staatsmänner des österreichischen Kaiserthums. Kaum 28 Jahre alt wurde ihm der Posten eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am königl. dänischen Hofe zu Theil, welche unter den da-

nes Vaters Gession, vom 1. Mai 1779, die gräf. Proskau'schen Fideicommiss'herrschaften Proskau und Obzweig, verkaufte sie aber 1782 an den König von Preußen, erbt nach Abgang des gräflich Lesli'schen Mannesstammes, am 8. Febr. 1802, die gräflich Lesli'schen Fideicommiss'herrschaften Eber-Pettau und Kruslanb an der Pettau, wurde auch als Senior des Geschlechtes Obrißhof- und Landgerichtsrath in Steyermark und Obrißmunschen in Kärnten. Durch den Reichsdeputationshofsatz vom 25. Febr. 1803 erhielt er, als Entschädigung für die an die helvetische Republik abgetretene Herrschaft Traas, die bisher von der Abtei St. Gallen besessene, reichsummittelbare Herrschaft Neu-Ravensburg in Oberschwaben. Bide Herrschaften sind gleich unbedeutend (zu Traas gehörten das große Dorf Fontana und die Weiler Fiorini, Sina, Spasferos, Gebosch, Gischians, Sulpera, Alera und Balatsch; die Domänen waren ganz unbedeutend, Steuern unbekannt), nur mögen die Verhältnisse in Neu-Ravensburg, bis zur Entziehung des Rheinbundes, angenehmer gewesen sein, denn Österreich unterthelt in der Burg Traas eine Befagung, vertritt das fürstliche Haus in Ansehung der Reichsteuern, Matritulanerhofsatz 76 Hl. Kammerzeiler 49 Thlr. 70 Kr., oder bestimmter zu reden, Dietrichstein bezahlte nichts und Österreich bezahlte nichts, und es scheint auch nicht, als ob der Fürst jemals einige Landeshoheit in der Herrschaft ausgeübt habe. Johann Baptist Karl Walther starb zu Wien den 25. Mai 1808. Er hatte sich am 30. Jan. 1764 mit Maria Christina Josepha, Gräfin von Hun, vermählt, und mit ihr, die am 4. März 1788 verstorben ist, acht Kinder erzeugt. Am 23. Jul. 1802 vermählte sich der Fürst zum andern Male mit Anna Baldauf; sie starb kinderlos den 25. Febr. 1813. Der heutige Majoratsbesitzer, Franz Joseph Johannes Nepomucenus, Fürst von Dietrichstein-Proskau-Leslie ist den 28. April 1767 geboren.

Das fürstliche Haus in der Hauptlinie besitzt gegenwärtig in Mähren die Herrschaften Nikolsburg, König mit Ursitz und Seelowitz, dann die Güter Groß-Niemtschitz und Fürschitz, Brünnerr Kreises, auch die Herrschaften Leipsitz und Weßfritz, prerauer Kreises; in Böhmen die Herrschaften Polna, gausauer, Lidchomitz und Budyn, leitmeriger, Pomesel, saager, Bälisch, Birtlen, prachiner und Neusatz, böhmischer Kreises; in Steyermark, in dem marburger Kreile, die Herrschaft Ober-Pettau; in dem württembergischen Donaukreise die Herrschaft Neu-Ravensburg. Legtste soll, was wir indessen gar sehr bezweifeln, an die 20,000 Hl. eintragen; die Verhältnisse in der österreichischen Monarchie geben an 300,000 Hl. Einkünfte. Gewöhnliche Residenz ist Wien,

maligen Werdniss des siebenjährigen Krieges dagegen wichtige Stelle, er bis noch dem hundertjährigen Frieden 1763 kaiserliche. Kaiser hatte er die Ehre, Kaiser Joseph II. 1766 auf seiner ersten Reise ins Banat, 1769 nach Italien und insbesondere nach Rom während des Conclaves, nach Neapel, Florenz, Parma, Wien und Mailand, 1770 zur Abreise der großen Hungersnoth nach Böhmen und Mähren, und bei dem Besuche zu Regensburg, welchen der Kaiser dem Könige Friedrich II. im Lager bei Neke abstellte. (Zipsper.)

oder das prachtvolle Festschloß zu Nikolsburg, woselbst sich auch die meistentheils aus alten Drucken und besonders aus vielen wichtigen Handschriften bestehende, gegen 20,000 Bände zählende Familienbibliothek befindet. In Brünn besitzt der Fürst ein ansehnliches Haus.

Das eigentliche Geschlechtswappen enthält zwei pfahlweise aufgestellte, mit dem Rücken gegen einander geklebte, eienfarbige Wingermsler mit goldnem Griff, in einem vom obern rechten zum untern linken Winkel herab schräg durchgespaltenen, oben goldnen, unten rothen Schilde. Das große Wappen, wie solches von Maximilian I. d. d. 8. Jul. 1514 verliehen worden, ist ein viertheiliges Schild; dessen erstes silbernes Feld zeigt eine schwarze Hühnerkralle, wegen der Herrschaft Heilenburg; 2) ein silbernes Kreuz, als das Kothalsche Wappen, im rothen Felde, wegen Thalberg; 3) ein silberner Sparran im schwarzen Felde, weiland der Schenken von Osterwisch Wappen, wegen des Erdmunschenamtes in Kärnten; 4) eine mehrmals gewundene, pfahlweise gestellte, schwarze Schlange im goldnen Felde, wegen Zinkenstein. Als Wappenschild erscheinen die zwei Messer des Geschlechtswappens. Das jetzt mit dem Proskau'schen vermehrte fürstliche Wappen hat, nebst dem Hertschilde, acht Felder. Das erste und achte ist ein über quer getheiltes, oben goldnes, unten schwarzes Feld, worin ein aufspringender Hirsch von natürlicher Farbe erscheint, als das Wappen der Grafen von Proskau. 2) ist die schwarze Hühnerkralle im silbernen Felde, 3) das silberne Kreuz im rothen Felde. 4) und 5) sind der Länge nach getheilt, rechts Silber, links roth, worin mitten zwei querliegende, mit den Vordertheilen aneinander stoßende Hufeisen, deren jenes im silbernen Felde roth, das andre im rothen Felde von Silber ist; ebenfalls ein Theil des angeerbten Proskau'schen Wappens. 6) ist der silberne Sparran im schwarzen Felde, 7) die schwarze Schlange im goldnen Felde. Das Hertschild zeigt das schon beschriebene Dietrichstein'sche Geschlechtswappen. Über dem ganzen Wappenschild stehen fünf gekrönte goldne Helme. Der erste trägt einen ausgepönnelten schwarzen Adlerflug mit dem österreichischen silbernen Sparran; der zweite die schwarze Hühnerkralle; der dritte einen großen Wulst von schwarzen Straußfedern, woran die zwei Wingermsler pfahlweise gehesft erscheinen; der vierte einen doppelten rothen Adlerflug mit dem silbernen Kreuz; der fünfte den aufspringenden Hirsch aus dem Proskau'schen Wappen. Den Wappenschild umgibt rückwärts ein ausgebreiteter, rother, mit Hermelin gefütterter Fürstenmantel, und auf diesem ruht ein rother Fürstenhut. (v. Stramberg.)

DIETZ, 1) Stadt auf dem rechten Rahnrufer und am Einflusse der einen Theil der Stadt durchgehenden Aar in die Aahn, eine Stunde unterhalb Eimburg, jetzt zum Herzogthume Nassau gehörig. Sie hat 314 Häuser und an 3000 Einwohner, ist mit Ausnahme der zum Theil jenseits der Aahn unter dem Petersberge liegenden Altstadt, regelmäßig und pfeilich gebaut, hat auch einige schöne öffentliche Gebäude. Die Unterstadt ist aber bei Ueberschwemmungen durch die biden Flüsse ausgelegt. Die Fruchtbarkeit des zu Getreide,

Obst- und Weinbaue schicklichen Bodens und ein schiffbarer Strom veranlaßten frühe Niederlassungen in dieser Gegend. Unter dem latinisirten Namen Theodissia kommt Dietz bereits mit andern Orten in der Nähe, in einem Schenkungsbriege K. Karls d. Gr. für die Abtei Prüm vom J. 790 vor. Später scheint die auf einem Hüfen hoch über der Stadt vorragende Burg vielleicht erst dann errichtet zu sein, als sich hier ein niederlathingauisches Grafsengeschlecht im 11. Jahrh. festsetzte und den Namen des Orts annahm. Sie dient seit 1784 als Zucht- und Arbeitshaus. — An die Burg stößt die erst um das J. 1289 erbaute Marien- oder Eistifische. Bis dahin hatten die Einwohner ihren Gottesdienst in der uralten Kirche auf dem Petersberge gehabt. Nach Aufhebung des Stills ward jene die eigentliche Pfarrkirche für die Reformirten. Anfangs des 18. Jahrh. ward auch in der untern Stadt eine neue für die Lutheraner erbaut. — Stadtrechte erhielt Dietz erst von K. Ludwig im J. 1329, und hatte seitdem auch eigne Gerichtsbarkeit. Zur Verbindung mit dem rechten Ufer und der von hier über Nassau und Bad Ems führenden Straße nach dem Rheine mag schon in den ältesten Zeiten, vielleicht von Römern, eine Fähnbrücke erbaut worden sein. Denn sie mußte nach der Mitte des 14. Jahrh. erneuert werden, was auf eine so bauerhafte Art geschah, daß sie noch immer, selbst von schwerem Fuhrwerke, gebraucht werden kann, obwohl im 30jährigen Krieg einer der Hauptpfiler durch schwedisches Geschütz ganz umgelegt und nicht wieder aufgeführt worden. — Die Schiffahrt auf der Lahn in den Rhein und auf diesem in die Niederlande machten den Handel hier ziemlich lebhaft. Besonders ward von hier eine große Menge Getreide und facherer Mineralwasser, dessen Quellen bei dem kaum ½ Meile von der Stadt entfernten Dorfe Juchingen sich befinden, nebst andern Waaren ausgeführt. Auch gaben die Hofhaltungen in dem nahen Schlosse Dransiefen den Einwohnern manche Nahrung. In den neuern Zeiten hatte auch das Therappellationsgericht hier seinen Sitz. Durch die fortwährende Hemmung der freien Schiffahrt auf dem Rheine stockt aber nun der Handel. Das oberste nassauische Gericht ist nach Wiesbaden verlegt worden, Dransiefen verödet, selbst das hiesige Gymnasium ist eingezogen worden. Alle diese Veränderungen haben auf den Nahrungsstand der Bürger sehr nachtheilig eingewirkt.

2) Dietz, Amt. Bei der neuen Eintheilung des Landes ist solches durch die Einverleibung der angrenzenden anhaltischsaumburgischen Standesherrschaften bedeutend vergrößert worden, und enthält jetzt außer der St. Dietz, dem Amtsfize, das Städtchen Holzappel, die Schlösser Dransiefen und Schaumburg, 33 Dörfer und 18 Höfe und Mühlen. Die Bevölkerung gibt das nass. Staatshandb. von 1819 zu 11,487 Köpfen, in 2744 Familien an, worunter 631 Katholiken und 262 Juden sind. Die übrigen bekennen sich zur vereinigten evangelischen Kirche, und sind in 13 Kirchsprengel oder Pfarreien vertheilt.

3) Dietz, Grafen, Grafschaft, Fürstenthum. Oben ist schon bei der Burg Dietz vorgekommen, daß sich auf derselben ein Geschlecht festsetzte, welches

wahrscheinlich, wie die Nassauer, zu dem Stamme der Grafen des Niederlahngaus gehörte, und von dem Burgsige den Geschlechtnamen von Dietz sich beilegte, unter welchem zwei Brüder bereits in einer Urkunde von 1073 erscheinen. Nach bald erlangter Erbschaft erhielt auch ihre Grafschaft diesen Namen. Es war solche aber in der alten Zeit von bedeutendem Umfang, und erstreckte sich von der Lahn nördlich über einen Theil des Rautelschen, Hadamarischen und des Westerwalds, südlich über das Nassau-Ürsinger in die Wetterau und in die Nähe von Friedberg. Der größte Theil der Grafschaft war dabei ein durch trefflichen Getreide- und Weinbau sehr fruchtbares, ergiebiges Land. Darum führte sie in Urkunden und Chroniken häufig den Namen der goldenen Grafschaft. Ihre Besizer gehörten zu den reichsten und mächtigsten Grafen des Reichs, konnten sich aber auf dieser Höhe nicht lange erhalten. Bereits um das J. 1236 entstand durch Erbtheilung die Nebenlinie der Grafen von Weilna. Die Hauptlinie behielt zwar den bei weitem größten und besten Landtheil; es ward aber doch dadurch schon eine beträchtliche Landschaft abgetrennt. Häufige Fehden, der Hanz, Köpfer zu stiften und zu bereichern, gaben zu manchen einzelnen Veräusserungen Anlaß. Endlich erlosch im J. 1388 mit dem Grafen Gerhard VII. der ganze Mannstamm der ältern oder eigentlich diesigen Linie. Mit den Gr. v. Weilna war dem Anscheine nach eine Erbtheilung eingegangen worden. Sie machten wenigstens auf eine Erbfolge keinen Anspruch. Und da bereits K. Rudolf I. im J. 1276 die Grafschaft Dietz, ein Reichsmannlein, in ein Weiberlehn verwandelt hatte, so fiel solche nun der Tochter Gerhards, der an den Grafen Adolf von Nassau, Dittonischen Stamms, vermählten Jutta, zu. Adolf hatte aber auch nur eine in das Eppsteinsche Haus vermählte Tochter, die er Verzicht auf die Lehnfolge leisten ließ und dagegen seine Brüder in die Gemeinschaft an Dietz aufnahm. Allein nach seinem 1420 erfolgten Tode suchte Eppstein diese Handlungen als ungültig an, und gelangte in einem Vergleich unter tierischer Vermittlung zur Hälfte der Grafschaft, die also nun zwei Herren, Nassau und Eppstein, hatte. Diesen kam der dritte hinzu, als E. von seiner Hälfte wieder ein halbes Theil an Kagenellenbogen überließ, von welchem es Hefen erbt. Die andre Eppsteinsche Hälfte kam durch Erbfolge an die Grafen von Königslein, die es 1530 käuflich an Nassau überließen. Zuerst, welches 1420 die Älternhöcherrlichkeit über Dietz zu erschließen gemußt hatte, bemesserte sich aber dieses Viertel, als eines heimgefallenen Lehns, und brängte sich selbst in eine Gemeinschaft an den gar nicht lehnbaren Ämtern Camberg und Wehrheim ein. Der heilsiche Theil kam endlich durch den Kagenellenbogenschen Vertrag (1557) an Nassau zurück. Dieses ward dagegen 1564 zu einem sehr nachtheiligen Vergleiche mit Zier gezwungen, wodurch fünf beträchtliche Gerichte verloren gingen und eine sehr lästige Gemeinschaft mit Zier in den Ämtern Camberg und Wehrheim bis in die neuesten Zeiten fortgesetzt werden mußte. Doch behielt Nassau die Stadt Dietz selbst mit der umliegenden fruchtbaren Landschaft und

einige Gerichte auf dem Westerwald. Aus diesen Überresten der Grafschaft Diez, wozu auch noch die Gemeinschaften Kirberg, Nassau und Ems nebst der Herrschaft Beilstein, geschlagen wurden, entstand, nachdem die Söhne Graf Johann des ältern 1607 die väterlichen Lande getheilt hatten, wodurch der Titonische Name vier besondere Linien bildete, und als diese nach dem westfälischen Frieden sämmtlich in den Reichsfürstenthum erhoben wurden, auch noch

4) ein Fürstenthum zu Diez. Sämmtliche Grafen und Fürsten dieser Linie waren aber zugleich Statthalter von Friedland, einige auch von Erbringen und Drenthe, und der Stifter der Linie, Gr. Ernst Casimir, hatte auch noch die Grafschaft Spiegelberg im Handvertheil an sich gebracht. Durch den Tod des Königs Wilhelm III. von England ward zugleich auf den jungen Fürsten Joh. Wilh. Friso 1702 der Titel: Prinz von Oranien mit mehreren Herrschaften des nassau-breda'schen Hauses in den Niederlanden vererbt. Hierdurch erhoben sich schon die Fürsten von Nassau-Diez über die andern Linien. Als diese sämmtlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. ausgestorben waren, vereinigte der bald nachher auch zum Erbstatthalter der Niederlande ernannte Fürst Wilhelm IV. die sämmtlichen vier Fürstenthümer wieder. Doch blieb der Name und die vorieg. Abtheilung derselben unter ihm und seinen Nachfolgern bestehen, bis mit der Erhebung seines Enkels auf den königlich niederländischen Thron unter andern auch das Fürstenthum Diez dem nassau-walramischen Stamme zu Theil ward und damit aus der neuesten Geographie dessen Name verschwunden ist, nachdem solches unter mehrer herzogliche Ämter vertheilt worden.

5) Diets, Stifft. Graf Gerhard IV. von Diez und seine Gemahlin Elisabeth hatten im J. 1289 bei der von ihnen nahe an ihrer Burg zu Diez erbauten Marienkirche auch ein Collatistalstift dieses Namens für acht Chorherren unter einem Decanaten errichtet, deren Zahl aber bald auf 12 vermehrt ward. Ein älteres kleines Stifft zu Solz, einem jezt zum herzogl. nassauischen Amte Meudt gehörigen Orte, ward ihm einverleibt. Auch begabten es die Stifter und ihre Nachfolger mit schönen Höfen, Zehnten und andern Gütern, wozu nach und nach acht meist reich dotirte Pfarreien und, selbst noch nach der Reformation, mancherlei andre Schenkungen kamen. Von dem anfänglichen Vermögen des Stiffts, besonders dem, was dasselbe unter fremder Hobeit besaß, ging aber nach der Kirchenreformation ein großer Theil verloren. Die Stifftsherren selbst nahmen nach und nach die neue Lehre an, so sehr sich auch die Erzbischöfe von Trier, als eingeburgte Mitglieder der Grafschaft Diez, dagegen sehten. Aber auch nach der Reformation blieb das Stifft bis in das 17. Jahrh. bestehen und ging erst, als solches, mit dem Tode des letzten Stifftsberren (1620) ein. Dennoch wurden die Einkünfte nicht zu der landesherrlichen Kasse gezogen, sondern bis auf die neueste Zeit als ein besonderer Fonds verwaltet und zur Salariierung der diezer auch andrer Geistlichen und Schullehrer verwendet. Die neue Regierung aber hat sie dem nassauischen Central-Kirchensfonds einverleibt. (v. Arnoldi.)

DIETZ. Dieses im Jahre 1727 erloschne freiherrl. und adeliche Geschlecht trug das Erblandmarschallamt der Grafschaft Diez von Nassau zu Ebern nebst den dazu gehörigen Gütern und Gefällen. Seine Allobial-Besitzungen im Nassauischen und in der Wetterau waren ansehnlicher als seine Lehne, und es gehörte im Mittelalter zu den angesehensten und reichsten Rittergeschlechtern, die sich deswegen öfters dem hohen Adel angeschlossen. Humbracht führt zwar die Stammreihe vom Jahr 610 mit Otto Rittersohn von Diez ununterbrochen bis zu ihrem Aussterben fort, was man dahin gestellt sein lassen will. Erst im J. 1130, wo Walther von Diez urkundlich erscheint, der mit Hilda von Ardeß das Schloß gleiches Namens erheirathet haben soll, sängt solche diplomatisch an. Der Ritter Werner I. v. D. der Alte, Herr zu Ardeß, Burgmann zu Diez, Limburg, Camberg, Molsberg und Montebaur erhielt das Erbmarschallamt am Ende des 13. Jahrh. von dem Grafen von Nassau. Seine Söhne Werner II. und Otto I. besaßen ebenfalls die Ritterwürde, und der älteste das Erbamt allein (1344). Alle beide verheirathet pflanzten das Geschlecht fort, der jüngste mit Marckolf, der aber unerbett starb, der älteste mit Otto II. Seine Söhne waren Ludwig Domherr zu Mainz 1355 und Otto III. Dieser hinterließ zwei Söhne Marckolf II. und Werner II., welcher in den Urkunden von den Jahren 1361 bis 1401 erscheint. Letzter war verheirathet mit Katharina Roth von Burgschwalbach. Er unterzeichnet 1373 die Erbtheilung zwischen Gerhard Grafen zu Diez und Dieblich und Eidsfried Herren zu Runkel. Seine drei Söhne waren Otto IV., der 1409 als Hauptmann der Ritterschaft am Niederrhein genannt wird, Johann, der 1395 unverheirathet starb, und Friedrich, der Kanonikus zu Diez 1395 war. Durch Otto V. und Dieblich II., Enkel von Otto III., theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Otto V., Amtmann zu Diez und Camberg, behielt als Ältester das Erbmarschallamt und scheint 1486 gestorben zu sein; mit seinen Ururenkeln, wovon Dieblich VI. als Chorherr zu St. Georg in Limburg starb, erlosch 1573 diese Linie und das Erbamt kam auf die von Dieblich II. gestiftete Linie. Dieser Dieblich II. war kurtzeirischer Amtmann zu Molsberg, der 1484 starb, und sein dritter Bruder Emmerich I., hessischer Amtmann zu Eßlar (1522), erhielt ein Burgsehn zu Plattenstein. Die Söhne von Dieblich II. waren Ludwig Domherr zu Mainz, und Dieblich III., der als Obrister in französischen Diensten starb und 1542 mit Hinterlassung von zwei Söhnen, Dieblich IV. und Emmerich III., starb. Dieblich IV. diente ebenfalls der französischen Krone als ein Obrister, und wurde nachgehends vom Kurfürsten von Trier zum Rath und Amtmann zu Coblenz, Kockheim und in der Bergpflegsche ernannt. Nach Aussterben der Grafen von Weinsau erhielt er von Nassau das Amt Altemweinsau verpfändet. Er war zwei Mal verheirathet mit Elisabeth Weis von Feuerbach und Margaretha von Nassau zu Spurenburg, mit denen er einen Sohn Philipp Dieblich und vier Töchter erzeugte, von denen Katharina Christlich zu Dahlheim und Elisabeth Weislich zu Marienthal bei Mainz waren. Er starb

in seinem 68. Jahr am 25. Oct. 1574. Emmerich II. war ebenfalls kurtürstlicher Rath und Amtmann zu Serberg, Schanberg und Et Wendel (+ 1577) und hinterließ von seinen zwei Frauen Anna von Hertsheim und Ursula Kessel von Bergen einen Sohn Johann Jakob, der ohne Nachkommen 1604 die Welt verließ. Philipp Dietrich (geb. 1581), verheirathet mit Anna Amalia von Reisenberg und nach deren Tode mit Anna Maria Reichprecht von Büdingen, hinterließ Johann Heinrich und Johann Adolf, der im niederländischen Kriege 1605 blieb, und drei Töchter, wovon Anna Maria Christlich zu Oberwörth bei Gobleng war. Johann Heinrich (geb. 1581) überlebte zu Lindheim in der Wetterau, kurtürstlicher Rath und Hauptmann zu Limburg, Camberg und Willmar, pflanzte sein Geschlecht mit seinen beiden Weibern Eva Elisabetha von Sötern und Eva Maria von Riedt durch acht Kinder fort, wovon aber nur Adam Friedrich Koch (geb. 1644) mit Anna Barbara von Brandt verheirathet war. Er wurde in den Freiherrenstand erhoben und mit seinen Kindern erlosch dieses Geschlecht, indem Philipp Adam Freiherr von Diez zu Ardeck von Maria Sophia Köth von Warfcheid nur eine Tochter hinterließ, die, an den Freiherren von Marieth zu Langenau vermählt, die Güter zu Erbach im Rheingau erbte. Sein Bruder Lucas Albrecht war Oberherr des Ritterstifts St. Burkard zu Würzburg, der als der letzte des Mannstammes 1727 starb. Seine Schwestern waren Maria Antonia, mit Franz Christian Freiherrn von Sellart zu Hertling und nach dessen Tode mit Otto Friedrich Wilt, von Gornberg verheirathet, und Maria Philippine die Geistlich zu Eubingen im Rheingau war. Mit dem Erbmarischallamte wurde von den Fürsten von Nassau kein anderes Geschlecht weiter betrieben. Das Wappen bestand in einem rothen Schilde mit einem goldnen Löwen in einem weißen Feld; auf dem Helm eine männliche Dogge in rothem Rieße mit einem weißen Kragen und einer rothen Kappe bedeckt. (*Albert Frhr. Bornenburg Lengsfeld.*)

DIETZSCH oder DIETSCH, 1) Johann Israel, geb. 1681, ein Schüler von Daniel Preisler dem Vater, zeichnete sich als talentvoller Künstler aus und starb 1754.

2) Barbara Regina, geb. 1706, malte Blumen und Vögel in Wasserfarben, welche sie mit großer Kunst ausführte. Nach ihren Gemälden erschien ein Werk unter dem Titel: Sammlung meist indisch gefangener Vögel, welche nach den Malereien der so geschickten als berühmten Jungfer Barbara Regina Dietzschin in Kupfer gebracht, und mit natürlichen Farben aufs feinste ausge malt sind. (Nürnberg 1772—1775.) Groß-Querfolio 50 Blätter nebst Texte. Sie starb 1783.

3) Johann Siegmund, geb. 1707, und Schüler seines Vaters, malte Landschaften in Aquarell und andre Gegenstände. Auch von ihm ist ein Werk unter dem Titel bekannt: Auf die neuße Art Landschaften zu malen. Inventirt und gezeichnet von Joh. Siegmund Dietzsch. Nürnberg 1763.

4) Johann Christoph, geb. 1710, war Landschaftsmaler und Kupferstecher. Seine Vaterstadt Nürnberg besitzt schöne Gemälde von seiner Hand. Mit der

selben Leichtigkeit wie sein Vinsel die Landschaften behandelte, wußte er auch die Rabinabel zu führen. Katharina Pessel hat nach seinen Gemälden sechs Blätter in Kupfer gestochen. Seine Kupferstiche bestehen in ungesähr 50 Blättern, welche von Kennern sehr geschätzt werden; von diesen erschienen einige unter folgendem Titel: Plaisante Prospecte von Nürnberg, wie solche von der Stadt aus gegen alle umliegenden Dörfer zu sehen. (Nürnberg 1737.) Ein andres landschaftliches Werk ist von ihm und seinem Bruder, Joh. Albrecht, herausgegeben. Er starb 1769.

5) Johann Jakob, geb. 1713. Dieser Künstler machte sich durch seine Landschaften, Feld- und Seefischaden bekannt. Er starb 1776.

6) Johann Albrecht, geb. 1720, malte Cabinetstücke in holländischer Manier, Landschaften, Schlachten, Bildnisse und Blumen. Er hat auch in Kupfer radirt, und gab 1760 eine Folge von Landschaften, Segenden von Nürnberg, in 20 Blättern in 4. heraus. Er starb 1782.

7) Margaretha Barbara, geb. 1726, die letzte dieser Familie. Sie malte Vögel, Blumen und Früchte, radirte auch in Kupfer und gab ein großes Pflanzengewerk heraus, zu welchem Hofrath Schreber in Erlangen den Text lieferte. Sie starb 1795.

8) Susanna Maria, eine Tochter Johann Christophs, malte nur Vögel, und hat auch ein Werk in dieser Art herausgegeben. Sie lebte noch 1790 in Nürnberg. (*A. Heise.*)

DIEU, (Louis de), ein vorzüglicher Orientalist und wallonisch-französischer Prediger und Professor in Holland, der sich um die Kunde und das Studium der asiatischen Sprachen sowohl zu seiner Zeit, als auch im Allgemeinen sehr verdient gemacht, und manche nachdrückliche Forschungen vorbereitet hat. Er wurde geboren 1590 am 7. April zu Wispingen in Seeland, wo sein Vater, Daniel de D., ein gelehrter und angesehener Mann, wallonisch-französischer Prediger war. Er studirte zu Leyden, wo insbesondere seiner Mutter Bruder, Daniel von Glin (Colonus), als Professor an dem dortigen wallonischen Staaten-Collegium oder theologischen Seminar, ihm Unterricht erteilte. Hierauf war er vier Jahre lang wallonisch-französischer Prediger zu Middelburg, nach Andern zu Wispingen, vielleicht an beiden Orten, nach einander. Er zeichnete sich durch seine Predigten aus, und es wurde ihm eine Holzpredigerstühle bei dem Prinzen Mauriz von Dranien im Haag, der ihn selbst in Seeland mit Beifall predigen gehört hatte, angetragen, aber eine natürliche Scheu vor dem Hofleben hielt ihn davon zurück. Im J. 1619 brief man ihn als Prediger nach Leyden, und zugleich als Professor und Amtgenosse seines Onkels von Glin, an das dortige wallonische Staaten-Collegium, welchen Posen er bis an seinen Tod, der 1642 am 23. Dec. dafelbst erfolgte, mit großer Sorgfalt wahrnahm. Eine theologische Professorstelle an der (1636) neu errichteten Universität zu Utrecht, die ihm ebenfalls

*) E. Fiorillo, Gesch. der Malerei in Deutschl. 3. Thl. S. 877 und Huber, Handbuch u. 2. Th. S. 100.

angeboten wurde, lebte er mit seltner Mäßigung ab. Auch an der Universität zu Leyden selbst würde man ihn zum Professor ernannt haben, wenn er länger gelebt hätte. Er war verheiratet mit einer Tochter des Rathsherrn Bogard zu Blesingen, mit welcher er elf Kinder erzeugte.

Sein Hauptfach waren die orientalischen Sprachen, in deren Kenntniß er es bis zu einer hohen Stufe brachte und zur Verbesserung derselben ungemein viel beitrug. — Er schrieb (1626) eine bedäufliche Grammatik, mit einem Verkon der bedäuflichen Wurzelwörter; zwei Jahre später (1628) eine bedäufliche, syrische und chaldäische Grammatik, auch (1627) eine Uebersetzung der Apokalypse aus dem Syrischen, und Anmerkungen zu einigen Stellen des alten und neuen Testaments, aus morgenländischen Uebersetzungen erläutert. Auch der persischen Sprache widmete er ein besonderes, tiefes und umfassendes Studium. Er lieferte eine besondere Ausgabe des Lebens Jesu, in persischer Sprache durch den Jesuiten Hieronymus Xaver geschriebe, mit gelehrten Anmerkungen, und einer hinzugefügten lateinischen Uebersetzung des Originals. Eine in persischer Sprache abgefaßte Geschichte des Apostels Petrus ließ er mit Anmerkungen und Bildt treten. Auch schrieb er: *Rudimenta linguae persicae; acc. duo priora capita Genesios persica.* (Lugd. Bat. 1639.) Man hat indeß behaupten wollen, daß nicht er, sondern eigentlich Johann Eidmann, ein Gelehrter aus Teutshland und großer Kenner der orientalischen Sprachen, der zu Leyden als ausübender Arzt lebte, der Verfasser dieser rudimenta gewesen sei, und daß die Dieu bei der Herausgabe derselben an diesem ein Plagium begangen habe; welches jedoch nur ein Mißverständnis zu sein scheint. Nach schrieb er eine Abhandlung über den Geiz, in holländischer Sprache, und lateinisch *Rhetoricae snera und Aphorismata theologiae.* Eine Erklärung des Römerbriefes und gesammelte Anmerkungen über alle apostolische Briefe, wie auch eine Auslegung des alten Testaments von ihm, erschienen nach seinem Tode. Auch wurden seine sämtlichen Erklärungen über die heilige Schrift, mit Vermehrungen und Verbesserungen, 1693 zu Amsterdam neu herausgegeben, mit hinzugefügter Offenbarung Johannis in syrischer Sprache. Bayle rühmt ihn als einen talentvollen Gelehrten und großen Orientalisten, ertheilt auch seiner Bescheidenheit und Klugheit einen besondern Lobspruch. Dagegen lobt Richard Simon in seiner kritischen Geschichte des alten Testaments ihn nur mäßig, und bemerkt, daß seine Anmerkungen über die heilige Schrift weniger bündig als spießig wären, und nicht immer die gehörige Grenze hielten. Doch erklärt er zugleich, daß seine Anmerkungen sehr nützlich wären in sprachlicher Hinsicht, worin er sich vorzüglich ausgezeichnet habe *).

(Dr. J. Ch. H. Gittermann.)

DIEU, (d'Jeu), eine der Inseln an der französischen

Küste des Departements der Vendée, Bezirk Sablon d'Olonne, mit etwa 2000 Einwohnern. Die mit Küstpyen auf der einen, und mit Sandbänken auf der andern Seite umgebene, schwer zugängliche Insel, hat einen Umfang von zwei Quadratmeilen, gute Viehweide, Korn- und Obstbau, und starke Fischelei. (H.)

DIEU LA FIT, französische Stadt im Departement Drôme, Bezirk Montelimart, hat 480 Häuser und gegen 3000 Einwohner, Manufacturen von irbenen Waaren, mehre Fabriken, zwei Glashütten und in der Nähe drei Mineralquellen. (H.)

DIEUSE (Dienzo), französische Stadt im Departement der Meurthe, Bezirk Château Salins, an der Seile gelegen, hat 600 Häuser und 3400 Einwohner, gute Salzquellen und ein bedeutendes Salzwerk, mehre Fabriken. (H.)

Diey f. St. Dié.

DIEZ, (Heinrich Friedrich v.), geb. zu Bernburg den 22. Sept. 1750, studierte zu Halle die Rechtswissenschaft und wurde nach vollendeten akademischen Studien Referendar bei der Regierung zu Magdeburg, bei welcher er nachher zum Konzeptionsdirector ernannt wurde. Von Jugend an war seine Thätigkeit zwischen Studien und Geschäfte getheilt. Wie vielseitig gebildet er war, davon zeugen seine Schriften der verschiedensten Art *). In seinem Geschäftekreise erwarb er sich schon zu Magdeburg, wo er mit Kunst in vertrautem Umgange lebte, bedeutende Verdienste, die aber auch nicht ohne Anerkennung blieben. Friedrich der Große wählte ihn im J. 1784, wo er den Titel eines geheimen Legationsrathes erhielt, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Hofe zu Constantinopel, wo er bei der Antrittsaudienz mit großer Auszeichnung von dem Großvezir behandelt wurde. Er bewies dafelbst in einem höchst schwierigen Zeitpunkt ebenso gewandte Staatsklugheit als strenge Rechtlichkeit, wofür ihm Friedrichs Nachfolger das Adelsdiplom ertheilte, und ihn nach seiner Rückkunft im J. 1791 zum Prälaten des Stiffts zu Kolberg ernannte. Sein Aufenthalt in Constantinopel diente ihm, sich zu einem der gelehrtesten Orientalisten auszubilden. Nach selbstgewählter Lernweise vermaßte er sich der türkischen und andrer orientalischen Sprachen bis zur Fertigkeit im Schreiben und Sprechen, und um durch Mangel an Übung die Fertigkeit nicht zu verlieren, hatte er lange Zeit einen gebildeten jungen Türken, den er

*) Vortheil geheimer Gesellschäften für die Welt. (Hallé, 1772.) Beobachtungen üb. d. sittliche Natur des Menschen. (Daf. 1775.) Versuch über den Patriotismus. (Frankf. u. Spz. 1774.) Archiv magdeburgischer Rechte. (Magdeb. 1781.) Apologie der Duldung und Pressefreiheit. (Dessau 1787.) über Juden. (Dessau und Leipzig. 1785.) Kann die von jüdischen Vätern vererbte Glaubensänderung ihrer Kinder den angebrochen Verlust des Erbtheils nach sich ziehen? (1783.) über truische Sprache u. Schriftart. (Dessau und Leipzig. 1785.) Venedictus von Spinosa nach Leben und Verkon. (Dessau 1783.) Uebersetzung. Cicero's erstes Buch römischer Untersuchungen von Verachtung des Todes. (Magdeb. 1780.) Gemälde von Europa, nach dem Franz. von Maynal. (Dessau und Leipzig 1783.)

*) Quellen: Bayle, Dictionnaire, Art. de Dieu. Haagstraten, Groot algemeen historisch et Woordenboek. Deel III. (Amsterd. 1727.) Scherer's Gelehrten-Lexikon. 2 Bd. von Kompen, Geschiedenes der Letteren in de Nederlanden. Deel I. (Gravenh. 1821.) p. 232. Deel III. (1824.) p. 174.

mitgebracht, zur Beibehaltung und Gesellschaft bei sich. Während seines Aufenthalts zu Kolberg wendete er, in einer vom Geräusche der Stadt entfernten Wohnung, die meisten Stunden des Tages und einen großen Theil der Nacht, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, dazu, durch Schriften mit dem Oriente, den er genau kennen gelernt und für den er entusiastisch war, vertrauter zu machen. Folgende Schriften erschienen von ihm: 1) Ueber Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buchs (Berlin 1811), betrifft das *Humajun* (nämlich königliche Buch), die türkische Uebersetzung des Werkes, welches in der alten noch vorhandenen arabischen Uebersetzung aus dem Aethiopischen die Aufschrift *Colal-lah* und *Dimnah* oder *Kelilah* führt, und von dem Westre Ruschirwan Buzur Dschumri (im 6. Jahrh.) aus dem Sanskrit: Original in die Pehlvi: Sprache übertragen, oder vielmehr neu bearbeitet worden ist. Das Sanskrit: Original ist oft unter dem Titel „Fabeln des Bidpai“ angeführt und nun durch Schlegel und Lassen im Druck erschienen mit dem Sanskrit: Titel *Hitopadesa* von dem Brahman Wischnu Sarman (Koon 1829). Diez, in seiner Schrift darüber, suchte noch den indischen Ursprung des klassischen Werkes zu bestreiten. 2) Buch des Kabus, oder die Lehre des persischen Königs Kheschaw für seinen Sohn Ghilan Schah; aus dem Persischen übersetzt und erläutert (Berl. 1811). Zur Empfehlung dieses Buchs kann wol nichts sicher dienen, als was Göthe darüber in den Anmerkungen zu seinem westfälischen Diwan, unter der Aufschrift von Diez, gesagt hat. Eine Geschichte der Dilemmen ist diesem Buch einverleibt. 3) Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern, Religion und Regierungsbefassung, aus Handschriften und eignen Erfahrungen (Berlin Bd. I. 1811. Bd. II. 1816), woraus auch das Büchlein über die Tulpen, dessen Göthe gedenkt, besonders abgedruckt ist (Wage der Blumen, oder Anweisung zum Tulpen- und Narzissenbau, aus dem Türkischen des Scheich Muhammed Salazar). 4) Wesentliche Betrachtungen, oder Geschichte des Kriegs zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768 bis 1774 von Rasmi Ahmed Ghendi, aus dem Türkischen übersetzt (Halle und Berlin 1813). 5) Ermahnung an Ischlambol, oder Strafgedicht des Dichters Umefisch über die Zubereitung der Osmanen (Berlin 1815). Dieses war früher im ersten Bande der Fünfundgruben des Orients erschienen, und einige Anmerkungen, welche v. Hammer beigefügt hatte, erlitterten Diez dergestalt, daß seine Streitschrift dagegen zu 69 Bogen anwuchs (auch als Anhang zu den Denkwürdigkeiten gegeben), und den Charakter einer Schmähschrift erhielt. Gemäßigter entgegnete v. Hammer in dem Archive für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst; welche Gegenschrift nachher ebenfalls in einem besondern Abdruck erschien (Wien 1816). Göthe, der mit Diez in freundschaftlichem Verhältnisse stand, und dem er sich sehr getreulich bewies — wie denn überhaupt seine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit in literarischen Mittheilungen zu rühmen ist — sagt von ihm: „Da ich seine strenge und eigne Ge-

müthsart kannte, so hüthete ich mich, ihn von gewisser Seite zu berühren.“ Dies könnte sich wol auch auf Diezens religiöse Denkwürdigkeiten beziehen; denn nachdem er früher Enthusiast für Spinoza, dann für Muhammed und den Koran gewesen, ward er zuletzt Deportordobor und Zeist bis zur Verleugung. Seine Schriften ließ er fast alle aus eignen Kosten drucken und bestimmte den Ertrag für fromme Zwecke. Seine letzte Arbeit war die ihm von England aus übertragene Beforgung des Drucks einer türkischen Uebersetzung der Bibel. — Zur Zeit der Belagerung Kolbergs wendete er sich nach Berlin, wo er am 7. April 1817 farb. Jede lobpreisende Anzeige nach seinem Tode hatte er seinen Freunden unterlagt; im Testamente seine, im Fache der orientalischen Literatur bedeutende, Bibliothek der königlichen Bibliothek zu Berlin vermacht. (H.)

DIEZE (Joh. Andreas), geb. 1729 zu Leipzig, studirte dasebst die Rechte, zugleich aber auch mit vorzüglichem Eifer schöne Literatur und die neuern Sprachen. Nachdem er im J. 1752 durch Vertheilung seiner Abhandlung *de forma imperii* a Constantino M. recto aliquo sapienter mutata das Recht erworben hatte, als Lehrer aufzutreten, hielt er Vorlesungen über Alterthümer und Geschichte der Staaten und der Literatur, machte aber nachher eine Reise durch einen Theil von Teutschland, hielt sich längere Zeit in Dresden auf, und ging 1756 nach Göttingen, wo er Anfangs in literature und Sprachen Unterricht gab. Im J. 1762 wurde er Secretair der teutlichen Gesellschaft, 1763 Cussos bei der Bibliothek und 1764 außerordentlicher Professor. „Seine Hauptbeschäftigung,“ sagt Pütter (Geschichte der Georg-Augustus-Univers. I. 197), „macht er aus der alten und neuen Literatur und denen dahin einschlagenden Kenntnissen. In einem Collegio trägt er daher die Regeln der schönen Wissenschaften vor, mit denen er die Treppe aus den berühmtesten Schriftstellern alter und neuer Zeit verbindet; in einem andern lehrt er die Geschichte der schönen Wissenschaften und der freien Künste, als der Malerei, Schnitzkunst, Tonkunst u. In beiden gebreht er mit der Zeit eigne Handbücher zu liefern.“ Diese sind nicht erschienen, dagegen aber erwarb er sich ein bedeutendes Verdienst dadurch, daß er die Aufmerksamkeit auf die damals wenig gekannte und desto mehr verkannte spanische Literatur richtete. Er that dies durch Uebersetzung von *Belacqua's Origines de la poesia Castellana* (Malaga 1754. 4.), welche 1769 zu Göttingen (vergl. Gesch. d. spanischen Dichtkunst) erschien. Zeit mehr Verdienst aber, als durch die Uebersetzung selbst erwarb er sich durch seine Erläuterungen und Ergänzungen. Die ihm von der göttinger Bibliothek dazu gebotene Gelegenheit benutzte er auf das Sorgfältigste, fügte von allen angeführten und vielen übergangenen Dichtern Biographien und Charakteristiken bei, gab alle Titel mit der größten Genauigkeit an, und die Nachrichten von der arabischen, äthiopischen, portugiesischen, galicischen und bizantischen Poesie, aus den Quellen selbst gezogen, waren damals für Teutschland ganz neu. Dieses Werk sollte nur Vorbereitung und Einleitung zu einem andern sein,

werin er aus den Schriften der hier angeführten Dichter, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, die schönsten Stellen in der Sprache nebst Übersetzung und Anmerkungen mitzutheilen beabsichtigte. Auch dieses Werk ist nicht erschienen. Er bearbeitete aber zu der Übersetzung von Guébrië's allgemeiner Weltgeschichte die spanische und portugiesische (Bd. 12.), die er ebenfalls berichtigte und vermehrte. Es gab er auch eine Übersetzung von de la Puente's Reisen durch Spanien (Eps. 1775—76), und de Allos's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nördlichen America (Eps. 1781) mit Erläuterungen und Zusätzen heraus. Im J. 1784 wurde er mit dem Titel eines Hofraths als erster Universitäts-Bibliothekar nach Mainz berufen, wo er aber schon am 24. Sept. des folgenden Jahres starb. (H.)

DIFFAMATION ist, wie schon seine Ableitung von *dis* und *fama* bezeugt, jede Bekanntmachung über eine Person oder Sache, gleichviel ob sie in einer guten oder üblen Nachrede besteht. Daher wählt auch Plautus ¹⁾ für *diffamare* die Umschreibung *famae alieni differre*. Indessen wird sowohl das Hauptwort, als das Zeitwort zunächst und der Regel nach von Verbreitung übler Nachrede gebraucht, also von Lästerungen, Schmähungen ²⁾; seltener von Bekanntmachungen in guter Absicht, doch bedient sich z. B. Augustinus ³⁾ des Substantivs in diesem Sinne, wenn er von christianae religionis receptio et diffamatio spricht. In der Rechtssprache wird *diffamatio* oder *diffamare* in der ersten und gewöhnlichen Bedeutung genommen; jedoch ordentlicher Weise so, daß nicht jede zum Nachtheile des Diffamirten gehende Verleumdung darunter verstanden wird, sondern die außergerichtlich (ob öffentlich oder nicht, ist gleichgültig) gemachte Behauptung oder Äußerung, wodurch derjenige, welcher sie gemacht, (der Diffamant), entweder den Dritten (Diffamat) geschmäht, oder sich beühmt hat, vermeintliche Ansprüche gegen ihn zu haben ⁴⁾.

Gegen den Diffamanten findet, im Fall die Diffamatio eine Ehrenverletzung enthält, die Injurienklage statt. Inzwischen kann man sich daneben auch der gleich zu erwähnenden *provocatio ex lege diffamari* bedienen; nur würde es, obwohl keineswegs unzulässig, doch aber, wie es scheint, jeden Falls nicht zweckmäßig sein, zu dieser *Provocatio* der bloßen Verbalinjurien zu schreiben, weil man dadurch nichts gewinnen würde. Die *Provocatio* ist nämlich darauf gerichtet, daß der Diffamant die Wahrheit dessen darthue, was er behauptet hat, oder es sich im entgegengesetzten Falle zu gewärtigen habe, daß ihm vom Richter ewiges Stillschweigen aufgelegt wird. Führt er nun jenen Beweis nicht, so erfolgt zwar das Auferlegen des Stillschweigens, womit aber dem Verleumdigen nicht viel geteilt sein kann, und dieser muß daher, um-Entscheidung zu erlangen, doch immer noch aus der Ehrenerlegung selbst klagen. Führt dagegen der Diffamant den fraglichen Beweis, so hört der Pro-

vocationsproceß, weil er seinen Zweck erreicht hat, auf, ohne daß jedoch behauptet werden kann, daß der Injurirte befriedigt sei. Dieser wird also auch hier, um Entscheidung zu bekommen, zur Injurienklage (eine Zusatz nehmen müssen. Immer ist es daher das Zweckmäßige, die Injurienklage gleich von vorn herein anzustellen ⁵⁾).

Liegt aber in der Diffamatio nicht eigentlich eine Ehrenverletzung, sondern besteht sie darin, daß der Diffamant, ohne dem guten Namen des Dritten zu nahe zu treten, sich in Bezug auf den Diffamanten, und zu dessen Nachtheil vermeintlicher Rechte verühmt, so findet die obgedachte *provocatio ex lege diffamari* nicht nur statt, sondern sie bringt auch erheblichen Nutzen; den Nutzen nämlich, daß der Provocat oder Diffamat von dem Provocanten oder Diffamanten die rechtliche Anbringung und Ausföhrung derjenigen Ansprüche, deren er sich rühmt, erlangen, und für den Fall der entweder nicht angestellten, oder nicht erwiesenen Klage vom Richter die Verweisung desselben zur ewigen Ruhe fordern kann ⁶⁾. Natürlich darf aber, wenn diese *Provocatio* mit Erfolge geschehen soll, die Sachlage nicht von der Art sein, daß die Präsumtion für den Provocanten streitet, weil dieser dann vom Beweise der Richtigkeit seiner Behauptungen befreit ist, und also der Provocat, da unter solchen Verhältnissen der Beweis grade ihm obliegt, mit seiner *Provocatio* abgesehen werden muß ⁷⁾. — Das im *Provocationsproceß* stattfindende Verfahren ist im summarischen, und ebendeshalb muß auch der Kläger, d. h. der Provocat oder Diffamat, die Thatfache der geschehenen Diffamatio gleich bei der Einreichung seiner Klage wenigstens vorläufig beschreiben, also mit der *Provocationsklage* immer einen anticipirten Beweis verbinden ⁸⁾. Zugleich hat die *Provocationsklage* aus der *Lex diffamari* das Eigne, daß sie nicht, wie es sonst processualische Regel ist, vor dem Richter des Beklagten, also des Provocanten, sondern vor dem des Klägers, also des Provocanten, anzustellen ist. Diese Abweichung von der Regel hat insofern in der Natur des *Provocationsproceßes* selbst ihren guten Grund. Ebendieser Proceß wird nämlich deshalb vom Provocanten geführt, um den Provocaten zu einer gegen ihn, den Provocanten, anzustellenden Klage herauszufordern; er ist mithin bloß präparatorisch in Bezug auf diese andre Klage, welche dagegen den eigentlichen und Hauptproceß begründet. Da nun in diesem letztern Proceße der Provocat oder Diffamat die Rolle des Klägers zu übernehmen hat, der Hauptproceß aber, nach bekannten, über die Sonntät mehrer Rechtsfachen geltenden Rechtsgrundfätzen, die Competenz des Richters auch in Betreff der Nebenfache bestimmt, so erklärt sich hieraus die obige Ausnahme von der Regel hinsichtlich ⁹⁾.

5) Gluck, Erläuterung der Pandecten. Th. VI. S. 487—489.

6) Koch, De foro competente provocatiois ex lege diffamari. (Glossa 1777.)

7) Leyerer, l. l. med. 1.

8) Mevius, Decision. P. III. No. 393. P. IX. No. 98.

9) Leyerer, l. l. med. S. 4.

1) Trinum. Act. 5. sc. 2. v. 63. 2) Cergl. z. B. Tacit. annal. I, 72. 3) De civitate Dei III, 81. prop. med. 4) Leyerer, Meditatio ad Pandect. Spec. 81. med. 2.

5) Cynell. d. B. u. S. Erste Section. XXV.

der Provocationsklage vom Richter an ihn erlassenen, Auforderung, und stellt er also die Hauptklage gegen den Provocanten, binnen der ihm vorgeschriebenen Frist, gehend auf. Fügt er sich dagegen nicht, so hat der Provocant ihn des Ungehorsams zu beschuldigen, und hierauf erfolgt dann das Contumacial-Erkenntnis, in Folge dessen dem Beklagten ewiges Stillschweigen auferlegt wird, ohne daß er darüber Appellation ergreifen kann. Der Verurtheilte kann nun seine angeblichen Rechte auch sonst nicht vor einem andern Gerichte weiter verfolgen, wird vielmehr mit Geld- oder Gefängnißstrafe zuerst bedroht, und hernach belegt, wenn er es nicht unterläßt, seiner Rechte sich ferner zu berücken¹⁰⁾.

Was schließlich noch die Geschichte der Diffamationen betrifft, so wird die dahin einschlagende Provocation auf die Lex diffamari, d. h. auf folgende Stelle des Justinianischen Codex, von den Praktikern gestützt: „Diffamari statum ingenuorum, seu errore seu ualignitate quorundam, periniquum est: praeteritum quo affirmes in Praesidium unum aique alterum interpellatum a te, vocitasse diversam partem, ut contradictionem faceret, si defensionibus ans confideret, unde constat merito rectorem provinciae commotum allegationibus nisi sententiam dedisse, ne de cetero inquietudinem sustineres. Si igitur adhuc diversa pars perseverat in eadem obstinatione: aditus Praeses provinciae ab injuria temporari praecepit“¹¹⁾. Dieses an einen gewissen Crecetius erlassene kaiserliche Rekrift betrifft (wie aus dem Rekrifte selbst in Verbindung mit der Rubrik des Codex-Titels, welchem es eingeschaltet ist: De ingenuis manumissis, hervorgeht), den Fall, wo der Crecetius, welcher ein Freigeborner, kein Freigelassener war, seines status wegen diffamirt worden war, indem man ihm vorgeworfen hatte, daß er kein Freigeborner, sondern nur ein Freigelassener sei. Der Beschuldigte hatte deshalb vor dem Praeses der Provinz die dem Freigebornen zustehende, auf Anerkennung seiner freien Geburt abzuwendende Präjudicial-Klage ange stellt. Der Beklagte hatte jedoch dem richterlichen Gebote, gegen die Anführungen des Diffamanten seine Einwendungen zu machen, keine Folge geleistet, und war deshalb, nachdem der Kläger die Richtigkeit seiner Behauptungen dargelegt hatte, in contumaciam verurtheilt worden, in Betreff der (nunmehr erwiesenen) Ingenuität des Crecetius für die Zukunft Stillschweigen zu beobachten. Da hiernach der Kläger gleich die Präjudicial-Klage selbst anhängig gemacht, also den Beklagten nicht weniger als zum Prozesse bloß provocirt hatte; so ist es durchaus unrichtig, den Grund

der obigen, auf Diffamation gestützten, Provocation in dem vorstehenden Rekrifte zu suchen¹²⁾; allein die Praktiker haben nun einmal schon seit dem spätern Mittelalter die von dem Crecetianus angestellte Präjudicial-Klage für eine Provocation gehalten, und auf den Grund dieses Irrthums die Lehre von der provocatio ex lege diffamari ausgebildet. Indessen fußt diese Lehre wenigstens zunächst, doch nicht ausschließlich, auf Praxis; sie hat vielmehr auch die Bestätigung zwar nicht der römischen, wohl aber der Reichsgesetze erhalten¹³⁾, und da sie offenbar ein sehr zweckmäßiges Rechtsmittel ist, theils um unbegründete Kebereien zu ersäuen, theils um seines Rechtes gewiß zu werden, so wird man den dabei zum Grunde liegenden, das römische Recht betreffenden Irrthum jeden Falls gern übersehen.

Ein ähnlicher Irrthum liegt übrigens einer andern Provocation zum Grunde, der provocatio ex lege si contendat. Diese Provocation, über welche hier, zunächst bios des Zusammenhanges wegen, der zwischen ihr und dem Provocationsproceß stattfindet, eine kurze Bemerkung nicht an der unrichtigen Stelle sein dürfte, wozu als auf Aufrechterhaltung der wider eine bevorstehende Klage zu stehenden Einreden, die aber zugleich von der Art sind, daß bei länger Verzögerung des Klägers ihr Verlaß zu befürchten ist¹⁴⁾. Sie wird auf folgende Pandectenstelle gestützt: „Si contendat fidejussor, ceteros solvendo esse, etiam exceptionem ei dandam, si non et illi solvendi sint“¹⁵⁾; allein ebenfalls mit Unrecht. Denn in diesem Texte wird weiter nichts gesagt, als daß derjenige Bürge, welcher von dem Gläubiger, unter Übergehung der Mitbürgen, allein belangt wird, für den Fall, wo die Mitbürgen untreulich zahlungsfähig sind, verlangen könne, daß der Kläger mit seiner auf das Ganze gerichteten Klage abgewiesen werde. Die provocatio ex lege si contendat gründet sich daher bloß auf den Gerichtsgebrauch¹⁶⁾.

DIFFARREATIO. Um diesen Ausdruck zu verstehen, muß vor Allem an den entgegengesetzten Ausdruck Confarreatio (s. d. Artikel Ehe) erinnert werden. Man begriff darunter bekanntlich eine besondere Art der Eingebung der alten römischen Ehe, in Gegenwart von zehn Zeugen und unter Ablegung einer bestimmten Formel, sowie mit Darbringung eines bestimmten Opfers, wobei tar (Dinkel, Spelt) oder ein paus farreus, wie Cuius in der Hauptstelle, Instit. Comment. I. §. 112, vergl. mit Ulpian Fragm. IX. vermischt, gebraucht wurde, so daß durch diese religiösen Formalitäten die Ehe eine besondere Sanction und einen Charakter der Heiligkeit und Unauslösbarkeit erhielt, der auch des Plinius Worten factum hervorgeht, Hist. Nat. XVIII, 3: „Quia et in

10) Vgl. hierüber und über den gesammten Provocationsproceß J. B. Kemmerich, Exercitatio qua capita quaedam iudicii provocatorii ex lege diffamari illustrantur. (Viteberg. 1724.) Koch, Dissert. iur. Bonnert, Handbuch des gemeinen deutschen Processes, 4. Aufl. Nr. 73. Schweigler, über den Provocationsproceß, besonders nach kurländischem Rechte. (Leipzig 1806.) Toussaint, De remedio provocatorii, vulgo ex lege diffamari. (Kieling. 1816.) 11) L. 5. C. de ingenuis manumissis (7, 14).

12) Koenen, Comment. ad leg. 5. C. de ingenuis manumissis, verum ejus aenium aumque, quem in foris nostris aucta est, expedit. (Duisb. 1747.) 13) Reichsammergerichtsordnung. 2. Tit. Tit. 25. Züngler Reichsarchiv. §. 83. Bergmann, Corpus juris judicialis academicum. (Hannov. 1819) p. 196, 432. 14) 814 d., a. a. C. §. 501–511. 15) L. 24. D. de fidejussorib. (46, 1). 16) 814 d., a. a. C. §. 501 u. 502.

maeris nihil religiosius confarreationis vinculo.“ Die *diffarreatio* ist nichts anders als die Trennung oder Auflösung einer solchen für unaufhebbar gehaltenen Ehe, die aber ebendaher fast kaum, wie es scheint, in den ältern Zeiten, angetreten ist, wie denn überhaupt dieselbe gewiß erst eine Erfindung schon späterer Zeit ist, wo die laizere Sitte auch die Möglichkeit der Trennung und Scheidung einer solchen durch besondere priesterliche Einsegnung und dargebrachte Opfer für heilig und unausslößlich gehaltenen Ehe verlangte, und dies natürlich nicht anders zu bewirken wußte, als daß nun aus dieselbe religiöse Weise, durch welche das Band der Ehe vorher geknüpft war, und unter denselben Opfern und Ceremonien, dasselbe auch wieder gelöst ward. Daher auch die im Ganzen gewiß auffallend seltne Erwähnung der *diffarreatio* in den auf uns gekommenen Resten römischer Literatur, sodaß wir eigentlich aus der Bedeutung des entgegengelegten Wortes *Confarreatio*, das schon öfters vorkommt und uns schon näher bekannt ist, den Sinn desselben entnehmen müssen, da selbst die einzige Erklärung des Festus (vergleichen mit Sibors Stoffen): *Diffarreatio: genus sacrificii, quo inter virum et mulierem fiebat dissolutio, dicta diffarreatio, quod fieret sacro libo adhibito*, im Ganzen doch wenig genügend ist und alle nähere Angaben fehlen. *E. Gruppen., De uxor. Roman. cap. IV. §. 24. pag. 174.* (Bähr.)

Differentialrechnung f. am Schluß des Buchs stabsen D.

DIFFERENZ, chemische, nennt man die Beschaffenheit gewisser Stoffe in Rücksicht auf ihr wechselseitiges Verhältnis, sowie man diesen Namen von den entgegengegesetzten Polen am Magnete, von den entgegengegesetzten Elektricitäten gebraucht, obwol „different“ eigentlich nichts mehr, als „verschieden“ heißt. Ebenso bedient man sich vergleichungsweise des Namens chemische Polarität. — Chemisch-differente Stoffe nennt man solche, die einander in ihren Eigenschaften entgegengegesetzt sind. — Die größte Differenz finden wir zwischen zwei verschiedenen Stoffen, deren jeder allein uns allemal als ein Gas erscheint. Der eine, Wasserstoffgas genannt, ist brennbar, wiewgleich darin kein brennbarer Körper brennt, und die Thiere erstickn (s. Hydrogène). Der andre, die Leuchtluft, oder der Sauerstoffgas, ist selbst nicht brennbar, aber alle brennbare Körper brennen darin, und die Thiere können darin leben (s. Oxygène). Verbrennt der Wasserstoff in dem Sauerstoff, so vereinigen sich beide, ihre Differenz wechselseitig tilgend, zu Wasser, in welchem die vollkommene Anwesenheit aller Materie erscheint. — Eine andre wichtige Differenz zeigen die Säuren und Alkalien und diesen ähnliche Basen. — Beide bilden ihre Differenz gegenseitig aufhebend, mit einander gemischt, Neutral- oder Mittelalze, welche zwar nicht völlig indifferent sind, aber doch die eigenthümlichen Differenzen der Säuren und Alkalien nicht mehr an sich tragen. (Th. Schreger.)

DIFFERENZGESCHÄFT. Das sogenannte Differenzgeschäft bildet einen Theil des Verkehrs mit den auf den Inhaber lautenden Papieren. Dieser Papier-

handel ist nämlich ein dreifacher: der einfache Papierhandel; der Lieferungs-; der Handel auf Coursdifferenz. — Der erste (Handel per cassa) besteht darin, daß wie von der einen Seite die Leistung der verkauften Papiere sofort erfolgt, so von der andern Seite das versprochene Kaufgeld sofort bezahlt (oder creditirt) wird. Es liegt ihm daher ein einfacher, nichts weniger als unerlaubter, Kaufvertrag zum Grunde; bestimmter ausgedrückt, ein gewöhnlicher Rentenkauf nach dem Courspreise der Papiere; Gegenstand der Rente sind die auf den Grund der (übrigens gleichfalls an Porteur lautenden) Zinscoupons zu zahlenden Zinsen. — Von diesem Handel per cassa unterscheidet sich der Lieferungs- (Handel à temps) bloß dadurch, daß der Verkäufer eine bestimmte Summe von Effecten einer festgesetzten Gattung für einen stipulirten Preis nicht sofort, sondern erst nach Verlauf einer gewissen Zeit verspricht, und dagegen der Käufer sich zur contractmäßigen Empfangnahme der Papiere und Leistung des versprochenen Preises anbeihlig macht. Er ist also als ein sub die certo abgetheilter, im Ubrigen ebenfalls einfacher Kaufhandel anzusehen, und mithin so wenig, als der Handel per cassa, für unerlaubt zu achten. — Anders verhält es sich dagegen mit dem Handel auf Coursdifferenz. Vorher kommen bei ihm zunächst dieselben Verabredungen vor, wie beim Lieferungs-; handel; er weicht von diesem aber darin ab, daß weder der Verkäufer die versprochenen Effecten wirklich liefern, noch der Käufer die Geldsumme wirklich entrichten soll, während dies grade die Tendenz des Lieferungs-; handels ist; sondern die Abicht der Parteien geht bloß auf Vergütung der Coursdifferenz, eine Vergütung, die vom Käufer oder Verkäufer zu entrichten ist, je nachdem der Cours der verhandelten Papiere zur Verkaufszeit geringer oder höher ist, als er im Vertrage festgesetzt worden. Da bei die'sem Geschäft, — welches übrigens das in der Rubrik des gegenwärtigen Artikels genannte Differenzgeschäft bildet, — Gewinnst und Verlust von einem durchaus zufälligen Umstand abhängt, nämlich von der Höhe des Courspreises am Verfalltage, und zuletzt die ganze Intention der Parteien lediglich und allein auf Vergütung der Coursdifferenz gerichtet ist, so gehört das Differenzgeschäft zu den rein aleatorischen Geschäften, und ist unter diese Kategorie um so gewisser zu stellen, je schwankender bekanntlich der Courspreis der Effecten, bei seiner Abhängigkeit von den Ereignissen in der politischen Welt, ist. In der That enthält er eine wahre Wette über diesen Courspreis am Verfalltage, in dem das von beiden Theilen verabredete Proctum als die Grundnorm contractlich angenommen, und dagegen, wie aus der Tendenz des Geschäftes selbst zur Genüge erhell, vom Käufer ebenso wol die Behauptung, daß der demnachstige Cours höher, als vom Verkäufer die Behauptung aufgestellt wird, daß dieser Cours geringer sein werde. Nun sind Wetten an und für sich zwar erlaubt, und nur insoweit schlechtthin verboten, als sie über unerlaubte Spiele angelegt werden. Es scheint daher, daß die aus einem Differenzgeschäft erwachsenden Forderungen nach allgemeinem Rechtsgrundsätzen nicht nur nicht unerlaubt, sondern sogar

klagbar sein. Indessen hat die Erfahrung salsam gelehrt, daß das auf bloße Courtdifferenz gerichtete Börsenspiel schon oft genug das heillosste und gefährlichste Geschäft geworden ist; und da nun bereits der teutsche Gerichtsgebrauch sich selbst gegen die gewöhnlichen Betten namentlich insofern erklärt hat, als er dem Richter, wenn sie zu hoch sind, ein Moderationsrecht einräumt, so darf man sich gegen die Klagbarkeit des Differenzgeschäftes wol umbringen, und zwar um so mehr ausprechen, da es sich ohnehin noch fragt, ob ein solches Geschäft nicht gerade zu als ein Glückspiel, d. h. als ein Vertrag, betrachtet werden könne, wodurch sich beide Theile gegenseitig versprechen, für den Fall, wo ein zufälliger Thatumstand existirt oder nicht existirt werden würde, an den Andern Etwas verlieren zu wollen. Mit Recht sind daher die Differenzgeschäfte, namentlich in Frankreich, so gar mit Strafen bestraft (Code pénal art. 421. 422.), und es würde, bei der unter den teutschen Rechtslehrern obwaltenden Meinungsoverschiebenheit, gewiß sehr wünschenswerth sein, wenn ein gleiches oder ähnliches Gesetz für ganz Teutschland durch die teutsche Bundesversammlung erlassen würde. Vergl. über den Papierhandel im Allgemeinen und über das Differenzgeschäft insbesondere: Gossiniere, Die Stockbörse und der Handel mit Staatspapieren; aus dem Französischen von Schmalz (Berl. 1824); Gönnner, Über Staatsschulden, deren Tilgungsanstalten und vom Handel mit Staatspapieren. (München 1826.) Bender, Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande (Göttingen 1830). (Dieck.)

DIFFESSION. Dieser Ausdruck war, soviel wir wissen, den Römern nicht bekannt oder bei ihnen wenigstens nicht üblich; bekannt war ihnen dagegen allerdings das *Zeitwort diffidit*, dessen sich z. B. Cælius Plancus, der Freund Cicero's, in einem an letztern geschriebenen Briefe bedient (*Cicero ad divers. X. 8.*) Seine grammatischen Zusammenfügung aus die und *fateri* gemäß entspricht es unserm „leugnen“ oder „in Abrede stellen,“ und demnach ist also auch unter dem Substantivum *diffessio*, — welches übrigens, da es bei Diffidit selbst, sich selbst in der Pluralität des Mittelalters nicht zu finden scheint, — diejenige Handlung zu verstehen, wodurch Etwas als unrichtig oder apokryphisch verworfen wird. Doch wird es fast nur von den Juristen gebraucht, und zwar in einem weit beschränkten Sinn, als dem angegebenen. Der Jurist versteht nämlich darunter denjenigen Act, wodurch Jemand ein wider ihn *productus* Beweisdocument für verfälscht oder untergeschoben erklärt; und in dieser Bedeutung sind die Ausdrücke: *diffessio*, *diffidit*, streng technische Ausdrücke des juristischen Sprachgebrauchs geworden. Die Lehre von der Diffession gehört demnach in das processualische Capitel vom Beweise; insbesondere in den Abschnitt vom Beweise durch Urkunden.

Wird ein solcher Beweis unternommen, so versteht es sich von selbst, daß die Urkunde für den Producenten, d. h. denjenigen, der sie vorgelegt hat, nicht oder etwas beweisen kann; als nachdem sie entweder von seinem Gegner, dem Product, in dem vom Richter zu dem Ende

angelegten Termine, dem Productionstermine, anerkannt (recognoscirt), oder ungeachtet der entweder gar nicht, oder nicht gütlich erfolgten Anerkennung (Recognition), vom Richter in *contumaciam* für recognoscirt erachtet ist. Der Product muß daher förmlich citirt werden, um über die vorgelegten Urkunden im Productionstermine seine Erklärungen abzugeben, und die Einreden, welche er dagegen hat, vorzubringen.

Es sind hierbei die beiden Fälle zu unterscheiden, ob das Instrument durchaus vernünftig ist, oder nicht. Im ersten Fall, also wenn z. B. wesentliche Sätze der Urkunde (bei Schulddocumenten namentlich die über den Betrag der Schuld handelnden Stellen) durchgestrichen, radirt, durchschnitten wären, hat der Product die Einrede der Irrecognoscibilität; auch ist es an sich klar, daß eine solche Urkunde vom Richter nicht in *contumaciam* für anerkannt erklärt werden kann. Im zweiten Falle muß dagegen der Product, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, auf den Grund des der richterlichen Ladung beigefügten *Produbites pro contumacia* erachtet zu werden, im Productionstermin erscheinen, und die producirten Documente recognosciren. Diese Recognition kann in doppelter Weise erfolgen; entweder so, daß der Product die Urkunden für das anerkennt, wofür sie vom Producenten aufgegeben worden, oder so, daß er sich zu ihrer eiblichen Ablehnung ertheilt. Denn auch diese letztere wird unter der Recognition mit begriffen, unter welcher man dann jede Erklärung überhaupt versteht, die von dem Producenten über ein im Productionstermin ihm vorgelegtes Document abgegeben wird, einzel, ob sie beifällig sei, oder nicht. Im engern Sinne wird freilich unter Recognition nur die beifällige Erklärung verstanden.

Daß diese Recognition im engern Sinne betrifft, so kann sie unbedingt, aber auch mit Vorbehalt der da wider bestehenden Einreden erfolgen. Wegen des öffentlichen Glaubens, den die Gerichte und Notarien haben, bedürfen indessen gerichtliche, mit dem Amtsiegel versehene, Urkunden ebenso wenig einer Recognition, als diejenigen, welche in der üblichen Form *coram notario et testibus* errichtet sind. Doch ist es Regel, daß solche Documente im Productionstermine zur Recognition ebenfalls vorgelegt werden, damit man zur Erkennung derjenigen Einreden gelange, welche der Product dagegen machen könnte. Ubrigens sind sehr oft auch noch Privaturkunden, unter Voraussetzung bestimmter Umstände, den öffentlichen Instrumenten in der angegebenen Beziehung particularrechtlich gleichgestellt worden. Einen merkwürdigen Beleg gibt hiezu tie hin und wieder, namentlich in Bayern, vorkommende, in der Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818. Tit. V. §. 4. 5. verhängte und in einem eignen Decret von demselben Datum näher festgestellte Siegelmäßigkeit, wonach die siegelmäßigen Personen (d. h. der Adel, die Collegialräthe und höhern Beamten) das Recht haben, über solche Rechtsgeschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wozu bei andern Personen die obrigkeitliche Protocolirung und Verbriefung notwendig ist (z. B. über Eheverträge, Vollmachten, Vergleiche), Urkunden auszusprechen und ihnen durch ihre Unterschrift und Beirückung

ihres Siegels die Kraft öffentlicher Urkunden zu geben. Ein andres Beispiel liefert die gothaische Gerichts- und Proceßordnung vom Jahre 1776. Nachdem hier (Ab. I. Cap. 25. §. 3) verordnet ist, die Recognition einer Urkunde werde dadurch bewirkt, daß der Product in Betreff des ihm vorgelegten und von ihm in nähern Augenblick genommenen Documentis aussage und bekenne, „daß es die Hand, das Siegel und dasjenige Document sei, für daselbe solches vom Gegenheil ausgegeben werde,“ folgen darauf (im §. 4) nach einigen andern Bemerkungen, diese Worte: „gerichtliche Actia, wie auch solche Instrumenta, so entweder über einen vor Gerichte getroffenen Handel gefertigt und abgefaßt, oder aber denen Gerichten von den contrahirenden Theilen gebührend vorgebracht, und daselbst confirmirt, oder doch denen Actia publicis eingezeichnet worden, als welche dahero ohnedem nicht eidlich diffittirt werden können, wie nicht weniger solche Documenta, so Product bereits gerichtlich agnoscent hat, — sollen keiner Recognition bedürftig — sein. Es bleiben jedoch die damit habende Exceptiones dem Producte vorbehalten.“ — Außer den vor dem Gerichte selbst abgelegten Urkunden bedürfen also hiernach noch gewisse außergerichtliche Instrumente keiner Recognition; wogegen es in dem nachfolgenden Paragraphen heißt: „Alle übrige documenta privata et aliena — sollen, wenn auch gleich darinnen der Recognition renunciirt worden, dennoch von Producten — folglich in terminis, salvo exceptionibus, — vor das, wofür sie von dem Producten ausgegeben worden, recognoscirt, oder in continenciam — pro recognitis angenommen werden.“

Betreffend hiernächst die eidliche Ablehnung, oder Diffession der Urkunden, so werden die darüber geltenden Grundsätze des gemeinen Rechts durch die gothaische Gerichts- und Proceßordnung ebenfalls bestätigt und erläutert. Im §. 7. dieser Proceßordnung heißt es nämlich am angeführten Orte: „Würde hingegen Product — zur eidelichen Diffession (als welche unter der auferlegten Recognition einen Rechen nach jeder Zeit mit zu verstehen ist, —) im Termin sich erboten, so soll er hierzu ohne vorgängigen Bescheld gelassen werden. Das iuramentum diffussionis selbst aber ist bei einem documento proprio dahin, daß Product selbiges weder geschrieben noch unterschrieben, auch solches mit seinem Wissen und Willen durch einen Andern nicht geschrieben oder unterschrieben worden; bei einem alieno hingegen dahin, daß er die Hand nicht lenne, oder daß es diejenige, vor welche es ausgegeben worden, nicht sei, einzurichten.“ — Diese Grundsätze sind nun auch ganz die gemeinrechtlichen, in der Natur der Sache selbst liegenden, und es bedürfte in der That, selbst was den Eid unmittelbar betrifft, hier kaum einer weitern Bemerkung, wenn nur der letzte Satz des gothaischen Gesetzes nicht etwas dunkel gefaßt wäre. Jeden Falls soll er insofern eine Abminderung von den entsprechenden Grundsätzen des gemeinen Rechts wol nicht enthalten, denen zufolge in Ansehung des über fremde Urkunden abzulegenden Diffessionsrides unterschrieben wird, ob der Product die Handschrift dessen, von welchem das ihm vorgelegte Document angeblich her-

rührt, zu kennen behauptet, oder das Gegenheil vorgibt. Im letztern Falle schwört er: „daß er des Dritten Hand nicht lenne, auch von den in der Urkunde enthaltenen Umständen überall keine Wissenschaft habe;“ im erstern hingegen: „daß er nicht anders wisse, glaube und dafür halte, als daß dies die Hand des Dritten nicht sei, er auch von den in der Urkunde angegebenen Thatfachen überall keine Wissenschaft habe.“ — Zu diesem Eid braucht es der Productent übrigens nicht kommen zu lassen, sondern er kann die eidliche Ablehnung, wozu sein Gegner sich erboten hat, theils durch eine auf sein Nachsuchen, durch Schredelverhältnisse unternommene Vergleichung der producirtten Urkunde mit andern Scripturen dessen, der das in Rede stehende Document angeblich geschrieben oder unterschrieben hat, theils dadurch verbinden, daß er die Richtigkeit der Hand und Unterschrift auf andre Weise dargeth, z. B. durch Zeugen, in deren Gegenwart der Product oder der Dritte, von welchem die Urkunde herrühren soll, diese ausgesellt hat. Da in solchen Fällen der Beweis durch Zeugen immer der zuverlässigste bleibt, so ist es, um der Möglichkeit einer demnach stigen Diffession thunlichst vorzubeugen, am zweckdienlichsten, die Urkunde neben dem Aussteller auch noch von mehreren, bei der Unterschrift anwesenden Zeugen unterschreiben zu lassen. — Eist es der Productent aber zum Eide kommen, so hat die Ablehnung desselben die Folge, daß das Document nunmehr nicht weiter als Beweisurkunde gebraucht werden kann. Doch bleibt es ihm unbenommen, den Producten des Reineides zu überführen. Gelingt es ihm hiermit, so verliert die geschehene Ablehnung des Eides natürlich jede Wirkung für den Beweis, um welchen es sich eben handelt.

Jene eidliche Ablehnung eines Instrumentis durch den, gegen welchen es producirt ist, bildet nun, wie schon bemerkt, dasjenige, was der Jurist Diffession nennt, und was unter diesem Namen für ihn zunächst praktische Bedeutung hat. Denn die Ablehnung einer Urkunde ohne das Erbieten zum Eide, oder ohne die darauf erfolgte Ablehnung des Eides hat für ihn, die Sache an und für sich betrachtet, nur wenig Interesse, insofern die einfache Ablehnung einer Urkunde, welche im Ubrigen die gesetzlichen Requisite eines Beweisinstrumentes an sich trägt, nicht weiter beachtet, sondern dem Augenschein gleichgeschätzt wird, daß man das Document dafür gelten lasse, wofür es der Productent gehalten wissen wolle. Ebenso verhält sich die Sache, wenn sich der Product zum Eide zwar erboten, späterhin aber dessen Ablehnung weigert. Verhindert endlich der Productent den Schwur, so kommt Alles auf den Erfolg an, mit welchem er die Richtigkeit der Urkunde in der obangegabenen Weise zu beschreiben vermag. Doch kann er, nach verfehltem Beweise, vom Producten immer noch einen Eid über die Echtheit der Urkunde fordern.

Schließlich noch die Bemerkung, daß die Lehre vom Diffessionsride, d. h. eben die Lehre von der beschriebenen eidlichen Ablehnung, sich fast ausschließlich auf dem Wege der Praxis und des Gerichtsgebrauchs gebildet hat, natürlich aber unter Einwirkung der gesetzlichen Grund-

sage, welche über den Eid im Allgemeinen gelten. In den Quellen des gemeinen Rechts kommen nur einzelne Bestimmungen vor, welche noch dazu weniger die Diffessio selbst, als vielmehr einzelne Nebensätze betreffen, die bei dieser Lehre nicht außer Acht zu lassen sind. Es genüge daher, am Schlusse dieses Artikels einige literarische Nachweisungen zu geben. Außer den beglücklichen Abschnitten in den allgemeinen processualischen Werken von Lise, Ciaproth, Darg, Sönnert, Seelman, Martin, Einbe, Heffter u., vergl. insbesondere: J. H. Berger, De modis declinandi recognitionem et diffessionem iuramentum instrumentorum. (Viteberg. 1701.) J. F. S. Hopffner, De diffessione instrumentorum. (Viteberg. 1742.) F. J. Bayn, De recognitione et diffessione manus alienae. (Götting. 1750.) C. F. Walch, De instrumentorum post juratum eorum diffessionem fide. (Jenae 1758.) C. J. A. Sengebusch, De indole iuramenti diffessionis secundum Jus Germaniae. communae. (Götting. 1801.) J. C. C. Piper, De vera iuramenti diffessionis indole. (Jenae 1806.) S. Zimmern, De iuramento diffessionis (Heidelb. 1818). (Dieck.)

Diffidamentum, s. den folg. Artikel.

DIFFIDATIO, diffidamentum, diffidare, diffidare, diese der Latinität des Mittelalters angehörenden, unter einander gleichbedeutenden Haupt- und Zeitwörter bezeichnen, wie schon ihre grammatische Ableitung von dis und fides beurlundet, im Allgemeinen diejenige Handlung, wodurch die Fides, zu welcher man einem Dritten verpflichtet ist, aufgelöst oder aufgesündigt wird. Diefelbe Bedeutung haben die ebenfalls aus dem Mittelalter herkommenden, und, wie gleich der erste Anblick lehrt, ähnlich abuleitenden Ausdrücke: diffiducia, diffiduciae; desgleichen, wenigstens in der Latinitas mediaevi, das Substantivum diffidentia, welches sich jedoch, wenigleich in einer andern Bedeutung, schon bei den Classikern, namentlich bei Cicero¹⁾, findet. Indessen haben sie sämmtlich noch einen speciellern Sinn, und in dieser engeren Bedeutung werden sie in geschichtlicher Beziehung wichtig. Es ist nämlich bekannt, daß der in seinen Redten von einem Dritten Beinträchtigte, oder dessen Vertreter bei unsern Vorfahren einen doppelten Weg einschlagen konnte, um für sich oder denjenigen, als dessen Rächer er aufzutreten verbunden war, Einigung zu erlangen; er konnte entweder förmliche Klage erheben, oder sich durch Fehde (laido), d. h. mit gewaffneter Hand, selbst Hilfe verschaffen²⁾. Bei der Erklärung der engeren Bedeutung obiger Ausdrücke kommt es uns nun auf dieses Recht der Fehde an, welches, da sich der Rechtszustand bei den Germanen, aus Kampf und Krieg, also aus rein factischen Verhältnissen herausgebildet hat³⁾, ursprünglich jedem freien Mann unbeschränkt gebührte, im Laufe der Zeit hingegen, nachdem sich aus dem anfänglich kriegerischen Zustand allmählig ein fester Rechts-

zustand entwickelt hatte, bedeutenden Beschränkungen unterworfen wurde. Schon in den fränkischen Zeiten fand die Fehde nur noch gegen den Frießbrecher⁴⁾ und den Flath, welcher das Recht weigerte⁵⁾. In diesem beschränkten Sinne dauerte das Fehderecht bis in die spätern Zeiten des Mittelalters fort, und nach verschiedenen, jedoch mißglückten, Versuchen wurde es befanntlich erst durch Maximilian I. allgemeinen Landfrieden für immer aufgehoben⁶⁾. Zu denjenigen Beschränkungen, denen die an sich zulässige Fehde, wenn sie gleichwol eine gerechte sein sollte, unterworfen war, gehörte es nun insbesondere auch, daß sie dem Andern erst noch förmlich angezogen werden mußte; grade dieses Verklündigen der bevorstehenden Fehde, welches durch Übersendung eines Briefes (Fehdebrieff) zu geschehen pflegte⁷⁾, ist es aber, was in der Latinität des Mittelalters mit den obigen Ausdrücken bezeichnet wird. So z. B. verordnete König Jakob I. von Aragonien im J. 1247: „Nullus miles aiv insano praesumat, aliquem capere, aut mactare, aut castrum alicujus per vim capere, aut per factum, nisi prius ipsum diffidaverit coram tribus militibus, qui non sunt vassalli alicujus eorum, qui se diffidaverint, cum inducias decem dierum: et forma ista apud burgenses et omnes alios firmiter observetur, ut quisque eorum super probatione diffidamenti cum tribus sibi consimilibus se diffidet. Quicunque vero super praemisissis non servaverit formam istam diffidamenti, sit traditor manifestus: nisi forte super rixa aliqua repentino casu contingeret, homicidium perpetrari, aut super aliquo pignore aut assultu“⁸⁾. Ähnlich lautet Kaiser Friedrich I. Landfriede vom Jahre 1187. (Art. 10. 11.) Es heißt hier folgender Maßen: „Statuimus etiam et eodem firmiter edicto sancimus, ut quicunque alii damnum facere, aut lacerare ipsum intendet, tribus ad minus ante diebus per certum nuncium suum diffiduciet eum: quod si laesus, diffiduciatum se fuisse, negare voluerit, nuncius id, si vivus est, juret, quod contradixerit ei ex parte domini sui, loco et tempore designato: si mortuus est nuncius, juret dominus, junctis sibi duobus viris veracibus, quod contradixerit ei. ne dolo mediante de fide violatus quis voleat inculpari. Illis sanctiores adjuicimus, ut quicunque Treugas alicui dederit, nisi ibi deter-

4) Also gegen denjenigen, welchem, wie es in einem fränkischen Gesetz (Präceptum Ludovici Pii pro Hispania, cap. 2) heißt, homicidia, raptus, incendia, depredationes, membrorum amputationes, furta, introcraia, alienarum rerum invasiones etc. zur Last fielen. — 5) Vergl. auch Capitular. a. 779. cap. 22. Capitular. a. 819. cap. 15 mit L. Saxon. Tit. 11. cap. 5 L. Frision. Tit. 11. cap. 2. 5) L. Saxon. loc. laud. 6) Landfriede v. 1495. §. 1. Rurich Sammlung der Reichshofrechte. (Frankf. 1747.) 2 Zbl. S. 4. 7) In der im Texte mitgetheilten Verordnung Jakobs I. vom J. 1247 heißt es ferner: Quod magnates Arragonum et insularum, inter se guerram facientes, nisi post monitionem suam factam per nuncios aut per chartas, id faciant. Hic die folgende Anmerkung. 8) Entspricht auch Dufrone, Glossar. a. v. diffidare. Obenüber ist auch die in der Note 7 mitgetheilte Stelle entnommen.

1) Cicero, Tusculan. quaestiones. Lib. IV. cap. 57. 2) Tacitus Germania. cap. 12. 21. 3) Vergl. z. B. Org. Philipps Grundzüge des gemeinen deutschen Privatrechts. (Berlin 1829.) 1. Bd. S. 117.

minatum et exceptum fuerit, quo tenore servet vel non servet eas, contradicere si ante terminum statutum nequaquam possit. Quod si fecerit, ut violator fidei judicetur¹⁾. Daß man die in diesen und vielen andern mittelalterlichen Gesetzen näher bestimmte Ankündigung der Hebbe grade mit den obgedachten Namen belegt, und daß man ohne diese Ausdrücke jaß in dem angegebenen, engern Sinne vorzugsweise gebrauchte, erklärt sich aus dem während des Mittelalters obwaltenden Zustande der Dinge hiñsichtlich²⁾, wornach die Nichtbeachtung jener über die Ausübung des Hebberechts erlassenen Gesetze in einem ganz vorzüglichen Grad als Treubruch, d. h. als violatio fidei, oder, mit andern Worten, als rechtswidrige diffidatio, diffiducia, diffidamentum erscheinen mußte. Folgender Hebbebrief findet theils zur Erläuterung des Vorstehenden, theils aber auch seines Inhalts wegen, hier eine zweckmäßige Stelle: „Wyßet Wolgeborn Jungder Dtt, Gawe zu Solms, das ich, Henny Koche, mit mynen Kochenknaben, Behemeden und allen mynen Krotgeshynen, nemlich Elßgin und Penebin, Kochenknaben, und Elßgin und Keltel, Behemeden, mit unsern Helffern, es seyn Metzler, Holztritzer oder Schöffensbescherffen, uwer und des uweren, uwer Lande, Rüte und sonderlich uwerß Bebbß, hient sie wollen, um unserß gnedigen Jungher, Gottseids von Eppenstein, Herr zu Münzenberg, willen, und sonderlich der Ursach halben, als ich, Henny Koche uwer Hemel einfluchen wollte, sin ich mich darüber in ein Bein geschoten, und auch das ich mit mynen Anhang für dieser Zeit, als wir uns zu dieser Bebbe geschickt, viel Arbet gehabt han, und, obe Gott wil, noch zu vielmalen thun werden. Und ob ir, oder uwer Reke des einiche Schaden, es wäre mit Eiden oder Eiden nemene wurd, wollen wir unsere Eie an uch hiernit gnugsam verward han, und schreiben doch in dieser Bebbe uß Hermand Kochen und sin Hilfgesellen in der Kochen. Datum unter myn Küteln, der Behemede, fesslichen Innseßit, das wir an deren und in der Kochen zu gemeiner Notartz greuchen. Am Mittwochend nach Andreß, Anno millesimo quadringentesimo septuagesimo septimo³⁾. (Dieck.)

9) Neueste Sammlung der Reichsabschiede. I. Bd. S. 13.
10) Peter v. Andlau, der um 1475 lebte, gibt von seiner Zeit folgende Schilderung: Quam maxime nunc arma jura defensum, quam etiam obediens legibus arma subsequatur, non solum viduarum papillarumque lamentum, sed et gravissimum viscerum lacerum et antiquum demonstrat querela. Ho quippe res, proh dolor! reducitur ad, ut non modo ut opprimitur viz judicium, ad quem recurrit, in-venitur, sed et dum post longos laborum circuitus tandem judicatum obtinere contingit, defuncti tamen plerumque, qui res indicatas executioni demandare aut velit aut possit. Hinc jam patria continua diffidatiombus exagitatur, hinc jam tela volantis furibundae sparguntur faeces, hinc armorum et arcuum sonus fragor, et injuriosus muerio omnia et omnia perorant. (Pet. de Andlau. De Imperio Romano, Lib. II. cap. 16.) — Wo es noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. so ausdauert, mußte die Vertheilung der (tinnat unvermeidlichen) Recken als die größte Nothwendigkeit erscheinen, und mit Recht erklärte daher Friedrich I. von Österreich diese Vertheilung für einen violator fidei. 1) Mütter, Reichsstaatsrecht, wie selbige unter

Diffidentia, Diffiducia, f. Diffidatio.

DIFFLUGIA, *Leclerc* (Zoophyta) — von diffuere! — Schmelzthierchen. Eine Infusorienart, welche der Entdecker nicht einjurornen wagte; Cuvier (regne animal ad II. 3.) hat dieselbe gänzlich überangen. Woy de St. Vincent fest sie in seiner Classification der Infusorien (*Encyclopédie method. Vena*) in das von ihm regne psychodiatre genannte Zwischenglied (zwischen Thiere und Pflanzen) in dessen I. Classe Ichthozoa und die erste Ordnung Polypus aus, und deren Familie Hydrinae, ungedacht das Thier doch offenbar mit einer Schale umgeben ist. Blainville*) (*Dictionnaire des Sciences naturelles* Tom. 60. p. 457) stellt sie in seine sous-classe, Polypus douteux, Ehrenberg endlich (zur Erkenntniß der Organisation in der Richtung des kleinsten Kreises. 1832. S. 90) führt sie in der Familie Arrellina, seiner Abtheilung Pseudopodia, des Kreises Anentia, der Classe Polygastrica an. Zu der zweiten Ordnung jener Familie, der Gepangeten, gehörig, wird sie bloß durch das Kennzeichen: Panzer unformig, charakterisirt. Von der ursprünglichen oder Typusart, D. protoformis, gibt er als Kennzeichen an: Panzer, Durchmesser $\frac{1}{2}$, bis $\frac{1}{10}$ Linie; Panzer, fast kugelförmig, Fortsätze dünn. Ehrenberg beobachtete diese Art in Berlin und Sibirien. Man hat sie früher wol mit der schon von Schaffer beschriebenen Melicerta ringens Schrankes verbinden wollen, welche aber, auch nach Ehrenberg, ein ganz andres Thier ist. Leclerc gibt folgendes Nähere an. Das Thierchen findet sich häufig in reinen Wässern, welche an Wasserflüssen reich sind, zwischen denen es sich mit äußerster Langsamkeit bewegt. Es hat sich in zwei verschiedenen Zuständen dar. Im ersten bemerke man eine kleine Schale, einer Schnecken- oder Muschelschale nicht unähnlich, im zweiten gewöhnlichen hatte diese Schale nur noch das Ansehen einer Art abgestumpften Kegels, meistens bedeckt von einer großen Menge sehr kleiner Sandkörner, seltener von einigen Pflanzensplintern. In beiden Zuständen sieht man aus der Öffnung der Hülle oder der Abstumpfung des Kegels lange Arme herausragen, von einem schönen Nüchweiss, deren Dicke, Zahl und Lage in jeder Minute sich ändert. Zuweilen zieht sie das Thier ganz in die Schale zurück. Die sich ausstreckende Masse bildet bald nur einen, bald mehrere (bis auf zehn) Arme, welche aber, je mehr, um so kürzer sind. Diese Arme gehen gewöhnlich von einer Art sehr wenig bemerksamen Halsfragens heraus, welchen man selten die Verbindung der Hülle überreichen sieht, aber zuweilen verdrängen sie sich auch selbst. (Mémoires du Musée, Tom. II. p. 474. mit Abbild.)

Kaiser Friedrich V. von 1440 bis 1495 gestanden. (Zena 1715.) Borckh. I. S. 97.

*) Blainville gibt sich hier eine kurze Biographie, indem er schreibt: Ce genre a été proposé par M. Leclerc dans un mémoire à l'Institut — mais qui n'a pas été publié et qui n'est connu que par ce qu'en dit M. de Lamarck et par la figure qu'il en a donnée dans l'Encyclopédie — j'en abandonne l'usage, mit Abbild. abgedruckt, in den hiñsichtlich, selbst bei uns, bekannten Mémoires du Musée II.!!

Die beiden andern Arten charakterisirt Ehrenberg (l. c.) D. oblonga, Durchmesser $\frac{1}{10}$ Linie, Panzer cylindrisch, Fortsätze stark. Bei Berlin. D. acuminata, Durchmesser $\frac{1}{10}$ Linie; Panzer cylindrisch, hinten mit Spitze. Berlin. (D. Thom.)

DIFFUL, eine Begleiterbeschaft, welche den westlichen Theil der persischen Provinz Khuzistan einnimmt. Die gleichnamige Stadt liegt in einer herrlichen Ebene, am Fluss Abfal, worüber eine prachtvolle, 900 Fuß lange, Brücke führt. Es ist ein großer Ort, der 15,000 Einwohner zählt, welche Handel treiben und viele feine und weisse Zeuge weben. Die Stadt ist mit Mauern umgeben und Sitz des Beglerbegs. Gegen W., etwa $1\frac{1}{2}$ M., findet man die Ruinen von Susch oder Sus, die man früher für die des alten Königsfiges Sula hielt. Aber dieser lag am Culadus, dem Hauptflusse Eufians's, und fiel unmittelbar in das Meer *); gegen SO., an dem Flusse Karun, sind auch merkwürdige Ruinen vorhanden, wahrscheinlich nach v. Hammer's Meinung, die des alten, wenig bekannten Elmais. Lage: $32^{\circ} 13'$ n. Br.; $66^{\circ} 4'$ östl. L. (Palmbiad.)

DIGAMMA, oder Doppel-Gamma, bezeichnet die Gestalt desjenigen Buchstaben im altgriechischen Alphabet, aus welchem das lateinische F hervorgegangen ist. Seine alte, dem lateinischen F entsprechende Gestalt findet sich noch in den ältesten griechischen, wie in den iustischen und phrygischen Inschriften; nach Art der tuskischen, umbriischen und oskischen Schrift abgedruckt, erscheint diese in den Grattafelischen Tafeln, und noch mehr verändert in der neuern griechischen Schrift als Zahlzeichen für 6. Dieses Zeichen noch, wie sein Zahlwerth zeigt, der sechste Buchstabe des altgriechischen Alphabets, und hatte den Namen und die Stellung des phönizischen Waw, welches einst, nach seiner alt-hebräischen Form zu urtheilen, auch in der Gestalt nicht sehr verschieden war, wenn ihm gleich die Bedeutung seines Namens Haken, Nagel oder Pflock eine dem Neuhebräischen ähnliche Gestalt im Uralphabet anwies. Der zweite Strich desselben, welcher in der tuskischen Schrift allmählig soweit hinuntergedrückt wurde, daß das Zeichen eine dem hebräischen κ ähnliche Gestalt bekam, aus dessen Abänderung auch das Zahlzeichen 6 seinen Ursprung nahm, sollte vielleicht dieses Zeichen vom Gamma unterscheiden, mit welchem es gleichwohl im Laut ebenso sehr verwechselt wurde, als mit dem Beta. Es ist möglich, daß man nach der verschiedenen Aussprache des Zeichens auch seine Gestalt bald mehr dem Gamma, bald mehr dem Beta ähnliche; doch läßt sich hierüber ebenso wenig etwas behaupten, als aus dem Wechsel dieses Buchstabens mit andern seine verschiedenartige Lautung folgt, wenn man gleich zugeben kann, nach auch von andern Buchstaben gilt, daß er nicht nur in verschiedenen Sprachen und Mundarten,

sondern auch in einerseits Sprache oder Mundart zu nach seiner Stellung im Wort etwas verschieden lautete. Was man im Hebräischen wahrnimmt, wo das Waw zugleich als o und u gilt, und besonders zu Anfange der Wörter mit dem Jod wechselt, das ist auch mehr oder weniger in den griechischen und germanischen Mundarten der Fall, nur daß in diesen das γ oder g , in den romanischen Sprachen auch gu oder gw , die Stelle des hebräischen Jod vertritt. Ein auffallendes Beispiel der Lautveränderung liefert der Name der phönizischen Pflanzstadt in Lucanien Velia, welche von den Sämpfen (Σαμψυ) nach Dion. H., 14 benannt ward, da der Fuß (Πύξ) von welchem nach Strabo VI. einige den Namen der Stadt herleiteten, vielmehr nach der Stadt benannt zu sein scheint. Cicero nennt den Fluss Heles oder Hales, die Stadt aber Velia (ad Att. XVI, 7. oder Fam. VII, 20), demgemäß auch Diomachus Oedius schreibt. Der blutige Name des Flusses Alento oder Halento findet sich schon bei Vibius Sequester *Alynthos* geschrieben; die Stadt wurde aber nach Strabo zuerst *Υάγ* genannt, wofür *Adriach* bei Herodot 1, 167 *Υάγ* geschrieben wissen will; dann *Έλγ*, zuletzt *Έλία*, wofür jedoch Plin. H. N. III, 5 Oppidum *Helia*, quoniam *Felia*, schreibt, auch haben sich noch viele ethe und schon geprägte Münzen mit der Aufschrift *Υάγρον* erhalten. Ptolemäus schreibt nach römischer Weise *Oedius*, Stephanus aber *Έλία* und *Helia*, wogegen *Bily* und *Oedius* nur aus *Υάγ* und *Oedius* vertrieht scheinen. Das Wahrheitsfünliche bleibt immer, was Servius zu Virg. Aen. VI, 359 anmerkt: *Velia autem dicta est a paludibus, quibus jangitur, quoniam Graeci Υάγ dicunt; fuit ergo Helia, sed accepit digamma, et facta Felia, ut Heneius Fenetus*. Die griechischen Schreibungen sind sämmtlich nur Nothbehelf wegen des Mangels des Digamma in der spätern griechischen Schrift.

Bei den Römern ward der Laut des Digamma so häufig zum F-Laute gefächrt, daß man sich genöthigt sah, für den ursprünglichen Laut desselben ein besonders Zeichen aus dem tuskischen Alphabet aufzunehmen, welches die Gestalt des Zahlzeichens V bat. Hierdurch ist es gekommen, daß in allen neuern Alphabeten, welche aus dem Lateinischen stammen, und selbst im gotthischen Alphabet, dessen Buchstaben doch, ihrem Zahlwerthe nach, der Ordnung des griechischen Alphabets folgen, in welchem das Zahlzeichen für 6 dem phönizischen Waw entsprach, das Digamma den Laut eines F hat, der ursprüngliche Laut und Name des Digamma dagegen auf dasjenige Zeichen übertragen ist, welches die Römer an das Ende ihres Anfangs mit T schließenden Alphabetes setzten. Auch dieses Zeichen haben die Teutischen wieder zum F-Laute gefächrt, und dadurch veranlaßt, dessen ursprünglichen Laut durch eine Verdopplung des V oder durch W zu bezeichnen, ungeachtet man das, nach dem gotthischen Alphabet zu urtheilen, aus dem ursprünglichen Digamma hervorgegangne Zeichen für den Selbstlaut u mit dem v so verwandt betrachtete, daß man beides nicht als Mit- und Selbst-

*) Nach einer andern Meinung aber ist Sula, die altperische (die Keilsen), mit der neuen Seidenfabrik Endgüll (Compagnie von Schuss, seltlich, in Sythien) nicht zu verwechseln, jenseit am Kereis, dieses fichen Weilen davon im D. am Weibar, und noch Schuster, arab. Taster, geflossen.

laut, sondern nur nach der Stellung im Wort unterschied, indem man in beiderlei Fällen zu Anfang eines Wortes nur *v*, in der Mitte nur *i* schrieb. Diese Gemischtheit, aus welcher die Schreibung *gu*, *qu*, *ou*, für *gv*, *qv*, *av* stammt, hat sich selbst bis zur neuesten Zeit noch in einzelnen Druckereien erhalten, welche bei gleicher Nichtunterscheidung eines Mittlautes *i* und Selbstlautes *i* für *jui*, nur *iui*, für *Vejuis* nur *Veiois*, für *vivus* nur *vivus*, dagegen für *avidus* nur *avidus*, für *vulula* nur *vulula* druckten, und demnach zwischen den Perfecten von *volo* und *volvo* gar keinen Unterschied machten. Die Unterscheidung des Selbstlautes *V* vom Mittlaute *V* in lateinischen Wörtern ist, wie die Unterscheidung des Selbstlautes *i* vom Mittlaute *j*, ganz neu: die Römer hatten für beides nur einerlei Zeichen, vermieden es jedoch sorgfältig, beide Zeichen zugleich als Mittlaut und Selbstlaut in einer Sylbe zu gebrauchen. Die Sylbe *ji*, wie in *Veji*, bezeichneten die Römer zwar durch ein doppeltes *i*, obwohl aus *Maji* auch *Maj*, *Maj* oder *Mal* ward, wogegen man für *ii* nur ein einzelnes, meist verlängertes, *i* zu schreiben pflegte, daher in den Handschriften des Cicero so häufig *ii* für *ii*, *his* für *his* geschrieben ist, und noch so häufig *Juni* und *Juli* für *Juni* und *Julii* nach der Schreibung *Junj* oder *Junj*, *Julj* oder *Julj* gesprochen wird; allein für *v* schrieben die Römer des goldenen und silbernen Zeitalters *vo*, und nur in seltenen Fällen, wie in *ferui*, wo man sich das *v* des Perfects in ein *o* zu verwandeln scheute, *ba*. Daher schrieb man auch *quui* für *quui*, wie *quum* für *quum*, und ließ oft, um das Zusammentreffen zweier *v* zu vermeiden, *qu* in *e* übergehen, wie *eui*, *eum*, so daß der Laut des Digamma's ausgestossen ward, wie in der Form *eus* für *vus*, *ogōs* oder *suus* bei Ennius, und in *savius* für *suavium*. Umgekehrt bezeichnete man in späterer Zeit durch Hinzufügung eines *v* bei *e* eine rauhere Aussprache desselben, wie in *unguo* und *urguo*, wobei noch im Französischen *qu* und *gu* eine *v*-Aussprache andeutet, welche der Italiener durch *ch* und *gh* bezeichnet.

Wie der Laut des Digamma's mit dem Hauchlaute, welcher beide die Goten in *hw*, sowie die Engländer in *wh*, mit einander zu verbinden pflegten, wenigstens im Schreiben wechselte; so geschah dieses in den griechischen Mundarten auch im Sprechen, und zwar ebenso wol in der Mitte, als zu Anfange der Wörter. Dadurch verlor sich in den meisten griechischen Mundarten der Laut des Digamma's so gänzlich, daß man dessen Bezeichnung im Alphabete nur noch als Zahlzeichen bediente; nur in der dorischen, der lateinischen Sprache am nächsten kommenden, Mundart erhielt sich Zeichen und Laut so, daß man das Digamma gewöhnlich das *ä*-förmige *u* nennen pflegt. Wie jedoch im Lateinischen das Digamma oft in den *F*-Laut, oder auch nach einem *d* in den *B*-Laut überging, wie *his* mit *viginti* verglichen, aus *divis*, griechisch *die*, und *bellum* aus *duellum* oder *duellum* ward; so ging auch im Aelischen das Digamma in andre Laute über, wie in *β* besonders vor *e*, und in *γ*, woraus man das *Pho*

metische *φίρτο* für *φίρτο* erklärt. Umgekehrt setzen die Aeliker zuweilen ein Digamma an die Stelle eines *hau*-menlautes, wie in der Benennung des aus dem Oriente nach Griechenland verpflanzten *Pauc*, der von seinem Geschrei im Malabarischen Toge, bei den Arabern und Persern *طاووس*, in der Pluralform der Bibel *טאווס* oder *טאווס*, im Chaldäischen *טאווס*, im Griechischen *ταυός* heißt, aber nach Athen IX, p. 397 von den Athenern mit aspirirter und circumflectirter Endsilbe *ταυός* genannt ward, welches nach dem Lateinischen *pavo* und dem altteutschen *pawe*, woraus *Psa* und *wa*, zu urtheilen, im Aelischen wie *τάρως* gelautet haben muß. Wie hier der Laut des Digamma's bald mit einem *hau*-men- oder *hau*-laute wechselte, bald ganz verschwindet oder in den Selbstlaut *u* übergeht, in dessen Stelle bei den Griechen nach einem andern Selbstlaut *v* trat, wie im dachischen *Tuche* *u*-Rufe, des im Lateinischen die Benennung des kleinen Triumphes *ovatio* veranlaßte, sonst aber nach dem Griechischen *δοτ* *Evoc* lautete; so dürfen wir dieses auch wol in den Formen des Perfects annehmen, welche im Lateinischen durch *vi* oder *ui*, im Griechischen durch *ä* oder *u* bezeichnet wurden, und auch das Digamma ganz verloren, wie in *ισταός* für *ισταός*, und in allen Perfecten auf ein einfaches *a* oder *i* und der passiven Form des Griechischen. In einzelnen Fällen scheint auch das *h* lateinischer Endungen, wie in *moribundus*, mit *oriundus* verglichen, aus dem Digamma hervorgegangen zu sein; es läßt sich dieses jedoch nicht auf alle *h* lateinischer Endungen annehmen. Es würde uns überhaupt zu weit führen, wenn wir alle Fälle aufzählen wollten, in welchen das Digamma in Betracht gezogen zu werden verdient; es genüge daher, nur noch auf die verschiedenen Lautwechsel aufmerksam zu machen, welche die Verbindung des Digamma's mit dem Hauch- und Sauselaute veranlaßt. Beide Laute zugleich, zu einem Sch. vereinigt, setzt die teutsche Sprache dem *W*-Laut so gern vor, daß sie auch den Selbstlaut *u* leicht in ein *w* übergehen läßt, wie *Schwein* für *suinam* *pocus*; obwohl es, auch nicht an Beispielen fehlt, daß das Digamma ebenso oft dem Sauselaute, als dieser dem Digamma weichen mußte, ähnlich dem *dic* oder *his* für *duis* oder *divis*, holländisch *twee*, englisch *twice*, teufisch *zwier*, und dem *ric* oder *wer* für *quis*, gothisch *hwas*, englisch *who*.

Vergleichen wir das gothische *swa* *awe* mit dem teutschen so wie, so sieht man, wie in dem ersten Falle das Digamma dem Sauselaute, in dem zweiten aber dieses dem Digamma wich, während im Homerischen *δ* und *ω* der Hauchlaut beider Stelle vertritt. Werden wir dieses auf das Possessivpronomen der dritten Person an, so werden wir im persischen *o*, vor welchem dem vorhergehenden Namenworte noch ein kurzes *i* angehängt wird, ebenso leicht das sanskritische *awa* wiedererkennen, als im griechischen *δ* für *δός* das ursprüngliche *afōc* der Euböischen Tafeln, aus welchem das lateinische *suus*, gothisch *seius*, und *swes*, altgriechisch *ογός*, hervorging, wie *δ* oder *ii* und *so* oder *seue*, teufisch *nich*, aus

oß oder oß, lateinisch *pos*, ward. Hieraus erklärt sich der weit größere Lautwechsel im pluralen Possessivpronomen der zweiten Person *ego* *ego* *ego* zum Dual *egw* oder *egw*, zu welchem sich das lateinische *voster* oder *voster* und *vos* verhält, wie *nostr* und *nos* zu *nostr* und *nostr* oder *nostr*; der Gotthe bildete daraus *jus* und *iawar*, englisch *you* oder *ye* und *your*, deutsch *Ihr* und *euer*. Daß in der Homerischen Sprache die Pronomina *?* und *de* oder *de* mit dem Laut eines Digamma's gesprochen wurden, wird, wenn man auch alles Andre leugnen wollte, aus welchem sich dasselbe beweisen läßt, dadurch unwiderlegbar, daß die Verneinung von jenem Worte nicht *oiz*, sondern *o* lautet. Man hat dieselbe Bemerkung auf *ἐνδοξος* II. III, 172 angewandt, dessen lateinische Form *socer* auf das sanskritische *susāras*, gotthisch *awairha*, deutsch *schwawer*, hinweist und auf eine ähnliche Weise entwickelte sich aus dem sanskritischen *swastar* das lateinische *soror* für *sosor*, gotthisch *swistar*, angelsächsisch *swostor*, deutsch *schwester*, preussisch *sochostor*, holländisch *soster*, englisch *sister*, wie aus dem sanskritischen *swapan* das lateinische *sopor* und *somnus*, griechisch *ὕπνος*, ward. Wenn aus dem zuletzt angeführten Wurzelworte das englische *soft*, holländisch *sake*, niederdeutsch *sacht*, hochdeutsch *sankt*, wie das gotthische *awelfan*, altsächsisch *awebban*, abstammt, so ging auch hier der Laut des Digamma's zuerst in ein *o*, dann in andre Selbsteute über, vgl. *og* *og*, lateinisch *solium*, *solium*, *solium*, plattdeutsch *Süll*, hochdeutsch *Schwelle*; aber ebenso wahrscheinlich ist es, daß auch das englische *sleep* und *slumber*, deutsch *schlaf* und *schlummer*, mit dem lateinischen *sopor* und *somnus* von einer Wurzel stammt, indem ein *l* in die Stelle des Digamma's trat. Dafür spricht das gotthische *slawan* für *schweigen*, griechisch *σιγῶν*, lateinisch *silere*; daher *siya*, *schweig*, lateinisch *sile*, gotthisch *gslawai*. Dem Verschwinden des Digamma's nach *z* zeugen auch folgende Beispiele: sanskritisch *swaetas*, englisch *sweat*, deutsch *schweis*, lateinisch *audor*, griechisch *ἰδρω*, und wiederum englisch *sweet*, holländisch *soet*, deutsch *süss*, griechisch *ἰδω* für *ἰδω*, lateinisch *suavis*, wogegen das sanskritische *swaeta* in das gotthische *hweita*, angelsächsisch *hwit*, fränkisch *hwet*, englische *white*, holländische *wit*, deutsche *weiss*, überging. Nach einem palatalen *s* des Sanskrit, welches in andern Sprachen zu einem Gaumenlaute ward, konnte das Digamma zwar auch verschwinden, ging aber auch zum Theil in den Selbsteute oder einen harten Lippenlaut u. vgl. über, wie das medische *σάκκα* nach Herodot I, 110 eins ist mit dem sanskritischen *swan*, griechisch *σιν*, lateinisch *canis*, deutsch *hund*, und das jendische *aspo* oder *asphä*, persisch *esb*, mit dem sanskritischen *nāwa*, griechisch *ἵππος* oder *ἵκκος*, lateinisch *equus*, gallsch *epo*, sächsisch *shu*, fränkisch *hwit*, deutsch *hangit*.

Ohne uns nun weiter in die Lautveränderungen des Digamma's einzulassen, wollen wir nur noch die Frage erörtern, inwiefern die Meinung Glauben verdient, daß Homeros viele Wörter mit einem Digamma gesprochen habe, welches zwar bei dem spätern Niederschreiben seiner

Gedänge nicht besonders bezeichnet sei, aber sich durch gewisse Eigentümlichkeiten des Versbaues verrathe, und durch seine Wiederherstellung als ein vorzügliches Kriterium des ursprünglichen Textes benutzt werden könne. Daß das Digamma nicht blos der dionysischen Mundart des Griechischen eigenthümlich, sondern überhaupt altlateinisch war, sagt uns Dionysios von Halikarnassos Archael. I, 20. bestimmt; und daß sich sein Laut in der Sprache des gemeinen Volkes niemals ganz verlor, dafür sprechen alle Data von der Zeit der 70 Dolmetscher in Alexandria, aus welchen klar hervorgeht, daß man, wo nicht in Griechenland selbst, doch in allen Gegenden, wohin sich die griechische Sprache verbreitet hatte, *av* wie *aw*, *ev* wie *ew*, *ausp* sprach, und den Laut des *β* allmählig so verwechselte, daß er vom lateinischen *v* nicht mehr zu unterscheiden war. Das lateinische *v* ward daher von den griechischen Schriftstellern nach Christi Geburt, wie das hebräische *ו* schon von den 70 Dolmetschern, ebenso wohl durch *β*, als durch *ov*, bezeichnet, während man nach *a* und *e* meist mit einem bloßen *v* sich begnügte. Zwar deutet die Schreibart des Namens Flavius durch *Φλάβιος* oder *Φλαβιος* an, daß *Φλαβιος* nach einer andern Aussprache des Griechischen auch mit dem Diphthong *av* gesprochen werden konnte; dennoch zeigt die von Cicero de div. II, 40 und Plinius H. N. XV, 19 angeführte Anekdote von den römischen Soldaten des M. Crassus, welche die ausgebotenen *Kuvelias* als *cave* *no* *cas* deuteten, daß das gemeine Volk *av* selbst vor einem Consonanten wie *aw* aussprach. Dader sinken wir bei Plavornus *λαίος* sowohl als *λαίος* durch *νολις* erklärt, wie die Kirchenschriftsteller auch *λαίρα* für *λαίρα* und *Λαίριος* für *Λαίριος* schreiben, und Eustathius in seinem Commentar über Dionys. Perieg. v. 378 und 499 die Insel *Καλαρία* von *Τοιζην* dem Rande *Καλαρία* in der Aufsprache nur durch den Accent unterschreibt. Wenn also Spätere das Wort *καλάρων* II. XXIII, 845 *καλάρων* schreiben, so entsteht die Frage, ob nicht auch Homeros zuweilen *aw* sprach, wo *av* geschrieben ward, und dieselbe Bemerkung trifft den Diphthong *ev*, sofern der Name des Ererius von den spätern Griechen ebenso wohl *Σειρρος*, als *Σειρρος* oder *Σειρρος* geschrieben wird. Wie die biblischen Schriftsteller den Namen der Eva *εὐα* schreiben, so ward auch der dachische Aeneas *εὐα* schwerlich anders als *Ewa* gehört, da der dem Bacchus heilige Epheu nach Hesychius bei den Indiern *εὐα* hieß. Findet man gleich den Ermunterungs-*rust* *εὐα* auch *εὐα* oder *εὐα* geschrieben, so zeigt doch der Accent des Wortes *εὐα*, bei der Kürze des Alpha, nebst der Auflösung desselben in *εὐα* nach dem lateinischen *ej*, daß hier mehr das Digamma mit dem *j*, als der Diphthong *ev* mit *ew* wechselte. Daß Homeros jedoch *ev* nicht überall wie *ew* aussprach, scheint aus der Auflösung des Adverbiums *εὐ* in *εὐ* vor zwei Consonanten, noch mehr aber aus dem Pronomen *εὐ* für *io* oder *oi*, hervorzugehen, sowie dagegen die Form *εὐα* für *iade* von *ἱδω* oder *ἱδω* *ἱδω* zeigt, daß er *εὐ* vor einem Selbsteute wie *ew* sprach. Wir können daher bei Homeros dreierlei Aussprache des Adverbiums *εὐ* unterscheiden, welche nach

in Hinsicht ihres rhythmischen Gebrauches durch zwei verschiedene Schreibungen vermittelt wurde. Vor Totaleten sprach er es wahrscheinlich wie *aww*, z. B. *εἰπῶνας*; vor einem einfachen Consonanten wie *eu*, z. B. *εὐρησας*, oder in der tiefsten Fall auch mit Verdoppelung des Consonanten den Diphthong auflöst, z. B. *ἑμμελέας*; vor zwei Consonanten findet nur die Zuflutung statt, z. B. *εἰσάωνας*, fotisch aus der Schreibung *εἰσέπωνας* für *εἰσέπων* und *εἰσέπωνας* für *εἰσέπων* u. a. erhebt, daß *σμερῶας* in den mit *e* und *σ* beginnenden Wörtern ein Digamma hören ließ.

Was die Aussprache des *eu* vor Vocalen wie *ow* zweifelhaft machen könnte, ist der Gebrauch desselben als einer langen Epilbe, ohne daß für *e* ein *g* geschrieben wird, wie wenn der Rhythmus aus vor einem einzelnen Consonanten eine Auslösung des *ei* in *ē* bedingt, z. B. *εὐχόμενος* für *εὐχόμενος*, dessen Genitiv II. XI. 42 *εὐχόμενος* lautet; allein warum sollte nicht der Grische das Digamma ebenso als den Doppellaut behandelt haben wie der Lateiner in *Adonia* für *Azala* oder *Azala* um in *Araxia* für *Troala* oder *Troala* das *j* betrachtet? Doch in der Form *εὐαδὲ* das Digamma verdoppelt ward, wie das *λ* in *ἀλλὰς*, beweist das Hesiodische *κατάλας* von *κατάγνυμι*, dessen Stammwort *Γάγνυμι* neben *γίγνυμι* eine gemeinsame Wurzel *Γάγνυμι*, lateinisch *frango*, englisch *wreak* oder *wreck*, deutsch *brechen*, führt, von welcher man zur Erleichterung der Aussprache bald das *j*, bald das Digamma schwinden ließ, wie im Lateinischen *seru* *seru* und *Kasen*, **Wöden* und *Köden*. Was jedoch das Digamma ohne dessen Verdoppelung die vorhergehende Epilbe nicht lang machte, zeigt die Form *Πινδαρία* II. IX. 173; nur weil es in diesem Falle das Digamma unbedeutend, woraus es sich eben zertheilt, worum man der Homerod ebenso wol *ἔχων*, als *ἔχων*, und ebenso wol *ἀλλὰς* oder, als *ἀλλὰς* geschrieben findet. Beiderlei Formen wurden aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem Digamma gesprochen, das in *ἀλλων* und *χρῶς*, verschieden von *ἀλφω* und *χρῶς*, in den Selbstlaut überging; aber nur der die vorhergehende Epilbe verlängerte Doppellaut ward, wenn man das Pinbarische *αἰσώας* Pyth. II. 52. III. 42 ausnimmt, durch *u* bezeichnet. Von der Bildung in der spätern Schreibung ursprünglich digammierter Wörter zeugt übrigens das Wort *θεοδότης* (gottesfürdlich und fromm), welches man irrig für eine, wegen des Digamma's ganz unamerische, Zusammenzuehung aus *θεοδότης* (gattfährlich) hielt, oder dem Wort *ἀδότης* analog *θεοδότης* hätte schreiben sollen. Da die Homerischen Gebichte in einer Zeit zuerst geschrieben wurden, als man noch keinen Consonanten verdoppelte, und *o* noch zugleich für *ou* und *ow*, wie *e* zugleich für *ei* und *u* galt; so führte der Rhythmus leicht darauf, das ursprüngliche *θεοδότης*, als *θεοδότης* geschrieben, in *θεοδότης* umzuwandeln, wie man II. VII. 117 vermuthlich aus *εἰπερ* *δ' ἀδότης* trotz die Schreibung *εἰπερ ἀδότης* leri faßt. Wie jedoch schon in der Sprache der Homeriden bergleichen Veränderungen vorgehen konnten, beweist die Form *ἀμείβοι* für *ἀμείβοι* bei Pindar P. I. 86, sowie *αἰὲς* Od. XV. 479 für *αἰὲς* oder *καὶ αἰὲς*, später *αἰὲς* *αἰὲς*.

lateinisch *gavin*, vom gähnlichen Schwinden eines *Di-*
gemma's *gert*. Auf diese Weise erklären sich die *fan-*
derbaren Formen von *luc*, wenn man *luc* von *luc* ab-
leitet, welchen das lateinische *avo* *sonus*, als vermöge
der Metathesis *avo* mit *bene* und *bonus*, allateinisch
dvonus, entflammt; während man in *huc*, *hū* und *hū*
die erste Epithel verlängert, *huc* man den Genitiv *huc*
in *huc* um, und während man auf ähnliche Weise vom
Romantisch *huc* den Genitiv *huc* bildet, liest
man in *huc* das *Di* *gemma* ganz verschwinden; der
neutralen Genitiv *luc* ll. XXIV, 528 leitet man aber
wohl am besten von einer Lebensform *luc* ab. Daß alle
Namen auf *luc* ursprünglich wie *ova* gesprochen wurden,
erkennt man nicht nur aus der Form *luc* für *luc*,
sondern auch aus dem Genitiv auf *huc* oder *luc*, dessen
Zusammenziehung in *huc* nur in der späterstestischen
Abpöble Od. XXIV, 397 vorkommt; daß daher auch *huc*
ll. II, XXIV, 61, wie *huc* ll. II, 105, dreisilbig
zu sprechen sei, und dieselbe Bemerkung die Patronymica
huc und *huc* treffe, ergibt sich daraus, daß die
vorliegende Epithel solcher patronymischen Formen nie in
der Hebung des Fußes stehen kann, ohne aufgelöst zu
werden, wie *huc*, vergl. *huc* ll. XX, 383.

Doch nicht *luc* aus *luc*, sondern auch *luc* oder *luc*
stand zuweilen aus dem *Di* *gemma*, wovon *luc* oder
luc für *luc*, lateinisch *luc*, dem besten Beweis lie-
get. Doch daß man das *Di* *gemma* in der zweiten Epithel
des Wortes *huc* ll. I, 342, ungeachtet der ungewöhn-
lichen Veränderung jener Epithel unbeachtet gelassen,
bzwgl im *huc* auf *huc* v. 225, nach der Ana-
logie der Verbe *luc* und *luc* für *luc* und *luc*
für *luc* oder *luc*, geschrieben ist, wegen *huc*
huc in *huc*; die erste Epithel lang gebraucht, nach
der Analogie von *huc*. Durch die Annahme eines
Di *gemma*'s erklärt man am leichtesten das Entstehen
des sonderbar scheinenden Particips *huc*, das sich zu
huc verhält, wie *huc* zu *huc*; denn die Ba-
riante *huc* zu ll. XXII, 489 statt des ver-
breiteten *huc* (vergl. Buttman's *huc* l. 2
A. 2.) führt auf ein altes Präsens *huc*, aus wel-
chem durch Metathesis *huc* und *huc*, latei-
nisch *huc*, deutsch *huc* oder *huc*, ward,
wie aus *huc* das *huc* verlängerte *huc*
nicht nur, sondern auch *huc* *huc*.
873. und *huc* *huc*, indem sich auch der Be-
deutung nach *huc* und *huc* zu *huc* und *huc*,
lateinisch *huc*, zu *huc*. Zeiten wie *huc* von
der *huc* *huc* ab, so verhält sich das von *huc*
Od. IV, 646 irrig mit *huc* verwechselte *huc*
zu *huc*, wie *huc* zu *huc*, und
das verlängerte *huc* des *huc* bei *huc*
kann ebenso wenig bestritten, als *huc* für
betrachtet. Die lange Endsilbe der activen Form *huc*
betrachte man aber späterhin als eine Zusammenziehung,
und bildete dieselbe gemäß die erste Personalsform *huc*,
woraus dann wieder *huc* und *huc* oder *huc*

man die daraus hervorgegangne Freiheit des Hiatus dagegen auf solche Wörter ausdehnte, deren ursprüngliches Digamma sich gar nicht erweisen läßt, wie in *ἔγω* bei Pindaros Ol. V, 37 oder in *ἔγω* bei Homeros II, II, 90. Während bei Homeros auch Ktrjen, die auf einen einzelnen Consonanten ausgehen, vor bigammirten Wörtern, selbst außer der Hebung des Verses, lang werden, wie wenn eine Position stattfände, was jedoch, nach *ῥοοτοῖμα* Od. XX I, 400 zu urtheilen, ebenfalls nur als Digammafreiheit betrachtet ward; so macht bei Pindaros kein bigammirtes Wort Position, selbst nicht das Pronomen *οἱ*, das auch Homeros schon II, II, 665 u. a. ohne Position gebraucht, nach der von Ahlwardt verbesserten Lesart Nem. X, 27. Wenn daher sogar bei den Attikern in *προτοῖμα* *Archyl.* Prom. 435 und *προτοῖμα* *Aristoph.* Raa. 730 die Präposition als lang vorkommt; so ist dieses zwar eine Folge des ursprünglichen Digamma's im Worte *προτοῖμα* s. Buttm. Veril. II, 89, dessen Schreibung *προτοῖμα* bei Hesychius und den Übergang eines *οἱ* in *ἔγω* klar macht, wie das kritische *πρῶτος* mit privus und *πρῶτος*, *πρῶτος* für *πρῶτος* mit *πρῶτος*, oder *πρῶτος* für *πρῶτος* und *πρῶτος*, französisch *premier*, mit *πρῶτος*, zusammenhängt, allein jenes Verbum war schon durch den Lauf der Zeit in *πρῶτος* verändert. Das allmähliche Verschwinden des Digamma's wurde vermuthlich durch die Vorlesung eines *σ* vorbereitet, wie im Französischen das *s* vor einem andern Consonanten durch Vorlesung eines *σ* verschwand, z. B. *école* für *schola*, *épée* für *spatha*, *état* für *status*. Ein solches vorgeföhles *σ* findet man aber schon im *Homeros* auf den Fernreifer Apollon, wie II, I, 41 *ἰάδω* B. 303 *ἰάδω*, verwandt mit *ἰάδω*, *ῥαο*, *kennen*, B. 306 *ἰάω*, B. 309. *ἰάω*, und ist schon geschwunden in *οἱ* B. 307. für *ἰάω* B. 83., wie spätere Griechen in *ἔγω* für *ἔγω*, *ἔγω* für *ἔγω*, *ἔγω* für *ἔγω*, *ἔγω*, *ἔγω*, *ἔγω* den Stammlaut schwinden ließen. Da *οἱ* B. 343, und *ἔγω* B. 124 sogar schon die Reduplication verloren hat, welche sich doch in *ἔγω* B. 119, und *ἔγω* B. 104 vgl. II, XVIII, 418 erhielt; so darf man auch in *ἔγω* B. 70 keine Reduplication mehr vermuthen, und es der Spynise in *ἔγω* Od. XIII, 194 gemäß nicht auffallend finden, wenn Spätere die Reduplication in andern Wörtern verkannten, wie in *ἔγω* II, XX, 186 u. a. *ἔγω*, II, III, 351, und daher *ἔγω* *ἔγω* wie *ἔγω* II, XIX, 328 und *ἔγω* Od. IV, 693, ja sogar *ἔγω* II, V, 766 bildesten, ungeachtet sie mit denselben den Hiatus verbunden. Daß Homeros selbst in *οἱ* *οἱ* nur einen erlaubten Hiatus sah, erhellt aus der Vernachlässigung des Digamma's in andern Fällen; und so zeigt *ἔγω* Od. I, 161, daß selbst in *ἔγω*, II, I, 230 nur an einen Hiatus, nicht an ein Digamma zu denken ist; daher auch die Vernachlässigung des Digamma's in *οἱ* *οἱ* neben dem unerlaubten Hiatus *οἱ* *οἱ* zweifelhaft macht, ob der Dichter II, V, 343 bei *οἱ* *οἱ* an ein Digamma gedacht habe.

(G. F. Grotefend.)

DIGBY, eine der wichtigsten neuen Ansiedelungen

auf der Insel Neuschottland, obgleich noch immer eine kleine Stadt. Sie liegt auf der Südseite der Bai Annapolis und zwischen drei bis vier tausend Meilen von der Stadt Annapolis, treibt Handel und Fischerrei und unterhält durch ein Packetboot eine Verbindung mit St. Johns in Neu-Braunswweig.

(Eiselen.)

DIGBY (Everard), ein englischer Edelmann, geb. 1581, verlor schon im 12. Jahre seinen Vater, der denselben Namen führte, und sich durch Kenntnisse und mehrere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Er wurde zwar mit Sorgfalt erzogen, aber katolischen Priestern anvertraut, welche die Zritumstände zu Feinden der Regierung gemacht hatten. Am Hofe der Elisabeth zeichnete er sich aus und empfing von ihr mehrere Beweise von Wohlwollen. Bei der Thronbesteigung Jakobs I. vereinte er sich mit den Katholiken, welche diesem Könige ihre Dienste anboten und ward auch von ihm mit Güte aufgenommen und zum Geheiler ernannt. Seine Glücksumstände und Talente versprachen ihm ein ununterbrochen heitres und ruhiges Leben; aber die Verbindungen, die er mit Thomas Ardenham, einem höchst fanatischen Katholiken, anknüpfte, wurden die Ursache seines Verderbens. Diefem gelang es, ihm Ungünstigkeit mit seinem König einzuführen, indem er ihm mit falschen Farben die damalige Behandlung der Katholiken schilberte, und ihm zu verstehen gab, daß sie noch gewaltthätigen Verfolgungen ausgesetzt werden könnten. So vorbereitet, ließ Digby den Vorschlag Robert Gatesby's sein Ohr, als dieser ihm unter dem Gide der Verschwiegenheit den unter dem Namen der Pulververschwörung bekannten, gefährlichen Werdplan entdeckte, nach welchem am 5. Nov. 1605, wo der König in der Parlamentsversammlung erscheinen sollte, dieser, nebst sämtlichen Mitgliedern des Hauses der Lords und der Gemeinen, durch eine ungeheure Pulvermasse in die Luft gesprengt, dessen Tochter, Elisabeth, gefangen genommen, zur Königin ausgerufen, alle Katholiken unter ihre Fahnen versammelt und die katholische Religion zur herrschenden erhoben werden sollte. Digby ging an alle Vorschläge Gatesby's leidenschaftlich ein, übernahm die ihm zuertheilte Rolle, sich der Person der Elisabeth zu bemächtigen, trug freiwillig eine bedeutende Summe zur Ausführung des Planes bei und verlor sogar den bekannten Diener des Thomas Percy, den Sir Rowland, der es übernommen hatte, das Pulver anzuzünden, so lange in seinem Hause, bis dieser nach London zurückkehrte. Bei der Entdeckung der Verschwörung befand sich D. mit mehreren Verschwornen zu Straßfordhire, wo er schon die Waffen ergriffen hatte, und wurde von hier nach London in der Tower abgeführt. Er leugnete sofort, die mindeste Kenntnis von der Verschwörung oder von denen gehabt zu haben, die daran Theil genommen und beharrte bei dieser Erklärung. Als er aber den 27. Jan. 1606 vor seinen Richtern erschien und die Anklage vernahm, daß er die Verschwörung gekannt, sie geheim gehalten und im Einverständnisse mit andern, in offener Empörung ergriffen, Verräthern gehandelt habe, da bekannte er sich als schuldig, suchte sein Verbrechen durch

die Unbulsamkeit zu entschuldigen, die man den Katholiken bewies, erklärte, daß er seine Mißthaten habe, und also auch allein die Strafe dulden müsse. Als man ihm sein Todesurtheil vorlas, schien er davon tief ergriffen, neigte sich ehrerbietig vor den Richtern und sprach: „Wenn Einer von Euch, meine Herren, mich versicherte, daß er mir vergehe, so würde ich minder traurig zum Richtplatze gehen.“ Sie antworteten ihm: „Röge Gott Dir vergeben, wir vergeben Dir!“ Den 30. Jan. wurde er mit andern Vor schwornen hinter die St. Paulskirche geführt. Hier bat er Gott, die königliche Familie und das ganze Parlament um Vergebung, versicherte, daß, wenn er gleich anständig gewußt, in welche schwarze Verrätherlei man ihn versetzten wolle, er keinen Anstand genommen haben würde, sie zu entsetzen, und rief das Volk zum Zeugen auf, daß er bußfertig und reuevoll sterbe. Er ward, wie seine Mißthaten, gedrängt und darauf gerichtet. Er hinterließ zwei sehr junge Söhne, gegen welche er seine väterliche Liebe und Fürsorge noch durch eine sehr eindringliche Schrift zu erkennen gab, welche er ihnen mittheilen ließ, sobald sie alt genug sein würden, dieselbe zu verstehen. Während er im Tower saß, hatte er mit Citronensaft einige Bemerkungen auf Stückchen Papier geschrieben, welche er durch diejenigen Personen, die Erlaubniß hatten, ihn zu sehen, seiner Gattin übergeben ließ. Diese Bemerkungen wurden in der Familie bis zum Jahre 1675 aufbewahrt, wo man sie im Hause des Karl Cornwallis, Parlamentsvollzuehrer Kencelm Digby (s. den folg. Art.) fand, und sie hernach im Jahre 1678 mit andern die Pulverver schwörung betreffenden Papieren abdruckten ließ. Das erste dieser Fragmente enthielt folgende Äußerungen: „Ich kann dir versichern, daß wenn ich geglaubt hätte, es liege in dieser Verschwörung auch nur die kleinste Verführung, ich um Alles in der Welt nicht daran Theil genommen haben würde. Der einzige Grund, der mich verleitet, Glück und Leben aus Spiel zu setzen, war der Eifer für die Religion.“ So weit kann religiöser Fanatismus selbst den gebildeten, sonst wohlgefinnten, Menschen führen. (Franken.)

DIGBY (Kencelm), Sohn des Vorstehenden, geb. 1603, war also erst drei Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Man kann ihn zu der kleinen Zahl derjenigen Menschen zählen, in denen die Natur jene glänzenden physischen und moralischen Eigenschaften vereint, welche blenden, bevor sie überzeugen, und Achtung und Bewunderung gebieten, bevor sie die nöthigen Proben abgelegt haben, um zu beweisen, daß man dieselben verdiene. Während seiner Jugendstudien erwarben ihm sein ungeheures Gedächtniß und seine Fassungskraft so hohe Achtung, daß man ihn mit dem berühmten Gelehrten des 15. Jahrhunderts, dem Johann Vico, Häufen von Mirandola, verglich. Bei seinem Eintritt in die Welt trug sein alter Adel, sein großes Vermögen, seine schöne Gestalt, seine anmuthige und würdevolle Haltung, seine uneingeschränkte Höflichkeit, seine natürliche Veredsamkeit, seine volle und wohlklingende Stimme, welche allen seinen Reden ein besonders Gewicht und Nachdruck gab, seine

große Seelengegenwart, die sich auf ein gerechtes Selbstvertrauen stützte, dies Alles trug dazu bei, diejenigen in Erkaunen zu versetzen und zu bezaubern, welche mit ihm umgingen, und ihm schnell eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Man pflegte von ihm zu sagen, daß wenn er in irgend einen Theil der Welt wie aus dem Volken gefallen wäre, er sich dorthin würde Achtung zu erwerben gewußt haben. Sogar seine Feinde mußten das Aerkennende dieser Bemerkung eingestehen; begleiteten sie aber mit der Einschränkung: „vorausgesetzt, daß er nicht länger als zehn Wochen an demselben Orte bleibe.“ Seit Anfang der Regierung Karls I. ward Digby zum Kammerjunker, Commissair der Seemacht und zu andern Ämtern ernannt. Als 1628 die Engländer mit Venedig und den Algierern in Streit geriethen, rißte Digby mit Genehmigung des Königs auf eigene Kosten ein Geschwader aus, segelte damit nach dem mittelländischen Meer und schlug die beiden feindlichen Mächte. Er war in der protestantischen Religion erzogen worden, aber auf einer Reise, die er 1636 nach Frankreich machte, nahm er den katholischen Glauben an, welcher der seiner Vorfahren war. Daraus zeigte er auch den Eifer eines Neubelehrten und zugleich das Talent eines gewandten Schriftstellers in folgenden zwei Schriften: Unterhaltungen mit einer Dame über die Wahl der Religion, und: Briefwechsel zwischen dem Lord George Digby und Sir Kencelm Digby, in Betreff der Religion. (London, 1651. 12.) Seine Anhänglichkeit an die Sache des Königs führte ihn, auf Befehl des Parlaments, in das Gefängniß von Winchester, und die Zeit benutzend, welche die Gefangenschaft ihm gab, schrieb er verschiedene Werke, unter andern eine ebenso kräftige als seine Widerlegung des berühmten Werkes von Thomas Brown: Religio medici. Endlich ward er auf die Bitte der Königin-Regentin von Frankreich in Freiheit gesetzt und ging nach dem Continent. Am französischen Hofe nahm man ihn mit vieler Aufzeichnung auf, und alle wissenschaftlich gebildeten Männer suchten seinen Umgang. Hier lernte er auch Descartes kennen, hatte mit diesem großen Philosophen verschiedene Unterredungen, und machte bald daraus sein eignes philosophisches System bekannt. Es befindet sich in einem aus zwei Theilen bestehenden, und zu Paris 1644 unter folgenden Titeln gedruckten Werke: Abhandlung über die Natur der Körper, und: Abhandlung, in welcher die Thätigkeiten und die Natur der menschlichen Seele erklärt und darnach die Unsterblichkeit der vernünftigen Seelen bewiesen wird. Auch machte er noch 1651 seine Schrift bekannt: Institutio num peripateticarum lib. II., cum appendice theologia de origine mundi.

Als die königliche Partei in England gänzlich vernichtet war, lebte Digby dorthin zurück und bemühte sich, zum Wiederbesitze seiner Güter zu gelangen; aber das Parlament befohl ihm, das Königreich zu verlassen, und verdamnte ihn, unter Androhung der Todesstrafe, zu lebenslänglicher Verbannung. Diese Härte rührte von dem Antheile her, welchen sein ältester Sohn Kencelm an einem Aufstande zu Gunsten des Königs 1648 ge-

nommen und wobei dieser selbst das Leben verloren hatte. Digby kehrte nach Frankreich zurück, wurde von hier an mehr Hölse Italiens geschildert und überall als ein Mann von ausgezeichnetem Verdienste betrachtet und behandelt. Als Cromwell sich der Regierung bemächtigt hatte, kehrte Digby abermals nach England zurück, und hielt sich daselbst den größten Theil des Jahres 1655 auf. Er ordnete seine persönlichen Angelegenheiten und beschäftigte sich zugleich mit einem Plane, die Katholiken mit dem Protectorat unter der Bedingung aufzunehmen, daß ihnen freie Religionsübung gestattet wurde. Cromwell, der den Grundsatz einer allgemeinen Duldung angenommen hatte, unterstützte die Ausführung dieses Planes; Digby schien damals sein Vertrauen und seine Gunst zu besitzen. In den Jahren 1656 und 57 hielt er sich im mittäglichen Frankreich auf, ging meist mit Gelehrten um, denen er gern seine Meinungen über verschiedene Gegenstände der Philosophie aus einander setzte, und las in einer öffentlichen Versammlung zu Montpellier eine Abhandlung vor über die Theilung der Bunden durch ein sympathetisches Pulver, welche französische und englisch erschien. 1658 und 59 besuchte er Teutschland, kehrte 1660 nach Paris und 1661 nach England zurück, wo er noch in demselben Jahr eine Abhandlung über das Wachsthum der Pflanzen bekannt machte. Nach der Restauration kam er an den Hof Karls II. und ward mit der nachstehenden Thätigkeit aufgenommen, welche man gegen die Royalisten beobachtete, die, wie er, durch Gefälligkeiten gegen den Usurpator ihre Treue verdächtigt gemacht hatten. Er erhielt aber keine Anstellung, verbrachte den Rest seines Lebens in einer den Wissenschaften gewidmeten Ruhe, wohnte sehr fleißig den Versammlungen der königlichen Societät, deren Mitglied er war, bei, sah häufig Gelehrte bei sich, ergötzte sich an ihrer Unterhaltung und starb zu London am Stein den 11. Juni 1665.

In seinen verschiednen philosophischen Schriften zeigt er mehr Geist und Wissen, als Urtheil und Genie. In der Physik theilt er alle Irthümer seines Zeitalters; auch sammtlichen Träumereien der Alchymisten schenkte er Glauben. Wie er selbst alle Wunden durch ein sympathetisches Pulver zu heilen sich anbeistand machte, so, sagt man, habe er auch Dekretate bewegen wollen, das Mittel zur unendlichen Verlängerung des menschlichen Lebens zu entdecken. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er sich selbst bemühte, diese Entdeckung zu machen. — Er hatte sich mit Venetia Anafassia, Tochter des Eduard Standley, einer hochgeachteten Schönheit, verheirathet, und um die Reize seiner Gattin zu erhalten, ersand er eine große Anzahl von Schönheitsmitteln. Zu demselben Zwecke stellte er mehrere wunderliche Versuche an, und gestattete ihr eine Zeit lang keine andre Nahrung, als mit Vipern gestiftete Kapauern. Nichtsdestoweniger starb sie in der Blüthe ihrer Jahre. — Sein Bildniß befindet sich unter denen der Wohlthäter der Bodleianschen Bibliothek zu Oxford, welcher er 230 kostbare Manuscripte 1634 schenkte. — Er hinterließ nur einen einzigen Sohn, der ohne männliche Erben starb, und mit welchem dieses alte und berühmte Geschlecht erlosch. (Frankc.)

DIGBY (Johann), Graf von Bristol, stammt aus derselben Familie, wie die dreien Vorgenannten. Er wurde im J. 1680 geboren, und machte sich schon in einem Alter von 15 Jahren als Dichter bekannt. Nach der Rückkehr von seinen Reisen ward er Jakob I. vorge stellt, dessen Aufmerksamkeit er durch seine Talente und seine treue Anhänglichkeit auf sich zog. Dieser Monarch, der ihn zum Mitgliede des geheimen Rathes ernannt hatte, sandte ihn, als er die übliche Werbung sah, welche die Angelegenheiten seines Schwiegersohns, des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, nahmen, im J. 1620 an den Erzherzog Albert, den Kurfürsten von Baiern und den Kaiser Ferdinand II., um für diesen unglücklichen Fürsten einen günstigen Frieden auszuwirken. Indessen genoß der König von Großbritannien damals ein so geringes Ansehen bei den auswärtigen Mächten, daß Digby's Unterhandlungen erfolglos waren. Doch bewog diesen sein Eifer, von seinem eignen Vermögen 2000 Pfund Sterling dem Könige vorzuschließen, um damit die englischen Hülfstruppen im Jere des Grafen von Mansfeld, welche seit langer Zeit ihren Sold nicht erhalten hatten, zu bezahlen. Schon seit fünf Jahren hatten die Zeitereignisse die Vollziehung der ehelichen Verbindung verhindert, welche man zwischen dem Prinzen von Wallis und der Infantin von Spanien, Schwester Philipps III., zu schließen beabsichtigte. Jakob, dem viel daran lag, diese Angelegenheit beendet zu sehen, schickte 1622 eine zweite Gesandtschaft nach Madrid, an deren Spitze er den kurz vorher zum Grafen von Bristol ernannten Digby stellte. Schon hatten die Freimüthigkeit, die Klugheit und das vermittelnde Talent dieses Unterhändlers der Sache eine sehr günstige Wendung gegeben, als das widerspruchsvolle Benehmen Buckingham's sie gänzlich scheitern machte. Dieser übermüthige Günstling, unwillig, daß Bristol dem König ein nur zu treues Bild von dessen Betragen in Spanien entworfen hatte, schwärzte ihn bei diesem Fürsten an. Jakob, dem der Hochmuth Buckingham's immer lästiger wurde, wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr Bristol's, um sich jenem anmaßenden Manne zu widerlegen, und doch gab seine Schwäche abermals den treulosen Einküßlerungen desselben Gehör. Er befohl, den Grafen Bristol bei seiner Ankunft in England gefangen zu nehmen. Philipp entdeckte dem Bristol alle diese gegen ihn geschmeichelten Anschläge, und bot ihm große Vortheile an, wenn er in Spanien bleiben wollte. Bristol jedoch schlug sie aus und erwiderte, daß wenn er sie annähme, er sich den Verleumdungen seiner Feinde bloßstellen würde. Nun drang Philipp in ihn, daß er wenigstens ein Geschenk von 10,000 Dukaten annehmen möchte, und versicherte, daß dies für die ganze Welt ein Geheimniß bleiben sollte. Nein, entgegnete der Engländer, Einer vermüthigte würde es wissen, der Graf von Bristol, und dieser es gewiß bekannt machen. — Kaum war er in England gelandet, als ein Befehl des Königs ihn in den Thurm des Tower's sandte und bald darauf ein andrer ihn auf seine Güter mit der Drohung verwies, daß er weder am Hofe noch im Parlament eber erscheinen dürfte, als bis er auf die Anklagen geantwortet

tet hätte, die ihm von den Commissarien des geheimen Rathes vorgelegt werden sollten. Es machte ihm keine Mühe, sich wegen dieser Anschuldigungen, sobald er Kenntniß davon erhielt, vollständig zu rechtfertigen; in dessen Befam er doch weder seine Freiheit wieder, noch die Erlaubniß, sich dem Könige darzustellen. Dudingham ließ ihm sagen, daß diese Ehre ihm bewilligt werden sollte, wenn er eingestände, der Thaten sich schuldig gemacht zu haben, die man ihm zur Last legte. Sein stolzer und erhabener Sinn ließ ihn jedoch eine Gunst ausschlagen, die er um solchen Preis erkaufen sollte. Trotz seiner Schwäche konnte sich Jakob doch nicht enthalten, dem Dudingham zu sagen, daß es eine schredliche Tyrannei sei, einen unschuldigen Menschen zwingen zu wollen, daß er sich für schuldig erkläre; aber soviel stand nicht in seiner Macht, daß er eine Zusammenkunft mit Bristol erlangt hätte, weil der Prinz von Wallis und der übermächtige Günstling sich derselben beharrlich widersetzten. So dars es nicht befremden, daß Bristol auch seine Gerechtigkeit fand, als Karl I. den Thron bestieg. Im J. 1626 verlangte Bristol, daß er mit den übrigen Peers berufen werde. Er erhielt auch wirklich sein Einberufungsschreiben, aber zugleich ein andres mit dem großen königlichen Siegel, welches ihm verbot, von dem ersten Gebrauch zu machen. Hierauf reichte er mit jenem zweiten Schreiben eine abermalige Bittschrift beim Oberhaus ein, setzte darin aus einander, daß Dudingham aus Furcht, seine Verbrechen möchten durch ihn aufgedeckt werden, den König zu dem ungesetzlichen Schritte bewogen habe, und schloß mit dem Bemerke, daß es ihm gestattet werde, diesen Vorfälle bei dem Hause anzuklagen. Der König, durch diese Kühnheit beleidigt, ließ Bristol des Hochverraths anklagen; dieser aber ging fieg reich aus dem Streite hervor, und der Hof wagte nicht, denselben fortzusetzen, weil er sah, daß er sich nur noch größere Demüthigungen dadurch zuziehen würde. So gelangte Bristol endlich zum Genuße seiner Freiheit und seiner Rechte, und aufgebracht über die unbillige Behandlung, die er von Seiten Karls erfahren hatte, schloß er sich der Oppositionspartei an. Seine Talente zeigten ihm unter dieser aus; aber ihr äußerliches Treiben ward ihm bald zuwider. Er wurde nun einer der aller-eifrigsten Royalisten, veranlaßte den König zu gewaltsamen Maßregeln, erduldet für ihn Verfolgung, den Verlust seines Vermögens und die Verbannung, und starb zu Paris 1653. — Man hat vom Grafen von Bristol verschiedene Poesien, politische Abhandlungen, und solche, die sich auf Ereignisse seiner Zeit beziehen. In den ersten Jahren seines Aufenthalts am Hofe übersetzte er aus dem Französische das Wort des Paters Dumoulin: *Défense de la foi catholique, contenue dans le livre du roi Jacques contre la reponse de Nicolas Coeffetau* (1610). Wahrscheinlich unternahm er diese peinliche Arbeit auf Verlangen des Königs Jakob und in der Absicht, sich diesem pebanischen Fürsten geneigt zu machen. Indessen ist die an den König gerichtete Dedication von dem Kapellan des Übersetzers, J. Sandford, unterzeichnet.

(Franko.)

DIGBY (George), Graf von Bristol, Sohn des Vorgenannten, war, nach einigen Schriftstellern, 1612, zu Madrid geboren, und zeigte schon früh die glücklichsten Anlagen. Da sein Vater als Gefangener in den Thurm geschickt wurde, reichte George eine Bittschrift für ihn dem Hause der Gemeinen ein, und das jugendliche Ansehen, sowie das bescheidene Stillschweigen des jungen Knebers machten einen seiner Sache sehr günstigen Eindruck auf die Versammlung, und erwarbten die besten Hoffnungen von ihm. In dem Parlamente von 1640 erwarb ihm sein bisheriger Eifer gegen den König das Vertrauen der mit der Regierung Unzufriedenen, und deshalb wurde er zu Einem der sieben Commissaire erwählt, welche den Auftrag erhielten, die Anklage gegen den Grafen von Strafford abzufassen; aber er weigerte sich, seine Stimme zu der sogenannten Überführungsbill zu geben, durch welche Strafford verurtheilt wurde, den Kopf zu verlieren. Das Unterhaus verdamnte die heftige Rede, welche Digby bei dieser Gelegenheit hielt, zum Feuer, und wollte ihn sogar aus dem Hause verstoßen, als der König ihn ins Oberhaus berief. Das Unterhaus vergab Digby niemals diesen Abfall, und er seinerseits zeigte gegen dasselbe die lebhafteste Erbitterung. Die Gegenwart Digbys im Oberhause vermehrte zwar sehr die Stärke der königlichen Partei, aber sein stolzer und zu heftiger Charakter schädete auch wieder der königlichen Sache. Er war es, der Karl I. den unklugen Rath gab, sechs Mitglieder des Parlaments des Hochverraths anklagen zu lassen, ein Schritt, der so traurige Folgen für diesen unglücklichen Fürsten hatte. Als Digby sah, daß das Oberhaus diese Maßregel mißbilligte, hielt er eine Rede, in welcher er dasselbe deswegen bitter tadelte; und weit entfernt, seinen Plan fallen zu lassen, als er wahrnahm, daß ganz London sich zur Vertheidigung der Angeklagten erbot, richtete er sogar dem Könige, sich ihrer lebendig oder todt zu vertheidigen; denn er hatte den Ort augenscheinlich, wohin sie sich geflüchtet hatten. Dieser gewaltsame Vorschlag wurde jedoch verworfen. Bald darauf wurde das Parlament benachrichtigt, daß Digby sich zu Kingston an der Themse mit 200 Reitern aufhalte, und da es vermuthete, daß er sich Portsmouths bemächtigen wollte, befohl es dem Obersten der benachbarten Gräfschaften, Truppen zu sammeln, um die Angriffe der Uebelgesinnten zurückzuschlagen. Das Oberhaus befohl nun Digby, im Parlamente zu erscheinen; er aber verließ das Königreich und ging nach Holland. Die Briefe, welche er aus diesem Land an seine Freunde schrieb, wurden aufgefunden, und man fand sie angefüllt von so harten und beleidigenden Ausfällen, von so gewaltsamen Plänen gegen das Parlament, daß er von diesem des Hochverraths schuldig erklärt wurde. Es gelang ihm jedoch, dem Prinzen von Oranien für die Sache Karls I. zu gewinnen, und nachdem er diesem Prinzen von dem Erfolge seiner Unternehmungen persönlich Rechenschaft gegeben hatte, kehrte er, als Matrose verkleidet, nach England zurück; ward aber durch die Schiffe des Parlaments gefangen genommen. Man brachte ihn nach Hull, dessen Gouverneur

sein Todfeind war; doch wußte er selbst diesen durch das Vertrauen, das er ihm bewies, für die königliche Partei zu gewinnen. Sobald der Krieg zwischen Karl und seinem Parlament, zu dem er stets gerathen hatte, ausgedehnt war, kam er nach England, errichtete ein Cavallerieregiment und suchte an dessen Spitze; verließ es jedoch, ohne deshalb minder Theil an allen Geschäften dieses Krieges zu nehmen. Nach Hastings' Tode (1643) wurde er zum Staatssecretair ernannt, aber alle Officiere hatten einen so großen Widerwillen gegen ihn gefaßt, daß er Verzicht auf diese Stelle leistete. Während das Parlament in allen Vergleichsvorschlägen, die es dem König überlieferte, ausdrücklich auf der Verurtheilung Digby's beharrte, hielt sich dieser in Irland auf, wo eben damals die Fortschritte der Rebellen den Prinzen von Wales nöthigten, diese Insel zu verlassen. Nachdem er hier dem König einige Dienste geleistet hatte, ging er mit zwei Freigatten nach Jerser, um den Prinzen zur Rückkehr nach Irland zu bewegen. Er fand diesen aber laub gegen seine Vorstellungen, und begab sich nun nach Paris, um die Königin Henriette für seinen Plan zu gewinnen. Sein einhändiges Vertrauen erwarb ihm das Vertrauen der Marie Anna von Oesterreich und des Cardinals Mazarin; er verlor es aber allzu wieder wegen seiner Verbindungen mit den Anführern der Fronde, und erhielt 1657 den Befehl, Frankreich zu verlassen. Nun begab er sich nach den Niederlanden, wo die Annehmlichkeiten seiner Unterhaltung und seine astronomischen Kenntnisse ihm die Gunst Johanns von Oesterreich, des Gouverneurs dieser Provinzen, erwarben. Nach der Wiedererhebung Karls II. ob Digby, der inzwischen durch den Tod seines Vaters Graf von Bristol geworden war, alle seine Kräfte auf, um die katholische Religion, die er in der Verbannung angenommen hatte, in England einzuführen. Da er vorhergab, daß der Kämmerer Glarendon sich diesem Plane widerlegen würde, beschloß er ihn zu verderben und ihn vor dem Parlament anzulagen. Karl II., vom Grafen von Erißol beherrscht, weil dieser sich sehr geschickt in seine Denkweise fügte und seinen Hang zu Vergnügungen begünstigte, demüthigte sich dennoch, aus Ehrfurcht gegen Glarendon, den Grafen zu vernichten, daß er von seinem Vorhaben abstände; dieser jedoch entgegnete ihm in einem drohenden Tone, daß er es bereuen werde, sich so seinen Absichten zu widersetzen. Das Oberhaus erkannte in der Anklage Bristol nur die That eines unruhigen und ehrsüchtigen Kopfes, und gab bald darauf Befehl, ihn festzunehmen. Die Veranlassung dazu gab ein Brief, in dem er behauptete, das Leben des Königs sei in Gefahr, weil der Herzog von York eine Wache habe. Die Flucht befreite ihn aus dieser Gefahr. Im J. 1673 stimmte er für die Testbill, indem er sagte, als Mitglied eines protestantischen Parlaments müsse er es, obgleich er als Katholik verpflichtet sei, dagegen zu stimmen. Er starb 1676 zu Chelsea. — Wir besitzen von ihm: *Parlamentarben*; Briefe über politische Gegenstände; Briefe gegen die katholische Religion, an seinen Vetter Kenelm Digby; und eine *Komödie*, *Elvira*. (Franke.)

Z. Geogr. v. W. u. A. 8. 1818. Section. XXV.

DIGENTIA war ein Bach, welcher im Sabinerland aus der Quelle Bandusia am Berge Lucullus aus dem Landgute des Dichters Horatius entspringt. (Hor. Epp. 1, 18, 104. 16, 12. Od. 1, 17, 3, 13.) So geleitet auch diese Namen durch den römischen Dichter sind, so ungewiß ist dennoch die Gegend, wo man sie zu suchen habe. Sidler (Plan topographique de la campagne de Rome) setzt diese Gegend an einen Bach, der unweit Borela, welches er für des Horatius Mandela hält (Epp. 1, 18), in den Teverone fließt. Dagegen nimmt Mannert (Geogr. 9. Thl. 1. Abth. S. 327) den jetzigen Bach Salentina, der sich nördlich vom Flusse Taro mit der Tiber vereinigt, für den alten Digentia, und fügt sich dabei hauptsächlich auf die Bemerkung, daß die von Sidler bezeichnete Gegend nicht mehr zum sabinischen, sondern zum äquischen Gebiete gehörte. So richtig nun dies auch sein mag, so ist ihm doch nicht zuzugestanden, daß Hor. Od. 1, 9 auf des Dichters Landgut zu beziehen sei, sondern man muß vielmehr annehmen, daß darin des Adalarchus Villa, von welcher man die Aussicht auf den Berg Soracte hatte, bezeichnet werde. Da Horatius selbst nirgends die Lage seines Sabinum genauer beschreibt, die Geographen und die Historiker des Alterthums aber darüber gänzlich schweigen, so läßt sich die Gegend schwerlich mit völliger Gewißheit bestimmen. (L. Zander.)

DIGERA. Diesen Namen hat Forskäl für eine von ihm aufgestellte Pflanzengattung, aus der ersten Ordnung der fünften Innern Gasse und aus der natürlichen Familie der Chenopodiaceen (oder Amarantaceen), gewählt, indem er das arabische Wort Didjar, womit die einzige bekannte Art bezeichnet wird, latinisirte. Char. Die fünf ungleichen Kelchblätter sind am Rande häutig; die drei Corollenblätter flachen röhrenförmig zusammen; zwischen Kelch und Corolle stehen zwelzellige Nektarien; die Staubfäden sind fadenförmig, stehen den Corollenblättern gegenüber und tragen Zwillingen antheren; der Griffel ist fadenförmig, mit zweigähniger Narbe; die Eistruktur einsamig. Die von Forskäl in Arabien entdeckte Art, welche auch in Ombien einheimisch ist, *D. arvensis* Forsk. (Descr. p. 65, Achyranthes polygonoides Retz. obs.) ist ein perennirendes, stängiges, niederliegendes Kraut mit abwechselnden, lanzettförmigen, ganzrandigen, runzeligen, glatten Blättern, in den Blattachsen stehenden Blütenstielen und rothen Blumen. (Sprengel.)

DIGERIRGEFÄSSE zu chemischen Digestionen (s. Digestion), sind mehr oder weniger langhalsige Kolben, die im Sandbade (s. Digestorium) gehörend erwärmt stehen, und in deren Halse der Hals eines größern umgekehrten Kolbens möglichst luftdicht eingekittet, der aufrechtstehende Bauch des letztern aber immer kalt gehalten wird, damit sich die aufsteigenden Dünste in ihm verdichten können (s. Sam. Hahnemanns Apothekerlexikon. 1. Bd. Bgl. unten Digestor). — Gervais' Digestionsapparat (s. Schöpfers Journ. d. Ch. u. Ph. XVI, 3. S. 324) zeichnet sich unter den neuern

vorzüglich aus, und ist ein mit dem Destillirapparate versehener Papinischer Topf (s. Digestor). (Th. Schreger.)

DIGESTEN (*Digesta*). Das Stammwort ist *digerere*, und dieses bedeutet untreulich, seiner Abtheilung nach, ebenso gut wie *diminere*, *diminere*, *divertere* und *dividere*: auseinanderbringen, auseinanderstellen oder zerlegen, zertheilen. In dieser Bedeutung kommt *digerere*, in Beziehung auf das Recht der *Cicero* da orat. I, 41, 42 vor; und völlig gleichbedeutend braucht derselbe (*Cicero* Brut. 33) das Wort *tribuere*, welches in dem römischen Rechte von der *tributoria actio* her bekannt ist. Hieraus ist das juristische Kunstwort *Digesta*, für Bücher, in welchen die Rechtsfälle zerlegt und getrennt (nach einer gewissen Ordnung) abgehandelt wurden, entstanden, und dergleichen Digesten waren schon lange vor Justinian üblich. So schrieb schon Aeneas Barus Digesten, dann Gellius, Julian, Pomponius, Africanus, Cerebrius Scudola und Marcellus. Dieses juristische Kunstwort *Digesta* hat dann den Kirchenvater Tertullian, wenn er auch nicht selbst der gleichnamige Rechtsgelehrte gewesen ist, veranlassen können, die christlichen heiligen Bücher ebenfalls *digesta* zu nennen (adv. Marcionem IV, 3), wo inessen der Zusatz *nostra* doch wol nicht den Unterschied von den juristischen *digesta*, sondern den von den heiligen Schriften, die seine Gegner annahmen, bezeichnen soll; ohne daß es nöthig ist, das Wort *digestum* so ganz allgemein für Buch anzunehmen^{*)}.

Späterhin wird *digerere* von den nichtjuristischen Schriftstellern in einem viel allgemeineren Sinne gebraucht; dagegen brauchen die christlichen Kaiser in ihren Befehlen das Wort *digerere* immer noch in der alten, juristischen Bedeutung. So J. B. Valentinian I, Valens und Gratian in der C. 1. C. Th. VI, 7, wo *digestae ordinationibus praeis* . . . *dignitates*, offenbar die Eintheilung in verschiedene Classen des Rangreglements bedeutet, und Justinian selbst in der C. *deducere* 3. C. I, 17, §. 1 am Ende erklärt: *digesta ex re sua vocantur ex re dignitatis re sui dignitatis*. Wenn er aber seiner großen Exceptenfassung den Namen: *Digesta sive Pandectae* juris enucleant, ex omni veteri jure collecti gab, so ist dieses wenigstens insofern auffallend, als *Digesta* mit *Pandectae* nicht gleichbedeutend sind, da *Pandectae* auf eine Sammlung hinweist, in welche alles aufgenommen werden kann, und nach seiner Absicht alles aufgenommen wurde, was aus den frühern Schriften über das Recht, als nun gemeingültig aufgenommen werden sollte. (Vergl. Hugo, Ursprüngliche Bedeutung des Wortes *Digesta*, in dessen civilistischem Magazin. Bd. VI. Nr. 8.) (Spangenberg.)

DIGESTION, *digestion*. *Digestion* ist 1) (chemisch) diejenige Operation, durch welche man zwei oder mehrere flüssige Körper, oder einen flüssigen und einen festen, gewöhnlich in Pulverform, mit einander vermischt, und eine Zeit lang in verschlossenen Gefäßen ruhig hinstellt, damit sie erweichen, oder sich auflösen und vereinigen sollen.

Die Digestion geht oft der Destillation voraus. Sie ist entweder a) kalte Digestion, wenn man dazu, außer der atmosphärischen Wärme, keine andre nöthig hat, oder b) warme, heiße, wo man eine andre Wärme an die Digestirgefäße auf dem eigens dazu eingerichteten Ofen (Digestioren) bringt. Die erste geht zwar langsamer vor sich, ist aber von sehr großem Nutzen, und gibt oft bessere Producte, als die zweite, welche aber gleichfalls ihre Vortheile hat, und in weit mehrern Fällen gebraucht wird.

Man bedient sich der Digestion überhaupt, um theils das Aineinanderwirken gewisser Stoffe zu beschleunigen, theils zur Erweichung und Auflösung gewisser, für fernere Bearbeitungen bestimmter Körper, oder auch zur Erzeugung eines Grads von Gährung, den sie annehmen sollen.

2) *Digestion* (physiolog.), s. Chymusbildung und Verdauung. (Th. Schreger.)

DIGESTIVMITTEL (*Digestiva* nennt man 1) die Verdauung beschleunigenden Mittel, als: Schleim zertheilende, aufstosende und zugleich gelind stärkende Arzneicompositionen von Neutralsalzen, und bitters und gewürzhaften Stoffen, gewöhnlich in Pulverform (Digestivpulver, *pulvis digestivus*). So gebraucht man zur Würzung der Speisen das Kochsalz als ein tägliches Digestivmittel u. 2) Heilmittel alle die Zeitigung und Eiterung der Geschwüre fördernde Mittel *Digestiva*, z. B. die Digestivsalbe (*Unguentum digestivum*), ein eigens officinelltes Präparat, dessen Hauptbestandtheil Terpentin ist. (Th. Schreger.)

Digestivpulver, s. Digestivmittel.

Digestivsalze, s. Salzsäure.

DIGESTOR, eine von Papin (1681) erfundene Maschine, ursprünglich aus Metall, in Cylinderversorm, mit breitem Rand und einer ovalen, etwas kleinem Öffnung, als der innere Raum ist, auf welche mittels starker eiserner Schrauben ein gleich starker runder Deckel von Messing dampf dicht befestigt wird. In dieser Maschine läßt sich durch Sperrung der Wasserdämpfe nicht nur das Wasser weit siedend heißer, als an freier Luft machen, sondern auch ein harter Körper, wie Knochen u., in kurzer Zeit erweichen und auflösen, um daraus Knochengallerte oder Suppentafeln zu bereiten. Nur muß der Topf, um den gefährlichen Dampf seines möglichen Zerfalls vorzuzukommen, wohl verwahrt sein (s. Dion. Papin neue digester. Lond 1681. 1687. 4.).

Die Sangiorgio'schen, Ettolins'schen, Tiebels'schen und Fortin'schen Veränderungen daran sind nicht eben wesentlich.

In Ziegler's Digestor (s. dessen Schrift: de Digestore Papini, ejus structura et usu (Bas. 1769), sind ein Thermometer und zweierlei Elasticitätsmesser angebracht. Wille (s. Sam. Hahnemann's Apothekerlexikon. Bd. I.), und van Marum (s. Boigt's n. Magazin u. III, 1. 2. Taf. I. Fig. 1—4), haben, sowie neuerlich Souton, den Gebrauch desselben mehr gefördert. Mit Gullens gläsernem Digestor (bei S. Hahnemann a. a. D. I.), läßt sich reinlicher arbeiten. Et Marc's Autoclav gewährt durch sein Ventil noch größere Sicherheit (s. Journ. de Pharm. VI. p. 315.). An dem von van Marum verbesserten Papin. Topfe (s. oben), hat Geythall eine Abgangsröhre, und Würger andere Verbes-

*) Wie J. B. Dyckershoek, Observ. VIII, 1. S. 41. ler im ersten u. X.

ferungen angebracht (f. Kopp's Jahrb. der Staatsarznelk. X. S. 36 fg.).

Buchholz vereinfachter Pöplianischer Digestor ist ein aus Eisen 1 bis 14 Linien stark und gleichförmig gegossener cylindrischer, den vierten Theil höherer, als breiter, am Boden etwas abgeplatteter, und nach Oben zu abgerundete, 12—16 Pf. Wasser haltender Topf mit einer ausgehegten, $\frac{1}{2}$ Fuß im engem Durchmesser weiten Trichteröffnung, und an den zwei entgegenstehenden Seiten seines Gewölbes mit zwei starken massiven Henkeln versehen, um theils sein Auflegen auf das Ofenmauer zu erleichtern, theils das Schraubengestelle davon zu befestigen. In die Eingangsoffnung des Trichters ist ein eiserner Deckel dampficht eingesamigelt, der zum Eingreifen der Schraube in seinem Mittelpunkt eine Vertiefung hat, und zugleich, wenn er nicht stark genug wäre, durch ein untergelegtes eisernes Kreuz unterstützt werden kann. Das Schraubengestell besteht aus einem eisernen Bügel, der durch die beiden Henkel mitten über den Deckel des Topfes befestigt, und in dessen oberem Theile die Schraubenmutter vertikal über dem Deckel angebracht werden kann, durch welche die Schraube mit ihrem querlaufenden Schlüssel vertikal auf die Mitte des Deckels herabsteigt, um diesen gleichförmig aufzuheben. Die sich entweichenden elastischen Dämpfe lassen sich, damit sie den Apparat nicht zerstreuen, durch ein am Deckel angebrachtes Regeneritil herauslassen. Diese nicht so kostspielige Vorrichtung ist für Apotheken bestimmt, und erfüllt aus Besse ihre Bestimmung (f. Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, 1804. S. 83. Fig. 1—7. Die neuern und neuesten Abänderungen daran sind von Coderkron (f. Gehlens n. Journ. d. Ch. n. 1803. II, 6. S. 118. Tab. II. Fig. 2.), von Wunde (f. Schweigger's Journ. f. d. Ch. n. XXIII, 2.), von Rouffarène (f. Jahrb. des f. f. polytechn. Instituts zu Wien. XV. S. 205 n. Taf. V. Fig. 9.) u. w. A.

Für einzelne Haushaltungen dient zum Dampfsoffen Destillirapparat Maschine in Dessens Schrift: Über die neueste Verbesserung des Dampfsoffens n. (Halle 1812.) S. 87. n. Ebenso belehrt und hierüber Hausmann's Schrift: Einfaches Mittel, die Befestigung der vor dem Feinde stehenden Heere zu erleichtern (Witt. 1815.).

Zur Bildung des Wasserqualitäts für russische Dampföfen außerhalb des Kachabines dient hier und da eine Pöplianische Maschine, oder ein fest verschlossener, mit einem Sicherheitsventile n. versehener Kessel, aus welchem ein weites metallenes Rohr mit verschiedenen gekrümmten und beweglichen Kuffäden, den Dampf in das Badegemach, und nach der beliebigen Richtung hin führt (über d. Pöplianischen Digestor und dessen verschiedene Arten vergl. die Jahrbücher d. f. f. polytechn. Instit. in Wien. XI. S. 316. n. XV. S. 205. n.). (Th. Schreger.)

DIGESTORIUM, eine Art von chemischem Sandbade, welches aus einem niedrigen Ofenmauer besteht, dessen Boden mit einer eisernen Platte belegt ist. Der ganze Raum wird mit Streuau ausgefüllt (f. S. Hahnemann's Apothekerliteratur. I., und unten Ofen wie namentlich: Reigners zu Halle Digestions-, Koch- und

Trockenofen für Apotheker (in Trommsdorff's neuem Journ. d. Pharm. n. X, 2.). (Th. Schreger.)

DIGITALIN (Digitaline), ein von A. Le Royer aus dem rothen Fingerbute (*Digitalis purpurea*) geschiedenes, schmieriges und außerordentlich zerfließliches, angeblühtes Pflanzenalcaloid von brauner Farbe und bitterm Geschmacke, das nur unter den günstigsten Verhältnissen in ganz kleinen, verschiednen gestamten, sehrartigen, meist prismatischen Krystallen mit rhomboidaliger Grundfläche n. aufzulösen fallt, aber nach Pulung kein Kaloid ist, sondern der wirksame Bestandtheil der Digitalis. Antheilhaft davon in einer halben Unze Wasser aufgelöst, und in den Unterleib oder in die Halsvene eingespritzt, tödtet in fünf Minuten Hunde von mittler Größe, Kaninchen und Kagen, indem das im Blut aufgelöste Gift direct auf das Nervensystem zu wirken scheint. Das arterielle Blut zeigt dabei eine sehr verdöte Farbe und wenig Bewegung zum Gerinnen. Die Hirnsubstanz aber wird von diesem Gifte nicht verändert (f. Bibl. universelle. XXVI. p. 102 sq. deutsch in Schweigger's n. Journ. für Ch. und Pb. 1824. XII, 1. S. 110 n. und in Magazin der Pharmacie n. fortgef. von F. E. Geiger. VII. Juli. dest. Formular- und Receptaschenbuch von A. Richard, aus der 3. Auflage ins Deutsche überlegt n. (Weimar 1824.) Vergl. Repins's Verrettungsart in Buchners Repertor. n. XXVIII, 2., und die neueste von Piansani de Geiger a. a. D. 1829. Febr. S. 54. n., nach welcher man oft das Dersuche und mehr, als nach le Royer's Methode, bekommen, und auch viel an Äther sparen soll. Statt das Präparat durch Ätherbölle entfärben zu wollen, wobei es doch braun bleibt, schlägt Geiger vor, die wässrige Lösung mit Sättigungsböde zu behandeln n. (Th. Schreger.)

DIGITALINA, eine Gattung Zoophiten, von Bory de St. Vincent in dessen Zwischenreich Psychodinares, in die Abtheilung Microscopiques, in die Familie Vorticelloires gestellt. Sie prigt, nach dem gedachten Autor (Encyclop. méthod. Zoophites 1824. p. 252) die größte Verwandtschaft mit den eigentlichen Vorticellen (aus denen die ganze Familie gebildet), aber nicht, wie diese, stützende Organe an der Mundöffnung, auch weder zusammenziehbares, noch weniger zurückziehbare besondere Stiele. Vielmehr bestehen die Kränzchen in Folgendem: Der Stamm ist rödrig, einfach, meistens aber baumförmig, im letztern Falle sich in starke (stiele) Äste theilend. Die einzelnen Stielchen tragen einen unregelmäßigen cylindrischen länglichen, schräg abgeflachten Kelch, welcher mehr oder weniger eine herabhängende Gestalt hat. Die Ästere dieser Gattung leben (gleichsam parasitisch) auf kleinen Säugethierrücken, — als Cyclops, Monoculus, Daphnia, oft in solcher Menge, daß dieselben an sich auch kleinen Thieren das Schwimmen schwer wird. Wie bei den eigentlichen Vorticellen löst sich zu manchen Zeiten der gedachte Kelch von dem Stiel ab und schwimmt frei herum, wie dies schon Ledermüller und Rösel beobachteten. Hier Müller will eine Art im Meerwasser beobachtet haben. Von den folgenden von Bory de St. Vincent aufgeführten Arten hat Ehrenberg zwei Arten: D. digitalis und anastatica, als zur Gat-

tung Epistylia gehörig, aufgeführt. Die erste Art, welche schon Rösel abbildete (Insectenbelustigung III. 607. t. 98. f. 4.), nennt Bory D. de Saenpey; eine dritte ist von ihm: *D. simplex* genannt und als Abbildung führt er an: Federwülste mikroskop. Gem. und Augen-ergötzen. t. 88. Vergl. Epistylia. (D. Thon.)

DIGITALIS (Fingerhut, *καρδαμύνη* Reugr., *digitalis* fr., *lial* und *Span*, *nodaleira* Portug., *foxglove* Engl., *fingerhut*, *Dän.*, *biskopskrone* Schwed., *neparatnik* Poln.). Eine Pflanzengattung, welche Leonhart Fuchs (Hist. 893.) zuerst so genannt hat, aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Scrophularinen (Personaten). Char. Der Stengel fünftheilig, stehendbleibend, mit meist ungleichen Fäden; die Corolle bauchig-glockenförmig, mit schmalem Saume; die Liliaceen ganz stumpf oder gespalten, die Unterlippe dreispaltig, der mittlere Lappen den beiden andern gleich oder vorgestreckt; die Staubfäden kürzer als die Corolle; die Antherenfäden von einander absteigend; der Griffel stehendbleibend, mit zweilappiger Narbe; die Kapsel eiförmig, zweifächrig, vielkammig; die beiden Klappen bilden mit den einwärts gebogenen Rändern die Scheidewand und theilen sich bei der Fruchtzeit, wenigstens oberhalb, in zwei Hälften; der Mutterkuchen steht in der Mitte, ist dick und mit den Scheidewänden vermafen; die Samen sind runzelig oder punkirt. Einige dreißig Arten dieser Gattung sind bekannt, welche sich größtentheils durch ihre jährliche Form und durch die Größe und Härte ihrer Blumen auszeichnen, aber auch wahrscheinlich alle giftig sind. Sie sind in Europa (in Teutschland fünf), in Kleinasien und am Kaukasus, in China, Cochinchina und Ostindien, auf den canarischen Inseln und auf Madeira einheimisch. Nur wenige sind krautartig, die meisten mehrjährige Kräuter. Die bekannteste Art, *D. purpurea* L. (Rother Fingerhut, Engl. bot. 1297., Fl. dan. 74., Sturm Teutschl. Fl., Guimp. und Schlecht. t. 7.), ist ein zweijähriges, weichhaarig-wolliges Kraut, mit aufrechtem, einfachen, drehrundem Stengel, eiförmig-lanzettförmigen, ungleich getriebenen, abwärts-rundlichen, unterhalb am Stiele herablaufenden, oberhalb ungeheulten Blättern. Die Blüthen bilden eine lange, einseitige Traube am Ende des Stengels; Blüthenstiele und Stielblättchen sind von fast gleicher Länge; vier Fäden des Kelches gleich groß, der fünfte viel schmaler. Die große Corolle ist außen purpuroth, innen weißlich, rotzefleckt und mit langen Saamen besetzt. — Der rothe Fingerhut findet sich fast in ganz Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, besonders in Bergwäldern und auf hohen Wiesen; an manchen Orten bedeckt er große Flächen, z. B. am Harze zwischen Elbingerode und Schierke; in vielen Gärten dient er als Zierpflanze. Er blüht vom Juni bis zum September. Jetzt kann sie unter die wichtigsten europäischen Arzneipflanzen gezählt werden (s. den folg. Art.). Zum medicinischen Gebrauche sammelt man die frisch unangenehm riechenden Blätter (Herba Digitalis purpurea) von dem mitwachsenden Fingerhute, wenn sich die Blüthen zeigen. (Sprengel.)

DIGITALIS PURPUREA (Medicinalis). Zum

Arzneigebrauche sollte man nur die breitesten und am tiefsten gefärbten, mit einem wolligen Überzuge bedeckten, Stengelblätter des zweiten Jahres der zweijährigen, im leichten Sandboden wachsenden Pflanzen von der Blüthezeit seit gegen Ende Augusts einsammeln, und zwar alle Jahre frisch. Nicht unwirksam sind die Blätter des Gartenfingerhuts, wenn er an einem erhabenen Orte, geschützt vor Nordwinden, frei nach Süden, leicht von Bäumen beschattet, in einem lockern, sandigen, wenig thonigen, mehr mageren, als fetten, bloß mit Raub, Gras u. dgl. nicht mit gewöhnlichem Viehmiste gedüngten Boden steht. Das von den Blattstielen und Rippen gereinigte Kraut muß man schnell in einer Blechpfanne an der Sonne und im Luftzug, oder über gelindem Feuer trocknen. Immer noch etwas diehlam wird es mit zugefehtem Zucker gepulvert, und in farbigen, gut verpackten Glasflaschen aufbewahrt. Das Pulver muß eine schöne dunkelgrüne Farbe und einen durchdringenden Geruch, wie frisches Heu, oder noch stärker, haben, und nicht über ein Jahr alt sein. Der weißblühende Fingerhut taugt ebenso wenig zum medicinischen Gebrauche, als jeder einjährige. Selten ober, nie kommt jetzt die Verwechselung desselben mit mehreren Varietäten vor, ebenso wenig mit *Tenerium scordonia*, da sich die Blätter von diesen Gewächsen leicht unterscheiden lassen. Möglicher und leichter ist jene mit *Conyza squarrosa* vor dem Blühen (s. Geizgras Magaz. für Pharm. k. 1828. XXIII. S. 7 u. 1829. Aug. S. 125 u.).

Die Digitalis purpurea wirkt, sowie die lutea, ferruginea etc., secundär auf die Arteriosität; sie vermindert die krankhaft erhöhte Erregbarkeit in den größten Arterienstämmen, und macht somit den Herz- und Arterien Schlag nicht nur seltener, sondern häufig auch ganz aussehend. Specifisch wirkt sie auf das Gefäßsystem des Thorax, des Herzens und der Lungen, und auf deren Nervenorgane. Zugleich ist sie ein positives Reizmittel für das einsaugende und auscheidende Lymphsystem. Vermöge ihres scharfen Bekandtheiles stellt sie, zumal als Pulver, und im Abfuss, ein indirekt wirkendes kräftiges Diureticum und Hydragogum dar, indem sie die Resorption befördert. Nebenbei aber greift sie, zumal in starkem Decoct und in größtem Gaben, bei unsichlicher Auswahl der Präparate davon u. dgl., den Magen an, erregt leicht Uebelkeit und Erbrechen, Schmerzen in den Eingeweiden, schwächt die Bewegungen des Herzens, und in der Folge auch die Thätigkeiten des Gehirns und der Sinnesorgane, bewirkt Ohnmächten, Schlafsucht, Convulsionen, weite unempfindliche Pupille, langsame, unregelmäßigen Puls, und leidet den Tod¹⁾. In dem reichem Maße gewöhnlich die äußeren Hirnhäute mit Blut überfüllt, die Magenhäute hier und da gerötet, die übrigen Organe indessen gesund. Gegenmittel sind: Die strengste Aube nebst kleinen Gaben von Akebe oder Ammonium, heiße Cinapismen an die Füße, Einreibungen von ölähnlichem Wasser u. dgl. in die Herzgegend, erweichende Umschläge auf

1) Vergiftungsfälle damit i. unter andern in Hufeland's Journ. b. pr. 48. 1828. IX. S. 127 u.; im Journ. de chimie médic. III. p. 593 etc.

die Magenkrämpfe und zum Getränk ein Gerstenabkud mit Milch.

Als Narcoticum wirkt der rotthe Fingerhut auf die Augenerven, bringt die vielen Klümmern vor den Augen, Gesichtsröthung, Schwindel, Betäubung, Schwere des Kopfes hervor, ohne weitere üble Folgen, und oft bald vorübergehend. Geröthlich ist seine übrige Wirkung langsam, oder auch bauernd. Milder narcotisch wirkt die Digitalis lanata Winteri oder Epiglottis, noch weniger die Digital. ambigua u. purpurascens. Der wirksamste Bestandteil unserer Pflanze soll ein eignes Kaloid sein, das Royer, sein Entdecker, Digitalin genannt hat (s. vorher). In Wassersuchten, ohne vorwaltende Entzündung, da, wo Schwäche der Harnorgane mit verminderter Thätigkeit des Darmkanals oder des ganzen Körpers verbunden ist, gehört die Digit. zu den kräftigsten harntreibenden Arzneimitteln, ist aber von wenigen Nutzen, wenn der Urin hell, und die Constitution schon sehr zerrüttet ist. Ferner dient sie mit Schiellingsextract, Goldschwefel und Kalomel in der Skrofelkrankheit träge, schlaffer, schleimreicher Subjecte, mit Kalomel oder gerannetem Meerschwamme gegen kleine, nicht sehr eingeleitete Kröpfe, mit Wasserfenchel oder mit schwefelsaurem Chinin im letzten Stadium der Lungenstich lymphatische katarrhalische Natur, besonders bei schleimfließenden Lungen, in entzündlichen Gefäßleiden, zumal lentescirenden, in mancher Pneumonie, vorzüglich mit nervöser Affection der Lungen, nach angelegtem Aderlasse, wo man heilsame Es- und Excretionen bewirken will, mit Senega, Goldschwefel und Ammoniummitteln, bei Kindern mit Kalomel; mit Extr. Lactucae virosae in der Brustwassersucht, und gegen jenes lästige Herzklopfen, wenn es nicht auf organ. Fehlern beruht, in der sogenannten Angina pectoris; in arteriellen Blutflüssen, wenn sie nicht in mechanischen Verletzungen allein ihren Grund haben, und dann augenblickliche Hemmung erheischen, ganz besonders in Lungenblutungen, weniger in Mutterblutflüssen; im Keuchhusten der Kinder, im Stichtuften wirkt sie langsamer als alle Narcotica. Vorzüglich aber nützt sie bei Ansdürrung von Lähmung und Torpor im Hydrocephalus acutus. Nord und englische Ärzte empfehlen sie in der hyperplastischen Manie, bei Epilepsie, und selbst bei Hydrophobie in starken Dosen. Gänzlich ist sie tödtlich. Außerdem löst man einige Tropfen von einem starken Aufgusse derselben bei heftigen Ophthalmien in die Augen fallen. Auch wendet man die frischen, zerquetschten Blätter, oder den ausgedrückten Saft, oder die Tinctur, oder auch das getrocknete Kraut in einem Breiumschlage u. bei Drüsenanschwellungen, Kröpfen, Strufulösen und flachen Geschwüren an.

1) Das Pulver wirkt zu $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$, bis ein Gr., ein bis zweimal des Tags auf das Blut- und Lymphsystem, zu drei und mehr Granen drei bis viermal täglich mehr auf den Darmkanal, macht um so leichter abzuweichen, Erbrechen und vermehrte Stuhlmenge, ist dann weniger bestimmt schweiß- und harntreibend; mit drei bis vier Gran Ammonium carbonic. dient es bei eingeleiteten heftigen Brustbeschwerden. In manchen Wassersuchten sieg man das

mit von fünf bis hundert und mehr Granen. Weniger sicher, aber bequemer zu nehmen ist: 2) der wässrige Aufguss aus $\frac{1}{2}$, ein bis zwei Dr. mit 16 Unz. Wasser, zwei Stunden lang digerirt, und der Colatur zwei Unz. Zimmetwasser zugefugt, Anfangs zu vier Dr., und mit der Zeit bis auf vier Unz. gestiegen. Eine Unze der trocknen Blätter ist vier Unz. der frischen gleich. 3) Der kräftigere Abkud ist vorzüglich angezeigt in Brust- und Brustwassersuchten, wirkt aber, ungeadmet seines verminderten narcot. Stoffes, immer noch mäßig auf die ersten Wege; besser wird 4) die Tinctur getragen, und zwar a) die Tinctura digitalis semispirituosa, zu 10–20 Tropfen vorzugsweise anwendbar in starken asthenischen Hämorrhoidal- u. a. Blutflüssen; empfohlen auch in den hartnäckigsten Wechselfiebern; b) die Tinct. digit. simpl. Boraus. ist an Digitalisgehalt etwas schwächer, enthält aber doppelt soviel Weingeist als Wasser. Zu 10–30 Tropfen rath man sie in verschiedenen leichten hydropischen und phthisischen Krankheitsformen. c) Die Tinct. digit. aetherea Boraus. wird, wie b, gebraucht. d) Die Tinct. digit. aquoso-aetherea ist nicht wirksamer als die ädrig, gleich 5) dem Aetum Digital., welchen Rasse neuerlich meist kleinen Gaben der Specuana gegen Blutungen vorgeschlagen hat. 6) Extractum Digit., ein unwirksames Präparat, weniglich von Heuflinger gepriesen. 7) Unguent. Digit., zum Einreiben bei Wassersuchten und Drüsenanschwellungen. Außerdem auf eine von ihrer Epidermis entblößte Hautstelle gebracht, leistet diese Salbe, wie das Pulver, große Dienste bei Drüsenkrankheiten, Lungencongestionen und Asthma. (Nach Lembert und Lesieur.)

(Th. Schreger.)

DIGITARIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Rinnhöhe Glasse und der natürlichen Familie der Gräser (Gruppe der Panicen) hat zuerst Heister (nach ihm Adanson Fam. des pl. II. p. 38.) wegen der meist fingerförmig gestellten Ähren so genannt. Rinnhö und neuerdings mehr Schriftsteller vereinigen die Gattung mit Panicum, was nur zu biligen ist, wenn man überhaupt bei den Gattungswortern stehen der Gräser den Blütenstand nicht berücksichtigt. Schrader (Fl. germ. I. p. 160.) zog den spätern Baltherschen Namen, Syntherisma, vor, und bezeichnete mit

2) Bergl. W. Withering, Account of the foregone and some of its medical uses. (Birmingham 1785.) Übersetzt von M. Groll. (Ep. 1786. 99.) 3. Hohnemann, De vir. med. p. 125. 4. R. De Roribus in De Roribus Journ. de Pharm. XVIII, 1. 5. Prof. med. Journ. 1800. 1802. Observ. on the Preparation, use, and Administration of the Digit. purp. by W. Hamilton. (Lond. 1807.) 6. Morl. Bravaynat Manier, Diss. de digit. ferrog. (Gron. 1804.) Übersetzt bei Trommsdorff a. d. XVI, 1. S. 245. 7. Pr. Fontana, Sulle virtù della digit. (Pad. 1810.) 8. Rastor in Quert. Journ. de pr. M. 1816. I, 2. S. 32 u. 33. 9. Harles, Chemist. 1816. S. 1 u. 2. 10. Derf. in seinem Reuen Journ. d. ausl. med. Lit. V, 1. S. 175. 11. Gualbelli in Journ. de Arch. f. med. Lit. 1824. 12. Wai. u. Jun. best. S. 416. 13. Winter, Chem. 1825. 14. Jui. und August. best. S. 139 u. 140. 15. Wai. S. 45. 16. Wai. best. S. 162. 17. Reumann in G. B. 1825. 18. Wai. best. S. 162. 19. Wai. best. S. 162. 20. Wai. best. S. 162. 21. Wai. best. S. 162. 22. Wai. best. S. 162. 23. Wai. best. S. 162. 24. Wai. best. S. 162. 25. Wai. best. S. 162. 26. Wai. best. S. 162. 27. Wai. best. S. 162. 28. Wai. best. S. 162. 29. Wai. best. S. 162. 30. Wai. best. S. 162. 31. Wai. best. S. 162. 32. Wai. best. S. 162. 33. Wai. best. S. 162. 34. Wai. best. S. 162. 35. Wai. best. S. 162. 36. Wai. best. S. 162. 37. Wai. best. S. 162. 38. Wai. best. S. 162. 39. Wai. best. S. 162. 40. Wai. best. S. 162. 41. Wai. best. S. 162. 42. Wai. best. S. 162. 43. Wai. best. S. 162. 44. Wai. best. S. 162. 45. Wai. best. S. 162. 46. Wai. best. S. 162. 47. Wai. best. S. 162. 48. Wai. best. S. 162. 49. Wai. best. S. 162. 50. Wai. best. S. 162. 51. Wai. best. S. 162. 52. Wai. best. S. 162. 53. Wai. best. S. 162. 54. Wai. best. S. 162. 55. Wai. best. S. 162. 56. Wai. best. S. 162. 57. Wai. best. S. 162. 58. Wai. best. S. 162. 59. Wai. best. S. 162. 60. Wai. best. S. 162. 61. Wai. best. S. 162. 62. Wai. best. S. 162. 63. Wai. best. S. 162. 64. Wai. best. S. 162. 65. Wai. best. S. 162. 66. Wai. best. S. 162. 67. Wai. best. S. 162. 68. Wai. best. S. 162. 69. Wai. best. S. 162. 70. Wai. best. S. 162. 71. Wai. best. S. 162. 72. Wai. best. S. 162. 73. Wai. best. S. 162. 74. Wai. best. S. 162. 75. Wai. best. S. 162. 76. Wai. best. S. 162. 77. Wai. best. S. 162. 78. Wai. best. S. 162. 79. Wai. best. S. 162. 80. Wai. best. S. 162. 81. Wai. best. S. 162. 82. Wai. best. S. 162. 83. Wai. best. S. 162. 84. Wai. best. S. 162. 85. Wai. best. S. 162. 86. Wai. best. S. 162. 87. Wai. best. S. 162. 88. Wai. best. S. 162. 89. Wai. best. S. 162. 90. Wai. best. S. 162. 91. Wai. best. S. 162. 92. Wai. best. S. 162. 93. Wai. best. S. 162. 94. Wai. best. S. 162. 95. Wai. best. S. 162. 96. Wai. best. S. 162. 97. Wai. best. S. 162. 98. Wai. best. S. 162. 99. Wai. best. S. 162. 100. Wai. best. S. 162.

Digitaria eine Gattung, für welche der Richardsche Name, Cynodon, jetzt allgemein angenommen ist. Der Gattungscharakter von Digitaria Heist. ist folgender: Die schiefen Ähren stehen meist zu fünf bis sieben, wiebel- oder büschelförmig beisammen, selten ist nur eine vorhanden; der Blüthenstiel ist fiedriggedrückt; gewöhnlich sind zwei einseitige Ähren, das eine kürzer, das andere länger gestielt, sind an den Blüthenstiel angebrückt; der Kelch ist zweifelhig; die Zwitsercorolle zweifelhig; die äußere, oft borstentragende Spelze umfaßt die innere, schmalere; die gefüllte gefächelte Corolle ist einseitig; die Blüthenhäuptchen abgestuft (*Pal. Beauv. Agr. t. 10. f. 12. Schrad. Fl. germ. t. 3. f. 6. 7.*). Die Gattung Cynodon Rich. ist näher mit Chloris als mit Digitaria verwandt und gehört auch zu der Gruppe der Chloriden. Char. Die Ähren fingerförmig-büschelig; die Ähren an der Basis oder einblütig, stehen auf dem Blüthenstiel abwechselnd nach einer Seite. Der Kelch zweifelhig; die beiden Corollenlippen fleischig zusammengegedrückt, die äußere die innere umfassend. Als Anwendung einer zweiten Corolle liegt in der Höhlung der innern Spelze ein borstiges oder kufenförmiges Organ. Die Blüthenhäuptchen sind umgekehrt eiförmig (*Pal. Beauv. t. 9. f. 1. Schrad. l. c. t. 3. f. 9.*). Der Hauptunterschied der Gattung Cynodon von Digitaria, wie der Chloriden von den Panicen überhaupt liegt in den schmalgedrückten Kelch- und Corollenlippen. Von Digitaria sind einige wenig, von Cynodon fünf Arten bekannt, welche fast über die ganze Erde verbreitet vorkommen. Nur zwei finden sich in Norddeutschland: 1) *Dig. sanguinalis Scop. (Panicum L., Schreb. gram. t. 16. Hust. gram. II. t. 17, Engl bot. 894, Dactylon Villars, Paspalum Lam., Syntherisma vulgare Schrad. l. a.)*, seltener als die folgende, besonders auf Sandboden und Weinbergen (von ihr unterscheidet sich die Strobiloidische, auch in Kleinasien und Westindien vorkommende *D. siliaria W. [Panicum Retz., Syntherisma Schrad. l. c. t. 3. f. 7.]*, nur durch die gewimperte Spelze des gefächelten Blüthenstems). 2) *D. humifusa Pers. (Syn., Panicum glabrum Gaudin., Pan. Ischaemum Schreb., P. sanguinalis Polliche, Leers t. 2. f. 6. Fl. dan. 388, Syntherisma glabrum Schrad. l. c. f. 6, Paspalum ambiguum Cand., Dig. glabra Röm. et Schult.)*, auf bebauten und unbebauten Äckern, besonders unter den Kartoffelpflanzen. Beide Arten sind einjährige, vielstammige Gräser, welche außer Europa auch in Nordamerika vorkommen. Die verbreitetste Art von Cynodon ist *C. Dactylon Rich. (in Pers. syn., Panicum L., Digitaria Scop., Dig. atolonifera Schrad. l. c., Paspalum Dactylon Lam., Dactylon officinale Vill.)*, ein perennirendes, weit kriechendes Gras, welches im südlichen Europa (auch noch in Böhmen, Schleien, Baiern, in der Pfalz und Wetterau), in Afrika, Kleinasien, Ostindien, Rußland und Amerika einheimisch ist. In Nordamerika und Westindien bedeckt es große Küstengebiete und ist ein verhasstes Unkraut, welches die Pflanze Bermuda-grass nennen. In Frankreich werden die Wurzeln, wie unsere Quenden-

wurzeln (von *Triticum repens*), denen sie sehr ähnlich sind, benutzt. Der Gattungsname Cynodon ist eine griechische Uebersetzung des französischen Chiendent (*Sprengel*). DIGITIGRADI, Cuvier (Mammalia). Eine Abtheilung der Raubthiere und zwar der Raubthiere im engeren Sinne, der eigentlichen Fleischfresser (*carnivori*), diejenigen enthaltend, welche beim Gehen nicht mit der ganzen Sohle des Fußes, sondern nur mit den Zehen und Zehenspitzen auftreten. Cuvier (*régne animal* ad. II. t. 142.) zählt hierher die Gattungen Mustela, Mephitis, Lutra, welche wieder diejenige Unterabtheilung der Digitigraden oder Zehengänger bilden, welche hinter dem obern Eckzahne (Hundezahne) nur einen Föderzahne haben, dagegen eine zweite Unterabtheilung diejenigen umfaßt, bei denen sich zwei flache Föderzähne befinden, wie bei den Gattungen Canis, Viverra, Genetta, Paradoxurus, Herpestes, Ryzomys, Crossarchus; eine letzte Unterabtheilung ist dadurch ausgezeichnet, daß hinter dem großen untern Mähzahne sich keine kleinere Zähne finden; wie bei Hyena und Felis. (*D. Thon.*)

DIGLENA, Ehrenberg (Zoophyta), Zweiauge. Eine von Ehrenberg zuerst in dessen und Semprichs neuester Symbolae physicae anim. overis. I. aufgestellte auf der beigefügten Tafel I. in zwei Arten unter dem Namen Typhlina abgetheilte Gattung der Räderthiere (Rotatoria). In dem neuesten Werke (zur Kenntniss der Organisation u. 1832. S. 136.) steht sie in der dritten Abtheilung, Polytrocha, in der Familie Hydralina, und ist charakterisirt: Mit zwei Augen in der Mitte der Stirn und einem zweifelhigen Schwanz. Außerdem besteht für sie noch das negative Kennzeichen des mangelnden Panzers. Nur eine Art, *D. castellina*, war früher von Müller, als *Cercaria castellina*, beschrieben. In keiner der von Berg de St. Vincent aus der Mülserischen Carcaria gesonderten Gattungen finden wir der genannten Art gedacht, welche übrigens von Ehrenberg in Berlin, Afrika und in Sibirien beobachtet wurde. Die Arten sind: *D. lacustris*, Längendurchmesser $\frac{1}{2}$ Linie, Körper groß, kurz und dick, $\frac{1}{2}$ mal so lang als breit, kugelförmig, Schwanz verdünnt, den gewölbten Rücken weit überragend, seine Länge $\frac{1}{2}$ mal in der Körperlänge enthaltend. In Berlin beobachtet. *D. granadina*, forcipata und aurita sind ebenfalls in Berlin, letztere vielleicht auch in Dongoia gefunden. *D. capitata* ward auch dort, doch auch in Sibirien an der sibirischen Grenze, beobachtet. (*D. Thon.*)

DIGLOBICERUS (Insecta), eine von Latreille errichtete Unterabtheilung der Meloiden, von demselben nur kurz (*Cuvier régne animal* ad. II. IV. 475 Meloidae) charakterisirt; die Fühler kegelförmig, die beiden letzten Glieder größer, kugelig. Das Vaterland der Typusart ist nicht angegeben. (*D. Thon.*)

DIGLOSSY NEUR, Stadt im dem Districte Domara Porçot auf Seilon. Sie liegt in einer hohen Gebirgsgegend; der vormalige König von Candy hatte hier einen Palaß, in welchen er gewöhnlich seine Zuflucht nahm, wenn ein europäisches Heer seine Hauptstadt bedrohte. (*Palmblad.*)

DIGLOSSA, Wegler (Aves). Bis können über diesen Vogel nichts weiteres mittheilen, als was der Aufsteller dieser Gattung in der Jhs 1832. S. 280 berichtet. „Unstreitig gehört der Vogel, welcher die Grundform dieser neuen Stippe ist, zu den interessantesten Vögeln. Im Habitus einem Sänger (Sylvia) ähnlich hat er den häufigen Oberkiefer einer Paria, den aufsteigenden spitzigen Unterkiefer eines Xenops und die vordringbare (F.) gleichsam aus zwei Theilen bestehende (sehr tiefgespaltnete) Zunge aus Ynotaria mit Einspielen, wie bei Philebon. Drei schiefe Runzeln hinter dem Haken des Oberkiefers, sowie der dülge Rangel eines Kinnwinkels, geben außerdem dem Schnabel ein Aussehen eigner Art. Die Flügel sind denen eines Sängers ähnlich gestaltet und beschlitten, mit besterfester Hinterseite der Fußwurzel. Flügel und Schwanz, sowie die Structur des Gefieders, wie bei Sylvia. Zu beiden Seiten des Schnabelgrundes stehen, wie bei einer Muscivora, steife Borsten. Spec. D. Baritula, Wegler, Mas. Caesia, facia nigrescente gastraeo rufo. Femina. Olivacea, facia juguloque dilucidioribus, gastraeo olivaceo-rufescente. Long. mar. 4 Zoll 4 Lin., cauda 2 Zoll, tarsi 7 Linen. Mexico. (misst Dr. Petz ad mas. Wurzeb.) — Hermann hat diesen Vogel nicht.“ (D. Thon.)

DIGLOSSUS. Diese Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der 19. Finnschen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Helianthem Gassini's) der natürlichen Familie der Compositae, hat Gassini (Bulletin de la soc. philom. 1817 p. 70. Diet. des sc. nat. XIII. p. 241.) von Tagetes getrennt, mit welcher Gattung sie füglich vereinigt bleiben kann, da der ganze Unterschied darin besteht, daß bei Digl. der Strahl nur aus zwei oder drei jungensförmigen Corollen besteht (daher der Gattungsname: *diglossos*, zweiflügelig), welche nach einer Seite stehen und fast ganz im gemeinschaftlichen Kelch verborgen sind. Aber auch bei mehreren Arten von Tagetes, z. B. bei *T. micrantha Cavanilles*, *T. minus Linna.*, *T. clandestina* und *altifolia Lagasra* und *T. floeculosa Spreng.*, verkümmern die Schalenblüthen regelmäßig, so daß bisweilen nur eins zu finden ist, oder alle unscheinbar sind. Diesem ist die einzige von Gassini nach einem trocknen Exemplar aus Peru bestimmte Art, *D. variabilis*, von einer der genannten Arten spezifisch nicht verschieden. (A. Sprengel.)

Diglossa Nees an Mart f. Galipae.

DIGLYPHOSA. Eine von Blume (Bijdr. tot de Fl. van Nederl. Ind. p. 336.) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Finnschen Classe und aus der Gruppe der Epiborenen (Malapiden Limbity's) der natürlichen Familie der Orchideen. Ghar. Die Kelchblätter aufrecht; das Lippenblatt gedreht, in der Föhlung mit einem häutigen Rande versehen, aufsteigend, ganzrandig, mit dem oberhalb einwärts gekrümmten Säulchen elastisch zusammenhängend; die Antheren convex, nach vorn gespalten, zweifächerig; die beiden wachsaartigen Pollenmassen edig, zusammengebrückt. Die einzige Art, welche Blume in den Bergwäldern Java's entdeckt hat, *D. latifolia Blum.* l. c., ist ein perennirendes Kraut

mit saferiger, kriechender Wurzel, drehendem Stengel, welcher nur ein häutiges, nervenreiches, lanzettförmiges, glattes Blatt trägt, und mit scheidenförmig schuppigen Blüthenhülle, der sich in eine Traube entblät. (A. Sprengel.)

DIGNE, das alte Dinia in Gallia Narbonensis jetzt Hauptstadt im Departement der untern Alpen und Sitz eines Bischofs, mit ungefähr 3300 Einwohnern. In der Entfernung von etwa einer Stunde entspringen, in der Nähe des Kraters eines erloschenen Vulkans, am Fuß eines senkrechten Felsens, heiße Schwefelquellen, deren Wasser mit dem achener übereinstimmt und eine Temperatur von 32° zeigt. Die eine dieser Quellen braucht man zum Trinken, die übrigen zum Baden. Eine genügende Analyse fehlt noch. Die Bäder, ein Privateigenthum, sind unmittelbar in den Felsen eingebauten, und die Kunst hat zum bequemern Gebrauche derselben sehr wenig gethan. (H.)

DIGNE CATH oder **DINH CATH,** eine Provinz, nach Barrow die nördlichste, in Süd-Anam oder Cochinchina, reich an Eisen und Wachs. Sie wird von Tongking durch den Fluß Dinh Cath geschieden, welcher in der Zeit, als diese Reiche noch verschiedene Beherrscher hatten, die Grenze zwischen beiden bildete; eine Mauer und viele Festungen verteidigten außerdem den Eingang in beide Staaten. So Barrow, der übrigens in Cochinchina zehn Provinzen nennt; ein neuerer Reisender*), kennt aber hier nur sieben, die größtentheils ganz andre Namen führen, der Name Digne Cath ist ihm unbekannt. (Palmblad.)

DIGNITAR wird jetzt nach der französischen Etimologien auch von dem Inhaber einer Reichswürde gebraucht, früher nach dem Dictionnaire de l'Académie nur von Stifftswürden. Das Wort ist nicht lateinisch, aber doch lateinischen Ursprungs, und so mag hier die Geschichte der Dignitate mit Rom anfangen, wo man einen königlichen Dignitar, den rex sacrisculus machte, als man keine Könige mehr hatte, und ein gleiches Oberhaupt für alle Familien und Stämme bei den gemeinschaftlichen Religionshandlungen für unentbehrlich hielt. Bei den Würden der Römer bleibt erkenntlich, daß sie den natürlichen Rangverhältnissen der Familie nachgebildet sind, wenn die spätern Befehle auch Würden und Ehrenstellen gleich nehmen (L. 14. D. de munaribus et honoribus). Von den beiden Consuln hatte nicht der zuerst gewählte und nicht der älteste, sondern der Hauptvater den Rang, wenn der andre unterbeirathet war. Caelius II. 15. Die Senatoren hießen Aetres, ihr Ältester hatte bei ihren Versammlungen den Vorsitz, und das Alter hatte, wie in Sparta, seine öffentliche Würde. Von den patriarchalisch gebildeten Staatswürden geriet man in das Gewimmel der kaiserlichen Hofwürden, aber so wenig verschmolzen die Reichswürden*) mit Familien- und

*) C. Rawfurb, Gesandtschaftsreise nach Siam u. S. 707 u. f. Bgl. Haffel, Bist. Großbritanniens XIV, 734.

1) L. 12. C. de accusacionibus munerum. Maximum culmina dignitatum, consistoriales quoque comites, notarii etiam nostri, et cubicularii omnes atque excubicularii.

Älterwürden, wie in Indien und China; sondern es bildeten sich daneben neue öffentliche Würden, die kirchlichen. Die Dignitate des Kaiserthums verschwanden mit ihm, und versuchten vergebens die auf seinen Trümmern errichteten Throne zu umgeben. Die Dignitate der Kirche erhoben sich ihrerseits auf den Grundrissen von der göttlichen Einsetzung der Bischöfe, über das wechsellnde Geschick der Staaten²⁾, und an ihrer Spitze erheben der Papst in dem neuen Europa mit dem Rang ihres Ältesten³⁾ und mit dem Rechte des sichtbaren Oberhauptes der Kirche. Bei der Entwicklung des hierarchischen Systems blieb auch der Lehnbegriff von Dignität nicht ohne Bestimmung. Er ward auf die Kirchenbeamten beschränkt, welche Theilnehmer an der allgemeinen Regierung, Prälaten, sind. Als solche Dignitate erkennt die gallicanische Kirche auch noch jetzt die anglicanischen Bischöfe an; Gregoire erklärt dieselben mit seiner Hoffnung, oder dem frommen Wunsch, für die kirchliche Ausübung, und sie beschließen die Rangordnung⁴⁾, an deren Spitze die Cardinale stehen, welche vormalig den Vortritt über die Kurfürsten in Anspruch nahmen. Die Großdignitate der neuen Reiche lassen die Dienerschaft eines altteutschen Herrnhofs als ihr Vorbild nicht erkennen, man mag den Ursprung ihrer Benennungen, die mit Schalk, d. h. Knecht, in Seneschall und Marschall, schließen, oder ihre Vergliederung und Geschäftsvertheilung betrachten. Was besonders der ostgothische Hof von dem römischen nachahmte⁵⁾, hielt sich nicht, und was der gute Himmar⁶⁾ von der Hofordnung des Kaisers Karl Idealisirte, galt nicht; es entschied der Dienstbedarf wandernden Hoflagers auf den Krongütern, und für das Gerichtshalten und zu der Feier der hohen Festtage an den Bischoffigen. Unter mehr oder weniger Hofleuten und mancherlei Abweigung erscheinen überall⁷⁾

die Oberbeamten für die äußere und innere Wirtschaft, für Reiz- und Küßzug, für Rechtspflege und Stellvertretung des abwesenden Herrn. Der Hofmeister und Kämmerer mit Mundschef und Truchseß, der Marschall, der Pfalzgraf und Seneschall u. d. m. werden die Minister, und mit dem steigenden kirchlichen Einfluß und Geschäftsbedürfnisse tritt ein Geistlicher als Kanzler an ihre Spitze. Sie werden theils erblich und z. B. in Teutland regierende Herren, theils verlieren sie, z. B. in Frankreich, die Erbliehigkeit wieder. Nach dem Anlange der neuern Beschäfte hören sie allgemach auf Minister zu sein, und ihr Dienst beschränkt sich auf Reichsceremonien. Diese wurden in Frankreich lange verspottet⁸⁾, aber von Napoleon eifrig hergestellt⁹⁾ (der turiner Hof soll den besten Etikettenlehrer geliefert haben). Als Großdignitate erscheinen: der Connetable, Reichskanzler und Großsiegelbewahrer, Oberhofmeister, Dertammerherr, Admiral, Oberstaummeister, Oberjägermeister, die Marschälle von Frankreich am königlichen Hofe. In Baiern sind vier Kronämter angeordnet, und der Kronoberhofmeister, Kämmerer, Marschall und Hofmeister an dem kaiserlichen Hoflager neben den Ministern auf die oberste Stufe des Thrones sich zu begeben berechtigt. In ihrer Abwesenheit nehmen die oersten Hofbeamten ihre Stellen ein, tragen die Reichseinkünften, führen die Deputationen ein und besorgen ihren Aufsichtsbienst bei den Ceremonien¹⁰⁾. Dort beruht also der Unterschied zwischen Kronbeamten und Hofbeamten nur auf dem Titel, und er ist in rein monarchischen Staaten ohne Bedeutung, findet sich auch weder in Rußland, wo es sieben Oberhofämter gibt, noch in der Türkei, wo der Hof auch die Reichsverwaltung begreift, und noch zu seinem Grundbilde den Herrnhof mit der äußeren und inneren Wirtschaft hat. Das Äußere besorgt der Oberhofmeister, das Innere zuerst in der Florie mit zwei Kabinetten der Minister der Landesverwaltung und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten; es folgt der Großmeister, der den ganzen Dienst unter sich hat, nur nicht im Harem seines Herrn, in welchem der Kaiser: Aga und Kazi: Aga die Hauptbeamten sind¹¹⁾. Die Dignitate, welche wir bisher in der Geschichte gefunden haben, sind entweder von der Kirche oder von dem Hofe gelieft; wir finden aber glänzende Reichen derselben, die sich eigentlich von selbst gemacht haben; die Großmeister und Komture der alten Ritterorden gehören ohne Zweifel zu den kirchlichen Dignita-

tionen gibt Suri, Erziehung des in Teutland üblichen Lehnsrechts; die Entwicklung d'Almaia an, Ursprung der Stände.

- 10) In dem Almanac royal von 1791 sind nur die Ägte des Admirs aufgeführt, und nur der Ministerium des Innern der Hofstaat als darunter stehend; maison du roi mitgenannt.
- 11) Almanac Imperial von 1806. Die Grands dignitaires sind der Grand-écuyer, erchevêque de l'empire et d'état, archiduc, comte de grand-amiral, haben den Rang nach den französischen Prinzen und bilden den Reichsrath. Die Grands officiers sind die Marschälle, die General-Inspectoren und Obersten der Artillerie und des Geniecorps und die Oberhofbeamten.
- 12) Reglement, die Kronämter betreffend vom 28. Jan. 1803.
- 13) v. Hammer, Staatsverfassung des osmanischen Reichs.

2) Conc. Nicenum. C. B. e. 4. 23. 3) Die katholischen Päpste geben ihm den Titel: Heiliger Vater, und erhalten das Ager von ihm: Heiliger Stuhl. 4) Herm. v. d. Harde, Conc. Const. T. I, 1055. 5) Basilisches Concordat vom 5. Juni 1817. §. 8. Die Capitale der Metropolitankirchen bestehen aus zwei Dignitäten, nämlich dem Probst und dem Dechanten, und aus zehn Kanonikern. Auch die Capitale der bischöflichen Kirchen werden zwei Dignitäten, nämlich einem Probst und einem Dechanten, und acht Kanonikern haben. 6) Die Würden der Patriarchen, Metropolitane u. dgl. m. bilden Nebenstufen in der Rangordnung. 7) Bergl. Eichhorn, Truchseß, Staats- und Reichsgeschichte. §. 15 u. 16. 8) De ordine sacri palatii, c. 16. Der Papst kommt zuerst mit den kriegsgefährlichen und juristischen Kanzleibeamten, welche die Ausfertigungen ohne Rücksicht auf die nötigen Behörden machen und die Dienstverweigerung befehlen. Es folgt der Pfalzgraf mit den übrigen Hofbeamten, und er hat (21) neben seinen übrigen fast zahllosen Geschäften die größte Sorgfalt, alles recht und verständig zu richten. 9) Ein Bergschloß

ren, aber die Orden und ihre Einrichtungen sind früher da gewesen als die päpstlichen Befähigungsurkunden, und es wird überdies bekanntlich gesagt, ob der Papst oder die Kirche für die Würdenleihe der letzte Duell sei. Der nächste Duell für jene ritterlichen Dignitate war ohne Zweifel ihr tüchtig bewehrter Sinn wider Satzungen und Molochwörter und für die Widrig; und da sie von dem weltlichen Staate nicht abhingen, so konnte der dabei nicht in Betracht kommen; die Dignitate der Hoforden sind aber hier nur zu erwähnen, insofern sie eine staatsrechtliche Beziehung auf Ständeverhältnisse oder Bahnen haben. Wie die ritterlichen Jungfrauen gleich allen übrigen ihre Meister, ohne den Staat zu fragen, machten, so machten sie auch die gelehrten Künste, und die akademischen Würden galten den ritterlichen gleich¹⁴⁾. Man hatte Doctoren mit den Ehrenniten universalis, angelicus, irrefragabilis, etc. etc. päpstliche Befähigungen oder Stiftungen von Universitätsfacultäten gab, und sie wie die Rostare trieben ihren bürgerlichen Erwerb, die die Gesetze ihnen hohes Recht vorschrieben. Nach der Erfindung des zu vielen guten und bösen Dingen gebrauchten Wortes Staat, als man alles in die Staatsform brachte, muß öffentlich gelten wollte, stimmten die Rechtslehrer, sie mochten von dem Umkreise des Staates oder von seinem Mittelpunkt ausgehen, darin überein, daß sie dem Staate das Verleibungsrecht von allen Würden beilegen¹⁵⁾, und die Würden, welche von Kirche und Universitäten ausgingen, als mittelbar von anerkannten und bestätigten Körperschaften in dem Staate verließen ansehen¹⁶⁾. Wenn im Verfolge dieser Lehre die Rechte, welche die akademischen Würden auf bürgerlichen Erwerb gaben, beschränkt oder verloren wurden, so ließ sie sich doch auf der andern Seite nicht völlig durchsetzen. Die katholische Kirche behielt in dem britischen Reich ihre Dignitate wider den Willen der Regierung, und die Wendte kämpfte für die übrigen mit der Revolution. Wenn in Paris das öffentliche Urtheil sich nicht für die selbstgemachten Dignitate der St. Simonisten entschied, und wenn in solchen Sachen die vermehrte Ehrenbeziehung des Volkes auch Betrachtung beweist, so war es doch neben so vielen andern abenteuerlichen Erscheinungen,

a. B. den Tempelherren zu Paris, für die St. Simonisten schon viel, es zum öffentlichen Urtheile gebracht zu haben. — Die Regierungen haben sich in einigen Ländern mit geheimen Ordensdignitaten in Beziehung gesetzt; die neuesten, einflußreichen Dignitate sind aber aus den Börsen hervorgegangen, da das Geld eine Macht ist, der die Staatsregierungen pflichtig sind, wenn sie Schulden haben, und da diese Macht besonders auf den großen Börsen und von denen regiert wird, welche dort für das meiste eigne und fremde Vermögen zu sprechen haben, so können die Staatsregierungen nicht vermeiden, über ihre materiellen Interessen mit denselben zu verhandeln, und so geht aus der künstlichsten Anstalt wiederum ein natürliches Rangverhältnis ohne allen äußern Brunt und Formenland hervor. — Das Weitere unter Dignität.

(v. Hase.)

DIGNITAS ECCLESIASTICA. Kirchenamt

oder Officium ecclesiasticum, heißt der Inbegriff derjenigen besondern Rechte und Pflichten, die einem der stimmten Subjecte gegen die Kirche zugehen und abliegen. Ein Theil dieser Ämter wird insbesondere mit dem Ausdrucke kirchliche Dignität (dignitas ecclesiastica) bezeichnet. Es sind dies im Sinne des kanonischen Rechts diejenigen Kirchenämter, mit welchen eine äußere kirchliche Gerichtsbarkeit verbunden ist¹⁾. Von der wirklichen Kirchengewalt, welche ihren Inhabern zugeht, heißen sie auch Prälaturen (praelaturae), sowie die Inhaber selbst Pralaten oder Dignitatien (praelati, dignitarii). Wie es in der Natur der Sache selbst liegt, genießen die Pralaten, neben den Dignitätsrechten, immer noch gewisse Ehrenrechte. Eigentlich sollten diese letztern Rechte nicht anders als in Verbindung mit den ersten vorkommen. Wie indessen auch sonst der bloße Titel oft genug ohne das Amt verlihen wird; ähnlich im Kirchenrecht; und hieraus erklärt sich nun das Dasein kirchlicher Titulardignitäten, mit denen bloß prälativische Ehrenrechte verbunden sind, ohne Theilnahme an dem eigentlichen Kirchenregimente selbst. Die auf diese Weise lediglich auf Ehrenrechte sich beschränkende Würde heißt gegenwärtig Personat (personatus); moegen mit diesem Namen früher die höhern Capitelsstellen belegt wurden²⁾, welche damals (namentlich zur Zeit der Enthebung der einzelnen Aelste unfrei corpus juris canonici) zu Personaten im heutigen Sinne des Wortes noch nicht herabgesunken waren, und deshalb auch mit „dignitates“ bezeichnet wurden³⁾. — Von diesen Titulardignitäten abgesehen zerfallen die wirklichen Dignitatien oder Pralaten, wenigstens nach der neuern Disziplin, in zwei Classen; die erste, d. h. die Ordnung der Praelati primigenii, principales, oder der Dignitates pontificales, umfaßt diejenigen Großwürdenträger der Kirche, welche in der ordentlichen Rangfolge der hierarchia jurisdictionis stehen; und es gehören also

14) Es geschah, als die Pollitz von Aristoteles neben dem corpus juris sich als Gesetzbuch geltend machte, nach der Theilung, welche darin zwischen rein und unheimlichen Befähigungen gemacht wird, und nach dem Range, welcher im Geber den Geheilten beilegt wird. Welches zusammen führte auch dahin, daß man den Dignitaten kein Gewerbe und den Gewerben keine Dignitate beilegte; mit dem öffentlichen Interesse, den Pöbeln, aber schloß man wohl auch wieder einen andern Weg ein. 15) Pütter, Inst. juris publ. §. 295. Imperator contra praeter ea quae in superioribus de dignitatibus et notariis publicis — observata sunt, nec minus nec honores cum effusitate in territoriis conferre potest. Custum, View of the constitution of England. 165. As it is impossible that any government can be carried on without a due subordination of rank, the king, by his prerogative, possesses the power of conferring honors and dignities. 16) Pütter a. E. §. 157. Custum, a. E. Lastly, in virtue of his prerogative the king is considered by the constitution as the supreme head, in civil, of the church of England.

X. Ceteri. b. m. a. R. Ceteri. Ceteri. XXV.

1) Tit. X. de praebendis et dignitatibus (5. 5.) 2) Cap. 8. X. de rescript. (1. 2.) Cap. 15, 28. X. de praebendis. (5. 5.) Cap. 8. X. de consuet. (1. 2.) 3) Cap. 8. X. de consuet. (1. 2.) Cap. 8. X. de rescript. (1. 5.) Cap. 6. X. de consuet. (1. 4.)

dahin Bischof, Erzbischof, Patriarch, Papst, d. h. diejenigen Prälaten, welche nach der regelmäßigen Diöcesaneinteilung der Kirche entweder, wie der Papst, über die gesammte römisch-katholische Christenheit, oder, wie die übrigen Pontificaldignitaren, über eine bestimmte Provinz oder Diöcese der Kirche das Kirchenregiment führen. Die zweite Classe, d. h. die Ordnung der Praelati secundarii, auctii, umschließt dagegen diejenigen Dignitaren, welche zwar nicht in der ordentlichen Rangklasse der hierarchia jurisdictionis stehen, die aber gleichwohl entweder durch eine zu ihren Gunsten gemachte Übertragung bischöflicher Jurisdictionen, oder durch das Kirchenregiment, welches sie als Vorsteher gewisser kirchlicher Stellungen über deren Genossen versorgungsmäßig üben, in ein Jurisdictionenverhältniß gesetzt sind, welches dem Kirchenregimente der Praelati primigenii analog ist. Es gehören hieher die Cardine und päpstlichen Legaten, beglichen die Vorsteher der Klöster, Stifter, geistlichen Ritterorden und ähnlichen Einrichtungen⁴⁾. — Wie schon aus dem Vorstehenden hinreichend klar ist, beschränkt sich die Lehre von den kirchlichen Dignitaren, wenigstens in Deutschland, eigentlich auf die katholische Kirche; sie setzt nämlich eine kirchliche Organisation voraus, welche auf das Dasein wirklicher Bischöfe gegründet ist, an solchen Bischöfen fehlt es aber in der protestantischen Kirche (Teufelsland⁵⁾). Die protestantisch-deutschen Bischöfe stehen zu der Kirche über Confession in einem ganz andern Rechtsverhältniß, und führen selbst den Namen der Prälaten nicht. Gleichwohl finden sich in Teufelsland protestantische Prälaten, so z. B. im Königreiche Sachsen, woselbst in dem ersten Collegium der Rathslande neben den Grafen und Herren auf dem Landtag auch (protestantische) Prälaten erscheinen⁶⁾. Es sind darunter die ersten Stelen der seit der Kirchen-Reformation protestantisch gewordenen Stifter, Abteien oder ähnlichen Institute zu verstehen. Doch haben diese Prälaten immer eine ganz andre Stellung zu ihrer Kirche, als die katholischen. (Dieck.)

DIGNITÄT (Würde; vergl. den Artikel Dignitas), in rechtlicher Bedeutung ist der Rechtsstand einer Person, welcher ihr auf Erhebung Anspruch gibt. Er setzt also eine bestehende Meinung über das, was geachtet, und in der Achtung Rechte haben soll, voraus; und dabei ist die erste Frage, ob sie sich auf Natur-nothwendigkeit oder auf erkannte Zuträglichkeit gründe? Beides ist der Fall. Die Dignität erscheint naturrechtlicher Art in dem Verhältnisse der Eltern zu den Kindern, und des Geschlechtsältesten zu den Familienzweigen. Die Natur selbst lehrt sie nach Recht und Pflicht, der Staat aber ihre Verletzung so schwer, daß man sich dadurch nicht genug bewahren kann⁷⁾. Diese natürliche Würde

in der Familie geht aus dem natürlichen Berufe des Regierens hervor, und sie geht in die völlerrechtliche über, wenn die Familienregierung vertreten wird, z. B. durch Pflegsältern oder Lehrer, und wenn sie sich nach den Vergliederungen der Familien in Gemeinen, Stämme, Genossenschaft und Volk ausgedehlet⁸⁾. Zu diesen Vergleichen treibt die Natur, bestimmt aber die Regierenden nicht mehr, sondern überläßt darüber dem Beslande Wahl und Bedingung. Denkt man, wie man kann, dieses Regieren einfach und formlos, ohne Ceremonie und Staat, unter verständigen Hausvätern, für das, was ihnen als nothwendig, gemeinsam einleuchtet, so sind dazu alle Familienhäupter und alle Gemeinen gleich berechtigt, und die Würde der Gesamtheit ist, was im classischen Alterthume Majestas heißt; die Würde der zur Regierung Berufnen aber gründet sich auf ihre Berufung und erhebt sich aus ihrer Stellung zu den Regierten und den Mitregierenden⁹⁾. Die Staatsrechtlichen Würden folgen dem Rechtsurprunge, welcher dem Staate zugeschrieben wird. Ist er auf göttliches Recht gegründet worden, so verleiht das Oberhaupt in seiner Majestät und Heiligkeit alle Staatswürden mit religiöser Verpflichtung oder Weide. Ist der Staat dagegen auf menschliches Recht gegründet, und entweder rein demokratisch, so erhalten nur die völlerrechtlichen Würden ihre bestimmenden Formen und Ceremonien, oder rein monarchisch, so gibt es keine völlerrechtlichen, sondern nur von der Majestät verliehene Würden außer den naturrechtlichen; oder es hat der Staat eine gemischte Verfassung, alsdann bestehen die Würden in monarchischen und demokratischen Formen mehr oder weniger scheinbar und demotisch vermischt neben einander. Da die Würde auf einem Regierungserbuche beruht, so gebührt sie nur mannbarren Personen, wenn auch das Recht darauf von Unmündigen erworben werden kann; da beide Geschlechter sich in die häusliche Regierung theilen, so theilen sie auch die naturrechtliche Würde; sie theilen sich zwar nicht in die Staatsregierung, sondern das weibliche Geschlecht ist vielmehr, mit Ausnahme grade nach vielen positiven Befehlen von der höchsten, von dem Thron, übrigens davon ausgeschlossen, oder die Frauen nehmen doch in ihrer Stellung an der Staatswürde der Männer immer einigen Theil, und alte und neue Gesetze bestimmen es auch ausdrücklich¹⁰⁾. Der

Unbequemlichkeiten, wenn die Ältern gegen ihre Kinder zu jung sind, denn alsdann ist die Ehrfurcht bei den Kindern geringer, da sie die Ältern fast als ihre Gespielen ansehen; daher soll nur der vollere Mann, über 30 Jahre alt, bestraft dürfen, und wer den Kindern Argerniß gibt, öffentlich bestraft werden. Die Ältern Vorgesetzten hatten das Priesterthum noch weiter hinauszusetzen, schon auf das 35., Leistung auf das 37. Jahr; und die germanische Sitte gestattete auch das frühe Priesterthum nicht. So kommt man zu regierungsfähigen Ältern, reifen Kindern und fröhlichen Familien; die neuen Vorgesetzten haben aber auf Jugendfähigkeit, Vernehmlichkeit und Güterwissen gesehen, und man sieht, wozu das führt.

2) Hüftmann, Uebersicht des Staats. 3) Miliadoes erat inter eos dignitate regia. So bezeichnet Regos das Verhältniß bei den Griechen, und wiederum bezeichnet es bei den germanischen Königen ihre Benennung: die Ältern, seniores.

4) Kölln, Von besonders weiblichen Rechten.

4) Walter, Leber. des Kirchenrechts. §. 131. Eichhorn, Grundr. des Kirchenrechts. I. Bd. S. 644. 5) Anders der Fall ist sich in solchen Ländern, wo das bischöfliche Regiment in der protestantischen Kirche fortgedauert hat, wie in England, Schweden &c. 6) Römert, Kirchlich. Staates. S. 24. S. 7.

1) Aristoteles sagt in der Politik VII, 16. Es hat große

Würdestand erwirbt sich mit dem Regierungsbefugnis, und wird entweder von Individuen oder Körperschaften, entweder mit eigenem oder übertragenem Rechte besessen. In der reinemokratischen Staatsform besitzt ihn mit eigenem Rechte jede darin vergliedene Gemeinde und zwischen ihnen verzweigte Genossenschaft, und ausser ihnen Niemand eine andre als übertragene Würde. In der reinmonarchischen Staatsform besitzt dagegen nur das Oberhaupt seine Würde mit eigenem Rechte. In der gemischten Form gibt es theils erbliche und unumwandelliche Amtswürden, theils schwache und verliert sich mancher Würdestand. Die naturrechtliche Würde ist einfacher Art, in ihren Abstufungen lassen sich aber die Grundsätze erkennen, welche auch in den künstlichsten und verwideltsten Staatswürden festen Anhalt geben. Das Haupt vereint die Würden seiner Glieder, die sich wieder unter den Gliedern nach den Stufen von ihm, und auf gleicher Stufe nach dem Alter erweisen. Hiernach ist die Würde aller unabhängigen Staaten einander gleich, aber der ältere geht den jüngeren vor; auch hat man von Älteren her die europäischen Fürsten⁶⁾, aller ihrer Streitigkeiten über Rang und Land ungeachtet, als eine Familie zu betrachten fortgefahren, weil sie sich in ihren Rangverhältnissen nur so vergleichen lassen. Bei übertragenen Würden entscheidet die Stufe und das Abo, in welchen der Beamte den Nachhaber vertritt. Jede Würde nun gibt ein Recht auf Anerkennung ihrer Befugnisse von allen Staatsangehörigen, und auf Ehrerbietung von den Untergebenen; sie berechtigt auch zum Gebrauch aller Attribute, als Titel, Kleidung, Insignien, Siegel, Ehrenpfeile und Ehrenbegleitungen, feierlicher Aufzügen und aller übrigen Titel. Der Würde entspricht die Pflicht, ihr gemäß sich zu betragen und sie aufricht zu erhalten⁷⁾. Sie wird am sichersten durch ein sich gleichbleibendes überlegt ruhiges Benehmen zur Gesehrde bewahrt. Der festige Ton der Rede an einen Gesandten: Was will Ihr Herr? milderte sich durch seine den höchsten Ton haltende Antwort: Er wünscht in seinem Gesandten geachtet zu werden; und der berühmte Maury (Cardinal) kam nicht an den Laternenspruch, sondern mit Besfallsrufe nach Hause, als er den seinen Tod fordernden Böbel ruhig fragte: Nun werdet ihr besser sehen, wenn ich da oben an der Laterne bin? — Die rechtliche Grösstung der Würde erfolgt auf dieselbe Weise, wie die Aufhebung der entsprechenden Regierungspflicht. Man kann dem väterlichen Recht, aber nicht der väterlichen Pflicht, und also auch nicht der väterlichen Würde entsagen, die sich vertreten, aber nicht abtreten läst. Nach der Lehre von dem göttlichen Rechte kann man nicht die Weihe, sondern nur die Stelle, wofür man gemacht, verlieren⁸⁾; ebenmäßig ist es unter den europäischen Fürsten verkommen, daß ihnen die Würde verbleibt, wenn ihre Regierung auch abkommt; so bezieht der König Stanislaus von Polen den Königstitel, und

die Kaiserin Marie Luise als Herzogin von Parma die Majestät, und die teutsche Standesherrlichkeit die Ehrenbürglichkeit. Rechtsbegründet ist die Aufhebung übertragener, aber mit eigenem Rechte besserer Würden, wenn sie ihren Zweck verfehlen und die Inhaber andre gleichmästige Würden bekommen, oder in ihrem Range verbleiben; bloße Amortisationspflicht hat der Reichsdeputationsabschluß von 1803 nicht berücksichtigt⁹⁾. Das übrige wegen Entziehung oder Verkümmern von Staatswürden verhält sich mit den Rangverhältnissen der Dienstkreise gleich. Die Würde unterscheidet sich von der Ehrenstelle dadurch, daß sie sich immer mit einem Regieren verknüpft, wenn es auch vermittels des Dienstes ist, der aber alsdann nur von Oben herab als ein solcher, nach allen übrigen Seiten als Macht haben erscheint, während die Ehrenstelle sich entweder mit gar keinem Dienste, wie bei den Hoforden, oder mit Diensten verknüpft, die nur als Geschäftsführungen, aber nicht bloß mechanische Arbeit, betrachtet werden. Die Begriffe verändern sich darüber; unfre höchsten Hofämter betreffen Dienste, welche bei den Alten verdächtige Elavensarbeit waren, und bei ihnen verrichteten öffentliche Elaven selbst viele Geschäfte unserer Regierungsbehörden; dagegen haben wir ihr gewöhnliches Zeichen der Ehrerbietung, den Kussfall, abgeschafft. Unfre Rangordnungen geben auch nur über die Grösstungen bestimmte Auskunft, und selbst wenn sie denselben Rangsab: den Militär-Rang nehmen, so kommen sie nicht zu demselben Systeme. Hätte die Regierung übrigens keine natürliche Würde, so müste sie eine künstliche erfinden. Wie keine Religion lächerlich ist, da sie sich immer auf ein Göttliches bezieht, so ist auch keine Würde lächerlich, denn sie bezieht sich zuletzt auf Menschewürde, die sich nicht streng erweisen, aber auch nicht entehren läst. Der Verstand erkennt und verlangt die Majestät des einfachen, und sieht in dem Rechte der Regierung auch ihre Würde; der Verstand ist aber noch nicht bei der Menge, sie verlangt das feierliche Hervortreten der Würde mit Klang und mit Pracht, und die Künste fordern als ihr Recht, die Regierung mit ihrem Schmuck zu umgeben. Ein feierliches Würdewesen, welches auf die Ehrerbietung wirkt, dazu erzieht, und dadurch dienstwilliger und folgamer macht, kann daher nützlich und nötig sein, die Staatsform mag sein, wie sie will. Es wird aber schädlich, wenn der Volksoberbau leeren Prunk und falsche Würde erkennt; und es ist schon mehrmals gesährlich geworden, Würden und ihre Ceremonien beizubehalten oder einzuführen, wodurch er beleidigt wird, weil sie zu den herrschenden Sitten und Ideen nicht passen. Sollen die Würden ihre gute Wirkung haben, so müssen sie so verteilt, eingerichtet und begabt sein, wie es dem Rang und Stande der Staatsform, der Begriffe und der Künste in ihrer Richtung zur Vollkommenheit entspricht. Sie können in der Monarchie nicht sein, wie sie in der Demokratie sind, aber einem Vorbilde müssen sie hier und dort folgen, entweder dem Volksbilde mit seinen

6) v. Wessham, über den Rang der europäischen Würde und ihrer diplomatischen Agenten. 6) Weber, über Ansurin und Schmuckstücken. 7) Thomasius, Vetus et nova ecclesiae disciplina circa beneficia et beneficiarios.

8) Reichsdeputationsabschluß von 1803. §. 54, 59.

Gemeinvergleicherungen, darunter die Beamten, oder dem Herrscherbilde mit seiner Beamtenumgebung, darunter die Gemeinen, in den gemischten Verfassungen aber, oder auf den Übergangsformen, darf man das Unmögliche nicht versuchen, aus beiden Bildern Eins zu machen, sondern man soll das Bild vordrücken lassen, wozu der Übergang sich neigt. Zweifelhafte Würden kann man nicht schnell genug aufheben, aber einen bestehenden Würdestand darf man nicht lächerlich und verächtlich machen lassen, sondern muß ihn vermittelt der Verwaltung und der Gerichte schützen, und unter Umständen ist die Einsetzung der Schutzmittel das Stärkste von allen, und darunter kann es wie die Verachtung von Schmähungen nach dem Urtheil eines römischen Kaisers auch die Preßfreiheit sein. — Siehe übrigens den Art. Dignitar. — Die Literatur über die Würdenlehre im Einzelnen ist reich genug, und die neueren trübsen von Cich in seinem Handbuche nachgewiesen; im Allgemeinen erwartet sie noch ihr classisches Werk. (Hellsbach, Handbuch des Rangrechts. 1804.) (v. Boase.)

DIGNITATES IMPERII. Das Wort Dignitas ist bekanntlich in der ältern Latinität der Ausdruck für den Begriff Würde, und zwar insbesondere auch äußerer Würde, wie solche in der römischen Republik mit den höhern Staats- und Ehrenämtern, welche durch die freie Wahl der Bürger, nur in Folge wahrer Verdienste um den Staat und wahrer Würdigkeit ertheilt wurden, verbunden war. Halten wir diesen Begriff des Wortes Dignitas, wie er sich an den Begriff eines öffentlichen Ehrenamtes knüpfte, fest, so wird es dann weniger auffallend sein, wenn zu einer Zeit, wo die Ämter nicht mehr durch die Wahl der freien Bürger, sondern durch Ernennung der Kaiser besetzt wurden, wo ein großer Theil derselben wo nicht gänzlich aufgehört, so doch seinem inneren Wesen nach insofern verändert war, als die eigentliche Wirkksamkeit erloschen, und bloß die äußeren Abzeichen und Auszeichnungen, welche mit diesem Amt verbunden waren, der Person, die das Amt bekleidete, übrig gelassen waren, wo also das Amt zu einem bloßen Titel und einer bloß äußerlichen Auszeichnung herabgesunken war, wo das Bestreben der Kaiser immer mehr darauf gerichtet war, durch Ertheilung solcher Ämter, die in bloßen äußeren Auszeichnungen bestanden, ihre Creaturen zu belohnen, das Wort dignitas bald den Begriff und die Bedeutung einer amtlichen Würde annahm und zur allgemeinen Bezeichnung eines jeden, mit einigen äußeren Auszeichnungen oder Abzeichen versehenen Amtes, oder auch solcher bloßer Titulaturen ohne weiteren Unterschied gebraucht wurde. Alle die verschiedenen zahlreichen Ämter und Würden des römisch-byzantinischen Reichs, insbesondere auch alle Hofämter und Hofchargen, wie wir dies jetzt nennen, alle die einzelnen Militär-, Civil- und Justiz-Beörden sind unter dieser allgemeinen Benennung begriffen, und die Notitia Dignitatum, eine glücklicherweise uns noch erhaltene Schrift aus jener Zeit, ist im eigentlichen Sinn ein Verzeichniß von Amtern, welches, jedoch ohne Angabe der Personen, ein Verzeichniß aller Dignitates, d. h. aller Hof-, Civil-, Justiz- und Militär-Chargen, die in dem byzantinischen Reiche damals bestan-

den, liefert, wichtig allerdings für die Kenntniß der innern Einrichtung und Verwaltung des Reichs. Der Verfasser dieses Werkes, dessen vollständiger Titel also lautet: *Notitia Dignitatum omnium tam civilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis*, ist uns nicht bekannt und daher auch die Zeit der Abfassung schwer mit Bestimmtheit anzugeben; es mag dieselbe in die Zeit der Theodosianischen Gesetzgebung (also 438 n. Chr.), oder wenigstens doch zwischen die Jahre 425 — 452 n. Chr. fallen, schwerlich aber früher, wie Gibbon annimmt, zwischen 395 — 407 n. Chr. Am besten ist diese Schrift nebst einem ausführlichen Commentare von Guibou Panciroli (Venet. 1593. 1602. Genav. 1623 Fol.) herausgegeben worden; auch steht sie nebst dem Commentar abgedruckt im siebenten Bande des Gräviuschen *Thesaurus antiquit. Romanarum*. Eine neue Bearbeitung, wozu wir auch dem Vernehmen nach Hoffnung haben, wäre indess sehr zu wünschen. In diesem Verzeichniß nimmt in der Reihe der einzelnen Reichswürden der Praefectus praetorio die erste Stelle ein; er vereinigte bekanntlich die höchste Civil- und auch richterliche Gewalt in seiner Person, und kann in Stellung und Bedeutung nicht unpaßend mit dem heutigen Großfürsten verglichen werden. Dann folgte der Praefectus urbis Constantinopolis et Romae, mit der Aufsicht über die Polizei, über die städtische Verwaltung u. in letzter Instanz ja selbst mit oberherrlicher Gewalt begabt, nun folgen die einzelnen Hof-, Militär- und Civilbeörden, unter denen wir nur an die zahlreiche Classe der Magistri¹⁾ und der Comitatus erinnern, die Palast- und Ministerial-Beamten, die vornehmsten Provinzialbeörden (Proconsules) nebst den ihnen untergebenen Civil- und Militärbeamten und dem ganzen Bureau: oder Kanzleipersonale u. Je nach ihrem Range waren auch ihre äußeren Auszeichnungen bestimmt, und die Prädicate oder Titulaturen, mit welchen sie angetrieben wurden, ähnlich unserm Wohlgebohren, Hochwohlgebohren, Hochwürden u. bestimmt. So führten die höhern Staatsbeamten der ersten Classe den Titel Illustres, auf sie folgten die Spectabiles, dann die Clarissimi u. s. w. Auch darüber gibt im Einzelnen die angeführte Notitia Dignitatum nähere Auskunft; zumal mit dem Commentar Panciroli's und den Angaben bei Gosthofed Cod. Theodos. Tom. VI. Sect. 316 seq. (Bähr.)

DIGON. Städtichen im Departement der Saone und Loire, Bezirk Charolles, an einem schiffbaren Canal in der Nähe der Loire gelegen, hat 2300 Einwohner, eine Kirche, 216 Häuser und eine Spinnfabrik. (H.)

Digraphis Trin. f. Phalaris.

DIHONG und **DIBONG.** Der Ansicht der Chinesen nach¹⁾ ist der Hauptfluß Tibets, Jaru dsangbostschu, chines. Kinscha Kiang (der Goldsandfluß), derselbe, welcher, nach seinem Eintritt in Yunnan Pin-lang-kiang (der Arka- oder der Palmsfluß) heißt, später nach dem Dete Banmu den Namen Banmu-kiang, und end-

1) Klaproth, *Mémoire sur le cours du Yarrow Drangbo-tchou*; *Magasin asiat.* T. I. p. 208.

lich, nach seiner Vereinigung mit Siri Serhit, dem Namen Travaddi führt. Diese Ansicht — daß Jaru Bangbo-schu, oder, wie er gewöhnlich heißt, Asan-pu, der obere Lauf des Ava-Flusses wäre — wurde von d'Anville angenommen, von Vater Gaubil in zwei Briefen aus Peking von 1754 und 1755 an B. Delisle bekräftigt und noch durch die vom Kaiser Kien-long herausgegebene Reichsgeographie des K. Kanghi bestätigt. In Europa war sie die herrschende, bis K. Rennei, der große Geograph Indiens, Kanpu mit Burrampooter verband (1756), eine Hypothese, die, von Anquetil unterstützt, bald die vorige Annahme verdrängte. Indes läßt noch Dalrymple auf seiner Karte zu Symes' Gefandtschaftsreise, den tibetischen Fluß mit dem östlichen Zufluß Travaddi's in Verbindung setzen. Endlich trat Klaproth *) als Vertheidiger der alten Meinung auf, und der Widerspruch, den seine Behauptung in Calcutta **) erfuhr, gab ihm fernere Veranlassung **), für die Glaubwürdigkeit seiner chinesischen Berichterstattung von neuem zu streiten. In derselben Zeit kam nach London die Kunde über des Lieutenant Burtons erste Reise den Vor Lobit (Burrampooter) entlang, bis zu dem Punkte 27° 54' (nach Klaproths Berichtigung 27° 47') n. Br. 113° 4' ö. l. v. O., wo der Fluß sichtbar zu sein aufhört. Noch lag der See Brahmatal nach Lageressen östlich; diesen erreichte endlich der Hauptmann Vedfort 1826, von dem vernahm jetzt *) Folgendes. Im D. von dem See wird der Fluß Vor Lobit durch zwei Bäche, Talusa und Taluting, gebildet; jener entspringt in dem nördlichen Gebirge, dieser, der bedeutendere, hat seine Quelle im östlichen Lande Khana Deba auf einem Schneegebirge, von welchem ostwärts Travaddi fließt. Die genannten Bäche fließen im Bhama-tal zusammen, münden sich in den berühmten, aber sehr kleinen, See Brahmatal ein, und strömen daraus unter dem Namen Vor Lobit wieder aus. Anfangs sehr reich und schäumend, durch eine Rinne zwischen zwei Erdwällen eingestrichen, empfängt er von rechter Hand den Bergstrom Salakato; bald sich aus der Enge entwindend tritt er in der Ebene hinunter, und bereichert sich schon wieder durch den Wasserfluß von drei Strömen, alle von Norden her. Der östliche heißt Khundinella, an dessen Mündung der jetzt verwüdete Ort Seddha liegt, der mittlere Dibong, und der westliche Dibong.

(Palmblad.)

DIPOLIA (*Σινώλαια* oder *Σινώλαια*), ein uraltes Heil in Athen, das am 14 Tage des Monats Skirophorion nach dem eukleischen Mythenkreis gefeiert wurde und vom Zeus Polieus, dem Stabgötze, Schutzgötze der Stadt, den Namen hatte. Es hieß auch Nuphonia, das Daphnoboten, von einem gleich zu beschreibenden Götze brauche. Man erzählte nämlich folgende Sage: In den

ältesten Zeiten war es nach den Befehlen des Triptolemos noch verboten, Stiere, d. h. die dem Menschen beim Ackerbau heilsamen Thiere, zu tödten. Man hatte einst ein Stier, als er hungert von der Arbeit zurückkehrte, von Jupiters Altare die Schaubrode gefressen und war deswegen von einem gewissen Thaulon, den man für den am Altare dienenden Priester hält, oder von einem Fremdlinge, Diomos oder Sopatos genannt, im heiligen Eifer erschlagen worden. Der Mörder muß entfliehen, weil er das Gesetz übertreten hat, und tötet sich nach Kreta. Nun erfolgt Dürre und Misserath und das Drakel von Delphi wird befragt. Der Ausspruch desselben scheint dahin zu deuten, daß der Flüchtling selbst das Übel lösen soll. Er wird zurückgeholt und unternimmt es, zu ersten Male Namens der Stadt einen Stier zu fällen. Diese dunkle Sage erzählt Porphyrus de Abstin. II. §. 29. p. 154 Rhuer. Auf dieselbe soll sich nun folgender Gebrauch beziehen, dessen Pausanias I. 24 und 28 gedenkt. Es waren bei diesem Feste drei Priestergeschlechter in Thätigkeit. Zuerst die Thauloniden, die vom obigen Thaulon abstammten sollten. Zu ihnen gehörte der Stierschläger (*σθιρτοκος* oder *σθιρτοκος*), auch *σθιρτοκος* bei *Hexych.* Tom. I. p. 755 Alberti. genannt. Zweitens die Treiber im Kreise (*σθιρτοκος*) und drittens die Zerkleinerer (*σθιρτοκος*). Man legte nämlich am Feste Weizen und Gerste auf den Altar des Jupiters. Die Kestriaden trieben eine Anzahl Ochsen um denselben im Kreise herum und demjenigen nun, welcher von der Speise zuerst zu fressen anfieng, wurde vom Nuphonia ein Beil gegen die Stirn geschleudert, daß er niederstürzte und nun geopfert wurde, nachdem vorher Wasserträgerinnen Wasser gebracht hatten, um Art und Messer zu schärfen. Der Stierschläger aber entflieht. Die Dairio zertheilen nun das Fleisch des Stiers und geben es den Anwesenden, die davon ein gemeinschaftliches Mahl halten. Nach demselben wird die Ochsenhaut ausgeklopft, der Stier so scheinbar wieder hergestellt und vor einen Pfahl gespannt. Darauf folgt das Stiergericht im Prytaneum. Alle Teilnehmer werden wegen des Ochsenmordes angeklagt. Jeder schiebt die Schuld auf einen andern. Die Wasserträgerinnen werfen sie auf den Schächer der Art und des Messers; dieser auf den, der ihm das Mordwerkzeug überlieferte; dieser auf den Schlichter und den letzte endlich auf das Messer selbst. Dieses kann sich nun nicht vertheidigen und wird zur Strafe in das Meer geworfen. Auf diese Art geschah das Stieropfer alle Jahre an den Dipolien auf der Burg von Athen. Über die Zeit, wann dieser Gebrauch eingeführt wurde, findet sich keine bestimmte Angabe. Pausanias sagt bloß: Als Erechtheus über die Athener herrschte, schlug der Stiermörder zuerst dem Stier am Altare des Zeus Polieus. Wenigstens erhellt daraus, daß man die Zeit des Ursprungs in die frühere Königsperiode von Athen zurückversetzte. Auch Kriophanes Nub. v. 981 erklärt die Sitte für etwas Uraltes. Bei den Dionysien auf der Insel Aegina gab es ähnliche Nuphonia. Der, welcher das dem Götze geweihte Kalb mit der Art erschlug, wurde mit Steinen verfolgt und mußte fliehen, wie Allan H. A. X. 11, 34

2) M. a. D. überf. in *Perthes*. 7. Bd. S. 155 f. 3) Calcutta *Govern. Gaz.* vom 27. März 1827. 4) *Nouv. Annales d. Voy.* 2de Serie. T. VII. p. 253 f. *Perthes*, 12. Bd. (Jug. 1828.) S. 147 f. 5) Calcutta *Govern. Gaz.* a. 2. Nov. 1826. Der Bericht ist später in Klaproths zweites *Mémoire* (*Mémoires asiat.*) und in mehrer Zeitschriften aufgenommen.

berichtet. Über den Sinn der Ceremonie aber erklärt sich Creuzer (Symb. IV, 125), wie wir glauben, treffend und richtig. Offenbar ist zuverstehen, daß der ganze Ritus auf eine Zeit hindenke, wo man das Abtöten und Verspeisen der Thiere als etwas Sündhaftes betrachtete. So sahen es jene Männer des Orients an, welche den Griechen Sagenungen aus dem Aslande brachten. Von den Gaben der Ceres soll der Mensch sich nähren, unblutige Opfer soll er den Göttern darbringen. Aber sie kamen zu schon verwilderten Menschenstammen, die von Waldfrüchten und dem Ertrage der Jagd lebten. Der Genuß des Fleisches konnte ihnen nicht mehr ganz verboten werden, ihr Klima und Boden bot auch eine weit geringere Mannigfaltigkeit von Vegetabilien zur Nahrung dar. Da stellten sie denn wenigstens das Leben des Ackerfliegers, dieses zum Anbau unentbehrlichen Gehilfen, unter das Gesetz, und die Verordnungen des Triptolemos verboten, ihn zu tödten. Aber Noth zwang die Menschen, auch dies Gesetz zu übertreten, und so sollte nun wenigstens das Schlachten desselben eingeschränkt werden und nicht in ein wildes, rücksichtsloses Morden ausarten. Es sollte eine religiöse Handlung, ein den Göttern dargebrachtes Opfer und der Genuß seines Fleisches an eine gewisse Regel gebunden sein. Zugleich wollte man aber fortdauernd daran erinnern, daß das Abtöten der Thiere etwas Unrecht sei und nur Entschuldigun gen in der materiellen Natur des Menschen finde und bloß, wenn es in Beziehungen mit der Verehrung der Götter träte, erlaubt werden könnte. Da erzählte man denn von dem vom Pflügen gekommenen Stiere, der von Jupiters Altare die Schaubrode gegessen. Das war eine Sünde und dafür muß er sterben. Er bot den Tod durch eigne Verschuldung sich zugezogen, darum muß er am Altare der Götter bluten. Aber sein Tod befreit den Mörder mit einer Schuld; er muß sterben und seine That abbüßen. Allein er weiß sich zu entschuldigen, die Schärfe des Messers oder Beils war die Ursache, daß er starb. So kann denn also auch der Mensch sagen: Die Bedürfnisse meiner materiellen Natur sind die Ursache des Fleischgenusses, in der Materie liegt die eigentliche Quelle meiner Schuld. Darum wird denn das Messer in das Meer geworfen. Das Wasser nämlich, das Frucht war nach der Ansicht der Alten die Grundlage aller Materie und der Gegenstand des Geistigen. Im Wasser liegt also die Quelle alles Sinnlichen, darum muß das schuldige Messer in dasselbe versenkt werden und so muß auch der schuldige Mensch zum Staube zurückkehren, von dem er genommen ist. Überall also Schuld und angemessene Strafe. Aber der seines Fehls wegen getödtete Stier wird wieder hergestellt, seine Haut ausgetrocknet und so das Thier aufs neue vor den Pflug gespannt. Das heißt eines Abfalls, das Individuum vergeht, aber die Gattung bleibt; immer wird das Stiergeschlecht dem Menschen als Gehülfe bei seiner Arbeit dienen, wenn er auch das einzelne Thier zur Speise anwenden muß. Aber es liegt darin zugleich auch die tröstliche Lehre für den Menschen: Dein Körper wird wol zu Staube, aber dein wahres Selbst bleibt; es tritt immer wieder in

den Kreis des Lebens ein und nur seine äußere Form wird umgewandelt. Endlich findet auch noch Creuzer in dem Abtöten der Stiere um den Altar Jupiters durch die Kentauren eine Anspielung auf den Kreislauf der Sonne und des Jahres. Die Monate, als Abtheilungen des Sonnenlaufes, werden in vielen Mythen symbolisch als Kinder dargestellt, die der Sonnengett vor sich her treibt. So Herkules. Daraus mag denn auch jene Handlung mit deuten. Der Mensch ist ein Geschöpf der Zeit, an den Sonnenlauf ist sein Leben und die Kette seiner Handlungen gebunden. Während des Herumtreibens läßt sich der Stier verlocken, die den Göttern geweihte Gabe sich zuzueignen und darum muß er sterben; die Schuld des Menschen wird auch im Zeitstreife des Erdenlebens erzeugt, darum muß auch er sterben, wenn dieser Kreis vollendet ist. Es ist aber nicht einer bloß, der Sünde auf sich ladet, sondern alle. Einer tödtet zwar den Stier, aber alle essen von seinem Fleische und theilen somit sein Vergehen. Darum ist denn unser ganzes Geschlecht zum Tode bestimmt. Durch Einen kam die Sünde in die Welt, aber in dem Einen haben wir alle gesündigt, d. h. jeder Einzelne wird ebenso durch seine sinnliche Natur zum Bösen verleitet, wie es bei dem Ersten des Schlechts der Fall war. Lehren dieser Art mögen wol in den Eusebianen den höhern Eingeweihten vorgetragen worden sein, und darum soll denn auch das Fesseln der Dipolien gleich nach dem Ende der Mysterien. Es trat so mit diesen in einen sinnigen Zusammenhang. Nach der Mysterienföhne fängt das geordnete Leben wieder an, es folgt neue Schuld und neue Strafe. Der Mensch soll also nie wohnen, er bleibe nun rein und sündenfrei, seine sinnliche Natur wird ihn immer wieder verlocken, und darum muß er stets zum Kampfe gegen dieselbe gerüstet sein und seiner Gebrechlichkeit sich immer erinnern. (Richter.)

Dijon f. Dhjana.

DIJON, bei den Alten Diviodunum, Dibio, Divio, damals ein besetzter Ort in Gallia belgica, im Mittelalter Restzins der Herzoge von Burgund, jetzt die Hauptstadt des Departement Côte d'or (ehemalige Landschaft Dijonnaise, im Mittelalter Divionensis pagus) und des gleichnamigen 54^{ten} O'Reilen enthaltenden Bezirks mit 124.000 Einwohnern, am Zusammenflusse des Suzon und Duche. Die Stadt, eine Stunde im Umfange enthaltend, mit Wällen und Mauern umgeben, im Oval gebaut, mit 80 regelmäßigen; gut gepflasterten Straßen und meist schönen Häusern, zählt mit Inbegriff der drei Vorstädte 21,600 Einwohner. Das Fort ist von Ludwig XI. erbaut. Unter den 15 öffentlichen Plätzen zeichnet sich die in Duseisenform gebaute Place royale mit dem Palaste der ehemaligen Herzoge von Burgund und andern vorzüglichen Gebäuden aus. Unter den acht Kirchen gehört die Kirche Notre Dame zu den ausgereichneten in der sogenannten gotischen Bauart, die Marienkirche ist wegen des Reichthums ihres Portals merkwürdig; die Stephanskirche ist jetzt die Hauptkirche. Von den ehemaligen vielen Klöstern war die Cistercienser Abtei, die Mutter aller übrigen dieses Ordens in Europa,

die reichste. Die alte, im J. 1303 in der Nähe von Dijon errichtete, Kartause ist während der Revolution fast ganz zerstört worden. — Dijon ist der Sitz eines Bischofs, kaiserlichen Gerichtshofs, Handelsgerichts, und hat mehrere bedeutende wissenschaftliche Anstalten. Die im J. 1725 errichtete Akademie der Wissenschaften besteht jetzt als Societät der Literatur, Künste und Wissenschaften; die Universität (ohne juristische und medicinische Facultäten; ehe- dem war ein juristisches Collegium dasebst) gehört zu den bestgerüsteten in Frankreich; auch ist eine Schule für bildende Künste dasebst. Die Bibliothek und ein Museum für Gemälde und Kupferstich sind bemerks- werth. Was die Production betrifft, so sind dasebst Manufacturen in Wolle, Baumwolle und Seide, von Spielfarten und Wachslichtern. Der Handel mit diesen Waaren, sowie mit Wein und Getreide, Senf (Moutarde) von Dijon, steht in besonders gutem Ruf; ist bedeu- tend und wird durch den neuen Kanal von St. Jean de Losne nach Dijon sehr begünstigt. Zur Annehmlichkeit der Stadt gehören das Theater und die schönen Promenaden. In historischer Hinsicht sind die zwei in den Jahren 1075 und 1199 hier gehaltenen Concilien und das im J. 1476 von Ludwig XI. errichtete Parlament von Burgund zu bemerken. In literarhistorischer Hinsicht ist Dijon merk- würdig als der Geburtsort von Colmaus, Bossuet, Grebillon und Piron. — Fontaine les Dijon, eine Stunde weit von Dijon, wird als Geburtsort Bernhards von Clairvaux genannt. (H.)

DIKALA (Diceaea), *Alcaia* Stephan., Herodot. (VII, 109); Ectolus, Plin. (III, 18); auch *Ακαλονία*, Harpokrat. und Eud., war eine Stadt Thrakiens an der Südküste neben dem See Bistonis zwischen Maroneia und Abdera gelegen. Derselbe Lage der Stadt, auf der großen Straße von der Chersonesos nach Makedonien, wird auch von Strabon bezeugt (VII p. 330). (L. Zander.)

DIKALARCHIA (Dicearchia), *Dicaegria* Strab. V, p. 169, *Anaegria* Steph. Byz., von den Römern Puteoli und Puteoli genannt, daher auch griechisch *Πορτολίος*, *Πορτολίος* und *Πορτολίος*. Diese so bedeutend gewordene Stadt war nach Stephanos (s. v. *Πορτολίος*) und Eusebios (chron. p. 129 ed. Scal.) eine Colonie der Samier und gegründet Olymp. 64, 4, d. i. 521 vor Chr. Geburt. Unwahrscheinlich enthält diese, zwar von keinem andern Schriftsteller bezeugte, Angabe nicht, da nach dieser Zeitbestimmung die Gründung in die Zeit der Tyrannis des Polykrates fällt, und es also leicht geschehen konnte, daß unzufriedene Samier ihr Vaterland damals verlassen, um der Kleinerrichtschast des Polykrates auszuweichen. Auch möchte man daraus, daß dieser Pflanzung so wenig gedacht wird, und daß sie sobald ihre Selbstständigkeit einbüßte, schließen, daß sie nur schwach war. Wer der Anführer der Colonie war, ist nicht aus- zumitteln; denn daß er Dikarchos geheißen habe, läßt sich wenigstens aus Statius (Sylv. II, 2, 97) nicht mit Grund schließen. Ebenso wenig darf man aber auch dem Festus folgen und annehmen, die Stadt habe diesen Na- men darum erhalten, weil sie ehe- dem gerecht regiert wurde. Erbaut wurde der Ort aber an der Ostseite des cumani-

schen oder puteolanischen Meerbusens auf einer vorsprin- genden Landspitze, dem Berggebirge Misenum gegenüber, drei Milien von Cumä und zehn von Neapolis (Ai- nonar. Anton. p. 123). Sehr früh muß der Ort aber an Cumä gekommen sein, denn indem Strabon im W- gemeinen von der Zeit vor der römischen Herrschaft spricht, sagt er, Dikalarchia sei ehe- dem Hafenort der Samier ge- wesen. Er hatte also von der Gründung und Selbst- ständigkeit der Colonie Dikalarchia nichts mehr vernom- men. Wurde Dikalarchia aber Hafenort von Cumä, so ist sehr wahrscheinlich, daß sie auch eine Colonie von Cumä aufnehmen mußte; und leicht kann sie damals auch ihren Namen geändert haben.

Aus Livius (XXIV, 7) erfahren wir, daß L. Rabius nach einem Untoachten des Senats gegen Ende des Jahres 217 vor Chr. Geburt Dikalarchia, welches zu der Zeit anfangs, als Handelsplatz bevölkert und blühend zu werden, besetzte und römische Besatzung hineinlegte. Diese Besatzung, 6000 Mann stark und daraus kann man schließen, wie wichtig den Römern der Besitz dieses Pla- zes sein mochte), widerstand darauf im folgenden Jahre rühmlich dem Angriffe Hannibals (Liv. XXIV, 12, 13). Die Römer hatten also sehr bald, wie es scheint, die vortheil- haste Lage des Orts, zumal im Hannibalschen Kriege, erkannt, und die glücklich überstandne Belagerung führte sie dahin, noch in demselben Jahr ihr Hauptmagazin dort anzulegen, wie dies Livius (XXV, 22) bezeugt. M. Aurelius Cotta wurde nämlich im Jahre 214 zum Be- fehlshaber der Stadt ernannt mit der Anweisung, das von Etrurien und Sardinien zur See dahingebachte Ge- treide ins römische Lager zu liefern. Dikalarchia war von nun an Hauptstation der Römer; daher schiffte sich der Prätor G. Claudius Nero im Jahre 213 dort mit 13,000 Mann nach Hispanien ein (Liv. XXIV, 17). Wenige Jahre nach Beendigung des zweiten punischen Krie- ges, im Jahre 196 vor Chr. Geb., erhielt Dikalarchia dann eine römische Colonie (nachdem schon im J. 199 der Plebistritum G. Atilius darauf angetragen hatte (Liv. XXXII, 29)) und mit ihr den Namen Puteoli (Liv. XXXIV, 45, *Fellej*, I, 15. Strab. I, 1). Dieser neue Name hatte seinen Grund in den Mineralquellen der Gegend, entweder weil sie in so großer Menge vorhanden waren, oder wegen des Geruchs, den sie verbreiteten (Strab. Stephan. Festus, Varro L. L. V, 5). Es lag aber östlich gleich über der Stadt der sogenannte Martiuplag des Orphaktes, ἡ τοῦ Ὁρακτοῦ ὄρος, die heutige Solfatara, welcher heutzutage noch ganz so beschaffen ist, als Strabon ihn beschreibt, nämlich eine Ebene, einge- schlossen von einem durchbrannten Berggraben, wo an vie- len Stellen Schwefelbäume, häufig unter Kraden, wie aus Feuerstein, hervorbrechen.

Seitdem die Stadt in den Besitz der Römer gekom- men war, scheint sie sich bedeutend gehoben zu haben, da sie denn den Schiffen einen an sich schon ebenso ge- räumigen als sichern Hafen darbot. Die Puteolani hat- ten aber denselben durch Kunst noch mehr verbessert und die in der Gegend vorhandne Mineralerde (Pozzuolanderde), welche, mit Kalk verbunden, zu einer festen, feinstartigen

Masse wird, geschickt angewandt, um einen Damm zur Verbesserung des Hafens anzulegen (*Strab., Plin. XXXV, 47*). Von diesem alten Werke sind jetzt nur noch die Trümmer zu sehen, da sich seit der Zeit des römischen Verfalls niemand um die Erhaltung desselben bekümmert hat. Sehr mit Unrecht werden diese Überreste des alten putolanischen Rolo heutzutage zuweilen für die Ruinen der Brücke angesehen, welche einst der Kaiser Gaius in seiner bis zum Wahnsinne gesteigerten Eitelkeit von Neapel zum Bau über den Meerbusen nach Puteoli, 34 Meilen lang, schlagen ließ (*Sueton. Cal. 19. Dio Cass. LIX, 17. Joseph. antiq. Jud. 19, 1*).

Wie bedeutend und ausgebreitet aber der Handel dieser Stadt, zu deren Aufstehen ohne Zweifel auch das noch beitrug, daß sie ein Municipium wurde (in welchem Jahr, ist unbekannt) (*Cicero, pro Coelio 2*), gewesen sein muß, kann man aus den bei Strabon und andern Schriftstellern zerstreuten Nachrichten schließen; am wichtigsten war aber für Puteoli der Handel mit Ägypten (*Strab. XVII, 793. Sueton. Oct. 98*), nach diesem der mit Hispanien (*Strab. III, 145*). Ganze Flotten kamen jährlich nach Puteoli (*Senec. epp. 67*); und wie reich auch die ganze Landschaft um die Stadt her sein mochte, so war doch wegen des Luxus der Römer die Einfuhr ungleich beträchtlicher als die Ausfuhr (*Strab. XVII, 793*). Dieses ausgebreiteten Handels wegen wurde die Stadt mit dem Beinamen Klein-Delos belegt (*Pestus s. v. minorem*). Vergl. auch den Art. Delos.

Eine so wichtige Handelsstadt mußte daher wol die Aufmerksamkeit der römischen Regierung auf sich ziehen. So erhielt sie denn durch Augustus eine Militärs- Colonie (*Frontin. de colon. p. 106 ed. Goes*) und von Nero das jus colonias und einen Beinamen von ihm selbst *Tacit. ann. XIV, 27: vetus oppidum Puteoli jus colonias et cognomentum a Nerone adipiscuntur*. Es fragt sich, wie Puteoli, das schon im J. 196 eine römische Colonie empfing, in Cicero's Zeitalter ein Municipium war, und durch Augustus eine zweite Colonie von römischen Veteranen erhielt, in der Folge vom Nero das jus colonias erhalten konnte. Wir müssen bemerken, daß im J. 196 nach ältester Weise der Römer nur 300 Hausväter erlaubt waren (wie Livius bezeugt), die gewiß nur einen kleinen Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen konnten. Nun war aber die Stadt seit jener Zeit immer höher gestiegen in Wohlstand und Volkszahl; man muß daher in Tacitus' Worten das *vetus oppidum* den römischen Colonisten als einem abgesonderten neuen Zuwachs der Bevölkerung und unter besonderm Besetze stehend, entgegengesetzt denken. Demnach will Tacitus sagen, daß auch die Einwohner und Nachkommen der alten Stadt Dikaiarchia, sowie die später hinzugekommenen Inquilinen mit dem jus colonias, die ganze Stadt aber durch den Beinamen Augusta oder Neronia geheißen worden ist. Es ist wenigstens ungewißhaft, daß auch Städte, welche nie eine römische Colonie in ihrer Mitte gesehen hatten, das jus colonias erhielten.

Der Verfall von Puteoli beginnt mit den Zeiten

der Völkerwanderung, und, soviel wir wissen, war der König der Westgothen Ariarich der erste, welcher nach der Eroberung Roms im J. 410 nach Chr. Gb. bei seinem Einfall in Campanien die Stadt übermächtig und verwüstete. Eine zweite Niederlage erlitt dieselbe in der Mitte des fünften Jahrhunderts durch den König der Vandalen Genseric, als dieser von Afrika aus Rom und Italien weiterentzückte. Darauf in dem verheerenden Kriege, den der König der Ostgothen Totilas gegen die Feldherren des Kaisers Justinianus führte, eroberte derselbe Neapolis, Cumä und Puteoli im J. 541. Puteoli vertheilte sich, begünstigt durch seine Lage, lange, und wurde dafür von den ergrüneten Gothen gänzlich zerstört, so daß es 16 Jahre verödet lag. Dann wurde es von den Griechen wieder hergestellt. Nachdem sich darauf die Langobarden in Italien niedergelassen hatten und das Herzogthum Benevent entstanden war, suchte der Herzog Romuald II. im J. 715 sich in den Besitz von Cumä und Puteoli zu setzen, und dies gelang ihm, wenn auch nicht durch offene Gewalt, endlich durch Verrath. Bei dieser Eroberung litt die Stadt abermals viel; denn alle Bewaffnete, welche die Langobarden in derselben fanden, wurden niedergemacht und die Stadt verbrannt. Inseß wurde Puteoli, sowie Cumä, bald wieder erobert von den Griechen, die noch immer Neapolis behaupteten. Auch 745 wiederholten die Langobarden von Benevent aus ihren Angriff auf die Stadt, vermochten sie aber auch diesmal nicht zu behaupten. Endlich, nachdem der Ort noch einen Überfall der Ungarn im 10. Jahrh. erduldet hatte, kam er an die Normannen und das von diesen gegründete Königreich beider Sicilien. Seitdem hat er nur noch von Erdbeben zu leiden gehabt, von denen die bedeutendsten sich in den Jahren 1198, 1458 und 1538 ereigneten; aber besonders das letzte war so fürchterlich, daß es der ganzen Gegend eine andre Gestalt gab, und anstatt des berühmten Lucrinsee's sich der monte nuovo erhob. Ungeachtet aller dieser Umwälzungen retten dennoch die Steine in der Umgegend der jetzigen Stadt Puzzuoli von ihrer ehemaligen Pracht und Größe; und der Reisende findet dort noch viele Trümmer alter Mauern und Grabmäler, eines Amphitheaters und einiger Tempel. (*L. Zander.*)

DIKAIARCHIOS (Dicaearchus), ein berühmter philosophischer, poetischer und historisch-geographischer Schriftsteller des vierten Jahrh. vor Chr., der zur peripatetischen Schule gerechnet wird, weil er ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles war. Wegen seines Geburtsorts Messene oder Messana (jetzt Messina) in Sicilien heißt er bei den Alten bald Messenias, bald Siculus. Von seinen Schriften sind nur noch wenige Bruchstücke übrig, besonders von einer Beschreibung Griechenlands in jambischen Versen. Man findet sie gesammelt in Dubson's Ausgabe der kleineren griechischen Geographen (Oxford 1703) mit einer gelehrten Abhandlung von Dobschütz über diesen Schriftsteller. Als Philosoph gehört er in die Classe der Materialisten. Wenigstens berichtet Cicero (*Tusc. quæst. I, 10 et 31*), daß er zwei Gesprüche unter den Aitlen Corinthiaci und Laebiaci geschildert habe, worin er ausdrücklich zu beweisen suchte, daß

das Wort Seele ein leerer Name und alle der Seele beigelegte Fähigkeiten nichts anders als Verrichtungen des Körpers selbst. Daher leugnete er auch die Unsterblichkeit der Seele, indem das, was man Seele nenne, nur in und mit dem Körper lebe und also auch sterbe. Auch Eriodorus (eclog. I. p. 796 et 870 ed. Heeren) bezeugt, daß D. die Selbstständigkeit der Seele geleugnet und diese für eine Harmonie der vier Elemente erklärt habe, wodurch er vermutlich sagen wollte, daß die Seelenerscheinungen nichts anderes seien, als ein Resultat der durch die Organisation bewirkten genaueren Zusammenschimmung aller Elementarteile des Körpers, — eine Meinung, die auch von andern Peripatetikern angenommen wurde. (Krug.)

DIKANOS, ein Sohn des Priareus und Bruder des Aina (Schol. Theocrit. I. 65). (Richter.)

DIKĀOS, Δίκαιος, d. h. der Gerechte; 1) ein Sohn Neptuns, von dem die Stadt Dikāa in Aethiopien den Namen haben soll (Steph. Byz. h. v.). Er war so gut und gerecht, als sein Bruder Eileus (s. d.) das Gegengewicht, darum wußte Perseus bei jenem und tötete diesen (Con. Narrat. 17); 2) ein Beinamen Apollon's, unter dem diesem Gott ein Aethianer einen Tempel erbaute, weil er bei Eroberung Aethiens durch Alexander sein Vermögen in Apollon's Schöße sicher verborgen hatte (Plin. II. N. XXXIV. 8). (Richter.)

DIKE, Δίκη, die Gerechtigkeit, eine der drei Horen, Tochter Jupiters und der Themis (Hes. Theog. 902). Hesiodos (ἠῆς καὶ ἡ. 254) singt von ihr: „Der Zeus jugendfräuliche Tochter ist Dike, vor allen den Göttern heilig und ehrwürdig. Verleihe sie jemand, so steht sie sich schnell zum Vater Zeus und klagt ihm das Unrecht. Und alles Volk muß büßen für die Sünden der Könige, wenn sie bösshaft das Recht gebeugt haben durch verdrehten Ausspruch. (Vergil. Pind. Ol. XIII. 6 v. Orph. II. 61 und andre Stellen der Gnomiker bei Brunk. Analekt. T. I. p. 65 v. T. III. p. 27.) Städte, wo Ungerechtigkeiten herrschen, straft sie mit Aufruhr, ahndet alles Unrecht unter den Menschen und wägt mit gleicher Waage (d. h. ohne Ansehen der Person) Strafen und Belohnungen ab. Dagegen liebt sie den Gerechten und Billigen; frohe Zusammenkünfte (wo also kein Haß die Freude trübt), Eintracht und Gleichmaß sind ihr angenehm. Nach Pindar (Pyth. VIII. 1) ist Beschützerin, die Ruhe, ihre Tochter, denn diese entsteht eben durch unverletzte Beobachtung des Rechts. Darum ist auch Dike eine Tochter der Themis, d. h. der gesetzlichen Ordnung, und des Jupiters, des geregelten Zeitaufbaus, und eben daher auch eine der Horen, d. h. der Jahreszeiten, denn diese sind die Wirkungen des geregelten Sonnenlaufes, und ihre Namen Dike, Eunomia (Wohlgemeinheit) und Eirene, Frieden oder Ruhe, die aus dem gesetzmäßigen Zustand im Staate, sowie aus dem gesetzmäßigen Verlaufe des Jahres, entspringt, symbolische Darstellungen dieser Regelmäßigkeit und Ordnung. Durch eine leichte Übertragung wurden diese aus dem Physischen geschöpften Begriffe auf das Ethische und Politische (im eigentlichen Sinne, wo es das auf Staatsanrichtung sich Beziehende bedeutet) übertragen und

so wurde Dike Symbol des rechtlichen Zustandes der Menschen und des rechtlichen Betragens der Einzelnen. Sie gehörte somit zu den Culturgöttinnen und Wohltätigkeitsgöttinnen der Menschheit durch sittliche Erleuchtung. In noch rohen, sich erst zu cultuiren anfängenden Staaten muß das Unrecht durch strenge Bindung gebändigt und unterdrückt werden; hier ward sie also besonders als Straf Göttin getachtet und war von der Nemesis wenig verschieden. So schildert sie auch Hesiodos in der obigen Stelle der Theogonie und die älteste Kunstsymbolik stellte sie als eine schöne Frau dar, die eine alte häßliche, die Adikia (Ungerechtigkeit) mit der Linken erwürgt und mit der Rechten schlägt, wie z. B. auf dem Kasten des Kypselos (Paus. V. 18. 1).

Später erscheint sie aber auch als belohnende, wohlthätige Göttin. Dabei heißt es in der 62. Orph. Hymne: Sie ist die Freundin des Billigen und Gerechten, die Erlesene, Beglückende, Allegehrte und Selige. Mit reiner Gesinnung und unbeflecktem Gewissen gibt sie jedem, was ihm gebührt, und beugt demüthigend alle, die ihr widerstreben. Sie sitzt neben Jupiters Thron (H. 61) und schaut mit aufsteigendem Auge vom Himmel herab auf das Leben der Menschen, strafend den Böswicht und Freundin des Gerechten. — Bei den spätern Dichtern wird sie als die Jungfrau am Himmel dargestellt, denn dieses Sternbild sieht in der Gegend, oder doch ihr nahe, wo das Zeichen der Waage Tag und Nacht gleich macht, also überall gleiches Maß vertheilt. Jetzt schildert Aratus, wie einst im goldnen Zeitalter die göttliche Jungfrau traulich unter den Sterblichen weilte und das Recht der geselligen Verbindung sie lehrte, wie man weber Gesang, noch Streit, noch Aufruhr auf der glücklichen Erde kannte, und wie unzählbare Gaben die Göttin ihren Kindern, den Menschen, spendete. Dann kam das silberne, nicht mehr so unschuldige, Zeitalter. Zwar verließ sie die Menschen noch nicht ganz, aber strafend und zürnend erschien sie ihnen, wann die Dämmerung hereinbrach, von den Gebirgen herabsteigend und der versammelten Menge drohend, sie ganz zu verlassen. Und als nun das noch verderbtere, eiserne und eiserner Zeitalter erschien, als das Schwert geschmiedet und der arbeitende Stier zur Speise gewürgt wurde, da verließ sie die entartete Erde und floh gen Himmel, wo sie nur noch in funkelnden Sternen dem Auge des Sterblichen sichtbar bleibt. Sie heißt nun auch Astraea, die Sternjungfrau, und ist die Tochter des Astraios und der Hesperia (des Sternhimmels und des Tages. Arat. Phaen. v. 96 sq.; Eratosth. c. 9; Hyg. Astron. II. 25). Sie ist nun auch identisch mit Ergone, der Tochter des Ikaros, die ihren Platz im Widertreife zwischen dem Löwen und Skorpion einnahm. Auf den alten Sternkarten nämlich (Voss, Virg. Ecl. Ged. 3. Bd. c. 59) reichte der Skorpion durch zwei Zeichen (Eratosth. Cat. 7. Ovid. Met. II. 197), indem er das Zeichen zwischen sich und der Jungfrau (das Zeichen der Waage) mit seinen Scheren ausfüllte. Spätere Astrologen, wie Theon bei Aratos 89, bezeugt (nach Hygin. P. A. II. 26 waren es römische), nannten das Zeichen der Scheren die Waage, und diese Waage nach Theon in den Händen der Jungfrau Dike als Sinnbild der Gerechtigkeit.

tigsteit, nach Andern, als Symbol der Tag- und Nachtgleiche, wie z. B. auf dem Jarmessischen Marmor, schwebte in den Scheren des Skorpion (s. Jungfrau). Mesomeres (Anschol. gr. ed. Jacobs III, 6) nennt die Mesomeres eine Tochter der Dikte. Als Königin stellten sie die Spätern beifügelt vor; auch Jo Kratosthenes als Sternbild der Jungfrau (Voss myth. Br. II, 33). (Richter.) Dike, s. Grapho.

DIKLA (דיקלא), in der Völkertafel Gen. X, 27, von Jofan abgeleitet, muß einen arabischen Stamm bedeuten. Das Wort bedeutet in den Dialekten die Palme. Diese Bedeutung bestimmt Bodart Phaleg 2. Bd. Cap. 22) Dikla für das Land der Minder im südlichen Arabien zu halten, was ebenso unhaltbar ist, als J. D. Michaelis' Ansicht (Speil. T. II, p. 175), daß ein Stamm zu verstehen sei, der zwischen dem persischen Meerbusen und der Mündung des Tigris wohne, wegen der Ähnlichkeit des Namens Dikla mit Diklat, wie die Syrer den Tigris nennen. (Tuch.)

Dikolon, s. Verse.

DIKTAMON kommt bei Ptolemäus (III, 17), wie es scheint, als Name einer Stadt auf der nördlichen Küste von Kreta vor. Ptolemäus scheint damit denselben Ort zu bezeichnen, den Pomponius Mela Diktynna nennt; wenigstens spricht dafür die Angabe der Lage, die er dem Ort anweist. Es läßt sich aber durchaus nicht zur Gewissheit bringen, ob der Ort, welcher wahrscheinlich neben dem berühmten Tempel der Diktynna (vergl. diesen Art.) entstand, selber ebenfalls Diktynna, später Diktammon hieß, oder zu derselben Zeit bei einigen Jenen, bei andern diesen Namen führte. Denn das Diktammon keine Corruption aus Diktynna ist, dafür darf Folgendes als Zeugnis gelten. Eine Pflanze Diktammon oder Diktammon war der Insel Kreta allein eigen (Theophr. hist. pl. IX, 16. Dioscorid. III, 37. Virg. Aen. I, 412; Sprengel hält sie für Origanum Dictamnus L.) und wurde als ein Universalmittel, besonders aber bei Schwan-gerhaften, entweder die Geburt zu erleichtern oder die Wehen zu stillen, angewandt. Es wurde daher das Bild der Artemis mit diesem Kraute bekränzt (Schol. Eurip. Hippolyt. 58). Es ist also gewiß, daß es mit dem Dienste der Artemis Diktynna verwebt und dieser Göttin geweiht war. So mochte denn auch der Name der Pflanze auf den Ort übertragen werden. (L. Zander.)

DIKTÄUS, Δικταός, Beinamen des Jupiter vom Berg Dikte in Kreta, wo er erzeugt worden und einen berühmten Tempel hatte (Strab. X, p. 475). (Richter.)

DIKTE, Δίκη (Strab. X, 479, auch Δικτος und Δικταος ἑως Etymol. magn. Aratos v. 33), wurde ein Gebirge auf Kreta genannt. Die Alten unterschieden nämlich auf dieser Insel drei Gebirge, im Westen das weiße Gebirge, τὰ λευὰ βεγ, in der Mitte den Berg Ida und im Osten das Gebirge Dikte. Aratos (phaeon. 33) sagt daher, der Berg Dikte liege in der Nähe des Berg Ida. Dagegen erhebt sich Strabon und setzt hinzu, der Berg Dikte liege 1000 Stadien vom Ida und 100 Stadien vom Vorgebirge Samonion, dem östlichsten der Insel. Ptolemäus (III, 17) scheint ihm zu folgen. Aber

Strabon widerspricht sich selbst in derselben Stelle, wo er dem Aratos widerspricht, denn er sagt, in der Stadt Práfos ist der Tempel des diktyäischen Zeus und nahe bei derselben der Berg Dikte, aber nicht, wie Aratos spricht, nahe dem idäischen Berge. Nun aber gibt er selbst wiederum an, daß Práfos nur 180 Stadien von Górdina liege und den Ebenen benachbart sei. Die Lage von Práfos ist damit genau genug bezeichnet und also der Anfang des Gebirges Dikte damit bestimmt. Dort sollte auch der diktyäische Gott selbst eine Stadt gegründet haben (Diodor. V, 70). Das Gebirge ist also als eine Fortsetzung des Ida anzusehen und zieht sich von Westen gegen Osten, wo denn im Südosten eine Kuppe desselben vortragt; unter diesem Namen bekannt gewesen zu sein scheint. Ubrigens ist der Dikte niedriger als die andern Gebirge der Insel und seine Gipfel sind nach Eliov's Versicherung nicht mit Schnee bedeckt. Seine Abhänge sind mit Bäumen besammet, besonders mit dem Johannisholzbaum; die Täler sind sehr fruchtbar, hauptsächlich das im westlichen Theil am Fuße des Argáos, aber, wie man geändert hat, Argáos (Hesiod. Theog. 484), gelegene, welches ungefähr eine □ Meile Flächenraum enthält. Dieses Thal ist das letzte Gebirge von Lyktos (Hesiod. Theog. 477). Heutzutage heißt das Gebirge Kassiti oder Laßhi. (L. Zander.)

Dikte, Diktynna, s. Britomartis und Dikynna.

DIKTYNNA (Mela II, 7, Δικταῖον Ptolem. III, 17, Δικταῖον Stadiam. mar. mag. p. 498 ed. Gail), war eine Stadt an der Ostseite einer nordwestlichen Landspitze von Kreta. Diese Landspitze wird gebildet durch einen von dem weißen Gebirge im westlichen Theile Kreta's nördlich auslaufenden Arm, welcher Kardissos (Plin. IV, 20, 23) hieß und mit dem Vorgebirge Psafon, Ψάων ἄκρον (Ptol. III, 17), jetzt Cap Spádo, aufläuft. An der Ostseite dieser Landspitze lag die Stadt Diktynna, und von ihr entlehnt ward auch diesem Gebirgsarme der Name diktyonäisches Gebirge, ἑως Δικταῖον, beigesetzt, und das Vorgebirge Psafon hieß daher zuweilen Δικταῖον ἄκρον (Strab. X, 484). Bei der Stadt befand sich ein Tempel (Syllax s. 265 ed. Gail), berühmt durch den Dienst der Artemis mit dem Beinamen Diktynna, welche ohne Zweifel dieselbe Göttin war, mit der im mittleren Kreta verehrten Artemis Britomartis. Kallimachos (hymn. in Artem. 4), hat uns den Mythos erhalten, nach welchem Britomartis eine gortynische Nymphe und der Artemis besonders lieb war. In dieser Nymphe nun entbrannte Minos vor Liebe und neun Monate verfolgte er sie, bis diese endlich, um ihm zu entweichen, vom Kellen ins Meer sprang. Kellersnege (dikrya) singen sie aber auf und sie wurde nun als Diktynna verehrt. Der Kellen, von welchem sie ins Meer sprang, wurde der diktyonäische genannt. Daraus ist also der Unterschied zwischen diktyäischem und diktyonäischem Gebirge wol zu beachten (vergl. Dikte), und Kallimachos hat ein Versehen begangen, wenn er, V. 199, die Nymphe vom diktyonäischen Gebirge herabspringen läßt. Vielleicht fand an der bezeichneten Stelle der Stadt Diktynna noch Trümmer einer Stadt und, wie es scheint,

auch eines Tempels, bei dem Volke der Gegend aber noch Sagen, welche denen des Alterthums ähnlich waren.

(L. Zander.)

DIKTYNNÄA, auch **DIKTYNNÄ**, ein Beinamen der Artemis. Unter der ersten Form hatte sie einen Tempel unweit Ambrisis in Phokis (Paus. X, 36). Diktynnä hieß in Kreta vorzüglich die Aristomaris, welche aber im Wesen einerlei mit Artemis ist, wo diktynnaischen Berg auf der Westseite der Insel. Minos hatte sie mit seiner Liebe verfolgt, sie aber durch einen Sprung vom Berg in die Fluthen des Meeres sich zu retten gesucht, wo sie von Fischen (dixwa) aufgefangen worden sein soll. Diana strafe nun die Kretier durch eine Pest, und um die Göttin zu süßnen, baute man ihr unter dem Namen Diktynnä einen Tempel (Diod. V, 76; Luciat. ad Stat. Theb. IX, 632). Nach Paus. III, 24 (sfr. Spanh. ad Callim. in Dian. 205) hieß die Göttin Diktynnä von einem Vorgebirge in Lakonien, wo man ihr jährlich ein Fest feierte. Einige leiteten den Namen von Stralenwerfen des Mondes ab, weil nämlich Artemis eigentlich der Mond war. Cornutus (de N. D. p. 230, ed. Gal.) sagt nämlich: Δικτυννῆ δ' ἄντι τῆς διὰ τὸ βάλλειν δειρὸν τὰς ἀστερας: δίκτυον γὰρ τὸ βάλλειν. Oder man dachte auch bei dem Namen an die alles durchdringende Kraft des Mondes (δίκτυον δαίμ. Spanh. ad Call. II in Dian. 205).

(Richter.)

DIKTYS, 1) Sohn des Persiphones (Schol. Apollon. IV, 1091), oder des Magnes und einer Rajade (Apollod. I, 9, 6), Bruder des Polyphides, des Herrschers der Insel Seriphus. Hier sing er mit seinem Nege der Name bedeutet den Fischen, den Mann mit dem Nege, von δίκτυος, der Reifischer, den Kasten auf, in welchem Danae mit ihrem Sohne Perseus an das Ufer der Insel schwamm, und erzog den jungen Helden, schlugte auch die Danae gegen die Anmaßungen seines Bruders, wofür Perseus nach Bestrafung des letztern ihn zum König der Insel machte (Apollod. I, 9, 6; II, 4, 1—3). Euripides bearbeitete diese Fabel in der Tragödie Diktus, Alkaios im Polyphides (Hesych. ad Apollod. p. 59, 117). Über das Symbolische in derselben sehe man Danae und Perseus. — 2) Einer von den tyrrenischen Seeräubern, welche Kalkos in Delphie vermannte (Ovid. Met. III, 613). — 3) Ein Kentaure, der auf der Flucht von des Pirithoos Hochzeit von einem Helsen fürzte und so das Leben verlor (Ovid. Met. XII, 337).

(Richter.)

Dilatatio und Dilatorium, s. Friat.

DILATRIS. Eine von Sargius (Deser. pl. ex Cap Bon. Sp. p. 9, t. 3. f. 5) sogenannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linnéschen Classe und aus der natürlichen Familie der Hamnaceen. Char. Der corollinische Kelch besteht aus sechs regelmäßigen Blättern, welche außen steifhaarig sind. Sechs Staubfäden im Grunde des Kelches eingefügt; drei kürzere sind unfruchtbar, die drei längern fruchtbaren in die ihnen entsprechenden Kelchblättern eingewickelt; die Andern zweifach, eine größer als die beiden andern. Der Griffel ist fadenförmig, mit einfacher Narbe. Die Fruchtkapsel

dreifächerig, mit scharf dreikantigem, freiem Mutterkuchen und drei oder sechs schiffsförmigen Samen. Die drei bekannten Arten: 1) D. umbellata Thunberg (Linn. fil. suppl. p. 101, D. corymbosa Berg. l. c., Smith exot. bot. I, p. 29, t. 16, D. ixioidea Lamarck ena., Wachendorffia umbellata L. syst., Ixia hirsuta L. mant., Ix. umbellata Burmann.), 2) D. viscosa Thunb. (l. c., Lamarck ill. t. 34, n. 2), und 3) D. paniculata Thunb. (l. c.) sind perennirende, steifbehaarte Gewächse des Vorgebirges der guten Hoffnung mit schmalen Blättern und purpurrothlichen Blumen, welche in Doldentrauben oder Rispen zusammenstehen. Dil. tinctoria Pursh bildet die nahe verwandte Gattung Lachnanthes Elliott; dagegen gehört Dil. hexandra Lamarck ena. in die sechste Classe und gibt den Typus der Gattung Lanaria Aiton.

DILEAN (1775), Name einer sonst unbekannten Stadt im Etamme Zuda (Jos. 15, 38). — Das Wort heißt wahrscheinlich das Kürbisfeld.

(Tuch.)

DILEM, auch **RUDBAR**, eine Begleitergasse, welche den gebirgigen Theil der persischen Provinz Obistan umfaßt. Ein Hauka'i) nennt diesen Strich Deila n. Der provinzielle Name des Berglandes ist A t a s i s c h i n, so weit er die Grenze gegen Aderbidschan macht; südlicher wird er von dem Strome Esfrud in dem berühmten Pässe von Rubbar durchbrochen und heißt von da Demaswend, von dem in der Mitte emporragenden Hochfelsen. Steil erhebt sich das Gebirge über das tiefe, seuchte Küstenland des kaspischen Meeres, und streicht in einer Richtung von N. W. nach S. O., oder, nach Strabo's Ausdrück, in die Richtung des Halbmondes hin. Die Breite, wo sie am größten ist, beträgt höchstens 14 Meilen. Viele seiner Spitzen tragen ewigen Schnee, und erscheinen selbst von der süßlichen Hochebene in bedeutender Erhebung; andre sind nackt und nur strichweise mit Waldung, meistens Nadelholz, bewachsen; fast alle steil und unzugängliche Felsen. Auf einem solchen fand im Mittelalter die Hauptfestung des Alten vom Berge; noch jetzt ist derselbe Felsen stark besetzt und Sitz des Beglerbegs; unten liegt die Stadt Rubbar, am Esfrud. (Palmblad.)

DILEMMA (Δίλημμα), Doppelsatz, wird in der Dialektik ein Satz genannt, welcher einer Voraussetzung enthält (hypothetisch ist: Wenn — so) und zugleich zwei entgegengesetzte Glieder (disjunctiv ist: Entweder — oder); mit drei Entgegensetzungen ist es Trilemma, mit vielen Polylemma. Ein Dilemma ist der Satz: Wenn einer den Menschen wohl that, so that er es entweder aus Pflicht, oder aus Neigung. Man sieht, daß dieser Satz ganz unverfänglich ist; das Dilemma kann aber sehr verständig werden, und ist häufig von Rednern gebraucht worden, um mit sophistischer Kunst den Gegner zu verwirren. Cicero übersetzte Dilemma (oder διλημματος) durch complexio (Verflechtung), und sagt, daß bei dieser, man möge die eine oder die andre Entgegensetzung ausgeben, jede verworfen werde (de invent. 28

1) Oriental Geogr. by Ouseley, p. 174. 2) Ritter, Erdkunde II, 54.

und 45). Man hat daher bei einem solchen Sage darauf zu sehen, daß er überhaupt folgerichtig, die angenommene Voraussetzung an sich gegründet sei, und daß das disjunctive Hinterglied keine bloß scheinbaren, sondern wahre Entgegengesetzungen enthalte, und die auch im wirklichen Sachverhältnisse zu dem Vorausgesetzten stehen, und wobei kein Mittelglied in dem Entgegengesetzten mehr stattfindet. S. übrigen Syllogismus. (II.)

Dileptum Rosin., f. *Lepidium*.

Dilepyrum Michx., f. *Mühlbergia*.

DILHERR (Johann Michael), geb. zu Themar, in der ehemaligen Grafschaft Henneberg, den 14. Dec. 1604. Da seine Eltern um ihr Vermögen gekommen waren, mußte er, noch sehr jung, sich selbst fortbilden und erwarb sich seinen Unterhalt zu Leipzig erst durch niedere Dienstleistungen, dann durch Corrigieren. Fleiß und gute Aufführung erwarben ihm dennoch die Mittel, zu Wittenberg, Altorf und Jena Theologie zu studiren. Zu Jena wurde er 1631 Professor der Pöfchamkeit, 1634 Professor der Geschichte und der Dichtkunst, und 1640 außerordentlicher Professor der Theologie. Im J. 1642 ging er als Professor der Theologie und Philosophie nach Nürnberg, wurde hier 1646 Oberprediger an der Sebaldskirche, Director des Gymnasiums, Aufseher der Bibliothek und der Alannen, und starb den 8. April 1669. Seine zahlreichen Schriften sind aufgeführt bei Jöcher, Fabricius u. A. Sie verbreiten sich meist über Gegenstände der heiligen Philosophie, oder sind erbaulichen Inhalts. Die letztern, unter denen sich auch einige geistliche Lieder und eine Evangelienpostille (Nürnberg 1663, 4to.) befinden, sind völlig veraltet; unter den erstern haben einige auch jetzt noch mehr, als literarhistorischen Werth. Wir führen an: *Gnomologia ethica* (Norimb. 1660, 12.); *Atrium linguae sanctae* (ibid. 1660); eine hebräische Grammatik, von welcher noch in demselben Jahre der zweite Theil unter dem Titel *Peristylum* erschien; (*Electorum* lib. III. (Die beiden ersten 1633 in Jena, das dritte 1644 in Nürnberg, 12. Eine ohne Plan und Ordnung angelegte Sammlung philologischer Bemerkungen, welche Licht über viele dunkle Stellen der profanen und biblischen Archäologie verbreiten, und eine zu jener Zeit seltene Kenntniß des Hebräischen und Griechischen verrathen. Vier Indices erleichtern den Gebrauch dieses auch jetzt noch nützlichen Buches.); *Dialogi philologici* (Norimb. 1661, 12.); *Ecolgae sacrae novi Testamenti syriacae, graecae, latinae, adhibitis grammaticae syriacae rudimentis et Manuali lexici syriaci* (Jenae 1638; ib. 1662, 12.); *Disputationes theologico-philologicae* (Norimb. 1652) lib. II, 4. (*Franken*).

DILICH oder **DILLICH**, Wilhelm, Schäfer oder

Schaffer genannt, ein teutscher Mathematiker und Geschichtschreiber, war Geograph und Historiker eines Landgrafen Wilhelm von Hessen. Er gab heraus: *Urbis Bremae et praefecturae, quas habet typum et chronicon; eine ungarische Chronik; eine deutsche Chronik* (Vergl. Joh. Phil. Kuchenbeckeri *analecta hessica* und *Jöcher*).

DILIVARIA. Unter diesem Namen, welcher, nach

Kamels (*Camellina*) Angabe aus der Sprache der Bewohner von Manila abgeleitet ist, trennte A. L. de Jussieu (*Gen. pl.* p. 103) eine Pflanzengattung von *Acanthus* (f. d. Art.) wegen der abgerundeten Kelchläppen und Stäbblättern (während bei *Ac.* die Kelchläppen ablang und spitz sind), wegen der Schüppchen, welche die Corollenröhre verschließen (bei *Ac.* finden sich statt derselben zottige Haare) und wegen der einfachen Narbe (bei *Ac.* gespalten). Da diese Unterschiede zu geringfügig erschienen, so vereinigte neuere Schriftsteller beide Gattungen wiederum, während sie die dritte Gattung, welche Jussieu von *Ac.* absonderte, *Blepharis*, anerkannten. Zu der Gattung *Dilivaria* gehören zwei Arten, 1) *Acanthus ilicifolius L.* (*Sp. pl.*, *Ac. malabaricus* etc. *Petiver* *Geoph.* t. 94. f. 15. *Diliv. ilicifolia Pers. syn.* und 2) *Ac. ebracteatus Vahl* (*Symb. II.* p. 75. t. 40, *Ac. ilicifolius Laureiro* coch., *Aquifolium indicum Rumphius* *amb.* VI. p. 163. t. 71. f. 1, *Diliv. ilicifolia Persoon*.), welche als Sträucher, n. 1. strauchförmig, n. 2. unbewehrt, in Indien, Ceylon, auf den Philippinen und im tropischen Rußland heimisch sind. Eine dritte, zweifelhafte Art, *Ac. longifolius (Dilivaria Poir.)* rechnete Poiret (*Suppl. enc. I.* p. 88) nach trocknen Exemplaren, welche Labillardiere in Indien gesammelt hatte, hierher. (*A. Sprengel*).

DILL, Dille, *Anethum graveolens L.* (f. *Pastinaca*), eine einjährige Stachel- und Würz- pflanze, die wild im Orient und südlichen Europa wächst und häufig bei uns gebaut wird. Sie ist wol bei uns hoch, trägt an ihrem glatten, gestreiften, ästigen, rundlichen Stengel gestielte ästige Blätter mit haarförmigen Blättchen und großen gelblichenden Schirmen von starkem eigem Geruch und durchdringend aromatischem Geschmack. Der Gartentill ist vorzüglich, als der Aker- oder Wärendill. Das junge Dillkraut, besonders die Blumenstolben nebst den reifen Samen, dienen in der Hauswirtschaft als heimliches Gewürz zum Einlegen der Gurken, des weichen Kohls, Krenstrautes, zu Wurst- und Käsebereitung u.

Die eiförmigen, linienlangen, zusammengedrückten, auf der einen Seite etwas erhabenen mit fünf Streifen, auf der andern flachen, gefurchten fahrländlichen Samen von eigem, stark balsamischem, nicht sehr angenehmem Geruch und durchdringendem brennendem Geschmack, benützt man arzneilich, im weinigen, oder weingeistigen Aufguß, bei Blähungsbeschwerden, Erbrechen u. a. Folgen seichter Verdaulichkeit, mehr aber als Küchengewürz. Auch sollen sie die Milchabsonderung vermehren. *Aqua seminum Anethi* Edinb. ist sehr entbehrlich, wenn auch nicht kräftig. (*Th. Schreger*.)

DILLE, ein dem Herzogthume Nassau angehörender Fluß, der, auf dem Rothhaargebirge im Westerwalde entspringend, südlich seinen Lauf nach Dillenburg nimmt (das von ihm, sowie mehr andre Flüsse, den Namen hat), und bei Wehr in die Lahn fällt. (*H.*)

DILLENBURG, Stadt im Herzogthume Nassau an der Dille und an der Hauptstraße aus Weßfalen nach Frankfurt, ungefähr in der Mitte zwischen Siegen und

Mehlar, hat 304 Häuser und über 2300 Einwohner. Ihre Entstehung verdankt sie der um das J. 1240 von Graf Heinrich dem Reichen zu Nassau auf einem hohen Felsen über der jetzigen Stadt errichteten Bergfeste, sowie ihre Erweiterung und Verschönerung der spätern Verbesserung der alten ehrwürdigen Burg. Diese hatte von ihrer Entstehung an den ältern Grafen der Ditto'schen Linie zum gewöhnlichsten und sicheren Aufenthaltsort gedient. Im Laufe von fünf Jahrhunderten war sie in ein geräumiges Schloß umgewandelt worden, und die ständige Residenz der Grafen und nachherigen Fürsten der besondern nassau-dillenburgischen Linie bis zu deren Erlöschen geblieben. Der niederländische Rauban, der berühmte General Coehorn, hatte das Schloß noch mit starken Festungswerken versehen. Die Stadt dagegen, in alten Zeiten auch das Thal genannt, war seit ihrer Entstehung unregelmäßig und schlecht bebaut geblieben, und obwohl König Ludwig der Vierte dem Orte bereits 1344 Stadtrechte gegeben hatte, gelangte sie doch erst anderthalb Jahrhunderte später (1491) zu einer eignen Pfarrkirche, und stand nach einem verheerenden großen Brande, zuletzt noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer wieder in der ursprünglichen Gestalt aus der Asche auf. — Als der ganze Landestheil des Ditto'schen Stammes, die Fürstenthümer Dillenburg, Siegen, Dieß und Hadamar, von der allein übriggebliebenen dießischen oder oranischen Linie wieder vereinigt wurden, erhielt zwar Dillenburg im J. 1742 den Vorzug, zum Hauptort des Landes und zum Sitz der sämmtlichen oberen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden bestimmt zu werden. Hierdurch hob sich auch der Wohnortstand der Einwohner bedeutend. An Erweiterung und an Verschönerung der Gebäude ward aber erst gedacht, nachdem im siebenjährigen Kriege (1760) das von Hanoveranern besetzte schöne Schloß nach zweimaliger vergeblicher Belagerung durch französisches Geschütz in Brand geschossen und nach erfolgtem Frieden mit den Festungswerken ganz abgetragen und geschleift worden war. Seitdem entstanden nach und nach zwei neue Straßen, welche nun den schönsten Theil der Stadt ausmachen. Auch war früher bereits (1764) zur Aufbewahrung des Landesarchivs und der öffentlichen Bibliothek, die in der neuesten Zeit auf mehr als 40,000 Bände anwuchs, auf einem ganz freien Platz ein schönes feuerfestes Gebäude errichtet worden, welches der Stadt zugleich zur Biede gereicht. — Die Zeitereignisse, seit dem Ausbruche des ersten Revolutionskrieges, haben aber auf die eben erst aufblühende Stadt einen sehr verderblichen Einfluß gehabt. Während der gewaltsamen Vereinigung der oranischen Länder mit dem Napoleonischen Großherzogthum Berg genoß sie zwar noch den Vortheil, der Hauptstadt des Siegedepartements und Sitz einer Präfectur zu sein. Dagegen konnte sie der Wüthe der alten Herrschaft und der ihren Wohlstand befördernden kühnere Einrichtung nach dem pariser Frieden 1814 sich kaum anderthalb Jahre erfreuen. Die Zerstörung der oranischen Erbländer hatte die zum Theil unvernünftige Folge, daß die in Dillenburg bestehenden obersten Landescollegien theils aufgelöst, theils nach Wiesbaden, als

der Hauptstadt des Herzogthums Nassau, versetzt wurden, womit die besten Nahrungsquellen der Bürger Dillenburgs versiegten. Diplomaten und vaterländische Geschichtsfreunde betrauen zugleich die Zerstörung des reichen und wohlgeordneten Archivs, Gelehrte der Stadt und der Umgegend die Auswanderung des trefflichen Bücherhagates nach den Niederlanden. — Dillenburg ist jetzt nur noch der Sitz des Hof- oder Obergericht, und eines herzoglichen Amtes. Durch die neue Organisation ist aber das nummehrige

Amte Dillenburg sehr vergrößert worden. Dessen Bezirk enthält seitdem, außer den Städten Dillenburg und Haiger, 30 Dörfer und 34 einzelne Höfe und Mühlen, welche in sechs Pfarreien oder Kirchspiele vertheilt sind, und von 13,627 Menschen bewohnt werden, wovon nur 143 zur katholischen, die übrigen alle zur evangelischen Kirche sich bekennen. In dem Amte werden sieben Eisenhütten und Hämmer, nebst einer Kupferhütte betrieben. — Das ehemalige Fürstenthum Dillenburg, welches einer eignen Linie des Nassau-Ditto'schen Stammes im 17. und in den vier ersten Decennien des 18. Jahrh. den Namen gab, dessen Fürsten aus davon eine Stimme auf dem Reichstage führten, bezieht bei der Landesvereinigung seinen Namen und seine frühere Verfassung. Im J. 1815 fiel aber davon das Amt Burbach an Preußen; die Ämter Dillenburg, Herborn, Drindorf, Haiger, Ebersbach und Dringensheim wurden bei der neuen Eintheilung des Herzogthums Nassau theils unter sich, theils mit andern Ämtern und Orten vereinigt. Der Name eines Fürstenthums Dillenburg gehört also jetzt nur noch in die Geographie der Vorzeit. (v. Arnoldi.)

DILLENDORF, katholisches Pfarrdorf mit den Ruinen des gleichnamigen Bergschlosses im Schwarzwald, im großherzoglichen badischen Bezirksamte Bunsdorf, $\frac{1}{2}$ t. M. südlich von seinem Amtssitze; der uralte, in dem Namannengau gelegne Ort Dillindorf, in welchem das Kloster San-Ballen (schon mit dem Ende des achten Jahrh. Besigungen hatte, die ihm ein gewisser Luitpert fast eines am 24. April 797 zu Ertiberg gefertigten Briefes schenkte*). In der Folge hatte es, wie San-Balsanische und San-Georgianische Urkunden des 12. Jahrh. zeugen, seine eignen von Dillindorf genannten Edeln, von denen es an die Erben von Eßringen kam. Johann von Eßringen verkaufte den Ort im J. 1424 an Dietrich von Kammegg und dieser 1448 an Eßring von Hallwyl, der aber mit dem Kaufschillinge nicht auskommen konnte, und daher das Schloß Dillendorf an das Gotteshaus San-Balsen abtrat. Indessen waren noch in den Jahren 1468 und 1498 die Herren von Eßringen im Besitze des Lehnens und Patronatsrechtes, und auch die Truchessen von Rheinfelden hatten ein Recht an das Schloß, welches ihnen endlich Abt Georg von San-Balsen, um des Streites lebig zu werden, für 220 Gulden abkaufte, die er im J. 1507 an Sebastian Truchseß von Rheinfelden und seinen Bruder Adel-

*) Codicia Alemann. et Burgund. Transj. carta CXXVII.

bert ausählte. San-Bloffen besaß hierauf Schloß und Dorf Dillendorf als ein Reichthum und als einen Bestandtheil seiner Herrschaft Blumend., mit der es endlich durch die bekannten Staatsveränderungen unsrer Zeit an Baden kam. — Dillendorf liegt in einem Thale, hat wenig fruchtbaren, steinigten Boden, und für die Cultur desselben so jähe Halden; doch wird noch Dhl gepflanzt. Seine Bevölkerung hat seit 30 Jahren von 335 bis 263 Einwohner abgenommen. (Thunb. Affr. Leger.)

DILLENIA. Diese Pflanzengattung, welche Linné so genannt hat zu Ehren des hochberühmten Pflanzenforschers J. J. Dillenius (f. d. Art.), gehört zu der letzten Ordnung der 13. Linné'schen Classe, und bildet mit einigen andern Gattungen eine eigne natürliche Familie, Dilleniaceae (f. d. folg. Art.). Char. Der Kelch fünfblättrig, lederartig (bisweilen fleischig), stehenbleibend; fünf fast lederartige, stehenbleibende Corollenblättern; sehr zahlreiche Staubfäden (bald gleich lang., bald die äußern, bald die innern kürzer) auf dem Fruchtboden eingefügt; die Antheren abhangend und aufrecht; 10 bis 20 ungefüllte, flache, stehenbleibende Narben sind kreisförmig zusammengestellt; die Frucht ist eine vielzählige, mehrsamige Beere. Die sieben bekannten Arten dieser Gattung: 1) *D. speciosa* Thunb. (Linn. transact. Smith ex. bot. I. t. 2, 3, *D. indica* Linn., *Synlisa Rhee* hort. malab. III. p. 39. t. 38, 39) in Malabar, Java und Ceylon; 2) *D. aenea* Smith (Exot. bot. II. p. 65. t. 92, 93) in Ostindien; 3) *D. ornata* Wallich (Pl. as. rar. I. p. 21. t. 23) in Maratba; 4) *D. elliptica* Thunb. (l. c., *Songium Rumph.* herb. amb. II. p. 140. t. 45) auf Celebes; 5) *D. serrata* Thunb. (l. c., *Sangium Rumph.* l. c. p. 142. t. 46) auf Java und Ceylon; 6) *D. retusa* Thunb. (l. c. t. 39, *Lamarck* illustr. t. 492. f. 2) auf Ceylon; und 7) die weißeste *D. integra* Thunb. (l. c. t. 18) ebenda, sind hohe ostindische Waldbäume mit einfachen, lederartigen, gestielten, nervig-geaderten Blättern, ein- bis dreiblumigen Blütenstielen und großen, wohlriechenden, gelben oder weißen Blumen. Die Früchte, von Gestalt und Farbe der Pomeranzen, werden in Ostindien wegen ihres säuerlichen Geschmacks zu Speisen und in der Heilkunde, unter dem Namen Rosenäpfel, nach Art der Drangen angewendet. — Andre Arten, welche man früher hieher rechnete, gehören zu den Gattungen *Wormia* Rottb. und *Hibbertia* Andrews. Nahe mit *D.* verwandt ist die Gattung *Capellia*, welche Blume (Hydr. bot. de Fl. van Nederl. Ind. p. 5) nach dem General-Gouverneur der niederländischen Colonien in Ostindien, van der Capellen, so genannt hat. Sie unterscheidet sich von *Dill.* durch hinfällige Corollenblättern und durch die Frucht, welche aus mehreren hängigen, nach Innen aufspringenden, vielstamigen Balgen besteht. Die einzige Art, *C. malakosa* Blume, ist als ein hoher Baum mit abhangen, feingekrümmten, glatten Blättern, vielblumigen Blütenstielen und schönen, großen Blumen auf der Insel Nussa Kambang bei Java einheimisch. (A. Sprengel.)

DILLENIEAE. Unter diesem Namen stellte zuerst

Salisbury (Paradis. londin. p. 73) die Gattungen *Dillenia*, *Wormia* und *Hibbertia* als eigenthümliche Pflanzensamilie auf. A. L. de Jussieu, welcher früher (gen. pl. p. 281) die Gattung *Dillenia* als Anhang zu den Magnoliaceen gezählt hatte, bestätigte diese Ansicht Salisbury's, indem er zu den genannten Gattungen *Tetracera* und *Curatella* hinzufügte (Annal. de Mus. XIV. p. 129). Hierzu gesellte R. Brown (Gener. rem. p. 9) noch *Pleurantha* und *Hemistemma*. Endlich charakterisirte Candolle die Familie in ihrem jetzigen Umfange (Syst. nat. I. p. 395, Prodr. I. p. 67), nachdem er sie früher auf die drei ursprünglichen Gattungen beschränkt hatte (Ann. de Mus. XVII. p. 400).

Die Dilleniaceen sind Bäume oder Sträucher (bisweilen Kletternde), selten Staudengewächse, mit blattrreichen drehenden, oder (selten) blattoffen zusammengebrückten Zweigen. Die Blätter stehen zerstreut, selten gegenüber, sind einfach, nervig-geadert, ganzrandig oder gezähnt, oft lederartig und immer grün, gestielt oder ungestielt. Axtblättern sind nur ausnahmsweise vorhanden. Die Blüten sind meist zwittrig, regelmäßig und gewöhnlich gelb. Der Kelch ist fief, stehenbleibend, fünfblättrig, in der Knospe dachziegelförmig. Die fünf unter dem Fruchtknoten eingefügten, mit den Kelchblättern abwechselnden Corollenblättern sind meist hinfällig, kurz, nagelförmig, in der Knospe dachziegelförmig. Zahlreiche Staubfäden sind frei oder an der Basis mit einander verbunden, und tragen angewachsene, zweifächerige Antheren, die sich in Längsrisen nach Innen oder seitlich öffnen. Die Fruchtknoten sind von bestimmter Zahl, entweder fünf oder doppelt und mehrmal soviel, oder weniger, selten durch Fehlschlagen einfach. Der Griffel fehlt zuweilen, die Narbe ist ungeheilt. Die Früchte sind häutige Balge, oder zweiklappige Kapseln, oder Beeren, gewöhnlich mit dem stehenbleibenden Griffel gekrönt und mehrsamig. Die Samen, meist in doppelter Reihe auf der Naht befestigt, sind nackt oder mit einer Ausbreitung des Keimganges (arillus) bedeckt. Der kleine Embryo steht aufrecht in der Basis des fleischigen Eimaiskörpers. — Die zunächst verwandten Magnoliaceen unterscheiden sich durch die regelmäßig vorhandenen Axtblättern, die Hinfälligkeit des Kelches und das Vorherrschende der Dreizahl in den Befruchtungstheilen.

Die Dilleniaceen sind in den tropischen Ländern und in Australien einheimisch. Sie scheinen fast alle, wie auch die Magnoliaceen, in der Rinde und in den Blättern kräftig abströmend zu wirken. So werden in Brasilien nach Aug. de St. Hilaire, Abkochungen von *Davillia rugosa* und elliptica und *Curatella Cambusia* als Wundmittel und gegen ödematöse Geschwülste gebraucht. Ein Aufguss der Blätter und Zweige von *Tetracera* Tigarea gilt in Guyana als antispasmodisches Mittel. Die beerenartigen Früchte mehrer Gattungen enthalten eine angenehme Säure, welche sie zu Limonade u. dergl. empfiehlt. Diese Säure zeigt sich auch in den fleischigen Keiden von *Dillenia speciosa* und *Wormia sambellia*, welche man nach Wallich's Zeugnisse in Ostindien einmacht. Die Gruppe der Delimaceen zeichnet sich durch

sehr raube Blätter aus, deren man sich im Vaterlande dieser Gewächse zum Poliren hölzerner und andrer Geräthe, wie bei uns des Schachtelhalms, bedient. Candolle (a. a. O.) theilt diese Familie in zwei Gruppen:

I. *Delimaecae*. Die Staubfäden fadenförmig, an der Spitze breit, auf jeder Seite unterhalb derselben ein rundliches Antherensack tragend. Hierher gehören die Gattungen: *Delima* Linn., *Curatella* Linn., *Dolioscarpus* Rotander, *Davilla* Vandelletti und *Tetracera* Linn.

II. *Dilleniaceae*. Die Staubfäden an der Spitze nicht breit, mit langgestreckten Antheren (die Blüthen oft stark riechend). Folgende Gattungen sind zu dieser Gruppe zu rechnen: *Dillenia* Linn., *Capellia* Blum., *Wornia* Rottb. (Colbertia Salisb.), *Hibbertia* Andr. (*Burtonia* Salisb.), *Adraستا* Cand., *Candollea* Labillardiere, *Pleurandra* Labill., *Hemistoma* Juss., *Pachynoma* R. Br. und *Ohlia* Schott. — Zweifelshaft sind die Gattungen: *Empedoclea* St. Hilaire, *Rechia* und *Trachytella* Cand., *Dasytnoma* Schott und *Acrotrema* Jack.

Über die Gattung *Adraستا* Cand. (Syst. I. p. 424), welche im ersten Theile dieser Allg. Encycl. fehlt, folgt hier das Nöthige. Canbolle bestimmte sie nach trocknen Exemplaren der Kambertischen Sammlung und wählte den Namen, nach Linné's oft befolgtem Beispiel, aus der griechischen Mythologie. Eder. Fünf stehende, leibende, langzugespitzte Keilblättchen; fünf elliptische Corollenblättchen, welche kürzer als der Keil sind; die flachen Staubfäden sind an der Spitze etwas aufgetrieben; zwei kugelige Fruchtknoten tragen jeder einen geraden, unten kegelförmigen, oben pyramidenförmigen Griffel. Die Früchte scheinen häutige, einsamige Kälge zu sein. Die Gattung gehört zu der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und zählt nur eine Art, *A. salicifolia* Cand., welche, als ein Strauch mit linienförmigen, an der Spitze schwielig-gezähnten Blättern und zwei bis drei Blüthen am Ende der Zweige, in den Sümpfen um Botany-Bay in Neu-Holland gefunden worden ist. (A. Sprengel.)

DILLENIUS (Johann Jakob)*, einer der ausgezeichnetsten Botaniker des vorigen Jahrhunderts, wurde im J. 1687 (in einem Jahre mit Pontedera) zu Darmstadt geboren. Nachdem er in Gießen die Heilkunde studirt hatte, wurde er sehr jung Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, bald auch öffentlicher Lehrer in Gießen. In den Schriften dieser Akademie sind auch die ersten Proben seines Eifers für die Naturgeschichte, seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns niedergelegt.

*) Sein Familienname war, wie er selbst in einem Brief erzählt, ursprünglich Dill, aber nach der Einteilung des Volks latinisiren ihn seine Eltern und die Gasse bedekten die fremde Söhne bei. Verwante unsers D. waren höchst wahrscheinlich Justus Friedrich D., Prof. der Medicin in Gießen († 1780), und Phil. Gerhard D., Stadtarzt ebenda, beide Mitglieder der deutschen Akademie der Naturforscher. Endlich auch Joh. Bapt. Hof D., welcher eine Dissertation über den Lichen pyxidatus im J. 1785 zu Mainz herausgab.

Als besonders wichtig unter diesen Abhandlungen sind aber die Untersuchungen über Farnkräuter, Moose und Pilze zu bezeichnen, welche im J. 1717 erschienen (Ephemerid. nat. eur. cent. V, VI app. p. 5 sqq.). Sie waren höchst wichtig für die Wissenschaft, weil sie die Bahn zu genauerer Beobachtung und besserer Anordnung der niedrigsten Gewächse brachen, welche dann Micheli und Linné verfolgten; wichtig für D. selbst, weil sie zunächst die Aufmerksamkeit des reichen und großmüthigen Engländers Will. Sherard auf den jungen deutschen Gelehrten lenkten.

Schon im folgenden Jahr erschien D.'s Flora von Gießen (Catalogus plantarum circa Gissam nascentium etc. (Francof. ad M. 1718, 19.), eine Musterarbeit für die damalige Zeit, sowohl wegen ihrer Reichhaltigkeit und wegen der genauen Bestimmung der aufgeführten Gewächse, als wegen der trefflichen, von D. selbst gezeichneten und gezeichneten Abbildungen. Er folgte in diesem Werke mit einigen Modifikationen der Ray'schen Methode, indem er, zwar meist auf triftige Gründe gestützt, aber im Ganzen zu rückfichtlos, Kew's System verworft. Die Flora von Gießen enthält 980 vollkommenere Pflanzenarten, mehr als 200 Moosarten und 160 Pilzarten, welche lehrte (Moose und Pilze) hier zuerst nach Gattungen untergeschien sind.

Die Bekanntheit, welche W. Sherard schon vor einigen Jahren brieflich mit D. angeknüpft hatte, wurde zu einer persönlichen, als Sherard im J. 1721 durch Gießen reiste. Beide Männer fanden so großes Wohlgefallen aneinander, daß D. dem Engländer nach dessen Vaterlande, welches nun auch das seinige ward, folgte. Die erste Arbeit, welche er hier mit Hilfe der Gebrüder Sherard und Anderer unternahm, war eine neue Ausgabe der Ray'schen Übersicht der britischen Gewächse (*Raji Synopsis stirpium britannicarum*, ed. 3. [Lond. 1724.] mit 24 von D. gezeichneten und wahrscheinlich auch geschnitten Kupfertafeln), worin gegen 2200 Arten britischer Gewächse charakterisirt sind.

Während D. diesen neuen Beweis seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit gab, lebte er bald in dem herrlichen Garten des jüngern (Jakob) Sherard zu Elmham in der Grafschaft Kent, bald im Hause seines älttern Sohners W. Sherard in London, half dem letztern die Anfertigung seines großen botanischen Nomenclators, einer leider nicht vollendeten Fortsetzung des Bauhinischen Pinax, und arbeitete unablässig an seinen beiden größten unsterblichen Werken. Wie sehr dieses nahe Verkommenleben die Achtung steigerte, welche W. Sherard gegen D. empfand, davon zeugt Sherard's Testament, in welchem er die Universitäts Orford reich beschenkt, mit der Bedingung, daß D. als erster Sherardischer Professor der Botanik zu Orford die Einkünfte dieses Vermächtnisses genießen solle. So befand sich denn Dillenius endlich (1728) in einer seinen Fähigkeiten und Verdiensten entsprechenden Stellung, in welcher er auf das Wirksamste der Wissenschaft zu dienen forschte, die ihn am meisten anzog. Im J. 1732 gab er die (seiner Pflanzen den Sherard'schen Gärten heraus (*Hortus elthamensis*,

Lond. fol.), ein Prachtwerk, dessen 324 Kupfertafeln er selbst gezeichnet und gestochen hatte, und von welchem Linné sagt: *Est opus botanicum, quo absolutius mundum non vidit*. Es sind darin 417 meist erotische Pflanzensorten nach alphabetischer Ordnung auf das Genauelle beschrieben. Endlich erschien das Buch, welches seit 20 Jahren seine angestrengteste Thätigkeit vorzüglich in Anspruch genommen hatte, seine Moosgeschichte (*Historia muscorum*. Oxon. 1741. 4. in einer Auflage von nur 250 Exemplaren). In diesem Werke, welches als die Grundlage der Mooskunde zu betrachten ist, sind die Laub- und Lebermoose nebst einigen Algen und Flechten nach dem Habitus und nach den Fruchtkapseln (welche D. für Antheren hielt) systematisch geordnet, unterschieden in Gattungen und Arten (gegen 600) mit Angabe der Fundorte, der Synonymie und des Nutzens, und viele derselben auf 85 von D. selbst gezeichneten und gestochenen Kupfertafeln unübertrefflich dargestellt. Bei allen diesen bewunderungswürdigen Arbeiten, welche Linné's anatomische Untersuchungen des Weidenbohrers in Hinsicht der feinsten Ausführung fast übertreffen, fand D. doch noch Muße zu einem ausgebreiteten Briefwechsel, unter andern auch mit seinen großen Zeitgenossen Haller und Linné, von denen jener, obwohl bedeutend jünger als D., in der Vorliebe für die Ray'sche Methode und in der Verwerfung des Sexualsystems und der Linné'schen Nomenclatur mit D. vollkommen übereinstimmte.

Dillenius war, nach dem Zeugnisse seiner nähern Bekannten, ein einfacher, mäßiger und sanfter Mann. Die Kälte und Zurückhaltung, welche Besuchende, namentlich auch Linné (im J. 1736), an ihm beobachteten, war ohne Zweifel eine Folge seines ehelosen und überaus fleißigen Lebens.

Dillenius starb am 2. April 1747 in Folge eines Anfalls vom Schlag. Seinen Nachlaß an Zeichnungen, getrockneten Pflanzen, Büchern und Handschriften kaufte in der Folge sein später Nachfolger J. Sibthorp; die Originalzeichnungen zu der Moosgeschichte finden sich in Sir Jos. Banks's Bibliothek. (A. Sprengel.)

DILLINGEN, Dilingen, eine Stadt am linken Donauufer und an der Straße von Donauwörth nach Ulm, in einer schönen, freundlichen Gegend des Landgerichts Dillingen im bairischen Oberdonaukreise, 5 Stunden von Günzburg entfernt. Die Stadt umfaßt eine Vorstadt, 460 Häuser mit 3256 Einwohnern, ein königl. Schloß, die Säge des gleichnamigen königl. Landgerichts, Rent- und Forstamt, eine Polizeiverwaltung, einen Pfarramt- und einen Defensatshof im Bisthum Augsburg, ein Lyceum, ein Gymnasium, lateinische Schulen, ein Klerikal-Seminar zum b. Hieronymus, ein Priesterhaus, ein Capucinerkloster, ein Balnenhaus, zwei Spitäler, eine Gassee und eine Papiermühle; das Schiffsbau, lebhafte Schifffahrt, guten Obst- und Hopfenbau, und eine Brücke über die Donau. — Dillingen war ehemals die gewöhnliche Residenz der Fürstbischöfe von Augsburg, und hatte eine vom Bischof Otto von Augsburg im J. 1552 gestiftete Universität, welche aber im J. 1802, wo die Stadt mit dem Hochstift Augsburg zu den kurfürstlich-

bairischen Besitzungen gekommen ist, aufgehoben wurde. — Es gab ehemals ein Grafengeschlecht von Dillingen, von welchem ein Zweig später den Namen von Kirchurg angenommen hat. Der heil. Bischof Ulrich von Augsburg (gest. 973) war ein Sohn des Hupald, des ältesten Ahnen, den man aus der Geschichte der Dillingischen Grafen im Brenzgaue kennt. Ein Urbar von 1316 (s. v. Raifer, Zeitschrift für Bayern. II. 154) rechnet zur Grafschaft Dillingen: Dillingen die Burg, Dillingen auf dem Berge, Dillingen im Thale, die alte und die neue Stadt, Eberdillingen, Wittersillingen, Gismühle, Altheim, Hausen, Schödingen, Schörsheim, Mörsilingen, Diefenshofen, Luzzingen, Mittelnheim, Reidingen, Gernheim, Kiedlingen; die Klöster Neresheim, Eberbachsels, das Dominikaner-Nonnenkloster Wedingen. Bischof Hartmann von Augsburg schenkte bereits bei Lebzeiten (am 29. Febr. 1258) seinem Hochstift Augsburg die Stadt und das Schloß Dillingen, mit dem Kirchenpatronat, alle Besitzungen und Rechte zwischen der Donau und den Riedhalten (d. i. den Bergabgängen südlich gegen die Donau, nördlich gegen das Ried hin), sowie zwischen Ilau (Langenau) und Blindheim, die Advocatie über Kloster Neresheim, sein Gut Nordfelden und seine sämmtlichen Ministerialen, alle jedoch mit vorbehaltener Nutzung auf seine Lebenszeit. Mit dem Tode dieses Bischofs (am 5. Jul. 1286) und dem Aussterben dieses gräflichen Geschlechts ging diese Schenkung an Hochstift in Erfüllung. Das Landgericht Dillingen, im Eberdonaukreise, begreift auf vier \square Meilen 12,179 Menschen in 3202 Familien. (Liesenmann.)

DILLINGER (Georg Adam), geb. zu Nürnberg 1746, erst Pfarrer zu Heroldsberg im Nürnbergschen, seit 1782 Diakonus zu St. Erbold in Nürnberg, ist Verfasser mehrer Erbauungs- und Jugendchriften, die für ihre Zeit gut waren. Er gab ausserdem heraus: d'Anville, Handbuch der mittlern Erdbeschreibung, oder von den europäischen Staaten, die nach dem Untergange des römischen Reichs entstanden sind; aus dem Französisch. Nebst einer Karte von der mittlern Geographie. (Nürnberg. 1782.) Auch setzte er fort: die Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen, 1 — 8. Bd. (Nürnberg 1784 — 86.) — S. Das gelehrte Teutschland. 1. Bd. und die Nachträge. (Frankl.)

DILLN, Bela Bányá, slow. Blä (d. h. die Weiße), ehemals ungarisch auch Fejer Bányá (weisses Bergwerk) genannt, vormals eine der sieben Bergstädte Niederungarns, gegenwärtig aber als eine Vorstadt mit der königlichen Berg- und Freistadt Schemnitz in der honten Gespanschaft in Niederungarn dießseit der Donau, von der sie nur eine Viertelstunde entfernt ist, vereinigt, unter 48° 28' 45" nördl. Breite, an der neubefriedeten Straße, mit einer katholischen Pfarrei und Kirche, von welcher der städtische Magistrat zu Schemnitz das Patronatsrecht hat. Die meisten Einwohner sind katholische Slawen; die evangelisch-lutherischen teutschen und slowenischen Einwohner sind nach Schemnitz eingepfarrt. Zahl der Einwohner: 860 Katholiken, 330 Protestanten A. C. Die Einwohner nähren sich größtentheils vom Feldbau,

denn der Bergbau ist hier beinahe ganz eingegangen. Es gibt hier einige Stampfmöhlen und Schmelzöfen. Unter Bela III. war Dilln in Flor. Es gedährte schon ehemals (noch im 15. Jahrh.) zu Schennis. Im J. 1572 wurde es vom Könige Rudolf zu einer freien Stadt erhoben. Das Stadtwappen ist ein über das Kreuz gestellter Hammer und Schlägel, nebst vier goldenen Kugeln im schwarzen Felde. An jährlicher Contribution zahlt Dilln 1370 Gulden *).

DILLÖL (oleum Anethi destillatum), ist ein fast weisses, ins Gelbe spielendes, in der Kälte gerinnendes Ätheröl von sehr durchdringendem, dem des Samens gleichen, ja noch stärkerem und unangenehmerem Geruch, und zuletzt brennendem Geschmacke; vom specif. Gew. 0,881. Sehn Tropfen absol. Schwefelsäure lösen einen Tropfen davon, nach Liebigmann (in Tromsdorffs Taschenr. 1821. 45), leicht auf, gleichwie absoluter Alkohol. Ein Tropfen Dillöl löst sich in 3 Wasser durch Umschütteln vollkommen auf. Sehr wirksam ist dasselbe zu je bis vier Tropfen, mit Zucker abgerieben, und mit einem aromatis. Aether genommen, bei dyssenterischen Leiden, Koliken und Schindeln. Noch mehr leistet es äußerlich bei den obigen Beschwerden, sowie bei Krämpfen, Durchfällen, Flatulenz, Wurmzufällen u., und verdient auch schon seiner Wohlfeilheit wegen öfter angewandt zu werden.

(Th. Schreger.)

Dillstein f. Weissenstein.

DILLWYNIA. Diese Pflanzengattung, aus der ersten Ordnung der zehnten Einneigen Classe und aus der Gruppe der Epiphyten der natürlichen Familie der Leguminosae, hat Emich (Annals of bot. I. p. 510) so genannt nach seinem Freund und Landsmanne Lewis Weston Dillwyn, dem Verfasser eines botanischen Prachtwerks (Synopsis of the british Conservae. Fase. 1—20. Lond. 1802. fol. — Teutsch: Großbritannische Conserven, bearb. von Fr. Weber und D. W. H. Kober. I.—4. Heft. Göttingen 1803—5.) Char. Der Kelch zweilappig, fünfspaltig; der Corollenwimper breit, zweilappig, die Lappen von einander absteigend; die Staubfäden mit den Corollenblättern in der Mitte des Kelches eingefügt; der Griffel halbkugelförmig; die Hülsenfrucht bauschig, zweifach; die Samen mit Rinnwarzen versehen. Die neun bekannten Arten sind neuholländische, kleine, zierliche Sträucher mit einfachen, kahlen Blättern, feinen oder sehr feinen fadenförmigen Aetherblättern und gelben, kurzgestielten Blumen, welche meist in Doldentrauben beisammenstehen. 1) *D. floribunda* Sm. (l. a., ex bot. I. t. 26, *D. ericifolia* Sims bot. mag. t. 1545); 2) *D. ericifolia*

Sm. (l. c., ex. bot. t. 25, *Pultenaea retorta* Wendland hort. herrenb. II. p. 13. t. 9, *D. janiperina* Loddiges bot. cab. t. 401); 3) *D. glaberrima* Sm. (l. c., bot. mag. t. 944, bot. cab. t. 582, *Labillardiere* nov. holl. I. t. 139); 4) *D. parvifolia* R. Brown (Bot. mag. t. 1527, bot. cab. t. 559, *D. micropphylla* Sieber herb. nov. holl.); 5) *D. acicularia* Sieb. l. c.); 6) *D. rudis* Sieb. (l. c., *D. brevifolia*, *teretifolia* und *hispida* Sieb. l. c.); 7) *D. tenuifolia* Sieb. l. c.); 8) *D. cinerascens* R. Br. (Bot. mag. t. 2247, bot. cab. t. 527, *D. janiperina* Sieb. l. c.) und 9) die abweichende *D. gleyifolia* Sm. (Linn. transact. IX. p. 264). — *D. myrtifolia* Sm. bildet eine eigene, nahe verwandte Gattung, *Eutaxia* R. Br. — *Dillwynia* Roth., f. *Westonia* Spr.

(A. Sprengel.)

DILLY oder **DILIL**, Stadt auf der Nordostküste der Insel Timor und Sitz eines portugiesischen Gouverneurs, der beinahe der einzige Weise in seinem Gouvernement ist. Die Stadt ist groß und gut bevölkert, hat ein Fort und treibt einen ziemlichlichen Handel mit Makao.

(Palmblad.)

Dilobeia Thouars f. *Daphnitis* Spr.

DILOCHIA. Eine von Lindley (Gen. and sp. of Orch. pl. I. p. 38) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Einneigen Classe und aus der Gruppe der Epidendren (Malapiden Lindley's) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblätter zusammenhängend, frei, gefärbt; das Lippenmündstückenförmig, dreilappig, an der Basis sackförmig; das Säulchen keulenförmig, gestülpt, an der Spitze gewölbt, gezähnt; die Anthere vierfächerig, eiförmig, mit einem Kamm versehen; die vier Pollenmassen wachst. artig. Die einzige Art, welche Wallich in der Gegend von Singapur gefunden hat, *D. Wallichii* Lindl., ist ein parasitisches Kraut mit lederartigen, spitzen, gerippten, zweifelligen Blättern (davon hat die Gattung den Namen *laxos*, Ordnung, Reihe; dic, di, doppelt). Die großen, prachtvollen Blumen bilden am Ende des Stengels eine Traube und sind mit Stützblättern versehen.

(A. Sprengel.)

DILOGIE, oder Doppelsinn, heisst biergenige Art des Ausdrucks, vermöge welcher man die Worte also wählt, daß sie noch etwas Andres andeuten, als sie ausdrückend belegen. Sie unterscheidet sich einerseits von der feierhaften Amphibolie oder Zweideutigkeit des Ausdrucks dadurch, daß das, was sie sagt, in der Verbindung, in welcher es gesagt wird, nur Einen bestimmten Sinn zuläßt, der zum Verständnisse des Gesagten vollkommen genügt, wenn man auch dasjenige nicht weiß, worauf außerdem noch angespielt wird. So konnte Cyprianus, sofern er den Cicero dessen beischuldigte, was Salustius Catil. 6. aliud clausum in pectore, aliud in lingua promptum habere nennt, cum aliud diceret, aliud intelligi vellet, Vellej. II, 62 in den Worten Cicero's ad Div. XI, 20 laudandum adolescentem, ornandum, tollendum, einen Doppelsinn finden, und sagen, se non esse commissurum, ut tolli possit, sowie er nach Ap:

27

*) In Dilln wird von Seiten der künft. Bergkammer im Hirschgrund der Georgi-Maria-Empfangnis-Stetten, im Dillgrund aber der Mariä-Hilf-Stetten, aus der d. künft. Bergkammer als unwürdig aufgesehene Hölzer, und gelbe Eichen; sowie der Hölzernschacht durch Privat-Schneefächern den Saun erhalten. Die Gefälle des Mariä-Hilf-Stettes scheinen von weitigem Belange zu werden, nachdem die Wasser, unter welchen die Organänderung seit so vielen Jahren lagen, wieder gegeben worden sind. (Zipsen.)

X. Gussel. d. H. u. A. Erste Section. XXV.

piani Bericht dem Cicero, als er ihm seine Dienste anbot, eine gleich doppelsinnige Antwort gab, *ὅτι τὸν γί-
νον ἀβρίν ταιεναίος ἰσχυρίζομαι*; aber zweideutig wa-
ren die meisten auf Schrauben gestellten Ansprüche des
dehnbildlichen Drafels, sofern sie einen zweifachen Sinn der
Art zuließen, daß sich deren Unträglichkeit verteidigen
ließ, wie auch der Ausdruck ihrer Befolgung ausfiel.
Cic. de div. II, 56. cf. ad Herenn. II, 11. Andersseits
unterscheidet sich die Dialogie aber auch von der dichter-
ischen Allegorie oder bildlichen Redeweise, sofern diese nur
auf einerlei Weise verstanden sein will, aber von ihrem Gegen-
stand nur in solchen bildlichen Ausdrücken spricht, daß
man sie als eine fortgesetzte Metapher betrachten kann.
So findet Quintilian *Instit. Or. VIII, 6, 44* in Horazens
14. Ode des ersten Buches, worin nach einer von Ma-
rmas selbst gebrauchten Metapher Dio C. LII, 16 dem
Staat unter dem Bild eines Schiffes dargestellt wird,
wie dieses auch nach Heraklides Ponticus so alleg. *Hom.
p. 13. ed. Schorr.* Horazens Vorbild Alkaios so häufig
that, mit Recht eine schöne Allegorie. Wenn aber der-
selbe Schriftsteller in dem Namen Menelaos *Virg.
Ecl. IX, 10* mit welchem sich Virgil als Kossänger des
Julius Cäsar in der fünften Idylle selbst bis anspielend
bezeichnet, eine Allegorie sucht, hat er mit dieser die Di-
alogie verwechselt, welche auf etwas Andres nur anspielt,
ohne es ausdrücklich zu nennen.

Die Zweideutigkeit oder Amphibolie ist immer ein
Fehler, sie sei bloß zufällig oder absichtlich gewöhlt, so-
fern sie im ersten Falle dem Zweck der Rede verfehlt,
allgemein verständlich zu sein, im letzten Fall aber statt
der erwarteten Aufklärung in vernunftwidrigen Irrthum
verleitet. Die Allegorie aber, welche selbst die alltägliche
Umgangssprache nicht verschmäht, wird nur dann fehler-
haft, wenn der bildliche Ausdruck in der Sprache so neu
und ungewöhnlich ist, daß er ohne die weggelassene Ver-
gleichung nicht verstanden wird, oder wenn der allegorisirende
Schriftsteller verschiedenartige Bilder unter einander wirft,
ohne die dem einmal gewählten Bilde zu bleiben. So
sehr gewöhnlich in allen Sprachen bildliche Ausdrücke sind,
und so sehr daher eine gut durchgeführte Allegorie in je-
der Art von Rede gefällig; so schlechthoch würde die Dialogie
in ernstlicher Dichtung sein, da sie nur für Scherz und
Spott sich eignet, wofern man nicht aus Bescheidenheit
oder aus einem ähnlichen Grunde, wie Virgil in der
obenangeführten Stelle, von sich selbst oder Andern un-
ter fremdem Namen spricht. Die scherzende Dialogie soll
bloß durch treffenden Witz erweitern, die spottende Di-
alogie gefällig oder desto mehr, je beifälliger der Witz er-
scheint, wenn man den verschwiegennen Doppelsinn bemerkt.
Hieraus erklärt es sich, warum Vortres Streben, überall
doppelsinnige Anspielungen im Horaz zu finden, wo sie
nicht an ihrem Plage waren, fast jeder Dialoge den Stab
gebrochen hat, so daß sich Ruttmann in seiner den 30. Juni
1808 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vor-
gelesenen und am Ende des ersten Bandes seines Pro-
toblogs abgedruckten Abhandlung über das Geschichtliche
auch die Anspielungen im Horaz berögen fand, die verur-
theilte Sache wieder zu solcher Ehre zu bringen, daß man

nicht das Kind mit dem Bad ausschütten möchte. Aber
auch Ruttmann hat das Spiel zu weit getrieben, sofern
er als Dialogie erklärt, was keine ist, oder Dialogien selbst
da zuläßt, wo sie schlechthoch angebracht sein würden. Je
weniger wir nun Grund haben, alle Dialogien zu ver-
werfen, und je größer der entgegengesetzte Fehler ist, einem
Schriftsteller Dialogien anzuhängen, an welche er selbst
nicht gedacht hat, desto notwendiger ist es, den ver-
schiednen Gebrauch der Dialogie sich ebenso klar vor
Augen zu stellen, als die mannigfaltige Art ihrer An-
wendung.

Die Dialogie muß immer absichtlich von demjenigen
gewählt sein, welcher Gebrauch von ihr macht, da jede
zufällige Dialogie dem Begriffe der Anspielung widerspricht,
und nur als wichtige Deutung eines Andern gefallen kann,
wie wenn Kantenberg von demjenigen, welche ihren Horaz
zu lesen versichern, sagt: Ja wol lesen sie ihren Horaz.
Die Absicht nun, in welcher man sich doppelsinnig aus-
drückt, kann entweder eine ernste oder scherzhaft sein,
und muß vom Ausleger immer nachgewiesen werden kön-
nen, wenn er irgend einen Ausdruck für doppelsinnig er-
klärt, da ohne eine solche Nachweisung der Ausdruck nur
eine zufällige Zweideutigkeit sein könnte. Die ernste Ab-
sicht eines doppelsinnigen Ausdrucks daß immer, sie mag
Bescheidenheit, Achtung oder Furcht sein, als vom Zwange
herbeigeführt, weit weniger Gefälliges, als die scherz- und
spotthafte, in welcher nur der Witz vorherrscht. Diese
äußert sich in so mannigfaltiger Form, als der Witz sich
äußert, und jede Sprache bietet dazu besondere Mittel dar.
So eignet sich die französische Sprache besonders für so-
genannte Galemourgs, deren Doppelsinn sich meist auf
eine veränderte Silbenschreibung oder Ausdrucks gründet,
wie wenn des Grassus Krieger *Cic. de div. II, 40* den
Ausruf eines Händlers mit caritigen Kriegern Caunones,
als *cave no eua* deutete, oder Nero *Sueton. Ner. 33.*
von Claudius spottend sprach: *Mora i eum inter ho-
mines daiaies.* In solchen Galemourgs ist nicht jede
Sprache gleich gefällig, da, je vielfältiger die Wörter
zu sein pflegen, desto weniger Doppelsinn in dieselbe ge-
legt werden kann, während sie in einföhrigen Sprachen,
welche gleich der sinesischen den Sinn der Wörter nach
ihrer verschiednenartigen Betonung bestimmen, in der
Schrift kaum zu vermeiden wären, wenn diese nicht Wort-
schrift, sondern Lautschrift wäre. Dagegen ist jede Sprache
auf irgend eine andre Weise zu selbststänlichen Ausdrücken
fähig, weshalb in scherzhaften Reden sich meistens eine Di-
alogie vorherrscht, wie in dem Räthsel Virgils *Ecl. III, 104* sq.

*Dii, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
Tres patet coeli spatium non amplius umas;
welches Quintilian Instit. orat. VIII, 6, 52* fälschlich un-
ter die Allegorien zählt, da andre Grammatiker darin eine
doppelsinnige Anspielung auf einen Mantuaner Solius
finden.

Sowie die Römer sich durch die sonderbare Ge-
wohnheit auszeichneten, größtentheils ursprüngliche Spott-
namen zu führen; so üben sie ihren Witz vorzüglich
auch in allerlei Namenspielen, deren sich, so unverschäm-
lich sie auch für Viele waren, nach Quintilians *Instit.*

Or. VIII, 6, 53 Berücksichtigung, selbst die Redner nicht enthielten, wie wenn Cilius die *Globa quadrantaria* *Clytemnestram*, et in *trielinio Coam*, in *cubiculo Nolum* nannte. Wenn Cicero in seinem Buch über den Redner II, 58 sqq. dem Julius Cäsar seine Ideen vom Witz in den Mund legt, vergißt er cap. 63 sq. nicht, auch diese Art der Dialogie zu berühren, und wie Cicero, welcher das Spiel mit dem Namen *Rex*, ad Att. I, 16, 5, das dem Horaz den Stoff zu seinem ersten Dichtervorleser Serm. I, 7 lieferte, selbst im Senate nicht verschmähte, in seinem Briefwechsel mit Atticus verglichenen Dialogen denutzte, um diejenigen Personen zu charakterisiren, die er nicht nennen wollte, ist jedem Leser jener Briefe bekannt. Ein großer Theil der griechischen Mythologie ist aus Namensspiel gebaut, daher nicht nur in der *Odysee* XIX, 563 sqq. die Wortspiele mit *Ἰλῆας* und *Ἰδαίριον*, *ἰλῆας* und *παῖρος*, vorkommen, sondern auch die größten Tragiker der Griechen deren Gebrauch nicht scheuen, wie Aeschylus in seinem Agamemnon B. 689 die Helena *Ἰλῆας*, *Ἰλῆας*, *ἰλῆας* nennt, und Sophokles den *Kias* B. 430 mit seinem eignen Namen spielen läßt. Ebensohaß deutet auch das Räthsel von der Blume mit den Klagen des *Kias* und *Hyakinthos* bei Virgil Ecl. III, 106 sq. genugsam an, daß coeli spatium in dem vorübergehenden Räthsel ein ähnliches Namensspiel sei. Aber grade der vielfache Gebrauch, welchen Griechen und Römer und andre Völker, wie die Hebräer, von der Antonomastie machte, lehrt, daß nicht jedes Namenspiel eine Dialogie zu nennen sei, wie auch nicht jeder Galambourg und nicht jedes Räthsel darum eine Dialogie genannt werden kann, weil sie zu derselben vorzüglich benutzt werden. Zur Dialogie wird immer erfordert, daß aus etwas Andres also angespielt werde, daß, wenn man es auch nicht bemerkt, der Sinn des Gesagten für sich vollständig klar ist. Selbst die Gewohnheit der römischen Elegiker, ihren Geliebten einen griechischen Namen von gleichem Rhythmus zu geben, verdient den Namen der Dialogie insofern nicht, als ihr der Charakter einer scherzenden Anspielung abgeht. Ganz anders verhält es sich, wenn Nero vom spottenden Persius S. I, 121 *Mida rex*, oder Statidia von Horaz *Candida*, und *Salvidienus Nasidienus* genannt wird.

Alle die verschiednen Formen aufzuzählen, in welchen der Witz des Doppelsinnes sich zeigen kann, würde eine unnütze, und doch nicht erschöpfende, Weißchewigkeit sein, sofern eine jede Sprache besondere Mittel dazu darbietet. Es leuchtet aber schon aus dem Vorangehenden, was eben bemerkt worden, hervor, daß die wenigsten Dialogen aus einer Sprache in die andre überföhrbar sind, wosfern sie nicht auf solchen bildlichen Ausdrücken beruhen, die wegen des Treffens, das in ihrer Vergleichung liegt, in mehreren Sprachen üblich geworden sind. Sofern die Dialogie ein Spiel des Witzes ist, liebt sie nicht nur ein Volk, sondern auch ein Schriftsteller vor dem andern; und wenigstens alle witzige Schriftsteller, welche Wieland überseht hat, Lufianos, Horatius und Cicero, reich an Dialogen sind, so haben sie doch die Römer als

Schöpfer der Satyre, für welche sie sich vorzüglich eignen, im weitesten Umfange geliebt. Daß die altitalischen Fescennien und *Astellanae* am meisten in Dialogen witzelten, sagt nicht nur *Quintilian* Inst. or. VI, 3, 47, wo man auch ähnliche Beispiele von Cicero und Andern angeführt findet, ausdrücklich, sondern wird auch durch das von *Sueton* Callig. 27 erzählte Beispiel bestätigt, daß *Calpurnia* den Verfasser einer *Astellana* eines doppel sinnigen Scherzes wegen mitten im Amphitheater verbrennen ließ, wie denn auch der Doppelsinn in einigen der Bruchstücke, welche *Sophocles* in seinem Versuch über die attischen Schauspiele der Römer aus den *Astellanen* gesammelt hat, unverkennbar hervorleuchtet. Eben dieses deuten die Schwänke an, welche *Horatius* Serm. I, 7, I, 5, 51 sqq. den Fescennien nachbildete, und daher waren die Dialogen nicht nur bei Komikern und Mimenbüchern, wo wir sie bei *Plautus* lesen und von *Labeo* wissen, sondern auch bei allen Satyrikern so gewöhnlich, daß man dieselben vergleichen auch wol zumuthete, wo sie nicht daran dachte, sowie *Juvenal*, dem Verfasser seines Lebens zufolge, um des Verdachtes einer Dialogie willen, noch in seinem 80 Jahr aus der Stadt entfernt wurde. Der häufige Gebrauch der Dialogen zu obdienen Begriffen veranlaßt zwar, daß man selbst im gemeinen Leben gewisse Wortverbindungen, wie *eum nobis* für *nobilis*, *vermied*, und *Cicero* sowohl, *Orat.* 45, ob er gleich im Brief an *Pätus* ad *Dir.* IX, 22 sich anders äußert, als *Quintilian* Inst. or. VIII, 3, 45 davor warnt, auf eum die Sybille so folgen zu lassen, weil *m* vor *n* im Munde des Römers laß wie *n* lautete. Dennoch scheute sich *Cicero*, der gern in Dialogen witzelte, als *Consul* vor solchen obdienen Wortspielen nicht, ad Att. II, 1 extr.

Bei dieser außerordentlichen Hinneigung der Römer zu doppel sinnigen Ausrufungen ist es nicht zu verwundern, wenn wir sie nicht nur in *Virgil's* *Katalektis*, wie in dem bekannten Gedicht auf den *Rhetor* *G. Annius* *Gimber*, sondern auch in seinen *Elegien* finden. So wenig verglichen auch in seinem landwirthschaftlichen Gedicht und in der *Antheide* zu entscheidenden wären; so wenig dürfen wir sie dem *Horatius* in *Eben* anbichten, deren Würde den Gebrauch derselben nicht gestattet, wenigstens dessen *Sermonen* voll von Dialogen sind. Beirtheilt man nun hiernach, was *Büttmann* in der oben erwähnten Abhandlung von den Dialogen des *Horatius* schreibt; so kann man nicht umhin, zu gestehen, daß er, noch allzu sehr in *Porters* Fehler fallend, Dialogen findet, wo sie nicht zulässig sind. Aber möchte die für den Zusammenhang, in welchem sie vorkommen, so sehr bezeichnenden Ausdrücke, wie *apex* C. I, 34, 14 und *mascula* *Sappho* *Epist.* I, 19, 28, zu weigenden Dialogen herabwürdigend; oder *Serm.* II, 5, 59 sq. um der Ausrufung des *Scholiasten* willen, daß *Horatius* über *Applo* scherze, in des *Lirios* Worte etwas legen, was gegen den Zweck des Dichters sein würde? Selbst nach der gewöhnlichen Interpunction mußte man dessen Worte durch die Ergänzung *proat* *diam* daseit ebenfalls ernstlich nehmen, wie B. 23: *dixi equidem et dico*; oder wer wehrt uns, also zu interpretiren: *Quidquid dicam, aut erit, aut non*

divinare (etenim magna) mihi donat Apollo, da auch Epod. XIV, 6: Deus nam auf eine ähnliche Weise als Parentese gedacht werden muß. Der bildliche Ausdruck prostrare Epist. I, 20, 2 erscheint als Dilogie ebenso zweckmäßig, wie die Anspielung auf den Hauptsschmerz persischer Könige C. I, 34, 14. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn Cicerio ad Att. X, 15 mit Anspielung auf die pala des Sygus Off. III, 9 schreibt: quod suades, ut palam (scil. ad palam convertam), prorsus assentior, damit der Auffänger des Briefes das Gegenheil verstehe. Daß nicht die Antonomastie, wie Leymann C. II, 12, 23 für Terentia, den Namen einer Dilogie beziehe, wie wenn Horatius Serm. II, 5, 41 den Namen des bespöttelten Iulius Vibaculus an die Stelle des Iulius setzt, ist oben schon bemerkt. Daß die zweite Satyre des ersten Buches viele Dilogien in den angeführten Namen enthält, wird aus des Dichters Wertheilung in der vierten Satyre wahrscheinlich; aber deshalb anzunehmen, daß Serm. I, 2, 25 unter Malchus Mäcenas gemeint sei, heißt doch, wenigstens auch Seneca in seinem 114. Briefe darauf hinbeuten, in denselben Fehler verfallen, gegen welchen sich der Dichter in der vierten Satyre S. 91 verwahrt. Der kaum erst bei Mäcenus warm gewordene Dichter sollte so schalkhaft gewesen sein, ihn unter einer versteckten Dilogie dem Spotte bloßzustellen? und sogar auch Agrippa als dessen Gegenpart? Mäcenus spottete ja des Dichters selbst Epist. I, 1, 44 sqq. in einem ganz andern Sinn, als Malchus erscheint; und wie wenig man der Deutung Seneca's trauen dürfe, darüber findet man mehrere Gründe gesammelt in den Maccenatianiis von Lion S. 20 f. Am unglücklichsten von allen sind aber die Dilogien, welche Buttmann in der allegorischen Dte C. I, 14 findet, weil er sie schon in einer Zeit dichten läßt, da Horatius kaum seine Epoden zu dichten begann. (G. F. Grotefend.)

Dilophus Piellot f. Pastor.

DILOPHUS, Meigen (Insecta) Strahlenmücke.

Eine Gattung Zweiflügler aus der Familie Tipulariae und der Abtheilung muscaeformes; der Gattung Bibio so ähnlich, daß sie leicht damit verwechselt werden kann, indessen unterschieden durch folgende Kennzeichen: Fühler (Antennae) vorgestreckt, walzenförmig, durchblättert, eisigledrig, Fäßer (Palpi) vordreht, eingerümpft, füsfigledrig, das dritte Glied an der Spitze erweitert; Vorderflügel an der Spitze gefräßt (mit einem Dornenfranz umgeben). — Am Männchen ist der Kopf flachkugelig, so breit als der Mittelbrust (thorax) mit oben zusammenstoßenden Augen, bei dem Weibchen viel kleiner. Das Rücken schild ist länglichrund, dicht an der Wurzel stehen zwei Reihen aufrechter Kammdrüsen in einem Begrenzungsschnitt, die vordere Reihe ist länger, jede hat 12 bis 14 Zähne. Hinterleib schlank, achtringelig, Schwanz (Schwanzbläschen) unbedeckt, Flügel im Ruhezustand flach auflegend. — Die Fliegen finden sich im Frühling und Sommer oft in ungeheurer Menge auf Heiden, Wiesen, Klüften, besonders auf Schirmlüben. Die Larven scheinen in der Erde zu leben, wenigstens berichtet Pastor Büttner in Kurland (Germars Maga-

zin IV, 44), daß die der Art D. femoratus ihm ein ganzes Koggenfeld vernichtet hätten. — Typus ist D. vulgaris Meigen (Systematische Beschreibung der europäischen zweiflügeligen Insekten I, 306 — Tipularia scabrillia Linné. Glänzend schwarz, Flügel beim Männchen glashell, beim Weibchen braungestreift. 24 Linien lang (D. Thon.)

DILSBERG, ehemalige Grafschaft, nun altes Bergschloß und Burgsteden oder Städtchen im groß. bairischen Bezirksamte Neckargemünd, durch Natur, Alterthümer und Geschichte merkwürdig, erhebt sich auf einem sehr hohen kegelförmigen Berg am linken Ufer des Neckars über 1 t. R. östlich von seiner Amtskast und über 1 t. R. fast in derselben Richtung von Heilberg; hat 460 Einwohner, deren etwa 350 katholisch sind, zwei Kirchen, wovon jetzt nur noch die katholische eine Pfarre, die evangelische aber zur Pfarre Neckargemünd gezogen ist, und zwei Schulhäuser. Das Städtchen hat sehr unebene Straßen und nur geringe Häuser, aber etwas höher, auf dem höchsten Gipfel des Kegels, wird es von den gewaltigen Mauern der kreisrunden Burg begrenzt, von deren Höhe man eine ungemein reizende Aussicht einerseits in das romantische Neckartal, andererseits über den ganzen Elsenzgau bis in den Kraichgau hinein genießt. Im Innern der festen Burg ist noch das sogenannte Fursengehäube, der Rasthof und die Caserne erhalten, und unter den verfallenen Gebäuden sieht man noch die Trümmer der alten Schlosskapelle. Die Wehrmauer des höchsten Burrganges ist von feinstabiger Lava erbaut, und Naturforscher glauben Zeichen zu haben, daß der kegelförmige Dillberg unter seiner Sandsteindecke ein erloschener Vulkan ist, dessen Krater der 400 Fuß tiefe Brunnen im Burghof gewesen sei. Aus der untersten Tiefe dieses Brunnens soll sich ein unterirdischer Gang t. R. Weg weit bis zunächst an das Ufer des Neckars hinziehen.

Die Burg Dillberg war in alten Zeiten der Sitz der Grafschaft des Elsenzgaues. Doch wann und von wem sie zuerst erbaut wurde, ist uns bis jetzt noch aus keinem alten Denkmale bekannt geworden. Die Grafschaft des Elsenzgaues wurde mit den Grafschaften der Kraich-, Enz- und Garsach-Gaue als ein von den Herzogen der Rheinpfalz herrschendes Erbe des sächsisch-fränkischen Kaiserhofes durch Kaiser Heinrich III., des Schwargen, Tochter Adelheid ihrem Gemahle, dem Burggrafen Wolfram, zugebracht, der für seinen Sohn, den Burggrafen Jelsolf, hinterließ. Durch des letzten Tochter, ebenfalls eine Adelheid, kamen gesammte Grafschaften an deren Gemahle, den Grafen Arnold von Laufen, und ihre mit ihm erzeugten Söhne, Bruno und Poppo. Von nun an erschienen diese Grafen als die mächtigsten und begütertesten Herren dieser Gegend. Bruno wird im J. 1100 als Graf der beigeigten Gauen urkundlich erblickt, bestieg bald darauf den erzbischöflichen Stuhl von Trier, beruht als einer der gelehrtesten und klügsten

1) Anzeige der Beweisstellen in meinem Art. Odenheim in der Ztg. Genet. 5. Oct. I. Bd. S. 30, Kol. 1.

Hürken seiner Zeit¹⁾, und stiftet im J. 1122 mit Einwilligung seines Bruders Poppo, der ihm in den Erbschaften succedirt war, die berühmte Abtei Dornheim im Kraichgau, aus Stüden von seinen und seines Bruders Stammgütern. Graf Poppo erscheint noch im J. 1142 in des heil. Burchards, Bischofs von Worms, Stiftungsbriefe der Abtei Schönau²⁾. Nach ihm lebten wir Grafen Heinrich im J. 1174³⁾, Grafen Konrad 1184⁴⁾, und dessen Bruder Poppo von 1184 bis 122⁵⁾, alle Grafen von Ruffen. Sie hatten auf der Burg Dilsberg, die damals Dilgheberg geschrieben wurde, ihren Sitz, wie eben dieses Grafen Poppo dasselbe im J. 1208 für die Abtei Schönau vorgenommene öffentliche Handlung wahrnehmen läßt, wo auch zum ersten Male der Name unsers Dilsbergs gelesen wird⁶⁾. Mit diesem Poppo erlosch der Mannstamm dieses alten Dynastenhauses, und die Grafschaft Dilsberg oder des Elsenzgaues kam durch seine hinterlassene Tochter Mechilde, Gemahlin Konrads I. von Dürn, an deren Sohn Poppo I. von Dürn, der sich anfänglich von seiner Burg Forchtenberg, hernach aber Graf von Aligisberg nannte⁷⁾ und eben diesen Titel in seinem Siegel führte⁸⁾. Auch in den noch vorhandenen Siegelabdrücken seiner Söhne Poppo's II. des Jüngern, und Ludwig's⁹⁾, sowie seines Bruders Ruprecht's III. und Bruderssohns Ruprecht's IV. des letzten seines Geschlechts, wird die Umschrift „Graf von Aligisberg“ gelesen¹⁰⁾. Ubrigens ging diese Grafschaft von den Pfalzgrafen bei Rhein zu. Denn im J. 1262 bekannte „Poppo von Dürn, Graf von Dilsberg“, daß er des Pfalzgrafen Ludwig's (des II. des Strengen) Burgmann sei, und seine Lehen Dilsberg in der Burg Heidelberg vermannen wolle¹¹⁾; und dieses war eine Wirkung der Gewalt, welche den Pfalzgrafen bei Rhein als Herzogen der Rheinfranken zustand¹²⁾. Bei Erlöschung des Dynastengeschlechts von Dürn, im ersten Viertel des XIV. Jahrh., wurde das Lehen als heimgefallen von Kurfürst eingezogen¹³⁾, und so kam das volle Eigenthum aller Drie, welche zu dieser alten Grafschaft gehörten, an die Pfalzgrafen, die bald auch die von dem Kaiser vorbehaltene Gent oder freisäulige Obrigkeit an sich zu bringen Gelegenheit fanden. Dieses geschah theils unter Kaiser Karl IV. um die Mitte des

XIV. Jahrh., theils unter Kaiser Wenzel dem Faulen im oder bald nach dem Jahre 1378¹⁴⁾.

Die alte Grafschaft Dilsberg oder die Verfassung des Elsenzgaues bestand noch bis zu den großen Staatsveränderungen unter neuer Zeit als ein ehrwürdiges Denkmal des alten Germaniens. Denn unter Kurfürst stellte sich dieselbe in dem Amte Dilsberg dar, welcher die zur Burg Dilsberg gehörige hohe Gerichtsbarkeit noch über zwei der alten Genten, die medesheimer und die stüber Gent, ausstreckte. Dem Amte war ein Amtmann vorgesetzt, der auf der Burg Dilsberg seinen Wohnsitz hatte, und der alten Voigtei oder dem ehemaligen kurfürstlichen Oberamte Heidelberg, welches der Pfalzgrafen oberherrliche Gewalt zu vertreten hatte, unmittelbar untergeben war. Jeder Gent stand ein Gentgraf vor, der gewöhnlich im Drie des Gerichts wohnte. Die Gentgeschöffen wurden aus der Gemeinde jedes Gentortes nach Erforderniß gewählt, und das Gentgericht erst „die seine Gerichtsbarkeit nicht nur über die im Umfange der Gent gelegenen, Kurfürst mit vollem Eigenthume zuständigen, sondern auch über jene Drischalten, welche verschiedene adelige Geschlechter sammt der Voigtei in denselben besaßen. Die medesheimer Gent umfaßte den untern oder nördlichen Theil des alten Elsenzgaues, und erstreckte sich gegen zwei t. R. in die Länge und ebenso weit in die Breite. Zu ihr gehörte die Stadt Neckargemünd nebst 19 Dörfern und vier beträchtlichen Höfen, und das Gentgericht wurde in allen Zeiten in Neckargemünd, dann in Medesheim, in neueren Zeiten aber wieder in Neckargemünd gehalten. Die stüber Gent war der mittlere Theil des Elsenzgaues. Sie erstreckte sich ebenfalls zwei Meilen in die Länge und Breite, begriff 19 Dörfer und fünf Höfe, und hatte ihren Namen von der Stube, worin vor Alters das Gentgericht gehalten wurde, die aber nichts andres war, als das obere Zimmer im Rathhause zu Neckardorshausen. Der obere Theil des Elsenzgaues gehörte nicht mehr zur Grafschaft Dilsberg, sondern schon von alten Zeiten her zur Burg Steinberg, und sein größter Theil machte unter Kurfürst die dem Oberamte Heidelberg untergebene Kellerei Hilsbach aus. (S. die Art. Hilsbach und Steinberg.)

Im 15. und 16. Jahrh. hielten sich die Kurfürsten und Pfalzgrafen nicht selten auf der Burg Dilsberg des Reiterfanges wegen auf, der in dem benachbarten Waldungen sehr ergiebig war. Aber im 17. Jahrh. trat der Dilsberg in seinen gewaltigen Dienst, angesehen als die Hauptfestung des ganzen Kraichgaues, zu welchem man damals auch den Elsenzgau und andre rechnete. Im Anfang des 30jährigen Krieges befehligte ihn Bartholomäus Schmid von Seban und machte ihn dem österreichisch-bairischen Heere durch seine Ausfälle fürchterlich. Tilly belagerte ihn daher vom 6. April 1622 an acht Tage lang mit der größten Anstrengung, konnte aber trotz der wüthenden Eithume, mit denen er ihm zu setzte, nichts ausrichten, sondern mußte am 14. April unvorbereitet Dinge mit Zurücklassung vieler Belage-

15) Bildner in hist. geogr. Beschreib. der Pfalz am Rheine. I. Bd. S. 554 und 406.

2) Seine kurze Lebensbeschreibung und gelungene Charakterisierung aus gleichzeitigen Quellen von Karl Lang. 3) Codicil Schönaugensis diplomatici Carta I. 4) Codicil ejusd. Carta XII. 5) Codicil ejusd. Carta XIII. 6) Codicil ejusd. Cartae XIII, XVI ad XX, XXIII, XXVI, XXIX et XLIX. 7) Codicil Schönaug. Carta XXIX. 8) Kfjod. Codicil Carta CXXIV, anni 1261; Codicil diplomat. Palatini Tolner. Carta CXXVI, anni 1262; Codicil diplomat. Moguntini Gaden. T. III. Carta 425, anni 1270. 9) Signill ecetypum in ejusd. Cod. T. III, Fig. 4 ad Cartas 418, anni 1258, Fig. 425, anni 1270. 10) Signill ecetypum in laudat. T. III, Fig. IX, ad Cartas 425, anni 1270, 458, anni 1277 et ad 445, anni 1382. 11) Signillum adpessum ejusd. Codicil Cartae 467, anni 1297. Von der alten Pfalzschloßmühl von Dürn eben von Dürn s. d. Art. Walldürn. 12) Codicil diplomat. Palatini Carta CXXVI, anni 1262. 13) S. d. Art. Pfalz am Rheine. 14) Bergl. Toernerum in Hist. Palatin. p. 55.

rungsgeschäften wieder abziehen; allein nach dem Falle von Heidelberg noch in ebendenselben Jahre wurde auch die feste Dilssis von den Pfälzern aufgegeben und fiel in die Hände der Baiern. Zehn Jahre hernach, am 22. Juni 1633, wurde das Städtgen Dilssberg von dem schwedischen Obristen Ludwig Schmiedberg erobert, das Schloss belagert, und am 24. durch Accord genommen. Im J. 1635 rückte ein kaiserlicher Herreshausen unter dem Obristen Philipps Friedrich Preuner, Freiherrn zu Stubingen, vor die feste Dilssberg und das Schloss Heidelberg zugleich, belagerte sie und schnitt ihnen alle Zufuhr ab. Der schwedische Obrist Abel Roda, der über beide feste Plätze den Oberbefehl führte, mußte sie sofort aus Mangel an Kriegs- und Mundvorrath, doch mit einem unterm 24. Juli bedingten ehrenvollen Abzug, am 27. desselben Monats den Kaiserlichen übergeben.

Im 18. Jahrhundert ließ Kurfürst ein Theil des Schlosses zu Fruchtstadeln und einen andern zu wohlverwahrten Gefängnissen einrichten. In diesem Zustande wurde es als Gefängniß für Staatskrieger, besonders für Officiere, die große Dienstfehler gemacht hatten, größtentheils aber einem angenehmen Aufenthalt daselbst genossen, daher auch zum Theil ihre Familien zu sich kommen ließen, bis in die neuesten Zeiten, und noch unter bairischer Herrschaft demüth, und blieb immer mit einer Besatzung von etwa 80 Mann vermauert. Nach seinem Übergang an Baden gab es in dem neuen Kurfürstenthume der Landvogtei Dilssberg den Namen, welche die damaligen Ämter Wilsloch, Oberheidelberg, Neckargemünde und Neckarschwarzach mit einer Bevölkerung von 34,600 Einw. umfaßte, deren Landvoigt aber in Heidelberg seinen Sitz hatte. Bei der Kantons-einteilung des Großherzogthums vom J. 1809 fiel es dem Bezirksamte Neckargemünd zu, und im J. 1818 wurde auch das Staatsgefängniß von Dilssberg nach dem Schlosse Kislau im Bruchsal, 1½ M. nördlich von Bruchsal, verlegt. (Thomas Alfred Leger.)

DILSSIS heißen, nach v. Hammer, in der Türkei die Stämmen, welche den sechs verschiedenen Kammern der Hofbedienten des Serrai zugetheilt sind. Sie werden oft zu Einrichtungen, welche die größte Verschwiegenheit erfordern, gebraucht. Sie haben eine unter sich verständliche Zeichensprache. (H.)

DILTHEY, 1) Leopold Friedrich August, geb. zu Köthen am 1725, war in den vierzig Jahren des 18. Jahrhunderts Advocat des reformirten Predigers zu Nürnberg, wurde 1752 Prediger der französischen Gemeinde zu Schwabach; 1760 Pastor der teutschen, französischen und holländischen reformirten Gemeinde und russisch. kaiserl. Confissorialrath zu St. Petersburg, und starb daselbst den 8. April 1707. Seine Schriften, meist erbaulichen Inhalts haben Jöcher, Belzung und Meusel verzeichnet. Er übersetzte aus dem Französischen: J. G. Meißers oder le Maître Unterricht von der leichtesten Art zu predigen. Halle, 1746; 8. vergl. Bill. und Rospitzs Nürnberg. Gel. Verkon. Zbl. I. S. 277. Zbl. V. S. 230. x. Büsching, Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Zbl. VI.

2) Polyxene Christiana Auguste, geb. zu Köthen den 11. Dec. 1728, Schwester des Vorgenannten und erste Gattin des Königl. preuß. Oberconfissorialraths D. Anson Friedrich Büsching, seit 1755 kaiserliche gekrönte Dichterin, auch Ehrenmitglied der Königl. teutschen Gesellschaft zu Göttingen, starb den 22. April 1777. Sie gab heraus: Proben poetischer Übungen eines Frauensimmers P. G. A. D. Altona 1751. Uebungen in der Dichtkunst. Halle, 1752. Vergl. sein Gedächtniß der Frau Pol. Christ. Aug. Büsching, geb. Dilthey, von ihrem Freund und Ehemanne A. F. Büsching. Berlin 1777. gr. 8. nebst ihrem Bildnisse von Schlemmer (1765) 2. Aufl. ebend. 1777.

3) Isaac Daniel, Sohn des Erbknechten, geb. zu Nürnberg den 24. April 1752, wurde 1778 Rectore am Kormesserschen Waisenbause zu Berlin, 1779 Rectore der Simultanstule und Lehrer des reformirten Waisenbause zu Kranenburg, 1782 reformirter Prediger zu Friedrichsvalde in der Ufermark, und starb daselbst den 3. Mai 1793. — Er war ein beliebter Dichter und gab heraus: Dren und geistliche Lieder. Berlin 1776; Dde an Schlesien, (ebend. 1776. 4.); Berthe an seinen Freund Wilhelm aus dem Richte der Todten. (Berlin 1775). Vergl. Meusel und Billis Nürnberg. Gel. Verkon. fortsetz. von Rospitz Zbl. V. S. 231 — 33.

4) Philipp Heinrich, Doctor d. Rechte, geschwornener Advocat des passauischen Confissoriums zu Wien, wurde 1756 Professor der Rechte und der Geschichte auf der Universität zu Moskau und starb daselbst 1781. Er und Zeit seiner Geburt sind unbekannt. Unter seinen juristischen Programmen ist merkwürdig: Dina, jur. publ. de eligendo Roman. rego, 1756. 4. bei dem Antritte seiner Professur in Moskau, weil es die erste lateinische Schrift ist, die zu Moskau gedruckt wurde. Seine spätern Schriften, in französischer oder lateinischer Sprache verfaßt, kamen fast alle mit einer russischen Übersetzung heraus. Sie sind meist geschichtlichen oder geographischen Inhalts und waren bestimmt, dem großen Mangel an passenden Schulbüchern über diese Disciplinen in Rußland abzuheßen. Von Werth für unsre Zeit ist noch: Geographische und statistische Nachrichten von der Statthalterchaft Zula. Russisch und französisch. (St. Petersburg 1781). Vergl. Meusels Verkon der verstor. Schriftsteller Bd. I. S. 368 — 70. Büsching, Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Zbl. 3. S. 56 ff. (Frank.)

DILUENDO, verlöschend, zeigt an, daß der Ton im Fortgange des rhythmischen Satzes immer mehr abnehmen und nach und nach bis zum leinsten Hauche verschwinden soll. (G. H. Fink.)

Dilucentia f. Auflösuungs- und Verdünnungsmittel. DIMA, Ziegler (Insecta). Eine von Dejean (Catalogue de Coleopteres p. 34) erwähnte Käfergattung, von der zwei Arten namhaft gemacht sind. Latreille (Cuvier regnes animal ed. II. IV.) will sie von Elater nicht getrennt wissen. Eine genaue Beschreibung der D. elateroides, welche Typus der Gattung, hat Charpentier (Horae entomolog. p. 191. t. 6. f. 8.) wie

folgt gegeben. Ungefähr fünf Linien lang, der Form nach dem Elater germanus nicht unähnlich, doch viel höher oder kugliger. Der Kopf klein, etwas eingezogen, mit einer ab-schüssigen, vorn breiten graben, an den Augen ungleich hö-derigen, großbraunen, mit eingedrücktten Punkten besetzten Stirne, die Augen klein, schwarz, glänzend. Die Fühler schnurformig an der untern Seite des Kopfschildes unter den Augen eingefügt; das Wurzelglied derselben größer, als die übrigen, cylindrisch, das Endglied spitzig, das 4., 5. und 6. Glied etwas größer, als die übrigen; alle rothgelblich. Thorax fast vieredig, stark erhaben, vorn an den Seiten zugewundet verschmälert, zur Aufnahme des Kopfes mächtig ausgenüßten, die Seiten gerandet, zugewundet, der Hinterrand zur Aufnahme des Schildchens vieredig ausgenüßten, beider-seits kaum ausgebuchtet mit spitzigen Ecken. Das Schildchen quer rundlich, glatt, mit eingedrücktten Längelinien. Flügeldecken dreimal länger als der Thorax, rothbraun, erhaben glatt, (der ganze Rand aufgebogen) mit wenigen eingedrücktten, stark verflochtenen Längelinien. Der Kopf unten ohne vortretende Kinnverlängerung, wie sie die Elateren haben; der vordere Theil der Brust in der Mitte etwas vortretend. Die Haare des Kopfes, wie die der Füße (von gewöhnlichem Baue), nur heller. Der Leib mit fünf Segmenten, dicht mit feidenartigen Haaren be-deckt und mit wenigen eingedrücktten Punkten. — Vater-land die steinvermischten Alpen. (D. Thon.)

Dimacia Sweet f. Pelargonium Herit.

DIMALLUM (Liv. XXIX, 12), *Apalac* (Polyb. III, 18), *Apallac* (Polyb. VII, 9, 13), wird in diesen drei Stellen als eine sehr feste und wichtige Stadt in Illyris bezeichnet. Die Lage der Stadt läßt sich freilich nicht mit Genauigkeit bestimmen, aber soviel scheint gewiß zu sein, daß der Ort nicht auf der Stelle des jetzigen Depedelen, wie Reichard will, gelegen haben könne, sondern daß er viel nördlicher gesucht werden muß. Denn der Consul Aemilius eroberte die Stadt im zweiten illyrischen Krieg im J. 535 der St. R., unterwarf sich darauf die durch den Fall von Dimallum geschreckten illyrischen Städte schnell, landete sogleich auf der Insel Pharos und nahm auch diese weg. Alle diese Ereignisse drängen sich aber so sehr, daß man den geringen Raum, auf welchem sie vorgefallen sein müssen, daraus erkennt. Ferner wird in dem Bündnisse, welches Hannibal und der König Philippos von Macedonien im J. 539 der St. R. gegen die Römer abschlossen, bestimmt ausgesprochen, den Römern den Besitz von Dyrrhachium, Pharos, Di-mallum und der Parthiner zu wehren. Dadurch scheint wieder derselbe Bezirk bezeichnet zu werden. Dem Kö-nige von Macedonien mußte wol daran liegen, daß die Römer nicht an der illyrischen Küste festen Fuß faßten und Herren der großen Straße (später via Egnatia) wurden. Auch die Parthiner, mit welchen Dimallum zu-sammen genannt wird, müssen in der Gegend von Dyrrhachium und nicht südlicher gelegen haben, wie aus Dio Cass. XLI, 49 und Livius XXXIII, 34 erhellt. Ebenso werden die Parthiner und Dimallum in dem darauf fol-genden Kampf und Frieden der Römer mit Philippos im J. 547 der St. R. von Livius (XXIX, 12) wieder

zusammen genannt. Daraus dürfte hervorgehoben wer-den, daß Dimallum nördlich oder nordöstlich von Dyrrha-chium gelegen habe. (L. Zander.)

DIMASTOS wird von Plinius (H. N. IV, 22,) ein Berg auf der kleinen cykladischen Insel Rifonos ge-nannt. Nach Gaultiers astronomisch-trigonometrischer Bestimmung im J. 1818 liegt er unter 37° 29' N. Breite und 13° 1' der Länge, also auf der nordöstlichen Seite der Insel. — Unter demselben Namen führt Plinius (H. N. V, 36) auch eine kleine Insel in der Nähe von Rhodos an, deren Lage aber bei der großen Anzahl der dort herumliegenden Inselchen nicht mehr zu be-stimmen ist. (L. Zander.)

DIMATIS ist von den ältern Logikern in der vierten Schlussfigur, in welcher beide Prämissen statt des regel-mäßigen Stellung der ersten Figur umgekehrt erscheinen, diejenige Schlussform genannt worden, welche ihren An-fangsbuchstaben zufolge auf die Form Darii sich zurück-führen läßt. Das t dient nur zur Bildung eines Wortes, das s deutet aber auf eine einfache Umkehrung des Schlusses, wie das m auf eine Metathese, oder ge-genseitige Vertauschung der Prämissen, damit die durch i und a bezeichneten besonders und allgemein bejahenden Urtheile diejenige Stellung erhalten, welche die Regel in der Form Darii fordert. Auf diese Weise erhält der Vernunftschluß:

Einige Thiere sind Menschen;

Alle Menschen sind vernünftige Wesen;

Folglich sind einige vernünftige Wesen Thiere,

folgende Gestalt in der Form Darii:

Alle Menschen sind vernünftige Wesen;

Einige Thiere sind Menschen;

Folglich sind einige Thiere vernünftige Wesen.

(Grotefend.)

Dimator f. Dimetor.

DIMEFLUSS. Die Dime! entspringt oberhalb des waldreichen Paredorfes Wesen, fließt durch dieses Dorf und das Kirchspiel Eimelroben, dann weiter durch das Amt Eisenberg und die Herrschaft Paderg, bei Stadiberg her in das Fürstenthum Paderborn, wo sie größtentheils die Grenze zwischen dem Paderbornischen und Waldeckischen macht; dann bei Warburg vorbei nach Niederhessen, wo sie das Städtchen Liebenau wie eine Insel umfließt, durch das Amt Arndelburg und bei der Stadt Heimarhausen vorbeifließt, und zu Karlsba-sen in die Weser fällt. (Horst.)

DIMENSION. Über die geometrische Bedeutung dieses Wortes hat ein andrer Mitarbeiter unter dem gleichbedeutenden Wort Abmessung ausführlich ge-sprochen; über die arithmetische Bedeutung desselben Wortes möge aber hier nachträglich Folgendes bemerkt werden. Nimmt man irgend eine gerade Linie von bestimmter Länge als Einheit an, so kann jede Zahl a ebenfalls durch eine gerade Linie ausgedrückt gedacht werden, deren Länge dann durch das Verhältnis a: 1 bestimmt ist. Jedes Product aus zwei Factoren kann man sich dann durch ein Rectangel geometrisch dargestellt denken, indem man erst jeden der beiden Factoren als gerade Linie aus-drückt und dann unter diesen beiden Seiten das Rectangel

beschreibt. Jedes Product aus drei Factoren läßt sich ferner durch ein rechteckiges Parallelepiped geometrisch construiren, indem man erst wieder jeden der drei Factoren als gerade Linie ausstrickt und dann das Parallelepiped unter diesen drei gegebenen Seiten beschreibt. Die alten griechischen Mathematiker, welche wegen der Unbehülfslichkeit ihrer Zahlenbezeichnung und der daraus entspringenden Beschränktheit des Rechnens mit solchen Zeichen es liebten, arithmetische Sätze durch geometrische Constructionen zu veranschaulichen und zu verweisen, nannten darum ein Product aus zwei Factoren eine Flächenzahl ($\alpha\pi\alpha\gamma\gamma\alpha\varsigma$ *inados*), ein Product aus drei Factoren eine Körperzahl ($\alpha\pi\alpha\gamma\gamma\alpha\varsigma$ *orpados*), und die Factoren selbst die Seiten ($\alpha\lambda\epsilon\gamma\alpha\iota$) dieser Zahl. Da hiernach ein Product aus zwei gleichen Factoren durch ein Quadrat, ein Product aus drei gleichen Factoren durch einen Würfel sich darstellte, so wurden deshalb auch die Plamen Quadrat und Würfel von dergleichen Producten gebraucht. (Vergl. die Erklärungen vor Eucld. Elem. lib VII.)

Obgleich es nun nicht möglich ist, ein Product aus mehr als drei Factoren auf ähnliche Art geometrisch darzustellen, da eine Raumgröße nicht mehr als höchstens drei Abmessungen (i. d. geometrische Bedeutung des Wortes) haben kann, so pflegen doch die neuern Mathematiker, nach der Analogie des ebenerklärten Sprachgebrauchs, einem Product aus vier Factoren vier Dimensionen, einem Product aus fünf Factoren fünf Dimensionen x , allgemein einem Product aus n Factoren n Dimensionen zuzuschreiben, ja sie deuten dies sogar auf Potenzen mit gebrochenen Exponenten aus und nennen $\text{z. B. } a^{\frac{m}{n}}$ eine Potenz von $\frac{m}{n}$ Abmessungen. Ge-

meine Zahlen, welche in einem Product als Factoren vorkommen, rechnet man bei Bestimmung der Dimensionen des Productes nicht mit, sobald $\text{z. B. } 5x^2$ für ein Product von drei Dimensionen gilt. Die Dimensionen eines Bruchs bestimmt man, indem man die Anzahl der Abmessungen des Nenners von der Anzahl der Abmessungen des Zählers abzieht, daher ist $\frac{ab}{cd}$ eine

Größe von zwei, $\frac{ab}{ed}$ eine Größe von 0 Abmessungen. (Gartz.)

DIMENSIONSZEICHEN, nennt E. S. Fischer in seinem 1792 erschienenen Werke: Theorie der Dimensionszeichen nebst ihrer Anwendung auf verschiedene Materien aus der Analysis endlicher Größen (Halle, 2 Tble. 4.), gewisse von ihm gebrauchte Zeichen für die Coefficienten in einer Reihe und in den Potenzen dieser Reihe. Die Anwendung dieser Zeichen soll dazu dienen, das Gesetz leicht erkennbar zu machen, nach welchem die Coefficienten anderer Reihen zusammengesetzt sind, die aus der erstgedachten Reihe entstehen. Zp. z. B.

$$y = \log. \sin. x = \log. \left(x - \frac{x^3}{1.2.3} + \frac{x^5}{1.5} - \frac{x^7}{1.7} + \text{etc.} \right) \\ = \log. x + \log. \left(1 - \frac{x^2}{1.2.3} + \frac{x^4}{1.5} - \frac{x^6}{1.7} + \text{etc.} \right)$$

und setzt man $z = -\frac{x^2}{1.2.3} + \frac{x^4}{1.5} - \frac{x^6}{1.7} + \text{etc.}$ also $y = \log. x + \log. (1+z) = \log. x + z - \frac{1}{2}z^2 + \frac{1}{3}z^3 - \frac{1}{4}z^4 + \text{etc.}$ so erhält man, indem man für z , z^2 , z^3 u. f. w. die aus der vorübergehenden Gleichung für z berechneten Werthe substituirt, die Function y ausgedrückt durch $\log. x$ und eine nach Potenzen von x fortgeschriebene Reihe. Um nun die Zusammenfügung der Coefficienten in leichtgedachter Reihe anschaulich zu machen, setzt Fischer

$$z = \dot{A}x^2 + \dot{A}x^4 + \dot{A}x^6 + \dot{A}x^8 + \text{etc.} \\ z^2 = \ddot{A}x^4 + \ddot{A}x^6 + \ddot{A}x^8 + \ddot{A}x^{10} + \text{etc.} \\ z^3 = \ddot{A}x^6 + \ddot{A}x^8 + \ddot{A}x^{10} + \ddot{A}x^{12} + \text{etc.}$$

wo das Symbol \dot{A} andeutet, daß jeder Coefficient der zweiten Reihe aus Producten je zweier Coefficienten der ersten Reihe das Symbol \ddot{A} , daß jeder Coefficient der dritten Reihe aus Producten von je drei Coefficienten der ersten Reihe, zusammengesetzt sei u. f. w. Die übergeschriebenen Indices oder Marken zeigen an, aus welchen Coefficienten der ersten Reihe die Producte zu bilden sind, um die Coefficienten der folgenden Reihen zu erhalten, $\text{z. B. } \ddot{A} = \dot{A}\dot{A} + \dot{A}\dot{A}$.

Es ist hiernach $\log. x = \log. x$

$$+ z = \dot{A}x^2 + \dot{A}x^4 + \dot{A}x^6 + \dot{A}x^8 + \text{etc.} \\ - \frac{1}{2}z^2 = -\frac{1}{2}\ddot{A}x^4 - \frac{1}{2}\ddot{A}x^6 - \frac{1}{2}\ddot{A}x^8 - \text{etc.} \\ + \frac{1}{3}z^3 = +\frac{1}{3}\ddot{A}x^6 + \frac{1}{3}\ddot{A}x^8 + \text{etc.} \\ - \frac{1}{4}z^4 = -\frac{1}{4}\ddot{A}x^8 - \text{etc.}$$

also $y = \log. x + \dot{A}x^2 + (\dot{A} - \frac{1}{2}\ddot{A})x^4 + (\dot{A} - \frac{1}{2}\ddot{A} + \frac{1}{3}\ddot{A})x^6$ u. f. w.

Es leuchtet ein, daß diese Theorie der Dimensionszeichen große Ähnlichkeit mit Hindenburgs combinatorischer Analysis hat. Dies gab dann auch die Veranlassung, daß ein Schüler Hindenburgs, H. A. Köpfer, dieselbe geradezu für ein an Hindenburgs begangenes Plagiat erklärte¹⁾, wogegen sich aber Fischer genügend rechtfertigte²⁾, sowie auch Pfaff jenen Vorwurf von ihm abwärgte³⁾.

(Gartz.)

DIMERA (Insecta). Eine Ordnung der Käfer, so nach zwei Larfengliedern genannt. Da indeß neuere genauere Untersuchungen bewiesen haben, daß die hiesiger gedachten Gattungen, $\text{z. B. } Coccinella$, drei Glieder besitzen, so fällt sie nun hinweg. (D. Thon.)

Dimera Fries., f. Trichothecium Link.

Dimeriza Labill., f. Diplopetalon Spr.

DIMERIA. Eine von R. Brown (Prodr. FL. nov. holl. p. 204) aufgestellte Pflanzengattung aus der zwei-

1) Combinatorische Analysis und Theorie der Dimensionszeichen in Paradoxe gekleidet von H. A. Köpfer. (Erlangh 1793.) 2) Über den Ursprung der Theorie der Dimensionszeichen und ihr Verhältniß gegen die combinatorische Analysis des Herrn Prof. Hindenburg (Halle 1794.) 3) Inträglichkeit der Aug. Lit.-Zeitung 1802. Nr. 169. Vergl. Bemerk. von Hindenburg. Oberr. Nr. 192.

ten Ordnung der dritten Kinné'schen Classe und aus der Gruppe der Saccharinen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüten ährenförmig; der Kelch sehr lehrartig, an der Basis bärtig, zweispelzig. Die Spelzen kahnförmig, unbereit, die innere schmaler; die beiden Gerollen im Kelch eingeschlossen, durchsichtig; die äußere geschlechtslos, einseitig, unbereit; die innere zwittrig. Die äußere Spelze gehalten, mit einer langen, gewundenen Granne in der Spalte, die innere Spelze sehr klein; zwei Schuppchen unter dem Fruchtknoten; die Karpaspe eiförmig, in die äußere Kelchspitze eingeschlossen. Die zweispelzige Gattung *Arthraxon* (Arthr. ciliare *Palisot de Beauvois* agrost. p. 111. t. XI. f. 6) unterscheidet sich nur dadurch, daß die Blüten eine Rippe bilden und daß die Granne des Zwitterblümschen aus dem Rücken und an der Basis der gehaltenen Spelze eingefügt ist. *Saccharum* weicht darin ab, daß die Ähren Rippen bilden und daß das zweite Blümschen immer gefüllt ist. Die beiden Arten von Dim., *D. acinaciformis* R. Br. (l. c., *Saccharum acinaciforme* Spreng. syst. vög. l. p. 282) im tropischen Neuholland, und *D. ornithopoda* Trinius (Fundam. agrost. p. 167. l. 14, abweichend durch den Mangel des geschlechtslosen Blümschens und durch zwei Staubfäden) in Ostindien, sind schlaffe, einjährige Gräser, vom Ansehen einer Chloris, mit kurzen behaarten Blättern und mit doppelter (zweilen bei der zweiten Art dreifacher) Ähre (daher der Gattungsname: *dimers*, zweitheilig), an welcher die Blümschen abwechselnd nach zwei Seiten stehen. (A. Sprengel.)

DIMERIDES, Dumeril (Pisces). Eine Abtheilung Knochenfische, Bauchflosser, mit vollständigen Kiemen, fischförmigen Körper, die Brustflossen mit mehreren eingelenkten Strahlen. Hierher *Cirrhitus*, *Cheilodochylus*, *Polynemus* und *Polydaetylus* (Analys. Zoolog. übers. v. Forster. S. 142). (D. Thon.)

DIMEROSTEMMA. Eine von Cassini (Bull. de la soc. philom. 1817. p. 11, Diet. des sc. nat. XIII. p. 253) gestiftete PflanzenGattung aus der ersten Ordnung der 19. Kinné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatoriin (Helianthen Cassini's) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der fugele gemein schaftliche Kelch besteht aus vielen ungleichen Blättchen, von denen die äußeren größer, oval und gezähnt, die innern schuppenförmig, ablang und ganzrandig sind; der Fruchtknoten ist mit Spreublättern besetzt, eben; die Samenkronen besteht aus zwei großen, ungleichen, an der Basis mit einander verbundenen, oben unten abgestuften Spreublättern (daher der Gattungsname: *dimers*, Kranz, Krone, *dimers*, zweitheilig). Den eigens, wol zu leicht, Unterschied von *Marshallia* Schreber gibt die Samenkronen, welche der letztgenannter Gattung aus fünf eiförmigen, lang zugespitzten Spreublättern besteht. Die einzige Art, *D. brasilianum* Cass. (Bull. 1818. p. 58), ist ein dichtbehaartes, krautiges Kraut, mit kurzgeheften, abwechselnden, eiförmigen, gefeßt-gezähnten Blättern und einzeln am Ende der Zweige stehenden, gelben Blüten. (A. Sprengel.)

X. Encycl. d. sc. n. R. Erste Section. XXV.

DIMESSEN, d. i. die Ehibaren, Eitfamen, sind von Dianira Balmarana, Tochter des Alois Balmarana und der Isabella Rogarola von Verona, gestiftet worden. Sie wurde 1549 zu Vicenza geboren, vermählte sich an einen dortigen Juristen, Agrippa Pribrat, welcher 1572 starb. Bald darauf nahm ihr der Tod auch ihren einzigen Sohn. Von jetzt an zog sich die Trauernde ganz von der Welt zurück und weihete sich mit vier andern armen Frauen in ihrem eignen Hause den Übungen christlicher Andacht unter der Leitung ihres Beichtaters, eines Franciscaners von der Observanz, weshalb auch diese Frauen die Tracht des dritten Franciscanerordens annahmen. Neben diesem Hause kaufte eine ihrer Anverwandten, Angela Balmarana, ein andres zu gleichem Zwecke. Der sie unterstützende Franciscanermonch, P. Anton Pagani, schrieb ihnen nun Verordnungen, welche vom basigen Bischof und vom Cardinal Augustin Valerio, Bischof zu Verona und Bischof dieser Diöcese, 1584 gebilligt wurden. Zu diesen zwei Häusern gestellten sich bald zwei andre, die ihre Regeln annahmen. Alle vier wählten jetzt die Stifterin zu ihrer gemeinschaftlichen Generalsuperiorin, welches Amt sie 24 Jahre lang, bis an ihren Tod, der 1603 erfolgte, verwaltete. In ihre Gesellschaft wurden nun Jungfrauen und solche Witwen aufgenommen, die nicht mehr für ihre Kinder zu sorgen hatten. Die Novizenzeit dauerte drei Jahre, und die ersten beiden Jahre nach der Aufnahme konnten sie auch noch von der Gesellschaft entlassen werden, wenn sie die Proben nicht zur Zufriedenheit Aller bestanden. Jedes ihrer Häuser hatte nicht mehr als acht bis neun Mitglieder, außer den Dienstmädchen. Zwei Häuser ihres Vereins sollten in der Regel neben einander stehen, oder sich doch mindestens nahe genug liegen, damit die noch jungen Schwestern beim Ausgehen immer von alten ohne Störung begleitet werden könnten. Zwei oder höchstens vier Häuser wählten jährlich eine Superiorin, die nicht unter 30 Jahren sein darf und wenigstens fünf Jahre unter ihnen gelebt haben muß. Ihr zur Seite stehen zwei Majorinnen oder Adjutantinnen für jedes Haus, welche auch den Namen Consultrices (Rathgeberinnen) führen.

Der christlichen Demuth wegen, der sie sich vorzüglich befleißigen sollten, gaben sie sich nicht den Ehrennamen Signora, sondern Madonna. Ihre Hauptverpflichtungen waren: das weibliche Geschlecht im Katechismus zu unterrichten, die Kirche fleißig zu besuchen, oft zum heil. Abendmahl zu gehen und sich viel in Hospitälern zu begeben, um dort allerlei Handreichung zu thun. Männer wurden gar nicht in ihre Häuser gelassen. Denn noch band sie kein feierliches Gelübde für immer; jeder stand es frei, die Verbindung aufzugeben, wenn sie wollte; selbst verheirathen durften sie sich nach ihrem Rücktritte. Sie trübten sich in Welle von schwarzer oder brauner Farbe, nach eignen Wahl. Der Rock war mit einer Kappel geschmückt; Halstuch und Schürze waren weiß. Die Kleidung der Dienstmädchen war dieselbe, nur kürzer. Außerdem unterschieden sich die letzten dem Aussehen durch einen weißen Schleier von den Dimessen, die dann eine große schwarze Kappe oder einen Tassetmantel

tragen. Ihre Congregation hat sich nur im Venetianischen verbreitet. Außer den genannten Orten haben sie Häuser in Udino, Padua und Venedig. (S. Helyot 8. Bd. S. 12 und *Phil. Bouanni Catalog. Ord. Relig.* 2. Th.) (G. W. Fink.)

DIMETER, haben die Griechen jeden zweitaaktigen Vers genannt, dergleichen es in allen Grundarten des Rhythmus gibt, obwohl nicht in allen Dichtungsarten auf gleiche Weise, und in der epischen Dichtung, für welche man nur den Hexameter geschaffen glaubte, gar nicht. Dactylische Dimeter würde es auch nicht geben, oder sie würden wenigstens nur unter andern Versen zerstreut vorkommen, wenn man nicht je zwei Dactyle zu einem Takte verbinde, so daß ebenso wol vier Dactyle, als vier Anapäste, Iamben und Trochäen, nur einen Dimeter ausmachen. In dieser Versart hat Aikdon ganze Oden geschrieben, weshalb auch der aus vier Dactylen bestehende Vers, den selbst die Römer nicht unversucht gelassen haben, der Aikdonische heißt. Die durch Verlängerung eines Chorambus erwachsenen Iambischen Verse am Schluß einer Sapphischen Strophe werden nur mit Unrecht verkürzte Dimeter genannt; doch seitdem Boethius ein Gedicht aus lauter Iambischen Versen zusammengelegt hat, haben die neuern Dichter sie auch mit dactylische Dimeter behandelt, und Strophen gebildet, wie folgende:

- a) Freut euch des Lebens,
Weil noch das Kämpfen glüht;
Erschütet die Wirt,
Ist sie verblüht.
- b) Dort, wo in lustigen
Höfen die duftigen
Kühen blühen,
Doch an den moosigen
Zweigen die rothen
Blumen erglänzen.

Am bekanntesten von allen sind die anapästischen Dimeter, obwohl sie wegen ihrer Heftigkeit nur von den dramatischen Dichtern gebraucht und zu Systemen ausgebildet sind, die zuweilen auch antistrophisch, wenn auch nicht immer mit gleicher Vertheilung, wiederkehren. Dergleichen Systeme ließen auch, besonders zu Anfange oder gegen das Ende derselben, einzelne Monometer zu, und schlossen mit einem abgekürzten Dimeter, welche den besondern Namen des *Paromioskos* führt. Die Stelle des Anapästus konnte auch ein Spondeus oder Daktylus vertreten, doch vermied man die Zusammenkunft vier kurzer Silben, und gab den Dimetern in der Mitte einen männlichen, selten einen weiblichen Einschnitt. Solche anapästische Systeme bildete im teutschen Drama zuerst Schlegel im *Ton* nach, wie folgt:

Wie ein Meer wild braust, so umdrängt mich bald
Trübende Wehmuth, hinschmachtender Gram,
Die erdrückende Scham und erlöschende Angst.
Der Verweilten gedach' weiblicher Zuspätk:
Still trug ich allein der Geheimnisse Last,
Und des Lebens, das Tod mir zu drohn schien.

Die freier gereimten Verse Schillers und andrer neuerer Tragiker sind stüchtige Dactyle oder Trochäen mit anapästischem, zuweilen auch jambischem Auftakte, welche sich

nicht in die Regel anapästischer Systeme fügen. Es bildeten aber auch schon die griechischen Lyriker und Komiker jambische und trochäische Systeme dem anapästischen ähnlich, in welchen die Komiker überall auch, mit Ausnahme der Schlußverse, Anapäste statt der Iamben zuließen. Wenn die Tragiker von jambischen oder trochäischen Dimetern Gebrauch machten, schloßen sie das System gewöhnlich nicht mit dem kürzern Iambus, sondern mit irgend einer andern Versart, welche sich bequemer anreibe. Horatius hat nach des Archilochs Muster die jambischen Dimeter mit Trimeter oder heraischen Hexametern zu epischen Gedichten verbunden, und im ersten Falle auch dem jambischen Dimeter einen archilochischen Vers vor-, in letztern nachgesetzt, z. B.:

- a) Rein, nicht wie vornehm krömet mir, mein Pettius,
Hedücher lieber Schatz; von Amor ward ich scharf gefast.
- b) Dort dem jugendlichen Kind mit Scham und Wein verbannt:
Die abgohrtemer Grämligkeit türcht Tröbungen find.

(Grotefend.)

DIMETOPIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Sinne'schen Classe und aus der Gruppe der Hydrocotylen der natürlichen Familie der Doldengewächse, hat Gaudolle (*Prodr. IV. p. 71*) so genannt nach der besondern Bildung der Früchte (*dyueto* = mit doppelter Stirn, von zweifachem Ansehen). Char. Die Kelchblätter einsehbär; die Corollenblätter oval-ablang, ganzrandig; die Griffel kurz; die Frucht besteht aus zwei kugelförmigen Achänen von ungleicher Oberfläche; das eine Achänen ist nämlich mit stumpfen, das andre mit spitzlichen Höckern besetzt. Die Gattung hält, nach Habitus, Form der Corollenblätter und Bildung der Frucht, die Mitte zwischen *Erigeron*, *Hydrocotyle* und *Sanicula*. Die einzige bekannte Art, *D. pusilla* Cand., ein einjähriges, kaum fingerlanges, stängiges, einzeln behaartes Kraut mit dreitheiligen Blättern, Blüthenstielen, welche den Blättern gegenüberstehen und länger sind als diese, mit einfacher, meist funfblumiger Dolde, funfblüthriger Dolde, deren lanzettförmige Blüthen den Blüthen an Länge gleichen und mit weißen Corollen, haben d'Urville und Lesson an der Westküste Neuhollands gefunden. (A. Sprengel.)

DIMETOR, *Dimator*, *Διμήτωρ*, bei den Römern *Bimater*, der zweimütterliche Beiname des Balbus, weil ihm bald Semelle, bald Persephone zur Mutter gegeben wurde (*Orph. H. 49. 1. Ovid. Met. IV. 2*), oder auch, weil ihn Zeus zum zweiten Male gebar, also seine zweite Mutter ward. Außerdem hatte man auch eine allegorische Erklärung. Der Wein heißt der zweimütterige, weil seine erste Mutter die Erde ist, aus der er eingesetzte Pflanze emporwächst, die zweite aber die Rebe selbst, aus der die Traube hervorbricht. (Richter.)

DIMIA. Eine von R. Brown (*Memoirs of the Wern. soc. I. p. 39*) gegründete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Sinne'schen Classe und aus der Gruppe der Kollipaden der natürlichen Familie der Compositae. Char. Die Corolle fast radförmig; die Krone doppelt; die äußere schmal, funftheilig, mit dazwischenstehenden Zähnen, die innere, aufrecht, ist

fünfstädtrig, mit an der Spitze geflügelten Blättchen; die Fruchtstängel sind hagerig und öffnen sich in Klappen. Der Name ist aus dem Arabischen nach Forskälts Angabe abgeleitet; die Schreibarten *Daemia* und *Doemia* sind unrichtig. Die beiden bekannten Arten sind krautartige Schlingpflanzen, stehend von Milchsafte, mit herzförmigen Blättern und schmutzig grünen, wohlriechenden Blumen, welche in Dolden beisammenstehen. 1) *D. cordata* R. Br. (l. c., der Trivialname *D. tomentosa* ist vorzuziehen, da beide Arten herzförmige Blätter haben; *Asclepias cordata* Forsk. Fl. aeg. ar. p. 49. *Perularia tomentosa* Linn.) mit süßigen Blättern, in den ägyptischen und arabischen Büsten; 2) *D. extensa* R. Br. (l. c., *Cynanchum cordifolium* Retzius obs., *C. extensum* Jacquin misc. II. p. 353. ic. rar. I. t. 54; wahrscheinlich gehören auch hierher *Asclepias scandens* Palisot de Beauvois Fl. d'Owar. et de Hen. I. p. 92. t. 56, und *Cynanchum bisolor* Andrews repos. t. 562 mit glatten Blättern, in Hindien und Guinea?). (A. Sprengel.)

MINUENDO (abgekürzt Dim.), vermindern, ist ein Zeichen des Ausdrucks in der Musik, das den Ton immer schwächer erklingen heißt, so lange es gilt. Man pfeift das Wort ausgedehnt zu schreiben, wenn dieser Ausdruck auf längere Dauer sich bezieht, oder man setzt das Zeichen >. Das Gegenstück hat das Zeichen umgekehrt <. Ist stoßen beide zusammen <>.

(G. W. Fink.)

DISSORIALBRIEFE (Literae dissorialis a. dissorialis). Diese Briefe oder Schreiben kommen sowohl im Proceßrecht als im kirchlichen Verwaltungsrecht vor. Im Allgemeinen sind, wie die Ableitung der Wörter dissorialis, dissorialis, von dissimilis bezeugt¹⁾, darunter Briefe zu verstehen, wodurch eine Person oder Sache von demjenigen, der bisher ein Recht darauf hatte, entlassen wird. Der Jurist nimmt sie jedoch in einer sehr speciellen Bedeutung, in welcher sie ihm aber dafür auch streng technische Ausdrücke sind; und zwar versteht 1) der Proceßualist dasjenige Schreiben darunter, welches er sonst auch mit Apostoli (apostoli) zu bezeichnen gewohnt ist, nämlich dasjenige Schreiben, worin der Unterrichter dem Oberrichter anzeigt, daß gegen das von ihm gefällte Erkenntnis Appellation eingelegt worden, daß die Rechtskraft beobachtet seien, und daß die Appellation ihm nicht grundlos erscheine, der Appellant vielmehr Ursache habe, sich durch das angesuchte Urtheil beschwert zu finden²⁾. Diese Schreiben sind schon dem römischen Rechte bekannt, und es handelt sogar ein eigener Pandektenitel, der sechste des 49. Buches, welcher aus dem zweiten Buche des Decretes von Marcan de appellationibus entsteht ist, über die

Libelli dissorialis, qui apostoli dicuntur³⁾. Nachdem hier Marcan zuvörderst den allgemeinen Satz aufgestellt hat: „Post appellationem interpositam literae dandae sunt ab eo, a quo appellatum est, ad eum, qui de appellatione cogniturus est, — quas literas dissorialis sive apostolos appellant⁴⁾,“ fährt er fort: „Sensus autem literarum talis est: appellasse, pota, Lucium Titium, a sententia illius, quae inter illos dicta est. Sufficit autem, petisse intra tempus dissorialis instantem et snepius, ut, etsi non accipiat, id ipsum contestetur; nam instantiam repotentis dissorialis Constitutiones desiderant. Aequum igitur, si per eum steterit, qui debebat dare literas, quo minus det, ne hoc accipienti noceat.“ Hiernach muß also der Appellant innerhalb der gefestigten (dreißigtägigen) Rechtsfrist⁵⁾ den Richter um die Dissorialisbriefe oder Apostel gesendet bitten. Zu Folge verschiedener kaiserlicher Constitutionen sollen indessen die Dissorialisbriefe dem Appellanten, auch ohne besondere Bitte, ertheilt⁶⁾, die vollständigen Acten sogar binnen 30 Tagen ausgeantwortet und dem Richter höherer Instanz eingereicht werden⁷⁾. Das canonische Recht schreibt aber wieder vor, daß der Appellant um Dissorialisbriefe nachsuchen müsse⁸⁾ widrigenfalls angenommen werde, daß er auf das Rechtsmittel der Appellation verzichtet habe⁹⁾.

2) Der Kirchenrechtslehrer versteht dagegen unter Dissorialisbriefen die von einem Geistlichen aufgestellte Urkunde, worin derselbe auf gewisse, in Bezug auf ein bestimmtes Individuum zu vollziehende Amtsvorrichtungen zu Gunsten eines andern Geistlichen verzichtet. So z. B. verordnet das Allgemeine Preussische Landrecht: „Kein Geistlicher darf Handlungen, die einer andern Pfarthe zukommen, ohne ausdrückliche (schriftlich zu ertheilende) Einwilligung des gehörigen Pfarrers, vornehmen. Eine solche Einwilligung berechtigt jeden zu dergleichen Handlungen überhaupt besugten Geistlichen, die Handlung vorzunehmen.“ Diese Grundsätze gelten nun auch gemeinrechtlich, nicht bloß bei den Protestanten¹⁰⁾, sondern auch bei den Katholiken¹¹⁾, für welche letztere durch das tridentinische Concilium, in specieller Beziehung auf die Trauung, verordnet ist, daß kein Geistlicher, bei Strafe der

5) Auch in den Sententiae receptae des Jullius Paulus (Lib. V. Tit. 39) handelt ein eigener Titel de dissorialis literis.

6) Bei Paulus u. a. D. heißt es: (Apostolorum) postulatio et acceptio intra quinquem diem ex officio faciunda est. Diese Zeitfrist des litra Rechts ist indessen durch spätere Rechtskraft bis auf 30 Tage ausgedehnt worden, und zwar so, daß die Frist dem Tage des gefällten Urtheils an zu laufen beginnt. L. 24. C. de appellationibus. (7, 62.) 5) L. 6. §. 5. L. 52. §. 2. C. eod. 6) L. 24. eodem. Novella 126. cap. 8. 7) Cap. 1. §. 4. 8) de appellationibus in 6. (1, 15.) Cap. 2. eodem in Clement. (2, 12.) 9) Im Cap. 6. de appellat. in 6. heißt es: Ad eo, qui appellat, intra tringinta dies instantem apostoli peti debent, et intra dictum tempus a iudice exhiberi, alias praesentium appellationi onae renunciare appellans. 10) Pruss. Landrecht. Tit. II. Tit. 11. §. 427 ff. 11) G. L. Boehmer, Princip. jur. canonici. §. 193. Schaubert, Grundr. des Kirchenr. §. 88 ff. 12) Brenkel, Handb. des Kirchenrechts, S. 272. (2. Aufl.) Meier, Lehrb. d. Kirchenrechts §. 155.

1) Der römische Jurist Modestinus sagt ausdrücklich, diese Schreiben seien deshalb dissorialis genannt, quod causa ad eum, qui appellatus est, dimittitur. L. 106. D. de verb. significat. (50, 16.) 2) Vergl. p. W. Klaproth, Einleitung in den orientalischen bürgerlichen Proceß. Opusc. XXIII. Tit. 1.

Amtseinfegung, es wagen solle, ohne Erlaubniß des zuständigen Pfarrers, eine Copulation zu bewirken. Die bezüglichlichen Worte dieses Gesetzes lauten also: „Quodsi quis parochus, vel alius sacerdos, sive regularis sive saecularis sit, etiam si id sibi ex privilegio, vel immemorabili consuetudine licere contendat, alterius parochiae sponsos sine illorum parochi licentia matrimonio conjugare, aut benedicere ausus fuerit, ipso jure tamdiu suspensus maneat, quamdiu ab ordinario ejus parochi, qui matrimonio interesse debebat, seu a quo benedictio suscipienda erat, absolvatur“¹²⁾. Ebenso find Dimissorialien dann erforderlich, wenn der Geistliche die Trauung als solche zwar vorzunehmen berechtigt, jedoch Einer der Verlobten bei einem dritten Geistlichen eingepfarrt ist. In diesem Falle muß der dritte ihn ebenfalls erst durch ein Schreiben in amtliche Kenntniß darüber setzen, daß das erforderliche Aufgebot erfolgt, und entweder kein Ehehinderniß bekannt geworden, oder das zur Sprache gekommene gehoben sei, auch er (der Aussteller des Zeugnisses) denjenigen Verlobten, welcher seiner Pfarodie angetraut, von dem Parochialerband insoweit entbinde, als es die Trauung verlange. Wie der Trauung wegen sind namentlich auch in Betreff der Taufe und Beirgung Dimissorialien erforderlich¹³⁾. Der Hauptfall der Dimissorialien ist bei den Katholiken die Erlassung eines solchen Schreibens für den Fall der Ordination¹⁴⁾. Bekanntlich kann diese nur vom kompetenten Bischof erteilt werden, d. h. demjenigen, in dessen Sprengel der zu ordinierende Candidat entweder geboren, oder wohnhaft, oder bereits beirathet ist, oder mit welchem der Bischof schon drei Jahre lang näher bekannt gewesen¹⁵⁾. Ein anderer Bischof ist zur Ordination nur befugt, nachdem er die Erlaubniß dazu von dem kompetenten Kirchenobern durch Dimissorialien erhalten. Insbesondere ist hierüber im tridentinischen Concilium bestimmt: „Unusquisque autem a proprio episcopo ordinatur. Quodsi quis ab alio promoveri petat, nullatenus ei ei, etiam ejusvis generalis, aut specialis rescripti, vel privilegii praetextu, etiam statutis temporibus permittatur; nisi ejus probitas ac mores ordinarii sui testimonio commendentur. Si secus fiat, ordinans a collatione ordinum per annum, et ordinatus a susceptore ordinum executione, quamdiu proprio ordinario videbitur expedire, sit suspensus“¹⁶⁾. Am häufigsten kommen solche Literae dimissoriales a commendatis vor: wenn der Episcopus proprius noch nicht consecrirt ist¹⁷⁾ (denn bekanntlich hat nur der bereits geweihte Bischof das Recht der Ordination); wenn der Bischof selbst vacant ist (dann kann das Capitul, jedoch nicht infra annum a

die vacationis¹⁸⁾, Dimissorialien erteilen); wenn der competente Bischof „ultra duas diacetas“, wie die Glossen sich ausdrückt, von dem Siege seiner Kathedrale entsezt ist¹⁹⁾ (dann hat der bischöfliche Vicar das Recht, Dimissorialien zu erteilen). Neben diesen auf Ertbeilung der Briefen abwendenden Dimissorialbriefen (literae dimissoriales ad suscipiendos ordines) sind übrigens noch solche gebräuchlich, wodurch ein bereits ordinirter Geistlicher vom Bischofe aus der Diöcese entweder für immer (dimissoriales perpetuae) oder auf einige Zeit (dimissoriales temporales) entlassen wird²⁰⁾. Dergleichen Urkunden kommen ebenso, wie die Literae dimissoriales ad suscipiendos ordines²¹⁾, schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung vor²²⁾. Leicht erklärt sich dies in Bezug auf die Dimissoriales perpetuae und temporales (denn bei den übrigen Dimissorialbriefen ist die Sache an sich klar) aus der Menge der sogenannten Clerici acephali s. vagantes, d. h. derjenigen Geistlichen, welche bereits in den ersten christlichen Zeiten im Lande umhergeschweiften, ohne an einer bestimmten Kirche ihrem Berufe zu leben²³⁾. Gegen diese zum großen Nachtheile der Kirche gereichende Unwesen suchten nun sowohl die Kirchenobern²⁴⁾, als die weltlichen Gesetzgeber²⁵⁾ dadurch zu wirken, daß sie die sogenannten absoluten Ordinationen verboten und vorschrieben, wer ordinirt werde, solle die Weihe immer nur in Bezug auf das geistliche Amt einer bestimmten Kirche erhalten, welche er ohne höhere Erlaubniß nicht verlassen dürfe. Wollte daher ein Geistlicher seine Kirche entweder einstweilen, oder für immer verlassen, so bedurfte er dazu einer (christlichen) Erlaubniß seines Bischofes, d. h. eines Dimissorialbriefes; und, was hieraus von selbst folgte, kein Bischof durfte fremde Diöcesanen ohne Erlaubniß ihres Kirchenobern dulden. Diese Grundsätze gelten noch jetzt, nur daß heutiges Tages, nachdem die ehemalige Unabhängigkeit der Geistlichkeit von der weltlichen Regierung aufgehört hat, auch noch die Staatsgewalt ihre Einwilligung dazu gibt. Entlassen daher einheimische Bischöfe einen Geistlichen seines Amtes, so haben sie dabei neben den Kirchengesetzen noch die vorhandenen Landesgesetze zu berücksichtigen²⁶⁾. (Dieck.)

18) Concil. Trident. sess. 7. cap. 10 de reform. 19) Cap. 3. cit. Glossa ad hoc cap. verb. remotia. 20) Brenbei a. a. O. S. 597. 21) Can. 8. D. 71. (Diese Stelle ist vom Jahre 892.) 22) Can. 9. D. 71. (Diese Stelle ist vom Jahre 841.) 23) Xtr. Müller, Hystorisch-kritische Handbuch des Kirchenrechts, unter dem Worte: Clerici acephali. 24) Can. 1. D. 70. Bgl. die Bemerkung der Correctores Romani zu diesem Canon. 25) L. 43. C. de episcop. et clericis. (1. 5.) 26) Brenbei a. a. O. S. 597.

*) Die protestantische Kirche stellt in folgenden Fällen Dimissorialien aus. Das Consistorium, als erste geistliche Landesbehörde, erteilt Dimissorialien an den Superintendenten zur Weihe und Einführung derselben und geprüfter angehöriger Geistlichen, auch bei erledigter Superintendenten an Geistliche des Landes. Der Geistliche gibt Verlobten, deren Copulation ihm zukommt, nach Entrichtung der Ertbeilung, Dimissorialien, damit sie ihre Ehe in einer andern Pfarodie eingetragen lassen können. Derselbe ist auch verpflichtet, einem mit ihm in öftentlichem Streite lebenden Gemeindegliede, welches auswärts communiciren will, auf dessen Nach-

12) Concil. Trident. sess. 24. cap. 1. de reformat. matrimon. 13) Pruss. Konst. a. a. O. §. 422. 14) van Espen, Jus ecclesiast. univers. P. II. Tit. 9. cap. 3. 15) Can. 1. §. 2. 8. de tempor. ordinat. in 6. (1. 9.) Concil. Trident. sess. 23. cap. 9. de reform. 16) Concil. Trident. sess. 23. cap. 8. de reform. Bgl. auch Rodem sess. 14. cap. 2. de reform. 17) Cap. 8. de temporib. ordinat. in 6. (1. 9.)

DIMNA (2207), unbekannte Stadt im Stamm Sebulon (Jos. XXI, 35). Die Bedeutung des Namens: Dünghaufen, scheint auf Ackerbau der Bewohner zu deuten.

(Luch.)

Dimocarpus Loureiro, f. *Euphoria Commers.*

Dimorpha, f. *Antata* und *Parivora Aubl.*

DIMORPHANDRA. Diese von dem jüngern Schott (in *Spr. cur. post. app.* p. 404) aufgestellte Pflanzengattung aus der Gruppe der Mimosen der natürlichen Familie der Leguminosen und aus der ersten Ordnung der fünften Einnischen Classe ist so genannt worden wegen der verschiedenen Bildung der fruchtbaren und unfruchtbaren Staubfäden (*ἀνδρ* Staubfaden, *διμορφος* vom zweifacher Gestalt). Char. Der Kelch krugförmig, fünfspaltig; fünf weit offenkundige Corollenblättchen; zehn Staubfäden, von denen fünf fruchtbare an der Basis der Corollenblättchen eingesügt sind; dazwischen stehen fünf unfruchtbare, blumenblattartige, spatelförmige; die hölzige Gliederhülle enthält viele Samen in einer balsamischen Flüssigkeit. Die einzige Art, welche F. Schott in Brasilien entdeckt hat, *D. exaltata Schott l. c.*, ist ein hoher Baum mit doppelt gefiederten Blättern, ablangen, oben glänzenden, unten feilhaarigen, ablangen Blättchen, am Ende der Zweige in Rispen beisammenstehenden Blüthenbüscheln und gelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIMORPHANTHES. Unter diesem Namen (abgeleitet von *διμορφος* Blume und *διμορφος* doppeltgestaltig: wegen der verschiedenen Bildung der Blüthen des Strahls und der Scheide) begriff Cassini (Bullet. de la soc. phil. 1818. p. 30, Diet. des sc. nat. XIII. p. 254) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Einnischen Classe und aus der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der Compositae. Cassini rechnet hierher mehrere Arten von Conyza (*C. sieula* und *Gouan* *Willdenow.*, *C. aegyptiaca Aiton* und *C. ebionensis L.*, dazu eine neue Art von der Insel Bourbon: *Dim. bidentata Cass.*), die er nur deshalb absondern zu müssen glaubt, weil der Griffel eine geringe Abweichung darbietet. Bei Conyza sind nämlich die beiden Scheitel des Griffels an ihren stigmatischen Spitzen stumpf, von einander abstehend, zuletzt zurückgeschlagen; deshalb rechnet Cassini diese Gattung zu seiner Gruppe der Inulinen (die sich doch durch die Anfüge der Ähren und durch jungensförmige Strahlenblüthen so sehr unterscheiden). Dagegen sind die Griffelscheitel bei *Dimorphanthos* (wie bei der Gruppe der Ähren Cass.) an ihren stigmatischen Enden zugespitzt und jungensförmig nach Innen gebogen (späterhin, gegen das Ende der Befruchtung, schlagen sie sich aber auch hier nach Außen).

(*A. Sprengel.*)

DIMORPHINA, d'Orbigny (Mollusca). Eine in der Familie Ecnellostegen der Cephalopoden auf-

gestellte Gattung (Annales des sc. natur. VIII, 264), welche vielleicht auf abzüglichen Abweichungen beruhend eingezogen werden muß. Die Kennzeichen sind: Schneckenchale grabig, die einzelnen Fächer nur in der Jugend abwechselnd stehend, bei der ältern Chale auf einer Kiste stehend, die Röhre rund, am Ende der Achse. Nur eine Art, welche sich in dem lebenden italienischen (Mittelmeer) Muschelsande findet. Die Chale derselben lang, hinten stumpf, vorn etwas spitzig, die Fächer kegelig, glatt, die hintern abwechselnd stehend, entgegengesetzt, die vordern einfach, blasig. Klein, mikroskopisch. (*D. Thon.*)

DIMORPHOTHECA. Unter diesem Namen (*διμορφος* Verhältnis, hier Samen und *διμορφος* doppeltgestaltig), der sich schon bei Bauhin für *Calendula pluvialis Linn.* findet, dem Thomson mit dem noch ältern *Caltha* (*Cardiospermum*), Nectar und Cassini mit *Leontodon* und *Meteoria* verlaufenden, und welchen Rösch wieder hervorhebt, trennt Lessing (*Synops. compos.* p. 256) mehrere Arten von *Calendula* (f. d. Art.), nicht bloß von dieser Gattung, sondern auch von der Untergruppe der Calendulen, indem er sie zu den Gypsanthemen rechnet. Dim hat folgenden Charakter: Die Zweitelcorolle der Scheide ist fünfschneidig; die weibliche des Strahls jungensförmig; der Griffel zweifelschneidig; die Samen des Strahls umgekehrt kegelförmig, dreikantig, höckerig; die der Scheide flachgedrückt, herzförmig, zweifelschneidig; die Flügel mit vicem Rande. Dagegen sind bei *Calendula* die Scheibenblüthen bloß männlich (also gehört *Cal.* zu der vierten, Dim, zu der zweiten Ordnung der 19. Einnischen Classe, beide aber zu der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der Compositae); der Griffel an der Spitze kaum gespalten; die Samen fehlen natürlich in der Scheide, die des Strahls sind auch von verschiedener Bildung, gewöhnlich kahnförmig, auf dem Rücken flachschneidig (f. Schultze's Handb. Taf. 264, 265). Lessing (a. a. D.) rechnet zwei Arten, beide vom Vorgebirge der guten Hoffnung, hierher: 1) *Dim. perennis Less.* (Calend. graminifolia und nudicaulis Linn.) und 2) *D. annua Less.* (Cal. pluvialis und hybrida Linn.). Vielleicht gehören auch *Cal. fruticosa Thunberg* (*Blaxium decumbens Cassin.*) und *Cal. cuneata Thunb.* dazu. (*A. Sprengel.*)

DIMS DALE (Thomae), geb. 1711 oder 12 in der Grafschaft Essex, stammte aus einer Adelfamilie, und sein Großvater war mit Wilhelm Penn einer der Gründer des Staates von Pennsylvania. Der Enkel widmete sich der Heilkunde, war unter dem Heere des Herzogs von Cumberland in Teuschland Militäarchirurg, und nach dem Krieg Arzt zu Vervors. Er war einer der eifrigsten Beförderer der Pockenimpfung, und erhielt dadurch einen so großen Ruf, daß er 1768 nach Rußland berufen wurde, um die Kaiserin Katharina und den Großfürsten Paul zu impfen. Die Kaiserin ernannte ihn zum Baron, Staatsrath und ersten Leibarzt, und belohnte ihn auch sonst kaiserlich. Im J. 1781 wurde er zum zweiten Male nach Rußland berufen, um die damaligen Großfürsten Alexander und Constantin zu impfen. Die

suchen ein Dimissivale zu geben, weil keine gesetzliche Vorschrift die Abrennungshandlung dem Pflanzengam unterwirft, und jede mit der höchsten Ordnung verträgliche Freiheit, beim Beweisen und innern Bedürfnisse zu folgen, von Verordnungen gelassen werden muß. Ohne Dimissivale des Beweisen, in briefen Versuche ein Kind gebet, darf ein andrer es nicht confirmiren. (*Schlenker*)

königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London ernannte ihn zu ihrem Mitglied, und zumeist wurde er zum Mitgliede des Parlaments erwählt. Im J. 1784 verlor er den Gebrauch seiner Augen, wurde zwar nachher glücklich operirt, setzte aber seine Praxis dann nicht weiter fort. Am 30. Dec. 1800 starb er zu Herford. Auch als Schriftsteller hat er für die Pockenimpfung thätig gewirkt. Seine Schriften über diesen Gegenstand (s. Reuß gel. England, Nachtrag I. 292) sind in mehrer Sprachen, einige auch in die deutsche, übersezt. (H.)

DIMYA, *Meule* (Mollusca). Dieselbe Abtheilung der Cephalopoda, welche Lamard und andre Franzosen Dimyaires nennen, so genannt von den zwei Muskeleinbrücken, welche man an der Schale bemerkt. Die Abtheilung scheint nicht ganz naturgemäß, da der eine Muskeleinbruch oft wenig sichtbar. Nach Menke (Synopsia methodica molluscorum p. 104) gehören folgende Familien und Gattungen in diese Unterordnung: Fam. Aviculaceae, Gattung: *Gervillia*, *Palvinites*, *Crenotula*, *Avicula*, *Meleagrina*, *Pinna*. F. *Arenacea*, Gattung: *Cucullaea*, *Arva*, *Pectunculus*, *Nucula*, *Trigonia*. (D. Thon.)

DIN, in der persischen Religion ein Ized, von dem der zehnte Monat den Namen hatte. (Richter.)

DINA, *ἡ Δινα*, wird von Pausanias (VIII, 7) ein See genannt, in der Landschaft Argolis bei dem Städtchen Gesechlon. Er hatte süßes Wasser, obgleich er mit dem Meer in Verbindung stand. Pausanias behauptet aber zugleich, daß das Wasser, welches sich in der Ebene Argon, welche im Gebiete von Mantinea lag, sammelte und durch einen Erdschlund abfloß, in diesem See wieder zum Vorschein komme. War dies wirklich der Fall, so ist es erklärlich, wie er süßes Wasser haben konnte. Der See stand indeß bei den Argivern in hoher Achtung, denn sie opferten bei demselben dem Poseidon Pferde, und warfen sie aufgezäumt in denselben. (L. Zander.)

DINADSCHUPUR (engl. Dinageppoor), District und Stadt in Bengalen. Jenes^{*)}, in Gestalt triangeligförmig, hält in der Länge 105, in seiner größten Breite 85, im Umfange 5374 englische □ Meilen. Die Hauptströme sind Mahananda, Jamuna, Korotop und Jesta (Tista). Die Oberfläche ist wellenförmig, indem kleine Thäler mit Höhenzügen häufig abwechseln. In der Regenzeit (Mitte Juni bis Mitte Oct.) schwellen die Flüsse zu wahren Seen an und füllen die Thäler ganz aus. Diese tiefen Gegenden werden von Hindu bewohnt, die Höhen aber von Muhammedanern. Das Hauptproduct ist Reis, daneben Indigo, wiewol das Klima sich wenig gut für den Bau dieser Pflanze eignet. Auch wird Zucker und Hanf cultivirt; die Blüten und jungen Sprossen des letztern werden getrocknet und sodann unter dem Namen Gaja wie Tabak geraucht, der sehr beäussend ist; weniger narkotisch ist eine Infusion, die aus den Blättern, mit Wasser benetzt und in einem Weiser geseihen, bereitet wird. Die Zahl der Bewohner war im J. 1808 etwa

3,000,000, wovon 2,100,000 Muhammedaner. Die Hauptstadt, Dinadshpue (aus vier verschiednen Theilen bestehend), zählte in demselben Jahre 5000 Häuser und 30,000 Einw.; unter den Gebäuden zeichnete sich der Palast des vormaligen Nabshas aus, als sehr groß, aber schon damals seinem Untergange sich nähernd. Lage: 26° 37' nördl. Br., 88° 43' östl. Länge von Greenwich. (Palmbad.)

DINAER (hebr. דינאיר), wahrscheinlich assyrischer Abkunft, gehören zu denjenigen Völkern, welche nach der Befugung der zehn Stämme ihre Wohnsitze in Samaria angewiesen erhielten (2 Reg. 17, 24). Später erscheinen sie zur Zeit des Esra mit den übrigen Bewohner des nördlichen Palästina im Bund, um den Bau des zweiten Tempels in Jerusalem zu hinterreiben (Esra 4, 9. 10). (Tuch.)

DINAN, das Städtchen in dem Departement des Göttesbu Nord, so bekannt wegen der häufig hier abgehaltenen Landtage der Bretagne, war auch das Stammhaus eines davon benannten Edelgeschlechts, das, wie man glaubt, von den alten Vicomtes von Dinan abstammt. Peter von Dinan, Archidiaconus von Westriding, in dem Erzbisthum York und Kanzler von Bretagne, Reland, auf Montasiant, Sohn, wurde zum Bischof von Rennes erwählt 1199, und starb 1209. Reland V. von Dinan, auf Montasiant, kämpfte und fiel für Karl von Blois, bei Kuray, 1364. Sein Sohn Karl, gleichfalls ein berühmter Krieger, besaß Beaumanoir, Chateaubriant, Montcontour, Huquertres und Chantocéur, und starb den 19. Sept. 1418, mit Hinterlassung von vier Söhnen, deren jüngster, Jakob, das ganze Besizthum des Hauses wieder zusammenbrachte, und im April 1427 als Groß-Mundschef von Frankreich vorlomm. Im December 1432 hatte er einen schweren Proceß mit dem Herzoge von Alençon, in Betreff eines englischen Ritters, den ein Schildknappe von Jakobs Compagnie zum Gefangenen gemacht hatte; gleichwol wurde der Herr von D. am 12. Jun. 1436 verurtheilt, den Gefangenen, falls er noch am Leben, auszuliefern, oder aber eine eidl. zu bestimmende Summe zu zahlen. Diese Summe wurde wirklich den 23. Jul. n. J. zu 30,000 Thln. festgesetzt. Jakob starb den 30. April 1444, aus seiner Ehe mit Katharina von Rohan eine einzige Tochter hinterlassend. Diese, Françoise von D. Frau auf Chateaubriant, Montasiant, Beaumanoir, Guillebo, la Hardebonne, Canbé, Bieuzeur u. war den 20. Dec. 1436 geboren, und vermählte sich: 1) mit Agidius, dem Herrn von Chantocé, den sein Bruder, der Herzog Franz von Bretagne, auf der Burg la Hardebonne festnehmen und am 24. April 1450 erstossen ließ; 2) mit dem Grafen Guido XIII. (XIV) von Laval, † 2. Sept. 1486; 3) mit Johann Proise, einem picardischen Ritter, den sie auch in ihrem Testamente mit mehreren Legaten bedachte. Sie starb den 3. Jan. 1499, und ihre ausgedehnten reichen Besizungen, um derenwillen sie schon in dem Alter von 10 Jahren der Mutter entführt worden, und lange des Herzogs von Bretagne Besizung gewesen war, vererben sich auf die Kinder der zweiten Ehe, die Herren von Laval. (v. Stramberg.)

^{*)} Fr. Buchanan in Walker Buchanan East India Gazetteer. T. I. p. 512 uqg.

DINANT, Hauptstadt eines gleichnamigen Bezirks in der belgischen Provinz Namur, unter 50° 15' nördl. Breite, 22° 34' Länge an dem rechten Ufer der Maas, über welche eine Brücke führt, am Fuß eines steilen Felsens gelegen, mit 4000 Einw., welche ansehnliche Gerbereien unterhalten und mit Kupferbeschmiedarbeiten, Eisen und den in der Nähe gegrabenen Bausteinen und Marmor Verkehr treiben. (H.)

DINAPOOR (Dinapur), Stadt in der Provinz Behar, 10 engl. Meilen von Patna, mit (1811) 3236 Häusern. Der Ort ist berühmt als eine der größten britischen Militärlagerstätten in Indien; die Barakken *) sind sogar netter und bequemer als irgendwo in England.

(Palmblad.)

DINAR. Der Name der Goldmünzen bei den Arabern, ohne Zweifel aus dem lat. Denarius gebildet. Dieser war zwar eine Silbermünze, und hat davon den Namen, daß er ursprünglich 10 As (Kupfer) galt, welchen er auch später, bei veränderten Verhältnissen, beibehielt. Allein man findet auch Dinar von Goldmünzen gebraucht, auch im Talmud, doch meist mit dem Zusatz: Gold-Dinar. Bei den Arabern war Dinar Anfangs ein Gewicht, weil man Gold und Silber im Handel darwog (Macrizi des monn. musulm. p. 7—9). Da nun zehn Dirhems (vermutlich persische) aus einem Dinar gingen, dem Werthe nach, so nannte man die Goldmünzen um so mehr Denare. Als Abbotmetik Münzen zu prägen anfang, um 693, ward das Gewicht eines Dinars zu einem Mithkal = acht Darnel, bestimmt, = 67; habba (nach andern Angaben 24 Kirat = 72 habba) und die Silbermünzen (Dirhem) so ausgeprägt, daß zehn derselben = sieben Mithkal wogen. Da nun Gold gegen Silber wie zehn zu eins im Werthe stand, so hatte ein Dinar den Werth von 144 oder wol 15 Dirhem. Dieser Werth fiel oder stieg in der Folge nach dem schlechtesten Gehalte der Goldmünzen oder dem Preise des Goldes; daher man 13, 20, 25 Dirhem auf einen Dinar gerechnet findet. Ein Dinar wiegt 68 Gran chinesis, woraus ein Werth von etwa 3½ Ltbl. unsern Geldes, nach jetzigen Verhältnissen des Goldes hervorgeht. Die Dinare sind von Größe eines Dukaten, aber dicker, und haben auf beiden Seiten Schrift und Kantschrift. Sie sind aus den Zeiten des Kalifats selten, und unter den Dynastien noch seltner, wo man fast nur von Moraviden und Fatmiden Goldmünzen kennt. (Lychsen.)

DINARCHUS, Deinarchos. Unter den zehn Rednern, welche Athien in ununterbrochener Folge in seinem Schooß emporblühen sah, war Deinarchos der jüngste. Die Ehre, mit Demosthenes zusammen unter den Meistern der Beredsamkeit genannt zu werden, welche nur wenige ihm nicht zugestanden), wurde ihm aber dadurch einigermaßen verkleinert, daß die spätern Bewunderer der attischen Kunst allzusehr auf des vornehmsten Redners Werke und Leben gerichtet waren, als daß sie auch ihm ihre

ganze Aufmerksamkeit hätten schenken können, wodurch er schon in früher Zeit ziemlich in Vergessenheit geriet). Dennoch ist er keineswegs ganz unbeachtet geblieben. Denn wenigleich Kallimachos und die pergamenischen Grammatiker, die ersten Begründer der Studien über die attischen Redner, ihm nur geringe Sorgfalt gewidmet hatten; wenigleich auch Demetrios, der Wagnerer, welcher zunächst aber ihn schrieb und die verschiedenen Schriftsteller dieses Namens unterscheidet, über sein Leben ebenfalls nichts überlieferte, so hat doch gerade durch diesen Mangel an sicherer Kunde in seiner Zeit aufgetaucht Dionysios von Halikarnass, dessen Studien wir so viele wichtige Nachrichten über die attischen Redner verdanken, ihm zum Gegenstand einer eignen Abhandlung *) gemacht, welche als ein selbständiger Abgang zu seiner Schrift über die alten Redner zu betrachten ist!). Leider aber ist diese Hauptquelle in verfallenen Zustand auf unsre Zeit gekommen!). Dionysios tritt, wie im Titel seiner Vorgänger, so in seinen eignen Behauptungen mit großer Entschiedenheit auf, wie er auch sonst zu thun pflegt, ohne doch die vorhandenen Schwierigkeiten vollständig und genügend zu lösen, ja ohne etwas andres als mangelhafte und lückenvolle Nachrichten mittheilen zu können; denn unter den hinterlassenen Reden des Mannes fand sich nur eine einzige, welche über sein Leben und seine Studien einige Auskunft gab, und alle übrigen waren in fremden Angelegenheiten für andre geschrieben. Diese Rede zur Aufhellung der Dunkelheiten in Deinarchos' Leben und Schriften benutzt zu haben, dies allein ist das Verdienst des Dionysios, für welches wir ihm in der That zu großem Danke verpflichtet sind. Sollte er daneben, seinem hart getriebenen Vorgänger Demetrios folgend, der hier wenigstens ein gutes Beispiel gegeben hatte!), nur einige Worte über die Verschiedenheit andrer Deinarche hinzugefügt, so wäre für uns jedes Hinderniß gehoben gewesen. Was der Verfasser des Lebens der zehn Redner!), und aus ihm Photios!) gegeben haben, folgt größtentheils dem Dionysios; nur Suidas!) kleine Biographie enthält Nachrichten, welche dem, was Dionysios aus jener Rede vortrug, widersprechen und auf einer Verwechselung beruhen. Um nun einen Weg einzuschlagen, welcher uns leicht über die Möglichkeit einer ähnlichen Verwechselung hinweghebt, wollen wir von einem Zeitgenossen unsers

2) Dies berichtet Demetrios der Wagnerer, von welchem später wieder die Rede sein wird. 3) S. des Dionysios von Halikarnass in seinen rhetorischen Schriften die *Rechts*, Tom. V. p. 629—665, widerlegt in die *Rechts*, Orr. Gr. Tom. VIII. p. 407 sqq. 4) Es war ein unglücklicher Schwachsinn, diese Schrift durch ein angedichtetes 1 mit dem Biographen des Aristoteles, Theophrast und Jamblich zu verwechseln, l. I. p. 707. Denn am Schluß des Jamblich wird der Übergang zu der zweiten Abtheilung der Schrift über die Redner mit klaren Worten bemerkt, welche deutlich dem Demosthenes gewidmet war, und im Anfang des Deinarchos erscheint jene ganze Schrift als vollendet. 5) Theophrast ist nicht allein an vielen Stellen sehr verwerth, theils sehr Einzelnes, wenn auch nur Weniges, am Schluß. 6) S. Dion. Din. c. 1. 7) Plut. X. Orr. p. 850, bei Westermann, p. 83 sq. 8) Bibl. cod. 257. p. 496 Bekk. 9) v. v. Alenkov.

*) Heber, Travels I, 221.

1) Der Christantische Grammatiker hat seinen Namen denen der zehn Redner nicht beigesetzt, S. 597. Auch Quintilian übergeht ihn in seiner bekannten Epitome nicht.

Redners, der als Staatsmann hervortrat, die Förschung beginnen.

Der Athener Phokion ¹⁰⁾, mit Antipater befreundet, war der Partei desselben immer und aus Grundsatze ergeben gewesen, als dieser 318 v. Chr. (Ol. 115, 2), krank und stehend nicht seinem Sohne Kassander, sondern seinem tapfern Unterleibsherrn Polyperchon die Vormundschaft über die Könige Makedoniens übertrug. Hieraus entstand in der Mitte der Makedonier selbst und ihrer Partei ein drohender Zwiespalt. Kassander gedachte zu behaupten, was der Vater ihm verweigert hatte, und gewann für sich die Befehlshaber der Besatzungen, welche in den griechischen Städten lagen; in Athen namentlich den Nikanor. Polyperchon dagegen wollte sein Ansehen bewahren, jene Städte in seinen Besitz bringen, und versprach, um die Griechen für sich zu gewinnen, diesen die Freiheit von dem Joche, welches sie bisher getragen. Dieser Ruf zur Freiheit wirkte zwar in ganz Griechenland zu seinen Gunsten, vorzugsweise aber in Athen, wo man alsbald sich entschlöß, gegen Nikanor die Waffen zu ergreifen, und den Phokion zum Feldherrn ernannte, welcher aber gegen jenen die Maßregeln, die man von ihm erwartete, nicht ergriff, und darum seiner Stelle entsetzt und zur Flucht aus Athen gezwungen wurde. Er ging zu Polyperchon. Auf diesem Wege begleitete ihn, weil er ihm von Nutzen sein zu können glaubte, Deinarchos, der Korinthiser, der mit Polyperchon in enger Verbindung zu stehen sich rühmen konnte; aber unterwegs erkrankte er und hielt auch Phokion und dessen Begleiter einige Tage auf, und als sie endlich bei Polyperchon ankamen, wurde Deinarchos auf den Befehl desselben ergriffen und getödtet ¹¹⁾, während alle übrige erst zur Vertbeidigung zugelassen, dann aber größtentheils nach Athen abgeführt, und dort vom Volke hingerichtet wurden.

Plutarch sagt kein Wort über diesen Deinarchos weiter, und löst uns das Räthsel nicht, welches in den Hoffnungen des Deinarchos und der Handlungsweise des Polyperchon liegt. Eine Vermuthung liegt nicht sehr fern. Nicht lange vor Polyperchons Erscheinen war Demetrios nebst seinem Sohne Demas auf eine seines frühen Lebens vielleicht nicht unwürdige, aber doch grausame Weise ermordet worden, weil er in einem Schreiben an Proklos über Antipater gekloppt hatte ¹²⁾. Nun erzählt Arianos, was Plutarchos verschweigt, Demetrios' Ankläger bei Kassander sei Deinarchos, der Korinthiser, gewesen; vielleicht also, daß er dafür von Polyperchon bestraft wurde. Doch bleibt der bedeutende Zweifel übrig, ob Arianos von demselben Deinarchos oder nicht vielmehr vom Redner spreche, was sich nicht mit Sicherheit ausmitteln lassen möchte. Die Vermuthung aber, daß es dieser

Deinarchos sei, ist z. B. schon von Westermann ¹³⁾ ausgesprochen worden.

Weiter als dies führt uns eine Nachricht des Suidas, daß der durch Polyperchon getödtete Deinarchos als Epimelot des Peloponnesos durch Antipater eingesetzt gewesen sei ¹⁴⁾, was einmal die That des Polyperchon erklären kann, andererseits aber weiteren Aufschluß über den Mann selbst gibt. Man sieht nämlich daraus, daß sein Wirkungskreis nicht Athen, von wo aus er den Phokion begleitete, sondern der Peloponnes und Korinth war. Demosthenes aber gedemüth in der Rede von der Krone ¹⁵⁾, wo er die Verräther von ganz Hellas zusammenstellt, auch der korinthischen, und nennt, außer Demaratos, nur Deinarchos. Jene Rede ist aber bekanntlich (Ol. 112, 3) 330 v. Chr. gehalten. Im sechsten Brief ¹⁶⁾ aber erwähnt er denselben Mann, und erzählt von einem Briefe, der von Antipater an ihn gekommen sei. Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich diese Nachrichten, die mit den vorigen gut zusammenpassen, auf denselben Staatsmann beziehe. Ja vielleicht darf man noch weiter gehen. Die Korinthiser Demaratos und Deinarchos, welche Demosthenes als Verräther, d. h. als Anhänger und Freunde der makedonischen Herrscher, zusammenstellt, kommen zusammen auch in der Geschichte Timoleons vor ¹⁷⁾, wo sie beide diesem Feldherrn neue Truppen nach Sizilien zuföhren. Da nun die Eroberung von Syrakus durch Timoleon 343 v. Chr. (Ol. 109, 2) geschah, so paßt auch dies ganz vortreflich zusammen, und es müßte Alles täuschen, wenn wir nicht denselben Deinarchos als Feldherrn kennen lernten. Dies ist Alles, was ich über diesen Deinarchos gefunden habe, nach dessen Darstellung wir zu dem Redner dieses Namens übergehen können.

Auch der Redner Deinarchos war aus Korinth gebürtig, lebte aber schon seit dem Jünglingsalter als Fremder in Athen. Wenn einige der Alten ¹⁸⁾ ihn einen Athener nannten, so mochten sie durch seinen Aufenthaltsort und durch seine Aufnahme in die attische Rednerschule leicht verführt worden sein. Sein Vater hieß Sokratos nach Dionysios; nach Plutarchos nannten ihn einige auch Sokrates; eine Verschiedenheit der Annahme, welche wahrscheinlich auf einer verschiedenen Auslegung seiner Abkunft beruht. Suidas' Äußerung, man wisse nicht, wer sein Vater gewesen, ist vermuthlich auf den gleichnamigen Zeigensohn zu beziehen.

Begierig nach Ruhm und Ansehen ¹⁹⁾ gab er sich in Athen eifrig dem Studium der Beredsamkeit hin, weil-

10) Plut. Phoc. c. 30 sq. 11) Hochmathe's Vermuthung, Hell. Hist. I, 2. S. 412, Plutarch habe sich getödtet und das Ende des Hyperides im Sinne gehabt, ist an sich schon sehr gewagt, und wird durch Suidas widerlegt, der außer Plutarch auch von dem Tode des Deinarchos durch Polyperchons Nachstellungen redet. 12) Plut. Phoc. 31. Arianos. ap. Phot. bibl. cod. 92.

13) Zu X. Or. p. 88, No. 1. und Gesch. d. Persef. §. 72, 9. 14) *Ἐπιμελὸς δὲ οὐκ ἑμπύχην Ἰλλανοννήσου ἀνταρὰς ἐνὸς Ἀντιπάτρου πρὸς τὸν Περσέην Ἀντιπατρίαν, Ἰλλανοννήσου ἀντὶ τῆς ἐμπύχου ἀνταρὰς.* 15) p. 324, 14. 16) p. 1491. 17) Plut. Timol. 21. Die Verschiedenheit in der Beschreibung des Namens Demaratos und Demetrios findet bei Demosthenes und Plutarchos statt. 18) Alle Plutarch und Phokion erzählen. 19) Er starb das Folgende das Fragment aus der Rede des Deinarchos gegen Proklos, was Rutilius Lupus erhalten hat. II, 16 nach Rutilius Lupus, p. 126 oder p. 334 Friedem.; nach Dionys. Din. c. 2 seq.

ahme er am meisten nach; wie in der ganzen Rede, so namentlich in den Proömien. Daher sei die Bestimmung der Echtheit oder Unechtheit der ihm zugeschriebenen Reden sehr erschwert; ihr Hauptmerkmal aber, die Ungleichheit des Charakters, und daß alle den nachgeordneten Reden in der Haupteigentümlichkeiten derselben²⁶⁾, namentlich in der Natürlichkeit, nachsehen. Doch sei er unter allen Nachahmern des Demosthenes der beste²⁷⁾. Reden also, welche wässerig und falt, ohne Kraft und Leben, und mit Geschwätz und Sophismen angefüllt seien, verwirft er allemal ohne Weiteres als unecht²⁸⁾. Außerdem besitzen wir noch ein ausführlisches Urteil des Hermogenes²⁹⁾, welches ihm ebenfalls in hohem Grade günstig ist. Vorzugsweise wird darin Klarheit und überzeugende Kraft, Demosthenische Festigkeit und Gewalt und eine gewisse Hauptheit als Eigentümlichkeit des Redners hervorgehoben. Plutarchos und Photios³⁰⁾ versichern ebenfalls, daß er Hyperides und Demosthenes, und zwar den Letztern in seinen Figuren, und dem Festigen und Gewaltthätigen, was seine Reden auszeichne, nachgeahmt habe. Man sieht, daß in den wichtigsten Punkten alle diese Urtheile übereinstimmen. Die Nachahmung des Demosthenes war so deutlich, daß Porphyrios³¹⁾ ihm gradehin Abschreiben des Demosthenes vorwarf, und dies durch das Beispiel der Rede gegen Klopeion, welche der gegen Konon nachgebildet sei, belegte. Harpokration³²⁾ endlich wirft dem Dinarchos den Gebrauch fremder Wörter vor.

Herkunftslage läßt sich die Vertheilung des Dinarchos aus drei vorhandenen und ihm mit Sicherheit zugeschriebenen Reden einigermaßen beurtheilen, aus denen sich im Ganzen die gegebenen Urtheile der Alten bestätigen. Es sind nämlich drei Reden aus dem Harpalischen Prozesse, durch welche Dinarchos zum Theil sein Ansehen in Athen begründete. Nur eine von ihnen ist bisweilen in den Verdacht der Unechtheit gekommen, die Rede gegen Demosthenes. Allein weder Weiske's³³⁾ Verdächtigung hat einigen Grund, noch darf auf das Urtheil des Demetrios von Magnesia³⁴⁾ hingewiesen werden. Denn wenn der Letztere sagt, die Reden des Dinarchos hätten ein ganz eigenthümliches Schicksal gehabt, indem sie alle vergessen wären; nur eine wurde gelesen, die Rede gegen Demosthenes, diese aber sei unecht und trage seinen Charakter gar nicht an sich; so zwingt uns nichts, ohne Weiteres an die jetzt unter diesem Namen vorhandene Rede zu denken; denn diese erklärt Dionysios für echt³⁵⁾, und obwohl er im Allgemeinen den Demetrios tadelt, sagt er doch nichts gegen sein Urtheil über die genannte Rede. Dagegen gedenkt auch er einer Rede gegen Demosthenes, welche er unter die unechten setzt³⁶⁾, und sagt von ihr, in den vergammelten Aufzügen habe sie unter Kallistrates' Namen, worüber er sich kein Urtheil

erlauben könne, da er sonst keine Rede von Kallistrates gesehen habe; das wisse er aber, daß sie nicht Dinarchisch sei, da sie den Charakter dieses Redners gar nicht an sich trage, sondern nichts enthalte als leeres Geschwätz. Ich vermute daher, daß Demetrios von dieser Rede gesprochen habe, mit um so mehr Sicherheit, da auch sonst trotz des Tadels des Dionysios das Urtheil beider Männer ganz wohl übereinstimmt.

Der chronologische Ordnung nach ist die Rede gegen Philotes zuerst gehalten worden, da aus ihr selbst hervorgeht, daß er zuerst sich der Bestechung schuldig gemacht, und endarum auch zuerst vor Gericht gefordert wurde³⁷⁾. Eine Beweisführung, das Philotes Geld genommen, wird nicht gegeben, indem dem Redner die Berufung auf das Urtheil des Areopagos genügt. Auch in den beiden folgenden Reden findet eine solche Beweisführung nicht Statt. Von der zweiten Rede, welche gegen Demosthenes gehalten ist, bemerkt schon Hier. Wolf³⁸⁾, daß sie „magis exaggerando, quam probando crimine occupata“ sei. Diefle ist ein Wiederhall früherer Vorwürfe, besonders derer des Alkibiades, und sucht dem Demosthenes gradehin alles Verdienst abzuspülen, während doch schon in der Rede gegen Aristogiton wieder an das erinnert wird, was er zum Heile des Staates ausgeführt habe³⁹⁾. Übrigens verräth die Rede großes Talent, und ist in der That dieses Gegners gar nicht unwürdig. Der Widerspruch, in welchem Demosthenes mit sich selbst durch seine frühere Empfehlung, und sein jetziges Bekämpfen des Areopag; die Entwicklung der Verdienste des Areopag dem Unglücke des Demosthenes gegenüber; der Umstand, daß Demosthenes, der Essern gegen Makedonien, jetzt selbst von einem Makedonier Geld genommen habe und vieles Andre sich nicht ohne Geschick benutzte. Vorzüglich wird durchgeführt, daß man unmöglich das Ansehen des Areopagos den Schmähungen des Demosthenes gegenüber sinken lassen, und daß seine etwaigen Verdienste um den Staat nicht der Art wären, daß man ihn deswegen losprechen könne, jezt, da er ein Verbrechen gegen den Staat begangen habe. Demosthenisch ist der dem Areopag gemachte Vorwurf, daß er jezt für seine eigene Schuld zu hüthen habe, da er bei einer früheren Gelegenheit ihn ohne Strafe habe davonkommen lassen. Darum ertrage er jezt mit Recht die Schmähungen des Redners gegen sich.

Die dritte Rede, in welcher er sich auf das Urtheil über Demosthenes schon berufen konnte, ist gegen Aristogiton, und konnte um so früher abgesetzt werden, je mehr dieser bereits Allen als ein verdorren Bürger bekannt war. Alle drei Reden sind sehr declamatorisch, was hier, wo kein Beweis nötig war, um so zweckmäßiger erscheint. Überall ist Kraft und Klarheit der Rede sichtbar. Die Perioden sind nicht selten lang, immer aber sehr leicht übersehbar und schön gebildet. Der Ausdruck ist im Ganzen edel, sentenziös, rhythmisch. Eine Befinnung aber, wie die des Demosthenes, ist nirgends sichtbar.

26) a. 6 und 7. 27) c. 8. 28) p. 659 und 660 R. 29) Hermog. de L. or. II, 11. p. 495, mitgetheilt und gebilligt von Herm. Praep. p. V. Vgl. Langen, Fr. I. 80) a. d. 81) Bei Euseb., Praep. Evangel. X. 5. p. 466. 82) a. v. Isidorus. Vgl. Schmidt, Praep. p. XI. 83) De hyp. p. III. p. 7. not. 84) Din. c. 1. 85) p. 654 R. 86) p. 661, 5.

37) §. 14, 7 u. 16. 38) T. I. p. 92. 39) Aristogit. §. 10.

Die Hinweisungen auf athenische Geschichte sind nicht selten, kehren aber wieder, und sind meistens aus Demosthenes entlehnt.

Außer den drei genannten Reden hat man nicht selten die Rede gegen Theophrast⁴⁰⁾ dem Deinarchos zugeschrieben, welche sich offenbar mit Unrecht unter den Demosthenischen findet. Unser Urtheil ist dadurch sehr erschwert, daß diese Rede einer ganz andern Gattung, als die vorhandenen echten Reden, angehört. Es wird daher am Ende eine andre Entscheidung der Frage übrig bleiben, als das Urtheil der Alten, zumal des Dionysios, zu hören, und dieses zu beachten.

Die Zahl der Reden des Deinarchos ist sehr groß gewesen; 160 gibt Demetrios der Magnifier an; Dionysios von Halikarnas 98, von denen er 61 für echt erklärt; Plutarchus und Photios geben 64 echte Reden an. Die Titel aller von Dionysios und andern erwähnten Reden hat mit gewohnter Sorgsamkeit und mit ausgezeichnetem Fleiße Westermann zusammengestellt. Die Scheidung der echten und unechten bei Dionysios ist nicht frei von Bedenklichkeiten aller Art, nicht frei von Willkür. Die chronologische Vermuthung, daß Deinarchos, als er die Rede gegen Proxenos hielt, 70 Jahre alt gewesen sei, woraus er das Resultat zieht, daß er (Ol. 104, 4) v. Chr. 361 geboren, und seit (Ol. 101, 1) 336 Reden geschrieben habe, ist eine ganz gewiß unsichere Basis, und dennoch mit der größten Consequenz, als ob sie unzweifelhaft wäre, von ihm durchgeführt worden. Da er selbst einmal bemerkt, daß andere Deinarche Schriften unter die des Redners gemischt sind, worum hat er nicht weiter den Ursachen solcher Irrthümer nachgespürt?

Alle Commentatoren der Reden des Deinarchos waren Didymos aus Alexandria, s. Harpokr. s. v. *μαργαρίτος* und Heron aus Athen, Suid. s. v. *Ἡρώς*. Herausgegeben sind die drei Reden in den Sammlungen von Aldus, Stephanus, Gruter, Tappeler, Bekker, Dübner, Dobson; besonders von C. E. A. Schmidt (Leipzig 1826), commentirt von Wurm (Rürnberg 1828), latein. übersezt von Hier. Wolf, und Valentinus Ischaenus; franz. von Auger, deutsch von Goldhagen. Einzelne Bemerkungen in *Dobree's Advers.* I, p. 312.

Außer den vier behandelten Männern dieses Namens sind noch bekannt: 1) ein Dichter Deinarchos, aus Delos gebürtig, und älter als die Redner, welcher über Delos und Dionysios schrieb, vergl. *Dinn. Din.* p. 631 und 661, *Euseb. chron.* in *Scaliger's Theos. temp.* p. 254; 2) ein Schriftsteller, welcher kretische Sagen schrieb, *Dinn. Din.* p. 631; 3) einer, welcher über Homer schrieb; 4) ein Pythagoreer; sfr. *Fabric. bibl. gr. II.* p. 862.

(F. Ranke.)

DINARETON, wird von Plinius (H. N. V, 35) das nordöstliche Vorgebirge der Insel Kypros genannt, welches daraus hervorgeht, daß er die Länge der Insel zwischen den beiden Vorgebirgen Klamas und Dinareton nach Willm bestimmt, dabei aber zur Erklärung hinzusetzt, das erste liege im Westen der Insel.

Robert Plinius diesen Namen entlehnt habe, bleibt ungewiß, da derselbe weiter nicht vorkommt. Nach Herodotus (V, 108) und Ptolemaios hieß dieses Vorgebirge aber Kleides. Jedoch muß man beim Ptolemaios die Emendation des Meursius, welche vortrefflich ist, befolgen und anstatt *Kleides ἀναρὰς Κίπριος* lesen: *Kleides ἀναρὰς Κίπριος*. Strabon hingegen nennt (XIV, p. 682) zwei und Plinius vier kleine Inseln an der nordöstlichen Spitze von Kypros Kleides, woraus man freilich schließen könnte, daß das Vorgebirge nach den vorliegenden Inseln benannt sei. Eine andre Schwierigkeit findet sich bei Ptolemaios (V, 14). In der palatinischen Handschrift liest man an der gebührigen Stelle *Kleides ἀναρὰς*, in der Grasmüßigen Ausgabe aber und nach dieser in der von Montanus und Mercator an derselben Stelle *Οὐρα πόδες*. Mannert glaubt zwar, daß der Abschreiber der jener Ausgabe zu Grunde gelegten Handschrift entweder in Kypros wohl bekannt oder selbst ein Kyprier gewesen sei, und er vermuthet daher, daß die ganze Landspitze, welche bei den Inseln Kleides einigt, *Οὐρα πόδες*, d. h. Dorschenschwanz, genannt sei; allein Strabon (XIV, p. 683) hat ebenfalls ein *οὐρα πόδες*, aber an der westlichen Küste der Insel, unweit Klamas. Will man also nicht bei Strabon einen entwichenen Irrthum annehmen, so ist bei der Berücksichtigung der Lesart im Ptolemaios dort eine Verdünnung und vielleicht eine Versehung des *Οὐρα πόδες* anzunehmen, oder es müßte dann jenen Landspitzen dieses Namens auf der Insel gegeben haben. (L. Zander.)

DINAWAR (Dinewer, Dinür, aus Dinawar, Dainawer, Dainür oder Deinawar, Deinewer, Deinür, ist der Name einer der vornehmsten Städte im Irak⁴¹⁾ Adschem (persisch 'Irak' oder Dschekit. Sie liegt 35° 20' nördl. Br. und 65° pariser Länge, West-Nord von Hamadân (Esbahana der Alten), acht Farangen davon entfernt, die Straße durch die Gebirge der West und Nord aufragenden Berge drei Tagereisen gerechnet, von Alters der größtentheils von Kurden, meist kurdischen Nomadenstämmen, bewohnt, mit wasserreichen, fruchtbaren Fluren umgeben, nach Ibn Häusaf kleiner als Hamadân, nach Andern von gleicher Größe. Ihr Gebiet oder Bezirk gleiches Namens erstreckt sich am westlichen Abhänge der Elwendgebirge als ein Theil von Kurdistan, und ist wahrscheinlich die von Moses Chorenensis Damaskus benannte Landschaft in der Abtheilung Kussikaph. Barretrud, in der syrischen Chronik, bemerkt, daß diese Stadt im Jahre der Flucht 398, n. Chr. 1007, durch ein so heftiges Erdbeben erschüttert worden ist, daß eine Menge Häuser derselben zusammengefallen sind, aus deren Trümmern 16,000 Menschen todt oder beschädigt herangezogen wurden, und eine große Anzahl in die Tiefe der Erde versunken waren. Ibn K'toiba und andre arabische und persische Gelehrte sind aus dieser Stadt gebürtig gewesen, von denen die vorzüglichsten von d'Herbelot (Bibl. Or. t. Deinoari) angeführt sind.

(Wahl.)

DINCKEL (Johann), war am 23. Jun. 1545 in dem erstürzten Dorfe Trödelborn geboren, studirte zu Erfurt, vornehmlich unter Wittenb. Dreyer, und wurde daselbst 1567 Magister, worauf er sich mit Unterricht

29*

40) C. B. Art. Demosthenes.

der Studierenden, hauptsächlich in der hebräischen Sprache, beschäftigte. Bald darauf wurde er Professor am evangelischen Gymnasium, und 1572 zugleich Professor der hebr. Sprache bei der Universität zu Erfurt, ging aber 1580 nach Getha, als Rector des Gymnasiums, das er in große Aufnahme brachte, aber schon 1583 wieder verließ, um dem erhaltenen Ruf als Pfarer und Superintendent nach Koburg zu folgen, wo er am 24. Dec. 1601 starb. Als Schulmann und als Theolog stand er zu seiner Zeit in bedeutendem Ansehen; vornehmlich aber that er sich in der hebräischen Sprache hervor, in welcher sein Unterricht so sehr geschätzt wurde, daß während seines Aufenthalts in Getha noch die Prediger vom Lande häufig dahinkamen, um seinem Unterricht in der hebräischen Sprache beizuwohnen. Unter seinen Schriften, welche größtentheils in Predigten und andern bei verschiedenen Gelegenheiten von ihm gehaltenen einzelnen Reden und in Schulbüchern bestehen, sind die wichtigsten: *De origine, causis, typo et ceremoniis illius ritus, qui fuit in scholis Depositio appellatur, oratio* (Erford. 1578) und wegen der Curiosität des Inhalts einmalig wieder gedruckt; *Epitome Grammaticae Ebraeae* (Wiesberg. 1579); *Oratio de ebraeae linguae primis institutoribus* (Gath. 1582); *Haushrecht*, oder vom Amt der Diener, d. i. wie man dieselbigen erwählen soll, auch wie sie sich in ihrem Amte gegen ihre Herren, und wiederum die Herren gegen ihre Diener verhalten sollen (Erf. 1583). Seine Leichenpredigten auf den durch seine unglücklichen Schicksale bekannten Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen-Weimar und dessen Gemahlin Elisabeth sind wegen ihrer historischen Beziehungen merkwürdig, aber selten zu finden. Die übrigen Schriften, worunter sich auch eine Dialektik, ein *Calendarium poëticum* u. a. befinden, sind von keiner Bedeutung. (H. A. Erhard.)

DINDARI nennt Plinius (III, 26), *Ανδρίαι* Dalmatien (II, 17) eine Völkerschaft des alten Dalmatiens. Aber aus der bloßen Anführung des Namens läßt sich ihre Wohnsitze nicht genauer bestimmen. (L. Zander.)

Dinder, f. Nil.

DINDIGUL (anstr. Dandigala)*, District und Stadt in der Provinz Karnatik. Erstere ist sehr gebirgig und waldreich; der Hauptort besteht aus einem Thale, 75 engl. Meilen lang, 20 breit, 400 Fuß über dem Meere. Das Klima wird viel getrübt; der Thermometer steigt nimmer so hoch wie im Kolnbadur oder Madura, und sinkt im Winter selten unter 64° F. (18° Cel.). Der District wurde 1792 von Tipu Sahab an die Briten abgetreten, und zählte mit dem damit vereinigten Maduradistrict im Jahre 1822 601,293 Menschen. — Die Stadt Dindigul liegt am westl. Ende des Thals, und ist besonders wegen ihrer Festung merkwürdig. Diese steht auf einem 400 Fuß hohen Felsen und besteht aus einer Menge ungeheurer Granitmassen, und zwar so ge-

baut, daß der obere Theil der Gebäude über den unteren hervorragt. Die Bevölkerung war 1811 ungefähr 7000 Einwohner. Lage: 10° 18' nördl. Br.; 78° 2' östl. Länge vom Greenwich. (Palmlad.)

DINDORF (Gottlieb Immanuel), war den 10. August 1755 zu Rotta, einem Dorfe bei Mittenberg, geboren. In Freiberg, dem Geburtsorte seiner Mutter, wohin sie sich nach dem Tode ihres Vaters, eines Predigers, begab, ward Dindorf durch Hauslehrer unterrichtet und trat hierauf in das dortige Gymnasium, wo die Rectoren Bidermann und Hecht und der Conrector Häbler für seine wissenschaftliche Bildung sorgten. Im Hebräischen machte der damals neunjährige Knabe unter der Leitung des Magisters Wilsch rasche Fortschritte. Als er 1773 die Universität Leipzig besuch, war Crusius sein Hauptlehrer im Gebiete des philosophischen Wissens. Späterhin besuchte er Platners Vorlesungen. Bei Ernstii hörte Dindorf Universalgeschichte; bei Böhmte deutsche Reichsgeschichte, europäische Staaten; und sächsische Geschichte und teutsches Staatsrecht; bei Fante und Ludwig Physik; bei Ernstii, Globius und besonders bei Reiz, Archäologie und römische Alterthumskunde. Mit der classischen Literatur der Griechen und Römer ward er durch Morus innig befreundet. Sein Hauptstudium aber blieb Theologie. In der Dogmatik war Ernstii sein vorzüglichster Lehrer. Doch hörte er diese theologische Disciplin auch bei Crusius, benutzte aber fleißig dessen Vorlesungen über theologische Moral. Über Kirchengeschichte, die symbolischen Bücher und Erregte des Reuen Testaments hörte er Ernstii und Morus. Bosselt unterrichtete ihn im Hebräischen und Rabbinischen; mit dem Syrischen, Arabischen und den übrigen morgenländischen Dialecten ward er durch Dache bekannt. Aber auch in den neuen Sprachen glaubte er nicht zurückbleiben zu dürfen, und erwarb sich daher eine ziemliche Fertigkeit im Englischen und Französischen. Als er, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, im J. 1780 zu Leipzig die Magisterwürde erlangt hatte, verteidigte er drei Jahre später seine Dissertation: „*Maxima versionum difficultas in linguarum diastillidine sita est*.“ Um außer seinen philosophischen auch theologische Collegien lesen zu dürfen, ward er 1785 Baccalaureus der Theologie. Als im J. 1786 ihm übertragene Lehramt eines außerordentlichen Professors der Philosophie eröffnete, er 1787 mit seinem Programm: „*Animadversiones in Epietolum Syriacum Simeonis Beth-Armanensis de Barsanani, Episcopo Nisibeno, de quo haeretic Nestorianorum*.“ Nach Dache's Tode (1791) ward Dindorf ordentlicher Professor der hebräischen Sprache und späterhin der morgenländischen Sprachen. Als er den 19. Dec. 1812 starb, nachdem er bereits seit dem Jahre 1784 Gussos der leipziger Universitätsbibliothek gewesen war, hinterließ er den Ruhm eines vielseitig gebildeten Theologen und besonders eines scharfsinnigen Sprachforschers und gründlichen Kenners der orientalischen Literatur. Als solcher zeigte er sich vorzüglich durch sein hebräisch-palästinäisches Verbum, in lateinischer Sprache geschrieben und in den J. 1801—1804 in zwei Octavbänden zu Leipzig gedruckt. Seine übrigen

*) Hamilton, East Ind. Gazetteer, I, 517.

Schriften, nebst seinen Beiträgen zu Journalen, hat Reusfel verzeichnet*).

DINDYME. Bei Dioskor III, 58 die Gemahlin des phrygischen Königs Midon und die Mutter der Kybele. (Richter.)

DINDYMENE, *Δινδυμένη*, ein Beinamen der Kybele vom Berge Dindymon. (S. dieses.) (Richter.)

DINDYMON, *τὸ Δινδυμόν βουνόν*. Auf diese Weise benennt Strabon (XII, p. 568 u. 575) ein Gebirge in Kleinasien und ebenso Apollonios der Rhodier (I, 985). Es ist also kein Grund vorhanden, den Schreiber Dindymon, welche sich bei Ptolemaios (V, 3) findet, den Vorzug zu geben, sondern man muß dem Strabon, der in Kleinasien geboren und erzogen war, größern Glauben bekräftigen. Strabon nun führt (XII, p. 575) einen Berg Dindymon bei Kykos in der Landschaft Mysien an; gleicher Weise Plinius (II, N. 5, 40). Degegen hat der Scholiast des Nikandros Dindymon, und der des Apollonios ist mit sich selbst im Widerspruch, da er zwar den Namen Dindymon hat, aber nach dem Kyrenäer Philostephanos anführt, daß dem Gebirge der Name beigelegt sei, weil es sich in zwei Klippen (*δίδυμοι μακροί*) erhebe. Gegen diese irrige Meinung schreibt Strabon, über der Stadt Kykos liege der einspitzige Berg Dindymon und auf demselben ein Tempel der Göttermutter Dindyma, welcher von den Argonauten erbaut sei. Ein zweites Gebirge dieses Namens führt Strabon (XII, p. 568) in der Landschaft Phrygien bei der Stadt Pessinus an, und er setzt hinzu, daß die Göttin Dindymene nach diesem Gebirge benannt sei. Dies bestätigen Hesychios (s. v. *Δινδυμένη*) und der Scholiast des Apollonios durch die Bemerkung, ganz Phrygien sei der Göttin beigelegt. Ptolemaios setzt das Gebirge südlich von der Stadt Pessinus an, und es entspringt an demselben der Fluß Hermos. (Herod. I, 80.) Ein drittes Gebirge Dindyma (*τὰ Δινδυμα*) nennt Strabon von Byzantion in der Landschaft Troas, nach welchem, wie er angibt, die Göttin Rhoe Dindymene genannt sei. (L. Zander.)

DINEBA. Diese Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der dritten Einne'schen Classe und aus der Gruppe der Chloideen der natürlichen Familie der Gräser, hat Deile (zuerst in botanischen Mittheilungen, aus welchen der Name in Jacquin's und Palisot's Werke überging) so genannt, indem er das arabische Wort *denab*, Schweiß (wegen der langen, schlanken Ähren), aufnahm. Char. Die einseitigen, gestielten oder ungestielten Ähren bilden eine zusammengelegte Traube (Rispe) oder eine einfache Ähre. Der Kelch ist zweifach dreiblättrig, zweifachzählig, mit lang zugespitzten Spelzen, länger als die Blüthenhülle; die zweifachzählige Corolle hat ausgerandete

Spelzen, deren untere in einen sehr kurzen Stachel ausläuft; die Karpopse ist nackt, oder in die Spelzen eingeschüttelt. Die beiden bekannten Arten sind einjährige Gräser. 1) *D. aegyptiaca Delil.* (Vésér. de Flg., Bot. p. 26. t. 11. f. 3., *D. arabica Jacquin fragm.* bot. t. 121. f. 1., *Palisot de Beauvois agrois.* p. 98. t. 16. f. 2., *Dinebra retroflexa Panzer* Id. p. 21. t. 12. f. 2., *Dactylis paspaloides Willdenow Enum.* *Cynosurus retroflexus Vahl symb.*) mit gestielten Ähren, welche eine Rispe bilden und nackten Samen, in Ägypten, Arabien, Persien und Hindien. 2) *D. Lima Pal. de Beauv.* (l. e., *Cynosurus Lima Löffl. res.* *Cavanilles* ic. I. p. 62. t. 91., *Wangenheimia disticha Münch meth.* *Wangenh. Lima Trinus fundam.*) mit einfacher Ähre und bedeckten Samen, im südlichen Spanien. Die zweite Art weicht allerdings im Habitus und in dem Saamen so ab, daß sie eine eigne Gattung bilden kann. Den Namen Wangenh. gab ihr Münch nach dem um Anpflanzung nordamerikanischer Holzarten verdienten preussischen Oberforstmeister, Friedrich Adam Julius von Wangenheim, welcher sich als Hauptmann des bessischen Corps mehrere Jahre in Nordamerika aufhielt und schätzbare forstbotanische Abhandlungen in seiner Beschreibung einiger nordamerikanischen Holz- und Buscharten u. s. w. (Götting. 1781.), in seinem Beiträge zur deutschen holzgerechten Forstwissenschaft (Götting. 1787. Hol.) und in den Schriften der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde bekannt machte. — Die übrigen (amerikanischen) Arten, welche Palisot und Kunth zu Dinebra (*Dinebra*, *Dinebra*) zogen, gehören zu *Atheropogon Muhlberg* (*Eutriana Trinus*, *Pentarrhaphis*, *Triana* und *Polyodon Kunth*, *Buteloa Lagasne*, *Triathra*, *Heterostegon* und *Chondrostium Desvaux*, *Actinocloa Willdenow*.

(L. Sprengel.)

Dinebra Panz. f. *Dinebra Delil.*

DINEMA. Eine von Linkley (Gen. and sp. of Orch. pl. I. p. 111) so genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Einne'schen Classe und aus der Gruppe der Epidendreen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblätter grün, offenstehend; das Lippen dreilappig, nagelförmig, ganzrandig, an der Basis mit dem zweigertelnten, kurzen Schälchen (dies macht den einzigen Unterschied von Epidendrum) verwachsen; die Ähren zweifachzählig; die vier wachsfartigen Pollenmassen sind paarweise an zurückgeschlagenen Fäden befestigt (daher der Gattungsname: Doppelfaden, *εμφα* der Faden). Die einzige bekannte Art, *D. polybolbon Lindl.* (l. e., *Epidendrum polybolbon Swartz* Fl. ind. oec., *Hooker exot.* Fl. t. 112), ist ein parasitisches Kraut, welches auf Jamaica und in Mexiko heimisch ist. Aus einer zwiebelartigen Anschwellung treten zwei abhangende, ausgerandete, glatte Blätter hervor, zwischen denen, mit ihnen von gleicher Länge, der schwappige einblüthige Blüthenstiel steht. Die Kelchblätter sind grün mit blutrothen Adern, das Schälchen ist blutroth, das Lippen weiß.

(L. Sprengel.)

DINETUS (Entomologie), Name einer von

*) S. Deffen gerichtete Teutschland (5. Ausgabe) 2. Bd. S. 63 fg. 9. Bd. S. 245. 13. Bd. S. 277. 17. Bd. S. 418. 22. Bd. erste Lieferung. S. 650. S. G. Kerschler, Beschreibung der Reichthümer am Indusfluß der Universität Leipzig am 4. Decembris 1809 (Leipzig 1810) S. 22 fg. (mit starker Bildmischung). F. v. d. Belling, Die geistlichen Theologen Teutschlands im 18. u. 19. Jahrh. I. Bd. S. 331 fg.

Jurine *) errichteten Wespengattung aus der Familie der Grabwespen, die sich von Larva durch das Dasein von zwei einfachen Cubitalzellen unterscheidet. Bei dem Männchen sind die Fühler an der Wurzel schnurformig, an der Spitze fadenförmig, bei dem Weibchen ganz fadenförmig. Die einzige bis jetzt bekannte, lebt in ganz Europa einheimisch. Art ist *Dineutus pictus* Jur., *Pompilus pictus* Fabr. Panz. (German.)

DINEUTUS (Entomologie). Mac Leay †) trennt unter diesem Namen die Arten der Gattung *Gyrinus*, die sich durch ihre langen Vorderbeine auszeichnen, wie *Gyr. americanus*, *rufipes*, *australis* Fab. u. A. Dejean †) belegt dieselben nach Eschscholz mit dem Gattungsnamen *Cyclopus*. (German.)

DING, GEDING (Teutsche Rechtsalterthümer.), ist wegen seiner umfassenden Bedeutungen durch ein Wort unübersetzbar, indem es Volksversammlung, Gerichtsversammlung, Gericht u. zugleich bedeutet. Adam von Bremen *) sagt, eine Volksversammlung (*commune populorum concilium*) werde von den Schweden *Barph*, von uns (den Teutschen in enger Bedeutung) *Thing* genannt. Auf den Volksversammlungen wurde Gericht gehalten, daher hat Ding auch die Bedeutung von Gerichtsversammlung, Gericht, welche sich am längsten erhalten hat. Die Bedeutung entspricht dann enger oder weiter dem Begriffe Gericht, so z. B. enger in *Vemodging* *) (Helmgericht s. d.), und weiter z. B. in *Holdgeding*, *Holding*, *Holdgiding*, *Waldgiding*, welches, wenn wir es durch Holzgericht übertragen, nicht erschöpft wird, da es nicht bloß der Waldstrevel und Waldhufen wegen gehalten, sondern die Beamten (Amtleute und Förster) der Waldmethe wegen zusammenkamen, richtige Waldmethe-Register zu verfertigen, unteschreiben und besiegeln *) u., welches aber natürlich auch als gerichtliche Handlung zu betrachten ist. Engere Bedeutung hat z. B. ferner *Diugrecht* bei Rotter, Pf. LXXXI. B. 1. S. 145. *Pater non judicat quoniam, sed judicium omne dedit filio: der Vater urtheilt niemandem, er gab das diugrecht al demo suum*. Die weiteren und engeren Bedeutungen, welche Ding hat, haben auch seine lateinische Übersetzung pla-

citum, welches für uns ebenfalls unübersetzbar ist, wenn wir es nicht durch Ding wiedergeben; so find z. B. läßt sich das placitum, welches für die Versammlung der freien Franken und der Fürsten unter dem Vorstehe des Königs zur Zeit der Karolinger gebraucht wird, nicht wohl durch Reichsversammlung, Reichstag oder Volksversammlung wiedergeben, ohne ungeringe Nebengriffe zu erwecken, sondern erschöpfend nur in Ding zurücküberlegen, so auch die placita, welche Karl der Große den Sachsen zu halten verbietet. In enger Bedeutung, aber immer noch mehr umfassend, als was Gericht bedeutet, braucht z. B. Kaiser Lothar in seinem Briefe von 1129, in welchem er den strassburger Bürgern dieses Recht bestätigt, *ut nullus eorum conjunctim conditionis placitum aliquod, quod Thinch vocetur, extra civitatem suam constitutum adeat*; da auf den Dingen nicht bloß Gericht gehalten, sondern auch die Zinsen und andre Abgaben entrichtet wurden, so läßt sich hier Ding nicht erschöpfend durch Gericht, besser noch durch Gerichtsversammlung, übertragen. Nicht selten z. B. *Lex Alamannorum* Tit. 36. (37. §. 1—3. bei Georgij S. 211—212 wird placitum und mallus publicus, und auch bloß mallus (Rathsal, d. h. Gerichtsal) als gleichbedeutend gebraucht, wiewol eigentlich placitum als Übersetzung von Ding eine weitere Bedeutung hatte. Das in mehrfacher Bedeutung vorkommende placitum läßt sich nicht besser als durch ding in die zurücküberlegen. Die Zusammenstellung und Betrachtung der vielfachen Bedeutungen von Ding, Geding und dingen ist um so nöthiger, da der alte Sprachgebrauch sie nicht streng trennte, und was uns als verschiedene Wörter scheinen, z. B. Ding (Sache) und Ding (Gericht) als ein Wort genommen ward. Wenn z. B. Rotter (Pf. IX. B. 5. C. 16. *Quoniam fecisti judicium meum et causam meam* übersetzt und erklärt durch *wann du getathe. das ding mein wesen unde den dingstrit* *) meinen wesen, so denkt er bei Ding, Gericht, zugleich an Ding in der Bedeutung von Wesen. Sowie überhaupt die germanischen Sprachen je älter ihre Denkmäler, um so mehr mit einander übereinstimmen, so auch insbesondere bei diesem Worte, denn es bedeutet auch im Altnordischen Thing *), angelsäch. Thing, Zusammenkunft, Unterredung, Volksversammlung, Gericht (dän. Ting, Gericht, Gerichtshof, Tingkriver, Gerichtschreiber, Actuar, Tingbisidder, Gerichtsbeisitzer, Thingbog, Gerichtsbuch, Tingting, Gerichtstag, Thingheilig, Gerichtstern, Tingsted, Gerichtshof, Thinghold, Gerichtslätte, Tinglag, Tinglaug, Gerichtsfreis, Jurisdictiondistriet, Thingang, Gerichtssache, Tingavidne, gerichtliches Zeugenverhör u.), altnord.

*) Nouvelle méthode de class. les Hymenopt. p. 207.

†) *Amullos javanica* p. 30. ††) *Catalogue des Coleopt.* (1855) p. 58.

1) *Adamus Brem.*, De situ Daniae vel reliq. Septent. Region. cap. 229. Bei *Landenborg*, Script. Ausg. v. Fabricius, S. 60. 2) z. B. urf. bei *Pistorius*, Script. Ausg. v. Struv. S. 241. C. 889. Die Freisitze der westfälischen Gerichte wurden auch freie Dinge genannt, so z. B. urf. Kaiser Karl IV. bei *Mencle*, Script. Rer. Germ. No. 24: *sedes suas liberas, quae vulgo freez dicitur nominari* uot solita. 3) urf. bei *Haberlin*, *Analecta mediæ Aevi* p. 439 und 440. Rückliche Bezeichnung bei *Wienersheim*, *Bürgenre*, Gdr. S. 149 u. 150. *Fogg*, *Mosom*. inv. T. I. 371. in *cyra* *Waldenholte conventione facta, quae Holm (Holt-ging) dicitur*. Der Bürgermeister V. den Dürren Drudbuch unter dem 3. 1508: *Darna gheinghen wy under Lynden willende hegen cyn Holding der Wynmarke halven*. *Egl. Holt* u. s. Gloff. unter *Holding* und *Brem. Ritters*. B. B. 2. 241. C. 659, 395.

4) Causa gibt Rotter auch bloß durch ding; Pf. XLII. febr. XLIII. C. 94: *judiciu me Deum et dicterne causam meam* die gaste von sancta i ralle über mit Got, und soerde min ding sone unheilgime diete. 5) Wir vielen Zusammenkungen so z. B. Wappenthing, Ding der Wassen und Sothring. In *Scribbling* (Gros-Ding) mit seinen Theilstellungen *Laithing* (Wes-Ding) und *Oschele-thing* (Ding der Grundbesitzer, der Grundbesitzer) spielt das Wort Thing in Norwegen wieder eine bedeutende Rolle.

things, (angelsächf. thingan) sich unterreden, Gericht halten, gerichtlich verhandeln (dän. ting, schwed. tinga, f. h. streiten, sich vergleichen, erlaubt sein), angelsächf. thingian, gehingian, schlichten, thingunga, Genugthuung, gehingian, dazwischen treten, thingere, Advocat, thing-raadonne, Vermittlung, thingeana, sagen, und auch in der andern Bedeutung findet sich altnord. Thing, (dän. Ting), angelsächf. Thing, engl. Thing, Sache. Jene und diese Bedeutungen und noch mehr haben wir auch im Altteutschen. Otfried (Bch. III. Cap. 18. B. 105) sagt von Christus, Moses und Elias: Zelit thier in Locas, was io thing thar tho was, Lucas erdiltst ek, was ihre Unterredung; damals daseselbst war. Im Eide Karls des Kahlen vom J. 842 drist es: indi mit Ludheron in nohheinin thing ne geganga (und (ich) mit Ludhern zu seinen Unterredungen, Zusammenkünften der Unterhandlung gehen will), und in Etwilgis Eib⁶⁾: et ab Ludher nol plaid numquam prindrai; plaid ist romanisch gebildet aus placitum und plaid noch im französischen Rechtsstreit, und plaider von placitare dinge, d. h. rechten, processiren, eines Andern Proceß als Advocat führen, belangen. Klotter (Pa. XXI, 7.) übersetzt: verbum Dei patris, durch dines Gotes later. Otfried (Bch. V. Cap. 10. B. 53) sagt: bigondon thingon untar in, begannen mit einander zu reden. Nicht minder bedeutet thingon mit einem sich streiten, Otfried Bch. III. Cap. 18. B. 24.). In Vergleichungsurkunden, Schenkungsurkunden u. wird von dem, worin man übereingekommen, häufig gebraucht so gethane Dinge oder alle diese vorgelegten (vorher abgehandelten) Dinge sollen ewig bleiben; zu einer Urkunde und ewigen Festung dieser Dinge, haben wir unser Inseigel u. (f. s. B. Urk.; Hübner's Analacta S. 312); so auch in alten Übersetzungen von Urkunden wird super praedictis durch: von diesen Dingen und reates hujus facti, durch Zeuge (Zeugen) dieser Dinge gegeben (S. s. B. Urk. u. Übers. bei Ludewig, Reliq. I. Mac. T. I. S. 80—82). Von Dingen sich vergleichen, und giding, Uebereinkunft, Vertrag Gloss. Mons. bei Prs S. 373, conventioni, gidingun, S. 396 conventiati, gidingotos, S. 391, conductum, gidingoti S. 396, placitum, gidingoti S. 343, gidingoti, placui, hat sich noch Leihgeding (d. h. durch Vertrag auf Lebenszeit Verleihes) erhalten, welches das sächsische Lehnrecht Cap. II. S. 3 (bei Schilter zu Cod. Jur. Alam.) so umschreibt: Kommt aber ein Weib in die Gewere (den Besitz) des Gutes mit Rechte oder mit ihrer Herren Minne nach dessen Tode, der es ihr gebietet hatte zu ihrem Leibe u. Mit Gedinge zusammenkommen wird, (s. B. Schwabenspiegel Cap. 91) von Eheleuten gebraucht, wenn zwischen ihnen Herrathsbereitungen und Verschreibungen stattfinden; ohne Gedinge bloß auf Landrecht oder Stadtrecht zusammenkommen, bedeutet das Gegentheil (f. Beispiele aus den älteren Statuten bei Jäger, schwäbische Städteverfassung des Mittelalters Bd. I. S. 333). Geding wird ferner

für Leide, Lehnung, Miete⁷⁾, und dinge für als Erbzinsgut verleihten gebraucht⁸⁾. Think bedeutet in den langobardischen Gesetzen Schenkung, und Garathink volle Schenkung, Garathink gibt Papias durch donum und alte Gloss. garathink durch donatio universalis; Thingare wird in dem langobardischen für eine Schenkung machen und liberam thingare eine freie Schenkung, d. h. durch Schenkung freimachen, gebraucht, aber Think, Garathink und thingare bedeuten mehr als bloßes Geschenk und schenken, nämlich eine Schenkung, wobei ein Vertrag stattfindet; wie aus der Stelle zu ersehen: de donatione, quae sine thingatione, aut sine lanochild (Gegengungsgeschenk, Dankgeschenk) facta est, minime stare debet. Noch zwei merkwürdige Stellen müssen hier ausgehoben werden, nämlich si quis alii oculum excusserit, pro mortuo adpcedatur, qualiter in garathingi, id est secundum qualitatem personae, und wo davon die Rede, wenn ein Geschlagnen binnen Jahresfrist gestorben, tunc illo, qui plegaverit eum, componat, qualiter in garathingi, id est, secundum qualitatem personae⁹⁾. Dieses garathing hier erklärt Schilter (Glossar. 223) durch judicium seu Placitum ordinacionis, solenne, principale; doch hat garathing hier wohl die Bedeutung nach vollem Rechte, d. h. nach den Bestimmungen, welche das volle Verbzinsgeld erheischen. Einem dinge bedeutet ihn vor Gericht laden; so im schwäbischen Lehnrecht Cap. 116. § 10. Cap. 131. § 1. In der Latiofischen Evangelien-Harmonie (Cap. 26, 2) wird qui insecuit fratru suo, reus erit iudicio, ther aih gibelgit zu sinemo brooder, ther ist sculdig thinges. Die Gloss. Mons. geben S. 381 causam durch Dineh, S. 393 causamur durch Dingo, S. 363 negotia durch dingun, sowie im Angelsächsischen thing die Bedeutung von negotium hat. Ding wird auch für das gebraucht, was zur amtlichen Verrichtung gehört, so im Straßburger Recht (Bch. I. Cap. 151 u. des Scherten Ding. Vielfach wird sowie das angelsächsische thing a. B. ein thing, conditio aeterna, im Altteutschen und Mittelteutschen Ding für Sache, Bedingung, Angelegenheit, Lage, Zustand, Umstand¹⁰⁾, gebraucht und auch verstärkt Geding, so die Glossen bei Prs conditioni, gidingun. Bemerkenswerth sind auch die niederländischen Redensarten Dhing, berichten (fader Statuten II, 18), sein Haus bestellen, Richtigkeit wegen des Nachlasses treffen, ein Testament machen; eranne dbinge unrecht do (II, 7, 18) von Kindern gebraucht, die ihre Pflichten gegen ihre Ältern nicht erfüllen, sondern sich ungehorsam und liebedürftig

7) Urk. des Bisth. Joh. von Straßburg von 1310 bei Schilter, Comm. ad Constitut. Argem. vom Schouffersrecht, S. 19 und 56. 8) Schwäbisches Lehnrecht, Cap. 122. §. 1, 2 und Cap. 132. §. 3. 9) Notarius Leges, cap. 48. Bei Gregor'sch, S. 953. Cap. 74. S. 958. Cap. 168. Cap. 170. S. 971. Cap. 171—174. S. 971 u. 972. Cap. 228. S. 985. Luitprandi Leg. Lib. VI. cap. 17. p. 1063. 10) Otfried an König Ludwig, B. 24. E. 2 und Bch. IV. 13. 7. Norder, Pa. XIII. LXX. 19. XLIII. 1. Nachweisungen für das Mittelhochdeutsche f. in Benze, Glossar zum Wälsche, S. 549. Kradt, Gloss. zum Nibelungenliede, S. 11. Wälsche, Gloss. zum Iwein, S. 544.

6) Bei Nithard. Hist. Lib. III. c. 5. Bei Periz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 665 u. 666.

aufführen. Das Gegentheil davon ist: Ereme dthinghe recht don (II, 7, 18). Ebendiese Redensarten kommen II, 10 auch von den Schwerdtern vor. Strohaus führt diese Redensarten im Glossar. zu dem von ihm herausgegebenen flaber Statuten von 1279 unter Ding, Gericht, unmittelbar nach: Dthing leggen XI, 10: Einen Gerichtstag ansetzen, und unmittelbar vor Dinghen, richten, rechtsprechen; Dthinge oder Thine VI, 2 ein Ding, ein Schloß, auf. Aber Dthing kann man in den obigen Redensarten auch in der Bedeutung nehmen, in welcher es im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen so häufig gebraucht wird, nämlich für Verhältnis, in welchem sich jemand befindet, und hier in der Rechtssprache für Rechtsverhältnis. Ding hat also wol seine Bedeutung von Recht als specielle Anwendung von Ding, Verhältnis erhalten, und Ding, Volk's- und Gerichtsversammlung, seine Bedeutung von Ding in der Bedeutung von Gesellschaftsverhältnis, Geschäft, nämlich wegen seiner Wichtigkeit vorzugsweise so genannt, und die selbste vorkommende Bedeutung von Ding, Gespräch und dingen, sprechen, wäre, wenn unsere Vermuthung begründet, nicht die ursprüngliche, sondern die abgeleitete Bedeutung. Wenn wir jene vielfachen Anwendungen des Wortes Ding sehen, so müssen wir für ein sehr verwandtes, nicht bloß dem Klange, sondern auch der Bedeutung nach, auch das im Altteutschen und Mittelhochdeutschen so häufig vorkommende Geding, Pfandwesen, Vertrauen zu Gott und auf sich, und thingen, dingen, gedingen, hoffen, vorzüglich häufig in der Redensart dingen an Gott, zu Gott¹¹⁾, zu halten, nicht abgeneigt sein. Im Lehnwese hat Gedinge (exspectativa) eine

specielle Bedeutung, siehe z. B. sächsisch. (Cap. 5 und 7) und schwäbisch. Lehnrecht S. 14. Cap. XII. von gedinge. Wie verwandt dengen, hoffen, und dingen, derting schätzen, sind, lehrt die Stelle im Rolandliede, wo der Hilde sagt: ih wille an thiu Gots (Götter) gethingen u. hier hat es, wie der Zusammenhang lehrt, zugleich die Bedeutung von: ich hoffe zu den Göttern und gelobe ihnen, daß, wenn ich u. Thingen, gethingen bedeutet dann auch: womach streben, etwas suchen. Siehe Beispiele und Citate aus Otfried bei Schiller's Glossar. p. 220, wo freilich eine und die andre Stelle auch durch glauben und durch den Glauben erreichen überseht werden kann, wobei aber eben der Dichter das vielfach bedeutungsvolle Wort so annahm, daß es für uns, ohne die Redensarten zu schwächen, unübersetzbar wird. In der Rechtssprache hat dingen an jemanden die Bedeutung von erwählen, so z. B. schwäbisch. Lehnrecht (Cap. VI. S. 7), dington aber einer der Herren des Herren an ihn, daß er sein Zeuge sei u. Githingen kommt im Otfried I, 16, 38 auch schon als einladen, rufen vor, welches in der Rechtssprache die Bedeutung von vorladen erhalten hat; so z. B. schwäb. Lehnrecht (Cap. CXVI. §. 10) um so getane Schuld, so ihm dir gebinget ist, und Cap. 131. §. 1 dem zu Lehnrechte gebinget ist, d. h. wer vor ein Lehnsgewicht (in Sachen des Lehnwesens) vorgeladen ist. So wie Ding im Altteutschen Sache, Wesen (so z. B. Otfried IV. 10) und Ding Gericht bedeutet, so auch überseht Nofer Pa. 28. E. realiter durch dinglich und Pa. 94, 2 und Pa. 142, 2 judicialiter durch dinglich.

Die Zusammensetzung Dagading, mit dem Umlaute Teding, zusammengesetzten Taiding, Tading, Teding bedeutet zwar, wie Schiller's Glossar. p. 223. bemerkt, soviel als Ding, enthält aber ursprünglich zugleich die Bedeutung von einem Ding, auf dem zu erscheinen man jemandem einen Tag gesetzt. Otfried (V. 19. S. 360) sagt von Christus in Beziehung auf das jüngste Gericht: Thees habet er iber worolt ring gimeinit einz daga thing; thing flu hebigaz und n'ist niheinig einer drut, ni or queme zi thomo thinge, darum hat er über den Weltkreis gesetzt ein Teding, ein sehr schweres Ding; es ist keiner seiner Trauten, er komme denn zu dem Dinge. In dem österreichischen Landrechte heißt es §. 3: „kommt er dann nicht vor an dem vierten Taiding, so soll er alles dessen schuldig sein“ — und gleich darauf: „daß er dem, der zu Recht habe gebracht, zu Rechte siehe drei Taiding nach einander“, und darauf: und soll er zu Tacht stehen im nächsten Landthaibing¹²⁾. Auch der Schwabenpiegel hat Landtaeding, so z. B. Cap. 119. S. 74: Wie man Landtaeding haben sol. Tedingen (Umlaut aus tagedingen) zusammengesetzten tedingen, tedingen, Teding (Tageding) geben, bedeutet soviel als tagen, Tag geben, d. h. hier jemandem einen Tag ansetzen, wo der

11) Zahlreiche unzweifelhafte Belege von Gedinge, Pfandwesen, Vertrauen, und dengen, dingen, hoffen, s. bei Schiller's Glossar. p. 219. Bei andern Stellen kann Zweifel entstehen, ob Gedinge durch Pfandwesen oder Gericht zu übertragen ist, so z. B. der Beurtheiler des zweiten Bandes des Lieberstales im 57. Ergänzungsbände der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Mai 1825, macht bei dem:

Er ist nit ge vollen lare
Der nimp die pfennig für die marc
Dietz der wolt pfennig
Er funke gut gebing
Man siß wolt und Dinge leben
Wachten sie gut mit vollen geben,
Wer din pfennig lieb hat
Du recht doz ist missthat
Doch nimmt man zu den pfennig
Für alle nettlich dinc
Pfennig hat mancher tut
Er weichen mangan herren mut
zu gebiege die Tamerung. — Hier wol soviel als Glauben, Vertrauen, gute Ansicht u. s. w.; aber gebing ist an dieser Stelle wol weiter nichts als die Verhörung von Ding, Gericht, wie in holt; gebing, voga; gebing u. s. w., und der Sinn ist, der Werth käme gut vor Gericht durch; and zu:
Wer den pfennig lieb hat
In recht¹³⁾ doz ist missthat:
legt der Beurtheiler unter den Rand: „— doz — da soviel als: Wer den Pfennig lieb hat, der dem viel Missthat soviel als Recht.“ Es soll also wol nicht anders heißen, als: „Wer als Richter oder wenn er zu Gericht ist, sich bestreben thut, das ist Missthat.“

12) Die Recht nach Gewohnheit des Landes, den Herzog Leo- polden von Oesterreich, bei Ludwig, Reliq. T. IV. p. 4 u. 5. E. auch §. 12. E. 7 nach andern Redt.

Zag Gebende und der, dem der Zag gesetzt worden, vor Gericht erscheinen solle. So heißt es z. B. im sächsischen Lehnrecht, um jegliche Schuld müsse der Herr seinem Manne zugebungen u., vor Mittag müsse der Herr seines Legebings beginnen; wenn der Herr Legebings beginnen wolle, so solle er einen seiner Mannen fragen, ob er einem seiner Mannen zugebungen müsse u.; sei der Mann nicht gegenwärtig, wenn man ihm zugebungen, solle der ihm den Zag künftigen u., man solle das Legebings kündigen, zum Tage, da ihm zugebungen ist u. Im Verdict wird hier zwar auch noch und wiederholt zugebungen, doch der leichtern Ausprache wegen geteidinget gebraucht¹³⁾. Das schwäbische Lehnrecht hat nur in der Capitulüberschrift das Zeitwort zugebungen, nämlich, von zugebungen, und für Legebung im Terte Teding. Es braucht für zugebungen, Teding geben (do imme eine Herre teding gie) und meistens wo an den entsprechenden Stellen das sächsische Lehnrecht Legebung hat, das Zag, z. B. den Zag künden, auch der (nämlich in Beziehung auf das Gericht) gebinge für zugebungen oder geteidinget, und andre Wendungen. Aus zugebungen, teitungen, wurden vielerlei beliebte Redensarten und Zusammenfügungen gebildet und gebraucht, so z. B. mit einander zu teitungen gewinnen (mit einander in Rechtsstreit gerathen), mit Jedemdem bereuen und bereidigen (mit Jedemdem unterhandeln und übereinkommen), anteibigen, anbetreibigen¹⁴⁾ (Jedemdem auf Wege des Rechts ansetzen). Mit dem Hochtrutschen zugebungen, teitungen vergl. das niedertrutsche dag thingen, dangingen, verlagen, vor Gericht fordern, einen Zag von Gerichtswegen und zum Gericht ansetzen¹⁵⁾, sich mit dem Unlaute degedingen, vor Gericht laden, sich gerichtlich vergleichen, Degedingermann, Schiedsmann, Dag-Ding, die angelegte Zeit, vor Gerichte zu erscheinen, mit dem Unlaute und zusammengezogen Deding, von gleicher Bedeutung, aber häufiger gebraucht, daher auch von vielfacher Anwendung, nämlich für actio civilis institutio, ferner für Unterredung, und für eine außergerichtlich bestimmte Zeit, einen Vergleich zu bewirken, eine Unterhandlung, Capitulation einer Forderung u., auf-degedingen, durch Recht abgewinnen, auch gerichtlich erpressen, bedegedingen, bededingen, durch

Recht, oder durch einen Vertrag zuerkennen, in den Vertrag mit einschließen, auch vor Gericht fordern, verlagen, verdegedingen, zu Rechte vertheibigen¹⁶⁾. Buwotedingen, buwotedingen, (im augsburger Rechte buotedingen), von Buwe, Bu, Bau, d. h. eine Bau Vertheib, (womit Land als ein wenig Meierhof erforderlich, und tedingen, heißt mit Jedemdem wegen Vertheibung einer Bau, oder einer vertheibten Bau verhandeln und abschließen oder aufkündigen, wie erhebt aus dem Schwabenspiegel (Cap. 367. §. 229), zu welchen Zeiten der Herr mit seinen Leuten buwotedingen soll. Bee Gut hat, das er um Geld (Zins) hindöst, daß man es bawe (buwe) und will er den vertheiben, der es bawet, so soll er mit ihm buwotedingen zwischen der Lichtmesse und dem weissen Sonntag (Dominica Invenavit¹⁷⁾). Wehadung wird im bairischen Gesetze, wo vom gerichtlichen Zweikampfe die Rede, dieser genannt¹⁸⁾. Velsenus fragt vermuthungsweise, ob vielleicht Wehadung dafür zu lesen¹⁹⁾, und Schottelius will dieses gegen das Zeugnis dafür einschließen²⁰⁾. Schiller erklärt Wehadung durch Weibe-Ding, weil die Kämpfer vor dem Kampfe eingeweiht worden²¹⁾, doch würde es dann Wiadung heißen; Spemann durch Pfand-Ding (ein durch Pfandgebung gelöstes Ding) von wend, Pfand, wodurch wir also Weadung ertheilen; Joh. Ge. Wachter (Glossar. S. 289. 1901) durch Kampf-Ding, nämlich vom gotthischen und fränkischen wigan, angelsächsisch wigian, vegan, vaeagan, altnord. (ai) vega, kämpfen. Wenn wir das angelsächsische Schwanken zwischen wigian und wegan betrachten, so könnte auch leicht der Baier bei wich (Kampf) und wigan (kämpfen) zwischen i und o geschwankt haben, und Wehadung, oder wenn wir das h aus der alten in unsere Aussprache umsetzen, Wechadung, Kampf-Ding, bedeuten. Vergleiche mit Wehadung die dichterischen Ausdrücke angelsächsisch Heorthing, isländ. Hörthing²²⁾, (Schwert-Ding) für Kampf, Schlacht, Alm-thing²³⁾, Umenbing, d. h. Ding der aus Umenholz gefertigten Bögen oder Geschosse. Das angelsächsische Beado-gething (von Beado, Unheil, Krieg), in derselben Bedeutung, und holma-ge-

13) Sächsisch sönreche bei Schiller zu Cod. Jur. Alam. cap. 65—67. p. 35—40 enthält die sächsischen Stellen, wo Legebung und tedingung wechselsweise vorkommen. Vergl. das schwäbische Lehnrecht, Cap. 116 (117). §. 144. In beiden finden sich auch Beispiele wie tugen und Zag geben, gleichbedeutend mit zugebungen. Zag geben (Zag geben) hat aber auch die Bestimmung von Freiz geben, Freiz verhalten; s. Beispiele aus den bairischen Statuten im brem. niederl. Wörterbuch I. S. 179 und aus dem bairischen Statuten im Glossar, zu den von Grafen v. Braunstein herausgegebenen Stat. Stad. 14) z. B. in der Art. d. d. Friedrichs von Sachsen 1425 (bei Pern, Friedrich v. Streitbare. Nr. 277. S. 876—878), welche wir bei der Waffe von Pfeilen, die sich beibringen lassen, darzu anführen, weil sich in ihr die vier angeführten Redensarten und Zusammenfügungen alle insbesondere finden. Im Karrenthebing, Karrenthebing, hat sich das Wort noch in einiger Sprache erhalten, aber das Bewusstsein seiner Abkunft hat bei vielen verloren, da man aus Karrenthebingung geschrieben findet. 15) Statuta Stad. I, 5. p. 47.

16) Stellen, wo die genannten niederl. Wörter vorkommen, f. bei Zilling, Versuch eines bremisch-niederl. Wörterbuchs. I. 241. S. 210—218, und bei Strichs, Das Rührer Recht, Glossar. p. 255, 272. Kilian, Stymologium Teutonice linguae hat Dedinge, illa, litigium, et londen, pactum, paccio, dodingen, dadingen, dadingen, litigare, disceptare, et componere, pasci, transigere. Dedingen, linden, arbitri, disceptatores. Dedingeman, i. e. Schiedsman, arbiter. 17) Holtaus, Calendarium mediæ ævi, p. 63 n. 64 gegen Kilian und Scherzgen und Anbrer Bestimmung, durch Dominica in Albia, jetzt Quasimodogeniti genannt. 18) Lex Baiwariorum, Tit. VI. cap. 5. p. 300: spondant iuvicem wehadung, quod dicimus e. c. Decretum Thassilonis de popularibus legibus, §. V. De pugna duorum, quod wehadung vocamus e. c. §. VI. Qui supra praedictae pugnae, vocamur Camf-we dicimus, peracto iudicio e. c. Probst hieß Wehadung. 19) Felteus, Rep. Baicar. Lib. V. p. 165. 20) Schottelius, Lib. I. De Jur. sing. Germ. 25. §. 15. 21) Schiller, Glossar. p. 224. 22) S. H. Hudrumar-Hvaet VI. gr. Nuth. d. Qdd. Elm. S. 528. 23) z. B. Sub im Landmadel, p. 178.

thing", Ding auf dem Holme, weil die Zweikämpfe auf den Holmen gehalten wurden, weshalb im Altnordischen Hólmangár (Holmgang) für Zweikampf der gewöhnliche Ausdruck ist, so z. B. in Island, Landnámabók.

Witziggedinghe, welches zum 3. 1169 vorkommt²⁴⁾, das man erklärt als ein Gericht zusammengekehrt aus den Witzigesten (Witzigen, d. h. Weisen), sowie die Kathegolier zu Städte dho Witzigesten berufen wurden²⁵⁾. Aber man suchte ja alle Gerichte aus den Weisesten zusammenzusetzen. Auch läßt uns die altteutsche Sprache um eine gute Erklärung nicht in Verlegenheit, denn wir finden hier Wizzo, Strafe, Holterqual, wizzieh, poenalis, getwizzinot, gestraft, hingerichtet, angawizinot, ungestraft, Wizzanara, liciores²⁶⁾ u. In witziggedinghe ist also das witzig eine demöthliche Bildung von Wizzo, und gedinghe die übliche Verstärkung durch ge für Dingh, und es bedeutet wörtlich Straf-gericht, d. h. Strafgericht. Den innigen Zusammenhang des Religiösen und Dingwesens bei den alten Teutichen, welche sich nur durch den Aufbruch der Götter regieren ließen, deutet Tacitus nur an, wenn er sagt, Stillschwigen gebiete auf den Volksversammlungen der Priester (altnordisch Godhi), und habe da auch das Recht zu strafen, und weiter nun anknüpft, auf der Volksversammlung sei auch erlaubt, auf Leben und Tod anzuklagen, und hierauf die verschiedenen Strafsachen angibt, unter denen z. B. eine die Verurteilung in Eumpfi ist. Die Bedeutung des von Tacitus Erzählten ist ihm, der bei den teutischen Dingen an die Volksversammlungen der Römer und bei dem Gerichtswesen der Germanen an das seiner Landsleute dachte, nicht klar geworden, oder, spricht sie nicht aus. Seine Berichte sind nur in Ansehung des Thatsächlichen, was er berichtet, nicht in Ansehung seiner Urtheile und Ansichten darüber, zu brauchen; denn diese sind nicht deutsch, sondern römisch, und seine Angaben erhalten ihren vollen Werth nur durch Vergleichung mit den germanischen Quellen. An diese müssen wir uns auch wenden, um das Dingwesen der Germanen in der Heidenzeit zu erfassen. Dieses war ganz auf die Religion gegründet, wie z. B. die Betrachtung des Dingwesens bei den Nordmannen zeigt, welches sie mit nach Island

brachten. Thorkel, Sohn des ersten Besignehmers Íslands, Ingolf, ließ zuerst mit Rath Selai Viola's, Drógg von Esjuberg und anderer weisen Männer ein Mánner- (Menschen-) Ding (manna thing) auf Ríslarnes, ehe ein Althing gesetzt war, und deshalb folgte dieser Priester- und Richterbesitz (godorde) den heiligen Althingsgebrüchen (alhingishegum) auch nachher noch, als er die Stelle eines Althings nicht mehr vertrat. In der Nähe des Dings war ein dem Thor geweihter Haupttempel, bei welchem ein Eumpfi sich befand, in welchen die geopfert (d. h. die im Namen der Gottheit dingerichteten) Menschen gestürzt wurden. Auf dem Altare des Tempels lag ein großer silberner Ring, welchen der Godi (d. h. Dpyerhüptling und Richter) auf dem Dinge tragen und bei welchem man schwören mußte²⁷⁾. Mehreres über den Gebrauch solcher Ringe auf dem Dinge lernen wir aus den heidnischen Gesetzen kennen, welche Ulfliots Gesetze heißen. Dieser war nämlich nach Norwegen gereist, hatte sich drei Winter (Jahre) hier aufgehalten, und mit seinem Mutterbruder Thorkel dem Weisen die Gesetze gesetzt, welche seitdem Ulfliots Gesetze (Ulfliotslög) genannt wurden. Als er wieder nach Island kam, ward ein Althing (alhing) gesetzt, und die Isländer hatten seitdem ein Gesetz. Der zweite Satz des Anfangs des Gesetzes war, daß in jedem Haupttempel auf dem Altor ein Ring von zwei Unzen, oder mehr liegen sollte. Diesen Ring mußte jeder Godi (Priesterrichter) zu allen Lögthingen (von diesen unten mehr), welche er selbst halten mußte, an seiner Hand haben, und zuvor mit dem Blute des Kindes röthen, das er selbst dazu geopfert hatte. Jedermann, dem eine gerichtliche Handlung zu verrichten oblag, mußte zuvor auf den Ring schwören und seine Eideshelfer (vatta, Witter, d. h. Zeugen) zwei oder mehr nennen: Ich nenne diesen Eideshelfer (thatt vatti), mußte er sagen, daß ich selbst Eid auf den Ring, echten Eid (Gegoid, Geseides = Eid, gesegmässigen Eid), heisse mit so Freyr und Nírd, der allmächtige Áse, wie ich diese Sache suche (oder vertheidige, oder Zeugnis ablege, Zeugen anrufe, oder Urtheil fälle), wie ich weiß auf das redteste und wahrste und gänzlichste nach den Gesetzen, und alle gesegmässige Handlungen von der Hand löse (d. h. verrichte), die unter mich kommen, so lange ich auf diesem Dinge bin. Mit diesen Worten und Dingformen (thingmörkum, Dingmarken) beiligten namentlich die Vorstehen Dorfmöds, der in Island Allaherjargodi (allgemeiner Richter) war, und dieses aussagte, die Althinge. Damals, als die von Ulfliot in Norwegen gesammelten Gesetze in Island eingeführt und das Althing errichtet wurde, ward das Land in Viertel getheilt, und bestimmt, daß drei Haupttempel (höfuthof) in jedem Dingsprengel (thing-sökum) sein sollten, Männer wurden zur Bewachung der Tempel nach Weisheit und Gerechtigkeit gewählt. Sie mußten auf den Dingen Gerichte ernennen, und den Sachgang (sakfrel, Sachfahrt, Proceß) leiten. Des-

24) De Danorum Rebus Gestis Sec. III. et IV. poema Danicum dialecto Anglo-saxonica ed. Thorkelin, p. 55, 159, 292, 274, 275. Auch wird hier S. 59 dies thing for Kampf gebraucht: me weard grandes thing, mit wach Gerends Ding, d. h. ich dacht einen Kampf mit Gerend. 25) Urk. von 1169 bei Gröpp. Originen et Antiquitat. Hannoverana, p. 227. 26) So lautet Gröpp. Ern. Hamm. Dissert. historica de Republica Vbi-Agrippina, p. 55. Witziggedinghe ab, welche Abtheilung Hottowa, Glossar, p. 2126 mit Recht bestritt. Grethaus (Statuta Studensis) nimmt Praefat. p. 14 Sammt Erklärung an, verweist sie aber Adenda, p. 114 wider. 27) Reichliche Nachweisungen über Wizzo, Strafe, und die von ihm gebildeten Wörter f. aus Kero, Otfried, Kaiser, dem Gloss. Moos, und andern hochdeutschen Quellen bei Schiller, Gloss. p. 880 u. 881, und bei Leccardus, Catechesis Theologica, p. 135 u. 136. Vgl. das altnordische viti, Schuld, Verdröcher, Strafe, das dänische vide, das angelsächs. Vito, das niederländische Wile, Harwurf, Zabel, Neßage, Strafe, das altnord. vinn, angelsächs. vitan, engl. wile, neßage, witen, Schuld geben, verweisen.

28) Isländs Landnámabók. P. I. cap. 9. p. 19. P. IV. cap. 7. p. 300. Kjalnesinga Saga, cap. 2.

halb hießen sie Godar. Jedermann mußte Zoll (toll, d. h. Steuer) an den Tempel geben, wie später an die Kirche bezahen. Für den innigen Zusammenhang des Dingwesens und der Religion ist auch die Geschichte des großen Opferers und Thorgläubigen Thorolf Mosterslegg's besonders bemerkenswerth. Als er auf seiner Auswanderung aus Norwegen nach Island westlich vor den Breidafjörð kam, warf er seine Hochfiskuln über Bord, an welchen Thor eingegraben war, und betete dazu, daß Thor da an das Land kommen möchte, wo er wollte, daß er wohnte, und gelobte, dem Thor alle seine Landnahme zu heiligen, und nach ihm zu benennen. Thorolf segelte in den Breidafjörð hinein, und gab dem Meerbusen diesen Namen. Hier fand er den Thor auf einer Sandzunge (á nesu einu) ausgeworfen, welche nun Thórnes heißt. Sie landeten innerhalb in dem Meeresschnitte (vog), den Thorolf Hofsvog (Tempel-Meeresschnitt) nannte. Hier errichtete er sein Gehöf (bae), und baute einen großen Tempel (hof), und heiligte ihn dem Thor, da, wo es nun Hofstænar (Tempelstätten) heißt. Der Meerbusen war damals f. si noch ganz unbewohnt. Thorolf nahm Land von der Steiffa bis zur Thorfa (Thorsflus) und nannte alles Thórnes (Thors Vorgebirge, Erdzunge). Er hatte so großen Glauben an den Berg, der auf der Sandzunge war, und den er Hølgafell (Heiligenberg) nannte, daß Niemand ungewaschen dahin blicken sollte, und so große Frieðheiligung (Friedhelgi) war dafelbst, daß dort weder Vieh noch Menschen verlegt werden sollten, sie kamen denn von selbst um. Das war Thorolf's und seiner Blutsverwandten Glaube, daß sie nach ihrem Tod alle in den Hügel eingehen würden. Da auf der Sandzunge, wo Thor ans Land kam, hielt Thorolf alle Gerichte, und setzte dahin das Landschaftsding (heraðathing) mit Rath aller Landschaftsgenossen (svéltarmanna). Wenn die Männer da auf dem Dinge waren, so sollten sie nicht Afsenverdrückung (álsreki, d. h. Leibesentleerung, weil man hierdurch die Afsen (Landgeister) zu verschrecken glaubte) am Lande haben, denn sie wollten ein so heiliges Gehöf nicht beschmutzen, und eine Schere war dazu angemessen, welche sie deshalb Drisakar (scopulus excrementorum) nannten. Aber als Thorolf tot und Thorstein, sein Sohn, noch jung war, da wollten Thorgrim, Kiarlak's Sohn, und sein Schwager Agfir nicht auf die Schere gehen. Die Thornefinger bildeten das nicht, daß sie ein so heiliges Gehöf beschmutzen wollten. Deshalb schlugen sich Thorstein, Thorstabit, Thorgrim Keinar und die Thirigen mit Thorgrim und Agfir und den Thirigen hier auf dem Ding um die Schere, und fielen da einige Männer, viele aber wurden verwundet, ehe sie geschieden wurden. Thorðr Gællr verschonte sie. Das Gehöf war unheilig von dem Blutsblute. Da ward das Ding von dannen hinweg und in das Innere der Erdzunge verlegt. Da war hier eine große heilige Stätte, und stand hier der Thorsstein (Thors Stein), auf welchem sie die Menschen verbrachten, welche sie opferten, und war hier der Gerichtsting (dómríngur), in welchem sie die Menschen zum Opfertode verurtheilten. Hierher setzte Thorðr Gællr ein

Fiörðungathing (Viertels-Ding) mit Rathe aller zum Viertel gehörenden Männer²⁹⁾. Der (nördliche District wird noch heute biswelen Thórnesathing genannt³⁰⁾). Zur Erklärung der oben erwähnten Löðginge müssen wir noch dieses bemerken: Löðginge vom altnordischen Lag, Geseh (Wehrzahl Lang, Löð) schwed. Lag, Lagh, dän. Logh, Lov, angelsächsl. Lag, engl. Law, hießen sowohl die höchsten Dinge, die Alðing, als auch die unter ihnen stehenden geringern. So machte der schottländische Lagmann (Komman), der Vorsteher des Alðings, in der Ausübung seines Vberrihteramts eine jährliche Umreise durch das Hauptland (Mainland), um den geringern Lagthingen jedes besondern Bezirks vorzusitzen. Auf dieser Umreise war er von einem großen Gefolge begleitet, welches aus Robben und andern Gliedern seines Gerichts bestand. Bei diesen Sitzungen empfing er die Berufungen von den Untergerichten der Bezirksvoigte; er hob ungerechte Urtheile auf, und ließ wegen aller Sachen zu Gericht, diejenigen aufgenommen, wovon das Leben oder der Tod des Angeklagten abhing. Hierbei durfte dieser eine Berufung an das Alðing der Dvaler machen, welche versammelt wurden, an den Entscheidungstheil zu nehmen. Die Bezirksvoigte, auch in seinen Bezirken, deren es früher fünf, später als Stetland an Schottland gekommen, zehn gab, beriefen alljährlich zwei Dinge (Gerichtssammlungen), wobei alle achtbare Hausmänner des Bezirks anwesend sein mußten. Hier verlas man erstlich die Gesehe oder das Landrecht, welche des Voigts Beschlässe leiteten; darauf schritt man zur Untersuchung der vorgebrachten Sachen. Aber blos kleine Dinge, welche gute Nachbarschaft und Bezirkspolizei angingen, durfte der Untervoigt entscheiden, und in seiner Sache über zehn Pfd. (schottische Pfd., also zehn Dhaler) Werth sprechen. So auch hatte der Lagmann auf dem alten orte'schen Lagthing mehrere Untervoigte unter sich³¹⁾. Von seinem Vorsteher ward das Lagthing auch Lagmansathing genannt. Ein Lagmann (Gesehmann) oder Löðögumadr (Gesehsagemann), auch Allsheriarogdi (allgemeiner Richter) genannt, stand auch dem Alðing der Fjäländer vor, welches alljährlich gehalten ward und 16 Tage währte. Hier wurden mit gemeinsamer Zustimmung die Gesehe des Freistaates gegeben, und die Entscheidung über Handel³²⁾ gefällt. Der vom Volk erwählte Löðögumadr bezieht sein Amt eine gewisse Reihe Jahre, manchmal bis ans Ende seines Lebens. Der berühmte Snorri Sturluson ward zweimal dazu gewählt. Dem Löðögumadr kam die Deutung,

29) Islands Landnámabók P. II. cap. 12. p. 95 u. 94. P. IV. cap. 7. p. 299 — 301. über dómríngur vgl. Egils Saga, cap. 35. 30) Finn-Magnusson, Lex. Mytholog. p. 329.

31) Barry, History of the Orkney Islands. Sec. Edit. p. 184. Hibbert, Description of the Shetland Islands, p. 184. und hierzu Knab's Erdkarten in den Neuenlanden, S. 349 — 361, 444 — 453. 32) S. J. B. Islands Landnámabók p. 172, wo

Widfarbar-Skegge segja'n und die Seinen wegen muthmaßlichen Rechtschaffenheit vor das Alðing schriftlich labet: oc ætendi Midfarðar-Skegge theim um stuld til alþingis und Skegje Widfarbar-Skegge sie um Dietzahl zu dem Alðing).

Erklärung und Aufbewahrung der Gesetze zu, und die in seinem Verwaltrath befindliche Abschrift galt als Norm. Sein vom Volke bestätigtes Urtheil ward in allen Fällen als entscheidend betrachtet. Er hatte die Macht, von den untern Stufen (priesterlichen Richtern, gekählte Urtheile in Untersuchung zu ziehen und umzufließen, und sogae sie zu strafen, wenn bewiesen ward, daß sie wider den Geist des Gesetzes oder ihres Amtes gehandelt hatten³³). Sowie die Isländer ihre Gesetze aus der Heimath ihrer Väter, Norwegen, geholt, so vermalte auch der Lagmann von Schetland in älterer Zeit die Berechtigte nach den Regeln eines aus Scandinavien herkommenden Gesetzbuches, und suchte auch bei schwierigen Fällen Rath in Norwegen, so z. B. geht aus einer Urkunde hervor, daß ein dunkeln und schwierigen Erbschaftsstreit der Lagmann und ein Lagrettmann (Lowrettmann, Gerichtsbefugter) aus Schetland nach Bergen übergeführt waren, um sich dort des Rechts zu erholen, und sie beide nebst dem Lagman von Gulathing und einigen Beisitzern desselben in Bergen ein sogenanntes zusammengesetztes Gericht gebildet³⁴). Das Gulathing, dieses norwegische Althing, hatte seinen Namen von seiner Dingstelle auf der kleinen Insel Guley. Zu Missfandebing mußten die königlichen Oberbeamten oder die gesellschaflichen Stellvertreter derselben aus allen zu diesem Lagmanssprengel gehörenden Hylten (Landchaften), aus jedem Hylte nach der Volkszahl derselben nicht weniger als 238 Männer ernennen. Diese Ernanneten mußten alle das Althing besuchen, und erhielten Tage- und Reisegelber und aus ihnen wurde die Wahl der zwölfter Männer vorgenommen. Die königlichen Oberbeamten mußten, wenn sie die 238 Männer ernannt hatten, den ersten Sonntag nach ihrer Ankunft zum Gulathing diesen Eid leisten: dazu legt er die Hand auf das heilige Buch, und das bezeugt er vor Gott, daß er diejenigen Männer zum Gulathing ernannt habe, die ihm nach seinem Gewissen die besten gedenkt haben, und daß er keine Gabe dafür genommen³⁵). Von dem Wirtungskreise des Haoradathing, Heradathing (Landchafts-Ding) führen wir aus dem isländischen Gesetzbuche dieses Beispiel an: Hant Jemand jugelaufenes Vieh unter dem feigenen, namentlich Widder, deren Eigner und Marke er nicht kannte, so mußte er sie alle zwei Monate im Sommer, bei seiner Kirche abthunigen; und einmal den näch-

sten Sommer auf dem Hæratsting; auch auf dem zweiten und dritten, fand sich dann der Eigner, so mußte dieser ihm ihren Werth bezahlen, außerdem befiel er sie den dritten Herbst, nachdem er sie gesetzmäßig abgethündigt hatte³⁶).

Die Sachsen hatten ihr jährliches Althing (generale concilium) mitten in Sachsen an (secus) der Weser und bei dem Orte Marlo (nach Wippen das wüste Dorf Marle bei Leese an der Weser, nach Perh Martenham in der Grafschaft Hoya, da die Ausdrücke juxta, secus, prope nicht selten einen Zwischenraum selbst von 15,000 Schritten anzeigen; außer der doch etwas zu großen Entfernung paßt freilich das ganz in Marlenab Nähe gelegene Heiligen-loh, heiliger Wald, zu der Dingstätte). Auf dieses Althing kamen jährlich einmal aus jedem Gau und jedem der drei Stände (Erelinge, Freilinge, Rassen) je 12 Abgeordnete zusammen, und berathschlachten über das allgemeine Beste³⁷). Den unterjochten Sachsen verbot Karl der Große Althinge zu halten, außer wenn sie der königliche Bote aus des Königs Gebot versammelte, sondern jeder Graf sollte in seinem Diensthause die Dinge halten und Gerechtigkeit schaffen, und die Pfaffen sollten darauf sehen, daß es nicht anders geschehe. An den Tagen des Herrn (Sonntagen) sollten keine Dinge gehalten werden, wenn nicht etwa große Noth oder feindliche Einfälle dazu zwängen³⁸). Wenn auch den Franken und Langobarden wiederholt eingeschärft worden mußte, am Sonntage keine Dinge anzustellen, Niemanden zum Tode zu verurtheilen und keinen Markt zu halten³⁹), so hatten sie wol darum den Sonntag am liebsten dazu gewöhnt, weil sie auf ihn ihre Begriffe von Pfaffenstern übertrugen, an welchen die mit Märkten verbundenen Dinge, auf welchen auch die Verbrecher geopfert wurden, in der Heidenzeit gehalten wurden. In den fränkischen Capitularien finden wir folgende Dinge, des Königs Ding, des Grafen Ding, des Boten (missi) Ding, des Vicars Ding, des Centenars Ding. — Zuerst von des Königs Ding. Karl der Große verordnete um das Jahr 769: an das Mal (die Malstatt, Gerichtsstatt) zu kommen, sollte Niemand jögen, zum ersten Mal um den Sommer, das zweite Mal um den Herbst; zu den andern Dingen aber, wenn Nothwendigkeit vorhanden, oder des Königs Gebot dränge, solle geladen Niemand zu kommen jögen⁴⁰). Im J. 803 gab er eine Bestimmung über die Bischöfe, Äbte, Grafen, welche auf seinem Dinge nicht geseien. Ferner setzte er fest, daß er sein Althing (generale placitum), wenn nicht andre Dinge zufällig dazwischengekommen, den 24. Juli, das heisse, zur Messe

33) Weisheit über die verschiedenen isländischen Gerichte s. im Art. Hrepp, wo namentlich von den Hreppstiorathing gehandelt wird; vgl. Henderson, Iceland, Sec. edit. p. 12. Räte, die Gæta, S. 46. 34) Sibirtz sucht aus dieser, S. 314 von ihm angeführten, Urkunde zu erklären, daß das Lagthing zu Bergen in Norwegen oder das alte Gulathing vor der Verhänfung seitwärts dieser Insel an Ederstungen und nicht erst einige Zeit nachher eine Art Gericht letzter Instanz oder das gewesene sei, was man jetzt wol einen Revisionshof nennt. Xr. n. d. S. 351—352, meint, daß man aus der Urkunde nicht ersehe, daß ein letzter Zug von dem ständischen Lagmansanhang an das Gulathing oder gar an den Hof von Norwegen gebracht sei, obgleich das bei der gesellschaflichen Macht der Äste (Gerichte) im 14. und 15. Jahrh. wol zuzulassen sein möge. 35) Gulathingis Laug. Koppenhagen 1817. Thingarar Bolke, Cap. 1—3.

36) Den Isländer dem Zwanzigen, berichtet von Gæil Hverholsten. (Kopenh. 1763.) Landelogs Bolk, cap. 49 und 50; 37) Vita S. Leobini bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II, p. 361 u. 362. 38) Capitulum de Partibus Saxoniae, cap. 18, p. 581. Cap. 24, p. 584. 39) Capitulum primum anno 818, Cap. 15, p. 772. Caroli M. Leg. Langobard: cap. 140, p. 1169. Capitulum Hll. lib. II, cap. 7, p. 1283. Lib. IV, cap. 57, p. 1384. Lib. V, cap. 298, p. 1479. 40) Caroli Magni Capitulum primum, datum, ut videtur, sub ejus regni exordio, an. Christi 769, cap. 12, p. 589.

des heiligen Johannis des Täufers zu Mainz oder Gabilon (Chalons sur Saône) halten wollte“). Daß hier das Waisfeld, welches doch nichts andres war, als ein Aiding, welches der König hielt, da alle Franken unter dem Vorsteh des Königs Versammlung zur Beratung des Besten des Reichs hielten, hier nicht gedacht wird, kommt wol daher, weil dieses einen besondern Namen und schon feste Bezeichnung hatte, oder wahrscheinlicher, Karl der Große, der so viele Neuerungen traf, vertheilte hier unter seinem Aiding das Waisfeld. Früher ward dieses Aiding nach alter Gewohnheit der Franken den 1. März gehalten, und hieß Märzfeld, bis es im J. 755 in den Mai verlegt ward. Nun hieß es eine Zeit lang Märzfeld im Mai, bis es den Namen Waisfeld erhielt. Von Chlodowig wissen wir, daß er sein Heer auf dem Märzfelde musterte. Auf dem Märzfeld erhielten die fränkischen Könige auf dem Stuhle sitzend die Geschenke vom Volke nach alter Gewohnheit bis zum letzten Retovinger, den sein Hausmeier Pippin verdrängte, und verordnete, was von den Franken beschossen war“). König Pippin hielt nach den meißten Jahrbüchern im J. 754 sein Ding (placitum saum), oder nach dem Ausdruck der Fortsetzung der Chronik des Fredegars versammelte er alle Franken in der Pfalz (publica villa) Brennan den 1. März, wie Gewohnheit der Franken war, saß mit seinen Großen den Rathschluß, zur Zeit, wenn die Könige in den Krieg zu ziehen pflegten, unternahm eine Heerfahrt in die Lombardie u. s. m. Im J. 755 kam nach den Petavianischen Jahrbüchern Thassilo zu dem Märzfeld, und sie veränderten das Märzfeld in den Mai, die meißten Jahrbücher erzählen zum Jahre 757: König Pippin hielt sein Ding zu Compiegne in der Pfalz (villa publica), wo auch Thassilo, Herzog der Baiern, w. r., den König Pippin Treue schwören ließ. Im J. 761 hielt König Pippin das Ding der Franken (conventum Francorum) zu Düren, der Pfalz (villa publica), und berathschlagte über das Best des Reichs. Im J. 763 hielt Pippin das Aiding der Franken (placitum generale Francorum) zu Nevers, worin wo auch er gegen Wailar nach Aquitanien zog, im J. 764 zu Worms, im J. 765 zu Andernach, und führte in diesem Jahre keine Heerfahrt irgend wohin, wiewol seine Grafen gegen die Aquitanen und Wassen kämpften. Die Aidinge der Franken hatte man also im März gehalten, und Pippin jurte, wie der Fortsetzer des Fredegars sagt, zum Nutzen des Reichs aus dem Märzfeld ein Waisfeld gemacht, weil ihr Hauptwerk die Beratung über Krieg und Frieden war, und der Frühling die Zeit war, wo man die Heerfahrten am gewöhnlichsten unternahm. (Vgl. mit diesem Aiding der Franken das norðische Opferfest entgegen dem Sommer, wo die Könige

um Sieg opferten, im Artikel Opferfeste bei den Germanen.) War der Krieg schon ausgebrochen, so hielt man auf der Heerfahrt selbst das Waisfeld; sowie die Fortsetzung des Fredegars bei Gelegenheit des Krieges gegen Wailar erzählt: König Pippin zog mit dem ganzen Heere der Franken durch Trobes, von da nach Auterre, kam bis zu der Stadt Andernach, hielt daselbst mit seinem Franken und den Großen sein Ding des Waisfeldes, setzte über die Loire u. s. m. Pippin das Jahr darauf mit dem ganzen Heere der Franken nach Orleans kam, und sein Ding des Waisfeldes hielt, ward er von den Franken und seinen Großen durch viele Gesandte bereichert. Im J. 767 zog er wieder nach Aquitanien, kam nach Bourges, und hielt daselbst, wie Sitte war, nach dem Ausbruch der Fortsetzung des Fredegars, des Waisfelds, nach dem bestimmten Ausdruck der meißten Jahrbücher das Ding der Franken (conventum Francorum) auf dem Waisfeld“). Das Waisfeld hielt Karl der Große im J. 773, als er in die Lombardie zog, bei Genä, im J. 775 und 779 bei Düren, 776 und 781 bei Worms, und im J. 777 bei Paderborn, wobei zahlreiche Sachsen die Laufe annehmen mußten“). Zum Jahre 790 berichten die lombardischen Jahrbücher (bei Freig S. 34) und das Chronicon Moissacense (S. 299), Karl der Große habe das Ding (conventum) zu Worms, doch nicht Waisfeld gehalten, und das Bruchstück der Annalen Chuanii (bei Freig S. 34) sagt zu demselben Jahr: er habe sein Ding (saum conventum) zu Worms gehalten. Durch Vergleichung beider geht deutlich hervor, daß der neuerungsbefähigte Karl der Große, das Aiding, welches früher Märzfeld, dann Waisfeld hieß, in der letzten Hälfte seiner Regierungsjahre zu ihm beliebiger Zeit gehalten, bis er 803 die oben erwähnte Bestimmung traf. Es mußte denn der Zufall in den lausitzheimischen Jahrbüchern und im Chron. Moissacense und das Jahr blieb ohne Heerfahrt (sine hoste), das Aiding, wenn es nicht Heeresmusterung zugleich enthielt, nicht Waisfeld genannt worden sein. Aber diesem widerspricht, daß eben die Aidinge hauptsächlich zur Beratung über Krieg und Frieden gehalten wurden, und man also jenen Unterschied nicht im Voraus machen konnte. Wol aber erklärt der Zufall, warum Karl im J. 790 das Aiding nicht als Waisfeld hielt, er hatte nämlich keine Heerfahrt zu thun, und eilte also mit dem Aiding nicht, da er es nicht brauchte, und immer mehr seine Aende, als die des Volkes vor Augen hatte. Nach alter Gewohnheit hätte er eben das Aiding im März oder Mai halten sollen, um mit allen Franken über Krieg und Frieden

45) Cont. Chronici Fredegarii bei Freher, p. 161—165. Annales Metenses tit. Primus. Mon. Germ. Hist. Scripta. T. I. p. 320, 333—335. Annales Petavianorum Continuata. p. 11. 46) Ann. Lausiacenses, Ann. Alamandici bei Perz, T. I. p. 28. Annales Nazariani p. 29. Annales Laurebimuncium Pars altera p. 51: conventus Francorum, id est, Magli campus. Annales Alamannici Cont. Annal. Geelherby. Cont. p. 40. Chronicon Moissacense p. 296: conventus maximus Francorum, id est, Magli campus. p. 297: magnus Francorum conventus, id est, Magli campus.

41) Capitula tertiae an. 803. Cap. 14. Cap. 29. p. 668—669. 42) Gregorius Turonensis, Hist. Lib. II. cap. 27, bei Freher, Corp. Hist. Franc. p. 43. Gesta Abbatum Fontanellensium, cap. I. bei Perz, Mon. Germ. Hist. Scripta. T. II. p. 275. Einhardi Annal. Fuldenae l. c. T. I. p. 346. Einhardi Vita Caroli M. cap. I. l. c. T. II. p. 444. Annales Lausiacenses minores l. c. T. I. p. 116.

den zu berathen. Aber er hatte die Franken mehr zum Gehorchen als Berathen gewöhnt, und hielt, da er keine Heerfahrt wollte, also die Franken nicht nöthig hatte, das Abding zu beliebiger Zeit. Doch bebielt er immer noch die Form der Einwilligung der fränkischen Großen in seine Beschlüsse möglichst beiz; so sagt er in der Einwilligung der Bitten der Bischöfe, welche diese dem Volke für die Bischöfe auf dem allgemeine Ding (in generali populi conventu) zu Worms im J. 803 in den Mund gelegt, sie von der Abtheilnahme an den Heerfahrten zu befreien, daß er das, was alle gebeten, wenn er auf das allgemeine Ding (generale placitum) kommen werde, mit Zurathziehung aller seiner Getreuen schriftlich zu bekräftigen wünsche. Nur das, was allgemein bei (generalia) und für alle Stände posse, festzusetzen und allen der heiligen Kirche Gottes und seinen Getreuen aus Liebe zum allmächtigen Gotte zu überliefern, sei er bereit, und auf seinem nächsten Ensat (Send) und allgemeinen Dinge (ad proximum synodalem nostrum conventum ac generale placitum), wo mehr Bischöfe und Grafen zusammengekommen, werde er jenes, wie sie verlangt, bekräftigen⁴⁵⁾. Der Erzbischof Hinkmar von Rheims sagt, daß eigentlich zwei Dinge (placita) im Jahre seien gehalten worden, ein allgemeines im Frühjahr, wo von den Angelegenheiten des ganzen Reichs gehandelt wurde, und wo nicht allein die Großen, sondern auch die übrigen freien Leute, wenn sie wollten, erschienen, die ersten, um Verordnungen zu machen, die andern, um sie anjume-

men. Karl der Kahle (Edict. Pist. c. 6) sagt, ein Gesetz werde gemacht, durch die Bestimmung des Volk und die Verordnung des Königs⁴⁶⁾. Aus den Königdingen entwickelten und bildeten sich die Reichstage, indem nach und nach bloß die Reichsfürsten auf denselben ihren Einfluß bewahrten, und zuletzt auch bloß allein erschienen. Auf den Dingen der Grafen, oder wenn diese ihre Schuldigkeit nicht gethan, der königlichen Grafen, mußten namentlich die Rechtsfälle, welche Todesstrafe oder Verlust der Freiheit nach sich zogen, oder Zursätssetzung von unbeweglichem Vermögen oder von Sklaven betrafen, entschieden werden. Auch durfte nur vor dem Grafen oder den königlichen Boten der Kauf und Verkauf der Menschen stattfinden. Auf die Dinge der Grafen mußten die Richter und Voigte die Strafe des Verlustes ihrer Würde und ihres Lebens, und die königlichen Vasallen bei gleicher Strafe die Räuber aus den Freistätten stellen. Wenn ein freier Mensch des Diebstahls angeklagt worden und eignes Vermögen hatte, so mußte er sich durch Pfandsetzung verbindlich machen, auf dem Mal vor dem Grafen zu erscheinen; hatte er kein Vermögen, so mußte er Bürgen stellen, welche sich durch Pfandsetzung verbindlich machten und ihn auf das Ding bringen ließen. Wie manche Grafen ihre Pflicht erfüllen mochten, lehren folgende gesetzliche Bestimmungen: Die Grafen sollten nicht immer die Armen unterdrücken, und wie der Zusammenhang lehrt, namentlich nicht durch unnöthige Mahnung (Ratung) vor die Dinge, denn unnützlichbar vorher wird gesagt, die Mahnung (Ratung vor Gericht) brauche man nicht zu beobachten, außer wenn Jemandes freier Stand oder Erbschaft angegangen werde; bei diesen Fällen sollte der in Anspruch Genommene nach der Vorchrift des Gesetzes gemacht (manniatur) werden; bei den übrigen Rechtsfällen sollte keine Mahnung, sondern Vorladung durch den Grafen bei Strafe stattfinden (rationem redditurus, non manniatur, sed per Comitum banniatur), (wir haben nämlich zum bessern Verständnisse der Stelle in Karls des Großen langobardischen Gesetzen Cap. 77 die entsprechende Stelle aus dem Capitulare Ludwig des Frommen vom J. 819 Cap. 12 herangezogen); man solle durch Strafgebitung des Grafen (per districtiorem comitis) zu dem Male kommen, und zum Besuche der Reichsstelle aufgefordert werden. Kam der in Anspruch Genommene bei der ersten und zweiten Ratung des Grafen nicht zu dem Male, wurde er Gerechtfertigt zu leisten dadurch gezwungen, das sein Vermögen als Strafe eingezogen ward. Die Grafen oder (wohl) Richter mußten auf den Dingen die Rechtsachen der Witwen und Waisen und übrigen Armen, da diese kein Vermögen hatten, von welchem sie sich erbalten konnten, bis sie Gerechtfertigt erriangen, und deshalb ihr Geschrei des Königs Ohr bestürmte, zuerst (Vormittags) hören und entscheiden, Nachmittags die Sachen des Königs und mächtiger Menschen. Bei den Rechtsachen der Kirche war die Gesetzgebung, da der Einfluß der

45) Capitularia octavum ann. 803. p. 678—684. Capitularium Lib. VI. cap. 571. p. 1591. In Beziehung auf das Königs Ding ist noch zu bemerken, daß Capitularium addito quarta cap. 95. p. 1822 eines besondern Kapitels gehobt wird, nämlich wenn welche ohne Einwilligung des Bischofs Presbiter in ihre Kirche setzen, oder aus der Kirche vertreiben, (dominio Missae) ermahnt, nicht gehorchen wollten, so sollten sie geächtet werden, wegen des Königs Strafe Pfand zu setzen (banum nostrum reuadiare) und Bürgen stellen, die ihn so des Königs Ding (placitum nostrum) bringen müßten; und dann wolle der König entschreiben, ob sie die Strafe zahlen oder eine andre Brä (barnicaram) bilden sollten. Aber in dem Capitulare Wormatiense ann. 849. cap. I p. 895, aus welchem diese Stelle genommen, und Capitularium Lib. V. cap. 98 folgt: placitum nostrum für placitum nostrum. Um so leichter konnte dieses für jenes geiegt werden, da der König Ding gewöhnlich an Orten gehalten wurden, wo königliche Pfalzen (palatia regia) waren. Heibald Zager, Schiedsrichter Schiedsmann, I. Bd. S. 15 n. 16 sagt, daß ihm als Pfalz zum ersten Mal im J. 854 vorkommt unter dem Namen Palatium, Placitum ville, curie regia oder imperialia aus entlegeneren, oder unter dem Namen placitum kommt es vorzüglich nicht vor, denn Marpert (Casus S. Galli bei Pertz. Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 69) sagt nur, König Ludwig habe im J. 854 kaiserlich sein Ding (publico placitum suum) zu ihm (in villa, quae dicitur Vima) in Gegenwart seiner Edlhen und anderer Fürsten seines Reichs gehalten. Auf diesem Dinge wurden die Streitigkeiten zwischen dem Bischofe von Straßburg und dem Kloster St. Gallen verglichen, und der König ließ eine Urkunde ausstellen, welche das Datum trägt: Hincma publico regis M. Kal. Aug. etc. Hieraus geht, daß die Urkunde auf dem placito in dem palatio regio ausgefertigt worden, darf man nicht schließen, das palatium regium habe auch placitum geheißen, sondern es war nur locum placid, die Dingstätte.

46) Bgl. Schumacher, Gesch. d. Franken. I. Bd. S. 243. 10. Cap. allm. Ausg. v. 1784, S. 532, 533.

Bischofe und die Bistümer mit einander kämpften, mit sich selbst nicht einig, denn man findet bald die Bestimmung, daß die Sachen der Kirche gleich nach denen der Witwen und Waisen Vormittags, bald daß sie nach den Sachen des Königs Nachmittags vorgenommen werden sollen. Die Grafen und Richter überhaupt mußten das Ding nachten halten, sowie auch die Zeugen zum Dinge nächsten kommen mußten, und nachdem sie gegessen, weder Zeugnis ablegen noch Eid leisten konnten. Die Vergnügungslust machte die gesetzliche Bestimmung nötig, daß die Grafen an dem Tage, wo sie Ding halten sollten, nicht sollten auf die Jagd, noch zum Gastmahl gehen. Vor den Vicarien (den Stellvertretern des Grafen) durfte kein Criminalfall, sondern nur leichtere Rechtsachen entschieden werden. Auf des Vicars Gericht durfte namentlich keiner Jemanden als Sklaven in Anspruch nehmen, sondern sie mußten durch einen Bürger vor den Grafen gebracht werden⁴⁷⁾.

Über die Dinge der königlichen Boten (Missi) bestimmte Karl der Große im J. 812 dieses: Wegen der Rechtsachen, welche von Erzen der Grafen zurückgeblieben, sollten die königlichen Boten (Missi) nur vier Monate im Jahre ihre Bottschaften üben, im Winter im Januar, im Frühling im April, im Sommer im Juli, im Herbst im October. In den übrigen Monaten sollte jeder Graf sein Ding halten und Gerechtigkeit schaffen. Die königlichen Boten mußten viermal in jedem Monat, und an vier Orten ihre Dinge mit denjenigen Grafen haben, welche passend an jenem Orte zusammenkommen konnten. Jeder königliche Bote mußte auf seinem Dinge den Grafen, welche zu seinem Botschaftsbezirke (missaticum) gehörten, kund thun, daß sie in den Monaten, wo er seine Botschaft nicht ausübte, unter sich zusammenkommen und gemeinsame Dinge sowohl zur Bestrafung der Räuber als zur Schlichtung der übrigen Rechtsachen halten sollten⁴⁸⁾. Kaiser Ludwig der Fromme bestimme im J. 819, daß die königlichen Boten in dem Dienstbezirke desjenigen Grafen, welcher die Rechtspflege gut verwaltet, sich nicht längere Zeit aufhalten, noch die Menge versammeln sollten; sondern dort sollten sie verweilen, wo die Gerechtigkeit nachlässig geübt worden. Die königlichen Boten sollten im Dienstbezirke eines solchen Grafen, der vom Könige den Auftrag zur Ausführung einer Botschaft erhalten, das Ding nicht halten, bis er selbst zurückgekehrt. Die Streitfäden, welche noch

nicht vor dem Grafen gewesen, und der Recht Anrufende, der aus Abreith oder Hartnäckigkeit den Grafen nicht anrufen wollen, mußte ihm wieder anbesohlen werden. Kein Bischof, Abt und Graf durfte, wenn ihn nicht Krankheit oder des Königs Gebot hinderte, von dem Dinge der königlichen Boten hinwegbleiben, oder mußte einen solchen Stellvertreter (Vicar) schicken, der für ihn in jeder Sache Rechenschaft geben konnte⁴⁹⁾.

Auf dem Dinge des Gentenars durfte Niemand zum Tode, zum Verluste seiner Freiheit und zur Zurückgabe von Sachen und Sklaven verurtheilt werden. Über dieses Alles mußte in Gegenwart des Grafen oder der königlichen Boten gerichtet werden. Unter den Sachen waren unbewegliche Güter zu verstehen, wie aus dem Zusatz in Karls des Großen langobardischen Gesetze erhellt, jede Streitfaden könne vor den Gentenaren entschieden werden, ausgenommen Zurückstellung von unbeweglichen Gütern (rerum immobilium) und Sklaven, welche nur vor Grafen könne entschieden werden. Den Vicarien (Stellvertretern der Grafen) und Gentenaren, welche mehr aus Habguth, als um Gerechtigkeit zu schaffen, sehr häufig Dinge hielten, mußte Ludwig der Fromme wiederholt einschärfen, daß sein Vater Karl der Große verordnet, daß Niemand (nämlich von den Freien) zum Dinge gemahnt (geladen) werden solle, als wer seine Sache sucher, oder wenn ein Anderer sie ihm suchen (oder antworten) müsse, ausgenommen die sieben Schöppen, welche auf allen Dingen sein müßten⁵⁰⁾, und Ludwig selbst im J. 819 verordnet, in Ansehung der Dinge, welche die Freien zu besuchen schuldig seien, solle es ganz nach der Verordnung seines Vaters gehalten werden, nämlich daß sie im Jahre nur die drei allgemeinen Dinge (generalia placita) zu besuchen brauchen, und Keiner sie weiter Dinge zu besuchen nöthig, außer wenn etwa Jemand angeklagt, oder zu Abiegung von Zeugnis geladen worden. Zu den übrigen Dingen, welche die Gentenaren halten, solle zu kommen Keinem geboten werden, als wer entweder streite, oder urtheile, oder zeuge⁵¹⁾.

Die Keime der verschiednen Dinge bei den alten Deutschen finden wir schon bei Tacitus (Germ. 11—12) verzeichnet; er erwähnt nämlich der Volksversammlungen, auf welchen die Fürsten sich mit dem Volk über die wichtigsten Angelegenheiten berietben, und auf welchen auch

47) Capitula Synodi Vernensis edita a Pippino Rege et ab Episcopis ann. 755, cap. 23. p. 522. Capitulare Caroli M. tertium, ann. 789, cap. 1. p. 575. Capitulare tertium ann. 803 p. 666. Capitulare primum ann. 811, cap. 14. p. 740. Capitulare primum ann. 819, cap. XII. p. 842. Capitulare secundum ann. 819, cap. 15. p. 848. Caroli M. Leg. Langobard. cap. 55 et 57. p. 1144. Cap. 42. p. 1145. Cap. 68 et 69. p. 1151. Cap. 114 p. 1164. Capitularium Lib. II, cap. 35 et 36. p. 1340—1342. Lib. IV, cap. 29. p. 1377. Lib. V, cap. 105. p. 1329. Cap. 195. p. 1450. Cap. 260. p. 1477. Lib. VI, cap. 232. p. 1558. Capitularium Additio tertia, cap. 128. p. 1551. 48) Capitulare tertium ann. 812, Cap. 8. 12. p. 768 et 769. Capitularium Lib. III, cap. 85, 87. p. 1563—1565.

49) Capitulare quintum ann. 819 sive capitula de Instructione Missorum, cap. 28, 29. p. 860. Cap. 28. p. 862. Capitularium Lib. IV, cap. 67, 68. p. 1386. Cap. 71. p. 1387. 50) Im Capitulare primum ann. 811, cap. 13. p. 740 und im Capitulare secundum ann. Cap. 5. p. 745 werden außer den Schöppen auch die Basallen des Grafen genannt, welche zum Dinge zu kommen genöthigt waren. So auch in Caroli M. Leg. Langobard. Cap. 48. p. 1147. 51) Capitulare tertium ann. 812, Cap. IV, p. 767. Capitulare quintum ann. 819, Cap. 14. p. 858, 859. Capitula pro lege habenda, cap. 5. p. 907, 908. Caroli M. Leg. Langobard. Cap. 36, 37. p. 1144. Cap. 69. p. 1152, 1153. Cap. 116. p. 1164. Ludovici Leg. Langob. Cap. 41. p. 1212, 1218. Letharii Leg. Langobard. Cap. 40, 41. p. 1282. Capitularium Lib. III, cap. 79. p. 1364. Lib. V, cap. 105. p. 1429. Lib. VI, cap. 238. p. 1159.

auf Leben und Tod anzuklagen gestattet war. Dieses waren die *Althinge*. Auf diesen Dingen wurden auch *Räthe* erwählt, welche in den Gauen und Dörfern Recht sprachen. Die in den Gauen Recht sprachen, hießen also *Gauidinge*, und die in den Dörfern (zusammenhängende Dörfer gab es nicht, unter Dorf ist also eine gewisse Anzahl Gehöfte zu verstehen) Gericht hielten, hießen den *Gendingen* (*Hunderdingen*) vor; *Rektres* wird deutlich, wenn Tacitus zu: *Eliguntur in iudicio concilia et principes, qui iura per pagos vicisque reddunt, unmitelbar hinzusetzt: Centum singulis ex plebe comites, consilium simul et auctoritas, adsunt*. Diese hundert Gehöften sind wol nichts andres als die hundert *Dingpflichtigen*“) aus der *Hunderschaft*, denn jeder zu einer *Dingstätte* Gehörlige war ein *Dingpflichtiger* und als solcher gehalten, dem Dinge beizuwohnen, und den Richter durch Rath zu unterstützen. Bei den Angelsachsen hieß die hundert *Grauwirgenschümer* umfassende, der Gerichtsbarkeit wegen gemacht, *Gauiding* *Hundred*; sie ward *Alfreds* zugegeschrieben, wol aus seinem andern Grund, als weil er *Schärfere* Rechtsbestimmungen darüber gab, als früher stofftunden. Die *Hundred* war wie in zehn *Thingas* (*decimas*) eingetheilt. Doch könnten die hundert Gehöften bei Tacitus auch auf den Gau und nicht auf das Dorf zu beziehen sein, und dann wären sie nicht als die *Dingpflichtigen* überhaupt, sondern als die *Ernannten* (*Ausgewählten*) anzusehen, und entsprächen der *Sache*, wenn auch nicht der *Zahl* nach den *Nemndir's* des Nordens“).

Das *Goding* (*Gau-Ding*) war ein Ding, welches die *Bewohner* eines Gaus umfasste. Im *Hunsingau* hieß das *Goding* auch *Warfing* oder *Rechte Warfing*, und war von den *Achtergodingen* (*Nach Gau-Dingen*, Dinge, die nach dem achten *Gauidinge* gehalten wurden), die im *Besterswalde* drei Wochen nach dem *Barf* eintraten, und von den *Rechtidagen* (im *Hunsingau* *amels Warfe*, kleine *Warfe* genannt) verschieden“). Wie oft und wann die *Godinge* im *Besterswalde* gehalten wurden, f. im Art. *Dingzeit* und *Dingtag*. Die *Gauidinge* fielen in den Gauen und in den Theilen der Gawe, über welche *Grafen*“) gesetzt waren, mit den *Grafendingen* zusammen, so wenn J. B. König Heinrich IV. in einer Urkunde von 1064 sagt, er habe das im Gawe *Westereiba* (*Bets tzen*) in der *Grasschaft* des *Grafen* *Berthold* gegriene *Ald Orbaha* (*Orb*), von welchem sein *Voigt* *Udalrich* auf dem Dinge des *Grafen* *Udalrich* den *Bann* erhalten, der *Kirche* zu *Wainz* geschenkt“), so ist unter diesem Dinge kein andres, als ein *Gauiding* zu verstehen. Mit

dem Verfall der *Gau-* und *Grafen-Verfassung* verloren auch die *Gau-* und *Grafen-Dinge* ihre ursprüngliche Bedeutung, aber die *Namen* blieben den *Überresten* noch lange, so z. B. dem *Grafendinge* zu *Salze*. Das *dreimisch-niederländische* *Güding*, ein öffentliches, peinliches *Halsgericht*, ist nichts als eine schwache Erinnerung und *Überbleibsel* von dem *Gericht*, und *plegt* noch jetzt, wenn der *Stadtmagist* in *Bremen*, vor *Hinausführung* eines vom *Rathe* verurtheilten *Missethäter* unter dem zweiten *Bogen* am *Rathhause*, nach alter *vergebrachter* Weise ein *Halsgericht* hält, in der *Formel* gehört zu *werten*: *Herr Voigt*, hier steht *R. R.* (welches der *Rathsdienerr*“) von wegen eines *Erb-Rathes*, und *bittet*, daß ihr ihm ein *Güding* *heget* (das *gy* ehne eine *Güdinge* *hegen*)“).

Das *Landding*, *Landtiding* wurde von dem *Landesherrn* dreimal im Jahr, oder wenn *Unfriede* und *Unselbstbarkeit* im Lande herrschte, alle zwei Monate gehalten, und mußte von allen *denen*, die in seinem *Gericht* anständig waren, besucht werden. Wer von ihnen nicht erschien, mußte *Buße* zahlen. Auf sein *Landtiding* durfte man mit *Harnischen* ohne des Richters *Ullaus* reiten. Wer *beslagt* und *zugegen* war, mußte antworten. War er nicht da, so mußte man ihm in die *Landtidinge* dreimal *vorgebieten* (ihn *vorladen*). Der Richter und der *Kläger* mußten auf den, dem *vorgeboten* war, bis an die *Wesperzeit* warten. Wer dann nicht kam, der war der *Buße* schuldig, fünf *Pfund* an *manchen* *Dien*, an *andern* *meiner* oder *mehr*, und der Richter erhielt sie. War *niemand* *beslagt* um den *Todtschlag* oder um *Raub*, oder um *Diebstahl*, oder um *Wunden*, oder um *Frevel*, so mußte ihn der *Landrichter* *ächten*, und dem *Kläger* auf das *Gut* richten (den *Kläger* in des *Beflagten* *Gut* *einweisen*). War er um *Gut*, das in des *Landrichters* *Gerichte* lag, oder um eine *Hälfte* (*Schuld*, *debitum*) der *klagt*, so durfte er ihn nicht *ächten*, sondern mußte den *Kläger* in des *Beflagten* *Gut*, das in seinem *Gerichte* lag, *einweisen*“). Über das *thüringische* *Landding* insbesondere und seine *vier* *Dingstühle* f. im Art. *Dingstuhl*. — *Burgding* (*Burchdink*, *Burchding*) war das Ding, welches der Herr der *Burg* oder sein Richter, namentlich, wenn der Herr einen *Burggrafen* auf die *Burg* gesetzt, der *Burggraf* hielt daher auch des *Burggrafen* *Ding* oder *Burggrafding* genannt. So z. B. erzählt König Konrad in einer Urkunde von 1150: der *Truchseß* des Klosters *Gornow* habe sich zum *Burggrafen* aufgeworfen, des *Burgbannes* sich *angemacht* und *Burgdinge* gehalten“). Wie das *Voigtting* erscheint auch das *Burgding* als eine *Wage* der *Dingpflichtigen*. So z. B. befreite Graf Hermann von *Delamünbe* im J. 1258 die *Bauern* und *Leute* des *Pfarrers* und *Kirchprengels* zu *Delamünbe* von der *Besuchung* und *aller* *Laß* des *Gerichtes*, welches *Barch-*

52) Daher ist die Meinung, daß in dem *centeni* (*comites*) die *reiffste* *Rein* liegt, und wie *Recht* (*Grafen* (*Grafen* über *sehn*) vor uns *hätten*, ganz *unnötig*. 53) S. den Art. *Nemndir* und *einflussigen* *Arabi*, *Rechtskaden*, I. Thl. S. 359 — 361, 451, 452. 54) *Went*, I. Art. S. 76. 55) Von diesen *Gaografen*, welche *Gauidinge* hielten, sind sehr *verschieden* die *Diagrafen*, wie nach der *Kloffe* zum *Grafen* *Wainz*, I. Thl. S. 58. Art. *Wainzische* *Kloffe*, S. 488 die *Wainzische* *Dorf* *Wainz* *Wainz*, f. J. B. Thl. 45. Art. S. 386, 387) genannt werden. 56) Art. *Wainz*, Art. 14. S. 24.

57) *Annot. Libert. Reip. Brem.* p. 697 etc. *Hgl.* (Zilling) *Brem. Niederst.* Th. 1. Thl. S. 211. 58) *Schwab* *Wainz*, Cap. 119. S. 74. Cap. 148. S. 201, 202. 59) *Art. Paulini*, *De Advocacia Monastica* *Wainz*, p. 567. *Wainz* über diese *Wainz* f. im Art. *Dienstmannen*, im *Wainz* *Wainz*.

musste man sich auch verwahren; daher suchte z. B. das Kloster Einbau die Bestimmung, geltend zu machen, der Voigt solle zweimal im Jahr, einmal im Sommer, einmal im Winter, Ding halten, aber nicht über 12 Pferde mitbringen, und dann anständig bewirthet werden, würde er über diese Forderung irgendwo Ding halten, wenn er nicht von der Abtei eingeladen worden, müsste er sich selbst von dem ihm aufkommenden dritten Theile der Strafgebelde befreien⁶⁹⁾. Ausnahmsweise erhielt der Voigt, wenn er es als Stifter des Klosters, z. B. Graf Ludwig der Salier als Stifter des Klosters Reinhar, eingegangenen, zur Verpflegung nichts. Drei ordentliche Voigtlinge des Jahres war das gewöhnliche, so z. B. bei den Klöstern Rure, Bisau, Gottesau, Reinbords, Braun u. Doch findet man auch nur eins, so wie es bei dem Voigte des Klosters Kamberg überlassen, wenn er wollte, immer den Montag nach der Pfingstwoche im Dorfe Dingetal Ding zu halten, aber im Jahre nicht öfter, als einmal, außer wenn er vom Abt eingeladen werde. Wiederkehrend ist in den Urkunden, wo drei ordentliche Voigtlinge bewilligt werden, die Bestimmung, dass außerdem der Voigt, wenn der Abt nicht wollte und ihn nicht tiefte, die Güter und Ertre des Klosters durch verwegene Besuche und ohne Grund nicht brüchig, noch anmaßungsvoll irgendwo in ihnen ein Ding halten oder übernehmen durfte. Auch wurde ihm nicht gestattet, statt seiner Jemanden zum Untervoigte zu machen⁷⁰⁾. Die Voigtspflichten mussten gewöhnlich Haber (Voigthaber⁷¹⁾) und andres geben, z. B. Jins für Voigtstämmer, welchen man zu Ertren entrichten musste⁷²⁾. Diese nicht allemal genau bestimmten Lieferungen und Abgaben und der Antheil des Nichters an den Strafgebelden machten das Voigtling für die Unterdrückten, denen es hätte zum Troste gereichen sollen, für alle Voigtspflichten um so mehr zum Schrecken, da auf diesen Dingen auch die Abgaben für die Pfründchaft eingetrieben wurden und der Voigt einen Antheil bekam, so z. B. die Urkunde Kaiser Heinrichs III. vom

1069, 1070, 1071, 1072, 1073, 1074, 1075, 1076, 1077, 1078, 1079, 1080, 1081, 1082, 1083, 1084, 1085, 1086, 1087, 1088, 1089, 1090, 1091, 1092, 1093, 1094, 1095, 1096, 1097, 1098, 1099, 1100, 1101, 1102, 1103, 1104, 1105, 1106, 1107, 1108, 1109, 1110, 1111, 1112, 1113, 1114, 1115, 1116, 1117, 1118, 1119, 1120, 1121, 1122, 1123, 1124, 1125, 1126, 1127, 1128, 1129, 1130, 1131, 1132, 1133, 1134, 1135, 1136, 1137, 1138, 1139, 1140, 1141, 1142, 1143, 1144, 1145, 1146, 1147, 1148, 1149, 1150, 1151, 1152, 1153, 1154, 1155, 1156, 1157, 1158, 1159, 1160, 1161, 1162, 1163, 1164, 1165, 1166, 1167, 1168, 1169, 1170, 1171, 1172, 1173, 1174, 1175, 1176, 1177, 1178, 1179, 1180, 1181, 1182, 1183, 1184, 1185, 1186, 1187, 1188, 1189, 1190, 1191, 1192, 1193, 1194, 1195, 1196, 1197, 1198, 1199, 1200, 1201, 1202, 1203, 1204, 1205, 1206, 1207, 1208, 1209, 1210, 1211, 1212, 1213, 1214, 1215, 1216, 1217, 1218, 1219, 1220, 1221, 1222, 1223, 1224, 1225, 1226, 1227, 1228, 1229, 1230, 1231, 1232, 1233, 1234, 1235, 1236, 1237, 1238, 1239, 1240, 1241, 1242, 1243, 1244, 1245, 1246, 1247, 1248, 1249, 1250, 1251, 1252, 1253, 1254, 1255, 1256, 1257, 1258, 1259, 1260, 1261, 1262, 1263, 1264, 1265, 1266, 1267, 1268, 1269, 1270, 1271, 1272, 1273, 1274, 1275, 1276, 1277, 1278, 1279, 1280, 1281, 1282, 1283, 1284, 1285, 1286, 1287, 1288, 1289, 1290, 1291, 1292, 1293, 1294, 1295, 1296, 1297, 1298, 1299, 1300, 1301, 1302, 1303, 1304, 1305, 1306, 1307, 1308, 1309, 1310, 1311, 1312, 1313, 1314, 1315, 1316, 1317, 1318, 1319, 1320, 1321, 1322, 1323, 1324, 1325, 1326, 1327, 1328, 1329, 1330, 1331, 1332, 1333, 1334, 1335, 1336, 1337, 1338, 1339, 1340, 1341, 1342, 1343, 1344, 1345, 1346, 1347, 1348, 1349, 1350, 1351, 1352, 1353, 1354, 1355, 1356, 1357, 1358, 1359, 1360, 1361, 1362, 1363, 1364, 1365, 1366, 1367, 1368, 1369, 1370, 1371, 1372, 1373, 1374, 1375, 1376, 1377, 1378, 1379, 1380, 1381, 1382, 1383, 1384, 1385, 1386, 1387, 1388, 1389, 1390, 1391, 1392, 1393, 1394, 1395, 1396, 1397, 1398, 1399, 1400, 1401, 1402, 1403, 1404, 1405, 1406, 1407, 1408, 1409, 1410, 1411, 1412, 1413, 1414, 1415, 1416, 1417, 1418, 1419, 1420, 1421, 1422, 1423, 1424, 1425, 1426, 1427, 1428, 1429, 1430, 1431, 1432, 1433, 1434, 1435, 1436, 1437, 1438, 1439, 1440, 1441, 1442, 1443, 1444, 1445, 1446, 1447, 1448, 1449, 1450, 1451, 1452, 1453, 1454, 1455, 1456, 1457, 1458, 1459, 1460, 1461, 1462, 1463, 1464, 1465, 1466, 1467, 1468, 1469, 1470, 1471, 1472, 1473, 1474, 1475, 1476, 1477, 1478, 1479, 1480, 1481, 1482, 1483, 1484, 1485, 1486, 1487, 1488, 1489, 1490, 1491, 1492, 1493, 1494, 1495, 1496, 1497, 1498, 1499, 1500, 1501, 1502, 1503, 1504, 1505, 1506, 1507, 1508, 1509, 1510, 1511, 1512, 1513, 1514, 1515, 1516, 1517, 1518, 1519, 1520, 1521, 1522, 1523, 1524, 1525, 1526, 1527, 1528, 1529, 1530, 1531, 1532, 1533, 1534, 1535, 1536, 1537, 1538, 1539, 1540, 1541, 1542, 1543, 1544, 1545, 1546, 1547, 1548, 1549, 1550, 1551, 1552, 1553, 1554, 1555, 1556, 1557, 1558, 1559, 1560, 1561, 1562, 1563, 1564, 1565, 1566, 1567, 1568, 1569, 1570, 1571, 1572, 1573, 1574, 1575, 1576, 1577, 1578, 1579, 1580, 1581, 1582, 1583, 1584, 1585, 1586, 1587, 1588, 1589, 1590, 1591, 1592, 1593, 1594, 1595, 1596, 1597, 1598, 1599, 1600, 1601, 1602, 1603, 1604, 1605, 1606, 1607, 1608, 1609, 1610, 1611, 1612, 1613, 1614, 1615, 1616, 1617, 1618, 1619, 1620, 1621, 1622, 1623, 1624, 1625, 1626, 1627, 1628, 1629, 1630, 1631, 1632, 1633, 1634, 1635, 1636, 1637, 1638, 1639, 1640, 1641, 1642, 1643, 1644, 1645, 1646, 1647, 1648, 1649, 1650, 1651, 1652, 1653, 1654, 1655, 1656, 1657, 1658, 1659, 1660, 1661, 1662, 1663, 1664, 1665, 1666, 1667, 1668, 1669, 1670, 1671, 1672, 1673, 1674, 1675, 1676, 1677, 1678, 1679, 1680, 1681, 1682, 1683, 1684, 1685, 1686, 1687, 1688, 1689, 1690, 1691, 1692, 1693, 1694, 1695, 1696, 1697, 1698, 1699, 1700, 1701, 1702, 1703, 1704, 1705, 1706, 1707, 1708, 1709, 1710, 1711, 1712, 1713, 1714, 1715, 1716, 1717, 1718, 1719, 1720, 1721, 1722, 1723, 1724, 1725, 1726, 1727, 1728, 1729, 1730, 1731, 1732, 1733, 1734, 1735, 1736, 1737, 1738, 1739, 1740, 1741, 1742, 1743, 1744, 1745, 1746, 1747, 1748, 1749, 1750, 1751, 1752, 1753, 1754, 1755, 1756, 1757, 1758, 1759, 1760, 1761, 1762, 1763, 1764, 1765, 1766, 1767, 1768, 1769, 1770, 1771, 1772, 1773, 1774, 1775, 1776, 1777, 1778, 1779, 1780, 1781, 1782, 1783, 1784, 1785, 1786, 1787, 1788, 1789, 1790, 1791, 1792, 1793, 1794, 1795, 1796, 1797, 1798, 1799, 1800, 1801, 1802, 1803, 1804, 1805, 1806, 1807, 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1825, 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833, 1834, 1835, 1836, 1837, 1838, 1839, 1840, 1841, 1842, 1843, 1844, 1845, 1846, 1847, 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3

Menschen zu seinem Dienstmann annehmen, und wolle dieser nicht, solle er vier Pfenn. zum küniglichen Dienst und fünf zur Herrschaft bezahlen, und die drei ungebötenen Dinge (tria injuncta placita) im Jahre suchen, und dürft keinen, wenn er wolle⁷⁴, d. h. mit andern Worten, wenn er auch einem andern diene, solle doch seine Dingspflichtigkeit nicht aufhören. Bei den ungebötenen Dingen mußten alle Dingspflichtigen, wenn sie aus keinem Rechtsbandel hatten, erscheinen, bei den gebötenen Dingen nur die, welche einen solchen hatten, oder sich etwas zu Schulden kommen lassen, oder Recht fordern oder zeugen mußten. Die gebötenen Dinge wurden in gewissen Fristen nach den ungebötenen gehalten, und hießen auch der Hofschaf Ding. Beispiele von Hofschaf-Dingen s. im Art. Dinghof. Die ungebötenen Dinge wurden als die hauptsächlichsten auch schlechthin die Dinge genannt. Bei den ungebötenen Dingen muß aber, um Verwirrung zu verhüten, vorzüglich hervorgehoben werden, daß auch sie geböten, d. h. angekünigt wurden⁷⁵, und daß, wo von Gebietung der Dinge die Rede ist, deshalb noch nicht von einem gebötenen Ding, im Gegensatz zu einem ungebötenen, die Rede, so z. B. wenn es im Schwabenspiegel (Cap. 3, §. 5) heißt: Wo ein Gericht ist, da soll ein Büttel sein, oder mehr denn einer, der soll das Vogtding (vogtdink) gebieten; etwas (an manchen Orten) ist Gewohnheit, daß man das Vogtding dreimal im Jahre gebietet, etwa (an manchen Orten) über sechs (d. h. je nach sechs) Wochen. Hier ist von ungebötenen Dingen in eigentümlicher Bedeutung die Rede, ungeachtet sie geböten (d. h. bei Strafe angekündigt) wurden. Ebenso auch im Cap. 75, §. 51: Wie die Richter ebeliche Dinge (elichu dink, placita legitima) gebieten sollen. Es kann kein Richter ebeliche Dinge gebieten ohne seine Büttel, die das Ding gebieten sollen. Da soll man den Büttel zuerst fragen um Urtheil, ob er das Ding also geböten habe, als recht sei, und soll fragen, ob er mit Recht verbieten sollte überbracht (überhollen⁷⁶) und als Unrecht u. Nicht müßter Cap. 109, §. 74: Wie man Landbidding (Lantbidding) haben soll. Über 18 Wochen soll ein jeglicher Herr und ein jeglicher Herr, der Gericht von dem König empfangen hat, sein Landbidding haben. Kein Herr soll sein Landbidding gebieten auf einen Feiertag; ein je-

licher Mann wird mit Recht wohl überig (überbeken), daß es nicht sucht, und Cap. 348, §. 201: Wir gebieten bei unser Gewalt allen den Herren, die Landbidding gebieten sollen, daß sie es dreimal im Jahre haben sollen, und steht das Land als unfriedlich und als übel, so kann man es geböten wol mit Recht über zwei Monate allen den, die in seinem Gerichte sitzen. Die sollen sein Landbidding suchen, die Gut in seinem Gerichte haben, oder mit Hause in seinem Gerichte sitzen, wenn sie zu ihren Tagen gekommen sind, zu 22 Jahren. Wenn ein Herr sein erstes Landbidding gebietet, so soll er zuvor seinen Boten in seine Rikrie und in seine Dörfer und auf seine Burgen senden, und soll da verkünden heißen, auf welchen Tag und an welcher Statt (Stätte) er sein Landbidding geböten habe. Wenn er dann dahin kommt, so soll er seinen Büttel fragen, ob er sein Landbidding so geböten habe, wie er ihm hieß. Daß soll er bei seinem Eide sagen, den er ihm geschworen hat, daß er es befehlen habe, als er ihm hieß; und wer unter den Leuten, die hiervoor genannt sind, nicht dahin kommt, die sind der Buße schuldig. Hier haben wir zugleich den Schlüssel zu dem Boddung, Boding, Biding, welches nach der einen Erklärung soviel als geböten Ding⁷⁷ ist, nach der andern soviel als Buß-Ding, nämlich von Buße, Strafe, weil der, welcher nicht erschien, Buße (Strafe) zahlen mußte⁷⁸. Richtige Erklärung erscheint als die vorzüglichere, wenn wir betrachten, was wir in den Quellen finden. Kaiser Heinrich III. sagt in der Urkunde⁷⁹ für das Kloster des heil. Maximian vom J. 1056: Wenn Jemandes Güter auf den Badingen des Abtes (in placitis Abbatum, id est Badingum (Datio Pluralis), wegen einer Schuld an die Herrschaft gezogen worden, sollten sie alle dem Abte gehören u. Hier ist doch wahrscheinlich von den Hauptdingen, ordentlichen Dingen, den ungebötenen Dingen, als von gebötenen, den außerordentlichen, die Rede. Dieses Biding wird i. B. von Schilter mit Boding gleichbedeutend genommen, und wir haben es hier in dieser Beziehung betrachtet. Wahrscheinlicher ist aber Bading soviel als Buß-ding, d. h. Bußding (ein mit den sündpflichtigen Bauern gehaltenes Ding). Wir kehren nun zur Betrachtung von Boding zurück. Das magdeburger Reichbild Art. 44 sagt, daß der höchste Richter, der da Gerichte von Magdeburg sitze, drei Bodinge (drey boding) in dem Jahre sitze. Auch hier ist doch wol von den Hauptdingen, den ungebötenen, die Rede. Nach Heinrichs des Stolzen Rede wählte Markgraf Albrecht das Herzogthum Sachsen ungehindert zu behaupten, und begab sich am Fest aller Heiligen nach der Dingsstätte zu Bremen, um hier das Boding zu sitzen⁸⁰.

Fraser, Script. T. I. p. 79: Et ut familiam ejusdem curiae ab omni gravamine et molestia immunem redderemus, a tribus principalibus malis; qui vulgo Ingebodding vocantur, quibus ad curiam Lantaresheim antiquum maneribatur, utrorumque consensu esse omninoque absolvimus, ad praeposito in Aldeamunster, suisque fratribus, omni subjectione, omni functione perpetuo servitutum.

⁷⁴ Sex Familiae dei Schannas. Hist. Wormat. Probat. p. 47. ⁷⁵ So z. B. heißt es in der Urkunde des Grafen Adalbert von Bremen von 1142, in Beziehung auf die den ihm zur Wohnung der Diener zu Sandau zu getragenen sündpflichtigen Bauern: in placitis vero secularibus eum, quem tibi praefecimus, audiant etc. — Triduo etiam amonati diebus ad placita sui advocat: ex conflicto veniant, et damnum pro quolibet suo commisso, tantum quatuor solidis redimant. *Privileg. Archiepiscoporum Hamburg. No. 48 bei Lindenbrog, Script. p. 153.* ⁷⁶ Der Gerichte gemachte Geruch des Dinges Violat.

⁸⁰ Schilter, Glossar, p. 142. ⁸¹ G. G. Ulrichs; die Boding et Lodding Traj. ad Vind. 1750. (Zilling) Brem. nie besch. No. 1. B. S. 125. ⁸² Hist. des Ric. Silesiens und daraus bei Du Fresnoe, Glossar. unter Badingum. ⁸³ Der Annotator Saxo zum Jahre 1189 (bei Eceard, Corp. Hist. Med. Aev. p. 682) sagt: Tunc Adbertus, antistites eo anodo Doctu libere potiturum, forum apud Bremen in festo omniom Sanctorum adit, locum competentis placitum habetur etc. Des Ungenannten Historia Imperatorum (bei Henke, Script. T. III. p. 106): Tunc Marchio Albertus velum in ad Solas et in Iudicio, quod Boding dicitur, praesidere voluit.

wurde aber von Richenza's Anhängern vertrieben. Auch hier ist wahrscheinlich, daß Albrecht, um sich als Herzog zu zeigen, ein ordentliches, als daß er ein außerordentliches Ding halten wollte. Die Formel und die Art und Weise, wie das dreier Botding, welches der Erzbischof, oder dessen Voigt, oder Schlichte zu gewissen Zeiten begie, gehalten ward, beschreibt der Erzbischof Zordan Koth⁶⁴⁾. Bei diesem Ding mußten alle und jede Eingekessene erscheinen, und ungeachtet sie weder Klage führten, noch wider sich hatten, dennoch Caution leisten. Wer nicht erschien, der hatte den Bann oder die Strafe verwirkt, bei welchen es angelegt war. Man vergleihe hiermit, was wir im Art. Dingpflichtigkeit nach dem Sachsenspiegel sagen, und es wird noch deutlicher werden, daß auch bei diesem dreier Botding, nicht von einem gebotnen (außerordentlichen), sondern von einem ungebotnen (ordentlichen) Hauptdinge die Rede ist, welche ungebotne Dinge aber auch, da sie zwar zu bestimmten Zeiten, aber wegen der Erörungen durch die Festtage nicht jedes Jahr ganz gleichmäßig an denselben Tagen gehalten werden konnten, angehängt wurden. Daher Baden-Botding ein öffentliches, vom Landesherren angeordnet und von der Kanzel angehängtes Botding⁶⁵⁾. Badenbotding heißt gebotnes Botding, aber geboten hat hier nicht die eigentümliche Bedeutung von gebotnen Ding (Bottschaft Ding, d. h. außerordentlich Ding, welches nach dem Hauptdinge, dem ungebotnen Dinge, gehalten ward), sondern bedeutet ein angehängtes ordentliches Ding, Hauptding. Auch bei Badenbotding zeigt sich die Erklärung von Botding durch Fuß-Ding (Ding, welches man bei Strafe besuchen muß, auch wenn man keine Angelegenheit dafelbst hat) besser, als die, daß es verberbt aus gebotnen Ding sei, denn wir erhalten bei letzter Erklärung in Baden-Botding ein gebotnes gebotnen Ding, bei welchem das erste gebotnen in andrer Bedeutung als das letzte gebotnen zu nehmen.

Echte Dinge, ehliche (von Ehr, Ehre) Dinge, Ehredinge, Ehegedinge, rechte Dinge, im Lateinischen *placita legitima* ⁶⁶⁾, *inra debita* ⁶⁷⁾, *placita iusta*, d. h. das überburger Heilthum bei Ricard, T. I. p. 1578) Margarete Albrecht wanda, dat he dat Hertocdom vrilike behouden soude, und wolde waren to den Boten, dat he dat Bot-ding der sene. Das Botas im lateinischen Text ist offenbar verberben, und der Übersezer las wahrscheinlich Botas und machte daraus to den Boten, was soll dieses heißen? zu den Boten, Gebotenen, oder Besetzten? wo waren diese, da kein Ort genannt wird, und es doch heißt *der sene*? Mit Erklärung dieser Stellen und dem Botding beschäftigen sich die Parerg. Goetting. T. I. LIII. Obserr. 7. §. 3-4.

64) G. Pratz (us hergegl.) Brem. u. Verdr. I. Samml. S. 49 fg. 65) V. Oelrichs, I. L. §. 6 und 7. 66) V. Oelrichs, I. L. §. 6 und 7. 67) G. Pratz (us hergegl.) Brem. u. Verdr. I. Samml. S. 48. 86) So j. B. im Urtheilsspruch bei Bischof Burthard von Worms wird bestimmt, daß wer von den Mithbürgern in der Stadt einen Erbfuß hat, dieser nicht dem Bischofe zugesprochen werden könne, wenn er nicht drei Jahre den Jins und die andern Erbschaften von diesem Hof überlassen (nicht geboten), und nach dreien der Jahren solle er zu drei echten Dingen (ad tria legitima placita) geloben werden etc. Lex Familiae bei Schannat, Hist. Wormat. Probat. p. 47. 87) So j. B. in der Urkunde Kaiser Heinrichs II. für das Kloster des heiligen Maximin zu Trier (bei Nicol. Zylissius): nullumque placitum praeter tria iura debita in Abbacia nostra praesentant (Adrevald). Für echtes Ding wird auch Keding (d. h. Äpfel-Ding, d. h. durch das Gesetz festge-

gesetzte Dinge, hießen die Hauptdinge als vom Gesetz vorgeschriebene Dinge, zu denen alle Dingpflichtige kommen mußten, im Gegensatz zu den Nachdingen, den außerordentlichen Dingen, und sind der Sache nach mit den ungebotnen Dingen ganz gleich. Die beliebte Meinung, daß ein echtes Ding sich von andern Dingen oder Gerichten, insbesondere von dem Bot-ding dadurch unterscheidet, daß es 1) jährlich, 2) zu festgesetzten und bestimmten Zeiten, 3) ohne vorgängige richterliche Vorladung, besetzt worden⁶⁸⁾, bedarf sehr der Berichtigung, da ja auch die Botdinge jährlich gehalten wurden, und auch die echten Gebote, d. h. angehängt wurden; denn es heißt im Schwabenspiegel Cap. 75, §. 51: Wie die Richter ehliche Dinge (ehlichia dink) gebieten sollen. Es kann kein Richter ehlich Ding gebieten ohne seine Büttel, die das Ding gebieten sollen etc. Wie ein Ding ein echtes zum Unterschiede von den außerordentlichen oder Nachdingen genannt ward, lehrt der Sachsenspiegel (I. Bd. 2. Art. §. 18), wo er von der Dingpflichtigkeit handelt: Leget man aber ein Ding aus (steht es an) um Ungerechte (Unlutas) von dem echten Dinge über 14 Richte etc. Wie diese Stelle, deren Inhalt wir im Art. Dingpflichtig mittheilen, lehrt, mußten zu den echten Dingen alle Dingpflichtige kommen, zu den Nachdingen nur die Betheiligten. Echtes Ding unterscheidet sich also so wenig von Botding, daß beide der Sache nach eins sind und nur durch verschiedene Benennungen bezeichnet werden. Da die echten Dinge mit den ungebotnen und Botdingen (Kußdingen) ein und dieselben waren, so finden man sie auch wie diese der Regel nach dreimal des Jahres vorgeschrieben, so j. B. in dem Verleiche des Erzbischofs Hillebold mit der Stadt Bremen vom Jahre 1259: Der Voigt solle alle Jahre drei echte Dinge (dri Echteding) begen, und in den alten Bremer Statuten Ord. 31: drei sollen sein in einem Jahr echte Dinge; des andern Montags nach dem heiligen Tage zu Oßtern, des nächsten Montags nach St. Michaels Tage, und des nächsten Montags nach dem zwölften⁶⁹⁾, d. h. nach dem hohen neuen Jahre. Beispiele von Haltung echter Dinge s. im Art. Dingstuhl. Zur Kenntniß der echten Dinge ist sehr dienlich auch, was wir oben von dem Geding im Fußingau, welches auch der rechte Warfdag hieß, und von den Ächterdingen angehängt haben.

Dinghaus ist das Haus, wo das Ding (Versammlung, vorzüglich Gerichtsvorversammlung, gehalten wird, so erklären die altteutschen Glossen (Gloss. Mons. bei Peg) S. 367 auditorium, S. 392 consistorium, S. 366 Synagoga durch Dinhaus, und in der Lateinischen Evangelien-Harmonie (Cap. 195. 1, §. 80) ist introit ergo iterum in praetorium Pilatus: ingiengt tho abur in (freter Tag) gebraucht; s. Heispiele im römischen Todrecht. I. 2. Bd. Cap. 15. Bei Oelrichs, Das Römische Recht, S. 16. Bgl. S. 273. 88) Ätling) Brem. niederdeutsch B. B. I. 2. Bd. S. 238. Auch sagt er, S. 237, daß echtes Ding in Bremen insbesondere das Gericht des erzbischöflichen Voigtes zu Verleij, und Aufstehung der Häuser genannt worden, als wenn echtes Ding eine besondere Unterart von Gerichten ausgemacht; man muß daher sich zu fassen: Nur auf einem echten Ding konnte die Verleijung und Aufstehung der Häuser vorgenommen werden. 89) Asser. Lib. Brem. p. 761.

thas thinehus Pilatus, überseht. Auch J. B. im braunschweig. Stadtrecht (2. St. 35. Cap. bei Leibniz S. 439) kommt Dinghus als Haus vor, wo Gericht gehalten wird. Eine bedeutende Rolle in den englischen Rechtsaltersbüchern spielt das Hastings, welches in London, wo noch jetzt das Hastings eine der vornehmsten Gerichte der Stadt in der Guildhall vor dem Lord Mayor und dem Alderman ist, und in andern Städten Englands (Lincoln, Winham, York) und auf der Insel Schipweg gehalten wurde⁹⁰⁾. Spielmann leitet Hastings richtig von hus, Haus, und thing, Ding, ab, Sommer will, daß es soviel sei, als hys-thing von hyshegt, hyshta, höchst, also höchstes Ding; der Sache nach war es dieses allerdings, aber die Ableitung von hus, Haus, besteht dabei auch. Man muß aber freilich dabei nicht daran denken, daß das Gericht Hausding heißen, weil es in einem Hause gehalten worden sei, sondern Haus in seiner alten Bedeutung nehmen, wo es Haus des Herrn, Schloß, bedeutet. Unter Hus ist in Hastings an das Haus des Königs zu denken, da die Befehle Edwards des Bekenners (Cap. 25.) ausdrücklich sagen, daß in London, dem Haupte des Reichs und der Gesehe, der Hof des Königs jede Woche am Montag Hastings halten sollte. Das Hastings kommt auch im normannischen Festschreite vor, und wird von Dolmer S. 503 richtig als hus, Haus, und thing erklärt, und durch pratorium übertragen. Dingelos und Dingelning (niedert.) bedeutet Störung, tumultuarische Zerstreung oder Aufhebung des Gerichtes. Für Ding-siete will Hantsus Dings-late geschrieben, und es von Latzen, lassen bedeuten, da es doch augenscheinlich von Sleis, Verschlag, und dieses von sliten, (schliffen, schleifen), zerreißen, ausheben, ein Ende machen, herkommen⁹¹⁾. Dingaspils ist die dänische Benennung der Bezirke der Gerichtämter dieser Landschaft, daher die Einteilung 1) in't Dingaspil van Syde - veldt, 2) in't Dingaspil van Dieveren, 3) in't Dingaspil van Beylen, 4) in't Dingaspil van Rolde. 5) in't Dingaspil van Noorde - veld, 6) in't Dingaspil van't Ooster van't Ooster-Moor und in de heerlichsheid Raynen⁹²⁾. (Ferdinand H. Fischer.)

Dingelungen f. Dingolfing.

DINGELSTÄDT, Marktsteden an der Nastrut, welche unweit desselben entspringt, in dem Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, hat Frauen und drei Thore, eine katholische Kirche, 328 Häuser und 1920 Einwohner, welche Wollen- und Kinnemweberei und Garnspinnerei betreiben. (H.)

90) S. die Stelle aus der kiel. König Heinrich I. von England bei Du Fresno, Glossar, unter Hastings, und die von ihm angeführten Schriftsteller, namentlich Matth. Paris. J. 3. 1196. Edm. Thoren J. 3. 1399. Præton, Præmonst. und Hieto. 91) Erste Sammlung der Dingspiele. Helm. u. Helm. S. 50. Vermischte niederländische Wörterbuch. I. 221. S. 714. 4. 221. S. 234. 92) S. Picard, Chronik der Landschaft Drenth, in seinen Antiquitäten der Provinzen an Landen gelegen zwischen de Noord-Zee, de Zee, Enne en Lippe (Amsterdam 1660), welcher S. 270 u. 271 die Dörfer und die Schulgen aufzählt, welche zu seiner Zeit zu jedem Dingaspil gehörten.

DINGESWINDE. Mit diesem Namen wird hin und wieder diejenige Urkunde belegt, welche sonst auch Kaufbrief, Wehrbrief, Festsbrief, Lehenbrief genannt wird, also das den Erwerb eines Grundstücks betreffende, vom Richter der beizugenen Sache entweder ausgefertigte, oder wenigstens bestätigte Document¹⁾. Joachim Bisting sagt daher in seiner Abhandlung „Von dem Landfloss nach jütischem Combusch“ Cap. IV.: „Eine Dingeswinde, das ist eine dingswene Lünisse oder dastjenige, wat den Dag to Dinge und Recht dinnen vier Dingshöden gehandelt ward, in Schriften verlatet, do na Erbrude und jedes Jarde Gewonheit, dorch den Dingschriever geschreben und dorch des Jardesoogt und jwen Sondmänner Segel besegelt, deme Parten mitgedeelt“²⁾. Das Wort selbst kommt her von Ding (d. h. Gericht) und Winde (d. h. Zeugnis), so daß also Dingeswinde, dem vorstehenden Begriff entsprechend, mit „gerichtliches Zeugnis“ gleichbedeutend ist³⁾. Die Aufnahme solcher Instrumente kommt schon in den fränkischen Zeiten vor; es hatten sich bereits damals bestimmte Formeln gebildet, worin die Parteinamen der größten Güter meist so angegeben werden: „Cum terris, domibus, adificiis, accolibus, mancipiis, vineis, silvis, campis, pratis, pascuis, aquis, aquarumve decursibus, adjacentiis, appendiciis, vel omni merito et termino ibidem adspiciendis“⁴⁾. Ähnlich lauten dergleichen Urkunden im spätern Mittelalter und folgende aus dem Jahre 1180 muß davon ein Beispiel liefern: „Nos (Friedericus imp.) ducamus — cum omni iure et jurisdictione, videlicet cum comitatibus, cum advocatiis, cum conductibus, cum mansis, cum curtiis, cum beneficiis, cum ministerialibus, cum mancipiis, et cum omnibus ad eundem comitatum pertinentibus ecclesiis Colonienis — contulimus, et — archiepiscopum Philippum — solenniter investivimus“⁵⁾.⁶⁾ Daß man sich solcher Urkunden grade bei den Erwerbungen von Grundstücken bediente, hat theils in der Wichtigkeit des Gegenstandes der Veräußerung seinen Grund, theils in folgender Gewohnheit, die übrigens aus jenem allgemeinen Grunde zum Theil mit beruht. Die Veräußerungen von Grundstücken erfolgten nämlich bei den Völkern germanischer Abstammung stets gerichtlich, und wurde in dem einen oder andern besondern Fall eine Ausnahme gemacht, so geschah es einerseits immer nur des augensichtlichen Bedürfnisses wegen, andererseits aber wurde das außergerichtlich abgeschlossene Geschäft doch immer späterhin von den Partien dem Gerichte selbst noch nachträglich vorgetragen, d. h. verlaubarb⁷⁾. — Diese Theilnahme des Gerichtes an den Veräußerungen der liegenden Gründe zweckte aus möglicher Sicherstellung der sämtlichen bei einem solchen Geschäfte betheiligten Personen

1) Brokes, Select. observat. forens. ex omni juris parte collect. (Lobes. 1765.) Obi. 82. 2) Westphalen, Monum. inedit. Tom. III. p. 2158. 3) Brokes, loc. laud. §. 6. 4) Eichhorn, Archiv. Staats- u. Rechtsgeschichte. J. 204. Not. 5) Lünig, Corp. juris feudalis. Tom. I. p. 395. 6) Capitulum. a. 819 cap. 6. 7) Vgl. hierüber Kitzsch, Die Weere. (Königsberg 1828.) S. 65. Phillips, Grundr. des gemeinen teutschen Privatrechts. (Berlin 1825.) I. Bd. S. 175, 176.

ab, zunächst der Parteien selbst, dann aber auch andrer Interessenten, namentlich der nächsten Erben. Was insbesondere die Parteien betraf, so wurden deren Rechte natürlich noch in einem höhern Grade geschützt, wenn über die gerichtliche Veräußerung zugleich ein besondrer Bescheinigungsbrief (*breve constatum*) vom Richter ausgestellt wurde¹⁾, und so wurde denn der Gebrauch der Wehrbriefe oder Dingesswiden immer allgemeiner; zumal es ohnehin, wie namentlich aus den Formeln *Rarcullis* hervorgeht, bereits in den fränkischen Zeiten eine weit verbreitete Gewohnheit war, über Geschäfte von einiger Wichtigkeit Urkunden anzufragen²⁾. Die Kaufbriefe oder Dingesswiden haben sich demnach bis auf den heutigen Tag überall erhalten³⁾. Doch kann deshalb noch nicht behauptet werden, daß sie ein Institut des heutigen gemeinen Rechts seien. Denn in der Lehre vom Erwerbe des Eigenthums gibt die römische Legislation schon seit Jahrhunderten für uns die gemeinrechtliche Entscheidungsnorm ab; dem römischen Recht ist aber die Einrichtung der Wehrbriefe nicht bekannt. (Vierk.)

DINGFLUCHT, DINGFLÜCHTIG. Ding flucht hieß, wenn Jemand, der vor Gericht angeklagt war, oder angeklagt hatte, sich vor Gericht nicht stellte, und dingflüchtig, der sich dessen schuldig machte. Das salische Gesetz bestimmt, daß, wenn Jemand gefesselt vor das *Rai* gemahnt (vorgefordert) worden und nicht erschienen, wenn ihn keine *Sumis* (von den *Sachsen* anerkanntes Hühnermaß) abgehalten, 15 Schillinge, welche 600 Pfennige machten, zu zahlen schuldig sein sollte. Der aber, welcher einen andern gemahnt (vorgefordert), und selbst nicht erschienen, mußte, wenn ihn keine *Sumis* abgehalten, auch 15 Schillinge zahlen⁴⁾. Im *Capitulare quattuor anni 803 sive de lege Aliphanense*⁵⁾ Cap. 33. wird nöthig bestimmt, daß die erwähnte Strafe für das Nichterscheinen auf dem zweiten und dritten Dinge gelten sollte; die erste Vorladung (*banatio*), Vorforderung bei Strafe, folte über sieben Nächte, die zweite über 14 Nächte, die dritte über 21 und die vierte über 42 Nächte stattfinden. Erschien der Vorgeforderte auf der vierten Ladung nicht, so wurde sein Besitzthum zur Strafe eingezogen, bis er ersahen, und wegen der Sache, wegen welcher er angesprochen worden, Gerechtigkeit leistete. Erschien er binnen Jahresfrist nicht, so mußte wegen des zur Strafe eingezogenen Vermögens der König besetzt und nach seinem Spruche darüber verfügt werden. Hatte der Dingflüchtige keine Eigengüter, sondern nur Lehen, so wurde auch dieses eingezogen, bis der König befriedigt war. Das Gesetz der Alamannen bestimmt, daß ein Dingflüchtiger sechzig Schillinge um den Frieden (d. h. weil er durch die Dingflucht den Frieden gefährdete) zu zahlen schuldig⁶⁾. Als Beispiel nicht seltener Ding-

flucht findet man namentlich in den langobardischen von solchen angegeben, welche einen andern als ihren Knecht anspornen, um die von ihm, z. B. wegen unzeitiger Verwundung, gegen sie erhobene Klage niederzuschlagen. Der seine Freiheit beweisen wollte, mußte nämlich sich vor Gericht verpflichten (*vadium*, *Beite*, d. h. Pfand, geben). Der das Andern Freiheit in Zweifel zog, mußte zwar auch *Beite* (Pfand) setzen, konnte aber als Richter das Pfand leichter müssen und suchte den Armen durch die vielen Dinge zu Grunde zu richten und zum Schweigen zu bringen. Es war daher festgesetzt, daß wenn einer, um seine Freiheit zu beweisen, *Beite* (Pfand) vor Gericht gegeben, die Sache beim ersten und zweiten und dritten Dinge vorgenommen und entschieden werden sollte. Zwischen Ding und Ding mußten zwölf Tage, und das dritte Ding nach 15, wenn es innerhalb, und nach 20 Tagen, wenn es in einer andern Grafschaft war. Vernachlässigte der, welcher fluchte, auf den drei Dingen zu erscheinen, und hatte ihn nicht des Königs Dienst, noch unvermeidliche Noth verhindert, und hatte der Graf das Ding gehalten, und war jener zur Verweisung seiner Freiheit durch Zeugen bereit gewesen, so mußte der Graf die Zeugen annehmen und die Sache entscheiden, gleich als wenn der, welcher fluchte, zugegen gewesen wäre, und dieser mußte künftig über des Angeprochnen Dienstbarkeit schwören, und überdies des Königs Mann (*Sträse*) zahlen und volle Gerechtigkeit leisten⁷⁾. Dieses als Beispiel der Dingflucht der Sachsen; Folgendes über die Angeklagten: Wenn man Jemanden vor Gericht in seiner Gegenwart anklagte, und ward er dingflüchtig, so war er der Klage überführt. War er um Unrecht (peinliches Verbrechen) oder um andern Frevel beklagt, so ertheilte das Recht, ihn unermäßig zu verurtheilen⁸⁾ oder verurtheilen⁹⁾, (d. h. präscribiren). Bei Dingflucht um Schuldsachen hatten die Rechtsbestimmungen statt: Sollte jemand eine Schuld vor Gericht zahlen, und lud man ihn deshalb vor, und geborchte er der Vorladung nicht, und ward dingflüchtig, so war der, der ihn vorladen lassen, der erste Kläger, und erhielt vor andern das Maß von des Schuldners Gut aufgefunden ward. Hätte ein Dingflüchtiger Gut gekauft, oder aufgenommen: von einem andern Manne, dem er es nicht bezahlt hatte, und war das Gut noch ganz bei einander, so erhielt es der, der es ihm gegeben, wenn er es beschwor, welches, und sein andrer Gläubiger hatte Recht daran. Ward jemand dingflüchtig, und kamen die Gläubiger und klagten wegen des Gutes, so mußte man ihnen einen Tag zur Summenkunft aller bestimmen, und dann ward nach den Aussagen des Burggrafen und der Weibel entschieden. Sagte der Burggraf, daß es einem verfest gewesen, durch Handschlag oder Verschreibung, bevor jener dingflüchtig geworden, so hatte dieser Kraft, und von dem er sagte, daß er der erste sei, dieser ging vor. War ohne Zugestimmung des Burggrafen einem etwas verfest worden, so

1) *E. Foulor*, 2. §. 4. *De Frenis* s. v. *brevis*. 2) *Gloss. benn a. d. D.* 3) *Rugbr.*, Grundf. des gem. teutschen Privatrechts. §. 259.

4) *Pactus Legis Saliens*. T. I. §. 1. 2. Bei *Geard*, S. 11, 12. *Lex Saliens*. T. I. p. 119. Dittmer bei *Schilter*, *Thesaurus*. T. II. p. 5. 5) Bei *Georgisch*, S. 671. *Wol. Capitularium Lib. III.* cap. 45. p. 1556. 6) *Lex Alamannorum*. Tit. 36 (37). §. 3. p. 211.

4) *Lutharii I. Leg. Langobard.* cap. 76, 77. p. 1219, 1261. 5) *Sachsenpiegel*, 2. Bch. 46. Art. *Ärtnerische Klage*, S. 270, 271. 6) *Schwabenpiegel*, Cap. 105. Von *Dinkflucht* bei *Schilter*, *Thesaurus Ant. Test.* T. I. p. 122.

musste er und zwei Tragen rüthlich beweisen, daß er der erste Kläger sei u. Ward ein Mann dingflüchtig und kam hernach vor Gericht, und klagte einer gegen ihn, und kam einer und verhörete ihn und sagte, er habe seinen Leib und sein Gut in seiner Gewalt, so war Recht, daß man seine Schwangensregeln gegen ihn brauchte, bis jener bezeugte, daß sein Leib und sein Gut in seiner Gewalt nicht sei. Der, welcher die Dingflüchtigen fing, hieß Dingsteller, lateinisch stationarius).

(Ferdinand Wächter.)

DINGFRIEDE, der öffentlich angekündigte Friede, welcher gewisse Zeit vor, unter und nach dem zu hegenden Gerichte, bei gewisser Strafe gehalten werden mußte, so z. B. heißt es im ostfriesischen Landrechte Ed. I. Cap. 55., daß man Kirchfriede, Hausfriede, Romfriede (dessen die nach Rom wallfahrenden Pilgrime genossen), und Dingfriede (Ding-vrede) halten sollte. Der Dingfriede, namentlich im Hinfingow, dauerte von einem Aufgang der Sonne bis zum andern¹⁾. Die Weishe der Karolinger setzten fest, Niemand solle mit Scheren oder Schiden zu des Grafen Ding zu kommen wagen²⁾, oder mit andern Ausdrücke, daß Niemand Waffen, das heiße Schild und Speer, innerhalb des Landes zum Dinge bringe³⁾, sowie auch im Allgemeinen festgelegt war, daß innerhalb des Landes Niemand Waffen, Schilde, Speere und Panzer tragen sollte⁴⁾. Der Schwabenspiegel sagt, man solle aus kein Landtiding mit Hornsch obne des Richters Erlaubnis reiten⁵⁾. Auf den Dingfrieden nimmt ohne Zweifel die Erzählung von des Landgrafen Friedrichs des Freudigen und der Erfurter Missethätigen Beziehung, wenn sie sagt, der Landgraf habe, als er die Erfurter zum zweiten Male vor das Landding zu Mittelshausen geladen, und sie flehend ausgezogen, um ihn abermals zu vertreiben, seinen Grafen und Mannen bei dem Halse verboten, die Schwerten gegen die Erfurter zu ziehen, und geschrien, sie mit Zaunfedern zu schlagen. Wenn Tacitus von den alten Teutischen berichtet, daß sie sich bewaffnet zum Dinge gesetzt, und durch Zusammen schlagen der Rahmen (Spieße) ihren Beisall den Worten geben zu erkennen gegeben, und da nur Wenige Schwerter hatten⁶⁾, so vertreten bei ihnen die Rahmen die Schwerter, von welchen sich auch die spätern Teutischen auf den Dingen nicht trennten, und auch die alten Teutischen hatten dieselbe, da sie die Schilde, von welchen sie doch

bei den Schlachtgefechten einen so gewaltigen Gebrauch machten, auf dem Dinge, weder bei Werbung des Friedens des Mißfallens noch des Zeichens des Beifalles in Mit-anwendung brachten, in Folge des Dingfriedens abgelegt.

(Ferdinand Wächter.)

DINGGUT, das zu einem Dinghofe (s. d.) gehörige Erbgutsgut; der mit ihm Belehnte hieß Hofmann, und bei seinem Tode mußte der folgende Besitzer des seligen Hofmanns bestes Pferd als Besthaupt an den Herrn des Dinghofes, zu dem das Dinggut gehörte, entrichten⁷⁾.

(Ferdinand Wächter.)

DINGHOF, Hof des Dinges, nämlich des Dingges, welches die zu dem Gute gehörigen Huber (Häuser), um in ihren Angelegenheiten Recht zu sprechen, hier hatten, und wovon sie ihre Leistungen brachten⁸⁾. In einem alten Rathsregister heißt es: Item Domina Johanna Comitissa Montibailardi habet in feodo Curiam Placiti ibidem, vulgariter Dinghof. In demselben Register wird Dinghof auch durch Curia Judicialis gegeben. Im Dinghof oder Salbuch des Klosters Eberheimmünster vom J. 1320 ist der Huber Eid dieses Inhalts: Ich R. gelobe und schwöre meinem Herrn, dem Abte zu Eberheimmünster, und seinem Gotteshaufe treu und hold zu sein; ihren Schaben zu wenden und warnen, Fremde und Ruh zu werben; dazu zu fördern diesen Dinghof, wie von altem Herkommen, helfen, halten und handhaben u. Was man für Sachen und Urtheile in den Dinghöfen, die zu dem Kloster gehörten, nicht finden konnte, die mußte man auf die Pfalz zu Eberheimmünster vor den Abt und den Voigt und die zu dem Gotteshaufe gehörenden Meier bringen. In dieser Pfalz saßen der Abt und Voigt am ersten Tage nach St. Mauritius-Tage mit dem Schultheissen von der Stadt und dem Schultheissen von Hülheim zu Dinge. Keiner der Gotteshausleute konnte sein Eigen oder sein Erbe veräußern, noch sollte er seiner Nothrede stehen, als in diesem offenen Dinge. In dem offenen Dinge klagte der Abt dem Voigte, wenn ein Gotteshausmann außer seiner Genossin griffen (d. h. eine Frau genommen, welche nicht zu der Gensindschafft des Gotteshauses gehörte), und von ihr ein Kind gewonnen, da dieses Kind kein Recht auf das zu dem Gotteshaufe gehörende Erbe hatte, sondern man dieses seinen nächsten Erben lassen mußte, und das Kind in dem offenen Dinge alles in des Abtes und Voigtes Hand ausliefern mußte. In den Dörfern, wo der Abt Zwang und Bann, Stod und Stein (Staffstein s. d.) hatte, mußte er durch seinen Schultheissen und Härtel des Gerichts pflegen lassen. Von den Freuden (Strafgeldern wegen Frevel) erhielt der

7) Schwabenspiegel, Cap. 22. Der von gelt (Schuld) dinstung wirt. p. 132. Wirt über die Dingflüchtigen erlitten das auswärtige Ertrecht (Cod. Ms. t. 70). über dinstung ist f. auch Art. von 1593 bei Ludewig, Reliq. Manuscrite. T. IX. p. 496 und die Bremer Stat. 48. Bei Ulrich. Germ. v. 6. Bei Schiller, I. S. 186.

1) Keverthens Ebbetona von Hunsigen Lohde. §. 3. p. 57. 2) Lollhail Leg. Langob. cap. V. §. 12. 3) Historia Pipini Italica Regis Leges cap. XLII. p. 186. 4) Historia de Landgr. Thuring. cap. 84 bei Pistorius, Strüßfelds Ausg. S. 1339. Nothe, Abt. Gr. bei Rindler, 2. Abt. S. 1774. 5) Capitalarius Lib. III. cap. IV. p. 1345. 6) Schwabenspiegel, Cap. 318. §. 14. S. 102. 7) Tacitus, Germ. VI. aus XI.

*) Raths Register über Dinggüter vor Schiller, Glosar, Trut. p. 225, 226 und De curis dominiabilibus vulgo von Dinghöfen zum Cod. Jur. Alem. Feudal. p. 610. Bgl. S. 552, 569.

1) Schiller. De Curis dominiabilibus, vulgo von Dinghöfen in den Comment. zum Cod. Jur. Al. Feudal. p. 548—574 beschäftigt sich vorzüglich mit der Disputation des Stritus Durandus zu Straßburg über denselben Gegenstand, gibt aber S. 574—615 für Schabers urkunden, Rathsbücher und Zeilenstücke. Bgl. denselben im Glosar. p. 179, 180.

Abt zwei Theile, und der Voigt ein Drittel, und was in den Dinghöfen von Beförderung (Buße) fiel, war dem Abt allein¹⁾. Aus dem Oben angeführten erhellt deutlich, daß zu den Dinghöfen als solchen die peinliche Gerichtsbarkeit nicht gehörte, und wenn es z. B. in der Urkunde des Königs Ferdinand vom J. 1529, in welcher er den Tausch mit Niederleinsbrunn im Sundgau be-
lehnt, heißt: die Dinghöfe misamt dem Gerichte (versiehe peinliches Gericht) dabeist: so ist dieses nicht eine zu einem Dinghof ordentliche Weise gehörig, sondern eine außerordentliche Zubehör. Schilter, welcher (Glossar. S. 179—180) des Kaisers Friedrich Bestallungsurkunde über alle die Güter der Kirche des heil. Adomas zu Strasburg vom J. 1178, in welcher die verschiedenen curiae theils cum banno, agris etc. oder cum banno et mannis, theils bloß cum agris etc. oder cum mannis oder cum vineis ohne Mann aufgeführt werden, mittheilt, bemerkt zu der Stelle in Eggboldesheim curiam et alias curias cum banno, mannis etc., daß curia und curias von einander verschieden seien wie Dinghof und schlechte Höfe. Aber dieses Unterscheid zwischen curia und curias ist nicht gegründet, denn in der Urkunde des Abtes Ulrich von Lauresheim, in welcher er seinen Hof zu Kleinsachsenheim dem Kloster Altmünster schenkt und das Gefinde dieses Hofes von der Pflichtigkeit freisetzt, die drei ungetrohenen Dinge, zu welchen es jährlich an den Hof Kuitershausen gemahnt ward, zu besuchen, wird dieser Dinghof nicht curia, sondern curias genannt²⁾. Wir wollen nun die bemerkenswerthe Bestimmungen in den verschiedenen Dinghofurkunden, die theils mehr oder minder mit einander übereinstimmen oder abweichen, kürzlich berühren, und zwar aus dem Rechte des Hofes zu Grusenheim dieses: Der Abt von Ebersheimmünster hatte hier Zwang und Bann, Stod und Stein,

und einen freien Hof, nämlich gestreiet von Königen und Kaisern, sodas, wer auswendig etwas verbrochen, kam er in den Hof, Frieden hatte, und der, welcher ihm in den Hof nachsagte, dem Kaiser 40 Pfund in seine Kasse zahlen mußte. Die auf dem Hof gefessenen waren, hatte Niemand zu zwingen, als in einem offenen Gericht und durfte sie Niemand auf dem Hof um seine Schuld angreifen, als der Abt um seine Güte und seine Schulde und seine Zinsen. Während dieses die Verhältnisse waren, welche den Hof zu einem freien Hofe machten, so machte ihn folgendes zu einem Dinghof³⁾. In den Hof gehörten 17 Hufen, welche dem Abte zinsien. Der Hof hatte drei Gedinge, eins zu Mittel-Hornung, eins zu Mittel-Wai und eins zu Hstern-Hotme und Heue (d. h. zu Herbsle). Zu den drei Dingen mußten Huber und Gotteshausleute und Bannleute sein, und zu den Dingen Hofschaf nur Huber und Gottesleute, wo man ihrer bedurfte. Wer nicht zu dem Ding kam, so es gedoten ward, ehe man das Recht las, der besserte dem Abt oder seinem Boten zwei Straßburger Pfennige. Wer sich an seinen Zinsen und andern Hofrechten säumte, dem tagte man auf sein Gut. Ueberall er Jahr und Tag, daß dem Gute zu dreien Dingen aufgesetzt ward, so zog der Meier das Gut in des Abtes Gewalt. Wer seine Zins nicht auf den Tag gab, so ein Abt Gedinge hatte und seine Zinsle soberte, der mußte sie über acht Tage geben mit der Beförderung (Buße). Wer freiwillich von dem Dinge ging aus dem Hofe, der freiwillich 30 Schillinge. Von den Freveln (Strafgeldern für Frevel), welche das Jahr hindurch in dem Hofe fielen, gehörten die Zweitel dem Abt, ein Drittel dem Voigte n. Auf die Betrachtung des Rechtes des Hofes zu Grusenheim lassen wir zur Vergleichung einiges aus der Dingrotul zu Capelle folgen, wo der Bischof von Strasburg einen Selehof (Selehof, d. h. Hof des Sieges) hatte, zu dem das Gut zu Capelle und die Huber gehörten. Drei Dinge waren in dem Hof, eins zu Hornung, eins zu Waken und eins zu Herbsle. Diese drei Dinge be-
stehen

2) Dinghoff oder Salbuch des Klosters Ebersheimmünster bei Schilter, S. 560, 583, 585, 587. In der Stelle, wo davon die Rede, daß, wenn ein Gotteshausmann außer seiner Genossin greife, und diese ein Kind gräme, das Kind kein Recht an dem zu dem Gotteshaus gehörenden Erbe habe, sondern man das sein nachste Erben leihen müsse, macht Schilter, S. 583 die Bemerkung, daß dieses Strafe wegen Unrechtes sei, aber in dem: *wa ein Gotthausman unser wiser gewissinne gisest: ist watter Genossin nicht Verschau, sondern ein Person derselben Geschlecht zu verdrhen. Der eilgen Rechenart dem Sinne nach ganz entsprechend ist im Dinghofurkunde zu Grusenheim: und wer das ein Gotthausmann sein Angewissin neme, und wirt (es), daß ein Gotthausmann seine Angewissin nähme. Verschiedene Pflichten pflegten unter sich Beträge zu schicken, durch welche Wechsel beizutheilen der Güter der einen Geschlecht mit der der andern gestattet, und bestimmt ward, mit es mit Theilung der Kloster und ihrem Erbrechte gehalten werden sollte. Dieses bildete sich nach und nach zu einem Gewohnheitsrechte aus, welches man Kindgeug (Kindrecht, d. h. das Recht, die Kinder zu theilen) nannte, während man sein Kindgeug Ratfand, die Kinder der Mutter folgten. C. Salmisch Urk. bei Euing, S. 284. Spec. Sacra. T. II, p. 79. Auch werden in Karte des Großen Capitulaire de Villa et Curt, Imperatoris curias Dominicae mansionariae und von Adam von Bremen (Cap. 161.) und von Lambert von Hersfeld zum J. 1073 curias dominicae erwähnt.*

3) Des Hofes Recht zu Grusenheim bei Schilter, De Cur. Dom. p. 691—593. Mit dem Rechte dieses Dinghofes vgl. was die Urkunde Alberts Eubwigs des Frommen vom J. 844, in welcher die Befragungen des Klosters Ebersheimmünster bestätigt werden, über die Rechte des Klosters überhaupt enthält (bei Schilter, S. 577—580), namentlich die Stelle: *Quicquid igitur forensia vel civilia querimoniae infra ipsam locum (nämlich Kbersheimmünster) vel exterior in villa ad locum ipsius pertinentibus, notum fuerit, ad solum Abbatem vel ad villicum ab eo constitutos iudici causa pertinet. De furis vero vel latrocinis aive frevelis extra septa monasterii perpetrata, tertia pars Advocatum Ecclesiae a nobis constitutum perinet; nun folgt, was festsetzt die Güter des Gefindes des Gotteshauses als die Zuwendigen, wenn sie sich Frevel zu Schanden kommen ließen, zahlen mußten. Weiter unten kommt die Urkunde aus die Entziehung der Bestallung: *Si quis autem de familia Ecclesiae uberior aive tatus aive extra, optimum, quod in pœculibus, vel quilibet impetecill pœsederat, in proximam dominicam curiam accipiat, et junior filius ipsius, si de familia ecclesiae fuerit, cum matre infœdatur; hincurs erdult brutitia, daß außer der Rechtepflege schon damals die Hauptbestimmung der Dinghöfe die Einnahme der Gekälle war.**

der Voigt, und der Meier gab ihm die Kof. Die Huber mußten diese drei Dinge suchen, und wer zu einem derselben nicht kam, der wertete (gab Strafe) in dem nächsten Dinge darnach zwei Schillinge Strasburger Pfennige, welche den Hubern zu ihrer Kof wurden. Was anders gemietet oder geerbt war, das war dem Bischof, ohne die Frowel und Diebstahle (Dube), die dem Voigt angehörten. Jeglicher Huber war dem Voigt auch jährlich schuldig ein Balknachtschub und ein Jan voll Huber, und dem Meier zwei Dingpfennige⁶⁾. Auch Dingheller, Dinghofheller, kommen als jährliche Abgabe der Erbsleute im Amte Gastein in der Grafschaft Sponheim vor⁷⁾. Des Dinghofes Rechte zu Niederhaubergern, welche sich hauptsächlich mit genauer Aufzählung dessen, was jede Hube für Zinsf dem Stifte zu St. Thoman zu Strasburg geben mußte, beschäftigten, enthalten außerdem von dem für uns Bemerkenswerthen dieses: Im Dinghofe war zweimal in dem Jahre Ding, das erste Ding nach dem nächsten Montage nach dem ersten 12ten Tage nach Weihnachten, das andre Ding nach dem nächsten Montage nach dem Walentage, mochte der Montag ein Feiertag oder Wertag sein, so wie es die Huber geordnet hatten. Wer von den Zinsleuten oder ihren Hubern oder Stuhlgenossen zum ersten oder zum andern Dinge zwischen den zwei Hornblasen in dem Dinghof nicht kam, der bestreite zu Weite zwei Schilling Pfennige, die dem Stifte waren. Denen, welche zu den zwei Dingen nicht erschienen, mußte man rufen oder verurtheilen, daß sie über 14 Tagen nach jedem vorgenannten Dinge dahin sollten. Dieses war Botschaft-Ding. Waren sie auch da nicht, so wurden sie zu Ausdingen (ausdingen) gerufen. Das war in dem achtsten Tage nach der Botschaft Ding. Wer da nicht da war, bestreite abermals zwei Schilling Pfennige. Welcher Huber oder Stuhlgenoss zu den vorgenannten Dingen nicht kam, oder seine Zinsle zu St. Martins-Nacht nicht entrichtet hatte, dem konnte der Meier seine Güter verbieten, daß er darauf nichtahre, noch sie bebaue ic. Im J. 1408 kamen die (namhaft gemachten) Huber des Dinghofes zu Niederhaubergern einmüthig überein, und sprachen auch zu Rechte, daß alle Jahr an St. Martins-Tage der Herren zu St. Thoman Schaffner oder sein Bote sollte zu Niederhaubergern die Pfennigzinsf empfangen, die in diesen Dinghof gehörten, und welcher Huber oder Stuhlgenoss seine Zinsf, die er an St. Martins-Tage geben sollte, nicht entrichtet hatte, den sollte der Voigt oder sein Knecht pfänden ic.⁸⁾ Von den Rechten, die die Herren zu St. Thoman zu Strasburg in

ihrem Dinghofe zu Braggoven hatten, bemerken wir dieses: In ihm mußte dreimal Ding sein, das erste an dem nächsten Montage nach dem heiligen 12. Tage nach Weihnachten, oder wenn der 12. Tag auf den Montag fiel, an diesem Montage, das andre Ding zu Mittelmaien, wenn man seiner bedurfte, das dritte Ding nach der Ernte, nach Aller-Heue und Holm. Zu diesen drei Dingen mußten alle Huber, die in diesen Hof gehörten, zugegen sein und Recht sprechen und halten. Welcher Huber nicht erschien, bestreite zu jedem Ding, so er nicht, darnach, vier Pfennige um Wein den Hubern, die zugegen waren. Den Hubern, welche nicht gekommen, tagte man über 14 Tage nach jedem Ding, und das hieß Botschaft-Ding. Wer dann auch nicht da war, bestreite den Hubern abermals vier Pfennige. Hierauf tagte man denen, die nicht dagewesen, über acht Tage, kamen sie da nicht, bestreiten sie wieder vier Pf., darnach tagte man ihnen über vier Tage, und darnach noch über Nacht. Welcher Huber dann nicht kam, von dem klagte man dem Meier (Voigt) der mußte dann ein Ding halten, das Meier (Voigt), Ding hieß. Auf diesem Meier (Voigt) Ding mußte der Meier (Voigt) von dem 30. Schilling Pfenn. wegen, die man im Jahre gab, sehen, daß den Herren zu St. Thoman von den Hubern und Stuhlgenossen, die nicht dagewesen, oder ihre Zinsf nicht gegeben hatten, Recht geschä. Welches Gut in diesen Dinghof gehörte und verändert ward, mußte der, an den es kam, von dem Meier zum nächsten Dinge nach der Veränderung empfangen. Wer so Gut empfing und Huber oder Stuhlgenoss ward, mußte vor dem Meier oder der Herren Schaffner schwören, den Herren getreu zu sein, und des Dinghofes Recht zu sprechen und halten ic.⁹⁾.

Aus den Rechten des Hofes zu Echedolsheim dieses: Die Zinsf von Holz und Adern, welche die Herren zu St. Thoman, die Dinghofherren, wie sie als Eigenthümer des Dinghofes genannt werden, erhielten, mußte man in den Dinghof an dem nächsten Tage nach St. Martins-Tage geben, so war geboten Ding. Welcher Huber auf den Tag nicht da war, bestreite ic, so auch, wer seine Zinsf und sein Pflugrecht in den nächsten 14 Tag nach dem gebotenen Dinge nicht gab, bestreite ic. Gab jemand die in den Dinghof gebörenden Zinsf in Jahr und Tag nicht, so zog das Capitel das Gut ein. Den 12. Nov. 1532 vereinbarten, aufschloffen und erkannten zu Recht der damalige Schultzeiß und Meier und die mit ihm im Dinghofe versammelten gemeinen Huber und Stuhlgenossen, was man bei Veränderung oder Fälligerwerdung eines Gutes nach todt oder lebendiger Hand als Erbschaft und Huprecht (Huprecht) zu geben schuldig sei¹⁰⁾, und daß, wenn mehr Erben vorhanden

6) Dingrotul zu Capitel a. d. E. 598, 599 bestimmt ferner genau, was die Huber für Recht im Walde hatten, und wie des Bischofs Meier in dem Gebühre mit der Huber Rathe zwei Botschere setzte ic. 6) Schiller, Gloss. p. 224. Von den obenverordneten Dingpfennigen ist zu unterscheiden Ding-Pfennig: Wirtspfennig, araba, arabba, Aufgab, Fongeb. Das große Feinliche Wörterbuch von Fr. P. ma, in das Lexikon übersezt. (Erl. 1740.) S. 68. 7) Rechte des Meiers in der Dinghofes Rechten zu Niederhaubergern, a. d. E. 600 — 602. Für Stuhlgenoss heißt aber immer Schuldgenosse.

x. Uncy. h. B. u. A. Erste Section. XXV.

8) Dies ist die Recht die die Herren zu Sanct Thoman zu Strasburg haat in dem Dinghof zu Wainshoven, a. d. E. 602, 603. Außer dem von uns Berichteten wird hier noch gesagt bestimmt, was die Hufe, die dem Dinghofe gehörten, und jeder, der in dem Dinghofe griffen, zinsen mußte, und was der Meier des Dinghofes davon erhielt. 9) E. das Richter in der Diackhoff-Rodell zu Echedolsheim, E. 603.

wären, sie einen Vorträger geben sollten, welcher solch Gut im Dinghofe jährlich als ein Huber und Stuhlgenoss und zu Ding und Ringange vertrat, wie von Ältesten herkommen gewesen. Es sollten gemeine Huber und Stuhlgenossen diesen Anteil abjährlch neben andern Punkten und Dinghofesrechten zu Recht sprechen und handhaben dessen u. Den 12. Nov., den ersten Dinghofstag, 1544 erlassten und sprachen aus auf Anbringen des Schultheißen und Meiers gemeine Huber und Stuhlgenossen, was die Huber und Stuhlgenossen der Sehung von Steinen im Holz erhalten sollten¹⁾. Das arrolteheimer Dinghofrecht, welches unter andern bestimmt, was jede der zwanzig an diesen Hof gehörenden Hufen, wenn der Abt von Oberheimmünster zu Ding saß zu Hornunge, zu St. Johannes Baptisten Messe und zu Weinachten geben sollte, enthält mehren Werthwörbige, welches sich hauptsächlich auf den Zwing und Bann bezieht, welchen der Hof hatte, was aber uns als einem einfachen Dinghofe nicht gehörig zu weit abführen würde. Das Hub-Recht zu Haselach wurde im Jahre 1336 ausgeschrieben, wo an dem dritten Binstage zu Gedinge im Hofe zu Haselach die hierbei namentlich aufgeführten Schöffeln (Schöppen), dreizehn an der Zahl, eigentlich hätten 14 sein sollen, da an jeder Seite des Boigtes sieben sitzen sollten; das Schöppenthum war erblich, aber nur väterlich, und auch etliche andere erbte Leute aus der Gemeinde waren, und bei ihrem Erbe, den sie der Boigtei des Hofes zu H. erhalten hatten, zu Rechte, sprachen. Die Herren von Döfenslein hatten Recht ihr Ding zu besitzen zu H., in dem freien Hof an dem dritten Binstage in dem Mai, und an dem dritten Binstage im August, und an dem dritten Binstage in dem Hornunge. Von den dreien Binstage jeglichem über 14 Tage und darnach über acht Tage und darnach über vierte Nacht hielt man wieder Gericht, wenn nicht Feiertage das Ding und das Gericht irren und verweben machten. Das Gericht durfte Niemand besitzen als ein freier Hand (einer von freier Hand, d. h. ein Freier) von Döfenslein, der dieselbe, der ein Laie war. Wenn das Ding sein sollte, mußte der Boigt den Herren von Döfenslein acht Tage zuvor zu dem Schreiber des Gerichts von Haselach gehen, und ihn fragen, ob seines Herrn Ding recht sei. Sprach dann der Schreiber, das Ding sei recht, so mußte der Boigt gebieten den Leuten, daß sie den Schöppen das Ding von dem Tag über acht Tage zu halten gebieten sollten. Die Leuten mußten lebend einen Pfennig (für einen Pfennig) zehren, und ohne Säumen die Schöppen suchen und ihnen gebieten, des Hofes Recht auf demselben Tag zu sprechen. Ward einer der Schöppen schwarmig und kam nicht an das Gericht, so hatte der Herr von Döfenslein, der das Gericht besaß, Gewalt, dem Schöppen sein Haus abbrechen bis an die Thürpfosten u.²⁾

Aus dem Rechte des Hofes zu Eggolsheim dieses.

Der Hof hatte vier Dinge. Zu ihnen gebot der Abt. Das erste Ding hing an dem ersten Donnerstage nach unserer Frauen Messe der Jüngern, (d. h. nach Mariä Geburt den 8. Sept.) an. Der Herr des Dinghofes, der Abt von St. Gregorien, kam, die Reben zu beschauen. Die Huber wurden mit Wein und Brode bewirthet und gaben ihre Zinse. Das andre Ding war an dem ersten Donnerstage nach St. Martins Messe und lag in demselben Recht, als das vorhergehende. Zu ihm mußte aber auch der Förster der Waldmark, der 12 neue Schüsseln und zwölf Schenkbecher zu bringen gehalten war, kommen, und die Köpfer und Zimmerleute ihre Zinse geben. Hierauf umgingen sie die Waldmark, und nahmen von jedem Hause, das in der Waldmark holzte, Zinse. Nachdem sie dann zu Wänsferthal übernachtet, begaben sie sich des Morgens in den Dinghof zu Büren und von da in den Dinghof zu Wurinsheim. Das dritte Ding im Hofe zu Eggolsheim war an dem ersten Donnerstage zu Hornunge, und der Meier richtete seinen Hubern, wie Recht war. Das vierte Ding war an dem ersten Donnerstage in dem Mai. Zu ihm kam der Boigt, saß zu Gericht, und richtete, und nahm seine Beute (Strafgeld) ein¹²⁾. (Ferdinand Wächter.)

DINGLICHES RECHT. Schon unsere Naturrechtslehre unterscheidet zwischen dinglichen und persönlichen Rechten, je nachdem der Gegenstand des Rechtes eine Sache, oder eine Leistung ist, wie Einige sagen, oder dem Rechte, wie Andre sich ausdrücken, eine allgemeine oder besondere Verbindlichkeit entspricht¹⁾. Dieser Unterschied beider Arten von Rechten findet sich man auch in dem positiven Rechte wieder; sowohl im römischen und kanonischen, als teutschen. Was zuweilen das römische und kanonische Recht betrifft, so unterscheidet jenes zwischen jus in re und obligatio, dieses zwischen jus in re und jus ad rem. — Unter dem ersten jus in re, oder jus rei²⁾ ist aber das zu verstehen, was wir dingliches Recht zu nennen gewohnt sind; also ein Recht, welchem, wie schon bemerkt, keine besondere, sondern eine allgemeine Verbindlichkeit, d. h. eine solche correspondirt, die Jedem ohne Ausnahme obliegt, folglich ein Recht, welches, wie man sagen kann, gegen die ganze Welt gerichtet ist. Unter obligatio versteht dagegen der Römer zwar nicht grade das, was wir persönliches Recht nennen, sondern das besondere gegenseitige Rechtsverhältnis, welches zwischen bestimmten Personen bestand statfindet, weil die eine (der Gläubiger, creditor) von der andern (dem Schuldner, debitor) Etwas zu fordern hat; also nicht bloß das Recht des Gläubigers, sondern auch die diesem Recht entsprechende Verbindlichkeit des Schuldners³⁾. In verschiednen Stellen der römischen Legislation wird jener Ausdruck sogar

12) Des Hofes Recht zu Eggolsheim a. a. O. S. 598 — 599 enthält auch viele andre bemerkenswerthe Einzelheiten.

10) Die genannte „Dinghoff-Regel“, S. 605 — 609. 11) Habrecht zu Haselach a. a. O. S. 695 — 698 ist sehr reichhaltig für Rechtsalterthumskunde.

1) Vgl. z. B. Hoffbauer, Naturrecht aus dem Begriffe des Rechts entwickelt, S. 78. Zachariae, Anfangsgründe des philosophischen Privatrechts, S. 55. 2) L. 19. pr. de damnato infecto. (39, 2.) L. 8. §. 1. De praescript. trigint. annor. (7, 39.) 3) §. 1. I. de acob. reis. (3, 17.)

Indessen scheint diese Behauptung bedenklich, und den Quellen entgegen zu sein, deren nähere Betrachtung aber erst noch folgendes voraussetzt. Nach den Grundsätzen der römischen Legislation kann man den Begriff eines dinglichen oder persönlichen Rechts, ganz wie verschiedene Naturrechtslehrer ihn fassen, auch so bestimmen, daß unter dem Erstern dasjenige Recht, dessen (unmittelbarer) Gegenstand eine Sache, unter dem Letztern dasjenige Recht zu verstehen sei, dessen (unmittelbarer) Gegenstand eine Leistung ist. So z. B. ist das Eigentum ein dingliches Recht¹⁵; dieses Eigentum aber bezieht sich unmittelbar und gradezu auf die Sache selbst, an welcher es stattfindet. Der Eigentümer kann daher, ohne der Einwilligung eines Dritten irgend zu bedürfen, über seine Sache nach Willkür verfügen, sie gebrauchen¹⁶), vernichten¹⁷), veräußern¹⁸), von jedem Dritten zurückschlagen¹⁹). Wer dagegen z. B. auf den Grund eines Vertrages von dem Dritten eine Sache zu fordern hat, kann auf die ihm versprochene Sache noch nicht unmittelbar einwirken, sondern er hat nur gegen die Person des andern Contractanten das Recht an Leistung derselben²⁰). Erst nachdem die Sache ihm übergeben ist, erwirbt er das Eigentum nebst dem darin enthaltenen Rechte der unmittelbaren Einwirkung auf die Sache²¹). So lange die Übergabe noch nicht geschehen, hat er sich nur an seinen Schuldner zu halten, welcher ihm dafür aber auch mit seiner eignen Person dergestalt haftet, daß ihn der Gläubiger nach altem Recht erforderlichen Falls sogar seiner Freiheit zu berauben befugt war²²).

Dies vorausgesetzt fragt es sich nun, ob gleiche oder ähnliche Grundsätze auch im recht teutschen Rechte vorkommen. Wäre hierauf bejahend zu antworten, so würde man auch behaupten müssen, daß das teutsche Recht in der Unterscheidung zwischen dinglichen und persönlichen Rechten mit dem römischen und kanonischen übereinstimme. — Soweit diese Frage die dinglichen Rechte betrifft, ist zu erwägen, daß dasjenige, was ein German an Haus und Hof, d. h. an Grundstücken, besaß, für ihn einen Mannsdistrict bildete, welcher nebst der gesammten fahrenden Habe, die sich darauf befand, ihm dergestalt zugehörte, daß, ohne seine Erlaubnis, ein Dritter diesen Bezirk weder betreten, noch (viel weniger) eigenmächtig darauf, oder auf die darauf befindliche Fahrniß sich Rechte anmassen durfte²³). Wer hiergegen handelte, konnte, wenn er auf frischer That ertappt wurde, ungestraft sogar gerädert werden²⁴). Dagegen war derjenige, welchem jener District gehörte, Herr darauf. Er zog

die Nutzungen, erlegte das Bild²⁵); konnte auch seine fahrende Habe frei veräußern, ebenso seine Grundstücke²⁶), nur daß der nächste Erbe die veräußerten Erb-Grundstücke, wenn er in die Veräußerung nicht gewillt hatte, dem Erwerber wieder abnehmen konnte²⁷). Hiervon abgesehen schaltete und waltete mitbin der German ebenso, wie der Römer, unmittelbar und ohne der Dajonischenschaft eines Dritten zu bedürfen, über das, was sein war, und jeder mußte außerdem dieses Recht der freien Veräußerung in seiner Person anerkennen. Das Recht, welches er insofern hatte, war also mit denselben Eigenschaften bekleidet, als das entsprechende Recht des Römers, und heist nun dieses letzte ein dingliches Recht, oder ein *jus in re*, so verdient das gleichnamige Recht des Germanen dieselbe Benennung ebenfalls, ohne daß daraus etwas ankommen kann, ob es von dem Germanen wirklich auch so oder ähnlich bezeichnet worden sei. Genug, daß der Sache und dem Besizer nach eine Gleichheit der Verhältnisse stattfindet. — Ist aber dem recht teutschen (oder auch germanischen) Rechte der Begriff des dinglichen Rechts bekannt, so muß ein Gleiches auch von den persönlichen Rechten gelten, da dingliche und persönliche Rechte Correlate sind, also das Eine ohne das Andere nicht gedacht werden kann. Zugleich folgt hieraus, daß, wenn dem teutschen Rechte die persönlichen Rechte bekannt sind, man daraus auf seine Bekanntheit der dinglichen Rechte in gleicher Weise zurückschließen kann. Daß nun aber das teutsche Recht die persönlichen Rechte ebenso, als das römische kennt, läßt sich aus Bestimmungen dartun. Schon die alten Reiterrechte lehren unter andern: „Si quis debitorem habens, appellet eum semel, et bis et usque in tertio, si debitum non reddiderit, aut non composuerit, tunc debet eum pignora²⁸“). Reisset also der Schuldner nicht, wozu er verpflichtet ist, so kann er gefändet werden; seine Person selbst haftet demnach für die Leistung unmittelbar. Was hierunter zu verstehen sei, darüber drücken sich die spätern Rechtsbücher, namentlich der Sachsenspiegel, so aus: „Ere so kunt vor gerichte vorbet un enen man, der he geliden nicht ne mach, noch burgen seiten, de richters sal ume den man antwerden vor dat gelt; den sal de halben gelif sinem ingesinde mit wise unde mit arbeide“²⁹). Der zahlungsunfähige Schuldner wird hiernach dem Gläubiger, wenn dieser es verlangt, vom Richter abarbeiten, und muß die Schuld dem Gläubiger abarbeiten, welchem er bis dahin dienstbar wird, gleich dem Gesinde; er wird ihm, wie man so sagen pflegte, zu Hand und Halfter übergeben³⁰), und haftet daher dem Gläubiger mit seinem Leibe; Alles, wie nach

15) L. 19. pr. D. de damno infect. (89. 2.) L. 8. §. 1. C. de praescript. trigint. annor. (7. 39.) 14) L. 1. §. 1. D. de Senat. Consult. dilan. (29. 2.) 15) L. 5. §. 1. 2. D. de usufruct. eorum rer. (7. 5.) 16) L. 1. C. de fundo dotati (5. 29.) 17) L. 1. D. de rei vindicta. (6. 1.) 18) L. 8. pr. D. de obligat. et act. (44. 7.) §. 1. L. de actionib. (4. 6.) 19) L. 20. C. de pactis. (2. 5.) L. 18. C. de distract. pignor. (8. 28.) 20) Gellius, Noct. Attic. Lib. XX. cap. 1. 21) X. b. r. d. tit. De Senect. C. 8. §. 9. §. 1. D. de i. d. tit. D. 180. §. 22) Lex Frision. Tit. 5. Lex Ripuar. Tit. 77.

23) In unglückigen Umständen wird daher Jagd und Fischerei als Verletzung des Grundbesitzes betrachtet. Riccius, Von der Jagdgerechtigkeit, S. 44 ff. (2. Aufl.) 24) Lex Anglor. et Werin. Tit. 13. Justitia Lubicens. ap. Westphalen Monument. inedit. T. III. p. 622 prope fin. 25) Lex Saxo. Tit. 15. in fin. Lex Burgundion. Tit. I. cap. 1. Justitia Lubicens. l. c. in fin. 26) Leg. Long. reg. Rothar. cap. 249. 27) Schöffenspiegel, 3. Buch, Art. 39. Bgl. auch Schöffenspiegel Brichbild, Art. 27. 28) Engau. De traditione debitoris ad manus creditoris. (Jenne 1746.)

ältern römischen Recht, ohne daß dieses auf jene Rechts-
sätze unserer Vorfahren irgendwie eingewirkt hätte. Selbst
noch in den Reichsabsschieden des funfzehnten Jahrhunderts
heißt es: Wer einen Andern „umb künlich und unlo-
genbar Schuld“ pfänden wolte, solle dem Schuldner seine
Absicht, ihn zu pfänden, zwar zuvor schriftlich oder münd-
lich bekannt machen, darnach aber möge er „ihn und
seine Habe pfenden und angreifen“. Erst im sechzehn-
ten Jahrhundert wird dies reichsgesetzlich verboten; so
z. B. heißt es in der Reichskammergerichtsordnung, daß,
wenn Jemand einen andern „pfänden oder sahen“ würde,
auf des andern Anrufen dem Pfänder, „bei namhafter
Pön“ geboten werden solle, „ohn Verzug, auch einige
Einrede die Pfändung wiederzugeben“. Durch unser
gegenwärtiges Concursverfahren hat die Strenge des alten
Rechts ihre Geltung gemeinrechtlich freilich völlig ver-
loren; doch sind in verschiedenen Ländern, namentlich in
dem sogenannten Schuldturnsproceß²⁹⁾, deutliche Spuren
bis zur heutigen Stunde übrig geblieben³⁰⁾. Über den
Schuldturns drückt sich unter andern ein Statut des
sechzehnten Jahrhunderts so aus: „Hette — der Be-
klagte keine gültigen güter, auch kein fürkänft mit pfan-
den oder Verzug, so soll er auf anhalten des gläubig-
ers und erlaubtus des Burgermeisters, nach altem Ge-
brauch, — erstlich in die Eifen geführt, und nach verschei-
nung dreier Lath in den Schuldturns gelegt, und dar-
inn biß zu völliger begabung enthalten werden.“ —
Dem Allen zufolge findet sich in dem eck teutschen,
wie im römischen und kanonischen Rechte der bestimmte
Gegenstand der dinglichen und persönlichen Rechte; nur ist
es freilich nicht in Abrede zu stellen, daß dieser Unter-
schied nur vaterländischen Rechte nicht überall so scharf, als
in dem fremden hervortritt. Bei vielen teutschen oder ger-
manischen Rechtsinstituten, wie z. B. beim Lehen, finden
sich dingliche und persönliche Elemente in vielfacher Ver-
einigung neben einander, und bei manchen Instituten
des teutschen Rechts, wie bei den Einstandbrechten, den
Reallasten und Zwangsbanntreuen, ist es sogar bis jetzt
immer noch streitig, ob sie den persönlichen oder dingli-
chen Rechten beizuzählen seien. Hier ist indessen der
Ort noch nicht, darüber nähere Erklärungen zu geben,
sondern es muß auf die bezüglichsten Artikel hieserhalb ver-
wiesen werden. — Schließlich ist nur zu bemerken,
daß nach römischem Rechte die Zahl der Jura in re auf
das Eigentum, die Dienstbarkeiten, die Emphyteusen, die
Superficies und die Pfandrechte beschränkt bleibt. Das
Eigentum (dominium) wird jedoch der Regel nach von
den juribus in re ausgeschlossen³¹⁾; wo man der Aus-
druck Jura in re durch aliena zu ergänzen ist, so daß ihm

das dominium als das Jura in re propria entgegenge-
setzt wird. In einigen Stellen wird indessen auch das
dominium unter dem Worte Jura in re mit begrif-
fen³²⁾. (Dieck.)

DINGLINGEN, evangelisches Pfarrdorf im groß-
herzoglich-badischen Bezirksamte Lahr, über 1/2 M. von
der Amtsstadt, an der Schutter, auf der Poststraße nach
Strasburg, mit 990 Einw., einer fruchtbaren Gemarkung
und angenehmen Lage. Auf der badiſchen Brücke über
die Schutter wurden im J. 1642 am 24. März die bei-
den berühmten Feldherren Gustav Horn und Johann
von Werb gegen einander ausgewechselt, und im J.
1677 wurde Dinglingen von den Franzosen zerstört.
Dieser Ort gehörte sonst zur nassau-wiesingischen Herr-
schaft Lahr, und hatte mit derselben gleiche Befugnisse.

(Thms. Alfr. Leger.)

DINGMANN, Mehrzahl Dingleute, hatte viel um-
fassende Bedeutung. Die althochteutschen Gloss. Mons.
bei Peg S. 350 und bei Deen (Mise. I. S. 208) setzen
zu quod graeco ecclesiasten, latine concionatorem po-
sumus dicere Dingmann; hier lernen wir also die älteste
Bedeutung von Dingmann kennen, nämlich von Redner
auf dem Ding (Volkssammlung), Redner zum Volk.
Ferner geben die Gloss. Mons. S. 378 curiales (Rath-
sherren) durch Dingman (Dingmannen), und auch decurio
durch Dingman. Joh. G. Wachter (Glossar. p.
292) setzt bei decurio zu sehr auf seine ursprüngliche
Bedeutung und stellt Dingmann als zwei verschiedene
Worte auf, nämlich einmal von Ding (Gericht) und
zweitens vom angelsächsischen thyn, thén, mit angehäng-
tem G, und bringt zu letztem die Glosse decurio, dinc-
man. Doch haben die Gloss. Mons. wahrscheinlich bei
decurio ebenfalls an Rathsherr (außer Rom) gedacht,
so daß wir nicht zwei Worte von verschiedener Ableitung
in Dingmann erhalten. Reiser (Pa. 73, [Hbr. 74, p.
22, p. 151] gibt: Exsurge, Domine, iudica causam
meam durch Truhnen stand uf, wis min dingmann
(Herr sich auf, sei mein Dingmann!); und in der Erklä-
rung zu Pa. 93, [Hbr. 94] v. 4, p. 186 setzt er zu
iudicibus durch luten (Dingleute). In weiterer Be-
deutung waren also die Richter unter den Dingleuten
begriffen, und die Bedeutung so umfassend, daß man
auch selbst curiales und decurio dadurch erklären zu
können glaubte. In enger Bedeutung hießen Dingleute
die Männer aus der Bürgergasse, die bei dem Gerichte,
besonders bei dem Niedergerichte, saßen, und den Rich-
tern ihre Meinung über die Sache selbst, und über den
zu ertheilenden Bescheid zu eröffnen hatten³³⁾, und wer-
den dem Rathe, dem Beig und dem Richter entgegen-
gesetzt, so z. B. in den badiſchen Statuten von 1279
(V. 7. S. 65): so wenn Männer vor Rechte kommen
mit einer Klage und zweiträchtig werden, und sie das
thun an den Rath, der für Recht sitzt, und an die Ding-
leute (dinsluden), und so was die Rathsmannen bekennen,

29) Reichsabsschied von 1442. §. 5. 30) Reichskammer-
gerichtsordnung von 1555. Tit. 22. 31) Zacher, Der
Schuldturnsproceß im Königeiche Sachsen. (Leipzig 1822.)
32) Bgl. z. B. Preuß. Gerichtsordn. I. Tit. Tit. 24. §. 141–146.
33) Nürnberger Reformation von 1554. Bl. 68. (Obige Stelle
ist abgedruckt in Eichhorn, Zeitschr. Staats- und Rechtsge-
schichte. I. 456. Rot. b.) 34) Bgl. z. B. L. 90. D. de noxi-
liis. actionib. (9. 4.) L. 19. pr. D. de damno infecto. (39. 2.)
L. 18. §. 1. eodem.

35) L. 8. §. 1. C. de praescript. trigint. annor. (7. 39.)
*) Grothaus, Gloss. zu Statuta Stadensia de anno 1279.
p. 102.

das soll ste sein u. I. Stüt 18, S. 52: vor dem voghede (Voigte) und vor den meenen (gemeinen) dingluden vor dem dinge u. VI. St. 4, S. 73: vor den andern an die Dren geslagen ober schlechte Worde gestroffen oder gelogen, that it hore tho voghet unde raet (Rath) unde dinglude; that seal ho beideren theme voghethe unde theme rade unde theme nachwolden (dem Kläger) u. In den Bergwerksgesetzen des Rammelbergs Cap. 18 (bei Leibniz, Script. T. III, S. 537) heißt es von dem, welchen der Bergmeister, wenn dieser angeschuldigt nicht selbst Richter sein kann, das Gericht befehlt: werde in dieser Weise einer gewillt führt und gesetzt zum Richter, was man vor dem gelehten oder gewillführten Richter und den Dingleuten (dingluden), die darüber gewesen seien, an der Gerichtsstätte spreche oder thue, dessen könne er Zeuge sein, und wolle jener es diesem widersprechen, daß er zu den Sünden nicht zum Richter gesetzt oder gewillführt sei, so können zwei an ihrem Rechte vollkommene Dingmannen (dingmann) mit ihrem Eide das wohl beweisen, daß sie darüber gewesen und dazu gehalten wären, daß jener zu der Sache zum Richter gesetzt, und sie zu Dingleuten darüber gewesen seien; und Cap. 23: Wenn sein Eigen angestrichen werde, daß er im Besitze (in den weren) habe, habe er dessen Beweis an Erielen, daß er es mit Rechte gemessen könne, oder habe er dessen Beweis mit Richter und Dingleuten (dinghluden), wie es in seinen Besitz (in syne were) gekommen sei u. — Nicht unrichtig findet man daher im Brem. niederlächischen Wörterbuche I. Bd. S. 214 Dinglude durch Gerichtspräsidenten, Beisitzer des Gerichtes, scabinii (f. Herzogth. Brem. u. Verdt. I. Samml. S. 51) erklärt, wiewol Dinglute einen umfassendern Begriff als Schöppen hatte. Aus dem Protocoll des berühmten Gerichtes der maliner Dompfroschei zu Bottenheim hat Schiller (Glossar. S. 224—225) Auszüge gegeben, welche in Beziehung auf die Dingleute bemerkenswerth sind. J. von R. Ammann zu R. und Janer P. von S., beide Schöppen des Gerichtes in der Dompfroschei Hofe zu Bottenheim langen im Jahre 1509 diesen Schöppensstuhl, da das Gericht aus Ursachen eine Zeit lang niedergelegen, wiederum mit Dingleuten und Schöppen zu besetzen an, um Jedermann zum Recht, zu verweisen. Die, welche zu Dingleuten angenommen werden sollten, mußten, sowie die Schöppen, mit Gütern angeessen sein; so wird gesagt, wie R. wegen seines Gutes, wie ein andrer R. wegen der Herren S. Alsdan Gutes, so er inner hat, wie Konrad Dt von R. von seinen Erbgütern (wegen) von den Schöppen des Gerichtes zu einem Dingmann an- und ausgenommen worden. Deshalb erhalten die Schöppen von Konrad Dt fünf Viertel Weins zum höchsten Zappen und zwanzig werten Heller für zwern Badden (Bullen) für ihr Recht. Gleiches erhalten sie auch für die Aufnahme eines R., den ihnen Abt Hermann auf St. Jakobberg bei Mainz zu einem Dingmann gegeben. Von acht Personen wird gesagt, daß sie zu einem Dingmann (zu Dingleuten) für ein Best-Baushaupt angenommen worden, und von einem R. zu einem Dingmann, und alsdab auch zu einem

Schöppen auf- und angenommen worden; es sollen die Herren auf S. R. und ihre Nachkommen das beste Haupt vertheidigen (vertheidigen, d. h. behaupten, nehmen), ohne seiner, des Dingmannen, Erben Rathun und Schweden. Diese Dingleute und Schöppen des Schöppensstuhls der Dompfroschei waren also, wie aus der Einrichtung des Best-Hauptes sicher zu schließen, auf weit niedrer Stufe der Freiheit, wie jene schöppendaren Leute und Schöppen des Saalfeldpferdes, welche wir im Art. Dingpfliechig berühren, und von welchem im Art. Schöppen und Schöppensbar umständlich gehandelt werden muß, sondern von ihnen völlig verschieden.

(Ferdinand Wächter.)

DINGOLFING, DINGLING, DINGELFINGEN, altes Eldtöden auf dem rechten Ufer der Isar und an der Straße von Eggenrieden nach Mungauferen, im bairischen Landgerichte Rankon des Unterdonaukreises, vier Stundten von Pantau. Es begreift 342 Häuser mit 1536 Einw., drei Kirchen, die Eige eines k. Rentamtes, eines Pfarramtes und Dekanates im Bisthume Regensburg und eines Magistates. Ehemals bestand hier ein Franciscanerkloster, dessen Kirche im J. 1679 erbaut worden ist, und Herzog Balthasar II. von Baiern hielt daselbst im J. 1772 einen Landtag. — Hier führt eine Straße über die Isar.

(Eisenmann.)

DINGOLSHAUSEN, DINKELSHUSEN, ein Pfarrdorf im bairischen Landgericht und Dekanate Geroldshofen, an dem Forste Niglhau und zwischen Oberschwarzach und dem Schlosse Isabellstein, mit 115 Häusern, 500 Einw., dem Ingolheimer Hofe, drei Bräuhlen und einer Biergellütte, 1½ Stunde von Ebrach.

(Eisenmann.)

DINGPFLICHTIG, gehalten das Ding (Gerichtsversammlung) zu besuchen. Schiller (Gloss. S. 224) nimmt es bloß in seiner engsten Bedeutung, wenn er es durch geschwornen Gerichtschöppe und Gerichtsdienner (juratus iudicii scabinus vel minister) erklärt, und das bremisch-niederdeutsche Wörterbuch (I. Bd. S. 214) denkt zu sehr an die heutige Gerichtsverfassung, wenn es dasselbe durch: unter Jemandes Gerichte stehend, iudiciali alicujus subiectus, gibt. Allerdings lag dieser Begriff auch in dingpflichtig, aber ersipste es nicht, da die Dingpflichtigkeit hauptsächlich die Mitwirkung bei dem Gerichte zum Zwecke hatte. Was die Dingpflichtigkeit war, erhellt am besten aus Folgendem: Die Lex Alamanorum (Tit. 36 [37] §. 4, 5, S. 211) bestimmt, daß, wenn ein Freier auf das Ding zu kommen vernachlässigt, oder auch (vel) sich nicht entweder dem Grafen, oder dem Centenar oder dem Boten des Grafen auf dem Dinge vorge stellt, in eine Strafe von 12 Schillingen verfallen. Niemand, möge es ein Befehl des Herzogs oder Grafen sein, solle vernachlässigen zu kommen, damit auf dem Dinge die Armen ihre Sachen durch Gerichte (Gefchrei) andringen könnten u. Alle die Verletzung der Dingpflichtigkeit nicht mit der Dingpflicht, d. h. wenn sich Jemand, der einen Rechtssreit hat, dem Ding entzieht, zu verwehren, lehrt der dritte Paragraph, wo als Strafe auf die Dingklaut 60 Schillinge gesetzt ist. Die

Lex Baiuvariorum (Cap. 15, §. 270) bestimmt, daß die Dinge den ersten Monatslag, oder nach 16 Tagen, wenn es nöthig sei, zur Untersuchung der Sachen, damit Freie im Lande herrsche, gehalten werden, und daß alle Freien an den festgesetzten Tagen, wo der Richter es angeordnet, zusammenkommen, und Niemand sich darüber hinaussetzen solle, auf dem Dinge zu erscheinen. Die innerhalb der Grafschaft wohnen, müssen sie des Königs oder Grafen Botschaft sein, alle folgen auf das Ding kommen, und wer es unterlassen, zur Zahlung von 15 Schillingen verurtheilt werden. Nach dem sächsischen Landrecht war das christliche Ding oder den *Senet* (*Senb*) (die Synode) jährlich dreimal zu besuchen, jeder Christenmann verbunden, der zu seinen Tagen gekommen (d. h. 25 Jahre alt war ¹⁾). Dieser geistliche Theil der Dingpflichtigkeit hieß *Senetpflichtigkeit*. Die Dingpflichtigkeit hing genau mit den verschiedenen Stufen der Freiheit zusammen. Freieit war dreierlei Art. Die schöppbaren Krute mußten den *Senet* der Bischöfe ²⁾, die Pfleghaften den der Dompropste, und die Landkassen den der Synpriester, und in Betreff der weltlichen Gerichte die Schöppen des Grafen Ding unter des Königs Bann alle 18 Wochen besuchen. Letzte man aber ein Ding um Unrecht (*Unpaten*) vom dem echten Dinge nach 14 Nächten aus, so mußten sie auch dieses besuchen, damit über das Verbrechen gerichtet werde. Hierdurch hatten sie ihr Eigen (*Eigentum*) gegen den Richter versichert, daß es von ihm alles Dinges ledig war, d. h. sie hatten ihre Dingpflichtigkeit, welche auf dem Besitze von Eigenthum basirte, erfüllt. Somit hier das sächsische Landrecht, bestimmen auch schon die fränkischen Capitularien von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen; letztere setzt nämlich fest, in Ansehung der Dinge, welche die Freien zu besuchen schuldig seien, sollte es ganz nach der Verordnung seines Vaters gehalten werden, nämlich daß sie im Jahre nur die drei Alldinge (Landdinge, allgemeine Dinge, *generalia placita*) zu besuchen brauchen, und keiner sie weiter Dinge zu besuchen nöthige, außer wenn etwa Jemand entweder angeklagt, oder zu Abweisung von Zeugniß geladen worden. Zu den übrigen Dingen, welche die Centenaren (Centgrafen, Grafen über Hundert) hatten, sollte zu kommen keinem andern geboten werden, als wer entweder Freie oder urtheile (nämlich die sieben Schöppen), oder junge (*Capitulare quinquagesimo Anno 819 aivo Capitula de instructione Misericordiae*. Cap. XIV. de placita a liberis hominibus observanda. Bei Georgij §. 838, 908. *Capitularium Lib. IV. Cap. 57. §. 1384—1385*. Vgl. *Caroli Magni Leg. Langobard. Cap. 49. §. 1151—1152*. *Ludovici Pii Leg. Lang. Cap. XLI. §. 1212*). Die Pfleghaften waren wegen ihres Eigens (*Eigenthums*) pflichtig, das Schultheissen Ding alle sechs Wochen zu

besuchen. Aus ihnen mußte man den Freyhoden wählen, wenn der Freyhode gestorben. Die Landkassen, welche kein Eigen im Lande hatten, mußten ihres Grafen Ding alle sechs Wochen besuchen. Hier und in jedem Weidlinge mußte jeder Bauermeister alle die rügen, welche zu Dinge nicht kamen, und zu kommen pflichtig waren. In einem außerordentlichen Gericht antwortete kein schöppbarer Mann Jemanden zu Kampfe (*Wesskampfe*). In dem Gerichte mußte er antworten, worin (ein Handmal (Gerichtssitze, zu der er geboren) lag. Hatte er Schöppensstuhl da, so war er auch da dingpflichtig. Wer den Schöppensstuhl nicht da hatte, der mußte des höchsten Richters (des Königs) Ding besuchen, wo er wohnhaft war. Den Stuhl vererbte der Vater auf seinen ältesten Sohn, hatte er aber keinen Sohn, auf seinen nächsten und ältesten Schwertmagen. Des Gerichtes mußten alle, die dingpflichtig waren, vom Sonnenanfang bis die Mittage warten, wenn der Richter da war ³⁾. Das Landding, welches die Landesherren dreimal im Jahr, und wenn das Land unfriedlich und übel stand, alle zwei Monate halten mußten, waren die zu besuchen verbunden, welche Gut in des Landesherren Gerichte hatten, oder mit Hause in seinem Gerichte saßen, wenn sie zu ihren Tagen, zu 24 Jahren, gekommen waren ⁴⁾. Nach den Sagen des Hordbingses auf dem Rammelsberge war Jeder, der sich in dem Wald und Forst ernährte, pflichtig das Festding in dem Jahre dreimal zu besuchen; war er es nicht, so war die Brode (Strafe) jedesmal ein Schilling Kaiser-Pfennige, wenn ihn nicht welche Noth geheimer. Wer ein andres Gericht oder einen andern Herrn suchte, als wohn er dingpflichtig war, war seine Brode (Buße) (nämlich fünf Schillinge Kaiser-Pfennige) und Wette (nämlich acht Schillinge Kaiser-Pfennige). Wer die ihm zuerkannte Strafe nicht gab, war so lange vom Brauche des Waldes ausgeschlossen ⁵⁾. Für die Kenntniß der engen Bedeutung von dingpflichtig, zum Reichthum verbunden, ist die wiederkehrende Formel merkwürdig: Das Urtheil sollte ich Gangang an einen Dingpflichtigen des Gerichtes, der hinausging, und beriet sich mit den Umstehenden des Landes, der wieder hereinkam, und wies für Recht: (nun folgt das Urtheil, welches der Dingpflichtige gegeben) ⁶⁾.

1) Schwabenspiegel, Cap. 123. Von christlichem Dinge, §. 76. 2) Wie dem Schwabenspiegel, 1. B. 2. Art. §. 18 vgl. man des Großschöffen von Abn Worte, daß die Weib zu ihrem (des Großschöffen) Senet (Senb) gehören: *soli tamen nobiliores capitulares, qui ad nostrum Syndacum non solum specialiter pertineo*. Conc. German. T. III. p. 623.

3) Schwabenspiegel, 1. B. 2. Art. §. 18—20. 3. B. 96. Art. §. 372 fgl. 61. Art. §. 458. über Handmal vergl. 3. B. 22. Art. §. 378, wo gesagt wird, kein schöppbarer Mann bedürfe sein Handmal, noch eine der Weib zu bedürfen, er treide denn einen seiner Graffen kampflich (zum Weidkampfe) an u. s. w. und Schiller, Glossar. Text. p. 424, welcher die Stellen und Auslegungen über Handmal zusammenstellt und mit Recht seinen Beschl. der fränkischen Worte gibt, welche sagt, Handmal sei die Gerichtssitze, zu der einer ein geborener Schöppe sei, und mehr er seinen Stuhl und sein Wappen habe. Über die Art der Gerichte nach dem Stande der Dingpflichtigen vgl. Schmid, Gesch. der Teutonen, 3. Bd. 6. B. 20. Cap. unter Zug. von 1784. §. 264, 265, und Grimm, Teutische Rechtsalterthümer, §. 828. 4) Schwabenspiegel, Cap. 348. Wie man Landding haben soll, p. 201, 202. 5) Wittenberg und Wittenberg den forstjungen IV—VII. Bei Mezer, Bericht einer Geschichte der Bergwerksverfassung und der Berggerichts bei Forst im Mittelalter, §. 155, 156. 6) §. Urtheil des Jo-

Sowie die ganze germanische Welt der Hauptfache nach ursprünglich ein Recht hatte, so hatte auch der Norden insbesondere die Dingpflichtigkeit mit den Teutichen in enger Bedeutung gemein, denn alle Völker, welche irgend Grundbesitz hatten, mußten der Strafe auf den Laugthingen (den allgemeinen Dingen, wo Gesetze gegeben und die Rechtspflege gelebt ward) erscheinen. *Barr's* (History of the Orkney-Inland. See. Edit. S. 225) schieft Ansicht von dem orkneyischen Laugthing, man habe dazu sogar zuweilen vielleicht die Bauern berufen, wird von *Arndt* (Nebenstunden 1. Th. S. 350—351) widerlegt, indem er die Dingpflichtigkeit aller Völker, so lang die alte Verfassung bestand, richtig aufstellt, und die Gründe für jene angibt, nämlich daß auf dem Laugthing, wie bei den alten teutischen Strafensdingen, nicht allein die schweren Verbrechen und Halsfachen untersucht und gerichtet wurden, sondern auch alle Streitigkeiten und Verhandlungen über Erbschaften, Besitz und Änderung des Besitzes liegender Gründe hier allein ihre rechte Stelle hatten, und also alle angesehene Männer nothwendig anwesend sein mußten, theils als Zeugen, die man vielleicht aufrufen und befragen würde, theils als diejenigen, welche ihre eignen und die Familienvortheile wegen eines Eintrages in den Besitz oder einer Änderung in demselben, welche Jemand wagen oder hier anbringen könnte, zu bewachen. Auch mußte die Dingpflichtigkeit aller Angesehnen die Schlichtung der Streitigkeiten wegen Sklaven und Freigelassenen sehr erleichtern. Über die verschiedene Dingpflichtigkeit der vollen Völker und der Einmüßer (einverkur), d. h. der geringern Völker, welche keinen Knecht halten konnten, und denen ein Jünger als ein Kunstgelehrter bei der Arbeit half, es mochte ihr eigener Sohn, oder der eines Andern sein¹⁾, bei den verschiedenen Dingen, bestimmte das isländische Gesetzbuch²⁾ (Zsl. 2. Von Vormundschaft 12. Cap.) dieses: Alle Völker waren pflichtig zum Dinge zu reisen, sobald die Botschaft an ihr Haus gekommen war, ausgenommen die Alleinwerter. Diese waren schuldig, vier Dinge zu besuchen: nämlich das Ding, wo Königsbriefe vorgelesen werden sollten, Todtschlagsding, Mantalsding zur Ausgleichung³⁾, und das Ding, welches dem Hreppstior⁴⁾ (dem Bezirksverwalter) angehörte. Aber wenn alle andern Dinge gehalten wurden, durften Alleinwerter dabei sein, wenn sie wollten.

(Ferdinand Wächter.)

DINGSTÄTTE, die Stätte, wo das Ding (Be-

rathung⁵⁾ und Gerichtsversammlung) gehalten wurde, sowie z. B. die althochteutischen Gloss. Mons bei *Veß* S. 379 zu conciliabulo, Dincateti setzen. Die Dingstätten waren unter freiem Himmel, gewöhnlich auf einer Anhöhe, wie z. B. in Thüringen auf dem Trechberg (Treteburg) an der Unstrut (s. die Nachweisungen im Art. Dingstuhl), und in Friesland auf dem berühmten Hügel Uppsalboom bei Aurich, wo die Abgeordneten der sieben fränkischen Landschaften oder Gerelände jährlich am Dinstage nach Fingsten zusammenkamen, um innern Frieden und Freiheit zu erhalten und gemeinsame Gesetze zu machen⁶⁾. Gern waren die Dingstätten unter großen Bäumen, wovon nur ein Nebengrund, daß diese gegen Sonne und Regen schützten, und der Hauptgrund war, daß man an Bäumen opferte und die heiligen Stätten und Dingstätten zusammenfielen, sowie z. B. die große Dingstätte der Semnen, wo die Abgeordneten aus ihren hundert Gauen zusammenkamen, und Menschenopfer, d. h. Hinrichtungen im Namen der Gottheit, stattbatten, in einem uralten heiligen Walde war⁷⁾. In dem Dorfe zur hohen Eiche, unweit der Stadt Gräfenhain, pflegte nach der Gewohnheit der alten Zeiten das Gericht unter einer hohen Eiche gehalten zu werden⁸⁾. Das Beispiel einer andern Dingstätte unter einem Baume gibt die Urkunde des Grafen Siegfried von Blauenburg (auf dem Harze) vom J. 1251 (bei *Paulini*, de Advocacia Monasticii, Syntagma S. 559), in welcher Siegfried thut, daß er, als er auf dem allgemeinen Dinge beim hohen Baume (ad altum arborem, placita ibidem generaliter indicia) mit den Fürsten und übrigen Geaden des Landes (welche namhaft gemacht werden) gewesen, auf das Recht auf die Reigtei über das Kloster Hupenberg verurtheilt habe. Bei einer alten Linde auf einer kleinen Anhöhe im Walde nordöstlich von Altkrode im Lusthause Harzgerode liegen die Trümmer der Kirche des Dorfes Volkmannde, und wird wieder, seitdem das dasige Jagdhaus verfallen, unter freiem Himmel jährlich zweimal, im Frühjahr und Herbst, ein frei öffentliches Klage- und Rügegericht (Rühgericht) nach einer bestimmten alterthümlichen Formel gehalten, und vor ihm müssen bei Strafe alle Einwohner der umliegenden Dörfer, welche im Anstänlichen Besigungen haben, Eingetrode, Endorf, Altkrode, Altkrode, erscheinen, ihre Abgaben zahlen, und ihre Klagen anbringen und beantworten. (Weshalb von diesem Dinge f. bei *Endner*, Gesch. und Beschreibung des Landes Anhalt S. 509, wo auch von dem ähnlichen Dinge zu Harzgerode und dem zu Guntersberge Nachricht gegeben wird.) In dem Brief über die

dann Dunder, geschwornen Gaugrafen seines Herrn von Götze, zur Zeit (1475) zu Gräutze (bei *Höberlin*, Analecta Modii Aevi p. 429—435), worin sich die Formel drimal nöth den von den Dingpflichtigen ertheilten Urtheil findet.

7) Gulathings Lang, Lundslevi Bolke cap. 55. 8) Den Islands Lov Jonsbogen översatt paa Egill Thorhallaesen. (Kopenhagen 1763.) 9) Nämlich wo über Ausgaben und Abgaben für den Staat verhandelt ward, und die Vertheilung des Anschlags nach dem Vermögen vorgenommen werden mußte. *Arndt*, Nebenstunden 1. Th. S. 450. 10) über das Hreppstior-thing (Ding des Hreppstior) haben wir im Art. Hreppstiorer gethan.

1) Legen Uppsalboom. §. 23. Officiell. Landrecht, 3. Bd. Cap. 100—102, und Nicht im Verbericht S. 106 (s. d. sich über die Errichtung des Namens Uppsalboom verbreitet. *Egl. Montz*, Gesch. des Heidenthums. 2. Th. S. 80. 2) Tacitus, Germ. 39. 3) über das iudicium ad altum arborem f. *Falkenstein*, Antiquit. et Memorab. Nordgaviae veteris. T. I. und *Thüring. Schr.* 3. Th. S. 945. Steltes aus Artunden *Frankreichs* von 1005, 1205, 1137, nach welchen Dinge unter Bäumen gehalten werden, heißt *Du Fresno*, Glossar. unter Placita sub arboribus etc.

Stiftung der Wallfahrt zu den vierzehn heiligen Nothhelfern durch Herzog Wilhelm von Sachsen ward functionirt, daß an den Wallfahrtstagen sowol als den Einwohnern begangene handhafte Diebstähle, wo man den Dieb auf der That oder Flucht ergreifen, oder Dieberei in seiner Gemahsam finden würde, sogleich auf der Stelle mit dem Raaks (Tranger) gerichtet werden sollten. Deswegen wurden an drei, im Dorfe (Vierzehnhelligen, zwei Stunden von Jena) befindliche, in ein Dreieck gesetzte Linden-Hälschen befestigt. Zwei solche alte Linden, an denen die Hälschen zum Theil, und die Ketten, an denen sie hängen, ganz eingewachsen sind, stehen noch. Die dritte, vor 100 und mehrern Jahren eingegangen, ist nach alter Sitte, wodurch solche Stellen immer wieder zu Bäumen gelangten, mit einer jungen ohne Hälschen ersetzt worden. Mitten zwischen diesen Linden wurde an einem feinem Lische Gericht über die Diebe gehalten. Jetzt steht der Tisch an einer der alten Linden, und die Gemeinde versammelt sich bei ihm (f. Schneider, Biograph. Fragmente von der Kurfürstin Margaretha, S. 103). Auch die bänischen Bauern pflegen noch jetzt jede in ihrem Dorfe bei einem gewissen Baume zusammenzukommen, um Beschlüsse über Gemeindegelangenheiten zu fassen *). Nach dem Leben auf der Erde hatte man das Leben im Himmel gebildet, und so begeben sich die Äsen jeden Tag an die Esche Yggdrasil über dem heiligen Urtarbrunnen, um an ihr Gericht zu halten *). Rand sich an der Dingstätte kein natürlicher Baum, und der Ort war außerdem, f. B. durch einen in der Gegend seltenen Hügel oder einen merkwürdigen Brunnen, zu einem heiligen ausgezeichnet, so wurde ein künstlicher Baum errichtet, wie z. B. die Irminsul (f. d.), welche ein großer aufgerichteter Ring war, in der Nähe des wunderbaren Zulierborns. Der Dinghügel bei Aurich hatte seinen Namen Upstallboom aller Wahrscheinlichkeit nach von einem künstlich errichteten Baume. Hatte man dann auch an den Dingstätten natürliche Bäume herangezogen, so blieb auch diesen der alte auf sie nicht, sondern nur auf die frühern künstlich errichteten passende Name, sowie der Pflanze Konad (Pflanz. Hbf. Nr. 112, Bl. 96) alte (wegen ihrer Heiligkeit nicht verletzte) Bäume urmaro stalbourne (unberührte Stalbbäume) nennt. Aus den an den Dingstätten künstlich errichteten Bäumen haben sich ohne Zweifel die Kolan des Säulen (f. d.) in den Städten gebildet, indem die rohe einfache Stule, welche den Baum vertrat, nach und nach versiert, und dann selbst auch mit einem Randschilde ausgestattet ward. Daß aber an den Kolanbäumen öffentlich Gericht gehalten ward, lehrt z. B. die Registratur von der Krüfigereifung des Grafenweges zu Halle durch Herzog Friedrich von Sachsen im J. 1426 am Dinstage St. Vincenttage (bei Dorra, Gesch. Friedrichs des Streittbaren, S. 917—918), wo gesagt wird, daß Herzog Friedrich seine Herrlichkeit und Gerechtigkeit ge-

übt in den Richtbänken vor dem Kolande zu Halle, dadurch, daß er zwei Schöppen, die vorher nicht eingeweiht waren, einwies etc. Die Dingstätten hatten früher mit den übrigen heimischen heiligen Orten gemein, daß sie mit einem Steinkreis eingegrenzt waren; namentlich in Holstein und Schleswig gab es spät noch solche durch Steine bezeichnete Dingstätten; sie sind aber jetzt fast alle verschwunden. Da ihre großen Granitblöcke in Folge der zunehmenden Einkoppelung der Äder zu Befriedigung und zu Pflastersteinen verwandt worden sind *). Auch die nordischen Freiliegplätze, zu welchen man gewöhnlich Anhöhen oder freiliegende Halben und edene Änger wählte, wo das umfliegende Volk die Richter auf ihren Richtersitzen sitzen sehen konnte, waren innerhalb eines länglichten, mit Steinen umfetzten Kreises, oder das Gebüde bestand auch aus einer Art Saun von Haselstöcken, womit man auch die Kampfplätze abdeckte, oder Stangen, welche mit Bieten und Striden zusammengebunden waren. Dieses Gebüde hieß Vebönd oder das heilige Band, sowie der Platz selbst Vebjorg, Vgård oder Fjörðangsgård, heiliger Berg, heiliger Hof oder dem Städtchen verbottener Hof (f. Schöning, Gesch. Norwegens 2. Th. S. 248). Eine solche heilige Schranke hieß nach dem Gulathinga Laug (Thingfarar Bolkr, Thingfarar Bøtt Capitel 3) der Lagman auch um die Dingstätte, wo das Gericht saß, machen. Nur die Ausgewählten, die 36 Vefjörðes des Großrichters, durften darin sitzen; wer sonst hineinbrang, mußte eine halbe Mart Silber zahlen. Auch das isländische Rechtsbuch Jonabok genannt (Thingfarar Bolkr Cap. 3) schreibt vor, der Dingkreis solle soweit gemacht werden, daß die zum Gericht Ernannten (Ausgewählten) darin zu sitzen Raum haben; es sollen dies drei zwölfter Männer (d. d. 36) sein. Sowie man zu Zweikampfsplätzen, der größern Sicherheit und Ungefahrlichkeit wegen, gewöhnlich Holme (kleine Inseln) wählte, so war in Norwegen auch die große Dingstätte auf dem Inselchen Guley, oder Guld (woon das alte norwegische Geseßbuch Gulathinga Laug, Gesetze des Dings auf Guley, Kopengoben 1817, den Namen hat), sowie auch auf Sletland die Dingstätte auf einer kleinen Insel auf einem See umweil Thingwall (Dingfeld), welches von der Dingstätte den Namen erhalten, sich befand. Bevor die Dingstätte auf den Holm zu Thingwall verlegt ward, wurde nach der Überlieferung das große isländische Ding auf der Insel Unk im fernsten Nordosten Sletlands gehalten. Man findet auf Unk drei concentrische Steinkreise auf kahlen und grauen Höhen umweil Ballastakirk auf dem Crucifeld (Kreuzfeld). Der äußerste Ring hat 67 Fuß im Durchmesser, der mittlere 55, der innerste 40. In der Mitte dieses innersten Ringes ist ein kleiner Steinbügel. Eine Meile östlich ist ein zweiter, doch an Umfang kleinerer Raum, gleich dem vorigen aus drei concentrischen Steinen Ringen gebildet, in deren Mittelpunkt ein kleiner Hügel

4) Nach Jørgen Finn-Magnusen, Lex. Myth. p. 865.
5) Grannius-mal 28 u. 29. S. 54, 55. Sauer-Eda, Ausg. v. Raat, S. 17, 18.

X. Anst. d. M. u. A. Erste Section. XXV.

6) A. B. Gudme, Schwedw. Holstein: eine statistisch-geographisch-topographische Darstellung. I. Theil.

liegt. Der Durchmesser des äußersten Ringes hält 55 Fuß und der des Hügels des Mittelpunkts 10½. In einer Entfernung von etwa 80 Fuß von diesem zweiten Kreis ist ein dritter, welcher in seiner Mitte auch einen Hügel hat, welchen nur zwei concentrische Ringe einschließen, deren äußerster 22, und der innerste 17 Fuß im Durchmesser hat. Bei dem innigen Zusammenhange der Religion und des Dingwesens, welchen wir im Art. Ding betrachtet haben, ist es natürlich, daß wir, wenn wir hier Dingstellen annehmen, auf eine Dreitheilung stoßen, da diese in der germanischen Glaubenslehre eine so wichtige Rolle spielt, z. B. bei den Schwaben zur Zeit Adams von Bremen die drei Götter Wodan (Odin), Thor und Freio. Gildert (Description of the Shetland Islands) meint, daß bei den großen Gerichts- und Volksversammlungen die concentrischen Streifenkreise darauf berechnet gewesen, Personen von größerem oder geringerem Range, welche als Richter oder Gesetzgeber ihres Amtes pflegten, von einander zu trennen, während die Volksmenge außerhalb der Ringe oder Kreise gestanden und sich im innersten Ring ein heidnisches Tempel befunden habe. Kuntz (Werkensünden S. 360 — 367) verwirft den Tempel, und sagt, daß der Mittelpunkt vorwiegend für den Richter der Angeklagten und die Zeugen eingerichtet gewesen, und die äußeren concentrischen Ringe wol in einer gewissen Rangordnung die Gerichtsbefugter der vornehmern Gutsbesitzer und die niedrigen Klassen der Gesellschaft geschieden haben. Nach unserer Meinung bildete der Hügel den Altar, auf welchem das Kind geopfert ward, um mit dem Opferblute den Ring, auf welchem der Eid geleistet werden mußte, zu weihen, und der innerste Kreis den Hof (Tempel ohne Gebäude). Im zweiten Kreise befanden sich der Godi (priesterliche Richter) und die Ernannten (zu Reifigern Ausgerüsteten), und im dritten Kreise die gesammten Dingpflichtigen. Das dritte kleinere Heiligtum, welches nur aus zwei concentrischen Ringen bestand, deren äußerster nur 22 Fuß im Durchmesser hatte, war nicht zu Dingen, sondern einzig zum Dienst einer Gottheit, um die Dreitheil vollständig zu machen, bestimmt; der innerste Ring bildete den Hof (Tempel ohne Gebäude) und enthielt auf dem Hügel den Altar, im äußersten Ring befanden sich die, welche dem Opfer beizuhelfen, ohne es selbst zu vollziehen. Von den Dingstellen getrennt, aber in ihrer Nähe, waren die Richtplätze oder in der Frühenzeit die Opferplätze. Daher finden wir auch hier die Stelle, wo die Verbrecher geopfert, d. h. im Namen der Gottheit hingerichtet wurden, von den Dingstellen getrennt, wie wol die Sage, die kühnere von den spätern Zeiten nicht gehörig schreibend, die Sache sich nicht klar denkt. Nämlich eine der kleinen Spizen, die sich gleich einer künstlichen Erhöhung aus der hohen Fläche eines Hügels erhebt, wird Hanger Heog (Hänter-Hügel) genannt, und an ihrem Fuß ist ein Steinhaufen, welcher den Namen Gerichtsstelle führte. Zu dem Gipfel jener Hügelspitze stieg man eine Reihe roher Stufen binan, woselbst man dann einen andern Haufen erblickte, welcher der Richtplatz heißt. Es geht eine Sage, daß der Verbrecher,

welcher die Stufen des Hanger Heog erstieg, nie lebendig herunter kam, und zur Bestätigung dieser Sage fand man vor etwa 66 Jahren zwei Geirpfe, welche man für die Reste hingerichteter Verbrecher hielt, an dem Fuße des niedrigen Steinbügels unordentlich begraben (der niedere Steinbühl war aller Wahrscheinlichkeit nach früher die Opferstätte, bevor man die obere durch Einmauerung der Stufen gangbar gemacht hatte). Aber wenn ein Angeklagter nach erfolgtem Spruche des Lagmanns sich auf die Entscheidung des Volkes zu berufen wünschte, suchte er mehr weislich zu einem auf einem anstehenden Hügel gelegenen Steinringe zu entzinnen, und wenn er jenen geheiligten Raum ohne Beschädigung erreichen konnte, war sein Leben erhalten, aber wenn der Zorn des Volkes sich gegen ihn erklärte, ward er auf dem Wege zum Heiligtume verfolgt, und jeder durfte ihn, ehe er es erreicht hatte, erschlagen. (Diese Sage denkt sich also die Dingstätte an dem Steinhaufen des Fußes des Hänterbügels, und von hieraus die Verfolgung des Verbrechers beginnend; nach unserer Meinung hingegen war die Dingstätte eine der beiden oben beschriebenen, und von hier aus begann die Verfolgung des Verbrechers zu dem Steinring auf dem an dem Hänterbühl anstehenden Hügel, und der niedere Steinbühl am Fuße des Hänterbügels war die frühere Opferstätte zur Einrichtung der Verbrecher und der Steinbühl auf ihm die spätere.) Der Brauch, selbst die Sage fort, dauerte lange; aber bei Befreiung des Landes zum Christenthume trat an die Stelle des heidnischen Heidenthums eine Kirche, welche der späteste Aufenthaltsort war. Mehrere auf der Erde gegrabene Kreuze zeigen die Stellen, wo Höfswichter bei der Verfolgung erschlagen sind; weshalb man dem Hügel auch den Namen Kreuzfeld gegeben hat. Als das Ding von Unst hinweg auf den Holm zu Thingwall in das Hauptland verlegt ward, behielt man die Weise, wie ein Verurtheilter eine Verurtheilung an das Volk machen konnte, immer noch bei, und Brand (Description of Zealand S. 122) hätte um das J. 1700 die alte Sage, welche bis diesen Tag im Munde des Volkes umgeht, daß, wenn Jemand, gegen den auf dem Holm das Todesurtheil ausgesprochen war, durch die um den See herumstehende Volksmenge (die Sage denkt sich also das Volk nicht auf der Dingstätte selbst, sondern außerhalb derselben) entkommen, und den Glockenthurm der Kirche zu Thingwall erreichen konnte, das Todesurtheil als nicht ergangen angesehen, und dem Verurtheilten das Leben geschenkt ward.

Für Hütung und Bewachung der Dingstätte gab das Volk die umliegenden Hütten einem Manne (dem Dingwarter) zu lebenslänglicher Anweisung, wie wir namentlich aus den Willküren der Westmänner von der Dingstätte des ganzen Landes wissen, sowie auch vom Pfleger des Dingstuhls zu Mittelhaufen bekannt ist, daß er dafür Bestzer anliegenden Feldes war, wovon wir das Nähere im Artikel Dingstuhl sehen. Karl der Große ordnete an, die Dingstätten so zu vertheilen, daß sie im Winter und im Sommer zur Hütung

der Dinge brauchbar wären⁷⁾. Deutlicher, als sein Vater, der sich zugleich auf die von ihm gegebene mündliche Anweisung als Ergänzung beruft, verordnete Ludwig der Fromme, daß vom Grafen an der Dingstätte ein Haus gebaut werden sollte, damit nicht wegen Sonnenhitze und Regens das öffentliche Recht zurückbleibe⁸⁾. Wegen Sonnenhitze und Regen hatten in der Feldzeit an den Dingstätten die großen heiligen Bäume geschützt. Es waren durch die Art der Feldbearbeitung gefallen, und an ihrer Stelle hatten sich die christlichen Kirchen erhoben, und in ihnen und ihren Höfen wurden, als an den heiligen Stellen, die Dinge gehalten. Doch Karl der Große, der alles Heidenische zu vertilgen strebte, wenn es einen germanischen Ursprung hatte, weil er es da nur als Heidenthum erkennen konnte, während er das übrige Christliche im damaligen Christenthum als wahres Christenthum ansah, so daß er z. B. den unterjochten Sachsen bei Todesstrafe verbot, in der Fastenzeit Fleisch zu essen, Karl der Große verordnete, daß keine Dinge⁹⁾, und in seinen langobardischen Befehlen¹⁰⁾ bestimmter, da die Geistlichkeit ihre Synoden in den Kirchen hielt, daß keine weltliche Dinge in den Kirchen und ihren Höfen, und wie sich in seinen langobardischen Befehlen findet, selbst auch nicht auf den um die Kirche gelegenen Ländereien weder vom Grafen und den Vicaren, noch irgend einem Königl. Diener oder Richter gehalten werden durften. Ludwig der Fromme¹¹⁾ und seine Söhne¹²⁾ bestätigten jenes, und nennen selbst den Kirchen und ihren Höfen, wo keine Dingstätten sein sollten, auch die Häuser der Kirchen¹³⁾. So wurden die Dingstätten ihrer Heiligkeit beraubt, und der Glaube der alten Zeiten untergraben, daß die Gerichte im Namen der Gerechtigkeit gehalten würden. Die geistliche Bestimmung, daß wo von Alters her freien Stand durch Eidesleistung zu beweisen, Gewohnheit gewesen, dafelbst das Wahl gehalten, und dafelbst die Elde geleistet werden sollten, half wenig, da sogleich darauf folgt, daß das Wahl weder in der Kirche, noch im Hofe derselben sein sollte, denn an den meisten heidnisch wichtigen Plätzen waren ja die Kirchen angelegt, und so konnten nur wenig alte heilige Dingstätten übrigbleiben. Mindere Dinge durfte allerdings der Graf innerhalb seiner Gemere (Intera potestatem suam, d. h. auf seinem Besitztum) oder wo man es ihm sonst gestattete, halten¹⁴⁾. Bei den Friesen im Sunsingau jedoch blieben die Burse (aufgeworfene Hügel, Gerichtstätten) auf den Kirchhöfen und Kirchen¹⁵⁾, da diese die Anhöhen der alten Dingstätten und heidnischen Ältere eingenommen hatten, und der Sunsingau

sich vom Einflusse der fränkischen Gesetzgebung freizubehalten. Auch kommen anderwärts Beispiele von Dingstätten, wenn auch nicht in den Kirchen, doch neben denselben und in den Kirchhöfen, vor¹⁶⁾. In das Lehnrecht ward auch die Bestimmung aufgenommen, daß der Herr an allen Stätten außer in Kirchen und Kirchhöfen seines Tagedinges beginnen müsse¹⁷⁾. — Jedem Angeklagten heißt die Dingstätte Thing-stow. Bemerkenswerth von den mit Ding zusammengefügten Eigennamen von Orten sind Thing-völle (Dingst.) auf Island¹⁸⁾, wo das erst seit 1800 aufgehobene Thing gehalten ward, Thingvold in Norwegen, Thingwall auf Ebeland, wo die alte heilige Stelle für die Berathungs- und Gerichtsversammlung des Volkes und der Sig des Boigets oder Löwmanes (Gesammtes) sich befand, während außerdem das Land in fünf Bezirke getheilt war, welche ihre besondern Dinge hießen¹⁹⁾, Dingwall, Tynwald in Schottland, und Tynwald auf der Insel Man. Auch in Teutschland kommen mit Ding zusammengefügte Ortsnamen vor, z. B. in dem verstorbenen Amte Rothenburg das Dorf und Kirchspiel Wolterding, welches man sicher mit Recht von Woolt (Wald) und Ding (Gericht) ableitet, und das Dorf und Kirchspiel Schneering²⁰⁾. So auch werden Loding und Boding in der Karl Brandenburg von Ding abgeleitet²¹⁾. Über das Boding siehe den Artikel Ding. Boding, Bötting findet durch Loof-ding (Glaubensgericht) als geistliches Gericht seine Erklärung²²⁾.

(Ferdinand Wuchter.)

DINGSTUHL, DINGSTÜHLE, namentlich thüringische; Dingstuhl, auch Gedingstuhl, ist in enger eigentlicher Bedeutung der Gerichtsstuhl selbst, in weiterer das Gericht. Doch hiesien nicht alle Gerichte Dingstühle, so z. B. im kaiserlichen Lehnbrief über die Lehnsherrschaft des Kurfürstenthums Anhalt werden aufgeführt die Dingstühle zu Achtersleben — — — die Dingstühle zu Beiersleben und Eiterodendorf, die Grafschaft Wörrzig, die Grafschaft Wülfungen, die Grafschaft, die da Hochgraftschafft heißt, zu Wormsdorf, und alle Gerichte, die da Hochgraftschafft heißen — — —; dazu die Boigete über die Kirchen; die Kirchen zu Gernode und über die Stadt Hangerode und das Gericht auf dem Fretel vor Halberstadt²³⁾ u. s. Als Beispiel der Beschaffenheit eines Dingstuhls ist beschrieben die Beschreibung des Dingstuhls zu Mittelhausen in Thüringen, wo das höchste Landgericht (höchste Ding) Landding, nemum provinciale iudicium, auch zus

7) Capitulare Primus Ann. 805, cap. 85, p. 742. Capitular secundum Ann. 802, Cap. XIII, p. 747. Capitularium Lib. III, cap. 57, p. 1858. 8) Capitularium primus Ann. 819, Cap. 16, p. 842. Capitularium Lib. IV, cap. 78, p. 1577. 9) Capitularia primus Ann. 913, Cap. 20, p. 78. 10) Caroli Magni Leges, cap. 120, p. 1165. 11) Die Gittat in Rot. 4. 12) Capitularium Lib. V, cap. 156, p. 1444. Capitularium Additio Tertia, Cap. 32, p. 1769. Cap. 91, p. 1785. 13) Dieselben, Cap. 118, p. 1789. 14) Capitularium Lib. IV, Cap. 28, p. 1377. 15) Keran thera Rbdtensu von Hunsengom Londe. p. 3.

16) E. Du Fresne, Glossar unter Placita ante ecclesias, wo er betreffende Stellen theils anführt, theils anführt. 17) Ebd. Lehnrecht, Cap. 65, bei Schütler in Cod. Jur. Alam. p. 35. 18) Islands Landnámabók p. 575, 880. 19) Krant, Rechenbuden, S. 849. 20) Rechte des vom Amte Rothenburg in: Altst. und Neust. des Herzogthums Bremen und Verden. 7. Bd. S. 115—115, 118—128, 167. 21) J. G. Wuchter, Glossar, p. 290. 22) Picardt, Antiquitäten zu Oude Vrieslandt p. 115. Chronique der Landschap Drenth p. 163. Bgl. E. C. Geirichs, De Boding et Lodding. Traj. ad Viad. 1750.

1) Einbner, Geschichte u. Beschreibung des Landes Anhalt, S. 144, 145.

provincialis genannt) gehalten wurde. Dieser Dingstuhl war in das Recht zu Mittelhausen gesetzt. In der Helm-
mark des Dorfes Esleben (Esleben, jetzt Esleben) an
der Gera waren zwei Hufen urbaren Landes, deren Be-
sitzer oblag, den Dingstuhl zu den festgesetzten Zeiten zu
besuchen. Hinten mußte er mit Brettern von Eben bis
auf die Erde bedeckt, auf den beiden Seiten hingegen
nicht höher beschiefert sein, als daß man das Antlitz der
Richter und Schöppen sehen, und sie hören konnte. Der
gegen Osten offene Eingang mußte mit einem Riegel
verschlossen sein, damit ungezügelter Ritter nicht unversehens
Gewalt üben konnten, und von einem bewacht werden,
dem es durch ein Urtheil zuerkannt ward. Der Abt des
Peterberges von Erfurt mußte die Banddecken und
Leppich zur Verzierung des Dingstuhles geben, und hatte
dafür das Dorf Mittelhausen zugewiesen erhalten. Auf
dem vergierten Dingstuhle nahm der Landgraf die er-
höbte Stelle ein. Zur Rechten saßen ihm sechs Schöp-
pen, und ebenso viele zur Linken. Von diesen 12 Schöp-
pen wählte der Landgraf sechs aus den Grafen oder Frei-
herren, und die gewählten sechs wieder sechs. Der Land-
graf, wenn er zu Gerichte saß, hielt einen weißen Ding-
stab in der Hand. Dreimal im Jahre mußte der Land-
graf sein Gericht halten, nämlich nach dem zweiten Sonn-
tage nach Epiphaniä, nach dem ersten Sonntage nach Trinitä-
te, und nach dem 18. Sonntage nach Trinitä-
te. Aus diesem löschten Dinge zu Mittelhausen war ein Landding we-
gen gemeiner Sachen und Personen ausgezogen. Das
höchste Ding hatte außer zu Mittelhausen vier Ding-
stühle, und deshalb war Thüringen in vier Viertel ge-
theilt. Der Sitz des ersten Dingstuhls war zu Gotha,
und zu diesem Viertel gehörte die Grafschaft Gleichen,
und der geistliche Stuhl (das Synodalgericht, Synodal-
bezirk zum christlichen Ding), Dürdorf, nachher nach Go-
tha verlegt (nämlich wol seit 1345, wo auf Verordnung
der Landgräfin Elisabeth die Ghorherren von Dürdorf sich
nach Gotha versetzten²⁾). Der zweite Dingstuhl war
nach Thomasbrunn gesetzt, und in diesem Viertel lag die
Grafschaft Kirchberg und der geistliche Stuhl Jechaburg.
Der dritte Dingstuhl befand sich zu Weisenfeld, und in
diesem Viertel die Grafschaft Beilungen und der geist-
liche Stuhl Bibra; der vierte Dingstuhl zu Bortelshausen,
und in diesem Viertel die Grafschaft Kärsternburg und der
geistliche Stuhl Erfurt. Diese vier Dingstühle waren
Voigtthümer, d. h. ihnen standen Voigte vor. Ihnen lag
die Obforge für die Sicherheit des Landes oder den
Landfrieden ob. Wer in einem Dingstuhl dächig (mit
der Acht belegt ward), der war auch in den andern
dreien dächig. Wer auf dem Dinge zu Mittelhausen vor
dem Landgrafen oder den Zwölfen in Acht kam, der war
vor allen Gerichten überwandt, die in dem Lande zu
Thüringen waren, und durfte im Lande zu Thüringen
nirgends Frieden haben. So auch die, welche den Gerichteten
hauften oder heimten, oder ihm irgend Hülfe thaten³⁾.

Wir müssen nun einige Beispiele auführen, wo diese
Dingstühle vorkommen, da die Hauptquelle über diesel-
ben die mit Mährchen reichlich versehene Legende des heil-
igen Bonifacius ist, nach welcher Karl der Große die
Dingstühle in Thüringen stiftet, und dieses schon damals
einen Landgrafen hat. Scheiden wir die ungegründeten
geschichtlichen Angaben über die Zeit der Entstehung der
thüringischen Dingstühle aus, so sind ihre übrigen Nach-
richten über Einrichtung derselben für die Zeit, in wel-
cher sie verfaßt ward (nämlich im J. 1513) und für die
jundacht vorübergehenden Jahrhunderte brauchbar. Für
den Dingstuhl zu Mittelhausen mögen diese Belege ge-
hen. Graf Christian (II.) von Kirchberg, welcher gewisse
Güter an den Abt Heinrich vom Petersberge zu Erfurt
verkauft, gab sie, der Abtei zu bewahren, in die Hand
des Landgrafen Heinrich auf, während dieser dem Land-
ding (juri provincialis) zu Mittelhausen vorsah, im J.
1236⁴⁾. Graf Günther (XXI.) von Schwarzburg,
Landrichter (juxta generalis) und die 12 Pfleger des
Friedens⁵⁾ (pacis conservatores) in Thüringen thun im
J. 1341 Montag nach Quasimodogeniti fund, wie
vor ihnen auf dem Ding Mittelhausen (in Plebisio
Mittelhusin) Friedrich von Wangenheim gegen Gozzo,
genannt Schindelsopf, den vormaligen Hofmeister des
Markgrafen von Meissen, eine Klage wegen einer Gelb-
schuld anbracht, und da der schuldige Schindelsopf in
den gefesselten Ketten nicht erschienen, von ihnen zur Zah-
lung an den Kläger von Wangenheim verurtheilt worden.
Eine wichtige Rolle spielt auch der Dingstuhl zu Mittel-
hausen in der Erzählung der Landgrafengeschichte vom
Kriege zwischen Landgrafen Friedrich dem Freiwilden
und der Erfurter im J. 1309. Der Landgraf setzt sich auf
den Dingstuhl zu Mittelhausen, und will die Erfurter,
die seine Befestigungen verheert, wegen ihrer Aufschwei-
fungen durch einen Rechtspruch verurtheilen, aber die
Erfurter treiben ihn aus dem Ding hinweg⁶⁾. Ähn-
liches erleidet nach der Erzählung der Landgrafengeschichte
auch Landgraf Friedrich der Hübische, als er bei den Un-
ruhen, welche nach des Erzbischofs Mathias von Mainz
Tode (+ 1330) durch die Wahl Balduins vom Capitel
und die Provisoren Heinrichs vom Papst entstanden, auf
Befehl des Kaisers ein Heer sammelt, mit ihm nach Mit-
telhausen kommt, und sich auf den Dingstuhl setzen und
die Erfurter als öffentliche Feinde der Geistlichkeit und
des Landes verurtheilen will⁷⁾. Für den Dingstuhl zu

Übersetzung derselben S. 856—868. Es finden sich in beiden Ac-
tellen auch die Grenzen des Landes zu Thüringen, für welches
iese Dingstühle galten, genau verzeichnet.

4) Urk. des Grafen Christian (II.) von Kirchberg bei Zver-
mann, Rechte. d. Gr. von Kirchberg, Urbb. Nr. 5. S. 6.
5) Urk. d. Gr. Günther v. Schwarzburg bei Fiedler, Urk.
d. gr. v. Schwarzburg, S. 87. Weiter oben Zeugnisse
über den Landfrieden zu Thüringen und die verurtheilten
sind in den Erläuterungen zur Übersetzung der Leg. Bonifacii
a. a. O. S. 864—866 zusammengefaßt. 6) S. des Meistern
in der Histor. d. Landgr. Thüring. cap. 84. p. 1383, 1389.
Johann Rötke, Abth. Gr. bei Mencke, Scriptt. T. III.
p. 1774. 7) Hist. d. Landgr. cap. 93. p. 1341—1343.

2) Hist. d. Landgr. Thüring. cap. 98 bei Pistorius, Scriptt.
Streußelsche Ausg. T. I. p. 1345. 3) Legenda Bonifacii
cap. VII—XIII. Bei Mencke, Scriptt. T. I. p. 846—850.

Gotha dieses: Nach dem Inhalt einer Urkunde *) des Landgrafen Ludwig (III.) zu schließen, hielt dieser im J. 1174 ein Landtag zu Siebieben bei Gotha. Eins im J. 1237 zu Gotha gehaltenen Landtages erwähnt K. K. Volpke¹⁾. Als des Landgrafen Friedrichs Landhaußsitze in den vier Stühlen zu Gotha kommt im J. 1353 am Lucien-Tage Friedrich von der Lanne im georgenthalen Copial-Buche der brieflichen Urkunden (S. 213) vor. Hier heißt es: Der Dingstuhl zu Gotha hier entweder in Beziehung auf die Adelsart: im gehageten Dinge binnen 4 haaken, oder wahrscheinlicher Vier-Stühle in Beziehung auf die vier Dingstühle Thüringens, die ein Gericht ausmachten. Wenn in dem Vergleiche zwischen den Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm im J. 1377 der vier Stühle gedacht wird, so find die vier Dingstühle Thüringens gemeint, und zunächst der Hauptdingstuhl zu Mittelhause, der mit den vier Dingstühlen zu Gotha, Thomashaus, Weisense und Boteisfeld ein Gericht bildete, dessen Hauptstühle zu Mittelhause war²⁾. Auf welchem Ding³⁾ in legitimo placito vor dem Dingstuhl zu Boteisfeld besaßigte um das J. 1119⁴⁾ Graf Wichmann die Schenkung seiner Aelde an den Bischof von Halberstadt zur Stiftung des Klosters Kaltenborn. Ein klares Zeugniß für den Dingstuhl zu Boteisfeld gibt auch eine Urkunde des Landgrafen Albrecht des Entarteten⁵⁾. Für den Dingstuhl zu Weisense dieses: Graf Günther von Salza, Hauptmann des Friedens in dem Lande zu Thüringen, an des edeln Mannes Stett, Herrn Gerlacus von Brüberg⁶⁾, und die Zwölfe, desselben Friedens Pfleger, thun im J. 1296 kund, daß dem Abt in Vollstrecke und seinem Convente an dem nächsten Dinstage nach St. Iakobus-Tage in Weisense vor ihnen rechtlich und bescheidlich gewurthe, und gefunden worden, daß weder er noch sein Convent um allerlei Sache nirgends antworten sollen, als vor oeffentlichem Gerichte⁷⁾. Die Siehe des Haupt-

Dingstühle zu Mittelhausen und der vier Dingstühle zu Solta, Thomsbrück, Weissenfe und Wotzelsdorf hatten sich nur nach und nach an den genannten Orten festgesetzt. Früher als Mittelhausen, welches man später, wahrscheinlich wegen seiner Lage in der Mitte des Landes, vorzog, war die berühmteste und Hauptdingstätte Thüringen der Trezeberg, Treisbura (Treteburg, Tretenburg, wie jetzt noch der Hügel an der Unstrut 1 Stunde Weges von Gehefe und 1½ Stunde von Tennstedt liegt). Da in der Heldenzeit die Ding- und Diefertpläze neben einander waren, und man Hügel zu Opferplätzen am liebsten wählte, so gibt sich auch hierdurch der Trezeberg als ältester Dingplatz Thüringens kund. In einer Urkunde vom J. 1089 wird eines auf dem Trezeberg gehaltenen allgemeinen Landdings ausdrücklich gedacht; auf ihm hatte Gisleb die von ihrem ersten Manne Rupert als Morgengabe erhaltenen 20 Huter zu Topfthal, als ihr zweiter Mann Rurhard nach Jerusalem zu wallfahrten gekommen, dem Kloster Reinhardsbrunn zugeeignet ¹⁾. Das berühmteste und zahlreichste Ding (Versammlung) hielten die Thüringer an dem Orte, der Treisbura hieß, im J. 1073, gegen bitter der Gefandtschaft der um Weifand gegen Heinrich IV. vitternden Sachsen, und verbanden sich mit ihnen gegen den König ²⁾. Ein Landding (provinciales placitum) zu Grumpe (am Orte der Dörfer Ders- und Niedertrumpa in einem Freiburg) hielt Landgraf Ludwig der Felsige (zwischen den Jahren 1217—1234), als er den Tausch zwischen dem Kloster Lausnitz und Fr. Agathe von Ballstädt über Güter Lößnitz befestigte ³⁾. Einem Landding an dem Orte, welcher Asp hieß, saß im J. 1234 Landgraf Heinrich (Raspe) vor, und ihm Graf Christian von Kirchberg bei; Vogo von Zimmern urtheilte und sand ⁴⁾. In dieser Stelle findet man geschlossen, daß in dem frühern Zeitraume die Wahl des Dingplatzes zum Landdinge von der Wahl der Landgrafen abhingen ⁵⁾. Doch kann ja Asp damals eine Dingstätte gewesen sein. Für die Kenntniß der verschiedenen Dingstühle in Thüringen sind noch bemerkenswerth folgende Urkunden des kaiserlichen kabinetswälfischen Grafensgeschlechts; in der von 1270 heißt es: auf dem Dinge Wolmerpfalz (in plebsicito wolmeraste), in Gegenwart unsers Landgräfers u. c.; in der von 1276:

7) *Adulphus*, Gotha Dipl. T. I. p. 114. Gallotti, *Gefch.*
Ähringen's 2. Bb., wo er S. 330—338 von den Dingstühlen
handelt. 10) Extract aus der Registratur Archivorum über
die gemachten brieflichen Documente im Schloß Wittenberg; Wie
die von Ehrhart mit den Konradsen Friedrich, Rudolf und Wil-
helm ein gültiges Bündnis geschlossen, perci Jahr 1569, als
König Maximilian II. die Kaiserliche Majestät zu Wien
mit Beschuldigung und Verurteilung, auch der vier Stühle halben, gegen
einander verfaßten Hott, 1577. 11) Sonie auch der Hofden-
spiegel 1. Bb. 58. Mr. Rürmeyer's Ausg. S. 110) sagt: Eine
erben gelob (*Orden-Geloubis*) und eine *echt Ding* an woe nieman
sin eigen noch nie las tegeben. 12) Urfr. des Reichsfür-
sten von Heilbronn vom 3. 1180 (das Landbuch v. Bortz-
leben) hatte früher Rotz, als sich die Kurfürsten zum
Reichstag nach Worms begaben, Diplomataria T. II. 606.
13) Urfr. des Kurfürsten Albrechts bei Entarteten bei *Pertuch*, Chron.
Furtawa. 14) Wie Gerlach von Bröber zur Stelle bei Haupt-
mann des Friedens im Ranke zu Ähringen gekommen sei, be-
z. Wagner, Ähring. Gefch. vom Anfall Ähringens an die
Markgrafen von Weiblen x. I. Zbl. S. 336. 15) Die 1296
an Santa Peter Abteien, da her war die Rema von dem
Land gelediget, angedacht ist, daß die Schöten von *Kreytzen*.
Diplom. x. 1. 777. Hag. Urn. von 1315 bei hant. C. 750.
Urn. Nr. 1291 bei P. 1774, Reichsarchiv, Part. Spec. Cont. IV.

P. II. p. 452. Urf. von 1558 bei *Bader*, De *Judicio* Mittel-
hauens p. 125. Urf. von 1591 bei *Wfardwein*, *Schuld.* Di-
ploma. T. V. Nr. 66. p. 226. *Schomelius*, *Officr.* *Nachricht*
von den *Thüring.* *Erbsenherren* in der *Samml.* verm. *Nachr.*
I. [d. d.] *Wf.* d. 16. c. 809. *Meiß.*, *Wf.* der *kurfürstl.*
Staat. I. *Wf.* d. 304—306. 2. *Wf.* d. 377, 578.

15) Urf. *Princis* IV. von 2. Jan. 1089 bei *Schannat*,
Vindem. *Litt.* *Lib.* I. p. 108. 17) *Embert* von *Sters-*
feld (großschl.) bei *Wfardwein*, *Annal.* *Krausche* *Ausg.*
c. 102. 18) Urf. bei *Worms*, Nr. 143. c. 143. *Ein-*
schlöß das 3. 1208, bei *Worms* *Embert*. *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. *Worms* *Ein-* *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 19) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 20) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 21) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 22) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 23) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 24) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 25) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 26) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 27) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 28) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 29) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 30) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 31) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 32) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 33) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 34) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 35) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 36) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 37) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 38) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 39) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 40) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 41) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 42) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 43) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 44) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 45) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 46) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 47) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 48) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 49) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 50) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 51) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 52) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 53) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 54) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 55) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 56) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 57) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 58) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 59) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 60) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 61) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 62) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 63) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 64) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 65) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 66) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 67) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 68) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 69) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 70) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 71) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 72) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 73) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 74) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 75) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 76) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 77) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 78) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 79) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 80) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 81) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 82) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 83) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 84) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 85) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 86) Urf. bei *Worms* *Ein-*
schlöß 1217—1224 p. 149. 87) Urf. bei <

als Heidenreich von Erika einfiel, dem Ländling an unser Stadt vorfiel, und nach Landesgewohnheit ein Gericht beschiedentlich ange stellt war; in der von 1287: auf dem Dinge Kaupa (in plebiano Luchowo) vor unserm Vogte Hermann, der daleiß unsern Gerichte vorfiel²¹⁾ u. Wenn man aus diesen Stellen geschlossen findet, daß in den Grafschaften, welche zu Thüringen gehörten, in dem damaligen Zeitraum allgem ein Landgericht hatte, deren Gerichtsbarkeit sich entweder über die ganze Grafschaft oder wenigstens über gewisse Districte erstreckte²²⁾, so darf das allgem ein nur in Beziehung auf das zu der Grafschaft gehörige Land, nicht auf das Land zu Thüringen überhaupt, bezogen werden, wie deutlich erhellt, wenn z. B. vom Grafen Günthern (XXX.) von Schwarzburg, Herrn zu Arnstadt, gesagt wird, daß er öffentlich vor dem Landgerichte der Grafschaft an gebeter Bank und rechter Dingstätt, da als Richter gefessen Heinrich von Döringhausen, damaliger schwarzburgischer Landvogt, in Gegenwartigkeit vieler Ritter und Knechte, Bürger und Bauern, seinen Erbfeind an allen seines Vaters, seligen, Herrschaften, Gütern u. Connaden vor St. Jacobsdag 1379 Berjagt gethan²³⁾. (Ferd. Warhter.)

DINGWALL, Eidhöfen in Schottland in der Grafschaft Ross, in einer sehr angenehmen Gegend am westlichen Ende des mit kleinen Schiffen hier schiffbaren Meerbusens von Cromarty, mit 800 Einwohnern. Dieser für den Handel sehr wohl gelegene Ort scheint in frühern Zeiten von weit größerem Umfange gewesen zu sein, denn man findet auf einer bedeutenden Strecke von dem jetzigen Orte hin Straßenpflaster und Grund von Häusern. Neuerdings hat er wieder beträchtlich zugenommen. In der Nähe der Kirche ist ein Deließ auf der Begräbnisstätte der Grafen von Cromarty, 57 Fuß hoch, aber mit einer nur sechs Fuß breiten Kasse, errichtet. In der Nähe des Dries steht man noch die Ruinen des Schlosses der Grafen von Ross. (H.)

DINGZEIT (Dingid), Dingtag und Dingnacht; die Dinge bei den alten Teutschen wurden, wenn nicht etwas Vorfalles vorkam, an bestimmten Tagen, wenn entweder der Röhd anfang oder voll war, gehalten, da sie diese Zeitpunkte für den Anfang von besser Vorbedeutung bei Geschäften und Unternehmungen hielten²⁴⁾.

sowie z. B. die Weissagefrauen in Arlovists Heere verboten hatten, vor dem Neumonde zu schlagen²⁵⁾. Der Anfang der berühmten Messe Dingtag zu Uylal im Februar richtet sich noch jetzt nach dem Eintritte des Vollmondes. Wenn von Snorri ein Dinnar-zahl (Saal der Dis, Tempel der Dis), ein Dinnar-blót (Opfer, Opferfest der Dis) und ein Dinnar-thing (Ding der Disen) um den Wintwinter (um die Mitte des Winters) erwähnt²⁶⁾ wird, so gibt sich das jetzige Dingtag als Überbleibsel von jenen beiden fand, und von dem Opferfest und der Veranstaltung, und Gerichtsverammlung ist nichts übrig geblieben, als die mit ihnen vormals verbundene Messe²⁷⁾. Bei Einführung der künstlichen Kalenderrechnung in Teutschland, namentlich bei den Baiern, wurde der alte Gebrauch der neuen Einrichtung in soweit angepaßt, daß die Dinge entweder den ersten Monatstag (per Calendas) oder nach 15 Tagen gehalten werden mußten²⁸⁾. Nach dem Gesetze der Alamannen, welches sagt, daß die Zusammenkunft (das Ding) nach alter Gewohnheit in jeder Centena (Hundert) vor dem Grafen oder dem Boten (Missio), und vor dem Centenar gehalten werden solle, mußte das Ding jeden Samstag, oder welchen Tag der Graf wollte, je nach sieben Nächten, wenn kleiner Friede im Lande war, war er besser, nach 14 Nächten in jeder Centena gehalten werden; auf dem ersten Dinge mußte einer seine Sache mollen (d. h. anbringen). Edelreifer und Bürgen stellen, und seine Wette (Pfand) dem Boten des Grafen, damit er nicht dingslächig werde, auf dem zweiten mußte er schwören²⁹⁾ u. Die Teutschen des Tacitus (sich zählen bei der Zwischengrit zwischen den Dingen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; so sehten sie fest, so sagten sie zu, die Nacht schien, nach des Tacitus (Germ. 11) Ausdruck den Tag zu führen, sowie nach der nordischen Völkerrichte die Nacht den Tag gebiert, und vom Winter an dem Himmel verkehrt vor ihrem Sohne, dem Tage voraus mit dem Pferde Primfari fährt³⁰⁾. Auch in den andern altteutschen Gesetzen, auch dem altemannischen, hat die Zählung nach Nächten sich noch erhalten; so war nach dem sächsischen Gesetze, wenn der Herr seinen Knecht wegen eines von diesem begangenen Verbrechens stellen sollte, die Zahl der Nächte zwischen den drei Dingen 21, nämlich das erste Ding war, auf welchem der Herr wegen des Claves zuerst in Anspruch genommen ward. Dies ward dem Herrn wieder ein Ding nach sieben Nächten bewil-

21) Urk. bei Hbme, Nr. 10. S. 58. Nr. 14 S. 68.

Nr. 16. S. 66. 22) Welche, S. 287. Die von Rudor, De judicio Thuringiae provinciali Mittelhausen in diesen Observat. jur. publ. Obs. VII. p. 128 sq. und bei Schwabe, Gesch. der Pfalzgräb Dornburg, Beil. Nr. IX. S. 87, 88 mitgetheilt sich über das hemberger Ländling vorbedeutende Akrunde von 1221 trägt keine Zeichen der Unsicherheit. Ferner vgl. über die Dingstätt und Ländling Thüringens Hermann, Proleg. ad Nyllog. Annotat. 4. 10. S. 64 ff. Handbuch des großherzogl. sächs. Privatrechts (Weimar 1824.) S. 24 fg. 23) Urkundenbenennung bei Jovius, Schwertburg. Chron. bei Schöttgen und Kreyzig, Diplomataria et Scripta. T. I. p. 897. Mit die Landgerichte einzelner Districte seit dem 15. Jahrhunderte dieselben unter dem Namen von Hofgerichten begriffen wurden. f. bei Sacharid, Von dem Ursprung und den Schicksalen des Oberhofgerichts zu Leipzig, in Weig's Museum für d. sächs. Gesch. 1. Bd. 2. St. S. 6.

1) Tac. Germ. XI.

2) Caesar de B. G. Lib. 1. cap. 50.

3) Snorri, Ynglinga-Saga, cap. 58 (Harm. Ger. S. 28—29).

4) Olaus Magnus, Lib. IV. Rer. Sept. cap. 6. Arnesen. Scand. Illustr. T. I. Joh. Lucenensis, Cap. IV. p. 80 der 2. Ausg. Finn-

Magnusen, Lex Mytholog. p. 518. Specimen Calendarii Gentilis p. 1060.

5) Lex Baluariorum cap. XV. bei Georgick, p. 270.

6) Lex Alamannorum, Tit. 36 (57). §. 1—3.

p. 211, 212. 7) Snorra-Edda, X. 36 (57). §. 11.

Die Zählung nach Nächten war im Norden ebenso gewöhnlich, als die Zählung der Jahre nach Wintern; so sagt z. B. Delat:

Nich daß ein Hürst gefordert aufst Giltan, nach drei Nächten soll ich beheimen (Halsu-Quida Haldaga-Skuta, Ger. 33. gr. Ausg. d. Obs. Germ. 2. Bd. S. 101).

8) Ferdinand Buchitz, Forum der Kritik. 1. Bd. 2. Abth. S. 105.

ligt, und wenn er hier den Sklaven nicht zur Bestrafung stellte, mußte der Herr die Buße zahlen, war der Sklave abwesend, so erhielt der Herr noch ein Ding nach sieben Nächten, und mußte dann, wenn er so auf den drei Dingen, binnen welchen eine Zahl von 21 Nächten verlaufen, den Sklaven nicht gestellt, als wenn er selbst das Verbrechen begangen, zwar nicht als Sklave durch peinliche Strafe, sondern als Freier durch Strafgeld büßen⁸⁾. Sonstern auch bei den Ripuariern, z. B. bei Eidesleistungen, Dingfristen über sieben und 14, und wenn Jemand zum Herr entbieten, über 40 Rächte⁹⁾. (Über die Dingfristen bei Vorladungen nach dem vierten Capitulare des Jahres 803, Cap. 33 f. den Art. Dingflucht.) Auch bei den Frisen wurden die Dingfristen nach Nächten festgestellt, so z. B. nach den Willküren der Brotmänner sieben und 14 Rächte; so auch in den alten fränkischen Betten sind sie meistens nach Nächten bestimmt, und fast immer nach ungleichen Zahlen nämlich 3, 7, 12, 21 und 63. Wenn der Graf sein gebotes Ding halten sollte, so mußte es der Priester zwischen Weihnacht und Neujahr verkünden, daß er es nach der Sonnennacht und vor der Herbstnacht halten wollte. Bei Erboverteilung war die Frühlingnacht (Even nacht, Eben-Nacht, 21. März) oder Benedicts-Nacht oder Mariä Verkündigung (25. März) Dingstift. Zwischen Sommer- und Herbstnacht (wissens sameris nacht ende leitern owa nacht, letzte ebenen Nacht) brauchten die Frisen des Grafen und Schultheißen Mann (Vorladung bei Strafe) nicht zu folgen, sowie nicht nach Sonnenumergang. So die alten fränkischen Betten. Nur auch nach Sonnenuntergange durfte nach den Willküren der Brotmänner, wenn die Strafe des Hausabrechens erkannt war, dieses vollzogen werden. Zwei Dingtage mußten die Richter jedes Viertels halten; was nicht auszumachen war, entschied die gemeine Acht (das Alding) aus dem dritten Dingtage. Zweimal jährlich aus Peters- und Michaelstag (22. Febr., 29. Sept.) mußten die sätigen Geldstrafen aufgeschrieben werden, zweimal im Jahre war das Kampfbolde, an der Sonnen-Gebene (Sunna ewenda) vor St. Marien zweiten Tage (Frühlingnachtstiche vor dem 25. März), und an der Sonnen-Gebene vor St. Ludgerus Tage (Herbstnachtstiche vor dem 2. Okt.). Der 1. Mai, der Handtag und der Sonnenmacht waren Zeitbestimmungen für das Pachtwesen und die Erbschaften. In Westerbord waren die Rechtstage an seine Zeit gebunden, aber das Goding (Gau-Ding) nach dreimal im Jahre gehalten, am Samstag nach Dreikönig, am Samstag vor dem 1. Mai und am Samstag nach Michaelis, wobei Mone mit Recht an die drei Jahreszeiten erinnert, deren Latius gedenkt (vgl. den Art. Ding, wo nach dem Capitu-

lare vom 769 von dem ersten Dingtag um den Sommer, und dem zweiten um den Herbst, bei welchen beiden jede freie Franke erscheinen mußte, die Hebe ist, und wo nach dem Capitulare Ludwigs des Frommen vom J. 819 von den drei jährlichen allgemeinen Dingen, zu welchen alle Freie kommen mußten, gehandelt wird). In Langenrodt wurden die jährlichen Richter auf Kreuzerhebung (3. Mai) beerdigt, das Amt der alten Richter dauerte bis Mittag, darauf das der neuen begann. Im Havelgawe wurde über Möder und Rastenschünner an den drei Heiligen (Hochseken) der Kirche (Weihnacht, in der Heiligenzeit, der durch das Iohes gefeierte Jahresanfang, Hefen, der vormaligen Zeit der Epiphonie zum Empfangen des Sommers, Michaelstag, der vormaligen Zeit der Herbstfeier) der Mann verhandelt, welche Zeit mit den Warttagen (Dingtagen) übereinstimmt. Nicht minder waren im Hunsingau drei Markte. Auf den Donnerstag (Christi Himmelfahrt) wurden die Richter (Asegen, d. h. Ede-Sagen, Gesch-Sager, ähnlich wie der Richter auf dem isländischen Alding Lögsögumadr, Geselgemann hieß) beerdigt, und durften bis zur heiligen Messe (Michaelis) keinen Markt halten¹⁰⁾. In der letzten Hälfte des Mittelalters finden wir Gericht gewöhnlich am Dingstagen gehalten¹¹⁾, daher die Erklärung, daß Dingstagen aus Dingstagen, Dingstagen verborhen sei, alle Wachtchindeln für sich hat, zumal da im Niederländischen der Dingtag wirklich Dingstagen hieß und bedeutete¹²⁾. Die Schreibart Dingstag kommt in niederländischen Urkunden so häufig vor, daß er keine Beispiele bedarf. Nicht minder haben die Niederländer Dingstagen¹³⁾. Der gegen diese

11) S. die Nachweisungen bei dem. a. a. D. 12) Urk. von 1344 bei Jandestrin, Abh. Chr. 2. Bd. S. 203, 204. Urk. von 1473 bei Habelin, Annotat. medii aevi p. 429. Urk. von 1432 bei dem. a. a. D. S. 455. Urk. von 1482, S. 462. Statuta und Satzung des Hochstiftes auf dem Rammelsberge bei Waver, Versuch einer Geschichte der Bergwerksverfassung und der Bergrechte des Berges im Mittelalter, 6. Cap. S. 158. 7. Cap. S. 156. 8. Cap. S. 161. 33. Cap. S. 163. 57. Cap. S. 167. 58. Cap. S. 167. 40. Cap. S. 168. 63. Cap. S. 176 — 178. Registratur von 1426 bei Dörre, Gesch. Friedrichs des Streitsüchtigen, S. 217. Urk. von 1353 bei Schöner, Arch. v. fr. St. Sporer, 4. Bd. 4. Cap. Straßl. Ausg. von 1617, S. 237, 238. 13) Gabelius Personae, Cosmodromium Act. II. cap. IV. bei Müllern, Scripta, p. 881 dies Martis dicitur Dingstag. Vnde Ding in antiquo vulgari sonat prout patet in his vocabulis Festgebene, Frigeding; et quia iudicium mortis gentilibus attribuebat Marti, dies Martis Dingestag apud gentiles Testificatio dicebatur: et in signum iustis iudicium quoddam occultum, concernens poenam morte puniendorum in certis casibus in partibus Vespasialis praesepit die Martis celebratum; quod quidem iudicium incoeis Frühling appellat; die praedictis Festgebene, die Hebstagen hier angibt. Ist sehr brauchbar, nur seine Erklärung aus dem keltischen Heidentum und dem römischen Mars hint. Dingtag in seiner ursprünglichen Bedeutung, ohne daß dabei an den Niedertag gedacht wird; kommt vor z. B. in den sader Statuten vom J. 1275, 1. Stuch 6. Cap. S. 47: und bietet er ihn vor Gericht, und kommt er da nicht den nächsten Dingtag (Verichttag, tzen angeten dingsdag) zu Gericht. 14) Picard, Korte Veeruyngs van Amstelreken de Provincien in Landen gelegen tuschen de Noord-Zee etc. S. 115, 163 enthält auch richtig Dingdag durch Verichtdag, über das niederländische Dingtag als Verichttag vgl. Lehnst,

8) Pactus Legis Salicae Tit. 42. §. IV—VII. und Lex. a. Car. M. emend. §. 9—15 bei Morgesi, S. 87—90. 9) Lex Ripuariorum. Tit. 66 (68), §. 1. Tit. 67 (69) §. 2, §. 3. p. 175, 177. 10) Mone, Gesch. des Heidentums in abentheuer Europa, 1. Abt., welcher S. 76—79 die Dingtage und Dingfristen der Frisen überblickt zusammengefaßt, hat, durch Ähnlichkeit des Wortlautes verführt, Sunna ewenda irrtümlich durch Sonnenumergang gesehen.

Erklärung gemachte Einwurf¹⁾, daß, da alle übrige Tage nach Wittern genannt seien, diese auch darnach genannt sein müsse, findet dadurch bindungslöse Beseitigung, daß eben Dingtag erst eine spätere Benennung dieses Wochentages ist, während er im Alterthum Tisatag, Thysatag, Distasag (noch jetzt in der Niederlausitz Distasag und in der ältern und neuern Schweiz, namentlich bei St. Gallen, Zistag²⁾ durch obersteuthliche Verwandelung des T in 3), im Altgermanischen Tysdag, Tisdag, Tisdag (neubairisch Tisatag, neuschwedisch Tisdag), im Angelsächsischen Tisadag, Tysdag, Tivesdag, Tisadag (englisch Tuesday), im Griechischen Tyndei, Dyssendag (heißt, und also ganz deutlich nach einer Gottheit, nach Tyr³⁾), Genitiv Tyr und Tys genannt ist, oder auch in der Form Distasag und Distasag von Dya, Göttin, seinen Namen haben könnte⁴⁾. Das Distasag und Dingtag findet aber in den ausgeführten Formen seine Erklärung nicht, ist also als ein später gebildetes, von Tysatag verschiedenes Wort zu betrachten, und am angemessensten seinem Wortstamme nach durch Tag des Dinges, welches an ihm statt zu haben pflegte, zu erklären. Als im Neuhochdeutschen das Wort Ding nach und nach außer Gebrauch kam, so wußte man sich bei Dingtag nichts mehr zu denken, und nun gab man die schwierigste Aussprache auf, und sagte Dienstag, Dinstag. (Ueber die Dinstage auf den Dinstagen s. im Art. Dinstag). — Ding n a c h t hieß die Nacht nach dem Gerichtstage, so z. B. nach den städt. Statuten von 1279, wenn ein Gläubiger seinen Schuldner, der seinen Bürgen hatte, in das Gefängnis hatte setzen lassen, so mußte er ihn bei dem nächsten Rechte (Gerichtstage) vorbeiführen; that er es nicht, und ließ er ihn über Dingnacht (over Dingnacht) sitzen, so mußte er vier Schillinge Strafe geben, und ließ er ihn zum zweiten Male sitzen über Dingnacht, ebenso viel, und ließ er ihn zum dritten Mal über Dingnacht sitzen, wieder soviel erlegen⁵⁾ u. — Dingtid (Dingzeit) Dingtidag (Dingzeitag) bedeutet Gerichtzeit, Gerichtstag; so heißt es z. B. im braunschw. Stadtrecht: in gheheghedeme dingte dingtid daghes, und: vor dem Voghede to dingtid daghes in dem Dingbus dar twene Radmanne over sin⁶⁾. Des

Gerichtes mußten warten alle die, welche dingspflichtig waren, von der Zeit, da die Sonne aufgeht, bis zu Mittag, wenn der Richter da war⁷⁾. War der Richter da, wer dann nicht kam, der nach Rechte dahin kommen sollte, der war werthlos (strafflos). War der Richter nicht da, so war Niemand werthlos, und war Jemand dargeboten (vorgelesen), so war er des Vorgebotes (Vorsatzung) und des Tages ledig. War der Richter da, so mußte der Richter fragen, ob es wol an der Zeit sei, und ob der, welcher zu dem Dinstage nicht kam, dem Richter wette (die Strafe geben) solle, und der Büttel die Antwort ertheilen. War die dritte Zeit des Tages, die Letzte: Sit hin, so war wohl Zeit, daß man Dinstage suchen sollte; wer nicht sogleich darauf kam, mußte dem Richter wette⁸⁾. — Dingsonntag ist eine der alten Benennungen des Sonntags (Laetare⁹⁾).

(Ferdinand Wächter.)

Dinah-Cath, f. Digne-Cath.

Dinia f. Digne.

DINAS wird mit Higiemon und Charnabas¹⁾ zu den ältesten Malern gezählt, deren Zeitalter schon Plinius zu bestimmen nicht wagt. Sie zeichneten sich durch Monochromen aus, d. h. sie singen an, die Monochromen — Umrisse — zu färben, und zwar fürs Erste mit einer Farbe zu illuminiren. Der erste Monochromenmaler war aber Dinias nicht, sondern Kleophantos von Korinth, primus inventi colorare²⁾. Auch bemerkt Plinius, daß sie die Umrisse mit Scherben³⁾ oder Ziegelmehl, testa, ut ferunt, trita, ausgefüllt hätten. (S. hinc.)

DINIZ DA CRUZ (Anton), portug. Dichter aus Portugal, wurde 1730 zu Castello de Vide in der Provinz Alentejo geboren. Den ersten Jugendunterricht empfing er in der Jesuitenschule zu Evora, nachher bezog er die Universität Coimbra, um die Rechte zu studiren. Zu gleicher Zeit beschäftigte er sich viel mit den schönen Wissenschaften und machte sich vertraut mit dem classischen Alterthum, vorzüglich mit den griechischen und römischen Dichtern, von denen Pindar endlich sein Liebling wurde. Der Schwulst und die Verschrobtheit der damaligen portugiesischen Dichterei erregte in ihm den lebhaftesten Eifer, einen bessern, reinern Geschmack bei seinen Landsleuten zu erwecken, wie derselbe schon einmal im sechzehnten Jahrhunderte da gewesen war. Diniz wußte diesen Eifer nicht weniger lebhaft bei andern talentvollen jungen Männern zu erwecken, welche nachher in Lissabon zusammentraten und unter dem Namen Arcadia einen Verein bildeten. Jeder erhielt den Namen eines alten arcadischen Dichters, z. B. Daphnis u. dergl., und alle arbeiteten nun gemeinschaftlich dahin, durch Lehre und Beispiel die Grundzüge des guten Geschmacks aufrecht zu erhalten. Unter den Gegenständen, die sie besangen, war die Religion nicht vergessen, und man findet in der Sammlung von Garcam, der den Namen Corydon hatte,

Script. T. I. p. 45. Heltius, Calendarium Medii Aevi p. 6 — 8, wo auch die andern Erklärungen als Text, als Distag u. zusammengefaßt sind, sowie auch Schaller, Gloss. Teut. p. 159. Leccanius, Antiq. Saxo-Goth. cap. II. p. 29, welcher aber zu weit geht, indem er auch das schwedische Tisdag als Dingtag (dän. Tingdag, Gerichtstag) und als Tisdag (Wolltag) abbildet.

15) Joh. Georg Wächter, Glossar. p. 288, 284. 16) Hottelinger, Dietet. Kirchensich. I. Abt. S. 55, wo die ungegründeten Erklärungen von Distag (Distag) sich finden. 17) Finn-Magnusen, Lex Mytholog. p. 757. Dagegen Cluverus, Lib. I. cap. 28. p. 243, und Struv, Corp. Hist. Germ. p. 20, wo auch Aeneas dichterische Erklärung von Tisat und Dingtag zugleich ausgehoben ist, wiewohl an, Wäre habe bei den Germanen Thies geheißen. 18) Worm. Mon. Dan. p. 120. 19) Statuta Studensia de an. 1279. V. 6. Edit. per N. A. H. I. de Grothius, p. 74. 20) Das Braunschw. Stadtrecht. I. St. 35. Cap. und II. St. 35. Cap. Bei Leibnitz, Scripta. Brun. T. III. p. 429, 443.

21) Cechinipicci, 3 Bd. 60. Art. S. 458. 22) Schwabenpflicht, Cap. 120. S. 74, 75. Cap. 75. S. 51.

23) Finn-Magnusen, Calend. Graec. p. 1048.

1) Plin. d. N. XXXV, 34.

2) Plin. H. N. XXXV, 5.

auch geistliche Lieber höhern Schwunges; einige von Cansido Lusitano zeichnen sich aus, aber vor allen glänzt eine sehr schöne Ode auf die Empfangnis der heiligen Jungfrau von unserm Diniz, unter dem Namen Espino. Auf solche Weise wirkte dieser Verein heilfam ein auf den Geschmack ihrer Nation, der durch ihre Vernüpfung sich allmählig wieder hob. Als zu Lissabon am 3. Sept. 1759 ein vergeblicher Versuch auf das Leben des Königs Joseph gemacht wurde, versammelten sich sogleich die Ritterslieder der Arabia, um die Erhaltung des Monarchen zu feiern, und damals erwarb sich Diniz zuerst den Namen des Pinbar der Portugiesen durch die schöne Ode, welche er bei dieser Gelegenheit dichtete. Man findet in denselben die Formen des erhabenen Pinbar und seinen ganzen Schwung; kurz alles, was reiche Dichtergabe mit hoher Bildung vereint nur zu leisten vermag.

Nachdem Diniz einige Zeit am Hofe gelebt hatte, wurde er zum Kriegsauditor in Elvas ernannt. Ungeachtet seiner vielen Amtsgeschäfte vernachlässigte er die Dichtkunst nicht. Er unternahm es jetzt, die größten Heerführer und Staatsmänner seines Vaterlandes zu feiern, wie Pinbar ehemals die Sieger von Olympia, wobei er sein herrliches Talent glänzend entwickelte. Außerdem schrieb er Liebeslieder, poetische Briefe, begeisterte Trinklieder, Sonette und Itylen unter dem Titel: *Verwandelungen*, die allgemein geschätzt sind. Ein lächerlicher Streit zwischen dem Bischofe von Elvas und einem andern Geistlichen, der sich einflößerte, demselben das Weihwasser zu reichen, gab Diniz Veranlassung zu einem komisch-heroiischen Gedicht, in welchem er auf das Glückseligste das Lesepot (le lutrin) des geistreichen Boileau nachahmte. Es ist in ungeordneten Versen geschrieben, voll Witz und Laune, und schließt mit treffender Wahrheit die Sitten und Denkart des Landes.

Andre, wie Gorgam und Francisco Manoel, dichteten wie Horaz, dessen Moral und gemüthliche Philosophie sie mit ihren Dichtungen glücklich vermischen; Diniz dagegen strebte mehr nach dem Erhabenen, und daher wollen einige etwas Einseitiges in seinen Dnem gefunden haben. Es mag sein in manchen Fällen; aber diejenigen auf die Erhaltung des Königs Joseph und auf die Weihe der Reiterstatue desselben Königs, ferner die auf den Marschall, Grafen von der Lippe und den Marquis von Pombal sind vollkommene Meisterwerke, welche dem Dichter sowohl, wie den Besungenen unsterblichen Ruhm sichern. Auch in den übrigen wird man oft hingerissen von der Größe und Erhabenheit der Gedanken und der Schönheit in Bildern und Formen. Die Bescheidenheit unsers Diniz war dabei so groß, daß er während er lebte keines von seinen Werken dem Druck übergab, nur Abschriften theilte er gern Freunden und Bekannten mit. Diese wurden zum Theil nach seinem Tode gesammelt und zu Coimbra, nachher auch zu Lissabon, herausgegeben in zwei Bänden. Viele von seinen Gedichten sollen noch bis auf den heutigen Tag ungedruckt in den Händen von Privatpersonen sein. Ich habe mich jedoch bis jetzt vergewissen bemüht, noch etwas Näheres darüber zu erfahren. Wodten sie doch bald gedruckt werden! — Zu bedauern ist

X. Gergel. v. 23. u. s. f. Erste Section. XXV.

es, daß Diniz nicht selbst eine Ausgabe seiner Werke veranstaltete; aber seine vielen Amtsgeschäfte verjagten es immer, bis ihn endlich der Tod überraschte, bevor er noch seinen Voratz, eine vollständige, kritisch geschickte Sammlung derselben der Nachwelt zu hinterlassen, ausführen konnte. Es war keinesweges Sorglosigkeit oder Mangel an Ehrgeiz, wie manche gewagt haben, was ihn die Herausgabe seiner Dichtungen vernachlässigen ließ, sondern nur die vielen Amtsgeschäfte, die ihn hinderten; denn Diniz stieg von Ehre zu Ehre, er war Mitglied des Obercolonienraths, Ritter des königlichen Ordens d'Aviz, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon und zuletzt Kanzler der Relação de Rio de Janeiro, wo er, wenn ich nicht irre, 1783 starb. Tief empfanden alle gebildete Portugiesen seinen unerklärlichen Verlust.

(Hollmann.)

Dinkara f. Guinea u. Goldküste.

DINKEL, der größte Nebenfluß auf dem linken Ufer derjenigen Rechte, welche bei Genemünden in den Zuverssee fließt, entspringt mit vieler aus den Sandhöfen nördlich von Geseßel, fließt in nördlicher Richtung, berührt die westlichen Grenzen des handoverschen Amtes Bentheim, zieht sich dann ins Holländische, tritt im Amte Neuhous wieder ins Handoverse und ergießt sich unterhalb Neuhous in die Rechte.

(Oppermann.)

Dinkel f. Triticeum Spelta, Linn.

DINKELSBÜHL, früher eine freie, dem schwäbischen Kreise zugehörige Reichsstadt im sogenannten Birngrund am Böhnig-Flusse, nach der geographischen Breite im 40° 3' 26" und nach der Länge im 27° 59' 55" gelegen. Alten Sagen nach stand an der Seite des jetzigen Karmeliter-Klosters in den ältesten Zeiten ein Bauernhof, dessen Besitzer sich auf den Baues des Dinkels oder Spelzes hauptsächlich legte, und daher der Dinkelsbauer genannt wurde. Erst übernachteten bei demselben fromme Wallfahrer und Mönche, und nach der Sitte jener Zeit wurde bald neben dessen Wohnung eine kleine Kapelle erbaut, die noch jetzt gezeigt wird, und in deren Kapellbartholomäus sich mehre ansiedelten. Von der Lage dieser Ansiedelung wird auch der Ortsname hergeleitet. Reich an Gütern stiftete der Dinkelsbauer endlich ein Kloster, das jetzige Karmeliter-Kloster, an dessen Kirche, auf der östlichen Seite, auch noch sein Bildnis in Stein gebauen zu sehen ist. Wenn gleich die Gründung und Entstehung der Stadt nicht historisch richtig bestimmt werden kann, so ist doch unzweifelhaft, daß Dinkelsbühl zu den ältesten Orten in Schwaben und Franken gehört. Die Vermuthung, daß vor Jahrhunderten die Stadt um vieles größer gewesen, als jetzt, und daß der Böhnig-Fluß sie in der Mitte durchströmt habe, wird als wahrscheinlich angenommen. Im Jahre 1250 wurde Dinkelsbühl von K. Konrad an den Grafen Ludwig von Etingen verpfändet. König Adolf erneuerte auch 1295 diese Pfandschaft. Die Stadt scheint sich jedoch bald hiervon frei gemacht zu haben. Denn 1303 ertheilte K. Albrecht derselben gleiche Rechte und Privilegien mit den Bürgern zu Ulm, und

nicht lange darauf erhielt sie vom Kaiser Heinrich VII. das Jus de non evocando, inwiefern um die Stadt mehr Befestigen zu können, die Bergansiedlung des Umgries bis auf Wiederauf. Im Jahre 1341 wurde die Stadt wieder vom Kaiser Ludwig aus dem Bairen an den Grafen Friedrich von Dillingen verpfändet, von welcher Pfandchaft sie sich jedoch im J. 1351 mit 7200 Hellern abtrotzte, und 1352 das Privilegium erhielt, einen eignen Richter und Anwan, unabhängig von den Landesvoigten zu Schwaben, zu bestellen. Wichtigere Rechte erhielt die Stadt 1373 durch das ihr erteilte Privilegium des eignen Gerichtshofes und die Bestimmung, daß alle in der Stadtmurung gelegene Güter und Litterhanen zur Stadt Steuern und mit der Stadt heben und legen sollten.

Von dieser Zeit an findet man die Stadt Dinkelsbühl fast in alle reichsfürstliche Bündnisse und Fehden mit verflochten. Wie in mehreren Reichsfürstentümern hatten sich unter dem Namen der Patricier auch hier die reichsten Bürger in Verbindung mit Adelligen, die aus ihren Burgen in die Stadt gezogen waren, des Regiments bemächtigt, und nach Willkür über die städtischen Einkünfte geschaltet. Im Jahre 1387 verursachte die üble Verwaltung dieses aus 30 Patriciern bestehenden Rathes eine förmliche Empörung unter den Bürgern, welche Anfangs nicht weniger zur Absicht hatten, als den Rath auszuwintern. Nur schnelle Nachgiebigkeit rettete die Verbindung. Das städtische Regiment wurde verändert. Die Zahl der Patricier rührte auf 12 herabgesetzt, und diesen aus den sich gebildeten sechs Handwerkszünften 12 Zunftmeister beigegeben. Zwei Bürgermeister, einer aus dem Rath und einer aus den Zünftern, sollten jährlich gewählt und auf gleiche Art alle übrigen Stadtmänner doppelt besetzt werden. Der Rath sollte ohne die Zunftmeister, diese ohne jenen nicht das Geringste verfügen oder beschließen können. Der neue Magistrat beschästigte die Bürger mit Fehden und Plünderungen. Wahrscheinlich ist es, daß um diese Zeit oder kurz vorher sich der teutsche Orden in Dinkelsbühl anfänglich gemacht hat, welcher sich bis auf die letzten Zeiten im Besitze beträchtlicher Güter und Einkünfte, sowie mehrerer Rechte und Freiheiten, erhielt. Mit der Entwicklung des Territorialsystems der teutschen Landesherren entfielen die Streitigkeiten der Stadt mit den benachbarten Reichsfürsten, und vorzüglich mit den Grafen und Fürsten von Dillingen, mit denen solche zunächst in Berührung stand, und welche bis auf die neueste Zeit unter mannichfachen Vergleichs fortgedauert haben. Unter allen diesen Unruhen von Außen der führte jedoch der Magistrat den thätigsten Bau der Haupt- oder Stadtkirche unter Leitung der Baumeister Nikolaus Eller, Vater und Sohn, von 1459 bis 1492 aus. Ebenso wurde 1490 die Stadtmühle auf öffentliche Kosten zu bauen angefangen und dieser Bau im Jahre 1495 völlig zu Stande gebracht.

Reichs an wichtigen Ereignissen und an bedeutenden Vorfällen wird das 16. Jahrhundert für die Stadt. Hatten die Bürger derselben an den Lehen und Schicksalen vom Johann Fuß im vorhergegangenen Jahr-

hunderte keinen unmittelbaren Antheil genommen, so drängten sie sich doch desto eifriger zu Luther's Lehre. Hatten sie in dem verwichenen Hussitenkriege wenig oder nichts gelitten, so litten sie jetzt um so mehr unter dem offnen und heimlichen Kampfe des Politis und der Meinungen, der lange fortbauerte. Dinkelsbühl war eine der ersten Reichsfürstentümer, in welcher Luthers Lehre öffentlich Eingang fand; und 1530 bekannte sich die ganze Stadt, Magistrat und Bürgerchaft, zur augsbургischen Confession; auch wurde im Juli 1532 der damalige Bürgermeister R. Michael Bauer nach Regensburg abgeschickt, um die Stadt öffentlich auf dem Reichstage des neuen Lehre anhängig zu erklären, und sie mit den übrigen protestantischen Reichsfürstentümern zu verbinden. Beim Ausbruche der Bauernunruhen 1525 nahmen auch die dinkelsbühler Bürger und Bauern theiligen Antheil. Das Kloster und die geistlichen Güter wurden eingegeben; das Patronats- und Collationsrecht der Stadtpfarrei und Kaplanei mit dem Stadtpfarrer und Kaplankauf wurde von dem gestörten und zerstörten Kloster Mönchroth unentgeltlich erworben, und die städtische Lehen in der Stadtmurung um die damals beträchtliche Summe von 1000 Gelbgulden gekauft. 1534 wandte sich auch der damalige Prior des städtischen Karmeliter-Klosters zur augsburgischen Confession, und übergab das Kloster dem Rath. — Da der schwabensche Bund, welchem auch Dinkelsbühl beigetreten war, mit dem Kaiser und den verbündeten katholischen Reichsfürstentümern in offene Fehde gerieth, und den Folgen des eifrigsten Kampfes ausgesetzt wurde, so wurde Dinkelsbühl gleich mehreren andern in die Acht erklärt, und im August 1546 dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, sowie dem Landgrafen Philipp von Hessen, und im September desselben Jahres dem Herzoge von Lüneburg freier Durchmarsch gestattet. Als Kaiser Karl V. noch im nämlichen Jahre mit seinen Truppen die Gegend der Stadt besetzte, mußte sich selbst mit schwerem Gelde von der Acht frei machen, und in den beiden folgenden Jahren größtentheils kaiserliche Besatzung aufstellen, von welcher die Bürger nicht wenig gedrückt wurden. Die Vereinigung der Bürgerchaft anderten jetzt ihre Gesinnungen in Absicht des augsburgischen Confession. Das bekannte Interim wurde im J. 1548 auch zu Dinkelsbühl angenommen und verschiedene Gesetze, welche sich dagegen stellten, entlassen, am 10. Januar 1549 in der Stadtkirche wieder die erste Messe gelesen, und als verschiedene Zunftmeister dagegen protestirten, solche ihrer Aemter entsetzt, andre mit Geld und Gefängnisse bestraft, manche die Stadt zu räumen gezwungen. Am 26. Aug. 1554 wurde die gesammte evangelische Geistlichkeit vor eine kaiserliche Deputation geführt und aus der Stadt geboten; bald darauf 1552 wurde auch durch drei kaiserliche Deputirte die bisherige Magistratsverfassung aufgehoben, die protestantischen Mitglieder abgeschafft, und die sogenannten karolingische Wahlordnung eingeführt. Neue Mitglieder des vorigen Rathes und sechs von dem aufgehobenen Zunftmeistern bildeten den neuen Magistrat oder einen sogenannten kleinen Rath, aus welchem zwei Geheime

DINKELSCHERBEN, kleiner Markt an der Zusan, im bairischen Panzgerichte Zusmarshausen, mit 58 Häusern, 530 Einwohnern, einem Spital, einem katholischen Pfarramt und Defanat Agamang des Bisthums Augsburg, und einem alten Schloß, 4 M. von Zusmarshausen. (Eisenmann.)

Dino f. Talleyrand.

DINODES Bonelli, Käsegattung aus der Familie der Carabiceen und der Abtheilung Thoracici, welche sich von Chlaenius *) nur durch etwas kürzere Tasten und Fühler und ein stärker gerundetes Halschild unterscheidet. (Dejean **) zählt drei, im südlichen Europa einheimische Arten davon auf. (Germar.)

DINOKRATES, einer der berühmtesten Architekten zur Zeit Alexanders des Großen, Königs von Makedonien, selbst ein Makedonier *). Sein Name wird sehr verschiedn angegeben. Plinius nennt ihn Dimochares *), und dieser Restart stimmen die besten Handschriften bei *). Griechische Geschichtschreiber *) nennen ihn Δινοκράτης und Ξυλοπότης, und Plutarchos *) Ξαλοπότης. Nach Vitruvius ist Δινοκράτης die richtige. Er begleitete den großen König nach Ägypten und bezeichnete auf seinen Befehl den Umfang, lineamenta, der Stadt Alexandria mit Festengraupen (Wehl, polesta *). Er bediente sich zum Aufbaue der Stadtmauer, omnes ambitus lineares, des Wehles, larina, weil es an Kalte mangete *). Wehles deuteten die ägyptischen Priester als gutes Vorzeichen der künftigen Wohlhabenheit der Stadt. Viele ansehnliche Gebäude wurden in Alexandria unter seiner Aufsicht gebaut. Unvollendet blieb ein Tempel, welchen Ptolemäus der Arifinee von Dinokrates bauen und aus Marmorstein wider ließ. Arifinee's eiserne Bild sollte in demselben schwebend sich befinden. Ptolemäus starb vor seiner Vollendung *). Daß er zu Alexanders Zeit den sieben Mal erbauten Dianentempel zu Ephesos nach dem Brand erbaut habe, ist gewiß, obgleich nur von dem zweimaligen Aufbaue desselben durch Ktesiphon und Dinokrates die Nachrichten sprechen *).

von Fischer, in der allgemeinen bairischen Waterlandschunde vom Jahre 1807. Stück 24 fg. Geographisches: Statistisch-topographisches Verzeichnis von Schwaben etc. (Ulm 1800.) S. 448. Vertheilte Territorial- und Jurisdicthons-Gerechtsame der kaiserl. freien Reichsstadt Dinkelschloß wider Uttingen-Spieberg. (1755.) Mit einer Karte. Beschuldigung der Bedeutung der vorbestandnen Gerechtsame etc. (1771.) Mit einer Karte. (Verfasser unbekannt der Deduction.) Chronicon Manuscriptum der Reichsstadt Dinkelschloß vom Bürgermeister Nigelin bis 1734. Eine andre geschriebene Chronik von verschiednen Verfassern bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt. Materialien zur Uttingen'schen Ältern und neuen Geschichte. 5 Bde. (Münchener 1771—1775.)

*) Encycl. 17. Xpl. S. 16. **) Spec. gen. des Col. T. II. p. 372. T. V. p. 671.

1) Vitruv. Praef. c. 1. 2) V. 10, s. 11. VII, 37, s. 38. XXXIV, 14, s. 42. 3) Sillig. Catal. p. 135. 4) Strabon. XIV, p. 949. A. B. 5) De Alexand. M. viat. II, s. 2. 6) Valer. Max. I, 4. Extern. I. 7) Ammian. Marcell. XXII, 16. 7. Curt. IV, 8. Plutarch. in vit. Alex. c. 25. Strabon. VII, p. 92. Edit. Alm. 8) Plin. H. N. I. 1. 9) Strabon. I. 1. Solinus exercit. Plin. 43. Plut. Tempel der Diana, c. 7.

Er schlug dem berühmten Eroberer vor, den Berg Kitho auf der südwestlichen Küste des Sin. Strym., jetzt Monte Santo in Filiba Vilajet oder in Makedonien in eine Colossalstatue Alexanders umzuwandeln, welche auf der einen Hand eine Stadt halten und aus der andern einen Fluß strömen lassen sollte. Alexander aber billigte den Vorschlag nicht *). Die Nachrichten des Plinius *) von ihm lassen vermuthen, daß er in Ägypten geblieben und gestorben sei. (Schincke.)

DINON (Δινων und Δινων) ein von Cicero, Terentios, Plinius, Aelianos, Plutarchos, Athenos angeführter Verfasser persischer Geschichte, die aber nicht auf uns gekommen ist, lebte um die Zeit des Artaxerxes Datus und des Philoppos, des Amyntas Sohn. (Voss, De Hionor. gr. IV, 8.)

DINOTH (Riehard), geb. zu Goutances, lebte als Refugeé zu Montbelliard oder Römpegard, und starb gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Er gehörte zu den besten protestantischen Historikern unter den Franzosen. Herausgegeben hat er: 1) De rebus et factis memorabilibus loci communis historici, et sententias historicoorum. (Basel, 1580.) 2) Adversaria historica. (Basel, 1581. 4.) — De bello civili gallico LL. VI. (Basel, 1582. 4.) Das Werk umfaßt den Zeitraum von 1555—1577, und ist mit ziemlicher Unparteilichkeit geschrieben, doch daß er, nach seinem eignen Geständnisse, dabei nur die Wertevon Theodor Bèza und de la Popelinière benutzte. — 4) De bello civili belgico LL. VI. (Basel, 1586. 4.), welches Werk er dem Senat und der Universität zu Strasburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, dedicirt hat. (Franke.)

DINSLAKEN, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, hat 217 Häuser, 1286 Einw., zwei evangelische Kirchen, ein Nonnenkloster, Manufacturen. Der Kreis Dinslaken hat auf 9 Quadratkmeilen 28,498 Einwohner. (H.)

DINSTAG, ist die hochdeutsche Benennung des dritten Wochentags, welcher im Angelsächsischen Tuesday oder Tuwesdaeg, im Englischen Tuesday, im Schottischen Tuesday, im Schwedischen Tisdag, im Dänischen Tisdag, im Niederländischen Dinsdagh, Dyensdagh oder Dyensdagh, im Niederländischen Dingsdag genannt wird. Diese letzte Benennung von Ding oder Gericht ableitend, stellt sie Einige in Gegenatz zu der Benennung des Freitags, wodurch wieder andre verleitet wurden, sie als Dienstag zu erklären, woraus zuletzt die Schreibung Dienstag oder Dienstag entsprang. Da aber alle auf Tag ausgehende Benennungen der Wochentage, mit Ausnahme des Samstag als Samedai oder Sabbathtag, von altteutschen Wörtern hergenommen sind, mit deren Namen man die ägyptisch-römischen Planetennamen am besten übersehen zu können glaubte, so ist dieses auch mit dem Dinstage der Fall, dessen Namenlaut entweder bloß eingeschoben, oder vielmehr, wie im nieders

10) Plutarch. I. 1. et in vit. Alex. 72. Lucian pra imag. 9. T. II. p. 489. De conscrib. hist. 12. T. II. p. 17. 11) Sillig. p. 186.

schiffen Dingstag für das niederländische Dinsdag, aus dem niederländischen Dinsdag an eine falsche Stelle versetzt ward. Die aus falscher Etymologie entsprungene Schreibung Dienstag oder Dienstag wird schon durch die geschätzte Aussprache der ersten Sylbe als ganz verwerflich dargestellt, noch mehr aber dadurch, daß sich der dritte Wochentag ebenso wenig als ein Dienstag, an welchem man im Gegensatz des Freitages hätte Dienste leisten oder Jinsen und Gülden zahlen müssen, wie als ein Dingstag oder Gerichtstag im Eigensatz des Freitages oder Hochzeitstages, erweisen läßt. Vielmehr zeigen die obenangeführten Beispiele, daß die Benennung des Dinstages nur den niederdeutschen Mundarten eigen ist, wofür im Oberdeutschen die Benennung Erchtag, Erchtag oder Ertag üblich war; wiewol in Oberchwaben dieser Tag auch der Astersmontag genannt wird. Sowol die nieder- als oberdeutsche Benennung ist eine Übersehung des lateinischen Dies Martis oder des französischen Mardi, da der Kriegsgott bei den Angelsachsen Tu oder Tyr, wie bei den Teutonen Tyr genannt ward, mithin auch in Oberchwaben Erich, Eich oder Eitel einen Kriegsgott bezeichnet.

Hieraus erklärt es sich, warum Tacitus in seiner Germania c. 9. den beim Beginne der Schlacht gezeigten Kriegsheilen Derkules c. 3 mit Mars verbindet, und warum er Annal. II, 13. den mit dem Duxer oder Dierster verbundenen Sünkel im Schaumburgischen als *salvum Herculi sacrum* nennt. Denn daß das Wort Duxer nicht sowohl einen Schwarzwald, als ein dem Dux geweihtes Gebüß bezeichne, der seitlich nach dem gallischen Dis (*Caes. R. G. VI, 18.*) zu urtheilen, mehr ein Nachtgott oder Zeig *χρόνος*, als ein Erdensohn war, wie Tacitus (Germ. 2.) den Tuisto oder Thuisto nennt, welchem des Arminius Gemahlin *Ivsnelda* als *Dussenhida* ihren Namen zu verdanken scheint, das ergibt sich aus dem Adjectiv duxter, welches zwar auch im Schwedischen dyater, wie im Englischen duxk, dusky, dunkish, lauter, aber im Angelsächsischen ebenso wie *dystrre* als *dystrer* heißt. Es leidet kaum einen Zweifel, daß sich die Zubanten nach jenem Kriegsgotte nannten, da ihn auch die beiderseitigen Nachbarn derselben, die Gatten *Tac. A. XIII, 57.* und die Xenoten *Tac. H. IV, 64.* vorzüglich verehrten. Da auch den Xenoten gegenüber, in Götin (*Suet. Vitell. 10.*) ein *Martestempel* stand, so ist es sogar wahrscheinlich, daß selbst Deu, wo der Heronion *Dunno* verehrt ward, wie Duisburg und Düsseldorf jenem Gott ihren Namen verdanken. Wenn also die Benennung des Dinstages auf ihre Ursprünge zurückgeführt werden sollte, so müßte man ihn eher Düstig als Dienstag nennen, zumal da er in der Gegendwoche als ein ursprünglicher Unglückstag nach den Einnamen des schiefen führt, ob ihn gleich der blaue Montag zum glücklichen Beginn aller Geschäfte im gemeinen Leben der christliche Aberglaube geweiht hat. (C. F. Grotefend.)

DINTER (Gustav Friedrich), wurde den 29. Febr. 1760 in der königlich-sächsischen Mittelstadt Borna bei Leipzig geboren. Sein Vater, der den Titel als Kammercommissarius hatte, war Rechtsgelahrter und verwaltete

eine große Anzahl Gerichtshallereien, die ihm ein bedeutendes Einkommen gewährten. Er war ein Mann von strenger Rechtlichkeit und ausdauernder Thätigkeit, grabe und auch wol derb, in hohem Grade menschenfreundlich und uneigennützig, von dem fröhlichsten Temperamente, das zuweilen die Grenzen des Anständigen überschritt, sehr geneigt zu schwarzem Witz, und bestig, wenn er sich bösslich verlegt hielt. Die Grundzüge des sächsischen Charakters vererbten sich auf den Sohn, und traten deutlich in dem Bilde hervor, das dieser selbst von seinem Leben und Wirken an gegeben hat in der Schrift: Dinter's Leben, von ihm selbst beschrieben; ein Lesebuch für Ältern und Jünger, für Pfarrer, Schulinspektoren und Schullehrer; mit einem Fac simile (Strußdorf a. d. Orla 1829.). Wie man auch über diese Schrift urtheilen, und so sehr man wünschen mag, daß ihr Verfasser um seiner selbst und der Leser willen Manches, namentlich die vielen Anekdoten, daraus weggelassen haben möchte, sie bleibt immer eine der merkwürdigsten und lehrreichsten Selbstbiographien für jeden Unbefangenen und Wohlmeinenden, der zu lesen weiß. Bis zu seinem 13. Jahre genoß Dinter den Unterricht mehrer Hauslehrer, bezog 1773 die Hülfsenschule zu Grimma, und verließ sie 1779 als primus scholae, um in Leipzig Theologie zu studiren, wo er auch 1783 Magister wurde. Ernst, Morus, Dabbe, Plainer, Reiz und Bed waren die akademischen Lehrer, deren Vorlesungen er vorzüglich besuchte. Auch ertheilte er schon einigen Privatunterricht in Leipzig und nahm nach drei- und einem halbjährigen Aufenthalte daselbst eine Hauslehrerstelle in einer adlichen Familie auf dem Lande nahe bei seinem Geburtsort an. Während der vier Jahre, die er in dieser Stellung verlebte, bildete er sich für seinen künftigen Beruf (er wünschte Landprediger zu werden) mit aller Sorgfalt aus, predigte oft, und widmete seine geschäftsfreie Zeit vorzugsweise dem Umgange mit Pfarrern, Schullehrern und dem Volk, um die besondere Menschenkenntniß sich zu erwerben, die ihm für seine Bestimmung die wichtigste schien. Im J. 1787 wurde er Pastor zu Kirsch und Dittmannsdorf bei Borna. In den zehn Jahren, während welcher er hier, unterstützt von einem trefflichen Kirchenpatron und dem Gerichtshalter, seinem edeln Bruder, mit musterhaftem Eifer und nachahmungswürdiger Weisheit, aber auch mit seltenem Erfolge wirkte, bildete er schon eine Anzahl junger Leute aus seinen beiden Pfarrdörfern, und zwar ganz auf seine eignen Kosten, zu Schullehrern aus, und die Neigung, auf diesem Wege die Volksschulbildung zu fördern, wurde immer vorherrschender in ihm. Das Aufsehen, welches die Leistungen dieser jungen Leute erregten, veranlaßte seine Berufung zum Seminardirector nach Dresden, und er folgte diesem Ruf auch deshalb, weil er in Folge einer Jugendliebe, die durch den Tod der Geliebten (Friederike Fed, Tochter des verstorbenen Pfarrers zu Raschau im Erzgebirge) ein trauriges Ende genommen, beschloßen hatte, unverheiratet zu bleiben, in Kirsch aber eine ordentliche Hausathung besonders dann nicht zu erlangen war, wenn er nach seinem Wunsche hätte Jünglinge zu sich nehmen wollen; um sie für das

Schulisch auszubilden. Freilich: lehrte er ihn kein geringes Dilett, seine Concipien. Die ihn als Dilett ver-
ehrten, seine Schulen, die auch ihn zu herrlicher Blüthe
sich erheben hatten, zu verlassen, zumal er sich ein weit
geringeres Einkommen, als seine Pflanz ihm brachte, in
Dresden, mindestens dreimal mehr, bezugsnehmen durfte.
Ueber sein Wissen zu klaffen befielen sich eine recht in-
teressante Schrift von einem der Schüler, die er dort
bildete, unter dem Titel: Ein Jahr auf Dinters Lehren
als Beleg für Dinters: unerschöpflichen, Charakter; oder:
Dinter nach seinen verschiedenen Verdiensten und Ge-
setzungen als Pflanz zu klaffen darfes, von einem sei-
ner Schüler. Neustadt a. d. O., 1831.). Indessen: über-
mog doch zuletzt die Liebe, zum Vaterlande, kam es zu
der neuen Stellung größere Dienste zu leisten hoffen durfte,
als in der bisherigen, alle jene Hoffnungen; er ging im
Herbste des Jahres 1797 nach Dresden. Hier richtete
er das Seminar, welches sehr verfallen war, neu ein,
und ebenso die damit verbundene Armenschule von fünf,
später sechs, Klassen, welche dem Seminaristen zur Übungs-
schule diente. In den zehn Jahren, die er zu Dresden
war, bildete er eine große Anzahl tüchtiger Volksschul-
lehrer und erwarb sich dadurch ein sehr hohes Verdienst
um sein Vaterland; denn die jungen Männer trugen
unmittelbar und auch, wol mittelbar zur Verbesserung
besonders der Landschulen ungemein viel bei. Auch andre
Jugendlehrer, die nicht das Glück hatten, seine Schüler
zu sein, zogen aus den zahlreichen, ihren Vorfür-
sprechern, welche er zu dieser Zeit herausgab, einen
großen Gewinn, so daß von dieser Zeit seine segensreiche
Wirksamkeit sich über ganz Teutschland zu verbreiten
begann. Er erscheint aber auch in dieser wichtigen
Stellung ebenso vornehmlich als Lebenswunder; denn nicht
allein that er ungemein mehr, als sein schwieriger Beruf
von ihm forderte, sondern leistete auch, nach einem
bedeutenden Theil seines nicht eben unerschöpflichen Vorraths
zur Unterstützung armer, oder schwächer und fleißiger, Se-
minaristen. Die Liebe und Verehrung, welche er sich
dadurch bei ihnen erwarb, förderte aber auch ungemein
das Gelingen seiner Arbeit, und dieses erwarb ihm wie-
der das Vertrauen und die Hochachtung seiner Vorgesetzten
und anderer edler Menschen. So unterstützte Reinhard stets fröhlich Dinters Wünsche und Pläne
zur Verbesserung des Seminars, sowie der damit ver-
bundenen Schule, und, sein reiches, Mann; zu Dresden
schien auf Dinters Veranlassung der Anzahl 6000 Thlr.
zur Verbesserung der Kost und zu Gehältern für die Se-
minaristen. Auch der König Friedrich August erkannte
Dinters große Verdienste an, und ließ ihm zu Ehren
eine Medaille mit dessen Namen prägen. Eine gefährliche
Krankheit, die seine Kräfte schwächte, bestimmten
Dinter, seinen mühevollen Posten in Dresden aufzuge-
hen, und die Pflanzstelle in Götting annehmen; Er
wählte sie, obwohl ihm weit einträglichere Superinten-
denturen angeboten wurden, weil sie in der Nähe seines
Geburtsortes, seines Bruders (Pastors zu Boica), und
seines geliebten Kliffers lag. Von 1807—1817 wirkte
er hier bei einer kleinen, Gemeinde ganz in demselben

Weise, und mit demselben Erfolge, wie früher zu Kliff.
In Lehren und Erziehen, wie er selbst sagt, zu
sehr gewohnt, als daß er ohne diesen Beruf hätte leben
können, erzielte er hier eine höhere Bürgerschule oder
ein Progymnasium. Einen seiner ehemaligen Schüler,
Hünther, stellte er als Schullehrer herbeiziehen an, und
als Martin Dinter, junger Mann, vertrat die Stelle der
Bibliothek. Das Kliff ist dieses Pflanzes, das Dinter
als seinen Sohn gewöhnlich adoptiert, er führt seinen
Namen und ist jetzt Arzt zu Königsberg in Preußen.
Auch die Anstalt erwarb sich bald großes Vertrauen
und lieferte dem Vaterlande tüchtige Jünglinge, die von
hier aus entweder zu verschiedenen Fächern des bürgerlichen
Lebens oder auf Gymnasien übergingen. Mit dem J.
1817 begann Dinter: ausgedehnte Wirksamkeit. Er
trennte sich von seinem Vaterlande, von seinen Freun-
den, von seiner Gemeinde und seinem Institut, und folgte
einem Ruf als „Consistorial- und Schulrath nach Kö-
nigsberg in Preußen, weil er dachte (s. sein Leben S.
238): „Dem großen, schönen Wirken, das sich dort dar-
bietet, darf sich der Mann wohl Kraft, der Sohn der
Pflicht und der Liebe nicht entziehen.“ Man wird kaum
glauben, wie er die Beziehungen in dieser Provinz fand.
Er sagt darüber (s. sein Leben S. 244): „Da residirte
kurz nach meiner Ankunft auf einer Reise 43 Landräthe
und zwei Statthaltern, und — in Kräfte von ihnen war
auch nur ein Kind, das einen Brief selbständig aufsetzen
konnte.“ Was er in einem Zeitraum von 11 Jahren
zur Verbesserung dieser eintenden Schulen that, mag man
daraus abnehmen, daß er a. a. O. versichert: „Auf einer
meiner letzten Revisionen (im J. 1828) fand ich unter
67 Schulen nur sieben, wo es die fleißigen Schulgänger
nicht konnten.“ Das war unter Vielen gewiß nur einem Dinter
möglich, der mit einer Unabgibt, Selbstaufopferung
und Einsicht dieses wichtige Werk betriebe, wie sie nur
bei wenigen sich so verbunden finden. Heute (schreibt
er a. a. O. S. 245), da ich die Schritte (den 19. Oct.
1828), habe ich 2178 Meilen Wege auf Revisionen
gemacht, und von reitenden Diensten ist keiner, dessen
Schule ich nicht revidiert, von Officiens Schülern, Do-
centen (bald heimlich) aufgenommen, keine, in der ich
nicht gewesen bin.“ Das Bedienen allein würde freilich
nicht so große Dinge gethan haben. Doch er that mehr.
Er unternahm die fleißigen und willigen Lehrer in einer
bestimmten Unterrichtsmethode, als die damals dort vorherrschte;
meist eine Verdrängung der Besseren und ein-
seitige Anwendung der Defäkologischen, war; er setzte ganz
unabhängig und unerschrocken Schullehrer auf Denken;
er sorgte dafür, daß die vier Schullehrerseminare der
Provinz bessere Subjecte zu den Schulklassen, als früher,
liefern könnten; er vereinsamte oder vermehrte, wie es
nützlich war, die Materialien des Buchunterrichts, und
suchte, soweit er vermochte, die Hindernisse eines regel-
mäßigen und fleißigen Schulbetriebes auf dem Wege zu
räumen. Und wenn ihm von jenen unglückseligen
Hochschulen, die er Tausenden erwieh, für die hohen
Bedienste, die er sich um die spätere Nachwelt erwarb,
sack allgemein, von Dinter und von Dinter, die ver-

hiese **Katholik** und **Besprechung** zu **Heil** **erhielt**, wie **bestehen** **urtheilt**, der **selbst** **Wann**, **selbst** **darüber**, **Schlecht** (sagt er: a. D. S. 279) **nicht**, es **unmöglich** die **mehr** **Gutes** **stiften**, als **der** **alte** **Dinter** in **Königsberg**. **Aber** **genau** **bei** **Benigen**, **wird** **es** **anerkannt**, als **bei** **ihm**. **Doch** **mit** **dieser**, **Berufenen** **um** **das** **Vollschulwesen** **begünstigt** **sich** **Dinter** **nicht** **einemal**. **Zum** **Reformationsjubiläum** **1817** **ernannte** **ihn** **die** **königliche** **Unversität** **zum** **Doctor** **der** **Theologie**. **Bald** **darauf** **behielt** **er** **sich** **bei** **derselben** **und** **erhielt**, **da** **er** **einen** **Ruf** **nach** **Kiel**, **als** **Professor** **der** **Theologie** **ablehnte**, **1819** **eine** **ausserordentliche** **Professur** **der** **Theologie**. **Er** **nahm** **von** **seinen** **Vorlesungen**, **die** **sich** **über** **alle** **Zweige** **der** **praktischen** **Theologie** **verbreiteten**, **und** **aus** **K. und** **N. A. Gregor**, **sowie** **Hermentut** **und** **Moral**, **behandelten**, **so** **wenig** **ein** **Honorar**, **als** **von** **den** **Übungen** **im** **Katechismus** **und** **Disputationen**, **die** **er** **lehrt**. **Nimmt** **man** **hitzu** **nach** **die** **übrigen** **Arbeiten**, **welche** **ihn** **oblagen**, **und** **welche** **ihn** **erst** **in** **den** **letzten** **Jahren** **seines** **Lebens** **durch** **die** **Anstellung** **eines** **Collegen** **erleichtert** **wurden**, **z. B.** **das** **Examiniren** **der** **Prediganten** **und** **Schulamts** **candidaten**, **so** **erkannt** **man** **um** **so** **mehr** **über** **Dinters** **Thätigkeit** **und** **Kraft**, **wenn** **man** **sich** **bedenkt**, **was** **er** **tödtend** **seines** **Lebens** **nach** **aussehen** **als** **Schriftsteller** **geleistet** **hat**. **Gegen** **60** **grössere** **und** **kleinere** **Schriften**, **die** **alle** **zu** **Neudruckt** **a. d. Drla** **erschienen**, **haben** **wie** **von** **ihm**. **Sie** **verbreiten** **sich** **größtentheils** **über** **das** **Vollschulwesen**, **und** **gehören** **zu** **den** **ausgezeichnetsten** **dieses** **Faches** **nicht** **nur** **in** **Teutschland**, **sondern** **überhaupt**. **Theils** **sind** **sie** **für** **Lehrer**, **theils** **für** **Schüler** **d bestimmt**. **Auch** **asketische**, **die** **mit** **verbütem** **Besall** **aufgenommen** **wurden**, **befinden** **sich** **darunter**. **Nur** **die** **wichtigsten** **mögen** **hier** **aufgeführt** **werden**. **Er** **begann** **seine** **schriftstellerische** **Bauhaben** **mit**: **Entzender** **und** **ergänzender** **Ausguss** **aus** **dem** **breitern** **Katechismus** (1800. 12.). **Derselbe** **mit** **beigefügten** **Sprucherklärungen** (1801.). **Beide** **auch** **unter** **dem** **Titel**: **Kurze** **gehaltene** **Lehrbücher** **und** **Sittenlehre** **des** **Christenthums**. **Die** **vorzüglichsten** **Regeln** **der** **Katechese**, **als** **Lehrbuch** **bei** **den** **Unterricht** **künftiger** **Lehrer** **in** **Mütern** **und** **Landschulen** (1802.). **Die** **vorzüglichsten** **Regeln** **der** **Didagoge**, **Methode** **und** **Schulmeisterthum** (1806.). **Anweisung** **zum** **Gebrauch** **der** **Bibel** **in** **Vollschulen**, 1. **Thl.** **Grundsätze** **der** **Behandlung**, 2. **Thl.** **Grundsätze** **der** **Erklärung**, 3. **Thl.** **Bildungsanweisungen** (1814—1817.). **Kleine** **Neben** **an** **einzelne** **Vollschullehrer**, **vorzüglich** **zur** **Förderung** **des** **Beobacht** **in** **Lehr** **und** **Leben**. **Ein** **Erbaunngsbuch** **für** **nicht** **ganz** **ausgebildete** **Schullehrer** (1804. 4. 4 Bde.). **Unterredungen** **über** **die** **zwei** **ersten** **Hauptstücke** **des** **Lutherischen** **Katechismus** (1819—1822. 9. **Thle.**). **Der** **neunte** **Theil** **enthält**: **Religionsgeschichte**, **ein** **Lehrbuch** **für** **Vollschulen**. **Unterredungen** **über** **die** **zwei** **letzten** **Hauptstücke** **des** **Lutherischen** **Katechismus** (1806. 4. **Thle.**). **Präparationen** **zum** **Unterricht** **in** **den** **Religionswissenschaften**. **Ein** **Handbuch** **für** **Lehrer** **bei** **dem** **Gebrauch** **des** **Lutherischen** **Katechismus**. **Nach** **seinem** **Tode** **herausgegeben** (1833.). **Schullehrerbibel**, **Neues** **Testament**, 5 Bde. (1826—1828.). **Neues** **Testament**, 4 Bde. (1824—1826.).

Palatina, **ein** **Buch** **für** **Dinter** (1818.). **Predigten** **zum** **Vorlesen** **in** **Landkirchen** (1800. 2 Bde.). **Predigten** **über** **die** **in** **dem** **Königlichen** **Schreiben** **statt** **erhalten** **ge** **nehmigten** **eingetragten** **Sonntagspredigten** (1815.). **Predigten** **auf** **alle** **Com**, **fest** **und** **Buss** **tage** **eines** **ganzen** **Jahres** **zur** **religiösen** **Erbauung** **für** **fromme** **Familien** (1820. 4.). **Die** **erste** **unveränderte** **Anlage** **ver** **ändert** **genannten** **Schrift**, **Ueberbesseln** (1829.). **Alle** **diese** **Schriften** **haben** **mehr**; **zum** **Theil** **sehr** **viele** **Urs** **lagen** **erlebt**. **Auf** **den** **Titeln** **der** **früheren** **hat** **sich** **der** **Versa** **sser** **nicht** **genannt**. **Sein** **letztes** **Werk**: **Die** **Bibel** **als** **Erbaunngsbuch** **für** **Gebildete** (1830. 4. 5 Bde.) **hat** **der** **St.** **nicht** **vollendet**. **Die** **letzten** **Hände** **sind** **von** **K. Brodtmann** **und** **M. W. S. Fischer** **besorgt**. **Außer** **eines** **Sammlung** **kleiner** **Schriften**, **nach** **seinem** **Tode** **heraus** **gegeben** (1833.), **haben** **von** **ihm** **noch** **eine** **große** **Anzahl** **ähnlicher**, **z. B.**: **Schulverbesserungspläne**; **Schullehrerconferenzen**; **Vernachlässigungen**; **Anweisungen** **zum** **Rechnen**; **Schulgebete** **zu** **allen** **Jahreszeiten**; **Schulgebete** **für** **Mütern** **und** **Landschulen**; **Gedächtnisübungen**; **Schul** **den** **ic**. **Und** **dieser** **Mann** **von** **wahrhaft** **unsterblichen** **Verdien** **sten** **um** **die** **Menschheit** **überhaupt** **und** **die** **Jugendwelt** **insonderheit**, **der** **als** **Prediger**, **als** **Lehrer**, **als** **geistlicher** **Vor** **gesetzter**, **als** **Schriftsteller**, **ja** **als** **Mensch** **und** **Christ** **gleich** **ausgezeichnet** **war**, **ist** **nicht** **des** **weniger** **mit** **einem** **so** **bittern** **Hass** **angefinden**, **und** **offen** **und** **getreu** **so** **unverfälscht** **verfolgt** **worden**, **wie** **kaum** **ein** **Andrer**, **der** **mit** **ihm** **seiner** **Lebensstellung** **nach** **verglichen** **werden** **kann**. **Der** **Hauptgrund** **hiervon** **lag** **mit** **einem** **Wort** **in** **seiner** **religiösen** **Denkweise**, **nach** **welcher** **er** **der** **Vernunft** **auch** **eine** **Stimme** **neben** **der** **positiven** **Offenbarung** **ein** **räumte**, **mehr** **blickte** **als** **kirchlicher** **Theologe**, **und** **ein** **entschiedener** **Freund** **der** **rechten** **Kirkführung** **des** **Volkes** **war**, **welche** **das** **Hez** **verwerf** **und** **den** **Menschen** **gleich** **brauchbar** **für** **das** **kirchliche** **Verhalten** **macht**. **Es** **trat** **er** **von** **Anfang** **an** **als** **Prediger**, **als** **Seminardirector**, **als** **Schriftsteller**, **so** **besonders** **in** **seiner** **Schullehrerbild** **auf**, **und** **diese** **gab** **dann** **auch** **die** **hauptsächliche** **Veran** **lassung**, **daß** **ein** **Heer** **von** **Docuranten**, **Funktionären**, **einseitigen** **Kirchenhistorikern**, **ja** **wel** **von** **nach** **schlimmen** **Leuten**, **unter** **denen** **auch** **nicht** **ein** **einzig** **nur** **den** **hau** **pt** **schönsten** **Theil** **von** **Dinters** **Verdiensten** **hatte**, **über** **ihn** **und** **gwar** **nicht** **feilen** **mit** **peinlichster** **Redebeit** **und** **bo** **sch** **astiger** **Schmäh** **führ** **berkel**. **Er** **aber** **ging** **ruhig** **seinen** **Gang** **fort** **und** **verherrlichte** **durch** **kurze**, **würdevolle** **Er** **widerungen** **auf** **die** **Angriffe** **seiner** **Gegner** **an** **schönsten** **die** **wahren** **Beweiisungen** **seiner** **schriftstellerischen** **und** **sittlich** **religiösen** **Vorarbeit**, **welche** **er** **ungedacht** **unter** **seinen** **zeitlichen** **Schülern**, **Freunden** **und** **Vererbrern** **land**. **Ebenfalls** **wenigstens** **hat** **er** **nicht** **gehaben**, **was** **sein** **Kunstkollege**, **der** **Consistorialrath** **und** **Professor** **Kä** **ser** **zu** **Königsberg** **vor** **ihm** **(F. Dr. Johann Severin** **Vaters** **Tatbuch** **der** **hänischen** **Abhandl** **er** **für** **das** **Jahr** **1823** **S. 262)** **sagt**: **„Er** **war** **den** **Meistern** **so** **abget** **als** **sie** **ihm**, **und** **äußerte** **sich** **über** **sie** **ebenso** **sittlich** **und** **seimelbig**, **wie** **sie** **über** **ihn**.“ **Vielmehr** **ließe** **sich** **aus** **seiner** **Lebensbiographie** **manche** **Ankündigungen** **beibrin** **gen**, **die** **das** **Gegegentheil** **beweisen** **würden**. **Trotz** **der**

Bannbullen, die namentlich die sogenannte Partei der Neus (oder: Alt-) Evangelischen besonders gegen die Schullehrerbildung schickte, erlebte sie doch in Kurzem drei sehr starke Auflagen, und die unter der Leitung des Pfarrers Brandt von mehrern herausgegebenen, und ihr entgegengesetzte Evangelische (sic!) Schullehrerbildung beehrte eben Dinur einen gewiß unbeachteten, glänzenden Triumph über seine Widersacher. — Viel zu früh für Preußen und ganz Deutschland endete Dinur sein segensreiches Leben am 29. Mai 1831 in Folge eines Herzensschlages, das er sich durch Erschöpfung und Erhörung auf einer Schulvisitationstour zugezogen hatte. Die Nachricht von seinem Tode, welche allgemein über raschte, da er noch kurz vorher schriftstellerische Beweise seines ungeschwächten Lebenskraft gegeben hatte, veranlaßte eine Anzahl seiner dankbaren Schüler im Erzgebirge, ihm zu Ehren eine besondre Leichenfeier anzustellen, und zwar zu Rastbau; theils am Grabe seiner Geliebten, theils in einem dazu eingerichteten Saal. Auf dem ersten wurde ein eiserne Kreuz errichtet, auf welchem aus der Vorderseite: „Du Dinurs Andenken, den 23. Juli 1831“ (Tag der Feier) und aus der Rückseite: „Friederike Pest 1786“ mit vergoldeten Buchstaben zu lesen ist. Die Beschreibung dieser sinnigen Feier, mit allen dabei gehaltenen Reden, vorgetragen Gedichten und Gesängen ist abgedruckt in der Schrift: Dinur's Leichenfeier am sächsischen Erzgebirge, am 23. Juli 1831 (Rastbau a. d. V. d. 1831.). Eine geistvolle Charakteristik Dinurs, die nach unserm Dafürhalten nur deshalb nicht ganz richtig ist, weil die Individualität ihres Verfassers von der Dinurs in manchen wesentlichen Stücken allzulebhaft verfließen ist, befindet sich in dem angeführten Vaterlichen Jahrbuch von 1832, S. 259—264. (C. Ch. L. Franke.)

Dinurementum, f. Denombrementum.

DINUR oder REGION, in den Traditionen der Altmassisten der Feuerflut, der von Gott unter dem Throne seiner Herrlichkeit hervorkommt und vom Schweiße der den Thron tragenden Thiere gebildet wird, denn aus Furcht vor dem heiligen Gott schweigen sie Feuer. Wenn er auf dem Throne sitzt, um die dienstbaren Engel zu richten, so werden sie, ehe sie zum Gerichte kommen, vor der in der Feuerflut rein gewaschen. Dann fließt der Strom weiter, brennende Kohlen mit sich ziehend, und stürzt auf die Häupter der Gottlosen in der Hölle brach. Alle Gerechte müssen, wenn sie sterben, in diesem Feuerstrom gereinigt werden, diejenigen ausgenommen, welche wegen Heiligung des Namens Gottes umgebracht wurden, weil sie wegen dieser Heiligung den Becher des Grauels mit Freuden in der Welt getrunken haben. Die Seelen der Gottlosen aber werden nach ihrem Tod an eine Feuerzunge gebunden und in den Strom geworfen, mit dem sie nun in die Hölle fließen. Aus diesem Feuerstrom wird täglich eine Schar dienstbarer Engel geschaffen, die ihrem Schöpfer ein Loblied singen und dann wieder zurück in den Fluß setzen und in demselben vergehen“).

(Richter.)

DINUS, mit dem Beinamen de Mugello, ober auch Mugellanus, von seinem Geburtsorte Mugello im Florentinischen, gehörte unter die berühmtesten Legisten, welche am Ende des 13. Jahrhunderts zu Bologna lebten. Wie einer seiner ausgezeichneten Schüler, Cino, sich ausdrückt, war er ein zweiter Papinian, und wie Diplosantacus berichtet, achtete man seine Ansichten so hoch, daß zu Verona gesetzlich bestimmt wurde, die Meinung des Dinus solle den Ausschlag geben, wenn sich in der Accursischen Glossa ordinaria widersprechende Behauptungen fänden. Diese Auszeichnung, welche ihm bei der Nachwelt zu Theil wurde, erwieis man ihm aber auch schon bei seinen Lebzeiten, sowohl in Bologna selbst, als anderwärts. In letzter Beziehung ist vornehmlich der verschiedenen Berufungen zu gedenken, die an ihn ergingen. Die erste fällt schon in das Jahr 1279, nachdem er kaum auskubirt hatte und zum Doctor promovirt worden war; denn das Jahr vorher kommt er noch unter den Scholaren zu Bologna vor. Jenen Ruf erhielt er nach Pistoja, und zwar unter der ehrenvollen Bedingung eines sich auf 200 pisanischer Lire belaufenden Jahreshalbes, nebst freier Wohnung. Ob er nach Bologna sogleich wieder zurückberufen sei, ist nicht gewis; gewis aber ist, daß er seit 1284 daselbst wieder lehrte, und zwar, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu seinem, höchst wahrscheinlich bald nach dem Jahre 1298 erfolgten, Tode. Einen zweiten Ruf erhielt er 1296 nach Arezzo, wiederum mit einem Jahreshalte von 100 Soldaten. Daß er den Ruf aber angenommen habe, wie Einige glauben, ist in Arezzo zu stellen, weil er, nach unrichtigen Zeugnissen, in seinem bisherigen Wirkungskreise verblieb, und bald darauf eine dritte Vocacion annahm. Dieser Ruf ging von Rom aus und hing mit der Redaction des Liber sextus der Decretalen zusammen, bei welcher Dinus, nach dem Willen des Papstes Bonifacius VIII., thätig sein sollte. Er verstaute daher gegen das Ende des Jahres 1297 Rom mit Bologna, war auch, außer für den Liber sextus, an der dortigen Hochschule als Lehrer thätig, indem er daselbst über einen Theil der Gesetzgebung Justinians, über das Digestum vetus, las. Indessen war sein Aufenthalt zu Rom nur sehr kurz. Dinus mußte spätestens schon im Sommer 1298, an den Tag seines frühern Wirkens zurückgegangen sein, da man ihm im Sept. dieses Jahres zu Bologna ein neues Gehalt von 200 Lire aussetzte, um ihn der Schule daselbst zu erhalten; wahrscheinlich hatte er einen neuen Ruf bekommen. Während man ihn, wie diese Vocacionen beweisen, auswärts hochachtete, wußte man seine Verdienste auch zu Bologna gebührend zu schätzen; ganz besonders gilt dieses von seinen Schülern, und namentlich waren es diese, welche es, um seinen Abgang im J. 1298 zu verhindern, bei der Stadt durchzusetzen wußten, daß ihm seine Bemühungen durch die schon gedachte neue Besoldung vergolten wurden.

*) E. Parascha Mischpatim. im großen Jalkot Rubeni f. 107.

col. 1. E. u. a. bei Giffenmenger II. S. 345. Jalkot chidach fol. 169. col. 4. No. 4. Thorath Adom fol. 99. col. 1. Chagiga fol. 14. col. 1. u. a. bei Giffenmenger II. S. 371—373.

Ultrigens hatte er schon früher einen Jahresgehalt bezogen, dessen Bewilligung von der Zustimmung seiner Schüler ganz besonders jeugt. Die Lehrer zu Bologna hatten nämlich bisher durchaus keine eigentliche Befolgung gehabt, sondern waren lediglich auf die Honorare ihrer Scholaren angewiesen. Dagegen wurden, auf Bitten der Studirenden, im J. 1289 zwei, jährlich zu bezugende Lehrstühlen mit fester Befolgung von der Stadt ausgestattet, und zu der einen wurde Dinus von den Scholaren (denen die Wahl überlassen blieb), gleich das erste Jahr gewidmet. Gewiss nicht mit Unrecht darf man dies als ein ganz besondere Auszeichnung des Dinus betrachten. Denn wenn es gleich richtig ist, daß die Befolgungen nicht grade immer die bedeutendsten Lehrer waren, und daß sie in Rang und Ansehen sogar meistens hinter Andere zurückstanden, so darf dies sicherlich nicht auf die erste Zeit, und am allerwenigsten auf das erste Jahrzehnt des neu eingerichteten Instituts bezogen werden; mindestens war jene Bewilligung ein unwiderlegbares Zeichen der Liebe und Ergebenheit, die sich bei einem Manne, wie Dinus, wol nur auf Anerkennung seiner Verdienste stützen konnten. Doch war er sich seines Werthes auch bewußt, und während seines Aulensbals zu Rom machte er sich sogar Hoffnung auf den Cardinalshut, wiewol er in dieser Beziehung seine Erwartungen nicht in Erfüllung gehen sah; vielleicht, daß er eben deshalb seine Rückkehr von Rom nach Bologna beschleunigte. Als Jurist betrachtet, hat er eigentlich nur für das römische Recht gewirkt, und der nicht viel jüngere Johannes Andreä sagt von ihm ausdrücklich: quod non fuit canonista, quod fuit inaequis juris canonici; was aber natürlich nicht heißt, daß ihm das kanonische Recht durchaus fremd gewesen, sondern blos die Bedeutung haben kann, daß er nur sehr wenig davon verstanden habe. Denn wie hätte er sonst von Bonifacius VIII. ausgezeichnet werden können, an dem Liber sextus mitzuarbeiten. Selbst wenn man annimmt, daß er nur den hinter der Decretalsammlung jenes Papstes befindlichen de regulis juris enthaltenden Anhang, um dem neuen Gesetzbuche bei den Regesten mehr Ansehen und Eingang zu verschaffen, habe abfassen sollen, oder abgefaßt habe, darf er im kanonischen Rechte kein völliger Ignorant gewesen sein. Wie dem aber auch sei, so betreffen seine sämtlichen Schriften, mit Ausnahme eines über den Schlußtitel des Liber sextus gelieferten Commentars, lediglich das römische Recht. Jener Commentar ist wol sein letztes Buch, da der Verfasser bald darauf gestorben sein muß, indem der Liber sextus im Jahr 1298 publicirt ist, und die spätesten Nachrichten über Dinus dem Sept. dieses Jahres angehören. Abgesehen von gedachtem Commentare hat er 1) exegetische Schriften über das Digestum vetus, infortium et novum geliefert; 2) von Werke de actionibus, nämlich einen Commentar über den Institutionentitel de actionibus, und einen Commentar über des Johannes arbor actionum; 3) De praescriptionibus; 4) De successioneibus ab intestato; 5) De primo et secundo decreto; 6) De interesse; 7) De ordine iudiciorum; 8) De praecum-

tionibus; 9) Modus arguendi; 10) Concilia; 11) Quaestiones et disputationes; 12) Singularia. Die besten und zuverlässigsten Nachweisungen über diese Schriften finden sich bei v. Savigny, der zugleich der neueste Biograph des Dinst. ist. Vgl. Derselben Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter Th. V. S. 397 ff. *).

DINWIDDIE, nordamerikanische County in dem Staate Virginien, südlich von dem Fluß Appomattox, der sie von Ghesterfeld trennt. Sie ist gegen 30 englische Meilen lang und 20 breit, und zählte im Jahre 1820 an Einwohnern 12,524. Die Hauptstadt ist Petersburg. (H.)

Dinwigaland, f. Neu-Holland.

**DINZIO, DINZIC, DENZIC, DENGISICH, DIN-
SIRICH**, einer der zahlreichen Söhne Attila's, welche
dieser von seinen vielen Frauen hinterlassen hatte, konnte
sich nach des Vaters Tode im J. 453 mit seinen Brä-
dern über die Rathschäge nicht vereinigen, und wollte mit
ihnen die Hunnen und bewegungen Völker gleich der
Gefährlichkeit eines gestörten Königs theilen. Da es
bald sich gegen Attila's Söhne wußt der König der Gepi-
den Ardarich. Durch die große Völkerschlag an dem
Flusse Retab in Pannonien zerfiel das Hunnenreich in
Trümmer. Dinzio's älterer Bruder Elak sand den Tod,
Dinzio selbst und seine übrigen Brüder stoben an das
schwarze Meer. Hier stiftete Dinzio ein Reich, während
einer seiner jüngeren Brüder, Namens Hernas, die äußer-
sten Theile von Arien-Scythien behauptete. Doch ver-
gessen Attila's Söhne nicht so leicht, welche Völker einst
der Herrschaft der Hunnen unterworfen gewesen, namen-
lich suchten sie die Diögesen, gleich entlaufenen Sklaven,
wieder unter das alte Joch zu bringen. Diese wohnten
jetzt in Pannonien unter ihrem Könige Bolemit, und
seinen Brüdern Theodemir und Widimar, und hatten zwar
getheilte Orte, aber nicht getheilte Rathschäge. Bole-
mit hatte seinen Sitz zwischen den Flüssen Scarnaria
und Aqua Nigra (muthmaßlich der Leitha und der Raab),
Theodemir an dem Lacus Pelsodis (dem Plattensee),
und Widemar zwischen den Randestheilen seiner beiden
Brüder. Attila's Söhne fielen aber Bolemit feind, ohne
daß seine Brüder etwas davon wußten. Obgleich mit
weniger Mannschaft stellte er sich ihnen doch entgegen,
und brachte ihnen nach langem Kampf eine gewaltige
Niederlage bei. Der größte Theil der Hunnen fiel. Der
übrige Theil floh in die Theile Scythiens, welche die
Arme der Donau durchfließen, und die Hunnen Han-
nivar' nannten. Diese Niederlage erlitten Attila's Söhne

*) Außerdem ist besonders noch zu vergleichen Sassi, De clavis archiepiscopali Bononiensi professoribus. F. I. p. 283 sq. Huet *Panciroli*, De clavis legum interpretibus. Lib. II. c. 45. Pichard, Vitae juraeconsultorum recentiorum p. 407. Mantius, Epitome virorum illustrium p. 450 (die letztere steht hinter *Panciroli*, (Lips. 1723)) über Dina's Siefera, ist ungenügend und wohl theil unrichtig. Unter den älteren Lebensbeschreibern sind zu nennen: *Guilelmus de Pastrengo*, *Johannes Trithemius*, *Thomas Diplomatista*.

1) *Red. Bel.* Prodröm Hungariae, Lib. II. Sect. I. c. 1.

zur Zeit, als Theoderich der Große (Dietrich von Bern) Theodemir von einem ihm nicht ebenbürtigen Weibe geboren. Sieben Jahre alt ward er zur Befestigung des Friedens dem Kaiser Leo zur Geißel gegeben. Diese Zeit des festen Friedens mit den Römern benutzten hierauf die Ostgothen, da sie mit dem Golde, welches sie vom Kaiser erhielten, nicht ausreichten, und ihre Tapferkeit zu zeigen wünschten, zu Angriffen auf benachbarte Völker, und zwar wandten sie ihre Waffen zuerst gegen die im innern Pannonien wohnenden Satagen. Als hiervon der König der Hunnen, Dinzio, Attila's Sohn, Kenntniß erhielt, sammelte er die Wenigen, die noch unter seiner Herrschaft zurückgeblieben, nämlich die Ullinguren, Angisciten, Bürtugoren und Barboren, zog gen Bassiana, eine Stadt Pannoniens (jetzt Pogoda in Slavonien), schloß sie ein, und plünderte ihr Gebiet. Da gaben die Gothen ihre Heersfahrt gegen die Satagen auf, und wandten die hierzu gesammelte Heeresmacht gegen die Hunnen. Diese wurden so ruhmlos aus dem Gebiete der Gothen getrieben, daß sie auf immer die Waffen derselben fürchteten und keine Heersfahrt wieder gegen sie unternahmen. Attila's Söhne schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser Leo, um alle Ursachen der vorigen Streitigkeiten abzuschreiben und Frieden zu schließen; die Römer sollten, wie sie früher gewohnt gewesen, bis an die Donau vorgehen, und Markt halten, auf welchem sie gegenseitig für ihre Bedürfnisse sorgen könnten. Aber Kaiser Leo wollte den Hunnen, welche den Römern so vielen Schaden zugefügt, und so viele Niederlagen beigebracht, diese Vortheile nicht zukommen lassen. Als so die Gesandtschaft unverrichteter Sache zurückkehrte, griethen Attila's Söhne in Zwist, denn Dinzio wollte den Römern Krieg ankündigen, wogegen sich Ermach setzte, da er die Führung eines Krieges weit von dem Hüfen für zu gefährlich hielt. Dinzio mußte auch hören, seinen Bruder nicht gehört zu haben, denn er ward im J. 469 in Thracien von dem kaiserl. Magister militum Anagastus erschlagen, sein Haupt nach Constantinopel gebracht, während der cinesischen Spiele zur Schau herumgetragen, und außerhalb der Stadt auf einen Pfahl gestekt, zu welchem Anblicke die ganze Stadt viele Tage hinausströmte. (Ferdinand Wächter.)

DIO, eine von den Hyaden und Mutter der Niobe (Ovid. Met. VI, 174).

DIO oder DYO, Kirchdorf des französischen Saone-

und Loiredepartements, Bezirk von Charolles, 1½ Stunde südlich von der Bezirksstadt, mit den Trümmern einer weitläufigen Burg, die dem berühmten Geschlechte der Palatine von Dio den Namen gegeben hat. Hugo Desmatus, ein jüngerer Sohn aus dem Hause der Freiherren von Semur-en-Brionnais, erhielt 1096 in der brüderlichen Theilung die Herrschaften Dio, Lury, S. Symphorien-du-bois, Martigni und Champpeau, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er der Stammvater der Herren von Dio, sowie auch, um 1095, der Stifter des Augustinerpriorats zu S. Germain-des-bois, wo diese Herren ihr Erbgräbniß hatten, geworden sei. Gottfried von Dio vermählte sich 1280 mit Maria von Chateaulain, einer Tochter Simons, des Barons von Luy, Guido aber wurde 1336 der Gemahl der Alix Palain oder Palatin, die große Güter und zugleich auch den Namen Palatin als Beinamen an die Dio brachte; so berichtet wenigstens Laboureur, anders freilich S. Julien de Basleure, dessen Kabinett indessen hier nicht in Betracht kommen können. Guyot von D. erbeirathete mit Katharina von Bourbon die Baronie Montperroux und die Hälfte von Baisers, die andre Hälfte erwarb sein Sohn Johann aus Montperroux und S. Beuri, in Auxois. Johanns Sohn, Jakob, den S. Julien als einen der vollkommenen Ritter seiner Zeit preist, war ein Vater von fünf Söhnen, von denen der fünfte, Philipp, auf la Roche-en-Dreuil, in Betracht seiner Tugend und Wissenschaft, von König Karl IX. zum Präsidenten des pariser Parlaments ernannt wurde. Franz Eleonor, Palatin de Dio und Graf von Montperroux, erbeirathete 1641 mit Eleonor von Damas die Baronie Montmort, umweit Montenis. Sein ältester Sohn, Noel Eleonor Palatin de Dio, Marquis von Montperroux und Mestre-de-camp eines Cavallerieregiments, vermählte sich mit Isabella von Coligny-Saligny, der Erbin ihrer Linie, und der letzten Tochter des großen Hauses, und wurde der Vater von Franz Eleonor, Generalleutnant und Mestre-de-camp-general de la Cavalerie legere, dessen einzige Tochter, Maria Elisabeth, Montperroux und Montmort, an ihren Gemahl, Ludwig Anton Eberhard von Damas-Anlay, brachte. Auch die jüngste Linie, von Gladius Anton, dem zweiten Sohne von Franz Eleonor und von Eleonor von Damas abstammend, ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erloschen. Melap, S. Julien-de-Stivy und Zoney gehört ebenfalls zu den Besitzungen des Hauses. Das Wappen ist jenes des Herzogthums Burgund, von Gold und blau sechsfach schrägschwarz gestreift, mit einer roten Einsparung. (v. Stranberg.)

DIOCAESARIA (Dioskaisaria). Unter diesem Namen werden mehrere Städte aufgeführt. 1) Eine Stadt in Kappadokien; Plinius (H. N. 6, 3) und Ptolemaeus (5, 6). Da der letzte sie ungefähr sechs Meilen in südöstlicher Richtung von Antiochia angiebt, nach dem Itinerarien aber (Itin. Antoc. p. 144. Hierosolym. p. 577) ungefähr auf derselben Stelle die Stadt Nazianzos lag, so hat man Grund zu glauben, daß beide Namen zur Bezeichnung eines und desselben Ortes dienten und daß Nazianzos den Beinamen Diocaesaria zu Ehren irgend

§. 24 soll Hunavar eine mit dem Comitatu Hunyad (Hunyadvár-megye) sein, und Jordanes trennen, wenn er Hunavar nach Egerlin versetzt. Doch wie leicht kann das Comitatu Hunyad anderswoher seinen Namen haben, §. 5. von den Dacern, welche auch Hunen genannt wurden. Mehreres s. im Art. Hunavar.

2) Excerpta ex Procopio Sphasia, inter Excerpta de legationibus p. 44. A. Jordanes (vulgo Jordanus) de reb. Geticis. Cap. 50, 52—53. Chronicon paschale, a vincto condito ad Heraclii Imp. ann. XI. Opus primum Paschorum viciorum, deinde chronicon epitomes, ac denique chronici Alexandrini nomine vulgatum, auctore editum a Carolo du Fresnoy D. du Cange. (Paris 1688.) p. 323. Marcellinus, Zenoos et Martiniani coes.

eines Kaisers annahm. Besseling (zum Hierokles S. 700) will jedoch beide Orte getrennt wissen, denn der heil. Gregorius, Bischof von Nazianzos, behauptet in einigen Stellen von sich, er sei zu Nazianzos erzogen, in andern zu Diocæsarea; ferner, er habe zu Diocæsarea Gott einen Tempel errichtet, und doch habe Gregors Vater schon eine Kirche zu Nazianzos erbaut; endlich in dem Brief, in welchem er für die Bewohner von Diocæsarea Fürbitte bei dem Olympius einlegt, spreche er nicht von seinen Ältern. Wie wenig Beweiskraft diese drei Gründe haben, leuchtet ein. Wenn Besseling sich aber gezwungen sieht anzunehmen, daß beide Orte nahe bei einander gelegen hätten, und er in dem Namen Neanessos bei Ptolemäos Nazianzos wiederfinden will, so streitet dagegen überhaupt schon die Angabe der Entfernungen bei Ptolemäos und des Itinerarier, und dazu heißt Neanessos auch im Itinerar. Hierosol. Nemesios. — 2) Ptolemäos (5, 2) führt eine Stadt Diocæsarea in Phrygien an, welche nach seinen Angaben keine andre Stadt als Laodizea am Flusse Lykos unweit seiner Mündung in den Mäandros sein kann. — 3) Nennet Ptolemäos (5, 8) auch unter den Städten des Binnenlandes vom rauhen Kilikien ein Diocæsarea, und in den Acten des hallesonensischen Conciliums kommt es ebenfalls vor, sowie bei Hierokles (S. 709). Sie lag aber nicht weit vom Flusse Kalgadnos, nordwestlich von Seleucia. — 4) Die vierte Stadt dieses Namens lag in Palästina und zwar im Bezirke des Stammes Sebulon. Sie hieß Anfangs Ephyra, war ein unbedeutender Fleden und von der Stadt Liberos nach Eusebios 18 Meilen, vom Berge Tabor zehn M. entfernt. Die erste Angabe trifft jedoch mit den Messungen, welche Seegen angestellt hat, nicht ganz zusammen, da sich die Entfernung auf 4½ geograph. Meilen beläuft. Von Jean d'Arcy liegt es 4½ Meilen. Durch Herodes Antipas wurde der Ort im ersten Jahre nach Christi Geburt zu einer bedeutenden Feste und zur Hauptstadt von Galiläa gemacht, und sie erhielt nun den Namen Diocæsarea (Joseph. A. J. 18, 2). Seitdem wuchs sie bedeutend und es befand sich dort eins der fünf großen Synagogen des Landes (Jos. A. J. 14, 5). Aber bei dem Aufstande der Juden im Jahre 352 nach Chr. Geb., welcher wahrscheinlich vom Magnentius erregt war, wurde die Stadt von dem Cäsar Constantius Galus völlig zerstört (Sozomen. 4, 7). Seitdem hat sie sich nicht wieder erhoben, und jetzt ist sie ein Dorf mit dem Namen Safuri, welches durch den Umfang seiner Ruinen noch die vorige Größe der Stadt beweist.

(L. Zander.)

DIO CASSIUS, oder nach Andern **Cassius Dio**, mit dem Beinamen **Coecejanus** ¹⁾, geboren zu Nikäa in

Bithynien ²⁾, von Einigen ein Römer genannt, weil er als römischer Bürger Ehrenstellen im Staate bekleidet hatte ³⁾, war der Sohn des Cassius Apronianus ⁴⁾, und von Seiten seiner Mutter der Enkel des Redners Dio Chrysostomus, welcher ebenfalls den Beinamen Coecejanus führte ⁵⁾. Sein Geburtsjahr ist ungewiß; nach der wahrscheinlichsten Rechnung aber ist er unter der Regierung des Antoninus Pius, im J. d. St. 908, geboren ⁶⁾. Als Jüngling begleitete er seinen Vater nach Cilicien, welche Provinz jener als kaiserl. Legat verwaltete ⁷⁾, fing dann unter Commodus seine öffentliche Laufbahn als Advocat und Redner an, und wurde entweder in dem letzten Lebensjahre des Kaisers Marius Aurelius, oder unmittelbar nach dem Tode dieses Kaisers in den Senat aufgenommen ⁸⁾. Daß er unter Commodus Adit und Auditor gewesen, zu höhern Ehrenstellen aber nicht gelangt war, erhellt daraus, daß er von dem Nachfolger desselben, Pertinax, den er bei seinem Eintritte in den Senat (im J. d. St. 946) begrüßt hatte (Hist. p. 830. C. 1226), für das nächste Jahr zum Prätor ernannt wurde (836. E. 1235), welche Stelle er aber, da in demselben Jahre Pertinax und sein Nachfolger Didius Julianus ermordet wurden, erst unter Septimius Severus bekleidete (im J. d. St. 947) ⁹⁾. Eine Schrift, die er diesem Kaiser überreichte, und die von den Träumen und Vorbedeutungen handelte, durch die dem Severus seine Erhebung auf den Thron angekündigt worden, ward von dem Kaiser zwar mit Beifall aufgenommen, brachte ihrem Verfasser aber keinen weitem Vortheil, so daß er wieder zum Consulat erhoben, noch bei den Kriegsunternahmen des Severus unter seine Begleiter aufgenommen wurde. Was hiervon die Ursache gewesen, beruht auf Vermuthung ¹⁰⁾. Größern Antheil an dem öffentlichen Leben nahm er erst nach Severus' Tode (im J. d. St. 964). Caracalla ordnete ihn den Senatoren zu, die dem Hof auf Reisen begleiteten, nicht, wie das Vergehen war, um den Kaiser zu beraten, sondern um durch Aufwendung eignen Vermögens den Aufwand ihres ver-

men s. Nic. Carmin. Falco in den Prolegg. zum Dio §. 8. Hübsch wird unter Cassius dies Dio genannt; oft auch dieser Name mit Dio v. verwechselt.

2) Er selbst nennt diese Stadt sein Vaterland, L. 75. 15. p. 1266. 3) *Cedrenus*, p. 168. B. *Zonaras*, p. 127. C. 4) *E. L.* 69, 1. p. 1149, 14. 5) *E. Flin. Epist.* X. 85. (Erg. 23. ed. Gier.) *Valerius* ad Fragn. *Peiresc.* l. c. 6) *Reimar.* De Vita et Scriptis *Dionis.* §. VII. 7) 69, 1. p. 1149, 14. 72, 7. p. 1208, 73. Auch Statthalter von Dalmanien war er. *Dio Cass.* 49, 36. p. 595, 87. 8) *Reimar.* l. c. §. VII. 9) In der Beschreibung der Erbschaften des Pertinax, B. 74, §. C. 1245 u. 1246 heißt sich Dio, als einfaches Mitglied des Senats, den Ämtern (res publica) entgegen. Dieses geschah im J. 946. Er hatte also sein Ämternamt noch nicht angetreten. 10) Dio hatte das Leben des Commodus als Augenzeuge und ohne Verstellung geschrieben, was Severus hatte bisher Schriftsteller gescheit. Später übertrug der Kaiser seine Bekannungen in Beziehung auf diesen Vorgänger Sod. la mutata Severi sententia de Commodi causa latet. cuncta Dionem, cuius librum antea probaverat, — nulla danda honoribus aut remuneratione. *Reimar.* De Vita et Scr. *Dionis.* §. 9. p. 1586.

schwerenberischen Gebietes zu decken¹¹⁾; unter Macrinus aber (im J. d. St. 971) wurde ihm, da in Pergamus Unruhen entstanden waren, die Verwaltung dieser Provinz übertragen, die er auch noch geraume Zeit unter Elagabalus in den Händen behielt¹²⁾. Von Pergamus aus besuchte er den Ort seiner Geburt und versiel hier in eine Krankheit, während welcher er, wie es scheint (vielleicht im J. 974), zum Consul ernannt wurde¹³⁾. Die Epidemien folgten sich jetzt, ohne Zweifel durch die Günst der Mutter des jungen Alexander, schnell auf einander. Nach seiner Wiederherstellung ging er als Proconsul nach Afrika, dann als Legat nach Dalmatien; von da nach Pannonien. Die Strenge, mit welcher er hier die Mannszucht bei dem Heere gehandhabt hatte, zog ihm den Haß der Prädorianer zu, die, aus Furcht gleicher Behandlung, bei seiner Rückkehr nach Rom seinen Tod von dem Kaiser forderten. Als Antwort auf dieses Verlangen ernannte Alexander den wohlverdienten Greis zu seinem Kollegen im Consulat (im J. 982), doch mit dem Rathe, sich der Nachsucht der Soldaten durch Entfernung aus Rom zu enthalten; worauf er eine Zeit lang in Campanien verweilt und nach der Hauptstadt nur zurückkehrte, um wegen einer Krankheit an seinen Füßen die Erlaubnis auszuwirken, den Rest seines Lebens in Nikäa zuzubringen¹⁴⁾. Von der Zeit seines Todes fehlt die Kenntnis.

Außer dem großen historischen Werke, von welchem folgende die Rede sein wird, hat Dio, wie er selbst erzählt¹⁵⁾, eine Schrift abgefaßt: *περὶ τῶν οὐραίων καὶ τῶν αἰσίων, δι' ὧν ὁ Σέβηρος τὴν αὐτοκρατορία ἀπέβη* *Ἄνεος*. Die Übersetzung dieser Schrift erwie- derter der Kaiser mit einem ausführenden und ehrenvollen Briefe¹⁶⁾, nach dessen Empfang Dio in derselben Nacht durch eine göttliche Stimme aufgefodert wurde, Geschichte zu schreiben. Diesem Gebote gemäß befaßte er die Regierung des Commodus, und als auch diese Schrift des Kaisers Beifall erhielt, beschloß er bis auf den Anfang der Geschichte des römischen Volkes zurückzugehen, und diesem größern Werke die Regierungsgeschichte des Commodus einzufügen. Um aber diesen Voratz zur Ausführung zu bringen, mußte ein zweiter Traum und ein wiederholter Befehl der Gottheit den Jägernden antreiben¹⁷⁾, der nun binnen 12 Jahren, weist zu Capua in der Herne von Rom¹⁸⁾, das, was er im Laufe von zehn Jahren gesammelt hatte, ausarbeitete¹⁹⁾. So entstand dieses große Werk der römischen Geschichte²⁰⁾ in 80 Büchern,

und, nach dem Vorgange des Livius, in Decaden getheilt²¹⁾, beginnend mit der Ankunft des Aeneas in Latium und bis zu dem Anfange der Regierung des Kaisers Alexander Severus fortgesetzt. Die ältern Zeiten hatte er bis auf Cäsar nur kurz erzählt; ausführlich und genau aber²²⁾, was er selbst gesehen und erlebt hatte, also vornehmlich die Regierungszeiten des Commodus bis zur Ermordung des Elagabalus. Jenes Schicksal aber, welches so viele der umfassensten Werke des Alterthums betroffen hat, hat auch über der römischen Geschichte Dion's gewaltet. Die ersten 35 Bücher, also die Begebenheiten Roms bis zu den Feldzügen des Lucullus im J. d. St. 685, sind bis auf einzelne Bruchstücke verloren gegangen, und in ihnen ohne Zweifel Vieles, was aus ältern, damals noch jugendlichen, Quellen geschöpft, weder bei dem Livius, noch bei dem Dionysius gefunden wird²³⁾; dann auch das Ende des Buches vom 55. Buch an bis zum Ende (vom J. d. St. 744—975), folglich jener wichtige Theil der Geschichte, deren Zeuge Dio gewesen, oder die er aus dem Munde von Zeitgenossen und sichern Überlieferungen berichtigen konnte. Erhalten ist von Dion's eigener Hand, außer dem verfallenen 35. oder 36. Buche, das 37. bis zum 54., in denen die Geschichte von den Kriegen mit Mithridates bis zum Tode des Agrippa (vom J. d. St. 689—744) geht, und auch diese nicht ohne größere und kleinere Lücken. Was indes ein unglücklicher Zufall zu Grunde gerichtet hat, ist durch einen andern Zufall einigermaßen ersetzt worden. Johannes Xiphilinus, ein Geistlicher des 11. Jahrh., und Zeitgenosse des Kaisers Michael Dukas, veranstaltete aus einer im Anfang und der Mitte verfallenen Handschrift einen Auszug, von dem 35. Buch an bis zum Ende; und wenig später that ein anderer Gelehrter Constantinpels, Johannes Zonaras, ein Gleiches, indem er in seinen, aus mannichfaltigen Quellen zusammengesetzten Annalen, von der Erschaffung der Welt an bis auf den Tod des Kaisers Alexius (1118), die Geschichte der Kaiser von Cäsar bis auf Alexander Severus einzig aus Dio schöpfte. Außerdem hat sich vom 60. bis zum 80. Buch ein Auszug eines Unbekannten²⁴⁾, und in einigen Capiteln der viel umfassenden Collectaneen des

21) *Ἀποσπόμενα δὲ κατὰ δεκάδας*. Suid. I. p. 607. 22)

Dio. LXXII, 18. p. 1219: *νόμος ἐστί μοι παρὰ τῶν παλαιῶν καὶ νεωτέρων καὶ λησυστορῶν πάλαι καὶ νῦν ἔχειν*.

23) In dem Proömium, von dem sich Einige bei Angelo Maio in der Nova Collectio Script. vet. T. II. p. 135 erhalten hat, sagt Dio: Er habe wohl Xios gelesen, was zur römischen Geschichte gehört, aber nicht Xios niederschreiben, sondern mit Xios wohl. Vergl. Niebuhr, Römische Geschichte. 2. Bdt. S. 12. 24) Diesen Auszug gab J. Leucian. unter dem Titel: *Excerpta Theodoli cujusdam graeci hominis e Dionis, ad ein Auctarium, quo priores editiones superavit*; und in der That hat der Cod. Frid. Hildburg. *Excerpta de iustis iustis iustis*. Aber dieser Theodosius, somit Johannes Constantinpels, dem ander Schriftsteller diese Excerpte beilegen, scheint nur die überlieferten zu sein. Auch enthalten sie nicht, was nicht schon in den von Julia Ursinus herausgegebenen Excerptis de Legationibus befindlich wäre. S. Reimar. Praef. ad Dion. T. I. S. 8, und im Appar. crit. T. II. p. 1543. Schweighäuser, Praef. ad Polyb. T. II. p. XVIII sq.

11) Dio LXXVII. c. 9, 10. p. 1294, 1295. 12) Dio LXXIX, 18. p. 1566, 29. 13) Reimarus l. c. §. 15. p. 1537. 14) Dieses Xios wird lumenarisch erzählt B. 60. Cap. 1, 4 u. 5. S. 1568, 1271. 15) Dio LXXII. c. 20. p. 1223. Hierin diese Worte enthalten befinden, ist aus B. 75. Cap. 3. S. 1243 zu sehen. Severus selbst hatte sie in seinem Leben aufgeschrieben und auf Gemälden abdrucken lassen. S. Herodian. II, 9, 4. 16) *Ἐπὶ τῶν καὶ κατὰ ἀντιφασίας*. 17) über die gemüthlichen Ursachen der Jägerung l. Reimarus, De Vit. et Ser. Dionis. §. 9. 18) Dio LXXVI. c. 2. p. 1272, 40. 19) Dio LXXII, 23. p. 1223 sq. 20) *Περὶ τῶν αἰσίων καὶ τῶν οὐραίων*. Suid.

Constantinus Porphyrogeneta eine Anzahl von Fragmenten Dions erhalten, die zu verschiedenen Zeiten und nach sehr kurzen neuer Vermehrungen erhalten haben²⁴⁾. Aber auch nach der mühsamen Zusammenfügung so vieler einzelnen Scherben ist das ganze mangelhaft und in hohem Grade der gleichförmigen Politur ermangelnd, die ihm Dio zu geben gesucht hatte. Auch ist eine große Lücke im 55. Buche, durch die ein Zeitraum von zehn Jahren verschlungen worden²⁵⁾, unausgefüllt geblieben. Diese Verschmälnerungen sind alt. Denn außer dem Verlust der alten Geschichte in der ersten Hälfte des Werkes bezeugt Euphrosinus, daß in seiner Handschrift das Leben des Antoninus Pius fehle. Auch in der Handschrift, deren sich Bonarot bediente, war es nicht vorhanden²⁶⁾.

Ob wir nun gleich von dem wichtigsten Theile des Werkes, von der Geschichte des kaiserlichen Roms, nur einen Auszug besitzen, der uns nicht erlaubt, über den Geist abzusprechen, mit dem Dio das Selbstgelebte aufgesucht und dargestellt habe, so bietet es uns doch auch in dieser unvollkommenen Gestalt einen Reichtum höchst schätzbare Nachrichten dar. Viele Begebenheiten, Vieles über die öffentlichen Einrichtungen und das Leben der Römer, wie es sich unter den Kaisern gestaltet hatte, würde uns ohne die Überreste unbekannt geblieben sein²⁷⁾. Von den Irrthümern, die ihm in Rücksicht auf die Zeitrechnung oder wegen Verwechselung verschiedenartiger Personen zur Last gelegt werden, ist es nicht erwiesen, daß sie alle auf seine Rechnung fallen; mehr können von den Epitomatoren verschuldet worden sein, die ihn, wie sich aus einigen Stellen barthum läßt, das Gegentheil von dem, was er gemeint und geschrieben hat, sagen lassen²⁸⁾. Auch Unkunde des Kriegswesens wird ihm vorgeworfen²⁹⁾, und, noch mehr als jenes in die Augen

fällt, ein Hang zum Wunderglauben³⁰⁾, den er mit seinem Zeitalter theilte. Schwerer als alles dieses lastet auf ihm der Vorwurf kleinlicher Mißgunst gegen große Namen, und factischer Gesinnungen; wie er denn nicht unterlasse, einen Brutus und Cassius herabzuwürdigen, den Cicero mit Schmähungen zu bedecken³¹⁾, und die Weisheit des Seneca dem Spotte Preis zu geben. Man nimmt an, daß ihm hierbei zunächst unbefangene Vortheile für die monarchische Verfassung und niedrige Schmeichelei zur Befriedigung jeder höhern republikanischen Tugend vortriebe; in Beziehung auf Cicero insbesondere aber Eifersucht und Neid³²⁾. Eine Eifersucht gegen ein Talent grübt, das zwei Jahrhunderte früher unter den verschiedensten Umständen glänzt, aber schon seit geraumer Zeit einer andern Gattung von Verdachtsmitel Platz gemacht hatte, wäre eine so außerordentliche Erscheinung, daß sie, statt etwas zu erklären, selbst einer neuen Erklärung bedürfen möchte. Daß nicht alle Stimmen des Alterthums günstig für Cicero waren, erhebt schon aus des milden Plutarch's Leben von ihm, und es wäre das größte Wunder, wenn die bewegte Zeit, der er angehörte, den Charakter eines so hoch gefeierten Mannes nicht herabzuwürdigen genutzt hätte. Ist also auch des Calpurnius Rede der Form nach Dions Werk, so ist doch ganz und gar nicht zu glauben, daß auch die Thatfachen, welche sie enthält, von ihm erfunden worden, um seinem Zorne gegen den berebten Verteidiger der alten Verfassung und einer abgeschmackten Eifersucht gegen ein überlegenes Talent Luft zu machen. Wir müssen also, wollen wir nicht ungerecht sein, auch hier annehmen, daß ihm Quellen vorgelegen, bei deren Gebrauch ihn kein Urtheil getäuscht haben kann, nicht aber ihn als einen Verleumder oder, mit Schafstiedrich³³⁾, als einen gemeinamen Feind

25) Das Capitulum de Legationibus gab Euseb. Ursinus (Kaiserzeit 1582. 4.) heraus, worin sich aus Dions Geschichte, worin 82 Capitula befinden, die in der Geschichte des Augustus (Bonarot. 1606. fol.) wiederholt sind. Ein Theil derselben ist aus dem verlorenen 54. ersten, bis zum 55. aus folgenden Büchern genommen; nämlich sind aus Bruchstücken der drei letzten Bücher aus einer palatinischen Handschrift hinzugefügt, von welcher Reimarot T. II. p. 1545 ein Facsimile gegeben hat. Aus dem Capitulum de Virtutibus et Vitiis hat Feinot. Aus dem Cap. de Persecutione erhaltenen Fragmente (Paris 1634. 4.) heraus, denen er noch andere aus dem Bonarot, Euseb., Euseb. und Guibet beifügte. Euseb. gab Angelo Mai in der Nova Collectio Scriptorum vet. T. II. p. 135—233 und 527—750 aus mehreren Handschriften der vat. Bibl. eine Anzahl von Stellen heraus, die aus dem Capitulum de Sententia gezogen sind. Mehrere Theile des gedruckten Textes wurden aus einer florentinischen Handschrift durch Jacob Gronovius ausgefüllt in den Supplementis lacunarum in Aconae Tacito, Dionis Cassii et Arriani. (Lugd. Bat. 1675.)

26) Diese Lücke wurde zuerst von Euseb., dann von Casaubonus adv. Baron. Erre. III. p. 138 bemerkt.

27) E. Fales, von Reimarot ad Dian. LXX. 1. p. 1171.

28) Nihil penae nos fugerat in rebus Romanis (tanta diligentia et accuratio fuit) al scriptor ille totus extaret. Lipsius, De Magnit. Rom. III. 13.

29) E. Reimarot, De Vit. et Script. Dion. §. 22.

30) Equidem rideam an indigne nescio, quod epod Dionem Pharsalicae aut Philippicae aut similia pugnarum descriptiones laquei in quibus eloquens

adverte. Casaub., Praef. ad Polyb. T. VIII. 2. p. XXXIV. ed. Schw. Aber auch dem Euseb. weist eben dieser Schriftsteller hier und da Tacitus imperium vor p. XLV.

31) Was wir oben aus seinen Leben und seinen eignen Geschichtswerken angeführt haben, beweist zur Genüge, daß ihm Cicero aus Verachtung mehr, wenn auch nicht aus Eifersucht, wegen, mit Euseb. verglichen zu nehmen scheint, den doch Casaubonus a. a. O. S. XLV ebenfalls rühmt, quod tam frequens sit apud eum et tam accurata portentorum enumeratio. 32) Besonders in der dem Atrium Calpurnius Justus in den Mund gelegten Invenio. Dia., 46. M. Cap. 1—23, die aller Wohlfeilheit nach das eigne Wort des Geschichtschreibers ist. 33) Es urtheilt Euseb. in der Vorrede zu der Lebensbeschreibung Cicero's, und mit ihm de Boullens (Mémoires de l'Académie des Sciences de Berlin an. 1790, 1791. p. 495), wenn er sagt: un second motif qui annuit encore l'histoire Grec, c'était la jalouse, et la plus terrible de toutes, la jalouse de soi-même. Dion était entré dans la carrière du barreau; il y avait sans doute éprouvé combien il était difficile d'acquiescer à la réputation dans un genre que l'Orateur Romain avait porté au plus haut degré de la perfection etc. 34) Characteristica T. III. p. 20. Ed. Bas., mo et in Beziehung auf Cicero brist: What has been delivered down to his prejudice, is by the common enemy of all the free and generous Romans, that apish shallow historian and court-flatterer, Dion Cassius of a low age, when barbarism (as may be easily seen in his own work) came on apace etc. Wegen dieser und ähnlichen, wissenschaftlich Ansehen nimmt Prezel, selbst nicht ohne Erbitterung, den Geschichtschreiber

aller freigezimmten und edeln Römer brandmarken. Daß er die Wahrheit gefühlvoll verleiht habe, kann nicht nachgemessen werden; das Urtheil aber über die Nichtigkeit seiner Ansichten wird beim Mangel vorliegender Acten unentschieden bleiben ²⁵) müssen.

Über Dions Styl und Vortrag urtheilt Photius (Biblioth. nr. 71. p. 35. ed. B.), er habe eine großen Begebenheiten angemessene Würde und Alerthümlichkeit in den Vorfällen und Ausdrücken. In den Reden sei er vorzüglich und ein Nachahmer des Theophrastos, außer daß er mehr auf Klarheit sehe; auch in andern Dingen sei seiner Artifel sein Muster. So weit aber das Zeitalter des Theophrastos von dem Zeitalter Dions entfernt lag, so groß ist auch der Unterschied des Geistes ihrer Berechnung, und die Verschiedenheit beider Geschichtsschreiber bezieht sich auf Außerliches, auf den Gebrauch von Wörtern und Redensarten ²⁶). Hierin aber ist ihm auch oft Demosthenes Vorbild, und andre Artifel, denen nachzuweisen er in den Schulen der Redner angewiesen worden war.

Ob der Text der Überlebens Dions an das Licht trat, wurden sie durch die italienische Übersetzung des Nicol. Leonicensis (Venedig, 1526) bekannt. Erst 20 Jahre nachher gab Robertus Stephanus das 35. bis zum 58. (60.) Buche (Paris 1548. Fol.) aus einem einzigen, häufig verdorbenen und lückenhaften Codex heraus. Diese Ausgabe wiederholte, mit vielen Verbesserungen, aber ohne Zuhilfenahme neuer Hülfsmittel, Henricus Stephanus (Genf 1591. Fol.) mit Beilegung der lateinischen Übersetzung Zolanders (Basel 1558. Fol. Leyden 1559.), die, bei vielen Fehlern, zahlreiche Verbesserungen darbot ²⁷). Anmerkungen aber, obgleich versprochen, blieben aus ²⁸). Schon im folgenden

der in der Vorrede zu seiner Übersetzung, S. 82 fg. in Schutz, wo er dagegen Beweis urtheil für wahr erklärt, welcher in der History of the legal Policy of the Roman state den Dio einen very discerning, very faithful, well informed, judicious and candid author nennt. Hierbei aber wird man doch zugestehen müssen, daß es ihm, seiner Zeit überdies, an dem Sinne für alten römischen und republikanischen Geist gemangelt habe, den wir an Flinius und Tacitus bewundern.

35) Dio selbst betheuerte die auf Erforschung des Wahren gerichtete Sorgfalt an mehrern Stellen. In der Einleitung zu seinem Werke (Nova Coll. Script. vet. T. II. p. 125) sagt er, er habe alles seinen Forschungen gemäß geschrieben, und man solle nicht glauben, daß, weil er sich um Schönheit des Ausdrucks bemüht habe, die Wahrheit von ihm vernachlässigt worden sei; er habe nach beidem geachtet: *ἀμείζωνος ὁμοῦς ἀποφάναι τινοςδεῖνα*. 36) Dio Cassius pariter ac Dionysius exarcentis in locis Thucydidem imitatus est. Non quidem in argumenti tractatione — in ea enim quantum distat ab illo! — neque in universo sermonis colore, sed sagitta in verbis, dictionibus, constructionibus, sententiis, descriptionibus. Poppo, Prolegg. ad Thucyd. p. 364. Böttg. Gräberl. II. §. 19. S. 240 fg. 37) Zolander, damals ein sehr junger Jüngling, schreibt in der Vorrede lucubratiorem Dioplam et alias non a fama, sed sane sibi extortas et praecipitatas esse. Zugleich mit der lateinischen Übersetzung sollte auch der griechische Text abgedruckt werden. Wiebald die unterblieben, ist unbekannt. 38) In der Histoire littéraire de Lyon von Domin. de Colonia p. 760 wird ein der öffentlichen Bibliothek zu

Jahre (Frankf. 1592.) gab Jo. Zruclau den Text des Dio (vom 36. bis 60. Buche) nebst Zolaners verbesserter Übersetzung heraus, fügte aber vom 61. bis 80. Buche Xiphilins Epitome aus Plancus' Übersetzung, und die griechische Epitome des Ungeannten (fälschlich Theodosius parvus genannt) von denselben Büchern hinzu ²⁹). Dieselbe Ausgabe wurde, nach dem Tode des Herausgebers, in einem nachlässigen Druck, aber mit einigen Vermehrungen (Hanov. 1606. Fol.) wiederholt, und war länger als ein Jahrhundert die einzige, welche im Gebrauche war. Große aber eitle Hoffnung der Wiederherstellung des vollständigen Dio errigte im Anfange des verflorenen Jahrhunderts der neapolitanische Metropolitane Nicol. Garmin. Falconi zuerst durch eine Ausgabe des 78. 79. und 80. Buches, die auf dem Titel *reperi et restituit studio suo* (Romae 1724. 4.) heißen, nichts aber darboten, was nicht schon aus den oben von uns erwähnten Excerptis de Legationibus des Fulvius Ursinus, den Fragmentis Peiresciana von Valesius und der Epitome des Xiphilins bekannt war; dann mit noch prächtiger Titel: *Q. Cassii Dionis Cocceiani Romanae Historiae Tomus I. continens priores libros viginti et unum — nunc primum detectos, restitutos concinnatosque* (Neapoli 1747. Fol.). In diesem Bande, dem kein zweiter gefolgt ist, hat er, ausgehend von der durch Valesius fälschlich angeregten Meinung, daß Dio bisweilen die Lebensbeschreibungen Plutarchs wörtlich aufgeschrieben, nach einer Einleitung von Roms ältester Geschichte, aus dem Dionys von Halikarnassus, dem Sponas und Tzetz, vornehmlich aber aus Plutarch, ein Werk zusammengeleitet, das für die wahrhafte und wiederhergestellte Geschichte des Dio gelten sollte ³⁰). Um dieselbe Zeit arbeitete J. A. Fabricius einen Commentar über den echten Dio aus, welcher nach dem Tode des unermüdlichen Mannes (1736), in die Hände seines Schwiegersohns, Herrn Sam. Reimaruss, kam. Dieser, die gelehrte Bearbeitung benutzend, verschaffte sich, da der Text bisher immer nur auf die eine Handschrift des Rob. Stephanus gegründet worden, Bezüglichkeiten mehrerer guten Manuscripte, durch die er den Text an mehreren Stellen verbesserte und ergänzte; ordnete die bis dahin aufgeführten Fragmente und schaltete sie an die gehörige Stelle ein; verbesserte die lateinische Übersetzung, und ergänzte die Anmerkungen von Fabricius. Auch handschriftlich mitgetheilte Verbesse-

ten gehörige Exemplare des Dio erndete, dessen Mängel mit zahlreichen Anmerkungen von Stephanus Dank beschriebenen waren.

39) Echte hat urtheilt Gutschmids über Fructians Arbeit (Epist. 994): non quo dissimulare, virum eruditissimum sic esse versatum in eo auctore, ut Leonclaviu equidem non agnoscam; ita multa foeda, crassa, ingentia hominis peccata; jure, si illum aliunde non noris, neque linguae graecae neque latinae, neque historiae Romanae neque juris ullam *λεγειν* αὐτῷ habuisse cum cognitionem. E. Reimaruss, Praefat. ad Tom. I. p. XVIII. 40) E. Reimaruss, Praefat. ad Tom. I. p. 12. p. XIX sq. und Tre lettere di Scipione Maffei, la prima sopra il primo Tomo di Dione nuovamente venuto in luce. (Verona 1748. 4.), abgedruckt in Zug. von Reimaruss, 2. Teil, S. 1549 fg.

nungen von Reiske, und was aus gedruckten Schriften dem Werke Dioms nützlich war, wurde beigelegt. So reichlich durch innern Gehalt und nicht weniger durch äußere Schönheit würdig ausgestattet, erschien diese Ausgabe in zwei Bänden (Hamb. 1750 u. 1752. Fol.) für's Erste jedes gelehrte Bedürfnis befriedigend, daher auch geraume Zeit verging, ohne daß weiter etwas Ramdolfes für Dio geschah, bis im J. 1798 Jac. Morelli einige nicht unbedeutende Fragmente aus einer Handschrift der St. Marcus-Bibliothek an das Licht stellte⁴¹⁾. Diese Fragmente haben in dem von G. J. Schäfer besorgten Abdruck des Dio (Leipzig 4. Bde.) ihre gehörige Stelle erhalten; sowie auch in der neuesten Ausgabe von Fr. Wilh. Sturz (Leipz. 1824. 8 Bde.), welche in gefälliger Form, außer dem vollständigen Inhalte der Reimar. Ausgabe, vieles Neue theils aus handschriftlichen Quellen, theils aus dem Schatz der eignen Gelehrsamkeit des Herausgebers enthält⁴²⁾. Bemerkung verdienen die deutschen Übersetzungen von Wagner, Lorenz, Zafel und Pöngel, von denen die letzte, bei vielen Sonderbarkeiten, durch den Reichthum der Sachamerkungen, die sie enthält, brauchbar und beachtungswertig wird.

Außer den schon erwähnten Werken legt Suidas dem Dio noch einige andre Schriften bei, als *κατὰ τὸν Τεταρτὸν, ἡγεμονία, Γερνὰ καὶ Ἑρδία*, die vielleicht aber dem Dio Chrysostomus angehören. (F. Jacobs.)

DIOCLEA. Unter diesem Namen haben Kunth und A. Sprengel fast zu gleicher Zeit zwei von einander sehr verschiedene Pflanzengattungen zu Ehren des berühmten alten Arztes Diosk. von Karystus (s. d. A.) aufgestellt. Da die Kunth'sche Gattung die Priorität einiger Monate für sich hat, so ist sie unter dem ursprünglichen Namen beizubehalten; der von Sprengel substituirt Name *Hymenospron* (Hautbülse) einer neuen Leguminosengattung zu ertheilen. *Diocelea Kunth* gehört zu der letzten Ordnung (Decandria) der 17. Einblüthigen Classe und zu der Gruppe der Psaealeen der natürlichen Familie der Leguminosae. Char. Der Kelch mit Stängblättern versehen, halbwinthelig, mit langzugespitzten Zähnen, von denen die beiden seitlichen schmaler sind; der Corollenröhrchen umgekehrt eiförmig-ablang, zurückgeschlagen; die Narbe keulenförmig; unterhalb des Fruchtknotens ein tiefen umfassendes becherförmiges Häutchen;

die vielfamige, schmalgedröhte, linienförmige, an beiden Enden zugespitzte Hülsenfrucht ist auf der Abwärtsseite mit zwei deutigen Rändern versehen; die Keimöffnung der Samen linienförmig. Die nahe verwandte Gattung *Dolichos* unterscheidet sich durch fünf Reichthum, von denen die beiden obern nur an der Basis mit einander verwachsen sind, durch schmieglichen Corollenröhrchen und durch ungestielte Hülsenfrucht. Die vier bekannnten Arten sind, als Schlingendröcker mit gedrehten Blättern, langen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstrahlen und rothen Blumen, im tropischen Amerika einheimisch. 1) *D. Jacquiniana Candolle* (Prodrom. II. p. 403, *Dolichos ruber Jacquin amer.* p. 204. t. 123, *Hymenospron rubrum Spreng.* cur. post p. 283.) in den Wäldern der Insel Martinique; 2) *D. sericea Kunth* (Humboldt, Bonpland et Kunth nov. gen. VI. p. 437. t. 576, *Hymenospron sericeum Spr.* l. c.) bei Honda in Neugranada; 3) *D. apurensis Kunth* (l. c. p. 438, *Hymenospron apurense Spr.* l. c.) am Orinoko, wo dieser den Apure aufnimmt; und 4) die zweifelhaft *D. mollis Cand.* (l. c., *Dolichos mollis Jacquin fragm.* p. 60. t. 89), deren Vaterland unbekannt ist, mit gelben Blumen.

Die Gattung *Diocelea Spreng.*, für welche ich den Namen *Leucochaeta*, *λευκοχαιτῆ* (weiße Borste) vorschlage, gehört zu der ersten Ordnung der fünften Einblüthigen Classe und zu der natürlichsten Familie der Apocynaceen (Vorragineen). Char. Der Kelch fünfzipfelig; die Corolle trichterförmig, zottig, mit schmaler, langer Röhre und offenstehendem, fühlappigen Saume; die Staubfäden mit der Corolle von gleicher Länge; die Antheren ablang; der Griffel oberhalb gehalten mit knospenförmigen Narben; die Röhre pyramidalisch, an der Basis mit Größchen. Die am nächsten verwandte Gattung *Lythraea* unterscheidet sich durch aufgeblassene Fruchtblätter, kurze Corollenröhre, deren Rachen mit Barthaaren besetzt ist, fast ungestielte Antheren, und ungetheilten Griffel mit zweifappiger Narbe; *Anchusa* ausserdem durch gewölbte Schüppchen, welche den Corollenröhrchen verschließen. Die einzige bekannnte Art, *Leucochaeta hispidissima* = (*Diocelea Spr.* syst. I. p. 556, *Anchusa asperissima Delile deac. de l'ég. illustr. p. 7, Anchusa hispidissima Sieber herb. aeg.*), ist ein fußhohes, sehr ästiges, einjähriges Kraut mit lanzettförmigen Blättern, blattreichen Blüthenähren und gelblich-weißen Corollen, welche dreimal länger sind, als die Kelche. Diese Pflanze, welche Delile und Sieber in Ägypten (bei Abukir und Boabi-Samh) gefunden haben, ist, mit Ausnahme der rothfarbenen Wurzel und der Corollen nicht mit weißen Wurzeln, aus denen weisse Dörsten hervorkommen, besetzt; sie gleicht im Aussehen der gemeinen türkischen Ader-Nachse (Anchusa arvensis Marsh. Diebl.). (A. Sprengel.)

DIOCLEAS, Priester zu Diokeia, oder Diokeia (*Διοκεία*, nach Ptolemaeus) in dem alten Ägypten, der, in seinem hohen Alter, von seinen Freunden dazu aufgefodert, aus samischen Werken eine kurze Geschichte der Stelen in lateinischer Sprache compilierte, die der bei-

41) *Dionis Caselli Historiarum Romanarum Fragmenta cum notis eruditione lectuibus a Jac. Morello. nunc primum edita.* (Basiliæ 1798.) Die Handschrift ist aus dem 11. Jahrhundert. Das eine der von W. aufgefundenen Fragmente gehört in die Mitte des 5. Buchs, p. 781. ed. R. das andre in das 56. Buch, p. 815. Die ausgehobenen Lesarten gehen über das 44. bis 60. Buch. G. Chardon de la Rochette, Magas. encyc. IV. Ann. (1798) T. I. p. 304 sq. und p. 499 sq. Ein Abdruck dieser Fragmente mit den Angaben des Herausgebers im Formate der hamburger Ausgabe besorgt J. J. Delance (Paris 1800. Fol.) *curiosiores, formaeque majores, ad Reimarum editionem commendata.* G. Magas. encyc. VI. Ann. (1801.) Tome VI. p. 287. 42) Eine genauere Inhaltsangabe dieser Ausgabe s. in d. Z. Allgem. Repert. 2. Bd. S. 81 ff.

rühmte Matthias Beel dem dritten Bande der Schwanbacherischen Sammlung der Scriptorum Rerum Hungaricarum (p. 476 sq.) einverleibt hat. Diese Geschichte der Slawen enthält viele Irrthümer, die aber mehr den benutzten, zum Theil unlauteren Quellen, als dem Diocletius zur Last fallen *).

DIOCLETIANUS (Cajus Valerianus), einer der berühmtesten und durch sein Schicksal wie durch seine Thaten ausgezeichneten römischer Kaiser, war im J. 243 in der Stadt Daclos in Ägypten geboren. Sein Vater war ein Sklave des Senators Annius, wurde aber freigelassen und bekleidete dann das Amt eines öffentlichen Schreibers. Den Namen Diocletian legte sich der junge Freigelassene erst, als er angesehene öffentliche Ämter bekleidete, nach seiner Geburtsstadt bei, um den noch fehlenden Familiennamen zu ersetzen. Ausgestattet mit vorzüglichen geistigen Anlagen wählte Diocletian den Kriegsdienst zu seinem Beruf, um durch ihn sich eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Das gelang ihm mehr noch durch Eifer, Klugheit und Entschlossenheit, als durch Tapferkeit, woran es ihm übrigens auch nicht fehlte. Unter Probus erhielt er den Herededitätsbesitz in Äthiopien, und dessen Nachfolger Carus erhob ihn zum Befehlshaber der Leibwache; auch wurde er zum Consul ernannt. Vielleicht trug der Aberglaube dazu bei, seine Gelangung zum Kaiserthron zu beschleunigen. Als er sich mit dem Heer in Gallien befand, wurde ihm gewissermaßen, daß er durch Erlegung eines wilden Schweines (Aper) den Kaiserthron gewinnen würde, und von da an war die wilde Schweinejagd seine liebste Beschäftigung. Darauf zog er mit dem Kaiser, Carus, der seine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren erhoben hatte, gegen die Perser. Carus wurde im J. 284 vom Blitz erschlagen, sein Sohn Numerianus, der den Vater auf dem Feldzuge begleitet hatte, ein Jüngling, dessen glänzende Eigenschaften zu großen Hoffnungen berechtigten, von seinem Schwiegervater, dem pedatorischen Vespasianus Arius Aper, der selbst Kaiser zu werden hoffte, heimlich ermordet, und nun machte der Aberglaube den Diocletian, sich selbst um den Purpur zu bewerben. Er beschwor vor dem versammelten Heere seine Unschuld an der Ermordung des Numerianus, und da grade Aper zugegen war, erschrak er diesem, der Beweisung eingedenk, mit eigener Hand, worauf das Heer ihn zum Kaiser ausrief *). Nun ging er mit seinen Legionen in Eilendschritten nach Europa, und den Carinus, der sich durch seine Thaten allgemein verhasst gemacht hatte, zu entthronen. Im Frühlinge des Jahres 285 trafen die Heere der beiden Nebenbuhler bei Margus, einer in Mölien unfern der Donau gelegenen Stadt, auf einander. Diocletians Heer, weniger zahlreich als das seines Gegners und von der Beschränktheit eines langen Marches erschöpft, war nahe daran, im Kampfe

zu unterliegen, als ein großer Theil der Krieger des Carinus von ihm abfiel und er selbst von einem Tribun, dessen Frau er verführt hatte, ermordet wurde *). Nunmehr war Diocletian unbeschränkter Alleinherrscher des römischen Reiches. Die Eigenschaften dieses Kaisers rechtfertigten seine Erhebung und den allgemeinen Beifall, den sie erhielt. Fehlte ihm auch der Ehrgeiz des Eroberers, so besaß er doch Muth und kriegerische Erfahrung genug, um das Reich gegen die Angriffe auswärtiger Feinde zu sichern und die Achtung der römischen Herrschaft zu erhalten. Sein Sinn war mehr auf das Nützliche, als auf das Glänzende gerichtet. Ausgerüstet mit einem großen Schatze von Welt- und Menschenkenntnis und begabt mit der Gewandtheit, sie zu benutzen, dabei thätig und die öffentlichen Geschäfte mehr wie eine Last als wie eine Last betrachtend, war er Selbstbeherrscher im eigentlichen Sinne des Wortes. Er war in gleichem Grade mild und streng, parfüm und freigeig, offenherzig und verschlossen, stets den Umständen angemessen und ein Meister in der Kunst, seine Leidenschaften zu beherrschen. Nach dem Sieg über den Carinus gab er ein bei den Imperatoren selten vorkommendes Beispiel von Milde und Milde, indem er weder Todesstrafe noch Verbannungen über die Anhänger seines Gegners verhängte, alle brauchbare Diener desselben sogar in ihren Ämtern ließ und den bestreuten Rathgeber seiner Vorgänger, Aristobulus, selbst zu seinem vertrauten Rathe machte. Kann hatte er sich auf dem Throne besetzt, als er im J. 286 seinen Freund und Kampfgefährten Maximian zum Mitregenten Anfangs nur mit dem Titel Cäsar, bald darauf mit Rang und Machtvollkommenheit eines Augustus annahm. Maximian, ein rauer, ungebildeter Heldherr von erprobter Tapferkeit, war durch seine kriegerischen Eigenschaften eine feste Stütze des Reiches und folgte dem Willen Diocletians unbedingt, wiewol dieser, da er seinem Mitregenten gleiche Rechte mit sich eingeräumt hatte, seine Befehle nur in der Form von Rathsursachen und Rathschlägen ertheilte. Nicht ohne Bezug auf ihr Verhältniß nahmen beide Kaiser Beinamen an; Diocletian nannte sich Jovius, Maximian Hercules. Ersterer benutzte listig die Erbdenklichkeit seines Vorkaisers gegen ihn, um denselben alle strenge und verhassten Maßregeln zu überlassen, wodurch er sich den Ruf der Güte und Milde bewahrte. Schon im Jahre nach seiner Erhebung mußte Maximian nach Gallien aufbrechen, um einen gefährlichen Aufruhr der dortigen leibeigenen Landbauer, Bogaven genannt, zu dämpfen. Kaum war er damit zu Ende, als in Britannien sich der Heldherr Carausius emporhebt und den Kaiserthron annahm. Bei seiner Überlegenheit zur See, da er sich der Flotte und des Hafens von Boulogne bemächtigt, gelang es ihm während eines zweijährigen Krieges sich gegen Maximian zu behaupten, und Diocletian erkannte ihn 289 als Mitkaiser an und ließ ihn im Besitz von Britannien. Darauf wurde aber das römische Reich von mehreren Seiten angefallen und beunruhigt. In Afrika ergriffen die Mauren

*) Zu hart ist das Urtheil des Lucius über die Arbeit des Diocletians: „Probyter Diocles, qui in regno statuendo regumque recessione regiones, stirpes et tempora adeo confudit, ut pocius fabulos, quam historiam scripsisse videatur.“

1) Popizius, Hist. August. in Vit. Car. etc. c. 12—15.

2) Eutrop. L. IX, c. 20.

quegentianer, fünf maurische Völkerschaften zu den Wäsfen, und in Karthago warf Julian sich zum Kaiser auf; in Ägypten trat Achilleus als Lenker einer gefährlichen Empörung auf, im Morgenlande griff Morfes die Römer an und an der Donau benutzten die germanischen und sarmatischen Barbarenvölker die Grenzen des Reichs. Diocletian hatte zwar die Grenzen sowohl als möglich durch Lager und Verfestigungswerte sichern lassen, doch da diese nicht hinreichten, den Frieden zu erhalten, so beschloß er seine Macht mit noch mehrern Mitregenten zu theilen und ernennte zuvörderst den bisherigen Cäsar Maximian zum Auguſtus, darauf aber für jeden von ihnen einen Gehülfen als Cäsar. Für sich wählte er den Galerius, für Maximian den Konstantius Chlorus, beide Feldherren von ungetrübter Tapferkeit und Einsicht. Obgleich das römische Reich noch immer ein ungemein großes Ganzes blieb, so theilten sich doch die vier Kaiser in die Verwaltung der Provinzen. Diocletian behielt Thracien, Asien und Ägypten, Maximian Italien und Afrika, Galerius übernahm Äthiopien und alle längs der Donau gelegenen Provinzen, Konstantius aber Spanien, Gallien und Britannien, legte damals und bis 294 noch in der Gewalt des Carausius. Den Galerius nöthigte er sich von seiner Gemahlin zu scheiden und vermählte ihn mit seiner Tochter Valeria. Auch Konstantius mußte sich von seiner Gemahlin scheiden und Throdota die Stieftochter Maximians betrachten. Wenngleich durch diese Theilung Diocletian sich scheinbar der größern Hälfte seiner Herrscherkraft entäußert hatte, so diente er in der That nichts Befürchtendes dadurch ein, denn seine überwiegenden geistigen Fähigkeiten, die Dankbarkeit seiner Mitregenten und die Abhängigkeit des Volkes und der Krieger an ihn sicherten ihm einen so unbeschränkten Einfluß, daß in allen wichtigen Angelegenheiten sein Wille entscheidend war; dagegen wurden die getheilten Provinzen sorgfältiger verwaltet und kräftiger verteidigt von ihren besondern Regenten, die stets unter sich einig und bereit waren, einander mit Rath und That beizustehen. Konstantius besiegte, nachdem Carausius gestorben war, 294 den Klelius in Britannien, und brachte diese Provinz wieder zum Reich; darauf aber schlug er die Alemannen bei Langres und Biondissa. Galerius hatte keine Gelegenheit zu großen Siegen, denn die der Donau zunächst wohnenden Barbarenvölker lagen gegen einander im Felde und Diocletian wußte klug ihre Zwietracht zu unterhalten. In Afrika überwand Maximian die fünf maurischen Völker, und stellte, nachdem der Usurpator Julian sich selbst entsetzt hatte, die Ruhe wieder her. Ägypten zu beizugehen übernahm Diocletian und eröffnete den Feldzug 296 mit der Belagerung von Alexandria. Der Aufbruch war dasselbst beinahe zum Gewohnheit geworden und um so gefährlicher, weil Rom in Hinsicht seiner Lebensmittel von dieser Provinz abhing und weil die Ägypter mit den wilden äthiopischen Völkerschaften Bündnisse geschlossen hatten. Da Diocletian überzeugt war, daß die Ägypter durch milde Behandlung nicht im Zaume gehalten werden konnten, so brach er dieses Mal in Bestrafung des Aufbruchs eine ihm sonst

nicht eigne Strenge. In Alexandria, welches erst nach einer achtmonatlichen Belagerung übergien, ließ er viele tausend Bürger niedermeßeln, viele verbannen, die Städte Cusiris und Kopios aber bis in den Grund zerstören. Die Nilmündung, einen äthiopischen Volksstamm, der sich zwischen Neros und dem rothen Meere niedergelassen hatte, überduldete Diocletian, dann schloß er mit den Nobaten, die in Äthiopien wohnen, einen Vertrag und räumte ihnen einen Landstrich ein unter der Bedingung, daß sie die römische Grenze verteidigen mußten. Darauf erließ er mehrer Verordnungen zum Besten des Volkes und ließ alle Büsche über die Achemie verbrennen, angeblich, damit die Ägypter nicht zu reich und durch ihren Reichtum in ihrer Witterfestigkeit beschränkt werden möchten; in der That war aber, weil er das Abgeschmiede der Achemie einsah und verbinden wollte, daß leichtgläubigen Personen die Köpfe dadurch verwirrt würden. Unmittelbar auf die Unterwerfung Ägyptens folgte der persische Krieg, und dem Diocletian war es vorbehalten, die häufigen Unfälle der Römer gegen die Perser zu rächen. Armenien, lange ein Kampfplatz zwischen den Römern und den Persern, war theils durch Xerxes, theils durch Wasspfragid den letzten unterworfen worden und der Thronerbe Armeniens, Tiridates, hatte bei der römischen Kaiserin Sapor suchen müssen. Er hatte sich in den Kriegen seines Vaters zum Feldherrn gebildet und wurde 286 mit Genehmigung Diocletians von den Armeniern, die sich gegen die Perser empört hatten, auf den Thron erhoben. Das geschah während in Persien zwei Brüder sich um die Herrschaft stritten; nachdem aber dieser Bürgerkrieg gemitigt war, vertrieben die Perser den Tiridates wieder, der nun seine Zuflucht abermals zu Diocletian nahm. Dieser hielt es für angemessen, den Tiridates beizustellen und die Schuttherrschaft über Armenien den Persern zu entziehen. Er sandte deshalb im J. 296 den Cäsar Galerius mit einem Heere gegen die Perser, er selbst aber begab sich nach Antiochien, um die kriegsgerissnen Unternehmungen zu leiten. In den Ebenen von Mesopotamien zwischen Salimiacum und Gared trafen die Römer mit ihren Feinden zusammen. In zwei Schlachten blieb der Sieg unentschieden; die dritte verlor Galerius durch seinen übereilten Angriff auf die überlegene Kriegsmacht der Perser. Diocletian empfing den geschlagenen Cäsar mit großem Unwillen und ließ ihn, um ihm seinen Zorn zu zeigen, in Gegenwart des Hofes und des Heeres eine Meile weit seinem Bogen zu Fuß folgen; dann aber gab er ihm auf sein Bitten ein neues Heer, zum Theil aus gotthischen Hülfsvölkern bestehend³⁾, mit welchem Galerius im folgenden Jahre die Perser völlig besiegte und sie zwang, um Frieden zu bitten. Armenien kam nun wieder und zwar mit sehr ausgebreiteten Grenzen unter römische Schuttherrschaft und Tiridates erhielt den Thron seiner Väter zurück. — Die Regierungsjahre Diocletians wird mit Recht für eine der einflußreichsten auf das Schicksal des römischen Reiches gehalten. Alex-

3) Oroſius L. VII. c. 25. 4) Suidas bei Diocletian. 5) Eutrop. L. IX. c. 21. 6) Jornandes, De Reb. Geticis c. 31.

dinge stellte er Ruhe und Ordnung im Innern und Siche-
 rheit gegen auswärtige Feinde des Reiches her, doch
 ist auch nicht zu leugnen, daß durch mehrere seiner An-
 ordnungen der Verfall des Reiches beschleunigt wurde.
 Dem Senat entzog er nach und nach den Rest seines Ansehens
 und seiner Theilnahme an der Regierung; zwar erlaubte er sich
 keinen auffallenden Gewaltschritt gegen dieses ehrwürdige
 Collegium, allein er sah den Verfolgungen Maximians
 gegen die vornehmsten Senatoren nach und ermunterte
 ihn heimlich dazu. Die einst so frommen Prätorianer,
 die bereit waren, den Senat in Behauptung seiner Rechte
 zu unterstützen, vermiederte er, hob nach und nach ihre
 Vorrechte auf und erhob ihre Stelle durch zwei treue illyrische
 Legionen, die er unter dem Namen der Jovianer und
 Circularen zu seiner und Maximians Leibwache erhob⁷⁾.
 Um den Einfluß des Senats völlig zu vernichten, ver-
 mied er Rom, das er während seiner ganzen Regierung
 nur einmal auf kurze Zeit besuchte und wählte Nikome-
 dien zu seinem Wohnsitz, welches in wenigen Jahren
 durch seine Bauten und Prachtbauten zu einer der schön-
 sten und vornehmsten Städte des Reiches emporblühte.
 Die neue von Diocletian eingeführte Staatverfassung
 war darauf berechnet, allen innerlichen Kriegen um die
 Herrscheranwelt vorzubeugen und den Abzug von den
 Befehlshängern republikanischer Herrn völlig zu befreien.
 Da das Reich in vier Theile getheilt war, denen jeder
 einen besondern Regenten hatte, die alle durch ein ge-
 meinames Interesse verbunden waren, so war für auf-
 rührerische Heilthümer keine Aussicht vorhanden, sich aus
 dem Abzug zu schwingen. Da aber das kaiserliche An-
 sehen nicht mehr wie ehemals durch die den Kaisern
 selbst so gefährliche Macht der Prätorianer geschützt wurde,
 so glaubte Diocletian durch die Formen der orientalischen
 Herrschergruß die Würde und Ehrfurcht des Thrones
 aufrecht zu erhalten und nahm deshalb das Gepränge des
 persischen Hofes für sich und seine Mitregenten an. Er
 schmückte sich mit dem Diadem und den kostbaren Gewän-
 dern, die keinem Unterdanen zu tragen erlaubt waren, um-
 gab sich mit einem zahlreichen und glänzenden Hofstaate,
 gestattete den Zutritt zu seiner Person nur unter vielen
 erniedrigenden Ceremonien⁸⁾, und gab dadurch ein Vorbild
 für die Höfe der europäischen Monarchen auf die Folgezeit.
 Dieser Krümmung, der nicht Theilhaft, sondern die
 Sicherstellung der unbegrenzten Herrschergruß zum Grunde
 lag, war von unübersehbaren Folgen. Eine große Menge
 von Beamten wurde nöthig; deren Besoldung, verbunden
 mit den prunkvollen Hofhaltungen, vermehrte die Staats-
 ausgaben und veranlaßte eine Vermehrung der öffentli-
 chen Auflagen, die freilich bei Diocletians weiser Spar-
 samkeit noch wenig fühlbar waren, bei seinen Nachfol-
 gern aber so kränkend wurden, daß alle Provinzen des
 Reiches dadurch verarmten. Um das Ansehen an die
 Republik gänzlich zu verdrängen, führte dieser Kaiser eine
 neue Zeitrechnung ein, sodas nicht mehr von den Cons-
 ulswahlen, sondern von seiner Aukrobestimmung den 17.

Sept. 284 ab gezählt wurde. (Hierüber s. den betreffen-
 den besondern Artikel.)

Glänzt Diocletian in den Jahrbüchern des römischen
 Reiches als einer der weisesten und mildesten Kaiser, so
 steht er dagegen in einem desto üblern Lufe bei den
 christlichen Kirchenchristen und wird als ein blutige-
 riger Tyrann und während der Verfolger bezeichnet. Mit
 Unrecht. In seinem Charakter lag keine Verfolgungslust;
 er dachte hell genug, um sich von aller religiösen Schwär-
 merei frei zu halten; auch duldete er nicht nur viele hohe
 Staatsbeamte um sich, die sich zur christlichen Religion
 bekannten, sondern erlaubte selbst seiner Gemahlin Prisca und
 seiner Tochter Valeria, der Christengemeinde beizutreten,
 und in den ersten Jahren seiner Regierung erseute
 sich die christliche Kirche seine zunehmenden Nachthei-
 len; allein die Menge der Christen, ihr bittiger Be-
 kehrungsbeifer und die unerbittlichen Schmädhungen des
 heidnischen Heidenthums erregten den Haß der Heiden.
 Es kam zu gegenseitigen Anfeindungen und die öffentli-
 che Ruhe wurde gefährdet; dazu kam, daß mehr christli-
 che Soldaten sich weigerten, am Sonntag Kriegsdienste
 zu thun oder wol gar den Waffendienst mit ihrem Ge-
 wissen unvertäglich erklärten. Durch dieses Alles wur-
 den die ungebildeten dem Heidenthume eifrig anhängenden
 Kaiser Maximian und Galerius bewogen, gegen den
 Willen des Diocletian geheimer Verfolgungen wider die
 Christen auszuheben und jeden Anlaß zu demüthen, sie mit
 schweren Strafen zu belegen. Endlich nach der Beendi-
 gung des persischen Krieges gelang es dem Galerius, den
 Diocletian zu überzeugen, daß die Christen einen Staat
 im Staate bildeten und der öffentlichen Ruhe gefährlich
 waren. Der Kaiser erwilligte nach langem Weigern dazum, daß
 die Christen von allen Ämtern bei Hof und bei dem
 Heer ausgeschlossen werden sollten, und nachdem Galle-
 rius alle Künste der Intrigue in Bewegung gesetzt hatte,
 ertheilte Diocletian die Erlaubniß zur Verfolgung der
 Christen, die als die letzte in der Kirchengeschichte be-
 kannt geworden ist. Am 23. Februar 303 wurde das
 Edict der Verfolgung erlassen und folglich mit der Zer-
 störung der prächtvollen Hauptkirche in Nikomedien der
 Anfang gemacht. Nach dem Edict sollten alle christliche
 Kirchen im Umfange des ganzen Reichs zerstört werden,
 der christliche Gottesdienst und jede Versammlung der
 Christen war bei Todesstrafe verboten, alles Kirchengut
 wurde zum kaiserlichen Schatz einbezogen, die heiligen
 Bücher der Christen sollten verbrannt werden und alle
 Anhänger der christlichen Religion wurden für rechtlos
 erklärt. Nun begannen in allen Theilen des Reiches die
 Verfolgungen der Christen, und Habucht und Nachhär
 der Heiden hatten freies Spiel. Noch stimmte immer
 Diocletian für milde Maßregeln, aber nachdem immer
 Feuer in dem kaiserlichen Palaste zu Nikomedien ausge-
 kommen war und die Christen beschuldigt wurden, es
 anzulegt zu haben, und nachdem einige Unruhen, die in
 Syrien ausgebrochen waren, den Untrien christlicher
 Bischöfe beilegt wurden, da ließ er sich selbst von ei-
 nem lehrantastischen Hofe hinreißern und ließ mehrere
 grausame Edicte, durch welche er die völlige Ausrottung

7) *Urkunden* I. 2. *Victor* a. 29.

8) *Entrep.* IX. a. 26. *Aurelius*

der Christen auf das Strengste anbefahl und war selbst im Widerspruche mit seiner menschlichen Denkungsart bei den Verurtheilungen und Hinrichtungen der Christen zugegen. Obgleich die blutigen Befehle nicht überall in ihrer ganzen Strenge vollzogen wurden und obgleich die Erzählung christlicher Schriftsteller von den verübten Gräueln höchlich übertrieben ist, so ist doch das, was als erwiesen angenommen werden kann, schauerhaft genug und weist einen blutigen Schatten auf die sonst rühmliche und glänzende Regierung Diocletians⁹⁾. In der letzten Hälfte des durch die große Christenverfolgung bezeichneten Jahres begab sich Diocletian nach Rom und hielt daselbst gemeinschaftlich mit Maximian am 20. Nov. einen Triumph, den letzten der von römischen Imperatoren in Rom gefeiert worden. Bald darauf trat er die Rückreise nach Nikomedien an, auf der er von einer Krankheit befallen wurde, die ihn beinahe ein Jahr lang in seinem Palast einschliefen hielt. Nach seiner Heerholung verabschiedete er schon früher mit Maximian verabrehten Befehl aus, legte am 1. Mai 305 freiwillig die Regierung nieder und zog sich in die Einsamkeit nach Salona in Dalmatien zurück, woselbst er in einer reizenden und gesunden Gegend einen prachtvollen Palast hatte erbauen lassen¹⁰⁾. Hier widmete er seine Zeit den einfachen Geschäften des Gartenbaues, und suchte sich in seiner Zurückgezogenheit Anfangs so glücklich, daß er den Geländeten Maximianus, die ihn aufsuchten, die Regierung wieder zu übernehmen, antwortete: Könnte Maximian die Köpfe setzen, die ich mit eigner Hand gezogen habe, er würde nicht verlangen, daß ich meine glücklich erwonnene Ruhe dem beschwerlichen Ehrgeiz auslefern soll. Nicht lange genoß er das gekostete Glück, denn die innern Unruhen, die gleich nach seiner Abankung begannen und das Reich zerrütteten, mußten allerdings höchst betrübend für ihn sein, da er das, was er mit großer Mühe zum Wohle des Staates gegründet hatte, vernichtet sah; selbst seinem Andenken widersprach die Schmach, daß seine und seines Mitkaisers Mißthaten von dem Volke zerrümmert wurden; doch er sollte noch härtere Unfälle bestehen. Sein Enkel Galerius starb 311. Der löstherste und habgierigste Maximian, sein Nachfolger, wollte die kaiserliche Würde Galerius zwingen, sich mit ihm zu vertheilen, und auf ihrer Weigerung ließ er ihre Hüter einziehen und sie nebst ihrer Mutter Prisca in einen abgelegnen Ort der syrischen Wüste verbannen. Vergebens bat Diocletian den Tyrannen, seiner Tochter zu erlauben, seine Einsamkeit in Salona zu theilen, seine Bitte wurde mit Verachtung zurückgewiesen. Maximian starb, die verbannten Frauen begaben sich an den Hof

seines Nachfolgers Maximian. Dieser zeigte so viele Geunsamkeit, daß sie ihrer Sicherheit wegen für nöthig fanden, zu emigrieren. Fünfzehn Monate lang irrten sie in der Tracht der Frauen des niedrigsten Standes umher, dann wurden sie zu Abessinien entsetzt und hingerichtet. Nachdem der einst so mächtige Kaiser noch viele Schmach an den Seinigen hatte erleben müssen, starb er im J. 313, ob aus Kummer oder durch Selbstmord, bleibt unarweis¹¹⁾.

(Rutschowik.)

DIOCTRAT Meigen. FliegenGattung aus der Familie der Kaulfliegen (Asilidae). Ihre Kennzeichen sind: vorgestrichte, auf einem Stirnbübel eingeseifte, beidseitig rige Köpfe; das erste Glied walzig, das zweite kürzer, fast becherförmig, das dritte verlängert, zusammengetrieben, an die Spitze mit einem zweigliedrigen, stumpfen Griffel; ein kurzer, fast waggerader Rüssel; gräte, unten gefranzte Hinterbeine und ausliegende Flügel. (Meigen¹⁾) zählt 28 europäische Arten auf, denen Wiedemann²⁾ die Beschreibungen von acht erosischen Arten beifügt. Sie leben vom Raube, besonders andrer Zweiflügler, die sie bezwingen können, die Larven wahrscheinlich im Holze. Die gewöhnlichste, in Teutschland vorkommende Art ist Dioctria oelandica Fabr. Latr. Meigen. Asilus oelandicus Linn., schwarz, Unterseits gelblichweiß, Beine rothgelb, Flügel graubraun; sieben Linien lang.

(Germar.)

DIO DAS, in Phönizien, Ptochrien und Kappadokien Name des idäischen Herakles (Euseb. Chron. I. p. 26). S. Heracles. Nach Bochart Geogr. sacr. p. 472 bedeutet der Name den Ehrgott und Münster de eel. Carth. p. 52 denkt dabei an ירד, die Geliebte, bemerkt aber in seinen schriftlichen Aufzeichnungen (nach Creuzer), daß der Name auch den Wandere (von נר, vagari) bezeichnen könne, welches dem Namen Herakles, wenn er aus einer Semitischen Wurzel hergeleitet und durch ירד, circulator, mercator, erklärt wird, entsprechen würde (S. Creuzer Synb. II. 222). (Richter.)

DIO DATI auch **DEODATI** (Johannes), ein berühmter Theolog der reformirten Kirche, geb. zu Genf (nicht zu Lucca, wie in Leu's Lexikon irrig behauptet wird), den 6. Juni 1576, aus einer aetlichen Familie von Lucca, die wegen Neigung für die reformirte Religion das Vaterland verlassen hatte. Schon in seinem 21. Jahre wurde er nach Beza's Rathe zum Professor der hebräischen Sprache ernannt. Vom J. 1599 an las er dann theologische Collegien, gemeinschaftlich mit la Haye, um den geistigen Beza zu erleichtern. 1608 wurde er Pfarrer zu Genf, 1609 Professor der Theologie. Im ersten Jahre hatte er eine Reise nach Italien gemacht, die ihm zu Benedikt Seligenstein zu vertrauter Bekanntschaft

9) Bei dem augustinischen Hesse, der dem Lactantius, Celsus und andern christlichen Schriftstellern in ihren Berichten über die Christenverfolgungen die Geber führt, und bei dem ebenfals christlichen Hessebren ihrer Gegner, ihre Anklagen als Lügen darzustellen, ist es schwer, die Wahrheit zu ermitteln. Doch ist wol ausgemacht, daß es mit der Verfolgung in Spanien, Gallien und Britannien unter dem milden Konstantin Chlorus nicht viertel so viel hatte und daß die Hinrichtung der idäischen Legion eine Fabel ist. 10) Eine einsame der Beschreibung dieses Palastes liefert Gibbon, 2. Zpt. Cap. 15.

11) Eutrop. Hist. L. IX. Aurelius Victor, Epit. I. 39. Papias in Hist. August. in Vit. Carli, Carisi et Numerii. Lactantius, De Mort. Persecut. Cap. VII sq. Eusebius, Hist. Eccles. c. VIII. Moysis Chorenensis, Hist. Armen. Lib. II. c. 72 sq. Gibbon, Gesch. des Untergangs des römischen Reiches. 2. Zpt. 13. Cap. und 3. Zpt. 14. u. 16. Cap. 1) Euseb. Beschreibung europ. Schriftst. 2. Bd. S. 229.

2) Diptera exotica. Vol. I. p. 179.

schaft mit Carpi und dem P. Fulgentio verhoffte. Die Unterredungen betrafen einen Versuch, der Reformation zu Benefizium Eingang zu verschaffen; doch Carpi's vorläufige Klugheit hielt den Feuergeist der beiden andern zurück; indessen wuschelten sie noch einige Briefe dazwischen. Eine Disputationstreife, die er 1611 in mehrer Kirchen Frankreichs machte, befestigte die Verbindungen derselben mit der genfer Kirche, und verschaffte überdies den Genfern Gebührende zu Vertheidigung der Stadt, die damals von suovogler Seite bedröht schien. Eine Folge dieser Reise war auch 1612 und 1613 wiederholte Begehren französischer Kirchen, daß ihnen Diodati überlassen werde. Dieselben wurde aber abgelehnt; nur der Stadt Nîmes überließ man ihn für einige Zeit 1614, und drei Jahre nachher wurde eben dieses Begehren erneuert. Diese Zuneigung hatte er indessen keineswegs einem einschmeichelnden Betragen zu danken. Er war vielmehr sehr bestig, tadeltte mit der größten Freimüthigkeit und Strenge, ja oft unvorsichtig, was ihm mißfiel, und machte dabei nicht den geringsten Unterschied in Rücksicht der Person; den Rath selbst verschonte er nicht, der ihm deswegen einige Male sein Mißfallen bezeugte, doch blieb sein Eifer immer achtungsbewührend. Sennelier (*Histoire littéraire de Genève*) erzählt von der Wirkung einer seiner Predigten eine Anekdote, deren Genauigkeit wir nicht verbürgen möchten. Der Secretär des päpstlichen Legaten in Frankreich sollte, nach dieser Erzählung, Diodati zu Genf predigen über die Worte: Mulieri docere non permittit, neque dominari in virum; die Ausrufung, daß diesem Aussprüche von Paulus zuwider die römische Kirche auf eine ärgerliche Weise durch Donna Olympia, die Maîtresse des Papstes Innocenz X., regiert werde, habe, als der Secretär sie dem Papste hinterbrachte, einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er die Maîtresse sogleich verabschiedet habe. — Ubrigens wurde Diodati durch seinen Eifer auch zu intolleranter Härte gegen diejenigen verleitet, welche in irgend etwas von dem strengen Calvinismus abwichen. Besonders äußerte er diese Unbulsamkeit auch gegen die Arminianer, und dies trug wol ebenso viel als die Achtung für seine Gelehrsamkeit dazu bei, daß er auf der vorberedeten Synode, wozu er und Theodorüs Tronchin von Genf abgeordnet wurden, obgleich ein Fremder, zum Mitsprache des Ausschusses gewählt wurde, welcher die drückendsten Schlüsse dieser Synode abstufte. — Seine Lehrthelle verließ er bis 1645, wo er sich von den Genfsen jurückzog. Vier Jahre nachher, den 3. Oct. 1649, starb er zu Genf. Seine theologischen Studien gründeten sich auf die sicherste Grundlage, auf gründliche Sprachstudien und eifriges Forschen in den heiligen Schriften. Indessen konnte ihn auch dieses nicht von der kalten Richtung, welche die Erregte in jener Zeit hatte, verwehren, indem sie nur darauf ausging, die in den symbolischen Büchern aufgestellten Dogmen in der heiligen Schrift zu finden, anstatt ohne vorgesezte Meinungen und Vorurtheile den Sinn derselben zu erforschen. Mit dieser Methode war Unbulsamkeit nothwendig verbunden. — Als Schriftsteller hat Diodati nicht unbedeutende Verdienste; 1603 er-

schien zum ersten Male seine italienische Übersetzung der Bibel in Hol. Einer neuen Ausgabe (1647. 4.) fügte er Noten bei. Eine verbesserte Ausgabe erschien 1641 zu Genf in Fol. Das Werk ist mehr Paraphrase als Übersetzung. Das Unternehmen, eine französische Übersetzung der Bibel herauszugeben, veranlaßte ihn in Streitigkeiten mit der Geistlichkeit zu Genf, wobei kleinliche Reidenchaften, wie gewöhnlich, ins Spiel kamen. Indessen erschienen von 1638 an einzelne Schriften des alten Testaments, bis 1644 die ganze Bibel mit kurzen Noten erschien. (Genève 4.) Sehr verdienstlich war seine französische Übersetzung der Geschichte des tridentinischen Conciliums von Carpi (Genève 1621 und 1635. 4. 1635 und 1665 Fol.) Sie wird als treu gelobt, und hatte das Verbieth, dieses Werk jurst in Frankreich bekannt gemacht zu haben. Relation de l'état de la religion en occident, traduite de l'anglais d'Edwin Sandys (Genève 1628), mit Zulagen von Carpi zu den ersten zehn Capiteln. Annotations in Biblia. (Genève 1607 Fol.) Les Psaumes mis en rimas françoises (Genève 1646. 12.) Cento Salmi di Davide, tradotti in rima volgare (Genève 1683. 12.)

DIODESMA, Kästergattung, von Megrie von Mühsfeld benannt, von Patreille und Desjard aufgenommen, nach Patreille den Gattungen Lyceus und Bitoma verwandt, aber dem ganzen Bau nach mehr an Sarratium und Coriscus sich anschließend. Ihre Kennzeichen sind: Fühler schnurförmig, behaart, von der Länge des Halsschildes, die zwei oder drei letzten Glieder etwas dicker; Kopf vorgestreckt, das Kopfschild die ersten Fühlerglieder bedeckend, die Augen sehr klein, vorgezogen; Halsschild dreier als lang, die Seiten gerundet und gezähnt; Deckschilde zusammengewachsen, gewölbt, in der Mitte breiter als das Halsschild, der Seitenrand unten geschlagen, den Hinterleib etwas umfassen. Die einzige bis jetzt bekannte, eine Linke lange Art, *Diodesma austerranea*, ist graubraun, Beine roth, Deckschilde mit kleinen harter Borsten, und findet sich in Österreich.

(Germ.)

DIODIA. Eine von Gronovius (Flor. virg. p. 71) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Eintheilung Klasse und aus der Gruppe der Spermatoceten der natürlichen Familie der Rubiacen. Char. Der Keim eiförmig, nervenreich, sterbend, mit zwei oder vier, selten mit mehr Zähnen (daher der Name: *di-ódos*; Zweigeln, der frei ist nur auf die wenigsten Arten paßt); die Corolle trichterförmig, mit viertheiliger Summe; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; der Griffel fadenförmig mit gespaltnen Narbe; die Kreuztblume mit dem Kelche gekrönt, verkant, zweifächerig, zweiflappig, zweifachig; die Samen auf der äußeren Seite convex, auf der innern gekrümmt. Es sind einige und 30 Arten dieser Gattung bekannt, welche als Sommergewächse, präparierte Kräuter, Staudenarabische, oder kleine Sträucher in den warmen und heißen Ländern Amerikas, besonders an fruchtbaren Orien, einheimisch sind; nur eine Art, *D. maritima*, Schumacher (Guin. pl. p. 75), wächst an der Küste von Guinea. Sie pa-

den vierkantige oder drehrunde Zweige, gegenüberstehende Blüthen, drossig-getheilte Aestblättchen, einzeln, oder in Büscheln oder Knospen, in den Blattachseln stehende Büscheln und kleine weiße Blumen. Stemon und Pistis kommt nur eine Art, *D. virginicum* Linn. (Spec. pl. Jacquin. lcom. rar. I. t. 29, Gärtner de fruct. I. t. 25. Linnæus illust. t. 63), ein unbehaartes, niederliegendes, perennirendes Kraut mit fast drehrunden, röhrlischen Zweigen, lanzettförmigen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden Büscheln. Wächst in Virginien und Carolina.

Von Diodia hat Canbolle (Prod. IV. p. 586) die Gattung Tetradon (Desjardins) abtrennt, welche sich nur dadurch unterscheidet, daß nach dem Abfallen der breiten einsamigen Hüllen der Frucht kapsel ein dreizähliges Nüßchen zurückbleibt. Die drei bekannten Arten 1) *T. anthospermoides* Cand. (l. e. *Diodia anthospermoides* Chamisso et Schlechtendal Linnaea III. p. 313), 2) *T. glomeratus* Cand. (l. e. *Diodia brasiliensis* Spreng. syst. I. p. 406) und 3) *T. polymorphus* Cand. (l. e. *Diodia polymorpha* Cham. et Sch. l. e. p. 344) sind blüthliche, sehr üftige, meist unbehaarte Stauden mit scharf vierkantigen Zweigen, gegenüberstehenden, ablangen oder linienförmigen Blättern und am Ende der Zweige stehenden, kleinen, ähren- oder büschelförmigen Blüten. (A. Sprengel.)

DIODON, Linnæus (Aves). Unter dieser ganz unstatthafter Benennung, da sie längst an eine Fischgattung vergeben, führt Lesson im Traité d'Ornithologie p. 95 eine Unterartung von Falco aus, mit folgenden Kennzeichen: Schnabel kurz, dick, gewölbt, der Oberkiefer kaum länger als der untere, die Schnäbeln desselben sehr bucklicht, mit zwei in der Stiche steigenden, vorspringenden Zähnen; Halsfächer eiförmig, wenig sichtbar, quer durch die Brusthaut gehend, welche lehrte mit kurzen Haaren besetzt ist; Linsen schwach, deckelhaft; Flügel kurz, kaum über den Hals reichend; Schwanz lang, zugrundet, Typus der Art ist Falco bidentatus Diodon, von Lesson unrichtiger Weise in Diodon brasiliensis umgenannt. Er gibt zu derselben als Männchen Linnæus falco diodon pl. ed. 1798. Oben braun, Kehle weiß, Bauch hellgelbgrau, Schenkel rothbraun, der junge Vogel, Linnæus pl. 228, hat Mantel und Flügel braun, Kehle weiß, mit schwarzen Längsflecken; die unteren Theile sind weiß, mit schwarzen braunen Flecken am der Brust, Schwanz mit breiten schwarzen Binden. Am Weibchen, falco bidentatus Art. sind Kopf, Rücken, Mantel, Flügel schielbraun, Kehle weiß mit einem schwarzen Längsfleck, Brust und Unterleib lebhaft roth, mit Weißlich gemischt, Aftergehend und untere Deckfedern weiß weißlich; Schwanz braun mit weißen Binden, Linsen gelb, Schnabel hornfarbig. In Brasilien und Guiana. (D. Thau.)

Diodon Storr, f. Monodon.

DIODON, Linnæus. Stachelbauch (Pisces). Eine Fischgattung aus der Familie Gymnodonten der Ordnung Plectognathi (Cuvier regne anim. ed. 2. Tom II), welche ihren Namen daher hat, daß die ungetheilten Knochelrücken oben und unten nur aus einem Stücke bestehen, der Rand dieser knöchernen Kisten ist scharf und

hinter ihm befindet sich ein runder, quergefuchter Theil, welcher zum Kaufen dient. Der ganze Leib ist dicht mit spitzigen Stacheln besetzt. Diese Fische haben ein eigenthümliches Ansehen, es fehlen ihnen die Bauchflossen, und ihre fünf Flossen sind dergestalt vertheilt, daß die Brustflossen weit nach hinten und fast in der Augenlinie liegen; Rücken- und Afterflossen stehen entgegengegesetzt und sind dem Schwanz sehr genähert, der Körper aber ist meist mehr oder weniger kegelförmig gestaltet. Ihr Skelett in der Jugend fast knorpelig, verhärtet erst spät, Kiemenbedeckel und Kiemenstrahlen sind so unter der Haut verborgen, daß man nur eine kleine Spalte bemerkt. Die Kiemen sind klein und nur drei Kiemen auf jeder Seite mit fünf Strahlen. Sie haben einen weiten Darmkanal ohne Blinddärme, eine zweithalbe, schwammblase und große, hoch oben liegende Nieren, welche von einigen Naturforschern fälschlich für Lungen gehalten worden sind. Die Franzosen nennen sie Bourroufous oder Orbes épineux, weil sie die sonderbare Eigenschaft haben, ebenso wie Tetradon, sich wie ein Ball aufblasen zu können. Sie bewirken dies, indem sie Luft schlucken und damit ihren Magen oder vielmehr, wie Cuvier bemerkt, einen sehr zartbäutigen, sehr ausdehnbaren Kropf füllen, welcher die ganze Bauchhöhle einnimmt und fest mit dem Bauchfelle verbunden ist, daher er auch bald als dies, bald als eine Art Hühn gedreht werden ist. Durch die auf solche Weise eingeschluckte Luft wird der Bauch leichter, der Fisch fällt daher um und schwimmt, den Rücken nach unten gedreht, was ihm zugleich zur Vertheidigung dient, indem nun alle Stacheln sich aufrichten und ihn gegen Angriffe schützen. Von diesem Aufblasen, d. h. von wieder austretender Luft, mag es auch kommen, daß diese Fische beim Fahren einen Ton von sich geben. Die eigne Gestalt, welche sie so aufgeblasen bilden, hat schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diese Fische getrenkt, welche sämmtlich in den Äquinoctial Meeren leben. Da man sie aber bald aufgeblasen, bald in ihrer gewöhnlichen Gestalt aufbewahrt und die Arten meist nach Kabineteremplaren bestimmt wurden, so ist dadurch einige Verwirrung in der Synonymie entstanden. Das Fleisch ist schlecht und gilt sogar als giftig, wenigstens wird dies von der Galle behauptet. Linnæus (über das Gift der Fische p. 55) führt nach Moreau Desfontaines, Recheches sur les poisons toxiphoros (Paris 1821) an: Im Monat August 1803 erkrankte sich ein Geron auf Martinique eine Vergiftung durch diesen Fisch (Diodon orbiculatus egrinus Cuv.), wobei die selben Zufälle, wie auf den Genuß vom Dorsel (Scorpaenae carangus), eintraten. Von den Personen, die davon gegessen hatten, starben zwei, die eine langsam, die andere nach viermonatlichen Leiden. Cuvier hat die Arten in den Mémoires du Musée d'hist. nat. Tom IV. kritisch beleuchtet, auch einige neue aufgeführt und abgebildet, welcher Übersicht wir hier folgen. Die Arten zerfallen nach derselben in folgende Gruppen.

A. Mit langen, durch Seitenmargin gekrümmten Stacheln.

1) *D. punctatus* Cuvier (D. Atinga, Blach t. 125 aufgeblasen. D. Hyatix t. 126 nicht aufgeblasen.

Nach Cuvier besser in *Seb.* III. t. 23 f. 1, 2.). Diese Art ist die gemeinste in allen Sammlungen, weil sie ziemlich weit in allen südlichen Meeren verbreitet ist. Die Farbe ist rotbraun, mit vielen kleinen dunkelbraunen Flecken; am Bauch zieht sich die Farbe ins Weiße, die Flossen sind gelb, braun gerandet, stark, bewegliche, sehr lange, schwarz und weißbunte Stacheln, die an der Wurzel des, in drei divergirende Spitzen getrennt, liegen in der Ruhe dachziegelförmig über einander, sind aber, wenn der Fisch ausläßt, nach allen Seiten gerichtet. Auf diese Weise vertheilt er sich auch, wenn er geangelt wird, und die brasilianischen Fischer behaupten, daß eine Verletzung mit seinen Stacheln heilige Schmerzen mit eiskaltem Schweiß und Jutten hervorbringt. Das Weibchen soll größer sein als das Männchen, im Ganzen aber eine Art in der Länge von zwei Fuß.

2) *D. spinosissimus* Cuv. (*D. hyarix* S. Schneider, *Block*, *Seb.* I. c. f. 10). Ward als Varietät des vorigen betrachtet, indem er ihm sehr ähnlich; nach Cuvier unterscheidet er sich aber dadurch, daß die Stacheln dichter stehen und die des Oberkopfs viel länger sind. Auch wird er nur einen Fuß lang.

3) *D. trieternus* Cuv. (*Saba* t. 23. f. 4). Unterscheidet sich vom vorigen durch die an der vordern Kante mit einer Schärfe versehenen Stacheln, welche sich in der Wurzel forsetzen. Nur fünf Zoll lang, oben braun, an den Seiten gelblich.

4) *D. nyctemerus* Cuv. (I. c. pl. 7. f. 5). Oben schwarzbraun, unten silberweiß, mit langen runden spitzen Stacheln, von denen fünf zwischen den Augen, sechs bis sieben zwischen den Brustflossen stehen. In den indischen Meeren einheimisch.

5) *D. novemmaculatus* Cuv. (I. c. pl. 6. f. 3). Oben rothgrau mit kleinen runden schwarzen und zehn großen Flecken, von denen einer über jedem Auge, einer zwischen Auge und Brustflosse, einer in die Quere auf dem Rücken, ein anderes über dem Rücken, einer über jeder Brustflosse und einer an der Wurzel der Rückenflosse steht. Von dieser Art glaubt Cuvier, sei die, von ihm *D. sexmaculatus* genannte (I. c. pl. 7. f. 1.) vielleicht nur Altersvarietät.

6) *D. multimaculatus* Cuv. Mit zahlreichen schwarzen auf dem Rücken größeren Flecken, kleineren am Bauch und gelblichen Flossen.

B. Mit kurzen auf drei Wurzeln stehenden Stacheln.
7) *D. tigrinus*, Cuvier. (I. c. pl. 6. f. 1. D. orbicularis *Block*, t. 127 als Var. von *Hyarix* S. Schneider *Syst* p. 512. *Seb.* III. t. 23 f. 3). Oben graubraun, mit kleinen runden dunklen Flecken dicht besetzt, unten weiß; die Stacheln kurz, rund, nicht sehr zahlreich; oben fünf bis sechs Quer; und acht bis neun Längsfäden.

8) *D. rivulatus* Cuvier. (I. c. f. 2. *D. maculatus* *Linnaeus*, *Alth.* *Art.* New-York, VI. f. 3). Oben braunroth mit bläulichen parallelen Wellen, welche aus dem Rücken nach der Länge, in den Seiten schief laufen. Außerdem noch sieben große runde, schwarzbraune Flecken. An der Unterlippe zwei Bartfäden. Fast einen Fuß lang.

9) *D. juculiferus*, Cuv. (I. c. pl. 7. f. 3). Die Stacheln aufeinandergebrückt, besonders die langen an der Seite zwischen Brust und Afterflosse.

10) *D. antennatus*. Cuv. (I. c. pl. 7. f. 2. — *Regna animal.* ed. 2. pl. XI. f. 1.). Köpfling mit kleinen braunen Punkten, auf dem Rücken ein großer brauner Fleck, sowie über jeder Brustflosse und ein anderer an der Wurzel der Rückenflosse, über jedem Auge ein fleischfarbener und fünf bis sechs andere längs den Seiten.

C Mit ganz runden, fast dachziegelförmigen Stacheln.

Derher gehört nur *D. pilosus* *Maclell* I. c. 471.

D. gemeinere *Block* *N. neilior* *Agas.* *Ag.* gehört zu *Tetraodon* (D. Thon.)

DIODOROS KRONOS, griechischer Philosoph, Megariter, Sohn des Amintas, aus Isus in Karien¹⁾. Seine Lebensverhältnisse liegen im Dunkeln; nur über seinen Tod ist bekannt die Sage, daß er an der Tafel des Ptolemäus Soter, der *Dynast.* 117, 3 einen Feldzug nach Griechenland machte, von Stizzo zur Lösung eines dialektischen Problems aufgefodert, und wegen seines Jüngerthums vom Könige mit dem Namen Kronos gescholten, am getrockneten Herzen über diesen Unfall gekostet sei²⁾, nachdem er vorher noch ein Buch über jenes Problem abgefaßt habe. Doch soll er seine dialektische Kunst auf fünf weiße Töchter vererbt haben, denen der Dialektiker Philo ein römisches Buch widmete³⁾. Er war einer der bedeutendsten Schüler des Apollonios Kronos, von dem er, nach einer andern Tradition, jenen Beinamen, wegen der Dunkelheit und Spiegelfingrigkeit seiner Dialektik, geerbt haben soll⁴⁾, und schloß sich so durch dessen Lehrer, Eudubetes, den unmittelbaren Nachfolger des Euklides von Megara, als vierter bedeutender Repräsentant dieses Systems, der Kette der Megariker an⁵⁾. Doch war derselbe neben ihm der leistungsfähigste Stizzo, das letzte große Haupt dieser Schule, aufgetreten, der durch die Schärfe und Gewandtheit seiner Dialektik und die Tiefe seiner Speculation den Ruhm des Diogenes völlig verdrängt zu haben scheint⁶⁾; ein Verhältnis, das sich in der oben erwähnten Sage über den Tod des Diogenes ausdrückt. Diogenes gebührt der übermächtige dialektische Richtung der megarischen Schule an, weshalb ihm, gleich den übrigen

1) *Strabo* L. XIV. p. 658. *Diog. Laert.* L. II. *segm.* III. 2) *Diog. Laert.* L. I. *Philostr.* H. N. VII, 55. Man jenseits Antwort richtig, so würde es zugleich eine Anspielung auf den vom Zeus entführten Kronos enthalten, und so den Diogenes durch den neuen Namen des Stizzo verdrängt darstellend. 3) *Hieronymus* contra *Jovinianum*, L. I. *Clem. Alexandrin.* Strom. L. IV. contra *hermeten*. *Egl. Menage* zum *Diog. Laert.* II, 111. 4) *Strabo*, L. XVII. p. 358. Kronos war bei den Römern das Sinnbild der alten, beschränkten Zeit, daher die späthellenische Verzeichnung eines allwissenden Prätorien. *Egl. Heindorf* zu *Plato*, *Lysis* I. 5. 5) Ein anderer, nicht minder bedeutender, Schüler des Eudubetes war Antisthenes, der wegen seines übermächtigen Hangs zur Polemik *Antisthenes* genannt wurde. *Diog. Laert.* II, 109. 6) Die Größe des Mannes zeigt sich hinlänglich darin, daß in einer für Philosophie so mächtig und vielseitig angelegten Zeit es ihm gelang, den Lehrern der folgenden Schulen viele Anhänger zu entziehen und fast ganz Griechenland für einen Anarchisten zu seinem Systeme zu bekehren. *Diog. Laert.* II, 115 — 120.

gem Megarikern, im besondern Sinne der Name eines Dialektikers zu Theil wurde⁷⁾. Wir haben, wie überhaupt von dieser Schule, so auch von der Philosophie des Diodoros nur zerstreute Trümmer, die durch unsichere Combination zu einem Ganzen zu vereinigen möglich war; ein Mangel, der schon in dem ursprünglich fragmentarischen Wesen dieser Philosophie begründet war, die auf der Stufe des Widerspruch und der Negation stehen blieb, ohne sich zur Klarheit und Festigkeit des Gegebenen, in sich bestimmten Vernunftbegriffen hindurchzuarbeiten⁸⁾. Gleichwohl verdankt diesem vorwiegend polemischen und kritischen, oft in leere Sophisterei aufartenden Charakter nicht bloß die dialektische Kunst, sondern auch die Logik (als bedeutende Resultate, die auf die tiefer Ausbildung dieser Wissenschaft in den unvollständigeren Systemen des Aristoteles und der Stoiker nicht ohne anregenden und vorbereitenden Einfluß geblieben sind⁹⁾. Verfolgen wir nun die Aufstiegs- und Entwicklung der logischen Begriffe bei den Megarikern nach den geringen Andeutungen, die uns aus den spärlichen Notizen späterer Schriftsteller oder aus vereinzelten Platonischen und Aristotelischen Stellen zukommen, so finden wir, daß Diodoros die bereits vom Euklides bestimmt vorgedehnte Methode des strengen, nie mit bloßer Voraussetzung sich begnügenden Beweises¹⁰⁾ und des scharfen Einbringens in die matter, reine Wahrheit des von allem Concreten entleerten Begriffes¹¹⁾ weiter ausgebildet und auf einzelne damals bedeutende Probleme der Dialektik angewandt hat. Zugleich aber führte ihn, wie die übrigen Megariker, das Abstrahiren von der vielfachen Veränderlichkeit des Inhaltes der Begriffe, wobei das Einzelne im Allgemeinen unterging, zu derselben Verächtlichung und Verneinung alles concreten Gedankeninhaltes, in welcher die eleatische Schule, als deren mehr dialektische Fortsetzung die megarische anzusehen ist¹²⁾, sich ausgedeutet hat:

7) So bei Strabo, XVII, p. 258. Sext. Empir., Adv. Grammat. I, 310 nennt ihn *δυναστεύωντος*; vgl. Cicero, De fato, c. 6. Über die vielfache Anwendung des Namens Dialektiker auf die verschiedenartigen Systeme, wornach die Aufstellung des einen Schatzes der Philosophie in einem Formalismus sich aufschloß, vgl. Fabric, Bibl. gr. II, p. 626. H. L. Deycke, De Megaricorum doctrina, p. 8. 8) Dabei sei auch Cicero nicht übersehen; ein Placitum, das Arist., Phys. I, 2, 3 zuerst der eleatischen Dialektik beilegt, und dann, wie es scheint, auf die megarische überträgt. Dlg. Log. I, II, 106. 9) Es verbannt dem Aristoteles die genaue und fest einbringende Entwicklung der Begriffe des Seins und Nichtseins, der Bewegung, der Möglichkeit und Wirklichkeit, des Einzelnen und Allgemeinen, ihre nächste Veranlassung aber eleatischen und megarischen, auf diese Punkte gerichteten, Polemik. Die Dialektik der Eror war in unserem Sinne nur eine Fortsetzung der megarischen. Jene hätte aber den Stilpo für sich (Diog. L. II, 120 VII, 24) und noch Einzelne, auch den Diodoros, (D. L. VII, 24). 10) Vgl. den Artikel Euklides von Megara. 11) Dohle gebt an *μετὰ τὴν ἀποδείξιν* vermerkt, den bestimmtesten und eigentlichsten Ausdruck der philosophischen Methode forderte. Dlg. I, II, 107. 12) Daß auch öfters zwischen beiden Schulen der genaue Zusammenhang bestand, ist aus der Worte der Diog. L. II, 106, daß Antisthenes, obgleich Jünger des Sokrates, doch auch des Parmenides System eifrig getrieben habe. Vgl. den Art. Kleantesche Schule.

Dieses gegen alle concrete Bestimmtheit skeptische Verhalten des Denkers fand zwar zunächst eine gewisse Verwahrung in dem Resultat einer durchaus abstrakten Identitätslehre, die in ihrem allgemeinsten Grundsatze dem reichen Gehalte tiefer durchgebildeter Systeme oft sehr nahe kommt; doch blieb dieses Resultat immer nur ein negatives, formelles, eine Identität ohne Differenz, die eben darum zu dem Werth einer leeren, abstrakten Formel herabsank, und nicht aus eigener Kraft sich zu einem umfassenden Systeme des Wissens emporheben konnte¹³⁾. Als dem Diodoros eigentümlich dürfen wir die dialektische Analyse des Begriffes der Bewegung, sowie der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, ansehen, die auf eine ähnliche Entwicklung anderer Begriffe schließen läßt. In beiden zeigt sich das echt philosophische Streben nach Aufhebung der Gegensätze, die aber nicht bis zur Vermittelung fortgeschritten. Der Begriff der Bewegung zuerst spielte in der Dialektik jener Zeit eine so wichtige Rolle. Denn, nachdem Veritas in dem ewigen Flusse der Dinge das Grundgesetz aller Daseins gefunden hatte, war es das Hauptbestreben der späteren Dialektiker, durch alle Künste der Dialektik jenen Flus zur Ruhe zu bringen¹⁴⁾, und das Eine, Unveränderliche, Bewegungslose als das allein Wahre zu stellen. Dieser Kampf aber für die Ruhe und gegen die Bewegung, der sich in der megarischen Schule fortsetzte und eine Reihe sogenannter Paralogismen hervorrief¹⁵⁾, in welchen der innere Widerspruch der gemeinen Vorstellung mit sich selbst treffend und geistreich an einzelnen Beispielen gezeigt wird, grenzte zunächst an die höchsten Ausgangspunkte alles Denkens, an die Frage, ob das, was wir Etwas nennen, ein ewig Seiendes oder ein nur vorübergehendes sei; denn jedes Werden ist Bewegung, jedes Sein Ruhe¹⁶⁾. Dabei knüpfte sich an den Streit gegen die Bewegung zugleich der Streit gegen alle concrete Bestimmtheit des Einzelnen, gegen alle Befestigung des Eines, Allgemeinen, gegen alles Werden überhaupt, das mit dem reinen Begriffe des Seins im unaufhebbarsten Widerspruch stand¹⁷⁾.

13) Auch dies zeigt sich in der äußeren Geschichte dieser Schule, die, nachdem sie kein einmal im Stilpo nicht aufgehoben, plötzlich einfallen zu den scheint, während die übrigen Schulen jener Zeit noch Jahrhunderte lebten. 14) Daher of *ταὐτονομαζόμενος* bei Plato, Theaet. p. 174 a., der humoristisch das andere Axiom des Alexander (*οὐ δύναται*) billegt. Die Argumente des Jeno von Eria gegen die Bewegung beruht auf sichtlich Arist., Phys. VI, 9. Vgl. aber Parmenides: *ἄνθρωπος*, Commentat. Kant. p. 118 sup. 15) So namentlich den berühmten Zählens, welcher eine andere Artens, hatte, als den Begriff der Bewegung, in seinem innern Widerspruch darstellend vgl. Arist. Phys. VI, 2. Der ihm schon, dem Eleatik, e. vorhergeht nach Diog. L. IX, 35, wurde sogar Parmenides als erster Urheber der desselben genannt. Der Sokrates hatte dieselbe Schwierigkeit von ein e anderen Seite. 16) Hieraus ist zu erklären, daß Aristoteles den Begriff der Bewegung, der bereits von Plato im Esophien sehr hoch d. stimmt war, in der Physik so gütlich ansetzt, und in die and-r. Überzeugungen: *οὐκ ἔστιν ἄνθρωπος* und *οὐκ ἔστιν ἄνθρωπος* erst die Klarheit tiefer Begriffe, als Erinnern seiner Auflösung, zu erweisen sich bemüht. 17) Auch hier war Jeno der Urheber des Verfalls der Megariker; ihm übertrug das Argument im Allgemeinen an, das Sext. Empir., Hypot.

Diódoros nun bediente sich folgendes Arguments gegen die Vorstellung von räumlicher Bewegung: Wenn etwas bewegt wird, so wird es entweder in dem Orte bewegt, in welchem es ist, oder in einem andern; wenn aber das erstere, so würde es nicht bewegt sein, sondern ruhen; wenn das letztere, wie könnte es dann in einem Orte thätig sein, in welchem es nicht einmal ist? mithin wird nichts bewegt¹⁸⁾. Das Wesentliche dieses Arguments beruht auf dem innern Widerspruch der Vorstellung vom Ruume, die abstract und in ihrer Vertheil aufgelöst, sich in eine Untheilbarkeit der Punkte auflöst und somit die Fixirung irgend eines einzelnen Punktes durch den festhaltenden Begriff unmöglich macht, sobald niemand sagen kann: etwas bewegt sich oder ruht an diesem oder jenem Orte, sondern in dem unendlichen Gemüthe der Punkte alles Hier und Dort, mithin zuletzt alle Ruhe sowohl als Bewegung verschwindet und verschwindet. Um diesem Widerspruch zu entgehen, erklärte Diódoros, nach dem Vorgange der Eleaster, daß alles Fortrücken von Punkt zu Punkt, alle Bewegung also, unmöglich sei, indem die der unendlichen Menge von Punkten der Punkt, den das Bewegte in seinem Fortgange verläßt, von dem Punkte, an dem es anlangt, sich zuletzt gar nicht mehr sondern lasse, vielmehr, da der Unterschied des einen von dem andern zu einem Geringfügigen oder vielmehr zu einem Nichts wird, die unendliche Theilbarkeit der räumlichen Punkte sich nothwendig selbst aufheben müsse und nur der Begriff des einen, untheilbaren, nicht in Punkte zerfallenden Raumes, als das Wahre der Vorstellung übrig bleibe. Diese Lösung, die doch immer nur ein Zerfallen des Axioms ist und mit einem gewaltsamen Sprung über die Realität aller quantitativen Anschauung sich hinwegsetzt, blieb daher unvollkommen und ungenügend, um so mehr, da bereits Platon (im Theätet, und tiefer im Sophisten), und Aristoteles (besonders in der Physik und Metaphysik) den wahren Begriff der Bewegung und die eigentliche Stelle, die demselben, sowie den quantitativen Anschauungen und Begriffen überhaupt, ein Organismus des Denkens zukommt, klar und richtig aufgefunden hatten. Da nun aber Diódoros, von der unendlichen Theilbarkeit des Raumes abstrahirend, zu der Untheilbarkeit des Raumes gelangt war¹⁹⁾, die von selbst alle Bewegung unmöglich machte, so führte ihn sorgfältige Forschung dahin, daß auch das den Raum erfüllende, das Ganze der Körperwelt, als unendlich theilbar, zuletzt doch ebenfalls wieder als ein Untheilbares gedacht werden müsse; denn, sobald sich auch die Phantasie bemüht, die Vorstellung einer unendlichen Theilung in sich aufzunehmen, immer findet der Verstand zuletzt jene Grenze in einem Untheilbaren, worüber er nicht hinaus kommt. So erklärt sich die von vielen Seiten her bestätigte und daher im Wesentlichen un-

vermerklie Notiz, daß Diódor gelehrt habe, das Ganze bestehe aus kleinern und untheilbaren Theilen²⁰⁾, und sei dadurch mit der Atomlehre des Leucippus und Demokritus zusammengetroffen. Wir haben hier ein Beispiel, wie oft von den verschiedensten Gesichtspunkten aus (tenn die Lehre der Megariker war der Lehre der Atomisten fast diametral entgegengesetzt) einseitige Systeme in gleichen Resultaten sich begegnen; denn so wenig Diódor geneigt war, ein zufälliges Werden des Ganzen aus Atomen einzuräumen, da er ja alles Werden negirte, so blieb ihm doch, eben weil er das Werden aufhob und das Starre Ewig in seiner Unerschütterlichkeit festhielt, nichts übrig, als das in sich geschlossene, fest fertige, nie sich bestimmende aber entwickelte Ganze als untheilbar zu denken, um der unendlichen Theilbarkeit auszuweichen; da nun aber der einmal angenehmen Begriff des Ganzen nicht umfaßt werden konnte ohne den Begriff der Theile, so fand er das Ganze als zusammenge setzt aus unendlich vielen untheilbaren Theilen, oder vielmehr, ihm zerfiel der Begriff des Ganzen von selbst in den Begriff einer unendlichen Menge untheilbarer Theile, die er aber, da jeder in sich wieder den Begriff des untheilbaren Ganzen darstellt, als räumlich begrenzt denken mußte²¹⁾. So blieb auch der Begriff der Totalität und Partialität bei ihm ein widersprechender, und auch hier war es dem Aristoteles gegeben, nach Überwindung des Widerspruches die wahre Bedeutung jener Begriffe aufzuweisen²²⁾. Dem Begriff des untheilbaren Körpers gebraute nun Diódor in einer volleren Argumentation gegen die Bewegung, um zu zeigen, daß, da die beiden Factoren der Bewegung, Körper und Raum, untheilbar seien, auch die Bewegung selbst unmöglich sei, indem jeder untheilbare räumliche Punkt von einem untheilbaren Körperganzen ausgefüllt sei²³⁾. Auch die Unterfcheidung des Raumes in den engen (*κατ' ὀψέλειον*) und weitem (*κατὰ πλάτος*) scheint vom Diódor herabzuführen, der dadurch den untheilbaren Punkt von dem ganzen untheilbaren Raum unterscheiden und zugleich ihre Identität feststellen wollte. Zugleich aber ging mit dem Begriffe der Bewegung nothwendig noch ein anderer Begriff, der als Product derselben angesehen werden kann, zusammen:

20) *Epl. Sext. Empir.*, Adv. mathem. IX, 363, wo Diódor mit Demokrit und Anaxagoras zusammengeführt wird, weil er annehme *κλειστάς καὶ αἰετὰς ἀτομὰς*. Bei *Stobaeus*, *Eclog. phys.* I, p. 310 wird noch die Bestimmtheit hinzugefügt: *ἀτομὰ πῶς τὰ τὰ ἑαυτῶν, ἀσύνθετα δὲ κατὰ τὸ φύσειον*. *Biblioth. Franc. avangl.* XIV, 23. Ruft den Diódor wegen dieser Lehre ganz in die Reihe der Atomisten. 21) *Epl. Plot.* 20, die Stelle des Eudoxus. Nach der Stelle im *Arithmet.* hätte er auch jenseit das Wort *αἰετὰς* gebührt. 22) Die Hauptstelle: *Arist.*, *Metaphys.* IV, p. 116. *Brandis*. 23) In dieser Form erscheint das Argument bei *Sext. Empir.*, Adv. math. X, 85, wo es heißt: *ὅτι ἀνεῖναι οὐρανὸν ἁπλοῦς ἢ ἀνεῖναι ὅλον περιεχόμενον*. Kurz vorher war die Lehre von den kleinsten Körpern, als Grundlage dieser dem Diódor gleich elementarischen Beweisweise, wiederholt. 24) *Sext. Empir.*, *Eclog. phys.* III, 75, 119, wobei freilich Diódor nicht genannt wird; da indessen kurz vorher von seiner Bewegungslehre die Rede war, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese Distinction einen Theil seiner Dialektik machte.

Pyrrh II, 22 gegen das Wesen mithin, und mit dem Axiome des Diódor gegen die Bewegung genau verknüpft.

18. In dieser einfachen Form wird der dem Sokrates (cf. *Pseud-Aristoteles* de *Xenophano*, *Zenon et Gorgias*) entlehnte Beweis mitgetheilt von *Sext. Empir.*, *Hypot. Pyrrh.* II, 22 und *Adv. mathem.* I, 310. 19) *Sext. Empir.*, Adv. mathem. X, 85.

der Begriff der Zeit; die Dialektik des Diodoros wandte sich daher auch hier auf die gewöhnliche Vorstellung, welche eine dreifache Bestimmung der Zeit als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft annahm, und deshalb die Bewegung dachte als Übergang aus dem vergangenen Sein durch ein gegenwärtiges Werden in ein zukünftiges Sein. Natürlich mußte Diodor (auch hierin nicht ohne Vorgänger), wie er das Werden verbannte, auch die Realität der Gegenwart bestritten, die gleich dem räumlichen Punkt, im unsichtbaren Schweben zwischen Vergangenheit und Zukunft sich selbst beständig auflöst. Daher bediente er sich, um den aus einer Bewegung oder sonstigen in die Zeit fallenden Veränderung hervorzugetragenen Zustand zu bezeichnen, der Formel: etwas ist bewegt (*κινείται*), wird aber nicht bewegt²⁵⁾. Schon der einfache Menschenverstand konnte ihm hier die Inconsequenz nachweisen, daß er ein Gewordensein annehme, und doch das Werden bestritte, oder eine Vergangenheit stehen ließ, der doch eine vermittelnde Gegenwart, wenn auch nur als Moment, vorausgegangen sein müsse. In der That blieb Diodor nebst seiner ganzen Schule auch hier auf halbem Wege stehen, indem er den Widerspruch des Begriffes der Zeit erkannte und doch, in Ermangelung einer höhern Lösung, in denselben wieder zurückfiel. Doch suchte er seinen Schwachsinnig zu retten, indem er, das Beispiel von einer räumlichen Bewegung benutzend, sagte²⁶⁾: Wenn ein Ball gegen das Dach geworfen wird, so könne man nicht sagen, er berühre das Dach, denn in dem Moment, der Berührung sei diese auch schon vollendet, vorher aber noch nicht begonnen; mithin komme alles auf dem Moment zurück, der kaum begonnen auch schon verfließen sei, folglich im Begriffe nicht fixirt werden könne; daher dürfe nur gesagt werden, der Ball habe das Dach berührt, und das Gewordensein habe immer seine Wahrheit, auch wenn das Werden oder die Gegenwart als unwahr und als Schein erkannt werden müsse. Consequenter ausgebildet mußte diese Deduction nothwendig zur Aufhebung aller Zeit hintreiben; doch scheint Diodor hier so wenig, als bei seiner Raumlehre, bis zu der äußersten Consequenz vorgedrungen, sondern im Widerspruche stehen geblieben zu sein.

Eine andre Form, die Diodor seiner Polemik gegen die Bewegung gab²⁷⁾, ist minder wissenschaftlich und hängt

mit der oben erwähnten Lehre von unendlich vielen kleinsten Körpertheilen zusammen; er sagt: Die Bewegung ist eine doppelte, eine totale, (*κατ' ὅλκιν*), wobei alle Theile sich bewegen, der ganze Körper durch den ganzen Raum (*ὅλον δὲ ὅλον*), und eine partielle, (*κατ' ἐκμέρειαν*), wobei die meisten Theile sich bewegen, einige aber ruhig bleiben; und setzt die totale Bewegung nothwendig die partielle als eine frühere voraus; denn, wo alle Theile sich bewegen, müssen einige zuerst den Anfang der Bewegung gemacht haben; mithin gibt es keine totale Bewegung ohne die partielle; die partielle Bewegung aber ist unendbar; denn wenn zwei untheilbare Theile eines Ganzen sich bewegen, ein dritter aber ruhig bliebe, und es läme ein vierter, fünfter u. d. h. u. s. w. würde das Ganze dennoch noch immer ein Bewegtes sein; nun aber kann ich mir dies Hinzufügen neuer Theile bis ins Unendliche fortgesetzt denken, ohne daß dadurch die Bewegung aufhöre; dies aber würde ungerecht sein, da doch die partielle Bewegung nur dann entstehen kann, wenn die Mehrheit der Theile sich bewegt; wo ist also die Grenze der Bewegung? und wie läßt sich ein Ganzes theilweise bewegt, theilweise unbewegt denken? — Diese philosophische Ausführung ist durchaus dem verrufenen Trugschlusse vom Haufen, dem Sorites, ähnlich²⁸⁾, der aber doch, als Darstellung der innern Unbestimmtheit des Begriffes der Zahl und des unendlichen, grenzenlosen, sich selbst immer zugleich segnend und aufhebenden Fortschreitens derselben in der Geschichte der Logik seine Bedeutung hat.

Gleiches Streben nach Aufhebung der Differenz und nach abstracter Identität zeigt sich in seiner Lehre vom Möglichen, die schon den Alten als Fatalismus erschien²⁹⁾, und auf die Lehre der Stoiker sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben ist³⁰⁾. Die Megariker zuerst hatten, wie es scheint, das Verdienst, den Begriff des Möglichen einer tiefen Untersuchung zu unterwerfen, wozu sie in ihrer Theorie eines starren, in sich geschlossenen Seins des Ganzen den nächsten Anlaß fanden; denn wenn Alles ist, nichts wird, so hört der Begriff des Möglichen auf, der nur möglich ist, wenn ein Nichtseiendes gedacht wird, das aber ein Seiendes werden könnte; so stand der Begriff der Möglichkeit in engster Verbindung mit dem Begriffe des Werdens, und der Gegensatz des Möglichen und Wirklichen war eine höhere Fortbildung des Gegensatzes von Seiendem und Nichtseiendem. Da nun die Megariker das Nichtseiende und das Werden leugneten, konnten sie auch nur ein Wirkliches anerkennen, und mußten das Mögliche ganz aus ihrer Logik verweisen,

²⁵⁾ Diodor selbst bedient sich in der Ausführung des Beispiels vom Haufen. Über diesen Schluss, den Diogen. Laert. dem Antisthenes zuschreibt (vgl. den Artikel Eudolides) s. *Monag* u. dieser Stelle.

²⁶⁾ Cicero, *De fato*, cap. 9. Epist. ad fam. IX, 4. ³⁰⁾ Wichtiges s. auch Christoph. der, die unter dem Stoicismus, gegen jene Ansicht vier Bücher: *negl. docturae*; *Diag. Laert.* VII, 191. Die bekannteste Stelle der von der *Stoicorum* als dem Geiste der Welt, die zuerst Christoph. bes. (Stob. *Eclog. Phys.* I, p. 180) war ohne Zweifel zunächst durch die megarische Dialektik über jene Begriffe angeregt.

²⁵⁾ *Seut. Empir.*, Adv. mathem. X, 48, 85: *οὐκ ἔστιν αὐτὸν εἶναι ἢ, κινούμενον δὲ, ἀκίνητον* (s. oben). ²⁶⁾ *Seut. Empir.*, Adv. math. X, 37–103. Ganz trivial ist das zuerst gebrauchte Beispiel, daß man von zwei Menschen, die im Laufe des Jahres heirathen, wol sagen könne: *ἔγγαμοι*, aber nicht: *γαμίσαντες*. S. Diodor das seinem Arzte Christoph. wegen der Bewegungstheorie perfirirt wurde, berichtet *Seut. Empir.*, Hypot. Pyrrh. II, 245. ²⁷⁾ *Seut. Empir.*, Adv. mathem. X, 117 sqq.

indem sie den Satz aufstellten: Nur das Wirkliche sei möglich, das Nichtwirkliche aber unmöglich; nichts sei daher möglich, ohne zugleich ein Wirkliches zu sein, und der Begriff der Möglichkeit in sich selbst ein nichtiger. Können und Wirken, Kraft und That, sei immerdar und wesentlich Eins³¹⁾. Dieser Punkt, der vom Aristoteles auf das Grundsätzliche erhöht war, so daß beide Begriffe in ihrer wesentlichen Differenz gerechtfertigt wurden, beide aber in einem Höhern zusammenkamen, in der Idee der selbstthätigen Zweckbestimmung des Geistes, bot den spätern Megarikern den reichen Stoff zur Polemik gegen jenen großen Philosophen, den sie schwerlich genügend verstanden³²⁾. So sagt Diodor³³⁾: Das allein kann geschehen, was entweder wirklich ist, oder wirklich sein wird; alles aber, was geschehen wird, ist nothwendig, und was nicht geschehen wird, kann auch nicht geschehen. Daher ist alles Geschehnde nothwendig, und das Zukünftige ebenso fest und unveränderlich, als das Vergangene. Schon Cicero³⁴⁾ sah richtig ein, daß hierin noch nicht die blinde Nothwendigkeit des Schicksals ausgesprochen sei, ein Gedanke, der jener Schule fremd war, sondern daß es dem Diodor nur auf die Bestimmung der Wörter und Begriffe ankomme; nur, daß dieser sich mit der Behauptung der Identität jener drei Begriffe begnüge, ohne zu untersuchen, ob nicht in gewissen Sphären des Denkens die Trennung derselben nothwendig und wie die wahre Vereinigung derselben im concreten Begriffe zu begründen sei. Gleichwohl muß grade in dieser Darstellung das tiefste und tüchtigste Bestreben der Megariker, und des Diodor insbesondere, gegen die verworrenen Vorstellungen der Menge von Zufall, Nothwendigkeit und Möglichkeit, diese Wörter im oberflächlichsten Sinne genommen, anzukämpfen, gebührend anerkannt werden; die einsmal als Grundlag aufgestellte unumwandelbare Einheit des Seienden oder Ganzen mußte freilich auch hier die eigenenthümliche Bestimmtheit der verschiedenen logischen Begriffe gewaltsam vernichten, während Aristoteles eben in der genaueren Analyse jener Begriffe erst ihre wahre Einheit fand. Wie nun Diodor, im Sinne seiner Schule, in der Logik alle Differenz des Begriffes, in der Physik alles successive Werden durch Veränderung oder Bewegung, alle örtliche und zeitliche Vielheit fruchtlos aufzuheben

versuchte, so war ihm auch die Sprache, der nothwendige Ausdruck des Gedankens, ein festes, starres System identischer Begriffe; daher stellte er den Satz auf: Kein Wort ist doppelt sinnig; niemand spricht oder denkt Doppelt sinniges, und nie darf es den Anschein haben, als sage der Sprechende etwas andres, als was er selbst beim Sagen denkt oder empfindet; was daher gewöhnlich doppelt sinnig heißt, ist eigentlich nur Dunkelheit im Ausdruck, indem ein Anderer den Sprechenden falsch versteht³⁵⁾. Zum stücke Christophs, der, wie die meisten Stoiker, sich mit Vorliebe grammatischen Untersuchungen zuwandte, den Satz entgegen, daß jedes Wort eine Mehrheit von Bedeutungen in sich schließe, die aber durch einen Grundbegriff zusammengehalten würden³⁶⁾. Hiedurch war der Grund zu einer philosophischen Sprachforschung gelegt, die nach der Ansicht des Diodor, der auch hier das Concrete aufgehob, ohne Inconsequenz nicht möglich war.

Noch haben wir endlich eines Punktes zu gedenken, der zum Theil der Logik, zum Theil der Sprachphilosophie angehört, der Lehre des Diodor vom hypothetischen Satz. Es war namentlich die Lehre vom Urtheil und Schluß, welche den Megarikern sehr bedeutende Bestimmungen verbanke, und hier ist uns vom Diodor ein Satz erhalten, der sich auf die formelle Richtigkeit des Urtheils bezog, und wahrscheinlich die Stoiker veranlaßte, die Lehre von den Kriterien des Wahren, insofern das Wahre in richtiger Form und Verbindung der Urtheile bestesse, grundtlicher zu entwickeln. Nämlich Diodor besitzte gegen Philo³⁷⁾, daß ein hypothetischer Satz richtig verbunden (ein *εἰς ἀναγκαῖον*) wäre, sobald es möglich sei, daß zwar der bedingende Vordersatz wahr, der bedingte Nachsatz aber falsch sei, mithin aus Wahren Falsches folgen könne; denn, während Philo drei richtige Verbindungen des hypothetischen Satzes annahm, die erste, wo der Vordersatz wie der Nachsatz wahr sei (z. B. wenn Tag ist, so ist Licht); die zweite, wo der Vordersatz wie der Nachsatz falsch sei (z. B. wenn die Erde fliegt, daß sie fliege!); die dritte, wo der Vordersatz falsch, der Nachsatz wahr sei (z. B. wenn die Erde fliegt, so ist sie), und nur die vierte als falsch bezeichnete, wo der Vordersatz wahr, der Nachsatz aber falsch sei (z. B. wenn Tag ist, so ist Nacht) so sagte dagegen Diodor, daß nur das eine richtige hypothetische Verknüpfung sei, wovon es unmöglich wäre, daß sie jemals, vom Wahren ausgehend, im Falschen endigen könne. So sei der Satz: Wenn es Tag ist, rede ich, unwahr; denn, da das Reden ebenso gut unterbleiben könnte, so finde zwischen beiden Gliedern durch-

31) *Arist.*, *Metaphys.* IX, 3. p. 177. (Brant) sagt sehr treffend, daß diese These, welche das Mögliche und Wirkliche absolut identisch seyn, somit die Bewegung als das Werden aufhebe; denn in der That hing das Eine genau an dem Andern. Aelter Stellen aus Aristoteles, die gesammelt *Deysch*, *de Megar.* p. 71 sq. 32) So schrieb Gubulidis gegen Aristoteles, *Diog. Laert.* II, 109, wobei jener Punkt gewiß in der ersten Reihe stand. Die Hauptstellen des Aristoteles über Möglichkeit und Wirklichkeit: *Metaphys.* IV. p. 104. IX. p. 175 sq. XI. p. 229, über Zufall und Nothwendigkeit: *Phys.* II, 4—9. 33) Die Hauptstelle des Cicero, *de fato*, cap. 7: „Illa id solum fieri posse dicit, quod aut sit verum, aut futurum sit verum; et quicquid futurum sit, id dicit fieri necesse esse, et quicquid non sit futurum, id negat fieri posse.“ *Ergl. Augustin.*, *Civ. Dei* V, 10. 34) *Cicero*, *de fato*, cap. 9, wo der Stoicismus mehr den Stoffern, die eine unendliche Kette von Ursachen lehren, als den den Begriff bestimmenden Megarikern zugeschrieben wird.

35) *Gellius*, *N. A.* XI, 12. „Nullum verbum est ambiguum, nec quicquam ambiguum quod aut sentiat, neque aliud dici videtur debet, quam quod se dicere sentiat is, qui dicit.“ 36) *Diog. L.*, VII, 62. Darauf gingen auch Theilist die 17 Bücher des Christophs: *negi ἀναγκαῖον*, *D. L.* VII, 193, ein Gegenstand, der die Sprachwissenschaft sehr nahe angeht. *Ergl. Quinterian.*, VII, 10. 37) Der Stoiker Philo, mit welchem der Stoiker Zeno nach *D. L.* VII, 16 viel disputierte, wohl zu unterscheiden von dem viel spätern Akademiker; vermuthlich ist es derselbe, gegen den Buch *negi ἀναγκαῖον* Christophs eine Gegenansicht absetzt.

zu sehr beherrscht, so daß es scheint, er habe bei der Aus-
wahl der Begebenheiten demjenigen den Vorzug gegeben,
was jener Vorstellung am meisten entsprach. Ihr ge-
mäß pflegt er der Erzählung Lob oder Tadel des Ge-
schriebenen und der handelnden Personen beizufügen¹⁴⁾,
wobei er rechtschaffne Gesinnungen und gesundes Urtheil
an den Tag legt¹⁵⁾. Nicht gleiches Lob aber scheint seine
historische Kritik zu verdienen, so wenig als die Art sei-
ner Darstellung. Der poetische Sinn, der auch dem wahr-
heitsliebenden Geschichtschreiber nicht fehlen darf, scheint
ihm gänzlich zu mangeln; ja, wo er Poesisches findet,
wie in dem ersten Theile seines Werkes, entleidet er die
Erzählung dieses Schmuckes und wandelt das Gebild der
Phantasie in etwas um, das für Geschichte gelten will,
aber weit weniger Wahrheit als die Dichtung hat¹⁶⁾.
Seine Erzählung ist daher ohne Farbe und eintönig;
und obgleich sein Ausdruck im Ganzen einfach und klar,
und von einem zwischen geklumpten Atticismus und gemei-
ner Redeform schwebenden Charakter ist, wie Photius ur-
theilt¹⁷⁾, so ist er doch nicht gleichförmig genug, um nicht
bzwieilen an die Verschiedenartigkeit der Quellen zu er-
innern, aus denen geschöpft worden. Die Anordnung
des Werkes ist in Rücksicht auf die Schwierigkeit, eine
so große Masse des mannichfaltigsten Stoffes zu entwir-
ren und zu vertheilen, lobenswerth¹⁸⁾; aber sie ist nicht
immer vollendet; Wiederholungen sind nicht vermieden;
und die ganze anallistische Anordnung, so nützlich sie in
mancher Beziehung ist, hemmt ohne Unterlaß den Fort-
gang der Erzählung und zerstreut den Zusammenhang der
Begebenheiten. Auch wird der Vortheil, den sie gewährt,
sowol dadurch vermindert, daß Diodor das römische Con-
sulat und das Archontat der Ätender verbindet, als ob
beides Jahr für Jahr zusammenträte; noch mehr aber
dadurch, daß er oft in der Erzählung der Begebenheiten
über die von ihm angegebene chronologische Schranke
hinausgeführt, Ungewißheit und Zweifel veranlaßt. Es ist
also wol nicht ungerecht zu sagen, daß das Werk Dio-
dors den Verlust anderer Geschichtschreiber ungefähr auf
die Weite erstreckt, wie der Verlust eines Gliedes durch ein
künstliches ersetzt wird, dessen Mängel, bei aller Unent-
behrlichkeit, ohne Unterlaß an den erlittenen Verlust er-
innern.

Von den Ueberbleibseln dieser historischen Bibliothek
erschien eine lateinische Uebersetzung von dem Originalen.
Franc. Poggius hatte die ersten fünf (bei ihm sechs) Bü-
cher

übersezt und dem Papste Nikolaus V. zugeeignet.
Erst nach dem Tod ihres Verfassers (1459) und des
Papstes (1465) erschien diese Uebersetzung im Drucke.
(Bonon. 1472 Fol.) und dann öfter; mit Unrecht aber ist
sie ihm abgesprochen worden¹⁹⁾. Um dieselbe Zeit wurde
das 11. bis zum 14. Buche von einem Ungeannten (man
glaubt von Andreas Sylvius) übersezt; dann das 15. von
Marc. Hepperus; die drei letzten Bücher endlich von An-
gelus Colpus und von Seb. Castellio. Alle diese einzelnen
Stücke sind einmal vereinigt erschienen (Basel, 1559.
Fol. und 1578. Fol.), bis sie, nach Erscheinung des grie-
chischen Textes, durch die sorgfältigere Uebersetzung von Laur.
Rhodomannus verdrängt wurden. Von dem Originalen
erschien zuerst das 15. bis zum 20. Buch aus einer ein-
zigen Handschrift, ohne Uebersetzung und Anmerkungen
von Vincent. Dorspulus. (Basel 1539. 4. °). Den ganzen
griechischen Text des Diodoros, soviel davon erhalten
ist, gab zuerst Henric. Stephanus (Paris 1559. Fol.), in
welcher Ausgabe die ersten fünf und das 11. bis zum 20.
Buche griechisch zum ersten Mal an das Licht traten, ohne
lateinische Uebersetzung, auch ohne nähere Bezeichnung der
benutzten Handschriften mit Excerpten aus den verlor-
nen Büchern und Supplementen aus andern, auch latei-
nischen, Geschichtschreibern; endlich auch 20 Seiten
schätzbarer Anmerkungen. Obgleich ein Werk der Eile
zeichnet sich diese Ausgabe dennoch vor den später er-
schienenen durch Correctheit des Drucks aus in Kleinig-
keiten aus. Vorausgeschickt ist eine Abhandlung über die
Brauchbarkeit der Geschichte Diodors, und eine Berthei-
gung derselben gegen Lud. Vivès, der in Beziehung auf
einen Ausdruck des Plinius²¹⁾ gesagt hatte: nihil eo
esse auctius. In der Absicht, eine zweite Ausgabe zu
veranlassen, bewog er den gelehrten Laur. Rhodomann
zur Anfertigung einer neuen lat. Uebersetzung²²⁾, starb aber,
ehe er sein Vorhaben ausführen konnte (1598), an einer
Seuche im 70. Jahre seines Alters. Rhodomann trat
nun an seine Stelle, und die erste griechisch-lateinische
Ausgabe trat zu Hanau 1603 Fol. an das Licht. Der
Text ist der Stephanianus; neue kritische Hülfsmittel sind
nicht gebraucht; diesen Mangel aber ersetzte die Ge-
lehrsamkeit und der Scharfsinn des Herausgebers, der

14) Diodor. XV. 88. 15) Son jugement est assez sain;
il lona et blâme avec impartialité. Ses réflexions sont commu-
nes, sans être triviales; il n'y a montré homme de bon sens et
de probité. Sr. Croix Examen des Historiens d'Alexandre la
Grand p. 68. 16) Daß er in der griechischen Mythologie dem
System des Cuchemeros geblüht hat, welcher den Olymp mit
vergötterten Menschen erfüllte, geht aus mehreren Fragmenten Dio-
dors deutlich hervor. 17) Photus Biblioth. Cod. 70. 18) Der
Plan Diodors und die Anordnung des Stoffes ist ausführlich,
aber mit zu großer Weitläufigkeit entwickelt von J. R. Vo-
ring in Hutterers Ältern. hist. Bibliothek. 4. Bd., in einer der
sonstigen Abhandlungen, zu welcher ein Nachtrag im 5. Bande S. 29
35 gehört. Nachtrag und in das Lateinische übersezt ist diese
Abhandlung in die zweiterdrückte Ausgabe des Diabotas aufgenommen.

19) Einige legten sie dem Tod. Pörra bei, der als d. h. h. h.
ter Bischof von Bath 1465 starb. Burian, Hist. Auguste gg. p. 85
schreibt: Johannem Phraeam Angli Collegii Balliolensis Socium
Diodori sex libros vertisse, illamque versionem Poggium nactum
fuisse, et pro mo in publicum extrinse. S. Bayle Dict.
Phraea. S. über diese Falschbildung Harles ad Fabr. Bibl.
gr. Tom. IV. p. 365. not. o. 20) In Harwood, Conspicet,
edit. ad Alter. (Vienna 1778) wird eine Ausgabe des griechischen
Textes (Wien 1478) angeführt. Es ist wohl erwiesen, daß es
eine solche nie gegeben habe. S. Praef. edit. Bipont. Tom. I.
p. CLXII. Egl. Eichardus, Praefat. p. LII. 21) Plin. H.
N. l. p. 5. 4. Apud Gracchos desit nigeri Diodorus. Sr. Croix,
Examen p. 63, bezieht diese Worte auf die Uebersetzung des Plans,
que jamais l'historien n'avait été traité d'une manière si écou-
due et sans toutes ses parties. 22) Die ersten fünf Bücher,
die er schon an Stephanus übersezt hatte, gingen ihm verloren;
ein Streich, der, wie er selbst sagt, non nisi magnis laboribus
et impendii ersetzt werden konnte.

sch in seinen, wenngleich nur kurzen, Anmerkungen kund gibt. Nach einem langen Zwischenraum erschien Peter Wesseling's reich ausgestattete Ausgabe (Amsterd. 1746. Fol. 2 Bde.), bei welcher zahlreiche Handschriften benutzt, die Fragmente vermehrt, und Alles, was die frühern Ausgaben Brauchbares boten, gewissenhaft benutzt und gesammelt ist. Der Text selbst aber hat nicht die Vollendung erhalten, die er bei den vorhandenen Hülfsmitteln hätte bekommen können, wenn der Herausgeber den Stephanischen Text fleißiger zu Rathe gezogen und seine kritische Schätzkammer hätte befeigen können²⁵⁾. Dagegen enthält diese Ausgabe einen reichen Schatz trefflicher Anmerkungen, die sowohl die Sprache als die Sachen in fruchtbarer Kürze erläutern. Sie ist in gefälliger Drucke, mit Zugabe einiger neuen Hülfsmittel, aber keineswegs bindungslang geräumt, in der zweibrüder Ausgabe 1793—1807, in 11 Bänden wiederholt worden. Um dieselbe Zeit wurde zu Lemgo 1798 eine neue Ausgabe des Textes von F. Wachler angefangen, aber mit dem zweiten Band abgebrochen. Eine andre, von F. A. Wolf angefangen, wurde auf Eichstädt übergetragen, aber auch nur bis zum 14. Buche geführt. (Hal. Saxoni. 1800. 2 Voll.) Diese Ausgabe, deren Text alle vorhergehenden hinter sich zurückläßt, sollte zu dem, was die Wesseling'sche bot, den reichen Erwerb der neuern und neuften Zeit hinzufügen, und würde ohne Zweifel, wenn sie vollendet worden wäre, jedem Bedürfnisse des Historikers wie des Philologen genügt haben. Seitdem ist ein Abdruck des Textes bei Tauchnitz, Leipz. 1822 in 6 Bänden, und ein andrer bei Weidmann, Leipz. 1826 in 4 Bänden von E. W. Dindorf mit angehängten Summarien und kritische Anmerkungen erschienen. Eine vollständige Ausgabe hat derselbe Gelehrte, Leipz. 1828. 8. angefangen²⁶⁾.

Noch müssen wir bemerken, daß die Nachrichten Diodors, vornehmlich seine Beschreibungen von Gebäuden, Tempeln und Kunstwerken zu gelehrten Untersuchungen häufig Veranlassung gegeben haben. Hierin haben sich vornehmlich die französischen Gelehrten hervorgethan, unter deren neuften Arbeiten wir hier diejenigen erwähnen, die in *Quatreire de Quincy Recueil de Dissertations* aufgenommen sind; mehr von Retronne, vornehmlich die gelehrte Abhandlung sur le monument d'Ozymandyas, und die der *Description d'Égypte* einverleibten Eru-derungen.

Auch eine Sammlung von Briefen dürfen wir hier nicht übergehen, die dem Diodor begelegt werden, und an die Wesseling'sche Ausgabe angehängt sind. Sie erschienen zuerst in italienischer Sprache in *Carrera's Storia di Catania*. 1639. Fol. mit dem Vorgeben, daß sie

von Bessarion aus dem Griechischen in das Lateinische, in das Italienische aber von Ottavio Archangelo übersetzt worden. *S. Mongitor Bibl. Sic. T. I. p. 158. sq.* Eine aus dem Ital. verfertigte lat. Uebersetzung von Abraham Pezger findet sich in *Burm. Thes. antiq. Nieul. T. X.* und in *Fabricii Bibl. Ge. Tom. XIV.* Niemand hat seitdem weder das griechische Original noch aus Bessarion's Uebersetzung gelesen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese unbedeutenden Briefe die Erfindung eines müßigen Italiensers sind. *S. Fabr. und Harles Bibl. Gr. Vol. IV. p. 373. ff. (F. Jacobs).*

DIDOTOS von Antiochia, der als Jüngling zu Athen Philosophie und Rhetorik studirt hatte, wendete sich nachher dem beschaulichen Leben, wobei er in so großer Armut lebte, daß seine Freunde die Sorge für seine nothwendigsten Bedürfnisse übernahmen. Nachmal's wurde er Priester an der Kirche zu Antiochia und stand derselben vor, als Valens deren Bischof Meletius ins Exilium schickte. Im J. 378 wurde er Bischof zu Laus, der Hauptstadt Kilikiens, und starb 392 in hohem Alter. Er war bei dem Concilium von Antiochia, im Jahre 379 und bei dem von Constantinopel im Jahre 381. Während der Verfolgungen der Arianer unter Constantius und Valens sprach er sich kräftig für die nischen Dogmen aus. Von den vielen Schriften, die von ihm angeführt werden, theils theologischen, theils philosophischen Inhalts, sind nur Bruchstücke in den *Caenensis graecorum parum* übrig. In seinen Commentaren über fast alle biblischen Bücher folgte er nicht der allegorischen, sondern der sprachlichen Erklärungswiese, was ihn dazu gebracht haben soll die Weissagungen aus Christus zu leugnen. Der wüthende Kritikus, vor dessen Verbammungseifer auch das Grab nicht rettete, verfertigte auch den verstorbenen Diodoro als den Verdächtigten des Nestorianismus und Feind der Ehre Christi; er fand aber Vertheidiger an seinen Schülern Johannes Chrysostomos, Athanasios, Basilios und Theodor von Mopsuestia. (*Fabric. Bibl. ge. — Suidas. — Cyrilli opp. ad Joannem Antioch. et Acaunum Melit.*) (H.)

DIDOTOS, aus Erythra, ist der Verfasser der Tagebücher Alexanders (*Athen. X. p. 434*), welche von Diodor und Plutarch benutzt worden sind. Der Dignithier Strattis machte einen Auszug in fünf Büchern. (*Seyn. Recherches sur la vie et les écrits de Diodote in den Mém. de l'Acad. XIX. 30.*) (H.)

DIDOTOS, ein sizilischer Philosoph, Cicero's erster Lehrer in der Dialektik, späterhin sein Hausfreund. Cicero nennt ihn einen wissenschaftlich sehr gebildeten Mann, den er bewunderte und liebte (*Acad. II. 46*). In seinem Alter erblindete er, beschäftigte sich aber nicht weniger eifrig mit Philosophie, ließ sich beständig vorlesen, trieb nach der Pythagoreer Weise die Musik, und unterrichtete selbst in der Geometrie, indem er die Zuhörer mündlich anwies, in welcher Richtung sie die Fäden ziehen sollten. (*Tuse. V. 39*). Im J. R. 694 starb er zu Rom im Hause Cicero's, und hinterließ diesem eine Erbschaft von ungefähr 100,000 Sesterzien (10,000 Gulden. *Ad Attic. II. 21*). (H.)

25) Quot vitia et saepe monstra. Wesselingius relinquere maluit, quam expellere illis aut suis aut alienis emendationes etiam quae valde probata et laudata, reponere. *Reis. Praefat. ad Herodot. p. XIV.* Vergl. *Reichardt, Praef. ad Diodor. p. LI.*

26) Nicht zu übersehen ist folgende sehr schätzbare Schrift: *Lectiones Diodorae partim historicae partim criticae. Conscripta P. R. C. Krehbius. 1856.* die sich vorzüglich mit historischer Anordnung dessen beschäftigt, was in den verschiedenen Gesammtausgaben ungeordnet gestreut liegt.

DIOECESIS, nach dem Griechischen *διοίκησις*, Verwaltung, insbesondere eine öffentliche eines Administrationsbeamten, welchem deshalb auch der Ausdruck *διοικητής* zukommt. Dann aber bezeichnet das Wort *Dioecesis* einen District Landes, dessen Verwaltung und Jurisdiction dem (römischen) Prätor überwiesen ist und demnach zu dessen Provinz gehört. In dieser Bedeutung findet sich sowohl der griechische Ausdruck *διοίκησις* als der lateinische *Dioecesis* mehrmals bei Cicero, v. B. *Ad Famil.* III, 8. § 15. XIII, 53. 67; *ad Attic.* V, 21. Späterhin erweiterte sich dieser Begriff, so daß in der spätern römisch-byzantinischen Zeit damit ein Inbegriff mehrerer unter einem Gouverneur stehenden Provinzen bezeichnet wird, in dem Sinn, in welchem eine alte Glosse ganz richtig sagt: *διοίκησις ἐστὶν ἡ πολλὰς ἑαρχίας ἔχονσα ἡ ἐκκλησία*; in diesem Sinne kommt dieses Wort sehr oft im Codex Theodosian. und Justinian., ja schon bei Ammianus Marcellinus vor, wo indes dafür auch der Ausdruck *Tractus* sich findet. Der Gouverneur einer solchen *Dioecesis*, welcher in der Hauptstadt oder *Metropole* derselben seinen Sitz hatte, war ein *Prasaeetus Praetorio*; die einzelnen Provinzen oder *Eparchien*, aus welchen seine *Dioecesis* (sein *Paßsalut*) zusammengesetzt war, standen unter ebenso vielen *Comites* oder *Vicarii*. *S. J. Goltzhofed.* ad leg. 13 Cod. Theodos. de *Modic.* und in der *Topograph. Tom. VI.* p. 395 fg. Als nun aber, nachdem die christliche Religion an die Stelle der heidnischen zur Staatsreligion erhoben war, nach und nach das kirchliche Wesen geordnet und die ganze Kirchenverwaltung der politischen nachgebildet und mit ihr immer mehr in Verbindung gebracht wurde, wie solches das Interesse der Herrscher von Byzanz erforderte, da ward *Dioecesis* bald auch Benennung der kirchlichen Provinz, an deren Spitze, gleich dem *Prasaeetus Praetorio* in politischen Dingen, ein Erzbischof oder *Metropolitan* stand, der in der Hauptstadt der *Dioecesis* (*Metropolis*), wo auch der weltliche Gouverneur residirte, seinen Sitz hatte, und unter dessen Aufsicht die einzelnen Parochien oder Districte der einzelnen Bischöfe (*Bischofsstrenge*) gestellt waren. Nachdem auf diese Weise das Wort einmal eine kirchliche Bedeutung erhalten hatte und zur Bezeichnung der größern, unter einem Erzbischofe stehenden Kirchenprovinz angewendet wurde, gebrauchte man dasselbe auch bald mißbräuchlich von den einzelnen unter einem Bischofe stehenden Districten (*Bischofsstrenge*), welche eine solche größere Provinz bildeten und eigentlich mit dem Ausdrucke *Parochias* bezeichnet wurden. Zur Bezeichnung dieser kleinen Districte, oder der Strenge der einzelnen Bischöfe, also statt des Wortes *Parochias*, kommt *Dioecesis* schon früh sehr häufig vor, und hat sich auch in dieser Bedeutung das ganze Mittelalter hindurch bis auf unsre Tage erhalten, wo mit demselben gewöhnlich ein Complex mehrerer unter einem geistlichen Vorgesetzten oder Oberhaupt vereinigt Gemeinden bezeichnet wird. *Vergl. Ducange, Lex. med. et infim. Lat. T. I.* p. 823. (*Bähr.*)

DIOGENES von Apollonia, einer der letzten Philosophen der sogenannten ionischen Schule, Zeitgenosse des Anaxagoras. Außer vielen zerstreuten Notizen und den

dürftigen Bruchstücken bei *Diog. Laert.* IX. 57. haben wir das Bedeutendste über ihn dem *Simplicius* zu danken, der (ad phys. *Arist.* p. 32. 33.) des Philosophen erste Grundsätze mit dessen eignen Worten überliefert; ein andres bedeutendes Fragment, physiologischen Inhalts, theilt *Tristoteles* (*hist. animal.* III, 2, 4) mit. Wunder zuverlässig sind die unzammenhängenden Nachrichten bei dem Verfasser der *placita philosophorum*, bei *Stobaeus* und bei den spätern Platonikern und *Tristotelikern*. Eine genauere Untersuchung seiner Lehre und seines Verhältnisses an *Anaximenes* und *Anaxagoras* unternahm zuerst *Schleiermacher* in der Abhandlung über die Philosophie des *Diogenes* von Apollonia, Berlin, 1815 in den *Abh. der königl. Akad. der W.* in den Jahren 1804—11; eine vollständige Sammlung und Erklärung der Bruchstücke seiner Philosophie gab *Panzerbieter*: *Diogenes Apolloniensis* (Lips. 1830), eine weitere Ausführung seiner frühern Schrift: *De Diogenis Apoll. vita et scriptis* (Meining. 1823).

Diogenes, Sohn des Apollonemis, geboren zu Apollonia auf Kreta¹⁾, einer blühenden Handelsstadt, brachte, gleich dem *Anaxagoras* und *Kekeleas*, einen Theil seines Lebens in Athen zu, wohin besonders durch jene Männer die naturphilosophische Richtung der ionischen Schule verpflanzt und zu ihrer tiefen und wahrhaft speculativen Ausbildung bei *Platon* und *Aristoteles* vorbereitet wurde. Doch traf ihn, gleich dem *Anaxagoras*, in dieser Stadt Haß und Verfolgung, weil er, Alles auf Naturgesetze zurückführend, dem tiefergewurzelten religiösen Leben derselben gefährlich werden konnte²⁾. Ubrigens wissen wir von seinem Leben nichts, und fast scheint es, als habe man ihn schon damals, wie später, häufig übersehen, was theils aus einem gewissen Anscheine von Unselbstständigkeit seiner Lehre³⁾, theils aus der nicht vollendeten und nicht consequent genug durchgeführten Ausbildung derselben in seinem Werke⁴⁾ zu erklären sein mag; doch läßt sich wol nicht behaupten, daß *Platon*, der ihn freilich nie nennt, ihn nicht gekannt habe⁵⁾, da seine Naturphilosophie sich nicht selten an die von *Diogenes* gefundenen Resultate anschließt. Die allgemein verbreitete Tradition macht ihn zum jüngern Zeitgenossen des *Anaxagoras*⁶⁾, die sich mit

1) *Steph. Byzant.* de urbis. p. 149. ed. Borkel. 2) Ohne hinreichende Gründe wird bei dem *Demetrius Phalaris* bei *Diog. Laert.* IX, 57 überlieferte Nachricht von *Miltar* (Gef.) der ion. Philosophie (*S. A.*) bezweifelt. 3) Daher wird er fast immer arben andern, fast bei verschiednen, Philosophen genannt, auch wenn die Uebersetzung nur eine scheinbare ist. Auch scheint er sich in seinen Behauptungen sehr leicht zu haben, da nirgend in seiner Schrift drastischer Behauptungen auf gleichzeitige Systeme vorkommen. 4) Manche Schwermüdigkeiten und Widersprüche, die auch von *Panzerbieter* nicht vollkommen aufgeklärt sind, erklären sich am besten aus der ungenügenden Durchsicht des Systems, dessen Princip nicht immer die Probe der Erfahrung hielt. 5) Mit Unrecht bezweifelt *Panzerbieter* diese Bekanntschaft; im *Almaus* zeigten sich mehrmals Ankänge der Naturphilosophie des *Diogenes*; so *E. 77*, wo er in den *Kephallen* sich fast gleiches Ausdrücke bedient. *Diog.* p. 81 bei *P.* 6) *So Diog. L. IX, 57. Simplic.* ad phys. *Arist.* p. 6 n. *Sidon. Apollinar.* XV, 89 s. X.

der Annahme des Antisthenes, bei *Diog. Laert.* IX, 57., daß er des Anaximenes Schüler gewesen sei, umöglich vereinigen läßt⁷⁾; da indessen feststeht, daß er kein Werk, das ohne Zweifel, als das Resultat vielseitiger Beobachtung und Erfahrung, erst im höhern Mannesalter vollendet wurde, nach dem J. v. Chr. 469 oder Olymp. 77, 1. geschrieben hat⁸⁾, so dürfen wir ihn mit einiger Sicherheit als etwas älteren Zeitgenossen des Anaxagoras, als dessen Nachfolger ihn nur die vermeintliche Ähnlichkeit beider Systeme erscheinen ließ, ansehen, müssen aber zugleich seine persönliche Bekanntschaft mit Anaximenes als sehr unwahrscheinlich vermessen⁹⁾. Zwar entsteht durch diese Annahme eine Lücke in dem ionischen Systeme nach Anaximenes, die sonst durch die Namen des Anaxagoras oder Diogenes ausgefüllt zu werden pflegt; aber theils ist in jener Philosophie überhaupt nicht an Schule und an eine constante Ueberlieferung und Fortbildung gewisser Grundsätze zu denken¹⁰⁾, theils war bereits mit dem Ausgange des sechsten Jahrhunderts vor Chr. einer jener Wendepunkte des denkenden Geistes eingetreten, wo derselbe, einseitige Bahnen verlassen, in seine Tiefen einzugehen und durch Selbsterkenntnis nach höhern Zielen zu ringen anfängt. Auf dieselbe Art und wie gleichzeitige Herakleitos und Leukippos die Naturbetrachtung mit tiefer Speculation auflösten und sich ihrer früheren Einfachheit und Unvollkommenheit entzogen, während die Pythagoreer und Eleatiser andre Gebiete des Geistes anbaute, erhoben sich auch Anaxagoras¹¹⁾ und Diogenes, ganz unabhängig von einander¹²⁾, zu weiteren Ausfüchten, und wiewol ihre Physik sich scheinbar noch in der früheren Bahn bewegte, so war sie doch durch den dialektischen Fortschritt des Gedankens bereits eine andre geworden. Das Eigentümliche aber, was beiden Philosophen gemeinsam ist, und wodurch beide neben einander stehen, ohne daß irgend ein gegenseitiger Einfluß bemerkbar wäre¹³⁾, war die Anerkennung eines geistigen Princips

aller Dinge, während die Früheren bei der dunkeln Abnung eines allgemeinen Weltlebens stehen geblieben waren; nur gefallte sich sowohl das Princip als die einzelne Ausführung bei beiden, nach ihrer verschiedenen Geistesrichtung, sehr verschieden, durch welchen Gegenstand beide sich auf eine bedeutende Weise einander ergänzten.

Diogenes ging, gleich den frühesten Physikern, von der Annahme aus, daß allen Dingen ein einfaches Princip zum Grunde liege; zugleich aber bestimmte ihn die wundervolle Harmonie der Natur und die damals eben beginnende Richtung der griechischen Philosophie auf tiefere Selbsterkenntnis, dies Princip, gleich dem Anaxagoras, als ein denkendes zu setzen. Da ihn indessen ein reicher Erfahrungseffloß mehr der Beobachtung der Natur und ihrer nach festen Gesetzen bis ins Kleinste waltenden Thätigkeit als einer mehr abstracten Speculation über die Trennung des Geistes von der Welt zugeführt hatte, so nahm er einseitig das Princip als ein immer thätiges, nie sich erschöpfendes Denken, als *νόμος*, ohne von diesem in sich leeren Prädicate zu einem Subject¹⁴⁾, als Träger und festem Grunde des Prädicates, zu einem denkenden Wesen, einem *νοῦς* fortzugehen. Durch diesen Mangel, dem die Lehre des Anaxagoras als die entgegengesetzte Einseitigkeit entgegenstand, ging ihm die strenge Consequenz verloren, und, gleich den Anhängern des Herakleitos, die über dem ewigen Fluße der Dinge die Festigkeit des Seins ausgaben, verlor er sich in der Betrachtung der einzelnen Erscheinung und des Werdens, ohne den wahren und ewigen Grund, den sich selbst hervorbringenden Geist, zu finden. Dies hatte zunächst die Folge, daß Diogenes, während Anaxagoras, freilich sehr abstract und unklar, den Geist streng von allem Geordneten schied, seine *νόμος* als einfaches geistiges Princip, auf ein ebenso einfaches körperliches Princip als Substrat zurückführen mußte und dadurch scheinbar in die Lehre des Anaximenes zurückfiel¹⁵⁾; denn unter den sinnlichen Gegenständen kam ihm hier zunächst, gleich jenem, die Luft als das indifferentere, passiven Gegenstände stehende, immer bewegte und überall eindringende Princip des Werdens entgegen, und die geistige Thätigkeit, die selbst durch den Proceß des Athmens bei lebenden Wesen und analoger Erscheinungen bei todteten Dingen bedingt wird¹⁶⁾, fand so in dem Substrate der Luft gewisser

7) Antisthenes, der Verfasser einer *διδογῆς γένεσις* (vgl. P. p. 3) bekennt sich, wie alle solche Compilatoren, nur am äußeren Ähnlichkeit einiger Sätze, oder mehr um Chronologie noch um innern Zusammenhang. Anaximenes war bereits, wenn wir mit Panzerbieter 502 o. Chr. das Jahr der Einnahme von Sardes durch die Griechen (Xenophon bei D. L. II, 3) als das Todesjahr des Anaximenes annehmen, zwei Jahre vor Anaxagoras' Geburt gestorben.

8) Dieses einseitig feste Datum aber seine Bedeutung muß nach seiner Grundansatz des Meteorischen geschlossen werden, der, nach der Berechnung des Maron. Parium, Ol. 77, 1 am Ägössaße zur Erde fiel (vgl. *Arch. Ed. phys.* I, 25, 1. *Tabul. Plinius*, Hist. nat. II, 58. *Diogen. Laert.* XI, p. 453. *Wessal*). 9) Denn wenn auch angenommen werden kann, daß Diogenes erst nach dem 60. Jahre sein Werk verfaßt habe, so würde doch das hohe Alter des Anaximenes, der bereits Ol. 58, 1 blühte (so nach Origenes philas. c. 7) Panzerbieter; anders Ritter, *Gesch. der ion. Phil.* S. 24, ein unmittelbares Einwirken auf Diogenes kaum gestattet haben. 10) Vgl. Ritter, S. 24. 11) Vgl. *Schaubach*, *Anaxagoras fragmenta* (Lips. 1827.) p. 2 sq. 12) Schillermacher, S. 93 nimmt von Diogenes zu Anaxagoras einen Fortschritt an; nicht ganz richtig, wie unten ersehen wird, beide Systeme waren vielmehr parallel und jedes durch eigenenthümlich Wandel und Bewegung von dem andern verschieden. 13) Merkwürdig bleibt immer, daß, bei aller

Ubereinstimmung in einigen Resultaten, wie namentlich in der Lehre von der verdichteten Grundlage, und bei der innern Analogie des Grundprinzips, keine der Naturen auch nur andeutend erwähnt; die einzige Stelle bei Diogenes, die sich auf des Anaxagoras Homömeren bezieht (fragm. II. bei P.) kann auch gegen andre Physikler gerichtet sein; s. unten.

14) Wie umgekehrt Anaxagoras das Wirken des Geistes nicht zu erklären vermochte, weil ihm der *νοῦς* ein abstracter, ein Subject ohne Prädicat blieb; daher die Kriegen bei Platon (*Phaedon*. p. 97) und Aristoteles (*Metaph.* I, 4). Doch war Anaxagoras dialektischer als Diogenes. 15) Mit Unrecht hat man daher sein System für eine neue Auflage des von Anaximenes aufgestellten angesehen. Evidenter ist, daß auch Aristoteles, wo er von Diogenes spricht (*De anima* I, 2. *Metaph.* I, 3. *De gen. et corrupt.* I, 6) nur sein äußeres Princip, die Luft, erwähnt und das Tiefere seines Systems fast gar nicht berührt. 16) p. 50 bei P.

moßen ihren Körper, der, mit ihr identisch, doch immer nur ihre äußere Erscheinung war¹⁷⁾, die daher sogleich in das Gebiet des Gegenfages fallen mußte¹⁸⁾. Zugleich aber gewann Diogenes durch die Einseitigkeit seines Principes eine andre Begriffsbestimmung, welche dem Anaxagoras fremd blieb, und that dadurch in der Geschichte der Wissenschaften einen bedeutenden Schritt vorwärts; er erkannte die durch das immanente Princip des Denkens hervorgerufene, nie aufhörende Verwandlung seines Substrates in die verschiedensten Formen nach Gattung und Art als ein Anderswerden (*heterotaton*), wobei doch das Princip selbst dasselbe (*to auto*) bleibe. Durch diesen Gedanken, daß alles Erscheinende anzusehen sei als Selbstäußerung eines doch bei sich bleibenden und beharrenden Principes (ein Gedanke, der ihn freilich weiter hätte führen müssen), erhob er sich weit über die frühern Physischer, die höchstens zu der ganz oberflächlichen und dürftigen Vorstellung einer *Eränderung* gekommen waren¹⁹⁾, und dadurch das Princip, eben weil es ohne alle geistige Thätigkeit war, in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erscheinung untergehen ließen, ohne seine, nur angenommene, Einheit retten zu können. Daher rühmt sich Diogenes, daß sein Princip vollkommen, seine Entwicklung im Einzelnen einfach und erhaben sei²⁰⁾. Jenes Anderswerden aber aus einem Identischen suchte er, vielleicht gegen Empedokles²¹⁾, durch ein Argument darzutun, das die tiefer, schon zur Dialektik gehörende Richtung des Diogenes²²⁾ deutlich beweist; denn, sagt er, wäre irgend etwas her erscheinenden Dinge, wie Wasser, Erde u., von Natur gegen das Andre ein Andres und könnte nicht, dasselbe bleibend, doch in sein Andres übergehen und verwandelt werden, so sände in der ganzen Natur auch keine Vermischung, keine Art von Wechselwirkung, kein Spiel anziehender oder abstoßender Kräfte (*ἀνταρξία* und *πλαστή*) statt, also würde nichts, weder Lebloses noch Lebendes, entstehen können, und das Verschiedne einander ewig ein Fremdes bleiben²³⁾. Durch diesen speculativen Satz

bereitete Diogenes die Platonische Dialektik gegen die Leugner des Werdens vor. Auch der Satz, den er mit den übrigen Physikern theilte, daß Nichts aus Nichts und Nichts zu Nichts werde, gewinnt nun den tiefern Gehalt, daß das Princip des Denkens, als schaffendes und sich selbst setzendes, ein ewiges, wesentlich reales sei²⁴⁾, weshalb Diogenes seine *αὐτὸ* groß, stark, ewig, unsterblich, Vieles wissend nennt. (Fragm. III. P.)

Ohne indessen bei dem Reichthum dieses Gedanken sich weiter aufzuhalten, ging er, nach gefundenem Princip, sogleich weiter zur Darstellung des Werdens und der Natur, insofern in derselben das gesetzmäßige Walten und Wesen einer geistigen Kraft durchweg zur Erscheinung komme, und auf diesem Felde, das ihn am meisten ansprach, bewegte er sich mit Einsicht und frischer Empfänglichkeit und oft mit glücklicher Scharfsinne, wiewol die erste Inconsequenz und Einseitigkeit seines Principes öfter auch hier den festen, methodischen Gang seiner Untersuchungen gestört haben mag. Zuerst ging er aus von dem Begriffe des Wases und der Regel, die überall in der Natur sichtbar sei, vor allem in dem regelmäßigen Wechsel der Himmelserscheinungen, dann in dem, die Gegenstände vermittelnden, Gleichmaße, das den vollkommenern Organismus des Lebens bezeichne. Der ganze Gang seines Systems, soweit sich dasselbe mit einiger Sicherheit darstellen läßt, war nun im Wesentlichen folgender: Die Luft, das Bild und Substrat der *σώματα*, bringt überall hin, ordnet Alles, wohnt in Allem, und nichts ist, was ohne Antheil an ihr wäre. Aber wie das Denken das Verstandesartige wirkt, so ist die Luft das vielgestaltigste Wesen, und wechselt zwischen Warm und Kalt, Feucht und Trocken, Ruhe und raschster Beweglichkeit, und bringt die verschiedensten Farben und Formen hervor, überall anders erscheinend, nirgends sich gleich, einen unendlichen Reichthum von Arten und Individuen wirkend, die einander weiter an Lebensart noch Gestalt, noch dem Grade der geistigen Thätigkeit gleich sind, alle aber in der Luft leben und wehen und Antheil haben an dem schaffenden Denken²⁵⁾. Doch ist der erste Proceß der Welterschöpfung zu unterscheiden von dem noch immer fortwirkenden Werdens des Einzelnen, wiewol beide wesentlich identisch und nur durch die Größe und Kraft der immanenten Thätigkeit der *αὐτὸ* verschieden sind. Alles nun ist entspringt und entsteht aus Verdichtung und Verdünnung der Luft, die an sich indifferent (*ἀνευρος*) und zu Allem bestimmbar ist²⁶⁾; auf der Seite der Verdichtung wird sie zum Starren, Kalten, Schweren, Dunkeln, aber auch

17) Darum sagt er: *ἀπὸ τοῦ αὐτοῦ τὸ εἶναι πάντα ἴσως εἶναι* à l'ég. Fragm. VI. bei P. 18) Zerst. vgl. *ἀνταρξία* mit *ἀνταρξία* und *ἀνταρξία* x. v. l. 1. wo schon die Wahl der Comparativ das Relative bezeichne. 19) Bei Thales und Anaximenes konnte nur von einer äußerlichen Veränderung der *αὐτὸ*, der Anaximenes nur von einer mechanischen Auscheidung aus dem *ἀνευρος* die Rede sein. Auch die Wahl des Wortes *ἡγεμονεύειν* ist nicht gleichgültig, da *ἡγεμονεύειν* eigentlich Bezeichnung der Zurecht, immer einen scharfsten Begriff bezeichne, als das dies unterscheidend, nicht einseitigsetzende *ἀλλοιόω*. 20) D. Z. IX, 57 in dem Vergleich der Schrift des Diogenes. 21) Wenigstens gibt Diogenes (Fragm. II. P.) als Vertheidiger, was aber von Natur als identisch angenommen werden müsse, zu nützt die Elemente, die *αὐτὸ* des Empedokles, hervor. Daß an den Stellen, wo ein Empiriker Diogenes, Lehrer des Anaxarchus (D. Z. VI, 58), mit der Lehre von verschiedenen Urprincipien genannt wird, von unserm Diogenes nicht die Rede sein kann, vielmehr ein gleichnamiger Schüler des Demokrit gemeint ist, zeigt P. S. 3 fg. 22) Daher die Angabe, er habe gegen die Physiker geschrieben. *Simplex*. l. 1. 23) Fragm. II, wo *ἀνταρξία* und *πλαστή* ungenau von Wechselthum und Unterang verstanden wird, da doch erst im Folgenden von der organischen Welt die Rede ist. Auch die tiefe Aristotelische Lehre vom Zweck nach durch Anaxagoras' und Diogenes' Systeme vorbereitet.

24) Jenes Grundgesetz hatte er mit allen Physikern gemein, weshalb Diog. 2. ihn sehr ungeschickt als dem Apolloniater eigenthümlich ansieht. Vielleicht oder doch er den Satz gegen die Anaximander *ἀνευρος*, das fast zum Nichts zusammenfällt, recht geistvoll hervor. Ungenauere, die diesem so bestimmt ausgesprochenen Princip, die Annahme eines unendlichen Errens, was ihm der ungenaue D. Z. IX, 57 aus Mithrasen seines Grundprincips beilegt. 25) So im Wesentlichen Diog. in fragm. VI, 2. 26) Dasselbe Festhalten hatten auch *Simplex*, ad phys. p. 104 a. 105 b.) auch Thales und Anaximenes ihren einseitigen Principien gegeben; doch setzte Diogenes den Ausdruck scharfer.

hauchten, auf der Seite der Verdünnung zum Warmen, Feuchten, Leichten, Trocknen²⁷⁾; obgleich also die *répugn*, als über der Erzeugung stehend, das Feinste ist, und die ursprüngliche Luft als indifferent ebenfalls das Feinste genannt werden kann²⁸⁾, so ist doch die sinnlich erscheinende Luft, eben weil sie in der Mitte zwischen dem Dichten und Dünnen liegt, bereit Vermischungen fähig, und kann daher durch Erwärmung verdünnt, durch Erkalting verdichtet werden. Das Gesetz aber des Abflusses, das dem Princip einwohnt, sucht zwischen beiden Enden immer das Gleichmaß wiederherzustellen und den Gegensatz auszugleichen, und darum ist alles Naturleben ein Kampf der Gegensätze, der durch die Gesetzmäßigkeit der geistigen Urthätigkeit immer wieder veröhnt wird. Mitin gehört die Luft selbst der Erscheinung an, und stellt, in ihrer Reinheit gedacht, die Mitte der Enden dar, ist aber eben in der Erscheinung, die dem Gedanken nicht entspricht²⁹⁾, in ewigem Schwanken und Schweben. Jene doppelte Bewegung nun ist äußerlich im Raum eine Bewegung nach Oben und Unten, indem das Leichte nach Oben, das Schwere nach Unten zieht³⁰⁾; doch hebt sich jene Doppelbewegung in ihrem Zusammentreffen zur Kreisbewegung auf³¹⁾, die daher das Gesetz der Welt ist und die wahre Harmonie der Kräfte und Elemente darstellt. Ursprünglich aber, als durch die entgegengesetzte Verwandlung des Princips das Feuchte, Kalte, von dem Warmen, Trocknen ganz getrennt war (eine Zeit, die nach dem Grundsatze des Diogenes eigentlich nie gewesen war, sondern nur in populärer Darstellung, die immer die fordernde Schöpfung als zu einer bestimmten Zeit geworden faßt, ihren Platz fand), ergriß sofort die *répugn*, frei- und selbstthätig wirkend, nicht vom Zufall oder Schicksale getrieben³²⁾, die getrennten Elemente, und brachte die rechte Mitte hervor, die sinnliche Luft, die unter der Beeinflussung einer unendlichen Menge einfacher Körper gedacht wurde³³⁾, ohne daß hierin eine Sinnlosigkeit zu der At-

menlehre läge, die dem System des Diogenes, der nichts aus Aufzählung, alles aus dynamischer Gestaltung erklärt, ganz fremd war. In diesem Mittlern glied sich die Bewegung nach Oben und Unten zur Kreisbewegung aus, und zugleich entstand durch das Wechselspiel der Verdünnung und Verdichtung die Erde, der Sitz des organischen Lebens, der Mittelpunkt der Welt, weite gemischt aus Dichten und Dünnen³⁴⁾. Die Seite des Trocknen behielt ihren Platz im feurigen Äther; doch entstanden in diesem als Produkte einer ähnlichen Mischung, aber mit bedeutendem Übergewichte des Trocknen, Sonne, Mond und Sterne³⁵⁾, deren Bildung sich in niederen Epochen in dem Meteorstein wiederholt³⁶⁾. Die Erde, auf welcher Anfangs das Feuchte überwog, wurde aus ihrem früheren formlosen Zustande durch das Doppelspiel des kreisförmigen Umschwungs, zu welchem das Feuchte durch die Einwirkung des Warmen von Oben hingezogen wurde, (denn durch diese Bewegung wurden die Seiten der Erde abgerundet), und der Erstarrung des Festen zu der runden, wahrscheinlich kugelförmigen, Gestalt³⁷⁾ ausgeglättet, welche die Kreisgestalt des Himmels und den Körperinhalt des festen Erdballes verbindet und das Gleichmaß der Gegensätze in sich selbst sinnlich bezeichnet. Das Feuchte wurde nun allmählig in die hohen Berden der Erde als Meer zusammengebrängt, oder verdunstete im Äther, durch welchen nimmer ruhenden Verdunstungsproceß die Oestrie, die sonst in dem feurigen Äther sich verzehren würden, sich nähren und erhalten³⁸⁾. Da in- dessen jener Proceß nie nachläßt, so muß endlich, wenn alle Feuchtigkeit sich aufgetrocknet hat, eine allgemeine Austrocknung, eine Verzeihung durch das Feuer, nicht

denk (schemen, wenn Diogenes (nach Arist. de part. anim. II, 1) die einfachen Körper, die aber durchaus nicht mit den Elementen zu verwechseln sind, welche im Elementen Äther der Grund- lang waren, als erstes Product der schärfsten Thätigkeit aufge- stellt haben soll. Doch liegt hierin nur die erste und ursprüng- lichste Vereinigung der beiden Gegensätze in den leuchtendsten Äther- kern, keine Planung zu atomistischen Grundbilden. Dieser ge- hören auch die *dyos*, die feinsten Körpertheile, welche durch die Poren der Körper ein- und ausgetauscht werden, welche ferner vom D. E. schließlich dem Äther zugeschrieben wird. (VI, 75.)

34) Euseb. Praep. evang. 17. Ed. Latet. Besonders D. L. IX, 57. Das Schwere war nicht unten in der umgebenen Welt, sondern im Grunde der Erde heimisch. 35) Euseb. an b. an- gel. Hist. Drey vergl. die Elemente mit Dinsichten. 36) Strab. I, 25. D. nennt sie *meteoros*, weil sie nicht leuchten wie die Sterne. 37) D. L. IX, 57: *την γὰρ σφαιρικότητα, ἰσχυρότητα, ἡ τοῦ πυρός, τὴν αἰσθητὴν εὐκαταστασίαν καὶ τὴν ἐν τοῦ θερμοῦ περιεχομένην καὶ νεῖον ἐνὶ τοῦ ψυχροῦ. Παν- ορεκτερος, S. 119 (nach Wob, Krit. Blätter, 2 Bd. S. 141) erklärt σφαιρικότητα, welches Wort Platon zur Bezeichnung der Kugelgestalt gebraucht (Parmen. p. 157 e.), durch die Kugelform, die der Oberfläche das Ansehen einer Scheibe gegen habe.*

Iber warum sollte nicht bereits Diogenes von der Kugelform, die bei den Pythagoreern und Eleaten bekannt war, gehört haben? Man sollte schon die obigen Worte nur auf hien zu setzen. 38) Daher die Sterne *diurnalos* oder *nocturnos* hießen. Strab. I, 25. Ritter versteht dies so, daß die Sterne im besten Mittel gleichsam Respirationsorgane waren. Gesch. der Phil. I. S. 227. Doch vgl. P. 122. Die Verdünnung von der Verdünnung der Erde war ganz populär, wie aus dem bichterischen coelum sidera paucis zu sehen ist.

27) Unklar ist hier, wie Diogenes das Feuchte ansetzt, ob als Ver- mittlung zwischen dem Kalten und Warmen, wie aus seiner Ge- dachten vorweggenommen scheint (s. unten), oder als Gegensatz des- tereore in der niederen Sphäre, dessen Mittleres dann etwa die warme, organische Erdoberfläche wäre. Wahrscheinlich fällt die Un- bestimmtheit dem Philosophen selbst zur Last. Nicht mit dem Kon- traste des Diogenes, der doch seinen Gegensatz sichtlich ausgespro- chen, sondern Aristoteles und Porphyrius (Simpl. p. 32 b.) ein Mittleres als sein Princip an, wobei nur der Zwischenschritt zwischen Luft und Wasser, unrichtig ist, das Mittlere vielmehr als Zu- sammensetzung von Erdenmasse und Feuchtigkeit, oder vielmehr als Un- terschiedenheit beider, zu nehmen war. Anders P. 122, der Diogenes S. 58, fg. 22) Es ist sich der Widerspruch, daß Diogenes bei Arist. de anima I, 2 die Luft das Feinste (das *λεπτοσύνδετον*), nämlich überall, als Träger des Princips) nennt, und sie doch aber höhern Verfeinerung fähig hält. 23) Es glaube ich im Sinne des Diogenes sein etwas schwankendes Princip erklären zu können. 24) P. S. 100 fg. 25) Aber die *νεφεαί*, ein heiliges Dogma ganz verkehrter Schöpfung, vgl. Arist. de anima I, 2. Es auch Anaxagoras. P. S. 115. 26) Es ist ein ganz gewöhnlicher Unterschied seines Systems, daß er, im freilebenden geistigen Verstande ausstrahlend, den Grund der Entstehung des Organischen nicht in einem dunklen Schicksale, wie bei früheren Phas- ten, oder im Zufalle, wie die Atomisten, zu suchen brauchte; nicht genug gewürdigt bei P. S. 108. 27) Es kann diesem

plötzlich, sondern allmählig und stufenweise wirkend (*Λεω-
 ποως*) eintreten“); hierdurch aber wird nur die Harmonie
 und das Sein des gegenwärtigen Weltganges aufgehoben,
 nicht aber das ewige, denkende Grundprincip, das
 ohne Ende nach dem Untergange der einen Welt neue
 Welten nach gleichen Gesetzen hervorruft“). Auch in
 der gegenwärtigen Welt ist einfi eine große Revolution
 vorgegangen, indem die Erde“) eine bedeutende Nei-
 gung nach Süden bekommen hat, und dadurch der himm-
 lische Nordpol, der früher ganz vertical über der Erde
 stand, mehr nach Norden gerückt wurde; hierdurch ge-
 schah es, daß einige Theile der Erde bewohnbar, andre
 unbewohnbar wurden“). Die Anhäufung bedeutenden
 Eisklumpen nach Norden scheint den Diogenes zu dieser
 Annahme, zu welcher neben ihm auch Anaxagoras ge-
 langte, bewegen zu haben“). Aus der Hypothese von
 der Verbrennung erklärte Diogenes die bedeutendsten und
 regelmässigen Naturerscheinungen; so den jährlichen Um-
 lauf der Sonne aus dem der Wärme entgegenwirkenden
 Kalten, das die Sonne zur Flucht nöthigt, von welcher
 sie erst zurückkehrt, wenn die Wärme der Feuchtigkeit
 wieder Herr geworden ist, so daß der Jahreswechsel im
 Kleinen ein Bild des ganzen Weltganges darstellt“);
 so die Nilüberschwemmungen, durch den Anbruch der
 Dürre, die der Sonne bei ihrem Rückgange nach Sü-
 den nachfolgt, verbunden mit dem unterirdischen Abflusse
 des nördlichen Wasserreichthums nach Süden“); so den
 Donner durch den gewaltsamen Zusammenstoß des Feu-
 rigen mit der feuchten Wolke, den Blitz durch das plötz-

liche Aufsteigen des Feuerlements“). Gleich einfach
 war der Schematismus, durch welchen Diogenes die Ent-
 stehung und Erhaltung der organischen und unorganischen
 Wesen der Erde zu erklären suchte. Überall fand
 er den Kampf der Gegensätze, der aber erst in dem Wen-
 schen sich zur vollen Harmonie aufhebt, wo also auch die
νομος erst ihre wahre Stelle findet“). Am meisten
 betrifft das Ganze im Mineralreiche; doch ist der Stein
 harter als das Metall, und unter den Metallen nähert
 das Eisen und das Kupfer sich am meisten der organi-
 schen Welt; dies bewies er durch das Anziehen und
 Ausstoßen von Feuchtigkeit, die er an diesen Metallen
 fand (woraus die Erscheinung des Rostes zu erklären
 sei), und dem Athmungsproceß verglich“). Die das Ei-
 sen anziehende Kraft des Magnetsteins leitete er von den
 Feuchtigkeiten im Steine her, welche die verwandten Me-
 tallstoffe an sich zögen und durch die Poren des Steines
 eindringen ließen“). Alles eigentliche Athmen war ihm
 Einbringen der Luft durch die Poren des Körpers oder
 die Respirationsorgane, und darum Herstellung des Ge-
 fassen zum Gleichmaße der Kräfte, Princip des Lebens. Da-
 her, je geringer der Athmungsproceß entwickelt ist, desto
 schwächer das Leben, desto dunkler das denkende Vermö-
 gen. Darum verglich er das Leben der Wasserthiere, die
 zwar athmen, aber durch das Wasser an dem Einbringen
 der Luft verhindert werden, mit dem verdundelten Ver-
 stande der Wahnfinnigen, die, ganz in sich vertieft,
 weder klar empfinden noch dächten“); ohne Zweifel
 schrieb er den höhern Thierclassen, wie mehr Antheil an
 der reinen Luft, so mehr Antheil am denkenden Grund-
 wesen zu, und je weiter entfernt von den beiden Enden
 übermäßiger Feuchtigkeit und Starrheit, desto vollkomme-
 ner mußte er das Thier annehmen. Doch sind und
 seine Beobachtungen hier fast ganz verloren; nur über
 die Functionen des Hörens und Schmeckens wissen wir,
 daß er sie durch Einbringen der Luft vermittelte des Niu-
 tes in den Veränderungen des Nervenstromes in das der
 Empfindung organisch entgegengesetzte Sinnesorgan und
 das erkennende Vermögen erklärte“). Überhaupt war
 ihm das Blut das Vermittelnde im Organismus, indem
 die eingeathmete Luft mittelst des Blutes den ganzen
 Körper durchdringe, und er erklärte den Schlaf durch

39) Stob. I, 21. Ähnlich die meisten andern Physiker, sowie
 die Stoiker, bemerken durch die allseitige Erstörung des be-
 stehenden Zustandes mehr und mehr ausstreichenden Lebens der Er-
 derbedeckte. 40) Daher lehrt er: *ἀνατολὴ τοῦ κόσμου νομίζουσι,
 π. λ. IX, 57. Stob. I, 23 ebenfalls in Uebereinstimmung mit
 andern Physikern, namentlich Anaximander und Anaximenes; daß
 hier nicht von einem räumlichen Anaximander, sondern nur von
 einem zeitlichen Wachseinander die Rede sein kann, lehrt schon der
 Begriff des *νόμος* als eines ewigen Ganges; f. *Simplex. ad
 phys. p. 257 b.* 41) Plac. phil. II, 8 vgl. mit D. L. II, 9.
 Daß in der ersten Stelle unter *νόμος* nur die Erde gemeint sein
 kann, was Panzerb. bestritt, sieht man schon aus dem Zu-
 sätze, worin Diogenes als Erfolg dieser Veränderung angibt, daß,
 während früher die ganze Erde bewohnbar gewesen, nun einige
 Theile der Erde (*τοὶ ἀνθρώποι*) unbewohnbar geworden wären.
 42) Gegen Schaubach (*Anax. p. 175*) und Wolf (*Metaphysische
 Briefe II. S. 177*) bestritt die Wichtigkeit dieser Angabe Panzer
 bietet, und versteht die Stelle, nach seiner Emendation, grade
 umgekehrt von einem Gange des östern Theiles der Welt nach
 Norden; aber vgl. Ann. 41; für die Wichtigkeit der Stelle spricht
 die Erklärung, welche Diogenes von dem Rückgange der Sonne
 nach Süden im Jahreswechsel und von dem Nilanstieg gibt, und
 die er von dem übermäßigen Dunst- und Wasserreichthum im Norden
 ableitet. 43) Wenn Diogenes sagt, die Veränderung sei
καὶ τοῦ αἵματος geschehen, so will er damit nicht den Zufall
 als Weltgesetz hinstellen, sondern nur andeuten, daß sein Prin-
 cip bei Factum nicht abgelingt erklärt. 44) Stob. I, 26.
 wo das Zurückgehen der Sonne ein Gerissen durch das ent-
 gegenbringende Kalte genannt wird. Auch der Sonnenmuthus
 war hier wol nicht ohne Einfluß. 45) Schol. Apollon. Rhod.
 IV, 269. Seneca, Quaes. nat. IV, 2. Panz. p. 135. Auch
 jener Abfluß der Gewässer nach Süden stimmt zu der Annahme
 von einem Ebnabfalle der Erde.*

46) Seneca, Quaes. nat. II, 20, vgl. mit Stob. I, 30. 47) An-
 gedeutet bei Arist. De anima I, 2. Bgl. Fragm. VI, an. bei P.
 48) Panz. S. 98 fg. 49) Alex. Aphrodis. Quaes. natur.
 et mor. II, 23. 50) Placit. V, 20. Panz. dagesseit, daß
 Diogenes, nach seinem Princip, einzelnen Thierclassen den Antheil
 an der *νομος* und an der Empfindung habe absprechen können;
 doch lehrt schon die treffende Vergleichung solcher Thiere mit Wahn-
 finnigen, daß Diogenes hier jene Worte auf die Klarheit objec-
 tiver Anschauung und durch dieselben bedingten Denkens beschränken
 wollte. Übrigens bleibt unklar, ob Diogenes dort von allen Thie-
 ren sprach, oder, wie ich annehme, von keinem Principie gründe
 nur von dem im Wasser lebenden. 51) Placit. IV, 38. Das
 erkennende Vermögen heißt hier *καὶ θυμὸς*, ein Ausdruck, der
 dem Diogenes aus der spätern stoischen Terminologie unentfrem-
 det ist, wenn anders nicht die ganz Stelle dem Stoiker Diogenes
 angehört. Über das Gehör Placit. IV, 16. Nicht nöthiglich
 Arist. De anima II, 8.

ein Durchdringen des Lustartigen von den empfindenden Extremitäten in den Stamm des Körpers durch den Andrang des Blutes, den Tod aber durch völliges Verschwinden des Lustartigen aus dem Blut, wodurch dann das Gleichmaß aufgehoben wird⁵⁴⁾. Über die Verletzung der Adern im menschlichen Körper gibt er einen ausführlichen, für seine Zeit bedeutenden Schematismus, indem er, den Unterschied der Venen und Arterien nicht kennend, den ganzen Blutumlauf auf zwei, den Körper durchziehende, nicht vom Herzen ausgehende, Hauptadern zurückführt, die sich in jährliche Äste theilen, am kunstreichsten aber sich in den Extremitäten, einfacher in Händen und Füßen, künstlicher und verwickelter in den Adern des Kopfes und in denen der Hoden, die jenen durchaus analog und mit ihnen durch das Rückenmark verbunden sind, kreisen und verwirren⁵⁵⁾. Der Act der Zeugung hing dem Diogenes wieder mit seinem Grundprincip unmittelbar zusammen, indem das zum Samen verdünnte, schaumförmige Blut zur Luftförmigkeit zurückkehrt und dadurch neues Leben weckt. In der Wärme entwickelt, bildet sich der noch unbeseelte Embryo aus, in den letzten Monaten vor der Geburt durch gewisse Märgen im Mutterleibe ernährt⁵⁶⁾. Langsamer bildet sich der Fötus des Knaben als des Mädchens zur Reife⁵⁷⁾ der Geburt, durch welche er sofort Leben und Seele empfängt. Zu der Erklärung höherer geistiger Thätigkeiten des Menschen scheint Diogenes nicht gekommen zu sein, weil er sich einmal in das Sinnliche verloren hatte. Daß er das Erkennende als höchstes im Menschen nahm, ist natürlich⁵⁸⁾, und wenn er auch warme Lust als Erregungsmittel der Zeugung alles Organischen betrachtete, so konnte er doch das Princip des Geistes nicht in jener, sondern allein in der reinen, sich zu Allem gestaltenden Denkhätigkeit finden⁵⁹⁾.

Sein Buch *περὶ γένεως*, welchem er, nach Art der älteren Philosophenschulen, seine ganze Philosophie einverleibte⁶⁰⁾, war selten und nur wenigen gelehrten Forschern der alten Philosophie bekannt⁶¹⁾. (Steinhart.)

54) Placid. V, 24. Umgekehrt erzählt den *Schädel Arist.* Hist. animal. III, 14. Egl. Panop. c. 90. 55) Fragen. VII. bei P., nach *Arist.* Hist. animal. III, 2. Das Herz wurde damals noch nicht als Centrum des Blutumlaufes angesehen, weil man den Gefäß der Venen und Arterien nicht kannte! P. c. 74. Der *Sag.*, daß das Denkende im Menschen (*τὸ νοητικόν*) in der Extremitäten des Herzens wohne (Placid. IV, 5), ist daher dem Stoiker Diogenes zurückzuführen. 56) Nicht durch das Kabel, sondern durch die bei weiblischen Thieren bemerkten, hauptsächlich dem Menschen jaggeißelbaren *voraxia*; so *Pom.* nach *Censorinus*, De die natali, c. V. 55) *Galen.* in lib. IV. *Hippocr.* De morb. vulg. p. 126. Bei *Censorin.* cap. IX, verweicht. Die anderen Philosophen waren grade der umgekehrten Meinung. 56) Egl. Ret. 53. Doch ging er auf die *νόμος* im Menschen nicht weiter ein, hierin die Grenzen seiner Schule nicht überschreitend. 57) Mit Unrecht wird daher angenommen (so von Ritter, Gesch. der ant. Phil., nach *Diog.* Praeg. VI. bei P.), daß Diogenes das Gewachsenwerden, wie der Seele, so der Welt, als warme Lust angesehen habe; vielmehr war die Lust, als reines Substrat der *νόμος*, indifferent und ohne Qualitäten, die aber als organische Lust, als unmittelbares Lebensprincip, erkannt werden mußte. 58) Daher *τὸ εὐγενέστερον* bei *D. L.* IX, 57. Unter Bezeichnungen der *ἑσθή* geben auf ihre eigenen Theile. 59) Es kannte er selbst *Galenus* nicht. P. c. 24.

DIOGENES von Sinope, der berühmteste und genialste des Cyniker. Er ist als das erste und zugleich ausgeprägteste Vorbild jener wunderlichen Charaktere anzusehen, die in Zeiten mächtiger geistiger Erregung und allgemeiner Ausgiebigkeit einer neuen Idee von dieser in einem solchen Grad ergriffen und überwältigt werden, daß sie, anstatt derselben sich mit Freiheit zu bemächtigen und schöpferisch 'gestaltend' sie in die Totalität des Lebens hineinzuwirken, in dem Aufwühligen und Kleinlichen ihres Thuns und Treibens zum Bild und passiven Werkzeuge der in ihnen fix gewordenen Idee machen möchten; wodurch dann der unendliche Reichtum des lebendigen Gedankens zum ärmlichen, todtten Grundfasse zusammen schrumpft und die begeisterte Idee, obgleich die göttlichen Sätze ihrer ursprünglichen Schönheit und Reinheit selbst noch durch die Verirrung des Individuums hindurchstrahlen, zum Zerbrich entleert zu ihrer eignen, gleichsam eingefleischten, Ironie wird. Aus diesem Gesichtspunkt angesehen haben wir es hier viel mehr mit dem Menschen Diogenes als mit dem Philosophen zu thun; denn wenn auch die Philosophie derselben nichts verdanken, er vielmehr bei aller bizarren Genialität als ein Denker nur auf der Stufe des hausbackenen, prosaischen Verstandes erscheinen sollte, so ist doch seine fast typische Persönlichkeit, wiewohl entleert durch einen ganzen Wust von Jäheln, die ihn, gleich unserm Eulenspiegel, zum unsterblichen Hros aller Pöbelweisen gestempelt haben, in der Geschichte des menschlichen Geistes von nicht geringer Bedeutung, und mag sich leicht in der unnaheahmlichen Gesundheit ihrer tief gewurzelten Narben der phantastischen, aber durch und durch lebensfrischen, ewigen Gestalten der alten Komödie vergleichen.

Außer vielen vereinzelten Notizen und Anekdoten dienen als Hauptquellen seines Lebens: *Diogenes Laertius* VI, 20—81, oft nach *Eudubus* und *Menippus*, eine im Ganzen untriffliche, durchaus planlose Compilation; *Arrian.* Dissertat. Epicteti, III, 22—24, der in seiner rhetorischen Weise im Diogenes das Ideal des wahren Cynismus, im Gegenfalle zu dem schmutzigen und bettelhaften Cynismus der späteren Zeit, durchzuführen sucht; *Athenaus*, der zerstreut an mehreren Stellen seines Sammelwerkes einzelne blos traditionelle Nachrichten gibt; *Lucianus* im *Demonas* und im *Cynicus*, und sonst *Dio Chrysostomus* an mehreren Stellen. Eine kritische Darstellung seines Charakters in Lehre und Leben aus den Quellen fehlt noch; außer *Menzii* *Dissertatio de fastu philosophico, virtutis coloris influxu, in imagine Diogenis Cynici* (Lips. 1712. 4.) ist *Wielands* Nachlaß des Diogenes von Sinope (Leipz. 1770), (in den *Werken* Bd. XIII. bei *Gruber*) als geistreiche Skizze, freilich sehr im französischen Geschmacke jener Zeit, bemerkenswerth. Treffliches enthält der Artikel *Diogenes* bei *Bayle*.

Diogenes, der Sohn eines Wechsellers *Istias* zu Sinope, (jener nach Lage und Blick hoch begünstigten, gewerbreichen milieuschen Pfanzstadt¹⁾), soll als Jüngling

1) *Strabo* XII. p. 545, 546. *Pomponius Mela* 1, 19.

nebst seinem Vater Hellschmügerei getrieben haben und mit diesem¹⁾, nach Andern allein, während sein Vater im Gefängnisse gestorben sei²⁾, aus seiner Wildheit gestoben sein. Schon diese Nachricht trägt ein offenbar sagenhaftes Gepräge, das sich am deutlichsten in der Erzählung³⁾ ausdrückt, daß der delphische Gott selbst ihm auf sein Befragen zur Hellschmügerei geraten habe. Man könnte hierin eine Anspielung auf eine Verachtung aller positiven Geseze und aller Sitte finden, wo dann der Doppelsinn des Wortes *σύνεσις* tricht auf jene entsehlende Erzählung stützen konnte; doch am wahrscheinlichsten scheint, daß jene Verachtung aus einem Wismorte des Diogenes hervorgegangen sei, der (nach *Diog. L. VI, 20*), selbst in einer Schrift⁴⁾ sein schimpfliches Jugendgewerbe erwähnt haben soll; nichts aber wäre mehr in dem Geiste des derb sinnlichen Ausdrucks, wie alle Apophthegmen des Epikers ihn zeigen, als die Vergleichung seines Wirtens und Sterbens, wie es, gegen alles Positive sich auflehnend, darauf ausging, allen Lebensverhältnissen ein neues Gepräge zu geben, mit dem Gesicht eines Hellschmügers, indem, wie diesen, auch den Radikalreformer der Sitten Daz und Verfolgung triffe. Doch mag seine Jugend nicht rein von Vergehungen, wahrscheinlich politischer Art, die ihm vielleicht auch Verbannung zuzogen, geblieben sein⁵⁾. In Athen angelangt vertritt er den einzigen Diener, der ihm bis dahin gefolgt war, und ergreift sich aus Noth und Erbarmung der einsackenden und armstüchigen Lebensweise⁶⁾. Aber er fand auch hier den Lehrer, der allein seinem nach Freiheit und Selbstgenugsamkeit strebenden Sinne zuzufügen konnte, den Antisthenes, der durch die eigenhändige, Heraklische⁷⁾ Kraft seiner Erziehung und den hinreichenden Zauber seiner Rede⁸⁾

im Kynosarges⁹⁾ zahlreiche Zuhörer versammelte. Da indessen Antisthenes, vielleicht wegen der aufgeregten Stimmung des Volkes, bei dem Prozesse des Sokrates¹⁰⁾, oder aus Abneigung gegen alles Epikuremischen¹¹⁾ seine Schule geschlossen hatte, ergang es sich durch seine Berrücktheit, die sich jeder Probe zu unterwerfen bereit war¹²⁾, den Zutritt zu jenem, dessen ehrsüchtiger Schüler er nun wurde. Gleich dem Lehrer durchzog er die Gassen Athens mit Stab, Lurmfack und großem Mantel¹³⁾, der ihm zugleich zum Lager diente, und gefiel sich darin, sich mit dem großen Freier Herakles¹⁴⁾, oder auch wol mit dem feis wachsam, scharf sprehenden Hunde zu vergleichen¹⁵⁾. Aller Gemächlichkeit sich entziehend, gegen Hunger, Frost und Hitze sich gewaltiam abhärtend¹⁶⁾, trieb das häusliche Dasein endlich gern entbehrend, nimmt er nicht selten seine Zuflucht zu einem Haß in dem Wetron¹⁷⁾. Durchaus selbstsüchtig aber scheint die Tradition, daß er, ein beständiger Bewohner des Fasses, dasselbe überall mit sich herumgeschleppt und mehrmals erneuert habe¹⁸⁾. So glaubte er der durch Sokrates zuerst laut verkündeten und allmählig alle Kreise des Volkes ergreifenden; alle Lebensformen umgestaltenden

10) Das Kynosarges, dem Priester heilig, und darum aus von Kindern oder nicht volljährigen Schülern besucht. Riemte erstlich durch seine Meinung und Gehörigkeit zu dem ersten Diener der Kunst, die häuslichkeit entweder Fremde oder hoch, wie Antisthenes, von fremden Wätern ward, und schon deshalb ihren natürlichen Beruf zu jener dem bestehenden Staatswesen nicht eben günstigen Volkserziehung fanden. 11) Diese Annahme, welcher Saale (Antisthenes) folgte, selbst indessen an der diogenitischen Schwierigkeit, daß, während Sokrates bereits Ol. 95, i. hingerichtet war, Diogenes auch den Alexander gesehen haben, ja mit ihm in gleichem Jahre, Ol. 114, i. gestorben sein soll. Hieraus würde, auch wenn man den Gesäiter ein Alter von 50 Jahren erreichen ließe, müßte sein Geburtsjahr Ol. 92, i. annehmen, doch folgen, daß er bereits im zwölften Jahre nach Athen gekommen sei, während ihn doch alle Nachrichten zu jener Zeit als bereits erwachsenen Mann schildern. 12) *Ex D. L. 21, nach Aelian*. Var. histor. X, 16 hätte Niemand ihn hüten wollen. 13) Selbst der härtesten, dem Stöcke. *D. L. 21. Aelian*. Var. hist. X, 16. 14) Der von den Spartanern entlehnte *σῆμα*, der, doppelt genommen, zum Lager diente; bei duplex paucos, den *Horat.* Epist. 1, 17, 25 als Symbol der Geduld nennt. 15) *Wgl. Am. 8 u. 10. D. L. 71*: „*ex* war ein wahrhafter Hellschmüger, da er überall mehr dem Rotzgeriff als dem Staatsgeseze folgte, und denselben Lebensstil, wie ein Herakles, durchführte, nichts der Freiheit verzichtete.“ 16) Sein Geseze darüber bei *D. L. 35, 60* all. Der ursprünglichen von dem Verfallenengeiste bei Spätkern gegebene Epikureismus wurde dadurch nicht von ihnen verdrängt. 17) Es wüßte er sich im Sommer im heißen Sand, unarmte im Winter schneebedeckte Hücheln. *D. L. 23*. War zum Gesäiter reden Nichts broche er es nicht. 18) *D. L. 23*. Das Wetron, der Alexander Staatsarchiv, der älteren Landesfürst heilig, die man mit Unrecht der phrygischen Götze gleichsetzt (schr der thessalischen *Αρπυγιάς*, *Soph. Oed. trit.* 160 und der molischen *Διόμητρος* zu vergleichen), wüßte Diogenes, als den Cynopolis prächtigen Volkserzieher. 19) Das den Aken gemöhnliche Sprichwort: *ὡς ἄνθρωπος*, um den äusseren Grad der Armuthigkeit zu bezeichnen (*Diogenian. IV, 38*), kann als die Veranlassung dieser Reden angesehen werden, über den bereits zwischen Platon und Sokrates, über das Gesez des Diogenes, geführt wird grübelnden Schriftsteller vgl. *Brucker*, *Hist. phil. I. p. 872 sq. Juvenal. XIV, v. 208* folgt schon der verbreiteten Sage.

2) So nach *Eubulides*, bei *D. L. VI, 20*. 3) *D. L. VI, 21*. 4) Die verworrenen Geseze bei *D. L. VI, 20* scheint mir zu amekhet werden zu müssen: *ὅτι ἡ ἀντισηλική τοῦ ἀντισηλικῆς ὁμοιοῦται*, *ὅτι ἀντισηλικὸν ὁμοιοῦται* (vgl. *σῆμα*) *σῆμα* *σῆμα* *σῆμα*, so daß der Sinn ist: der Gott erlaubt ihm, die Sitten des Staats (mit beppflichtig durch *σύνεσις* ausgedrückt wird) selbst zu prägen (h. sich den selben zu entfernen), oder er verlorb die Zeiten; des Drakels nicht (*σῆμα*), ein minder gemöhnlicher Ausdruck für *σῆμα* in dem Sinne: Ziel, Zweck) und wurde ein wirklicher Hellschmüger. 5) *Diog. neno* ist Podabas; wahrscheinlich ist Podabas zu lesen, wie er selbst führte eine Schrift des Epikers auf. Eine sehr gekürzte Deutung gibt jenen Druck der Kaiser Zosimos, *Orat. VI, 6*. Dabie seien die pflanzen Naturoren, welche er dena gab, die ihm mit seinen frühern Schülern aufgaben. *D. L. VI, 56* vgl. 49. 7) *D. L. VI, 55* erzählt seinen Aufbruch: wenn Moors (der entlaufene Diener) auch Diogenes ihnen kann, warum nicht auch dieser anderen? Bekannt sind die Erzählungen, wie er Röcher und Schüssel wegwarf, als er einen Kneben mit heißer Hand Wasser schöpfen und das Gemüthe in geblühtem Wied auffangen sah. *D. L. 36*. 8) Die Conter verglichen sich gern mit Herakles, weil dieser durch seine Kraft als Mensch sich den Weg zum Himmel gebahnt hatte, indem kämpfend mit allem Bösen, ein Wäner der Kraft und der Freiheit; daher die Wahl des dem Herakles gewöhnlichen Raums) daher der ganze Anfang, wie Parodie des Heraklischen, *D. L. VI, 2 sq*. 9) *D. L.* beruht sich (*VI, 14, 15*) auf dem Urtheil verschiedener Zeugen, des Theopompus und des Xenophons, die einstimmig die Karmut seiner Umganges und die Gewalt seiner Rede rühmten.

dem Verstandeswege zu entblößen verstand"). Nach Diogenes Laertius“) hätte er sich sogar einmal in das Gebiet der Naturphilosophie versungen und den Satz aufgestellt: Alles sei in Allem und Alles gebe durch Alles; wenn dies aber nicht auf einem bloßen Wismorte“) beruht, so muß es dem Diogenes von Apollonia zugewiesen werden, dem die an derselben Stelle erwähnte Lehre von den Poren, durch welche die feinsten Körpertheile ein- und ausgeathmet würden, ganz unbestreitbar angehört“). Somit blieb bei der Unabhängigkeit und negativen Freiheit, zu welcher die Sokratische Tugend bei ihm herabgesunken war, alle Erkenntnis der Natur und des denkenden Geistes, alle Dialektik und Physik ihm gänzlich verschlossen, und in der bürgerlichen Welt verdammt er allen bunten Schimmer der Mannichfaltigkeit, alle Gileberungen und Abflutungen der Gesellschaft“), alles concrete, positive Staatsgeiz; aber auch in der Ethik blieb er bei dem dürftigen Inhalte weniger Sätze stehen, ohne auf die Tiefen des Geistes zurückgehend zugleich zu einer Totalität der menschlichen freien Bestrebungen und zu jener wahren Freiheit, die das äufere Lebenslement nicht von sich riß, sondern gestaltend beherrschte, durchzubringen. Sein höchstes ethisches Princip war die Übung und Gymnastik des Geistes, über die er viel Wahres und Treffendes sagte“), aber dabei das Mittel für den Zweck nahm, und zu einer wahren Begriffsbestimmung, die ihn notwendig weiter geführt hätte, nie gelangte. Auf jene Gymnastik beschränkte er auch seine Pädagogik, die er im Hause des Xenokrates zu Korinth mit bedeutendem Erfolge praktisch lehrte“), eine Lichtpartie seines Lebens, wo er angeborene Tüchtigkeit würdig bewährte; dabei verworf er die bloß athletischen Übungen der Jugend, und wollte, indem er den Zweck der Gymnastik in Körperschönheit und geistige und körperliche Tüchtigkeit (εὐδαιμονία) setzte“), freie, sich selbst beherrschende und von allem Fremden unabhängige Männer bilden.

Einen bedeutenden Abschnitt seines Lebens bildet die, ebenfalls sabelhaft und verworren erzählte, Gesangeschaft, in welche er auf einer Fahrt nach Ägina geriet“). Piraten schleppten ihn nach Keos, wo er, im Vollgenuß seiner innern Freiheit doch erhaben über die Knechtschaft des Leibes und seine Unglücksgefährten durch kräftigen Anspruch ermuntert“), sich selbst ausbot als geborner Bildner und Beherrscher von Menschen“). Seine wunderbare Originalität bewog den oben erwähnten Xenokrates von Korinth, ihn zu kaufen und als Erzieher in sein Haus zu nehmen, wo er, bald freigelassen und in seinem Kreise wirkend, was er bisher, soß erfolglos, in den Gassen Athens gelehrt hatte, den Rest seines Lebens brachte und ein hohes Alter erreichte. Gleich den Weisen des Orients lagerte er im Kranion ober zur Zeit der Spiele auf dem Fährweg, und predigte den aus ganz Griechenland zusammengeströmten Volksmassen sein in das Gewand der Thorheit gebüllte Weisheit. Hier war er ganz in seiner Sphäre, und, bewundert wegen der saksnischen Kraft seiner Aussprüche und der prophetischen Haltung seines ganzen Wesens“) gelang es ihm, vier, die Schule des Antisthenes fortzuführen, indem er einzelne Gleichgesinnte, meist aus den untern Volksklassen, herauszog, um gleich ihm der Welt zu entfliehen“). Doch blieb diese sogenannte cynische Schule, deren Grundsätze sich endlich bis zur Kaiserzeit steigerten“), ganz in ihrer engen Subjectivität stecken und ging endlich fast unter, bis sie, in einer Zeit allgemeiner Gähmung und Auflösung, in der elcksthesten und widerlichsten Form wieder ins Leben

47) Genuß und der Genuß Xenippus hatten Bücher geschrieben, welche von dem Verstande des Diogenes (ἀντιλογισμός), in seinem höhern Leben handelten; D. L. 29, 30, 48) Hyle, in dem Buche: ὅτι οὐκ ἀνορέτως ἡδονοῦσι, hat mehr, soß unbekannte Notizen, die sich auf diese Situation beziehen. 49) Dabei die Aestheten, daß er, nach seinem Handwerke gefragt, gesagt habe: „Menschen zu beherrschen,“ nach zu Xenokrates: „Dieser beherrscht das Leben.“ D. L. 74. 50) Mit den Propheten des Orients hat er übereinstimmend, außer der physischen Kraft, seiner Rede und der Geistesäußerung, die Horische für bewundernswürdige Bezeichnung gemein, wovon die D. L. eine Menge von Beispielen angeführt sind; am bekanntesten ist die Latenz, womit er am Tage Menschen suchte. 51) So den Manikios aus Korinth und den Nestorios aus Ägina. Selbst seinen zwei Schülern, deren einer, Philistos, als Verfasser der dem Diogenes zugeschriebenen Tragödien genannt wird; zwar sollen letztere ihn bereits in Athen gekannt haben; was indessen sehr unwahrscheinlich ist, da Nestorios, der erst als Vater erwachsener Männer zu Diogenes gekommen sein soll, doch im Alter des Xenokrates diente, was nur dann wahrscheinlich ist, wenn er den Diogenes zu Korinth hörte; D. L. 81. Der Äthianer Keos war ihm schon zu Athen gekannt haben; doch am glänzendsten scheint (D. L. 85), daß er nur mittelbarer Schüler des Diogenes, durch Xenon den Äthier, gewesen, was dann wieder auf die Zeit seines Lebens zu Korinth führen würde. Von einer eigentlichen Schule der Cyniker kann sätzlich nicht die Rede sein, da kein gemeinsames Dogma, sondern nur Uebereinstimmung in individueller Eigenheit, die wenigen Liebhaber cynischer Lebensweise zusammenhielt; erst die Stoa sammelte die ecksten Elemente des Cynismus und verband sie durch eine höhere Idee. Am wenigsten kannte ihm in der Hauptstadt der Schmach ein bedeutender Anhang zufließen, wo ihn indessen Phokion hörte; D. L. 76. 52) So bei Menekmos, der in der Furienmaske umherzog; D. L. 102.

39) Ein Beispiel gibt D. L. 37. Ramentlich waren ihm Wahrsager und Transmutanten verhaßt, 40) Vgl. 73. 41) Hieraus führt die spotthafte Anwendung der Sätze, die Diogenes von den Philosophen nur persiflirend entlehnt: „Auch im Brod ist Fleiß, wie im Fleische Brod,“ womit er etwa die absehtigte, die ihn wegen seiner ärmlichen Kost bewundern. D. 73. 42) Vgl. den Art. Diogenes von Apollonia, Ann. 33. 43) D. L. 72: Auf der Geburt und alle Aufwachungen verpörrte er; auch Antisthenes sagte die Adelen, neben der Arbeit, als höchstes Gut. 44) D. L. 70, 71. Gedenkt was in einer Zeit, wo Schicksal und Mangel an Freiheit einwirken anfang, sein Satz: „Nichts im Leben gelingt ohne Übung, die Tüchtigkeit zu überwinden vermögen, darzu muß man, statt unersprißlicher Äußerungen, die von der Natur selbst geboten werden, zum wahrhaft glücklichen Leben gelangen.“ Vgl. 68. 45) So das Xenokrates rühmte: „Ein guter Wein ist in mein Haus gekommen.“ D. L. 74. 46) D. L. 70, 30–31. Er gerühmt die Eöhne seines Herrn an Entschung, ede sie in aller wahrhaft bildenden Gymnastik, doch ohne den damals einbringenden Gang in nützlichen arbeitsfähigen Schaufürken (vgl. Platon im Buche) zu fördern, und suchte auf alle Weise durch die Gedächtnis zu stärken, weshalb er alles Wissen kurz zusammengefaßt ihrem Gedächtnis einzufließen suchte. Über die Cynische edele, vorzugsweise als kralnische Dämonie der Körperstimmung, vgl. Sturz, Lexicon Xenophonticum s. v.

trat⁵⁴⁾. Nach Athen kam Diogenes nicht wieder zu-
 rück⁵⁵⁾. In jene Zeit fällt auch die berühmte Unter-
 suchung des Diogenes mit Alexander, die wegen chronolo-
 gischer Schwierigkeiten mit Unrecht bewiesen⁵⁶⁾, doch in
 ihren Einzelheiten ihre Entstehung gewiss den Rhetoren
 verdankt, die in der pikanten Zusammenstellung des Welt-
 robers mit dem Weltensieger eine reiche Fundgrube
 feinerer Sprüche und Antithesen fanden⁵⁷⁾. Wie das
 Leben so ist auch der Tod des Diogenes in Fabeln ge-
 hüllt. Die sichersten Nachrichten weisen auf einen natür-
 lichen, sanften und ruhigen Tod hin⁵⁸⁾, dem, ungeachtet
 seines angeblichen Wunsches, den Thieren des Hells oer-
 gemessen zu werden⁵⁹⁾, ein ehrenvolles, von Zenobios,
 dankbaren Söhnen veranstaltetes Begräbniß folgte. Von der
 Achtung, in welcher er bei Korinths Bürgern stand,
 gab der bis zum Handgemein getriebene, wetteifernde
 Streit um die Ehre seines Begräbnißes einen schönen
 Beweis⁶⁰⁾. Die Korinther errichteten ihm an dem Jkhu-
 musther eine Säule, auf welcher, als selbstgewähltes
 Symbol seines Lebens, ein Hund aus parischem Marmor
 ruhte⁶¹⁾. Späterhin ehrten ihn auch die Bürger von Si-
 nepe durch eine ehrente Mäusäule mit einer Inschrift, in

welcher die Selbstgenügsamkeit und der leichte Weg sei-
 nes Lebens gepriesen wird⁶²⁾.

Einzelne Schattenseiten seines Lebens, wie es uns
 gewöhnlich überliefert wird, wie sein Verhältniß zur Zeit⁶³⁾
 und vor allem seine überreiche Schamlosigkeit in natür-
 lichen und unnatürlichen Dingen⁶⁴⁾, haben wir unberührt
 gelassen, weil sie allein auf dem schwachen Grunde der
 Tradition beruhen, und der übrigen, bei aller Zerkheit
 nicht unwürdigen Lebenshaltung des Mannes Grabstein
 zu widersprechen scheinen. Freilich darf man hier nicht
 zu rasch nach unserm Standpunkt entscheiden wollen, wie-
 weit der dem Südländer eigne Natürlichkeitstrieb bei
 einem so sonderbar organisiertem Individuum führen konnte;
 doch scheinen jene Reigen von spätem Gynikern erfunden
 zu sein, die ihre eigne Schamlosigkeit durch das Beispiel
 des Diogenes zu decken suchten⁶⁵⁾. Sein ganzes Leben
 läßt sich in zwei Aussprüche über ihn zusammenfassen:
 in dem einen, (D. L. 38. vergl. *Aelian* v. var. hist. II, 19)
 vergleicht er sich selbst mit den Helden der Tragödie,
 die, vom Fluche getroffen, heimatlös, des Vaterlandes
 beraubt, arm, schlichtgekleidet, Tag für Tag sich Nahrung
 suchend, die Welt durchzogen; den ehrlern Anteil sei-
 nes Lebens aber beschreibt *Aelian* *) so: „Ihm war die
 ganze Erde Vaterland; kein einzelnes Land war ihm Hei-
 math; darum vermisste er auch in der Verlangenschaft
 Athen nicht, sondern, vertraut geworden selbst mit den
 Piraten, suchte er sie auf alle Weise zu bessern, als
 wahrer Diener Gottes zugleich dem Zeus gehörend und
 aller Menschen sich liebreich annehmend.“ So zeigt sein
 ganzes Leben die seltsame Mischung griechischer Ver-
 standesstärke und einer fast orientalischen Gefühlstiefe⁶⁶⁾,
 abstoßender Rauheit und Schroffheit und anziehender
 Anmuth der Rede, die mit einer durchgehenden leisen
 Ironie sich bald der Einfalt der Homerischen Sprache,
 bald dem Pathos der Tragiker oder der Überschwärze der
 Sophisten anschloß⁶⁷⁾.

53) Schon an Cicero's Seiten waren diese ausgearteten, wirk-
 lich folgenschweren Consequenzen in Rom erschienen (De offic. I, 41),
 wo sie, neben so manchen andern Korrumpuren, sich, in tieferer
 Beachtung lebend, die Kollierzeit hindurch erstreckten; *Brucker*,
 Vol. II. p. 496 sq. 54) Ungeheim ist die Erzählung (*Dio*,
 orat. VI. p. 28), daß er im Sommer zu Korinth, im Walde
 zu Athen geseht habe; Gubius sagt ausdrücklich (D. L. 31), daß
 er bei dem Kinde bei an sein Sommerhaus gezogen sei. 55)
 Egl. *Bayle*, Dictionnaire, unter dem Artikel Diogenes. Ann. II.
 Auch, wenn man annimmt, daß Antisthenes seine Schule, in
 Folge der Hinrichtung des Sokrates, geschlossen habe, und den
 Diogenes als Vierzehnjährigen Jüngling um Ol. 95, 1 nach Athen kom-
 men läßt, könnte er doch füglich den Alexander, der Ol. 111, 2
 auf dem Altus zum Oberköniglichen Griechischlands proklamirt
 wurde, als Sechzehnjähriger noch gesehen haben. Eine so verwei-
 tete Tradition pflegt doch immer auf irgend einem, wenn auch ent-
 fernten, Factum zu beruhen. 56) Im wahrscheinlichsten ist die
 einfache Erzählung bei D. L. 6. Schwierig lautet Alexander
 den Beschuldigung geistlich auf. Nachheren und historischem
 sah die Erzählungen bei D. L. orat. VIII, 131; bei Plutarch
 im Leben Alexanders; bei Seneca, De beneficiis V, 4, der nach
 dem Alexander sich als Meister von Aien vorstellte läßt.
 57) Kadelstift sind die Erzählungen vom Hundstöß oder von dem
 Genuß von Mäusfleisch, der ihm eine Keilz zugezogen habe,
 bei D. L. 76, 77; oder gar von einem Selbstmorde, bei *Aelian*,
 v. hist. VIII, 14. Seine Anhänger schmückten das einfache
 Racine einer unermessenen Höhe an Alexander'sche so aus, daß
 sie sagten, er habe, den Aizen gewaltsam an sich haltend, sich
 als Lebensüberlebender Tod gegeben, und sei, in seinen Wunden
 schlüpfend, einem Schiffschiffen ähnlich, bei dem Kranien gründen
 wuchsen (D. L. 77. Sein Todesjahr werden wir (vgl. Ann. II
 und 55) wol einige Jahre vor Alexanders Tod annehmen müssen,
 weshalb die Erzählung von der Einladung des Kraterus bei D.
 L. 57 als Fabel zu verwerfen ist. 58) D. L. 79. Wie wahr-
 scheinlich ist die Erzählung (D. L. 31), daß er mit dem Ge-
 fährdeten erkrankte habe begraben sein wollen, am andern, daß
 ein edelgebürtiger Jüngling 59) D. L. 78. 60) Ein Ge-
 dächtniß, gleich der Ehre, welche, nach Plutarch, den Gedächtniß
 der Helden schmückte. Nach Pausanias (II. c. 2) sah der Dio-
 genes Grab.

61) D. L. 78 theilt es mit. 62) Am meisten spricht dar-
 über Athenäus (XIII. c. 7), der eine Anzahl von Kri-
 stippis tollanten Eien anbringen will. Schon *Brucker* (d. X.
 p. 581) sah die unthätigen chronologischen Schwierigkeiten dieser
 Erzählung. Sollte auch wol die so entschiedene Selbstverleumdung,
 die Diogenes, eine Zeit so begabert haben, daß sie aus keiner Hand
 sich ihm unangenehm ergeben hätte? 63) Hierin spielt die
 wichtige Geschichte bei D. L. 46 und *Athen*. IV. c. 15. 64)
 Das lebendigste Bild jenes spätern griech. und römischen
 Scham verurtheilt, Sokrates gibt Lucian im *Dynastes* und
 im *Pyrrhus*, so auch die Ann. 65) verurtheilt Schamlosigkeit
 wieder vorzukommen. 66) *Dionys. Epist.* III. c. 24. Der Zug,
 die Piraten der besten Esser, besonders auf die Bildung und
 Besserung des Volks, und der sitzlichen Wege einzurichten;
 so sagt Antisthenes, als man ihm seinen Werthe mit höchstem
 Gefühle vorwarf: „Auch die Aizen vertheilen mit den Hiebs-
 tranken und bleiben gesund!“ D. L. VI, 6 und Diogenes: „Auch
 die Sonne scheint in die Schlafswunden der Bösen, ohne selbst be-
 schadet zu werden.“ *ibid.* 67) Hieron jagt namentlich
 auch die sitzliche Hienigung zu der ganzen besten Natur, deren
 vertheilte Geschöpfe, er gern seine Träger annahm; so die
 Hühner des Nilus, D. L. 79 u. d. d. 67) Eine Menge größ-
 erer Anmerkungen, mögen sie von ihm selbst herrühren oder in
 seinem Geist entstanden sein, tragen die Gepräge anmüthiger Ironie.

Von seinen Schriften werden Dialogen, Briefe, die noch unter seinem Namen vorhanden sind, auf jeden Fall fälscht¹⁾, und Tragödien genannt; letztere indessen wurden schon von alten Kritikern dem Jamblichus, einem angeblichen Schüler des Diogenes, zugeschrieben²⁾, und manche bezweifelten, daß überhaupt Diogenes Schriften hinterlassen habe³⁾, was allerdings seiner Individualität am meisten entsprechen würde. (Steinhart.)

DIOGENES von Tarsus, Epistureer, (für die Geschichte der Wissenschaft ohne Bedeutung. Geboren zu Tarsus, der durch poetische und dialektische Kunstfertigkeit seiner Bewohner berühmten Stadt Ciliciens⁴⁾, zog er, gleich vielen seiner Landsleute, als Improvisator umher⁵⁾, und schrieb auch über die Lösung poetischer Aufgaben⁶⁾, in welchem Werk er ohne Zweifel den Schlüssel seiner Kunst gab⁷⁾. Vermuthlich ein unmittelbarer Schüler Epiturs, schrieb er ein Werk: *ἡλικιωτοὶ οὐλοῦνται*, über Epiturs Leben und Lehre, in wenigstens 20 Büchern, das Diogenes von Laerte in seinem Leben Epiturs als Hauptquelle benutzt⁸⁾. Auch hatte man von ihm einen Abriß der Ethik des Epiturs⁹⁾. Von ihm ist ein anderer Epistureer, Diogenes von Seleucia, zu unterscheiden, über dessen Verhältnis zu dem syrischen König Alexander, Athenäus erzählt kurzweilige Anekdoten mittheilt¹⁰⁾. (Steinhart.)

1) Die von Robbheit des Geistes und Freymuth sehr weit entfernt ist. Charakteristisch ist auch nach sein eigent. Selbstbild, daß er, gleich einem guten Dichtervater, den Ton höher angebe, damit die übrigen den rechten Ton lernten; D. L. 85. Kurz zusammengefaßt ist seine Lehre in dem Aufsatze, daß er dem Zufalle Much, dem Gesetze Natur, der Lebensweise Vernunft entgegenstelle, 38.

68) Seitenunordnung mit seinem Namen bezeichnete Briefe stehen in der Collectio epistolarum graecorum des Aldus Manutius. (Bemerkung 1499.) In einer mehrer Handschriften finden sich sogar 50 angebliche Briefe des Epiturs. Vgl. Fabr. bibl. graeca, Vol. I. p. 685. (Hart.) Über den mit dem Verlust der griechischen Literatur zusammenhängenden Gang der rhetorischen Literatur, berühmten Männern Briefe untergeschoben, und den Werth, der alle diese Momente mehr oder weniger trifft, sprach zuerst Bentley in seiner berühmten Schrift: De Phalaridis epistolis. Schon D. L. erwähnt seiner Briefe, VI, 23. 69) Vgl. Xen. Mem. 51, 70) So unter den Alten Strabon und Sappho, D. L. VI, 80, wo seine angeblichen Schriften aufgeführt sind. Seine Schrift vom Staate (*politikos*) erwähnt Athen. IV. c. 15.

1) Nach Strabo, XIV. p. 673, 674, waltete ihm in Rang seiner Hauptstadt Ciliciens lebend; ebenfalls wird das rege und reiche wissenschaftliche Leben, wodurch Tarsus sich vor allen Städten im Orient auszeichnete, bemerkt, hoch geschätzt, und 6. 675 Diogenes als glücklicher Improvisator von Tragödien genannt. 2) Man hatte daher in der Poesie ein genus taricum als eigene Eintheilung, wahrscheinlich der leichtesten, mehr improvisirten Art; Diog. Laert. IV, 58. Vgl. Menge in jener Stelle und Casaubonus, De satyrica poem. I, 5. Nach späterhin blieb das rege Geistesleben jener Stadt auf den dort einheimischen Apostel Paulus gewiss nicht ohne Einfluß. 3) D. L. VI, 81 nennt den Aitil: *ἡλικιωτοὶ οὐλοῦνται ἡλικιωτοὶ ἡλικιωτοὶ*. 4) Daher rechnen jener Werk zu den, schon vor Aristoteles geschriebenen, am meisten an Homer sich anschließenden *ἡλικιωτοὶ*, d. h. unterjüngsten über jugendliche Dichtertönen, deren Verfasser Jamblichus; so Menge in der angeführten Stelle. 5) D. L. X, 1, 26 und Jamblichus, *οὐλοῦνται* das Disputationen, wie bei Cic. Tusc. I, 4, III, 24. 6) D. L. X, 118. 7) Athen. V, 12. Mit dem Epistureer Diogenes von Babylon, kann er nicht verwechselt

DIOGENES von Babylon, Stoiker, am bekanntesten durch seine Theilnahme an der merkwürdigen ethischen Gesandtschaft nach Rom (598 n. Chr. d. St.), welche in den drei Repräsentanten der bedeutendsten Systeme Carneades, Kritolaus, Diogenes, die Sache griechischer Bildung und Wissenschaft in Rom führte, und zugleich dort viele Herzen zuerst für höhere philosophische Bildung vorbereitete¹⁾. Sein Geburtsort war Seleucia am Tigris²⁾, doch heißt er nach dem Namen des Landes, vielleicht auch zum Unterschiede von dem bei Athenäus V, 12 erwähnten Epistureer Diogenes von Seleucia, gewöhnlich der Babylonier³⁾. Ein Schüler des Chrysippus, setzte er dessen dialektisch-grammatische Richtung fort⁴⁾, und unterrichtete selbst den Akademiker Carneades in der Dialektik⁵⁾; auch Eklidus hörte ihn, ehe er zum Pandius kam⁶⁾. Er erreichte ein sehr hohes Alter⁷⁾. Wie Carneades durch die Gewalt und Schärfe seiner Rede, Kritolaus durch den treffenden und gewandten Ausdruck, so zeichnete Diogenes sich durch den ruhigen, milden Fluß seiner Darstellung aus⁸⁾. In seinem Leben zeigte er wahrhaft solide Gebilde⁹⁾. Im Ganzen schloß er sich Chrysippus an, doch mag er einige ethische Begriffe näher bestimmt haben. So unterschied er von dem absolut Guten den Nutzen, als ein untergeordnetes, dem absoluten Fleiß nachstehendes Gut, dem er, während das an sich Gute unbeweglich und unwandelbar ist, Ruhe und Bewegung, d. h. Wandelbarkeit und relative Geltung, zuschrieb¹⁰⁾. Auch sonst unterschied er sehr genau zwischen absolutem und relativem sittlichem Werth¹¹⁾, und fand, im Sinne seiner Schule, den Grundbegriff der Ethik in der vollständigen Auswahl des Natürlichen¹²⁾. Auch schrieb er ein philosophisches Werk über die Sprache¹³⁾, ein Werk über die Wissenschaft, worin er der Propädeutik und selbst der chaldäischen Astrologie nicht abgeneigt war¹⁴⁾, und ein mythologisches Buch über die Minerva, worin er, nach Chrysippus, die Geburt dieser Göttin phylogisch erklärte¹⁵⁾. (Steinhart.)

werden, weil Athenäus ausdrücklich sagt, daß Alexander, selbst der Stoa ergeben, doch den Diogenes geschätzt habe. Dieser war ein edler, abfälliger Mensch, der das kaum empfangene Kronen, die er nicht verweigerte als Priester der August tragen wollte, zur Erhaltung des Hofes seiner Schüler gab. Antiochus, Alexander Nachfolger, ließ ihn tödten.

1) Der nächste Zweck jener merkwürdigen Gesandtschaft war die Nachsicht des Cäsars einer Giftthat, welche den Athenern wegen der Besserung von Droppis aufgelegt war; Gall. N. A. VII, 14. 2) Wohl zu unterscheiden von dem Seleucia der syrischen tetrapolis; Strabo XVI, p. 749. 3) Strabo XVI, p. 744. D. L. VI, 81. 4) Seine Erklärung der Dialektik gibt Cic. De orat. II, 38. 5) Acad. pr. II, 80. 6) Cic. De fin. II, 8. 7) Cic. De sen. c. VII. Nach Eclidus. Max. cred. Kap. 18 wurde er 80 Jahre alt. 8) So charakterisiert ihn Gellius. N. A. VII, 14. 9) Ein Beispiel davon bei Seneca, De ira, III, 35. 10) Cic. De fin. III, 10. Vgl. Petauer, Phil. Chrys. fundamenta, p. 134. 11) D. L. VII, 105. Vgl. Stob. Eccl. eth. II, c. 4. 12) Die *ἡλικιωτοὶ*, *ἡλικιωτοὶ*, D. L. VII, 88. 13) *ἡλικιωτοὶ*, D. L. VII, 65. 14) Cic. De divin. I, 8, II, 43. 15) Cic. De N. D. I, 15.

mannichfaltigen Verzweigungen rechnet er zu der ionischen, welcher die ersten sieben Bücher gewidmet sind; zu der italischen zählt er den Heraklitus, die Eleatiker und Epeitiker; dem Epikurus endlich hat er das ganze letzte Buch eingeräumt. Um dieses schätzbaren Vorzuges willen vornehmlich nimmt man an, Diogenes selbst sei der Epikurischen Lehre zugethan gewesen; andre entscheidende Zeichen einer besondern Vorliebe für diese oder für irgend eine andre Schule werden vermisst. Daß übrigens Diogenes sein Werk einer Frau gewidmet habe, die eine eifrige Freundin der Philosophie und insbesondere des Plato war, ist aus einigen Stellen gewiß. Näheres darüber wird das verloren gegangene Proömium gelehrt haben ¹⁴).

Das Werk des Diogenes ist früher in einer Übersetzung als im Original erschienen. Ambrosius, ein constantinischer Mönch (gestorben 1439) aus der Familie Traversari, einer der Schüler des Hieronymus ¹⁵), übersetzte es, ohne vorläufige Kenntniß der dabei obwaltenden Schwierigkeiten ¹⁶), aus Rücksicht auf den Nutzen, den er sich davon versprach. Diese Arbeit erschien nach seinem Tode, aber vor dem Jahre 1475, wahrscheinlich zu Rom ¹⁷); dann durchgesehen und verbessert von Bened. Dragnoli (Benedig 1475.), worauf sie öfter wiederholt worden ist (Wien 1485. Hol. Bened. 1493.), am besten aus Sambuci Handschriften (Antwerp. 1566.). Ambrosius hat ziemlich frei übersetzt ¹⁸), auch mehr, vornehmlich die Verse des Originals, um deren Übersetzung er seinen, nicht sehr geschägten Freund, Franciscus Philoliphus, vergebens ersucht hatte, ganz übergegangen ¹⁹). Von dem griechischen Originale waren bisher nur einzelne Abschnitte

in den Ausgaben des Aristoteles und Theophrast, des Plato und Xenophon erschienen; das Ganze wurde zuerst bei Frobenius zu Basel 1533. 4. ans Licht gestellt ²⁰). Hier folgten mehre Ausgaben von Herrn. Stephanus; zuerst mit seinen Anmerkungen, die aber nur bis zum neunten Buche gehen (Paris 1570.). Ihr ist die Übersetzung von Ambrosius und eine Sammlung von Pythagoreischen Fragmenten angehängt. Dann (1594) mit den Anmerkungen von Jf. Galsabonus, die dieser zuerst im Jahre 1583 zu Vercors unter dem Namen Jf. Hortibonus herausgegeben und seinem Vater in einer gemüthvollen Aufschrift gewidmet hatte ²¹). Endlich, verbunden mit dem Hesychius Illust. de philos. Colon. Allob. 1615.). ²²) Auf zwiesache Weise machte sich Thomas Adobrandinus um den Diogenes verdient, indem er den Text aus zwei alten und guten Handschriften verbesserte, und das ganze Werk von neuem mit größrer Zierlichkeit, als von seinem Vorgänger gesehen war, obgleich nicht ohne mannichfaltige Fehler ²³), übersezte. Diese Arbeit wurde, nebst den unvollendeten Anmerkungen, nach seinem Tode von dem Cardinal Petr. Adobrandi, Thomas' Neffen, an das Licht gestellt (Rom 1594. Fol.). Ihr folgte, durch die Anmerkungen von Ag. Menagius und der frühern Herausgeber bereichert, die Ausg. Joh. Pearson's ²⁴) (Lond. 1664. Fol.), die aber nach nicht langer Zeit in der Ausgabe von Marc. Weibom (Amst. 1692. 4.) durch äußern Glanz und vermehrte Anmerkungen überboten wurde. Ihr innerer Werth kommt indessen der äußern Ausstattung keineswegs gleich. Der Text, obgleich correct gedruckt, ist durch die Schuld des Herausgebers und die Kechtheit, mit der er nach Gutdünken daran bessere, häufig entstellt ²⁵); Weiboms eigne Anmerkungen, die nur

den, ansehnlicher und vollständiger. Daraus schließt Schaefer, daß Buxtor ein vollständigeres Exemplar des Diogenes vor Augen gehabt habe.

14) *Diog. Laert.* III, 47: *γινώσκοντες δὲ οὐ δυνάμεν ἀναγγεῖλαι, καὶ κατὰ δυνάμιν τὰ τοῦ γινώσκοντος δόγματα γινώσκοντες ἀναγγεῖλαι.* Vergl. X, 29. *Thomas Reines*, Var. Lect. II, 14 ist der Meinung, daß die *ἑρμηνεία* gemeint sei, die Galenus aus (ober ein Zeitgenoss Galens) in Thracien. ad Pison. c. 8 als seine Frau bin und als eine Bekehrerin Platons nennt. *Wetzel* sagt ad *Proem.* p. 1. Rimmel beh. Ätzer dachte an die *ἑρμηνεία* *Strenge*, die Julia Domna. 15) S. *Tiraboschi*, Storia della Letter. Ital. Tom. VI, l. p. 788 sq. *Fabricii* Bibl. Lat. med. et infim. aetat. T. I. p. 83 sq. 16) *Kiplat*, ad Augustin. *Sila*: Si opus ipsum antea legissem, nulla inquam precibus ut id tradiderem, induci petissem. Est enim plerumque difficultatis aetas omnes illas ita, ut ab eo tradatur, diligentissime exprimerem. 17) *Valentini* *Curio*, Praef. (ed. Basil. 1524) bezeugt aus der Verschlebung des Stiles zu erkennen, daß diese Arbeit nicht von Ambrosius selbst, sondern von irgend einem andern Mönche herrührt. 18) Tanta licentia in his libris videntur non est, ut scriptorem potius historiae, quam historici interpretem dicamus. *Menagius*, *Notae*, Comment. Laurentianae Praef. XXIX, nennt sie incommam et sere barbaram. Im höchsten antheile Philoliphus darüber in *Kiplat*, ad Gaddium de Scriptis. non eccles. T. II, p. 256. *Perp.* *Thom. Cronius*, Animadv. Pars XI, p. 205. *Freytag*, Argg. litt. T. II, p. 794 sq. 19) Über diese Werk hat ein ansehnliches Reichthum gemalt. Die Ergänzungen bestehen in Dragnoli's Revision ist schätzbar, und die spätere von Michael Wartin in der Ausg. von Buxtor. Carlo (Basel 1524.) nicht besser gerathen. Die letzte hat Herr. Stephanus aufgenommen.

20) Die Recensaten dieser *editio princeps*, die von den nachfolgenden Herausgebern allgemein beachtet worden ist, sind sorgfältig angeführt in Fildner's Ausgabe, welcher Praef. IX. wodurch eine große Anzahl guter Recensaten gewonnen zu haben versichert. 21) Galsabonus war damals aus mit einem ausführlichen Commentar beschäftigt, der aber nie erschienen ist. 22) Diese Ausgabe kommt unter drei Titeln vor: Geneva ap. Jacob Moer. 1615. Colon. Allob. ap. Sam. Crispin. 1615. Lugdun. ap. Petr. et Jac. Douv. Societatis (Bibl. Gr. Tom. V. p. 572) hatte Exemplare geschenkt, die auch den *Benjamin*. De Vitis *Antiquarum* entziehen und dieses auf dem Titel anzeigen. 23) *Woff* (*Leont.* *Laert.* *Praef.*) nennt sie valde scitum atque elegantem, quumquam non pauca errata insint. *Hart* urtheilt über sie *Wetzel*. Galsabonus, der sie multis locis pueriliter, vitiosum, ridiculam nennt; wobei aber doch der Umstand zu erwägen werden muß, daß die Recensaten nicht die letzte Hand daran haben legen können. 24) Pearson nennt sich bios unter der Auslegung an den König Karl II. und in der Aufschrift an Menagius. Der letztere hatte um diese Ausgabe das meiste Verdienst. Daher ist auch häufig ed. Menagius genannt worden. Menagius hatte früher einen sehr ausführlichen Commentar (sogenannt Commentarius) angeordnet; dieser war durch Zufall größtentheils verloren gegangen. In Folge einer Aufforderung des englischen Buchhändlers architecte er seine Anmerkungen von neuem aus und ließ sie besonders abdrucken (*Ag. Menagii* *Notae* in *Diog. Laert.* [Paris 1662.]), worauf sie in den londoner Abdruck aufgenommen wurden, der noch außerdem in besondern Abtheilungen die Anmerkungen von Stephanus, von Jf. Galsabonus und Thom. Adobrandinus enthält. 25) *Reini*, Praef. p. XXVIII: *textus nihil melior quam antea esset*,

in dem letzten Buche reichlich sind, haben wenigstens Werth, sowie auch die beigefügten Noten von Mercurius Casaeus, welche leicht hätten entbehrt werden können. Schätzbar ist die Vergleichung von zwei Handschriften. Weniger erwünschter Commentar füllt hier den ganzen zweiten Band nebst einer Zugabe der *Historia mulierum philosopharum*, und den bis dahin ungedruckten *Observationes* von Joachimi Kuhnii. Der Text dieser Ausgabe und die Uebersetzung ist mit neuen Fehlern vermehrt wiederholt worden von *Longolius*, Cur. Regni. 1739. und dann wiederum dieser fehlerhafte Text Lips. 1759. Ohne neue diplomatische Hülfsmittel, aber mit Benützung aller schon vorhandenen, und dessen, was in neuer Zeit über den Diogenes geschrieben worden, auch handschriftlicher Bemerkungen Gottfried Hermanns und einiger anderer Freunde, hat jetzt Geint. Gull. Häbner den Text dieser Schriftstellers gereinigt, und mit kurzen kritischen Anmerkungen begleitet herausgegeben: Leipzig 1828 und 1831. 2 Bde. Die Vollendung des zweiten Bandes erlebte er nicht, daher ein Theil desselben von einem Freunde des Verstorbenen, C. Jacobin, besorgt worden ist.

Von einzelnen erläuternden und berichtigenden Schriften verdient vor allen der ausführliche philologische Commentar P. Sossenski's über das zweite Buch^{*)} angeführt zu werden. Dasselbe Buch hat G. Alnberger mit Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben (Nürnberg 1791.). Ferner *Iga. Rossii Commentationes Laertianae* (Romae 1788. 4.), in denen die Fehler der Uebersetzer berichtigt und eine Anzahl Stellen des Textes mit mehr Einsicht, aber in allzugroßer Breite behandelt werden. Sehr beachtungswerth sind auch *Sam. Battierii Observationes in Diogenem Laertium im Museo Helvet. Part. XV. p. 32 fg.*, wo die Mängel von Weiboms Ausgabe zuerst aufgeführt und zum Theil glücklich berichtigt sind; und *Harel, Anim. crit. in Klotzi Aesth. litter. Vol. II. Pars I et III.* Uebersetzt von Diogenes über in mehr Sprachen; in *Trutzschs* auslest von Dorfer, Leipzig 1809. 2 Bde. (F. Jacoby.)

DIOGENES, Bischof von Amisus, Verfasser einer poetischen Grabchrift auf einen gleichnamigen Riesen. Sie hat sich in der palatinischen Antipelogie VII, 613. erhalten. *S. Brunck, Annal. V. P. Tom. II. p. 492.*
(*F. Jacobs.*)

DIOGENIA, *Διογηνία*, Tochter des Kephisos und von Phrasimos Mutter der Praxithea, der Gemahlin des Erechtheus. (*Apollod.* III, 15, 1. cfr. *Meursius*, *Attic.* III, 13). (*Richter.*)

a Meibomio factus, sed omnino pejor et mendosior. Non Meibomii Conjecturae sicut est: Se nullam ex tam multis reperire potuisse, quae apta esset; omnes contra vanas ac fuitiles. Rites minime uritibus phobus: Ex officina ea, quae nulla veteres libros diligenter ornabat, tam deformatus prodit, ut Diogenem in Diogene quaereret. Bergl. Schneider ad Epicuri Phys. et Meteorol. p. XIV.

26) Der griechische Text ist hier mit einer neuen Überetzung
wiederholt: *Petri Gassendi Animadv. in X. librum Diogenis*
Laertii, qui est de Vita, Moribus, Placitiisque Epicturi. (Lug-
duni 1649. 3 Vol. fol.) Ed. tertia. (Lugduni 1675. fol.)

ΔΙΟΓΕΝΙΑΝΟΣ ¹⁾. Zwei oder drei Schriftsteller dieses Namens lehrte und Eulobos kennen. Der eine, welcher vielleicht auch **Διογένης** hieß ²⁾, war aus Kypros und Grammatiker. Seine Schriften waren: *ἡσίπαις* *Κυπρίων*, *περὶ τῶν ἐν τοῖς βιβλίοις ἀσχημάτων*, *πρὸς νόμους*, *ταῖς* *ἐπὶ* *στοιχείων*. Von den drei letzten gedruckt sonst nirgends Erwähnung; das erste, welches in sieben Büchern bestand ³⁾, führt das Städtchen *Κεζών* des **Διογενίανος** von *Αντιόχεια* an drei Stellen an ⁴⁾. Ein anderer

Diogenianos war nach denselben Zeugen ebenfalls Grammatiker und Zeitgenosse Hadrians, nach einiger Meinung aus Herakles in Pontus, vielleicht aber auch aus einer andern Stadt dieses Namens in Karika¹⁾, und eine Person mit einem gelehrten Arzte jener Stadt. Von diesem, welcher es auch sei, führt Suibas folgende Schriften an:

1) Ein alphabetisches Wörterbuch (*ἄλφαις παντοδα-
μα κατὰ στοιχεῖον*) in fünf Büchern, ein Auszug aus
dem großen, 405 Bücher umfassenden Wörterbuche des
Pamphilus von Bopprion¹. Dieser Auszug enthält
vorzüglich Wörter der poetischen Sprache mit Hinnem-
lassung der Autoritäten². Auf diese Abkürzungen scheint
ein zweiter Teil dieses Werkes hinzuweisen: *Ἱερογλυ-
φικόν*, welches Wort mehrer Deutungen zuläßt³. Die-

ad Enlog), beide *Aoyuvayia* (bei Suidas und in Bochart Anecd. T. II, p. 466) geschrieben. 2) Suid. T. I, l. p. 59 *Aoyuvayia* *ay* *Aoyuvayia*, über die Verwandschaft dieser Worte s. oben §. Diog. Laertius. Bant ad Greg. Cor. p. 242, 794. C. F. Runkle, De Lux Hasyeh, p. 88 sq. 3) S. Menag. ad Diog. Laert. VI, 81. p. 253. 4) *Aoyuvayia*. *Aoyuvayia* ist neugr. Koixov. Ziliua. *Aoyuvayia* ist vulg. Koixov. Zu beiden Stellen wird Bezelius mit der Koixov *Aoyuvayia* übereinstimmend die *Aoyuvayia* von Neugriechen angegeben. Sie sind jedoch verschieden v. d. L. S. Meant. D. O. 66, wo das Q. 60 ff. vermutet, daß diese koptische Diogenes aber Diogenes nicht eine Person mit dem Vorfahre der Iosene

φιλόσοφος (s. 5). *Suid.* T. I. p. 591. Die mannichfaltigen Schmierigkeiten dieses Artikels, die auch durch die Fehler des Cod. Paris. 2625 bei Boet ad Greg. Cor. p. 242 nicht gegeben werden, beleuchtet Ranke a. a. D. S. 51 f., wo auch S. 57 Berichtigungen vorgelegt werden. Einiges fehlt darin verhältnißmäßig, anderes durch einander geworfen. 6) Von diesem *Με-*

sohin der Aristarchischen Schule f. *Suidas*, T. III, p. 14, wo die Anzahl der Bücher auf 95 bestimmt ist. Die Wichtigkeit seiner Ausgabe erweist *Kantze*, S. 72 ff. durch eine sorgfältige Vergleichung der von Pappus erhaltenen Stücken mit denen des Diogenes. Wieder aus kaum ansehnlichen Werken veranfaßter Anzahl scheinen den frühen Verlust desselben bemerkt zu haben. *Wagner*, *Phascol* hat es bekannt noch *Phascol*. 7) *Agas* re-

fobren wir uns *Phorib* Bihl. edn. 145 u. 149. Vergl. Fraef., ad Photii Lexic. über Mangel der Autorität; Bihl. *Hesychius* in der Kopist. ad Eklogium, wo er, ohne den Pamphilus zu erwähnen, das Erstehen des Diogenes für ein aus den Carsten stoffgeschöpftes Werk zu halten scheint. 8) Die von Hesychius gegebene Erklärung ist stoff dunkel; er scheint zu glauben, Diogenes habe sagen wollen: sein Wert lieg auch für solche Leute getrieben, und thone diesen zur Belehrung dienen. *Mox et, G. 6.* vergleicht hier Zufammenhang mit *γυναικων*, und erklärt sich, wie es nach *αὐτοῦ* richtig ist, *οὐρανοῦ* superlativum *ποσειδῶνος*; qui enim suo modo utantur libello, eo esse voluit non inanem pondere proceros, sed necessariam tantum suppellectilem instructos.

tes Wörterbuch ist die Grundlage des unter dem Namen des Hesychius erhaltenen Lexikons, welcher nur Weniges aus andern Quellen, von dem Seinigen aber gar nichts hinzugegeben hat¹⁾, sodas uns dieses für jenes, und selbst einigermaßen als Ersatz für den verlorenen Pamphilus, gelten kann.

2) Eine Blumenlese von Epigrammen oder Inschriften (*ἀνθολογίαν* *) *ἐπιγραμμάτων*). Sie wird sonst nirgends erwähnt¹¹⁾.

Außerdem erwähnt Suidas drei Werke, welche auf die Geographie Beziehung haben, als Schriften desselben Diogenianos:

3) Von Flüssen, Seen, Quellen und Vorgebirgen.

4) Von Küsten (*νοσημίων* *) nach dem Alphabet.

5) Eine Sammlung und Zähl (*συνοψήσας καὶ λίαν*) aller Städte der Erde und Andros. Hierzu rechnen wir 6) *Παρομιὰς ἀντιμωχίας ἐκ τῆς Ἀστυναιου συνοψήσας*. Diogenianos hatte in seinem Lexikon, dem Zeugnisse des Hesychius (Epist. ad Eulog.) zufolge, alle Sprichwörter gesammelt, die er hatte auffinden können, sie aber in dem Lexikon oft nach hinzugefügt, und keine beglaubigten Autoritäten beigefügt¹²⁾. Die Sprichwörter, die sich in dem Lexikon des Hesychius finden, sind ohne Zweifel, sowie alles übrige, aus jener Quelle genommen; aber mit ihnen stimmen diejenigen nicht überein, die Andreas Schottus als aus der Sammlung des Diogenianos gezogen, zuerst aus zwei Handschriften an das Licht gestellt hat¹³⁾. Dieses Werk ist in acht Centurien geteilt, und enthält 775 Sprichwörter, welche Diogenianos wahrscheinlich ursprünglich in einem eignen Werke zusammengefaßt hatte. Die dunkle Anführung einer *ἐπιστολῆς ἡλικυῶντος ὁμομύτων* bei dem Scholiasten (Cod. Lips.) zu II. e. 576 bezieht sich ohne Zweifel auf das Lexikon; eine andre aber bei Montfaucon (Diar. Ital. p. 214) *ἐκ τῶν Ἀστυναιου τῆς ἐπιστολῆς τῶν Ὀβερτίου ἰλ-*

ληκυῶν (*ὁμομύτων*) legt, wie es scheint, dem Diogenianos bei, was dem Hesychius (*Ὀβερτίου*) zukommt¹⁴⁾, welcher ebenfalls einen Auszug aus dem großen Werke des Pamphilus in viele Büchern gemacht hatte. Das Fragment gegen die Manik, das Eusebius (Praeparat. Evang. IV, 3) erwähnt, und ein andres über das Katum (VI, 8) gehört ohne Zweifel einem andern Diogenianos an. (F. Jacobs.)

DIOICA (Mollanus). Blainville und Lamarck haben fast gleichzeitig diese Benennung eingeführt, um diejenigen Mollusken zu bezeichnen, bei welchen die Geschlechter (sexus) getrennt, nicht wie bei den Hermaproditen in einem Individuum vereinigt sind. (D. Thon.)

DIOIS, Landschaft der französischen Provinz Dauphiné, die ihre Benennung von der Hauptstadt Die empfängt, wird gegen Norden und Westen von Valentinois, gegen Süden durch das Land der Baronnien und durch die Grafschaft Venaissin, gegen Osten durch Grafschaften und Savignois begrenzt, mit einem Flächenraum von 80 □ Meilen einnehmend. Die Drôme und der Rhodan haben ihre Quellen, die Wohlstand des kleinen Berglandes beruht aber auf seinen trefflichen Weiden, denn im Übrigen ist der Boden wenig fruchtbar. Götze traf auf dieser Stelle die Vocontier. Um das Jahr 950 kommt Wilhelm I., des Grafen Boson II. von Provence, Sohn, als Graf von Diois und zugleich von Forcalquier vor; sein Stamm erlosch mit dem fünften Grafen von Diois, mit Heorad II. im J. 1116. Die Grafschaft wurde hierauf geteilt, die Hauptstadt, die Lehen, die Regalien und das Münzrecht verließ Kaiser Friedrich I. dem Bischof Robert von Die, die Wäldungen nahm Raymond V. Graf von Toulouse und Markgraf von Provence, in Besitz, gab sie aber 1189 dem Grafen von Valentinois, Ademar I. von Poitiers. Seitdem blieben die Grafschaften Valentinois und Diois in dem Hause Poitiers vereinigt, bis der Graf Ludwig II. starb, und was er überhaupt aus Reichthümern oder in Frankreich besch, durch Testament vom 22. Jun. 1419 dem Dauphin, Sohne König Karls VI., übertrug. Dreißig Jahre später, 1449, erkrankte auch der Bischof von Die, den König von Frankreich als seinen Landesherren, womit aller Anspruch, den das Bisthum an die Lehenherrlichkeit der Grafschaft gehabt, erlosch, und die Grafschaft selbst der Krone für immer einverleibt wurde. Doch nannte sich, bis zur Revolution, der König von Frankreich in Frankreich an die Provinz Dauphiné nicht nur einen Dauphin von Viennois, sondern auch einen Grafen von Valentinois und Diois. (v. Stramberg.)

DIOKLES, *Διοκλῆς*, Sohn des Drakilos und Enkel des Flusses Alpheios im Lande der Peloponnes; sein Wohnort zu Pyrra. Telemach kehrte auf der Rhé und Herkules nach Sparta bei ihm ein (Odys. XV, 166). Seine beiden Söhne Kriterion und Drakilos, tödtete Aeneas vor Troja (II. V, 541). (Richter.)

15) *Ὀβερτίου ἰατρικῶς*. Suid. T. II. p. 733 in dem Verzeichnisse der Quellen des Suidas heißt derselbe Mann *ἰατρικῶς ἰατρικός*, auf welche Beschäftigung Baldricus (ad Theophr. Adan. p. 294 sq.) zu viel gebaut hat.

9) Das dem in Beziehung auf das Werk des Diogenianos so sei, hat Stephanus (Praef. ad Hesych. T. II.) eingeschrieben, ohne doch von dieser Ansicht hinlänglich den Beistand gezogen zu haben, wie dies sehr mit großer Umfange und Genauigkeit von Kants geschehen ist. 10) Das ungewöhnlichen Wortes *ἀνθολογία* (S. Kants, E. 59) bezieht sich Suidas von der Compilation des Johannes Stobaeus, 2. Th. S. 131 ff., die jetzt auch gewöhnlich so bezieht wird: *ἐκ ἀνθολογίας τῆς Σωφροκλέους* hat Clemens Alex. Coh. ad Gent. p. 14. 11) S. Prolegg. ad Anth. Gr. p. XLVI. Kants vermischt E. 59, so sei damit das *καταμύτων* des Diogenes Laertius gemeint. 12) Da Stämme schon einmal erwähnt worden, vermuthete Andr. Schottus in der Vorrede zu den Proverbia Gracorum, daß statt *καταμύτων* viele mehr *καταμύτων* zu lesen sei, worin Kister ihm beistimmt, nicht aber Fabric. B. Gr. Tom. V. p. 109. Auch Kants, E. 57 vermischt dies, indem er, nach dem Vorgange des Cod. reg. bei in dem vorerzählten Artikel des Suidas erwähnten Schriften unter zwei Beispielen vertheilt. Die Worte *ἐπιστολῆς ὁμομύτων* beim Suidas bleiben dunkel. 13) Hesychius bezieht sich der Einführung *πρὸς τὴν ἀντιμωχίαν καὶ τὴν ἀντιμωχίαν*, wo es ungenügend ist, ob er dieselbe Sache mit dem doppelten Ausdruck, oder durch *πρὸς τὴν ἀντιμωχίαν* der Erklärung habe begründen wollen. 14) *παρομιὰς ἡλικυῶντος*. Adagia sive Proverbia Gracorum ex Zenobio s. Zenodoto, Diogeniano et Suida collectanea. Autophas 1612. 4.

DIOKLES, ein Volkstheiler in Syrakus, der in der 92. Olympiade sich durch seine Strenge, sowie durch seine kraftvoll behaupteten republikanischen Gesinnungen, berühmt machte. Als in dem Kriege der Athener gegen die Syrakuser 411 v. Chr. die letztern siegt und eine große Menge Gefangener gemacht hatten, schlug Diokles in der Volksversammlung vor, die athensischen Feldherren gefeilen und dann hinrichten zu lassen, die übrigen Gefangenen vorläufig in die Steinbrüche zu senden, darauf aber die geborenen Athener bei Sklavensold zu den öffentlichen Arbeiten zu verwenden, die von den Hülfsbürgern der Feinde aber als Sklaven zu verkaufen. Der Feldherr Hermokrates und nach ihm Nikolaus, ein Greis, der selbst in dem Kriege zwei Söhne verloren hatte, sprach gegen diesen Vorschlag, aber der Sparter Epitippus, ein unversöhnlicher Feind der Athener, unterstüzte ihn durch eine feurige Rede, und so wurde das Volk, welches Anfangs zur Milde geneigt war, bestimmt, dem grausamen Antrage des Diokles Gehör zu geben¹⁾. Gleich nach diesem Kriege bewog Diokles das Volk von Syrakus, bei welchem er in hohem Ansehen stand, die Staatsverfassung zu verändern, die öffentlichen Ämter durch das Loos zu bezeugen und Gesetzgeber zur Einrichtung der Staatsverfassung und Abfassung neuer Gesetze zu erwählen. Die Syrakuser wählten daher 25 der weisesten Männer und unter ihnen den Diokles, der die übrigen so sehr an Einsicht übertraf, daß der damals entworfene Gesetzcodex seinen Namen führte. Die Syrakuser verehrten ihn so sehr, daß sie ihm nicht nur bei seinen Lebzeiten die größten Beweise ihrer Wertschätzung gaben, sondern ihm auch nach seinem Tode die Heroenehre zugestanden und ihm auf öffentliche Kosten einen Tempel errichteten, der nachmals als Dionysios die neue Mauer erbauen ließ, abgedrochen wurde. Nicht nur die Syrakuser, sondern ganz Sicilien sollte Diokles hohe Ehrfurcht; seine Gesetze wurden von mehreren Städten angenommen und blieben geltend, bis die römischen sie verdrängten. Selbst Kephisos, welcher unter Timoleon, und Polybolos, der unter Hieron die Gesetzgebung vervollständigte, nannten sich nicht Gesetzgeber, sondern nur Ausleger der Gesetze des Diokles. In seinen Gesetzen befand er schonungslos Strenge gegen alles Böse durch scharfe Strafen, eine große Liebe zur Gerechtigkeit durch Belohnungen der Verdienste, endlich eine umfassende Welt- und Menschenkenntnis durch die für alle mögliche Fälle bestimmten Antikörperungen²⁾. Von seiner Strenge gegen sich selbst ist folgender Zug ausbehalten: Er hatte ein Gesetz gegeben, daß Jeder, der verwundet auf dem Markt erschien, mit dem Tode bestraft werden sollte. Als einst die Nachricht kam, daß die Feinde in das Stadtgebiet eingefallen wären, eilte er mit dem Schwerter bewaffnet hinaus, da er aber unterwegs hörte, daß auf dem Markt ein Volksauflauf entstanden sei, so begab er sich dahin, um die Ruhe herzustellen. Aus Vergessenheit hatte er unterlassen, sein

Schwert abzulegen, und ein Syrakuser fragte ihn, ob er seine eignen Gesetze ausführen wolle? „Nein, Zeus, nein,“ rief er, sein Versehen inne werdend, „ich will sie vielmehr durch mein Beispiel befestigen!“ Dieses sagend stürzte er sich in sein Schwert³⁾. (Rauschnick.)

DIOKLES, ein Feldherr der Syrakuser, der, als im J. 407 die Kartager Himera angriffen, dieser Stadt mit einer Kriegsschiff zur Hilfe gesendet wurde, und mit dessen Beistande die Himerner, ihre Feinde, zurückschlugen. Als aber sich das Gerücht verbreitete, daß die Kartager Syrakus angreifen wollten, da rief Diokles den Beisitzhabern der syrakusischen Flotte, nach ihrer Vaterstadt zurückzulegen und ging selbst mit dem Landheere dahin ab. Da er seinen Rückzug schleunig bewies hatte, so war ihm keine Zeit übrig geblieben, seine in der Schlacht gefallenen Krieger zu begraben, welches nach damaligen religiösen Begriffen für eine schwere Pflichtverletzung galt. Dieses Versehen benutzte Hermokrates, ein berühmter Feldherr der Syrakuser, der auf Betrieb einer ihm feindseligen Partei, zu der auch Diokles gehörte, verbannt worden war. Um diesen bei dem Volke verhaßt, sich aber beliebt zu machen, ließ er die Gebeine der bei Himera erschlagenen Syrakuser sammeln und sandte sie auf prachtvoll geschmückten Bogen, die er bis zur Stadtgrenze begleitete, nach ihrer Vaterstadt, um sie dahin bestatten zu lassen. Die Ankunft der Gebeine erregte großen Haß, da das Volk ein feierliches Leichenbegängnis derselben forderte, welches Diokles nicht gestatten wollte. Das Volk setzte seinen Willen durch und verbannte den Diokles aus Syrakus⁴⁾. (Rauschnick.)

DIOKLES (*Διοκλῆς*) von Karyssus auf der Insel Gubba, ein berühmter dogmatischer Arzt, welcher wahrscheinlich zu Alexandria gegen das Ende des vierten Jahrh. v. Chr. lebte und lehrte. Seine Schriften, von denen eine Arzneimittellehre (*φάρμακον*) und eine Diätetik (*περί ὑγιεινῆς*) genannt werden, sind verloren gegangen; doch haben Etrian, Galen, Oribasius, Aëtios und der Scholiast des Rikander Bruchstücke derselben aufbewahrt. Am ehrenvollsten thut Plinius (Hist. nat. 26, 6) seiner Erfindung, indem er ihn den zweiten nach Hippokrates in Hinsicht des Zeitalters und des Ruhmes nennt. Daß Diokles die Schwämmbohnen (*σάπυς*) gekannt habe, berichtet Galen (*de fac. anim. I. 317*); übrigens findet sich dieser Name schon bei dem viel etwas älteren Theophrastos (Hist. plant. VIII, 3). (A. Sprengel.)

DIOKLES, ein griechischer Lustspieldichter in Athen oder Pelus geboren. Es werden folgende Lustspiele von ihm genannt: Die Bacchantinnen, Thalotta, die Bienen, Derßes, die Träume. Auch soll er der Erfinder einer Art von Wust gewesen sein, die durch das Anschlagen mit Stäbchen an thönerne Gefäße hervorgerufen wurde⁵⁾. (Rauschnick.)

¹⁾ Diodor. Sic. L. XIII. c. 55. Den nämlichen Zug erzählt briogate mit denselben Worten dieser Geschichtsschreiber L. XII. c. 19 von dem Chronobak.

²⁾ Diodor. Sic. L. XIII. c. 49, 50, 75.

³⁾ Fabricius, Bibl. Gr. II, 18, §. 1, 22.

¹⁾ Diodor. Sic. L. XIII. c. 19—35. ²⁾ Diodor. Sic. L. XIII. c. 35.

DIOKLES (Julius), von Karyfus, ein Epigrammenbildner, von dem wenig mehr, als sein Name sich erhalten hat (*).

DIOKLES, aus Papatethus, ein Geschichtschreiber, der zuerst der Erbauung Roms erwähnt hat und dessen Werke Fabius Pictor benutzt haben soll. Seiner gedenkt Plutarch im Leben des Romulus c. 3. (Rauschnick.)

DIOKLES war Schammeister in Thyrien unter dem Kaiser Valentinian im J 368, auf dessen Befehl er um eines unbedeutenden Vergehens willen lebendig verbrannt wurde †).

DIOKLES von Eira, Tonkünstler, Schüler des Georgias Keoniak, hat eine *Aquariak* geschaffen (Fabr. Biblioth. Gr. III, 10).

DIOKLES von Mognesia, ein Epitaphischer Dichter, schrieb ein *ἑὸς ἐπιγραφῆς ποιημάτων*. (Fabr. III, 15).

DIOKLES, erst Philosoph, dann Einsiedler in der Thebais und Kirchenheiligen. dessen Ansehen den 12. März gefeiert ward (Fabr. V, 7 c. 15).

DIOKLES von Rhodos hat *Libros Atoloxikón* und *Αντίφων Ἱστορίων* geschrieben (Fabr. VI, 7, §. 15).

DIOMEDEA (*Διομήδης*), 1) Tochter des Zeus, Gemahlin des Deion und von ihm Mutter der *Ἰφιδάδα*, des *Ἄντο*s, *Ἄλκ*o, *Θυλάκος* und *Ἀρπυίας* (*Apollod.* I, 9, 6). 2) Die Gemahlin des *Πάλλας* und Mutter des *Κυρπός* (*Hyg.* f. 97). 3) Tochter des *Πρόκλος*, Königs der Insel Lesbos. Sie ward vom *Ἀχιλλεύς* gefangen und zu seiner Weisklästerin gemacht (II. IX, 661). Nach *Dionys* (II, 16, 19) ließ sie *Diomedea* und *Ἀχιλλεύς* befehlt sie um der Bräutis willen bei sich, deren Jugendgespielin sie war. 4) Des alten *Λακωνιεύς* *Λοπίθας* Tochter, Gemahlin des *Ἀμφίας* und von ihm Mutter des *Ἰπποκλίνης* und *Ἀρνίας* (*Apollod.* III, 10, 5).

DIOMEDEA 1) f. *Diomedea*, Nr. 3. 2) Des *Ἰπποκλίνης*, des Enkelbruders vom *Περικλ*es, Gemahlin und von ihm Mutter des *Σολας* (*Hyg.* I, 103), f. *Ἰππικλος*. (Richter.)

DIOKEDEA. Eine von *Cassini* (Bulles. de la soc. philom. 1817. p. 66, Diet. de sc. nat. XIII. p. 283) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Kinnösern Classe und aus der Gruppe der Radiaten (*Helianthemum Cassini*), *Asteres* (Kessling) der natürlichen Familie der Compositas. Charakter: Der gemeinschaftliche Kelch halbtrugelig, mit dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen; der Fruchtboden eben, mit Spreublättern besetzt; die Samen eifig, die der Spitze an der Spitze geschnitten, die des Strahls ungeschnitten. Schon *Dillenius* unterscheidet diese Gattung unter dem Namen *Antisicicus* (*Tournefort* begreift darunter einige andre Arten von *Buphthalmum*), Kinnö vereinigte sie mit *Buphthalmum* (abwiegend durch blattartige Schuppen des Kelchs und durch die Samen, welche alle

gerändert und an der Spitze geschnitten sind), und neuere Dinge hat sie *Reichenbach* (*Conspect.*) *Adelmannia* genannt. Die drei bekannten Arten: 1) *D. bidentata Cassini* (l. c., *Astriscus frutescens* *Dillen*, *eltham*. 44, t. 28. f. 44, *Buphthalmum frutescens* *Linn.*); 2) *D. glabrata Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland et Kunth* nov. gen. IV. p. 213, *Astriscus* etc. *Dillen* l. c. 43. t. 38. f. 43, *Buphthalmum arborescens* *Linn.*) und 3) *D. argentea Kunth* (l. c., *Buphthalmum lineare Willdenow* ap. pl., *Buphthalmum peruvianum Lamarck encycl.*) sind als bote Sträucher mit gegenüberstehenden, ganzrandigen, leberartigen oder fleischigen Blättern, geschnittenen Blattstielen und einzeln am Ende der Zweige stehenden, gelben Blüten im tropischen Amerika, besonders in der Nähe des Meeres, einheimisch.

(A. Sprengel.)

DIOMEDEA *Linn.* Vogelsippe aus der Familie der *Racidae*, durch Größe und den anhaltenden Flug sehr ausgezeichnet, und seit der Periode bekannt, daß die Vögel der südlichen Hemisphäre von Europa aus beschifft wurden. Die Gruppe enthält die größten unter den Familienmeowanten und hat die meiste Ähnlichkeit mit den eigentlichen *Reorn*. Unterscheidungsmerkmale derselben sind: ein meißtes mit in Wasser vertheiltem Schwanz wechselndes weisses Gefieder, eine Länge von 30—40 Zoll, drei durch eine Schwimmbaut verbundene Beine, lange, sehr schmale Flügel und in der Mitte des Schnabels liegende röhrenförmige Nasenlöcher.

Die Aeten entfernen sich hunderte von Meilen vom Ufer, sind in der eigentlichen Bedeutung des Wortes Seenvögel und besuchen die Inseln hauptsächlich nur in ihrer, mit der Mitte des europäischen Winters correspondierenden Bräutzeit und lassen sich nach anhaltenden Stürmen leicht an aufgeworfenen Ängeln fangen. Sie nähren sich von Mollusken, abgeforderten Fischen und andern Auswürfe der See, wahrscheinlich deshalb die Nähe der Schiffe suchend, weil sie sich im ruhigen Wasser ihrer Beute am leichtesten versichern können. Die Arten sind noch nicht genau von einander unterschieden, weil es an Gelegenheiten, dieselben an ihren Bräutzeiten zu beobachten, fehlte. Man erkennt als solche:

1) *Diom. exulans Linn.* *Buffon* an. pl. 237. Schwarzweiß mit graubraunen Flügeln und Schwanz, rothem Schnabel und Füßen im Alter, in der Jugend mehr graubraun und voll ausgefärbt, in den Cabineten selten. Flügel vom Bug bis an die Spitze 22 Zoll, Schnabel vom Mundwinkel fünf Zoll, Schwanz sieben Zoll acht Linien, die Schwanzfedern stäbelförmig nach Unten gekrümmt, die der zweiten Dornung fast so lang als die der ersten. Überall auf der südlichen Hemisphäre, gemein an der Südspitze von Afrika. Im Sommer an der Küste von Kamtschatka, und nach *Pallas* der einzige nach Norden wandernde Seenvogel, der dort nicht bräutet. *Diom. epomophora Lesson* ist für eine Varietät dieser Art erklärt, *Diom. spadicea Forst.* für einen jüngeren Vogel, welchem Andre widersprechen.

2) *Diomedea chlororhynchus Gm. Lath.* pl. 94. Nur halb so groß als die vorige. Spitze der Vorder-

*) *Fabric.* Biblioth. Gr. III, 28, §. 7.

†) *Ann. Mus. L.* XXVII. c. 7.

bern schwärzlich marmorirt, Mantel dunkelgrau braun, Schnabel und Füße gelb; erster zieht an der Spitze ins Rosenrothe. Bei dem Vorberge der guten Hoffnung und im Meere zwischen Nordvoland und Afrika beobachtet.

3) *Diomedes melanophrys* H. Boie Tem. col. pl. 456. Von der Größe der Procy. gigantea. Länge 30 Zoll, Fersen zwei Zoll zehn Linien, Flügelweite sechs Fuß. Schwanz mit schwarzen Interkapitulen, Flügeln und Schwanzspitze; Scheitel und Nacken murengrau, Perioptalmien weiß, Schnabel schwärzlich mit orangerothrer Spitze, Iris gelb. Unweit der Insel Paul und Amfersham beobachtet.

4) *Diom. fuliginosa* Gm. Tem. col. pl. 963. Durch die Spur einer Hintergebe ausgezeichnet. Einfarbig grau braun, die Augen weiß eingefasst, Schnabel schwarz.

5) *Diom. sinensis* Gm. Der vorigen ähnlich, allein durch den grade abgesechnittenen, nicht spitz zulaufenden Stimmfintel ausgezeichnet. Mehrere dieser Arten wurden auf der Insel Arisan d'Amboas brütend angetroffen. Sie bauen erhabene Nester aus der Erde und zeigten hier nicht die Scheu vor den Menschen. Ihr Flug ist im höchsten Maß ausgebildet, so daß sie ohne bemerkbare Bewegung der Flügel durch die Luft gleiten. Bei den Seefahrern führen sie den Namen Rutter Charys-Hübner, Montons du Cap, man of war. (Boie.)

DIOMEDEAE INSULAE — *Ἰνσοῦ Διομεδῶν* — werden zwei kleine Inseln im adriatischen Meere nahe der italischen Küste nordwestlich vom Vorberge Garganum (jetzt Punto Sarcina) von Strabon (II. p. 124. VI. p. 284) und von Plinius (H. N. III. 30), welcher sie zugleich mit den Namen *Diomedea* und *Teutria* belegt, genannt. Ptolemaeus (III. 1) dagegen führt fünf Diomedische Inseln an, sei es, daß zu seiner Zeit diese Gruppe wirklich aus fünf Inseln bestand, sei es, daß er einen zwischen ihnen liegenden Felsen zu ihnen rechnete; denn heutzutage liegen dort nur vier Inseln beisammen, mit Namen: S. Domenico, S. Nicola, La Caprara und Pianosa. Alle übrigen Schriftsteller kennen nur eine Diomedische Insel, nämlich Dionysios der Perieget, v. 483, wobei jedoch Eustathios die Bemerkung hinzusetzt, daß Andre zwei Inseln angeben, von denen aber nur die eine bemohnt, die andre wüst sei. Mit Dionysios stimmen überein Eymnos Chios (v. 430), Ptolemaeus (II. 7, 13), Aristoteles (mirab. aequal. 80.), Stephanus Byz., Festus und Suidas. Der Grund, weshalb gewöhnlich nur eine Diomedische Insel angeführt wird, rührt daher, weil an dieselbe die Sage von dem dort umgekommen oder verschlundenen Diomedes geknüpft wurde; später aber, vielleicht erst in dem ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb., scheint es in Gebrauch gekommen zu sein, die ganze Inselgruppe mit diesem Namen zu belegen. Die Sage von Diomedes, welcher als ein hochberühmter Held nicht bloß an den Küsten Apuliens, sondern auch an den Wundungen des Adrias gefeiert wurde, wird von Aristoteles, aus dem alle übrigen und bekannten Schriftsteller, welche dieselbe berühren, geschöpft zu haben scheinen, also erzählt. Auf der Diomedischen Insel sei ein bewundernswürdiger und heiliger Tempel, um welchen

ringesherum große Vögel mit großen und harten Schnäbeln säßen, welche die dort landenden Seelen in Ruhe ließen, andre benachbarte Völker aber anflöhen und mit ihren Flügeln und Schnäbeln verwundeten, ja sogar tödteten. Es gehe aber die Sage, daß in diese Vögel die Gefährten des Diomedes verwandelt wären, als sie an jener Insel Schiffbruch erlitten und ihren Anführer verloren hätten, der von dem Herrscher jener Gegend, Aeneias, hinterlistig Weise getödtet sei. Diese Sage war sehr weit verbreitet, und Aelianos (hist. anim. I. 1), Ziegler (ad Lycophr. 603), Plinius (H. N. 10, 61), Solinus und Andre bewähren sie, und geben diese Vögel meistens für weiße Reiter aus. In Strabons Zeitalter hatte sich die Sage indes schon dahin umgestaltet, daß die Vögel überhaupt gegen Gutsgefinnte zähm, gegen Uebelthäter aber scheu und wild wären. Wenn also die Sage von des Diomedes Niederlassung in dem östlichen Adrialien durchaus dort einheimisch war und jedenfalls ähnliche Anseidelungen in jener Gegend bewirkt, so scheint Diomedes im Verlaufe der Zeit auf der nach ihm benannten Insel als ein rechtschaffener Seefahrer begünstigender und schützender Genius verehrt worden zu sein. Eine dieser Diomedischen Inseln blieb im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. Arimerus (Tac. Ann. IV, 71), wosin Detavionus seine buhlerische Geliebte Julia im achten Jahre nach Chr. Geb. vertrieb, und wo dieselbe im 20. Jahre ihres Erlebs starb. Bei dem Geographen Ravennas (V, 25) wird sie Amonte oder Arimeris genannt, und danach heißt noch jetzt die ganze Gruppe: Il Gruppo dello Tremat. Auf S. Nicola befindet sich ein Fort und ein Kloster, und am 15. Mai 1816 ist auf derselben ein Vulkan entsprungen. (L. Zander.)

DIOMEDES (*Διομήδης*). 1) Ein Sohn des Ares und der Kyrene, König der Eristonen, der seine vier Kasse, Lampos, Dinoh, Kanthos und Pohargos, wie Hygin I. 311 sie nennt, mit dem Fleische der in sein Land gekommenen Fremdlinge nährte *Apollod.* II. 4; 81; *Diod.* IV, 15. Unter den Gemmen in Papperts *Dactyliothet* T. II. 98 befindet sich eine, welche diese Brautamskeit darstellt. Vier Pferde stehen vor der Brust eines Toten, dem eines derselben in die Brust beißt. Herkules sollte daher den Barbaren bestrafen und die Kasse lebendig nach Mysien bringen. Da Diomedes sich zur Wehr setzte, so wurde er von dem Heros getödtet. Eine Gemme bei Mariette T. II. P. I. 1, 77 stellt diese Scene dar. Herkules steht über dem Diomedes, der in völliger Rüstung zu seinen Füßen liegt, und hebt die Keule, ihn zu erschmettern. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einer Schlacht mit den Eristonen, die den Sieger einholten, als er schon die Meerestüste erreicht hatte. Herkules überlag, um den Kampf ungehindert zu beginnen, die Pferde seinem Liebding Adberos zur Bewachung, aber dieser ward von ihnen gestossen. *Apollod.* I. c. Auf einem Steine bei Winkelmann (mon. inaed. 68) wirft ihn Diomedes selbst über den Felsen vor und Hygin I. c. macht den Adberos sogar zu einem Diener des Diomedes und läßt ihn vom Herkules getödtet werden. — 2) Bei Hyg. I. 250 ein Sohn des Xilos und der

2. Herie, der von seinen eignen Pferden umgebracht wurde. Da sonst Niemand dieses Diomedes erwähnt, so ist er wahrscheinlich vom vorigen nicht verschieden und das Ganze nur eine Abänderung der Fabel. S. *Munkler ad Hyg.* I. c. — 3) Der Sohn des Atollers Iphrus und der Tochter des Atroas Deipyle, einer der berühmtesten Helden in der Ilias und mannichfach in der Sage geformt. Er verlor den Vater in der frühesten Jugend, denn dieser blieb im Kriege gegen Theben, II. VI, 222. Dann nahm er selbst unter den Epigonen am Kriege gegen jene Stadt Theil und half sie erobern, II. IV, 405, *Apollod.* III, 7, 2. Er bewarb sich mit andern Freiern um die Helena, war aber nicht glücklich, und heirathete die Agiale, des Atroas Tochter, oder vielleicht Enkelin von seinem Sohn Agialeus, da das Wort Tochter auch in diesem Sinne gebraucht wird. Vergl. *Heyn. ad Apollod.* p. 54. Nach Atroas Tode ward er König von Argos. Seinen Großvater Deneus hatten des Agrios Sohn vom Thron gestossen; diese tödtete er, und gab das Reich, da Deneus selbst zum Regieren zu alt war, seinem Schwager Andramon, nahm aber jenen mit sich nach Argos, wo die Stadt Dene von ihm den Namen erhielt. *Apollod.* I, 8, 6. Nach Andern wurde Deneus selbst wieder auf den Thron gesetzt. *Ant. Lib.* 37; *Schol. Aristoph. Acharn.* 417. Er lebte noch, als Diomedes vor Troja kämpfte, II. VI, 221. Dieser hatte dafselbe den Oberbefehl über die Argiver, Aeginther, Hermonier, Aminer, Trögener, Cioner, Epidaurer, Aginer und Rhesener, und diese verschiedenen Stämme in 80 Schiffen vor Ilion geführt; unter ihm aber standen Ethenelos und Eurypalos, II. II, 563. Um seine der Tapferkeit gleiche Klugheit zu bezeichnen, macht der Dichter die Athene zu seiner Schutzgöttin und seinen Brustharnisch zu einem Werke des Hephaistos, II. V, 85; VIII. 194; IX, 55. Vgl. Da Diomedes Homeri J. S. Chr. S. hweggeri dissert. III (Erlangen 1800.) in Beck's Comm. Soc. Phil. (Lips. Vol. I. p. 152 etc.). Am ersten Tage des ersten Gefechts der Iliade zeigt er sich schon als einen der ersten Helden. Athene selbst ermuntert ihn zum Kampf und er erlegt den Iphrus, wird zwar vom Pandaros leicht verwundet, doch Ethenelos zieht ihm den Pfeil aus der Schulter und nun tödtete er den Asynook, Sypenor, Adas, Polyidos, Kantos, Ithoon, Echemon und Chromios. Pandaros aus Aneas wollen die Gefallen rächen und eilen ihm auf ihrem Wagen entgegen, aber er tödtet den ersten und zerstückt den letztern mit einem Steine die Hüfte und erbeutet die Rosse. Aphrodite will ihren Sohn retten und aus dem Göttermehl führen, aber er verwundet ihre Hand mit einem Speere, daß sie den Jüngling fallen lassen muß (vergl. *Hyg.* I 112; *Virg. Aen.* XI, 277), doch Apollo nimmt sich seiner an, und obgleich Diomedes dreimal gegen den Gott ansetzt, so weicht er doch endlich den Drohungen desselben, und Aneas wird in Sicherheit gebracht. In Lipperts *Daktylotheil* T. II. n. 193 findet man diese Scene aus einer alten Gemme vorge stellt. Diomedes holt während mit dem Schwert aus, wendet aber doch das Gesicht hinweg, als ob er den

Blick des Gottes nicht ertragen könne. Apollo macht in ruhiger Stellung bloß eine Bewegung mit der Hand und inzwischen entschlüpft Aneas durch das Thor in die Stadt. Von Athenen aufgemuntert besetzt nun der Held einen Wagen an der Seite der Göttin, die durch den Helm des Aeneas unsichtbar gemacht wird, und stößt dem Aeneas den Speer in den Unterleib, daß er gleich 10,000 Kriegern ausströmt, II. V, 15, 144—159, 290—432, 835. Daraus tödtet er den Aeneas und Kalesios und setzt die Troer so in Schrecken, daß Hektor noch der Stadt eilt, damit seine Mutter zu Athenen flöhe, daß sie doch den Furchtbaren von Ilion abwenden möge. Inzwischen stößt Diomedes auf den Glaucos aus Ephyra, vermeidet aber den Kampf mit ihm, weil er sein alter Gasseund ist, II. VI, 12, 75, 119—236. Hektor fodert darauf den tapfersten Achaier zum Zweikampfe heraus und Diomedes erbot sich, diesen anzunehmen, aber das Loos traf den Telamoniden Aias, II. VII, 67 fg. 163, 182. An dem erneuten Kampfe nimmt er wieder lebhaften Antheil, rettet den Nestor aus Hektors Händen und geht mit jenem auf diesen los. Aber da ein Blütsabhl dreimal vor seinem Wagen niederschlägt, so kehrt er auf Nestors Rath wieder um, II. VIII, 90. Dann verurtheilt er Agamemnons Rath, den Krieg aufzugeben und nach der Heimat zurückzukehren, und ermuntert zur Beharrlichkeit bei dem einmal begonnenen Unternehmen, II. IX, 51, 692. In der nun folgenden Nacht geht er, von Nestor gewekht, mit Odysseus auf Rundschau aus nach dem Lager der Troer. Unterwegs nehmen sie den troischen Rundschaffter Dolon gefangen, fragen ihn aus, tödten ihn und gelangen zu den, so eben mit ihrem Führer Rhesos angekommenen und schlafenden, Ithakiern. Rhesos mit 12 Ithakiern wird getödtet und die Rosse des ersten glücklich in das Lager der Griechen gebracht, II. X, 150, 219, 254 fg. Vgl. Lippert, *Daktylotheil* T. II, 154—166. Als am folgenden Tage die Troer stürmten, stellt er sich mit Odysseus dem Hektor entgegen, tödtet mehr Feinde und treibt selbst den Hektor in die Hölzer zurück, weicht aber einem neuen Angriffe desselben aus, tödtet den Menoides auf dem Rückzuge, wird vom Paris am Fuße verwundet, da er des getödteten Agastropbos Rüstung fortragen will, und kommt, nachdem Odysseus den Pfeil aus der Wunde gezogen, glücklich in seinem Zelt an, II. XI, 320 fg. Da es nun dem Hektor gelingt, in die Verschanzungen einzubrechen, erhebt er sich, noch ermattet von der Wunde, dem Kampfe zuzukommen, und ermuntert die Genossen zur tapfern Gegenwehr, II. XIV, 109. Nachdem Achilles verwundet ist, kommt er noch lahm und an Krüden gehend zu der von diesem berufenen Versammlung, II. XIX, 47. Bei den Friedensspielen des Patroklos erhält er mit des Aneas Pferden den ersten Preis, eine Sklavin und einen Tripus. Daraus kämpft er mit Aias um Sarpedons Waffen und das Schwert des Herakleides, und da der Kampf unentschieden bleibt, erhalten beide gleiche Preise, II. XXIII, 290, 357, 499, 812.

So weit gehen die Angaben in der Ilias. Nach homerische Erzähler berichten nun noch Folgendes: Nach

Befiegung der Amazonenkönigin Penthesilea durch Achilles verhindert er die festerliche Beistattung ihres Leichnams (Schol. Lycophr. 999; *Dict.* IV, 3), beiderbietet mit Ulysses die Hinzurückführung des ungeschultigen Palamedes (*Dict.* II, 15) und holt die Peile des Herkules vom Phloiet auf der Insel Lemnos (*Quint.* Calab. IX, 333; *Hyg.* I, 102). Nachdem Helenos verrathen, daß Troja's Schicksal an den Besitz des Palladiums geknüpft sei, macht er sich mit Dymysus auf, dasselbe zu rauben. Auf des letztern Schultern erklettert Diomedes die Mauer, sieht aber den Gefährten nicht nach sich, so sehr dieser es auch wünscht, und brändigt sich allein des Bildes. Beide kehren mit demselben über das Feld zurück, aber da Dymysus auch Ansprüche auf das Palladium macht, so gibt er vor, er habe nicht das rechte Bild ergriffen. Doch dieses bewegt sich auf wunderbare Weise und Dymysus erkennt es daran als das wahre, rückt sein Schwert und will den Diomedes von Hinten tödten und den Achaiern allein das Palladium bringen. Aber es ist Monoschem, der Blick des Schwertes trifft des Diomedes Auge; er wendet sich und treibt den verrätherischen Freund, mit der flachen Klinge ihn schlagend, vor sich her. *Conon.* c. 34. p. 30 fg. Kann.; *Serv.* ad Aen. II. 166 fg. (f. Palladium). Nachdem das Diomedes den Antror zur Verrätherie verführte (*Dict.* V, 10), und besaß sich mit im bölgern Pferde. *Hyg.* I, 108. Nach Troja's Eroberung ging er mit Menelaos und Nestor unter Segel und gelangte mit den Seinigen glücklich nach Hause (*Od.* III, 167 fg.), doch traf ihn an Attila's Küste der Unfoll, daß Demophon ihm das Palladium raubte, *Paus.* I, 29 (f. Demophon). In der Heimath aber fand er seine Gemahlin Aegialea treulos, denn Venus hatte sich dadurch wegen der empfangenen Wunde rächen wollen (f. Aegialea). *Tzet.* Lycophr. 603, 610; *Serv.* ad Aen. VIII, 9; *XI*, 269; *Dict.* VI, 2. Diomedes muß, um sein Leben zu retten, mit den Gefährten sein Reich verlassen. Nach den meisten Angaben wandte er sich nach Italien (*Eustath.* ad Dion. Perieg. v. 485; Schol. II. V, 412; *Serv.* ad Aen. XI, 269), aber in einzelnen Umständen herrscht große Abweichung, die sich wol, wie Heyne Exc. I. ad Aen. XI. vermutet, daraus erklären läßt, daß seine Rückkehr von Troja von verschiedenen Dichtern besungen und verschieden behandelt wurde. Nach diesem Beispiele der mythologischen Dichter hatte Julius Antonius eine eigne Diomedea in 12 Büchern geschrieben. Nach dem alten Hyalos beim Schol. *Pind.* N. X, 12 vernahnte sich Diomedes mit Hermionen, nachdem er mit den Dioskuren vergöttert worden. Diese Sage von seiner Vergötterung werden wir weiterhin in Italien besonders ausgebreitet finden, und es scheint, daß es wirklich alte Sagen von der Ankunft eines Diomedes in Italien gab, oder daß man Sagen von einem altitalischen Heroen ähnlichen Namens mit dem des Homer in Verbindung brachte. Nach langem Irren nämlich (*Ovid.* Met. XIV, 478) soll Diomedes endlich mit dorischen Genossen, die er an sich gezogen hatte, in den adriatischen Meerbusen gekommen sein und sich an den Grenzen Daunians, das zu Apulien

gehört, niedergelassen haben. Hier habe er sich mit Coippe, des Königs Daunus Tochter, vermählt und eine Stadt erbauet, der er den alten Namen der Stadt Argos im Peloponnes, Argos Hippion, gegeben, der nachher in Agrippa, und endlich in Arpi zusammengekommen worden sein soll. Diese Erzählung wird bei *Tzet.* ad Lycophr. 603 noch mehr, aber auch mit bedeutender Abweichung, ausgeschmückt. Diomedes landet, begibt sich zum Könige Daunus, verspricht ihm Beistand gegen seine Feinde und wird wohl aufgenommen. Er befreit das Land von einem furchtbaren Drachen und erwirbt sich dadurch allgemeinen Ruhm. Man läßt ihm eine Witsdute durch den Amobos errichten, und Diomedes gibt selbst dazu die Steine her, die er von Troja's Mauern als Ballast mitgenommen hatte. Daunus siegt nun durch den Beistand des Diomedes über die Feinde und läßt ihm die Wahl, ob er das neue ererbte Land oder die gemachte Beute als Lohn haben wollte. Diomedes will aus Bescheidenheit nicht wählen und Daunus ernannt den Bruder desselben Althanos zum Schiedsrichter. Aber dieser hat sich in die Coippe verliebt, und um sich bei dem Vater einzuschmeicheln, spricht er dem Diomedes bloß die geringe Beute zu. Gefränkt dadurch beistigt dieser das Land mit dem Huche der Unfruchtbarkeit, der auch in Erfüllung geht. Ein Orakel verkündet dem Könige die Ursache des Unglücks und dieser läßt aus Rache die Witsdute des Diomedes in das Meer werfen; aber sie setzt sich von selbst wieder an ihre Stille, worauf Daunus sich selbst das Erben raubt. Nach dieser Erzählung ward also Diomedes nicht der Gemahl der Coippe. Die, welche ihm dieselbe zutheilen, lassen sie ihm den Amphinomos und einen Diomedes den zweiten gebären, *Ant.* Lib. 57. Als besonders Wohnort gibt ihm die gewöhnliche Sage die von ihm benannte Diomedische Insel, die jetzt wegen häufiger Erdbeben Isola di Tremiti genannt wird, und eine von den zwei oder drei Inseln ist, welche an der Küste von Apulien dem Gebirge Gargano gegenüber liegen (f. den vorhergehenden Art.). Hier war er Herrscher, als Aeneas nach Italien kam. Aeneas hat ihn gegen diesen um Hüfe, aber er verweigerte sie, um die Rache der Venus sich nicht aufs Neue zuzuziehen, und da seine Gefährten durchaus am Kriege Theil nehmen wollten, so wurden sie in eine dem Schwan ähnliche Art Seevögel verwandelt. Die Einwohner nennen diese jetzt Arctea und man hält sie für die Procellaria Puffinus des Linné, die am Tage das Meer durchstreifen, um Fische zu fangen, in den Höhlen der Felsensklippen nisten und eine klägliche, dem Geschrei eines Kindes ähnliche, Stimme hören lassen. Nach Einigen waren diese Vögel erst nach dem Tode des Diomedes bei seinem Grab erschienen, eine Sage, die mehr Parallelen bei den Griechen hat, wie z. B. die von den Vögeln am Grabe des Achilles, Meleager und Memnon, f. *Verg.* Aen. XI, 271 und *Heyn.* Excurs. I. zu diesem Buch; auch vergliche man *Ovid.* Met. XIV, 457. Auf der Diomedischen Insel soll auch der Heros den Augen der Menschen entrückt und daselbst als Gott verehrt worden sein, wie der auf derselben ihm geweihte und noch in

spättern Zeiten vorhandene Tempel beweist, *Plin.* II. N. III. am Ende; X. 44, 61. Aber auch schon oben haben wir bemerkt, daß *Pindar* Nem. X. 12 anführt, er sei durch Athenen unter die Götter aufgenommen worden. Auch hatte er Tempel zu Thurium, Metapontus, bei den Venetern, aus Aufstusse des Timaeus und Pausanias zu Ancona (*Strab.* VI. p. 432; *Schol. Pind.* I. c.; *Skylax* Peripl. 6), sowie auch mehrere Städte aus ihm ihren Ursprung zurückführten, wie Brundisium (*Justin.* XII. 2. cfr. *Strab.* I. c.), Venusia, Canusium, Garganium, Beneventum, Venusium und Sipuntum. Auch nach der Insel Korfyra (*Fragn. Heracl.* de rep. p. 28), und sogar nach Kithyn (*Plut. Parall.* p. 311; *Strab.* I. c.; *Lycophr.* 542 fg.) soll Diomedes gekommen sein. Im Tempel der Athene zu Eucaria zeigte man alte Weisheitsgelenke des Diomedes und die Waffen seiner Gefährten; auch hieß dieser Tempel bald der der achäischen, bald der ulyssischen Athene (*Mirab. Narr.* 117; *Aelian.* II. A. XI. 5). Um das Grabmal des Diomedes zu schmücken, ließen die Götter an demselben den ersten Platanus auf der Insel wachsen, der von da nach Sicilien, dann nach Italien und andern Ländern gebracht worden sein soll. (*Theophr.* H. Pl. IV. 7). Auf allen Gemmen findet man oft Abbildungen des Diomedes; gewöhnlich erscheint er hier nackt, das Palladium in der bloßen oder mit einem Kleid umwickelten Hand. *Lippert*, *Dact.* T. II, 56; *Mariette* T. II. Pl. I. t. 94; *Maffei* T. II, t. 79, 80; *Berger*, *Thes.* Br. T. I. p. 94; *Spanh.* ad *Callim.* p. 757. In Florenz zeigt man einen schönen Kopf desselben (*Mus. Flor.* T. I. t. 22. n. 1), den man auf einer Gemme in *Lippert*, *Dact.* T. II, 181. wieder findet.

Es muß allerdings auffallen, den griechischen Helden Diomedes, der bei Homer zwar als ausgezeichnete Krieger und als Günstling Minerva's erscheint, aber doch nicht sehr bedeutend über andre hervorragt, in Großgriechenland, ja selbst in andern Theilen Italiens so hoch gerühmt, sogar als einen Gott angesehen und angebetet zu finden. Das Räthsel löst sich aber wahrscheinlich, wenn man annimmt, daß ein altitalischer Held oder Gott einen Namen führte, der durch Ähnlichkeit des Klangs die Verwechselung mit dem argivischen Helden bewirkte. Von Großgriechenland aus mochte auch der Name des Gottes zu den östlichen Griechen zurückgekommen sein, und nun bildete sich die Sage von des Diomedes Ankunft in Italien und von seiner Götterschaft, selbst auch bei griechischen Dichtern, wie Pindar und Ibykos. Man erzählt nun, daß Athenen ihm die Unsterblichkeit verliehen habe, deren sein Vater Zeus durch Kothheit verlustig gegangen sei; denn im thebanischen Kriege hatte Melanippos diesen verwundet, und als nun Amphiaras ihm den Kopf des Erschlagenen brachte, so ging die Wuth des Zeus so weit, daß er das Gehirn, oder gar das Fleisch desselben vergabte. (*Pind.* N. XI, 43; X. 12 und der Scholiast dafselbst, der den Eurypides als Gewährsmann anführt. Vergl. *Valkenaar*, *Diatriab.* ad Eurip. *Relig.* p. 142.) Nach Ibykos ward Diomedes den Dioskuren zugesellt und theilte mit ihnen gleiche

Ehre, und das berühmte Skolon des Samiers Kalikratos bei Athenas XV. p. 695. B. versteht ihn mit Kithilos und Harmobios in die Inseln der Seligen.

(*Richter*.)

DIOMEDES, ein Grammatiker. Von seinem Leben ist nichts bekannt. Da ihn Priscianus, welcher im Anfange des sechsten Jahrhunderts schrieb, anführt, so nimmt man an, daß er dem fünften Jahrh. angehört. Wir besitzen von ihm ein schätzbares Werk in drei Büchern de Oratore, de partibus oratoris und de vario rhetorum genere, das einem unbekannten Athanasius gewidmet ist. Dieses Werk, welches in vielen Stücken mit Charissus übereinstimmt, ist mit mehreren lateinischen Grammatikern zuerst bei Nic. Jenson ohne Druckjahr, wahrscheinlich 1476. erschienen; dann Viennez 1486, Venedig 1495 und 1511, Paris 1507. 4. Mailand bei Joh. Scanziger 1515. Fol.; nebst dem Donat Hagenau 1526, Köln 1533 und 1536; mit vielen willkürlichen Veränderungen von Johann Galsarius, Leipz. 1541. allein Köln 1518. 4. *) (nach der Vorrede emendatus ab Herm. Ruschio). Es befindet sich in den Grammaticis veteribus von Putschius (Hanover 1605. 4. S. 207). Casp. Scioppius hat viele Stellen dieses Werkes aus Handschriften in den Suspectis Lectionibus verbessert, nicht ohne werthe Bemerkungen über den dreifachen Verbesserer. (F. Jacobs.)

DIOMEDIS CAMPUS. Die große Ebene Apuliens am Flusse Aufidus mit der Stadt Arpi in ihrer Mitte wurde nach dem Diomedes benannt, und führte diesen Namen noch in der spätern Zeit bei den Römern. Ob nun wirklich Diomedes sich dort angesiedelt und die Städte Canusium und Arpi oder Argrippa erbaut habe, wie es die Sage angibt, läßt sich historisch nicht begründen, inderß liegt doch darin ohne Zweifel eine dauernde Erinnerung an die hellenische Colonisation jener Gegenden in vorchristlicher Zeit. Den Umfang der Diomedischen Ebene zu bestimmen, ist nicht möglich, doch wird derselbe von Strabon (lib. VI. p. 283) groß genannt. Den Römern blieb sie seit der unglücklichen Schlacht bei Cannä, welches in derselben lag, im Andenken, und das der geschichtl. ihrer Erinnerung. (*Liv.* XXV. 12; *Sil. Ital.* VIII. 242; *Arnob.* IV. p. 129). (L. Zander.)

DIOMEIA, der Name eines Hauses oder Demos von Attika, der zu dem Stamm Aigeus gezählt wurde. Die Sage dieses Demos läßt sich nach der des Diomeischen Theores, welches nach dem Apollonargos führte, und dieses Gymnasiums selbst, welches zu dem Demos

*) C. Naeke ad Choeril. Sam. p. 261. **) Prachhoff verkündigt die Titel: Diomedis Grammatici opes, ab Johanne Caesario lra emendatum, scholiisque illustratum, ut nulla porro labes insidet. In der Vorrede sagt der Herausgeber, dieses Werk sei von ihm an fast unzahligen Stellen gereinigt und verbessert. Wirklicher drückt er sich in der angedeuteten Rahmentafel ad emendandum lectorem aus, wo er bekennt, multa adhuc restare corrigenda, nihil relictum.

1) *Suid.* Lex. *Beguer*, *Steph.* *Schol. Aristoph.* Ran. 964. 2) Müller, *Fußge* zu Esaki's *Topogr.* von Attika, *abscr.* von Ritscher, S. 460 fg.

Diomeia gehörte³⁾, sehr leicht bestimmen. Diomeia muß nordöstlich von Athen gelegen haben. Es hatte den Namen von Diomos, einem Sohne des Kolyptos⁴⁾, welchen Herakles, als er bei dem Kolyptos Gastfreundschaft genoss, tiefgewann⁵⁾, und welcher nachher dem Herakles zuerst als einem Gott opferte⁶⁾. Der Tempel des Herakles in Diomeia war als Versammlungsort der 60 Parakriten des Herakles bekannt, deren Scurrilität selbst Philippus des Makedoniers Aufmerksamkeit auf sich zog⁷⁾. Von Welke nach Diomeia gegogene Attiker feierten hier ihre Metageitnia zur Erinnerung an diese Wanderung, ein Fest, das sogar einem attischen Monate seinen Namen gab⁸⁾. (C. L. Grotefend.)

DIOMOS, ein Sohn des Kolyptos, der Liebling des Herkules und endlich selbst mit unter die Götter gezählt. (Schol. Aristoph. Batr. 664; Steph. Byz. h. v.).

(Richter.)

DION, *Stor.* Es gab nach Stephanos von Byzantion mehr Städte dieses Namens, von denen die vorzüglichsten folgende sind:

1) führte eine Stadt auf Euböa diesen Namen, welche schon in der Ilias (II, 538) vorkommt und nach Strabon (X, S. 446) nicht weit von dem Vorgebirge Ktenon lag. Ptolemäos führt aber auch eine eigene Landspitze Dion an; eine Bemerkung, welche vielleicht durch das Homerische *ἀνδρ' ἄλλοις ἴσους* erklärt wird. So ganz unbedeutend scheint der Ort nicht gewesen zu sein, da es eine Colonie nach Kand in Kolis entsandte.

2) Die zweite Stadt dieses Namens lag in der makedonischen Landtschaft Pieria am themaischen Meerbusen, südlich vom Flusse Chaliakmon. Sie war auf einer Anhöhe erbaut, sieben Stadien von der Küste, an der nördlichen Abdachung des Olympos und am Eingange des Tempepasses, der von Makedonien nach Thessalien führte. Neben ihr vorbei floss der Fluß Helikon, der auf dem Olympos entspringt, 70 Stadien unter diesem Namen fortfloß, sich dann 20 Stadien unter der Erde verlor und bei seinem Wiedererscheinen den Namen Baphyras führte (Pausan. Boeotie. 30); durch das Eindringen des Meeres war er an seiner Mündung schiffbar (Liv. XLIV, 6). Die Stadt war sehr alt und durch ihre Lage sehr wichtig, weshalb sie im zweiten makedonischen Kriege, als der römische Consul M. Marc'us Philippus 585 v. St. R. den König Perseus angriff, große Bedeutung gewann. Livius behauptet, daß sie zwar nicht groß sei, aber durch öffentliche Anlagen, wozu ein Gymnasium, ein Porticus, ein Tempel des Zeus gehörten (Polyb. IV, 62), und durch eine Menge zum Theil vergoldete Statuen verschönert und gut besetzt sei (Liv. XLIV, 7). Unter den Statuen befanden sich auch die der 25 Makedonier von der Schar der Hetären, welche in der Schlacht am Granikos waren und Alexander dort aufstellen ließ (Arrian. exp. Alex. I, 17. Plut. Alex. 16). Diese

25 Statuen waren von Lysippos verfertigt, und mögen schon gewesen sein, denn der römische Consul Metellus ließ sie im J. 606 v. St. R. nach Rom bringen (Plin. H. N. XXXIV, 19, 6). Nach Strabon (VII, S. 330) lag in der Nähe der Flecken Pimpleia, wo Drupheus sich aufhielt. Überhaupt wurden die Sagen von Drupheus zum Theil an diese Gegend geknüpft und die Einwohner von Dion behaupteten, daß Drupheus in ihrer Gegend von Weibern ungedrückt sei. Daher zeigten sie in der Nähe auf einer Anhöhe am Helikon eine Säule, worauf eine Urne stand, welche die Gebeine des dort zerschlagenen Drupheus enthalten sollte (Paus. I, 1.).

3) Ein drittes Dion lag auf der Halbinsel Aite am Fuße des Berges Aitos. Es wird aber nur von Herodotos (VII, 22) und Thukydides (IV, 109) genannt. Aus diesen Stellen geht nur soviel hervor, daß dieses Dion südlich von dem berühmten Canal des Kerres lag, und im peloponnesischen Krieg auf der Seite der Aithener stand. Ob es also auf der östlichen Küste der Halbinsel, wie Danville und Satterer wollen, oder auf der Westküste, wie Reichard will, angenommen werden müsse, ist schwerlich zu entscheiden; auch selbst nicht, wenn man bei Thukydides (V, 35 und 82) die gewöhnliche Lesart *Ἀνδριᾶς* mit Satterer und Poppe verwirft und dafür *Ἰσῆς* oder *Ἰσῆς* liest. Denn auch aus jenen beiden Stellen läßt sich nichts Bestimmtes über die Lage der Stadt entnehmen.

4) Die vierte Stadt dieses Namens gehörte zu der Delapolis, einer Landchaft auf der Halbinsel des toten Meeres, die ursprünglich zur Herrschaft der Israeliten gehörte, seit der babylonischen Gefangenenschaft aber zu Syrien gerechnet wurde. Nach Ptolemäos (V, 15) lag dieses Dion zwischen Sabara und Pella, wohin die Christen bei der Belagerung Jerusalems flüchteten. Stephanos von Byzantion irrt aber, wenn er Dion mit Pella für eine und dieselbe Stadt hält. Ptolemäos (V, 15), Plineus (H. N. V, 18) und Josephus in mehreren Stellen sind genügende Zeugen dagegen. Die Stadt war insofern reichthümlich durch ihr ungesundtes Wasser, wobel Stephanos ein Epigramm, welches diesen Gegenstand berührt, anführt.

(L. Zander.)

DION, Sohn des Hipparchus, ein Epikrat von der ersten Herkunft und Schwager Dionysius des Aetern, zeichnete sich durch Tapferkeit, Kriegeskunde, Patriotismus und philosophische Bildung aus. Er war noch in den Jünglingsjahren, als Plato nach Epirus kam, dessen eifrigster Schüler und vertrautester Freund er wurde. Von der Natur mit Kühnheit, edelm Stolz und großem Tiefsinne begabt, dabei mäßig, streng von Sitten und obgleich im größten Überflusse erzogen und im Besitze unermesslicher Reichthümer, doch der Uppigkeit abgeneigt. Die Lehren Platons hatten ihn so begeistert, daß er hoffte, seinen Schwager dafür zu gewinnen. Diese Absicht erreichte er zwar nicht, ungeachtet auf seinen Antrieb Plato deshalb nach Epirus kam, doch entzog ihm der Despot der abweichenden Grundfälle wegen sein Vertrauen nicht, sondern bediente sich seiner zu den wichtigsten Staatsgeschäften, wie unter Andern bei der Gesandtschaft an die

3) Steph. v. Kardinien. 4) Herodot. v. Asiatik. 5) Steph. v. Asiatik. 6) Steph. v. Kardinien. 7) Athen. Deipn. VI, p. 260; XIV, p. 614. 8) Plut. Reg. VI, p. 284 und Aristoph. Ach. 605. (Atheniensis.) 8) Plut. De Exil. 6.

Karibager, ließ sich Dions schonungslose Freimüthigkeit gefallen, und gebot sogar seinem Schatzmeister, seinem Schwager jederzeit aus dem Schatz soviel Geld zu verabfolgen, als er fordern würde, nur daß er ihm nach der Zahlung Anzeige davon mache. Auch bei Dionys dem Jüngern stand er, als dieser die Regierung übernahm, in großem Ansehen, und suchte den jungen Despoten von seinem Hange zur Trägheit und Unpäßigkeit abzu ziehen und ihm Geldegnad an ernsthaften Beschäftigungen beizubringen. Da er aber seine Ermahnungen und Rathschläge nicht immer in der sanftesten Form ertheilte, auch seine einfache und mäßige Lebensweise dem süßlichen Lüßling ein klummer Vorwurf war, so würde Dion bald aus dessen Nähe entfernt worden sein, wenn seine Einsichten zur Erhaltung der wankenden Herrschaft des Tyrannen nicht unentbehrlich gewesen wären. Dennoch gelang es erstern, den jungen Fürsten für die Lehren des Platon so einzunehmen, daß er diesen Philosophen nach Syrakus berief. Nun suchten aber die Günstlinge des Dionys den Dion verächtlich zu machen, als ob er die Alleinherrschaft des Erstern in Syrakus stürzen wolle, und veranlaßten dadurch seine Verbannung. Da der Tyrann aber den großen Anhang des Dion schreute, so entschuldigte er sich mit der Nothwendigkeit dieser Maßregel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und erlaubte auch den Freunden des Verbannten, zwei Schiffe voll mit dessen Schätzen zu beladen und sie ihm in den Peloponnes, wohin er sich gewenret, nachzubringen. Dion ging zuerst nach Athen, besuchte darauf auch die übrigen griechischen Städte und überall wurde er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, so selbst die Paktidenmonier ertheilten ihm das Bürgerrecht, wiewol sie mit Dionys im Bündnisse standen und dessen Hilfe gegen Acheben bedurften. Eiferstüchtig auf die Achtung, die der Verbannte genoss, hielt Dionys ihm die Einkünfte von seinen Gütern vor, ließ darauf das Vermögen desselben verkaufen und zwang endlich Arete, Dions Gemahlin, eine Schwester des Tyrannen, sich mit seinem Günstlinge Timokrates zu vermählen. Durch diese Heirathen gerieth bei Dion der längst gehegte Entschluß, sein Vaterland von der Herrschaft des Tyrannen zu befreien, zur Reife. Er wurde von seinem Bruder Megakles und von dem Feldherrn Heraklides¹⁾, die gleich ihm verbannt waren, unterstützt. Er begab sich nach Korinth, dort daselbst die Bürger um Beistand, kaufte Waffen, warb eine Schar Soldkrieger und schiffte sich mit ihnen nach Lakonien, dem Sammelplatze für seine Unternehmungen, ein. Von da segelte er nur mit zwei Schiffen und 800 Mann nach Sicilien über, landete in Rheo, und sond bei Pa ralus²⁾, dem karthagischen Befehlshaber des Places, freundliche Aufnahme und Beförderung. Er rückte nun gegen Syrakus vor und vermochte unterwegs die Agrigenter, Seloeer, Eiloner, Eiskuler und Andre ihm zur Befreiung von Syrakus Beistand zu leisten, und da auch

von dem Festlande von Italien Viele ihm zu Hülfe kamen, so hatte er in Kurzem ein Heer von 20,000 Mann beisammen, mit welchem er die Grenze von Syrakus überschritt. Scharen von Bürgern, die auf Befehl des Dionys entwaffnet worden waren, eilten ihrem Befreier entgegen. Dion theilte einen mitgebrachten Waffenvorrath unter sie aus, kündigte dann seine Absicht, das Vaterland zu befreien, an und ließ die Syrakulser-Heerführer wählen, welche die Herstellung der Unabhängigkeit bewirken sollten. Als die einstimmige Wahl auf ihn und seinen Bruder Megakles gefallen war, da rückte er mit dem aus 50,000 Mann angewachsenen Heer ohne Widerstand in die Stadt ein, wo ihn das Volk mit großen Ehrenbezeugungen und vielem Jubel als seinen Befreier von einer 50jährigen Sklaverei empfing. Dionysius, der sich eben in Italien befand, kehrte nach dem Schlosse von Syrakus, welches seine Krieger noch vertheidigten, zurück, machte den Bürgern in der Absicht, sie zu überlisten, Friedensanträge und erklärte sich geneigt, die Regierung freiwillig niederzulegen. Als aber die Syrakulser während der Verhandlungen in Hoffnung auf den Frieden sorglos in Besetzung der Wachen waren, da überfiel er sie unvermuthet und wollte sich der Stadt durch Ueberrumpelung bemächtigen. Dion sammelte schnell die tapfersten seiner Krieger und warf sich den Angreifenden entgegen. Seine ungeküm merte Tapferkeit verleihte ihm aber zu weit vorzudringen, er wurde, nachdem er lange ganz allein mit einer Menge Feinde gekämpft hatte, verwundet und wurde gefangen worden sein, wenn die Bürger nicht plötzlich zu seiner Rettung herbeigeeilt wären, die Feinde zum Weichen gebracht und den verrathenen Feldhern gerettet hätten. Die Unterhandlungen und Kämpfe wurden nun fortgesetzt, und Dion brachte es dahin, daß Dionysius sich erbot, gegen einen freien Abzug mit seinen Schätzen nach Italien das Schloß zu übergeben. Dion riet diesen Antrag anzunehmen, allein es fanden sich Aufwiegler, die seine Absichten verächtlich machten und ihm die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen und solche dem Heraklides zuzuwenden strebten, der ohnehin schon ohne Dions Bestimmung zum Befehlshaber der Flotte ernannt worden war. Dions Gegner wollten auch die Eidhner aus dem Peloponnes von ihm abwenden machen, doch die Krieger blieben ihrem Feldherrn treu und lobeten ihn auf, sich ihrer zur Befreiung der wankelmüthigen Bürger zu bedienen. Daß that er aber nicht, sondern führte sein Heer nach Leontine. Unfluger Weise griffen die Syrakulser es auf dem Marfch an; sie wurden geschlagen, doch benutzte Dion seinen Sieg nicht zur Rache an seinen Mitbürgern. Darauf erschloß Heraklides einen Sieg zur See über die Flotte des Dionysius. Stolz darauf versäumte die Syrakulser die Stadtmauer zu besetzen, die Nypsius, der Feldherr des Tyrannen, in der Nacht durch seine Krieger erstigen ließ, die Stadt eroberte und durch Plünderung und Mord einen allgemeinen Jammer darin verbreitete. In dieser Noth wandten sich die Syrakulser an Dion, der großmüthig die ihm zugesagten Heirathen vergaß, mit seinen Soldkriegern in überraschender Eile die plündern

1) Diodor nennt ihn Charaklides, doch der Verfolg der Geschichte zeigt, daß mit beiden Namen nur eine Person bezeichnet wird. 2) Im Plutarch heißt er Epitalus.

den Feinde überfiel, mehr als 4000 davon erschlug und seine Vaterstadt zum zweiten Male befreite. Er wurde nun zum Feldherrn mit unbeschränkter Gewalt ernannt, führte die Besatzung des Diolies wieder ein, und erhielt Herrscherehre. Die Seligenheit, sich an seinen Feinden zu rächen, demüthete er nicht, und ließ sogar dem falschen Heraklides den Befehl der Seemacht. Dagegen zeigte er sich streng gegen das Volk und genehmigte die zu dessen Gunsten vorgeschlagene Vertheilung von Häusern und Aekern nicht, wodurch er großen Unwillen gegen sich erregte. Heraklides machte unterdessen den Dion verdächtig, als ob er nach der Alleinherrschaft strebe, ließ sich aber zu gleicher Zeit mit dem Dionysius heimlich in Unterhandlungen ein. Auf das Andringen jenes Beräthers mußte Dion unter nachtheiligen Umständen eine Schlacht liefern, die er verlor, doch ohne daß der Feind großen Vortheil dadurch erlangt hätte; als aber Heraklides diesen Unfall benutzen und Syrakus besetzen wollte, da kam ihm Dion zuvor, indem er mit seiner Reiterei in einer Nacht einen Weg von 700 Stadien zurücklegte. Nun versuchte Heraklides den Spartaner Gylipus den Syrakusern als Oberfeldherrn aufzubringen, doch Dion vereitelte diesen Anschlag, verglich aber mehr großmüthig als klug dem Heraklides abermalis seine Hinterlist. Endlich gelang es ihm, auch das Schloß zur Übergabe zu zwingen, worin er seine Schwester, seine Gemahlin und seinen Sohn fand. Seine Gemahlin, die während seiner Verbannung den Timokrates hatte beirathen müssen, nahm Dion auf Bitten seiner Schwester wieder zu sich und vergieh ihr die unfreiwillige Untreue. Seinen Sohn Areäus, der noch im Jünglingsalter stand, fand Dion völlig entartet, denn Dionysius hatte ihn absichtlich zur Unmäßigkeit im Essen und Trinken gewöhnen lassen. Die strenge Aussicht, die der Vater verhängte, um seinen Sohn wieder zum regelmässigen Leben anzuhalten, wurde dem Jüngling so unerträglich, daß er aus Verdruss sein Leben durch den Sturz von dem Dach eines Hauses freiwillig endigte. Nachdem ihm dadurch die Befreiung seines Vaterlandes vollständig gelungen war, begangte er sich über das Verhältniß seines Vermögens freigebig gegen seine Freunde und Bundesgenossen; er selbst aber lebte, obgleich er ein fürstliches Vermögen besaß, so einfach und mäßig, wie ein gewöhnlicher Krieger. Dennoch war er bei seinen Mitbürgern nicht beliebt, denn sein Stolz, seine Strenge und Raubheit wandten, seiner großen Verdienste ungeachtet, die Gemüther von ihm ab; auch war er nicht ohne Parteilichkeit gegen seine Freunde und Anhänger, die er aus Kosten seiner Feinde, deren Güter er einzog, bereicherte. Als er sich endlich überzeugt hatte, daß die Demokratie keine passende Staatsform für Syrakus sei, so ging er damit um, eine aristokratische Staatsverfassung einzuführen, und setzte sich zu dem Zwecke mit einigen Korinthern in Verbindung. Dem Heraklides, der stets seinen Einfluß auf das Volk zu schwächen gesucht hatte, ließ er umbringen. Der Tod dieses dem Volke werthen Mannes setzte jeden in Schrecken, und Niemand hielt sein Leben für sicher. Um sich die Soldatkrieger treu zu erhalten, ertheilte er ihnen mit verschwem-

derischer Freigebigkeit die Güter seiner Widersacher; nachdem aber diese Quelle seiner Gunstbezeugungen erschöpft war, mußte er auch seine Anhänger berauben, um die Forderungen der Soldner zu befriedigen. Dadurch machte er sich verhaßt, und selbst das Volk, welches ihn als seinen Befreier verehrt hatte, nannte ihn einen Tyrannen, dessen Untergang es wünschte. Diese Stimmung der Syrakuser beschloß der Athener Kallippos (*), Freund und Wassengefährte Dions, ein treulofer und hinterlistiger Mann, zu benutzen, um den Freund zu stützen und sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Dion, über den Haß seiner Mitbürger in Sorgen, durch Beweisschiffe wegen der Ermordung des Heraklides gequält, und voll Schmerz über den Tod seines einzigen Sohnes, war leicht von dem falschen Freunde zu täuschen, der ihn überall verleumdete und verhaßt machte, während er ihn selbst zu überreden mußte, er stelle sich nur dem Freund abgeneigt, um dessen geheime Widersacher kennen zu lernen. Vergebens warnten seine Schwester und seine Gemahlin ihn vor dem Beräthrer und zwangen diesen zu einem feierlichen Eide, daß er nichts zum Nachtheil seines Freundes unternehmen wolle. Als Kallippos endlich eine große Menge Syrakuser für die Verschönerung gewonnen hatte, übergab er einigen Schatzkammern die Ermordung des Dion. Die Mörder drangen ohne Waffen in sein Zimmer und wollten ihn erwürgen, da sie aber damit nicht zum Zwecke kamen, so banden sie ihn an sein Bett und einer von ihnen erschlug ihn mit einem kurzen Schwerte, welches der Syrakuser Lyko ihm durch das Fenster reichte. Nachdem Dion ermorbt worden war, verwandelte sich der Haß der Syrakuser gegen ihn in Mitleid, und ihm wurde auf Kosten des Staates ein Denkmal errichtet. Er starb 55 Jahre alt und vier Jahre, nachdem er Syrakus der Herrschaft des Dionys entrißen hatte. Dions Tod erfolgte in der 106. Olympiade, 353 Jahre vor Chr. (*).

(Rauschnick.)

DIONÄA, ein Beiname der Aphrodite von ihrer Mutter Diane. (Theocr. Id. 17, 36; 15, 106; afr. Serv. ad Aen. III, 19).

(Richter.)

DIONAEA. Eine von Ellis (in einem Schreiben an Linné 1769, Nov. act. ups. I. p. 98. t. 8 dann in einer englischen Monographie mit einer Kupfertafel 1770, lateinisch und deutsch von Schreber 1771) gegründete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Hypericaceen (nach Nuttall, Gen. am. I. p. 278, ist sie am nächsten mit dieser Familie verwandt, namentlich mit der Gattung Parnassia, welche nach Den auch zu den Hypericaceen gehört; während sie von den Droseraceen, zu denen sie gewöhnlich gestellt wird, durch den einfachen Griffel und durch die nicht spiral förmige Entwicklung der Blätter und Blüthenhäufte abweicht). Char. Der Kelch

5) Cornelius Nepos nennt ihn Kalistatos. 4) Diodor, Sic. L. XVII. c. 6, 9, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 31. Plutarch. Dione. Corn. Nepos VII. Dione. Aelian. IV, 8, VI, 12, VII, 14, IX, 8, XII, 47. Zu vergleichen die Antike Dionysius der Ältre und der Jüngere.

stehenbleibend, fächerförmig, am Rande drüsig; fünf verweibende, nervenreiche, stumpfe, nach Innen gewölbte Ge-
rollenblättchen; 10 bis 15 Staubfäden, von denen die
inneren zuweilen schlüpfen und petaloidisch werden; die
Ährchen rundlich-vierkantig, in zwei seitliche Längsröhren
sich öffnend; der Griffel kurz, cylindrisch; die Narbe ge-
franzt-gelappt; die einsächerige, häutige, zuletzt verschrum-
pfende Kapselfrucht enthält 20 bis 30 sehr kleine, umgekehrt-
kegelförmige, glänzende schwarze Samen, vermittelt seiner
Nabelstränge auf dem schwammigen, concaven Grunde
befestigt. Die einzige bekannte Art (der nordamerikanische
Botaniker Rafinesque will deren mehr entdeckt ha-
ben und in der Folge beschreiben), *D. Muscipula* Linn.
(*Mant.*, Spouttupfe Pflanzensoflem VI. S. 497, t. 50 b.,
Ventenat malmaie. t. 29, Lamarck *Illustr.* t. 362, n.
1., *Curtis bot. mag.* t. 785, *Delaunay*, herb. de
l'Amat. t. 349, die Fliegenfalle der Venus, *Venus*
flytrap), ist, in Hinsicht der Reizbarkeit ihrer Blätter, eine
der merkwürdigsten Pflanzen. Sie wächst als ein peren-
nirendes Kraut auf einem sehr beschränkten Raum:
zwischen Wilmington und Fayetteville in Nordcaro-
lina und an den Ufern des Staatesflusses in Südcaro-
lina, in Torfmooren. Die rosenförmig auf dem Bo-
den ausliegenden Blätter kommen aus einer schuppigen
Zwiebel, welche nach Unten einige Wurzelfasern hat, her-
vor, haben einen spatelförmigen, geflügelten, glatten Stiel
(ungefähr wie die Pomeranzenblätter) und eine kreisförmige,
zweiellipptige, durch eine Gliederung mit dem Stiele ver-
bundene Platte. Diese Platte des Blattes, welche am Rande
mit langen, kräftigen, gelben Wimpern, auf der Oberfläche
mit einer Menge rother Drüsen und mit drei bis vier
kurzen, aufrechten, weichen Stacheln besetzt ist, klappt bei
der leisesten Berührung häßlich nach Oben zusammen,
indem sich dann die Randwimpern freigen. Oft werden
kleinere Insekten, besonders Fliegen, durch die Drüsen
der Oberfläche angelockt, in dieser Klappe gefangen und
so lange festgehalten, bis sie aufdrehen, sich zu bewegen,
worauf sich das Blatt wieder öffnet. Das geschlossene
Blatt wird leichter zerissen als aufgeschlagen. Nuttall
bemerkte, daß ein frisches, abgebrochenes Blatt, dem Son-
nenlicht ausgesetzt, verschiedene Bewegungen, wie die
Randwimpern, machte, um sich zu öffnen; endlich kam
auch die Entfaltung vollkommen zu Stande; nun hörte
aber die Reizbarkeit für immer auf. Die Reizbarkeit der
Blätter, welche bei der vegetabilischen Flügelstöße
auffallen ist, in geringerem Grade sich aber auch bei
mehrern Geschlechtern aus der Familie der Droseren, der
Droseren, der Mimosen u. a. zeigt, ist eine eigenthüm-
liche Erscheinung des Pflanzenlebens, welche allerdings
zum Theil durch eigenthümlichen Bau bedingt wird, aber
keineswegs nach mechanischen Gesetzen erklärt werden
kann, wie das Aufspringen vieler Früchte, (z. B. der
Balsambäume), oder das Zurückschlagen der Staubfäden:
säule bei *Helicogon* u.

Der glatte Blüthenstiel ist gegen einen halben Fuß
hoch und trägt in einer Doldentraube gegen zehn weisse
Blumen, welche an Größe und Gestalt denen der *Par-
nassia palustris* ähnlich, paarweise mit einem lanzettförm-

migen Stüßblättchen versehen sind. Der Saft der Pflanze,
welche, von süßlich-stechendem Geschmack und geruchlos,
bei dem Trocknen schwarz wird, ist gelb und etwas kleb-
rig. Die häufig angestellten Versuche, dieses bewunde-
rungswürdige Geschöpf in europäischen Gärten zu ziehen,
sind bisher nur selten und auf kurze Zeit gelungen.

(A. Sprengel.)

DIONE, *Διώνη*. 1) Eine Tochter des Uranos
und der Leteo (Hes. Theog. 353), ober des Äthers
und der Götter (Hes. Praef.), ober des Uranos und der
Götter (*Apollod.* I, 1, 8), also im letztern Fall eine von
den Titaniden. Auch die zweite Abkammung möchte
mit der dritten einerlei sein, da wol Äther und Uranos
ein und dasselbe Princip bezeichnen. Nur die erste deut-
et auf das Princip des Feuchtes, des Wassers, dem Ur-
grund alles Materieles. Die phöniciſche Abkammung des
Sanchuniathon (*Euseb. Praep. Ev.* I, 10) macht sie
zur Tochter des Uranos, der sie mit Äthere und Rhea
abgabte, des Kronos zu tödten, der sie aber zu seiner
Gattin wählte. Homer (*Il. V.* 376) schildert sie als
eine erhabene Göttin, Bewohnerin des Olymps gleich
andern Unsterblichen, die dem Zeus, dem Vater der Göt-
ter und Menschen, die goldgeadete Aegide gehören (s.
auch *Apollod.* I, 3, 1); diese, vom Diomedes verwan-
det, eilt zu ihr in die mütterlichen Arme und empfängt
Trost und Heilung von der Unsterblichen. Bekanntlich
ist nach andern Mythen Venus aus dem Schaume des
Meeres, somit aus dem Blute des Uranos, geboren, aber
diese Abkammung möchte wol von der Angabe Homers
nicht sehr verschieden sein, denn auch Dione ist Symbol
des Wassers und des Uranos Tochter; insofern aber auch
Homer die Liebesgöttin Aphrodite die Schaumgebome
nennt, scheint er jene andre Symbolik ebenfalls zu ken-
nen. Allein Dione, als Gemahlin Jupiters und Mutter
der Venus, gehört insondrene nach Dodona, dem Ursitze
der alten Pelasger und, wie Creuzer zu zeigen sucht,
einer alten ägyptischen Priestercolonie; daher möchte bei
jener Ehe wol an ägyptische Ähren zu denken und eben
daher auch an Areta (nach *Diod.* V, 72) diese Verbin-
dung anerkannt worden sein, ohne daß man grade, wie
Wans glaubt, an eine jüngere kretische Nythe zu denken
braucht, da ägyptische Elemente auch in dem kretischen
Religionsysteme sich finden. Daß aber Dione besonders
nach Dodona gehört, dies anzunehmen, bewegen Creu-
zer mehrere Gründe. Wie aus der Stelle der *Ilias* XVI,
233 erhellt, kannte Homer den Dienst des dodonäischen
Zeus sehr wohl. Achilles betet dafelbst zum Zeus, dem
dodonäischen Könige, dem pelasgischen, der im freigen
Haine Dodona's herrscht, wo die Sellen (der Urkamm
der Hellenen nach Creuzer) seinen heiligen Dienste ge-
widmet sind*). Dieses Jupiter Gattin war nun Dione.
Dem Gotte wurde ein Pfugflur und der Dione eine
Auh geweiht, wie aus Demosthenes contra Mid. p.
611 erhellt. Sie waren daher Gottheiten des Anbaues.
In dem Rande, wo Dodona lag, floß der Fluß Achelooß

*) Man vergleiche hiermit den Art. Dodona, wo auch von
dem angeblichen doppelten Dodona die Rede sein wird.

und überschwemmte den Boden auf ähnliche Art, wie der Nil Aegypten. Hierher setzte man aber auch die Flüsse und Seen der Unterwelt. Die hier sich ansiedelnde ägyptische Priestercolonie fand also, oder wollte Alles so finden, wie in ihrer ersten Heimath. Der Landesgott folglich, der dodonäische Zeus, war ein Gott des feuchten Elements, der im Feuchten sich offensendenden besuchenden Naturkraft, und so war denn seine Gattin des Okeanos Tochter, d. h. das feuchte Element selbst, und des Acheleos Schwester, aber auch des Uranos oder des Äthers Tochter, weil das besuchende Princip aus den höhern Sphären stammt. Es waren also Zeus und Dione in Dodona die männliche und weibliche Kraft, durch deren Verbindung alles Leben, aller Wachsthum in der Natur entsteht, und darum ist denn auch Venus ihre Tochter, denn eben diese Naturkraft offenbart sich als Liebe, als den durch die ganze Natur herrschenden Trieb zur Vereinigung der Geschlechter, aber dadurch sollen auch die Begriffe Venus und Dione wieder zusammen, und daher heißt Aphrodite bei einigen Dichtern auch Dione, z. B. *Bion.* I, 98 und *Ovid.* Am. I, 14, 33. Daraus läßt sich erklären, warum Ceruius ad *Virg.* Aen. III, 466 Jupiter und Venus als die alten Drakengötter von Dodona vorstellt. Als Tochter der Dione wird Venus die vierte, oder die dritte genannt und jene ist eben die, welche den Namen Porphyras führt (s. d.) und in Kreta und sonst als die Keiserin zur Luft, aber auch als Libitina, also als Göttin der Zeugungslust und des Todes, erscheint, ein Begriff, der zu dem Todtenlande, d. h. zu dem Lande, das gleichsam als ein Abbild der Unterwelt angesehen wurde, wohl paßt. Die in Dodona verehrten Götter waren daher wol keine andre als die ägyptischen Osiris und Isis, jener, der Jupiter pluvius, eins mit dem Dionysos Chthonios, dem Hades der Griechen und dem Dis oder Pluto der Römer, Dione aber als Venus Libitina und Isis eins mit Proserpina, wie auch schon Gronov zu *Steph.* Bgg. vermutet. Wenn daher des Bakchos Mutter Semete als Göttin auch Dionysos genannt wird, so scheint dieser letzte Name von Dione nicht verschieden zu sein und in der That findet man von Abschreibern öfters beide Namen verwechselt. Sehr wahrscheinlich endlich ist der Name Dione eine Zusammenfegung aus Dia, Diaa, Dea und Ione, also die Göttin Ione, und dann ist es in die Augen fallend, daß die römische Iuno keine andre, und Begriff und Name von der Bestfaste Griechenlands her nach Italien übergegangen sei. Man vergleiche hiermit den Begriff der Proserpina unter Demeter, sowie die Art Dionysos und daselbst die Begriffe Liber und Libera und den Art. Venus und den darunter erklärten Beinamen Libitina; desgleichen über den Namen Iuno den Art. Here.

2) Eine Tochter des Atlas, Gemahlin des Zantalos und Mutter des Pelops und der Niobe. *Hyg.* I, 82, 83, sfr. *Metamorph.* ad *Ovid.* T. II, p. 333.

3) Eine Tochter des Nereus, also zu den Nereiden gehörig (*Apollod.* I, 2, 7), oder nach *Pierides* (Ausg. von Sturz, S. 115) eine der Nymphen. In beiden Fällen

auch eine Göttin der Feuchte, wie die Okeanide Dione. (*Richter.*)

DIONIS (Pisarra), geb. zu Paris und in hohem Alter daselbst gestorben den 11. Dec. 1718, Professor der Anatomie und Chirurgie, erster Chirurg der Königin, der königl. Prinzen und Prinzessinnen, gebürt zu den berühmtesten französischen Chirurgen des 18. Jahrh. Sein nach den später gemachten Fortschritten jetzt freilich veralteter: *Traité sur les opérations* war seit Wiederherstellung der Wissenschaften das erste gute Buch über diesen Gegenstand, und ist zugleich durch Trefflichkeit der Methode und Reindheit des Styls ausgezeichnet, welcher überhaupt bei ihm sehr gelobt wird. Mehrere seiner Werke sind in viele Sprachen übersetzt worden, seine Anatomie de l'homme suivant la circulation du sang et les nouvelles découvertes (Par. 1690; beste Ausgabe mit den Anm. von Devoir Par. 1728.) selbst in die chinesische durch den Missionar Parrenin. Von seinem *Cours d'opérations de chirurgie* démontrées au jardin du roi (übers. und mit Anmerkungen begleitet von Heister) (Augsb. 1712 und 1734) ist die beste französische Ausgabe die von Georges de Kosepe mit Anmerkungen und Zusätzen, zuletzt 1765. Sein *Traité général des accouchemens* (Par. 1718, übers. von Linn, Bremen 1745.) ist aus den Schriften seines Verwandten, des berühmten Mauriceau, geschöpft; er selbst hat einige interessante praktische Fälle beigefügt. (H.)

DIONISI (Giovanni Giacomo), Marchese, aus einem vornehmen venetianischen Geschlechte 1734 entsprossen, verdonkte seine erste Erziehung den Jesuiten in Bologna. Noch sehr jung bestimmte ihn der Papst Benedict XIV. zum Kanonikus an der Kathedrale in Verona, eine Stelle, die er bis an sein 1808 erfolgtes Ableben bekleidete. Seine beträchtliche Büchersammlung vermachte der 74jährige Greis dem Domstifte, dem er, sowie einer Menge gelehrter Vereine, angehört hatte. Früher seßelten kirchengeschichtliche Gegenstände seine Aufmerksamkeit, später widmete er sie fast ausschließlich dem Studium des Dante. Zu dem Ende ward ein ausgebreiteter Briefwechsel mit den kenntnißreichsten Zeitgenossen unterhalten, selbst Reisen wurden unternommen, kurz keine Kosten gescheut, galt es die Aufhebung irgend eines die Person oder den Art seines Lieblingsdichters betreffenden Zweifels. Samadri rechnet es Dionisi als ein besonderes Verdienst an, daß diese Bemühungen in eine Zeit fallen „quando intorno a Dante stavassero l'Italia quasi dormigliona.“ Weniger günstig wurde das, was er über Petrarca schrieb, aufgenommen, was wol nicht bestreuten darf, da er des Dichters Liebe zu Laura ohne die Schonung berührt, die ein so partes Verhältnis erfordert. Seine Werke führen folgende Titel: 1) *Della Zecca di Verona, e delle sue antiche Monete trautato* (Bologna 1785). Fol. mit vier

1) Galleria di Uomini illustri della Provincia Austro-Veneta nel secolo XVIII. Quaderno XVII. 2. *Man verglicke das Rio, Giornale dell' Italiana Letteratura.* (Padova 1804.) Tome VII. p. 49.

Kupfertafeln). Diese Schrift ist aus Zanetti nuova Raccolta delle Monete e Zeche d'Italia Tomo IV. besonders abgedruckt; 2) Dei Santi Veronesi (Verona 1786.); 3) Censura del commento di Pietro creduto figlio di Dante Alighieri (Ib. 1786. 4.); 4) Abrégé de l'ancienne histoire de Verone (Ib. 1787.); 5) Serie di Aneddoti nuove e vecchie de' Codici Fiorentini (Ib. 1790. 5 Bde. 4.); 6) De' blandimenti sanabri o sia delle acclamazioni sepolcrali christiane (Padova 1794. 4.); 7) Die Prachtausgabe von Dante's Divina Commedia (Parma 1796. 3 Folioabte.); 8) De vienderoli amori di Messer Francesco Petrarca e di Donna Laura. Nuova edizione, con un carme del Boccaccio e Lettera responsiva del Petrarca (Verona 1804.); 9) Preparazione istorica e critica alla nuova edizione di Dante Alighieri (Ib. 1806. 2 Bde. 4.). (Graf Henckel von Donnermark.)

DIONYCHUS. Eine Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites) und der Abtheilung mit langem Rüssel und gebrochenen Fühlern, welche sich durch die an der Wurzel weit von einander abstehenden Vorderbeine und gewinkelte Spitze der Schienen auszeichnet. (Schönherr *) unterscheidet noch die Gattungen Homalinotus und Solenopus, die aber damit vereinigt bleiben können. Es sind bis jetzt 15 — 18 in Brasilien einheimische Arten bekannt. (Germar.)

DIONYSIA, Name der Bacchosfeste bei den Griechen, s. Dionysos. (Richter.)

DIONYSIA war nach Plinius (IV, 12) eine kleine Insel an der Küste von Aetolien neben den Echinaden. (L. Zander.)

DIONYSIADES. Der stadasmus maris magni §. 336, 337 führt unter diesem Namen zwei Inseln, welche einen Hafen und Wasser hätten, dem Vorgebirge Retia auf der Insel Kreta gegenüber, an. Diese Bestimmung weist auf die äußerste nördliche Seite von Kreta hin, und es können daher nur die kleinen Inseln gemeint sein, welche man jetzt bald Zani tscha ren sein, bald Cos na, bald Panis benannt findet. Diese Notiz des stadasmus ist aber insonderheit wichtig für eine Stelle im Diodoros (V, 75). Dort heißt es, daß die Kretenser behaupteten, Dionysos sei bei ihnen geboren, und zum Beweis anführen, der Gott habe bei Kreta zwei Inseln in dem sogenannten Zwillingsmeerbusen geschaffen und sie nach seinem Namen Dionysiaden genannt. (L. Zander.)

Dionysiana aera, s. Aera.

DIONYSIOPOLIS, *Διονυσίου πόλις* bei Stephanos von Byzantion, 1) eine Stadt in Phrygia salutaris, von dem Königen Attalos und Eumenes erbaut, da in der Gegend ein Bildniß des Dionysos gefunden warb. Nach Plinius (II. N. V, 29) gehörte sie zu dem Conventus von Apamea. Auch Cicero (Epp. ad Quint.

frat. I, 2) nennt den Ort. Aber aus allen diesen Angaben läßt sich dennoch die Lage desselben nicht genauer bestimmen.

2) Eine andre Stadt Dionysiopolis lag am Pontus Eurinus im untern Mälen. Obwol Pomponius Mela die Stadt von dem Hafen Krund, *Korvool*, unterscheidet, so ist doch nach allen übrigen Bezeugnissen anzunehmen, daß beide Namen einen Ort bezeichnen, und daß Krund, v. d. die Quellen, erst dann Dionysiopolis genannt wurde, als ein Bild des Dionysos vom Meere dort angetrieben war. Diese Bemerkung findet sich bei Elympos von Ghios (fragm. v. 4—9), *Stephanos*, dem Verfasser des *Periplus ponti Euxini* (p. 160 ed. Gron.) und Plinius (II. N. IV, 18). Strabon (lib. VII. p. 319) führt aber noch den Namen *Korvool* auf; dagegen haben das *Itinerarium Antonini* und Hieronimus den Namen Dionysiopolis. Hierher gehört auch *Dois* (Irit. I, 10, 37). Plinius setzt noch hinzu, daß der Ort am Flusse *Biras* liege; *Elympos* aber und *Stephanos* behaupten, daß er auch *Watiopolis* genannt sei. Er war zu Folge des *Periplus* nicht allein von Hellenen bewohnt, sondern hatte auch Einwohner aus der Umgegend, welche die *Krobynen* inne hatten. Seine Lage läßt sich daher nur zwischen *Tomi* und *Deffos* annehmen, insofern er etwas nördlich vom jetzigen *Barna* gesucht werden muß. (L. Zander.)

DIONYSIOS von Milet, *Διονύσιος Μιλήσιος*, gehört zu den frühesten Logographen und Geschichtschreibern. Alter als Herodot war er noch ein Zeitgenosse des Hekataios, um die 65. Olympiade, unter Darius Hystaspis; und wenn er, wie *Suidas* angibt, *τὰ μὲν Λακείων* geschrieben hat, so muß er diesen Perserkönig auch überlebt haben; s. *Suidas* unter *Εκραιστος* und *Διονύσιος Μιλήσιος*; *Eudokia* S. 128 *). Über sein Leben ist nichts Näheres bekannt. Als seine Schriften nennt *Suidas* folgende: *τὰ μὲν Λακείων* in fünf Büchern, *Περὶ τῆς οὐρανόθεν* (vielleicht eine Völkerver- und Städtegeschichte von geographischen Standpunkten aus, die Frucht einer Reise), *Περὶ αὐτῶν τῶν ἰονίων Διαικτῶν* *), drei Bücher *Τρωικῶν*, *Μηδικῶν*, *Κυκλῶν ιστορίων* in sieben Büchern; s. *Suidas* *Διονύσιος Μιλήσιος* und *Eudokia* a. a. D. Diodor von Sicilien (III. c. 52 und c. 65) berichtet vom Dionysios (und zwar vom Miletier, wie sich weiter unten ergeben wird), daß er die Sagen über Dionysios und die Amazonen, die Argonautengeschichte und die Begebenheiten des trojanischen Krieges, sowie vieles ander Mythische und Historische aus den ältesten Zeiten zusammenstellt und seiner Darstellung die Gedichte alter Mythologen und Poeten beigefügt habe *). Nach diesen Angaben bei *Suidas* und

*) Siehe Bibliographia ad Kleno ragionato delle opere contenute nella collezione de' Classici Italiani. (Milano 1814.) p. 78.

1) *Germar*, Col. Spec. nov. p. 315. 2) *Genera et spec. Carcul*, T. I. P. I. p. 22 und *Carcul*, dispos. method. p. 264.

1) Ein jüngerer Dionysios von Milet ist der Sophist und Rhetor, welcher unter *Hadrian* lebte; auch ein Arzt kommt unter dem Namen Dionysios Miletios vor; s. *Maurinus*, De *Dionysii*; *Fabric*. Bibl. Gr. IV. p. 410. (Harles) 2) Bei *Cicero*, De *divinat.* I. c. 23 ist statt *Dionysii* — *Dionis* *Pericles* zu schreiben. 3) *Heyne*, De *fontibus et auctoribus historiarum* Diodori etc. Commentatio II. p. 95. not. e. (in den *Commentat. Societ. Gotting.* Vol. VII.) will das Diodorische *παλαιότητος* von

Diodor zerfallen die Schriften des Dionysios rücksichtlich ihres Inhalts in zwei Classen, in mythische und in historische. In die mythische Classe gehören die von Diodor ihm zuerkannten und von Eubias wahrscheinlich in der allgemeinen Rubrik *Μυθικά* umfaßten Sagen über Dionysos und die Amazonen, nebst der Argonauten-geschichte; in die historische Classe: die persische Geschichte und die Begebenheiten nach Darius' Tode, die Erdbeschreibung, und die trojanischen Geschichten, von Diodor bestimmter als Begebenheiten des trojanischen Krieges bezeichnet. Indem wir aber die Schriften des Dionysios ihrem Inhalte nach in mythische und historische einteilen, sind wir dennoch weit entfernt zu glauben, daß Dionysios in encyclopädischer Manier eigentlich nur zwei Werke, den *κύκλος μυθικός* und den *κύκλος ιστορικός*, oder wie Andre wollen, nur einen *κύκλος* theils mythischer, theils historischer Natur anlegte, und daß er diesen Werken größeren Umfangs die von Eubias und Diodor ihm beigelegten und andre einzelne Schriften als Theile und Unterabtheilungen einverleibt und untergeordnet habe⁴⁾. Wissenschaftliche Pläne und Verläufe dieser Art und von diesem Umfange sind einem Zeitalter, welches noch immer sehr abhängig ist von der ihm zunächst vorausgegangenen episch-mythischen Vorzeit, einem Zeitalter, in welchem Prosa und Geschichtsschreibung sich nur allmählig und schwächer aus der poetisch-mythischen Behandlung des Geschehenen hervorarbeiten, fern dem Zeitalter der Logographen und Historiker durchaus fremd. Wir verweisen hier nur auf die berühmte Stelle des Dionysios von Halikarnassos, welcher versichert, „die ältesten Geschichtsschreiber hätten sämmtlich ihre Historie nicht zu verbinden gewußt, sondern die Begebenheiten eines Volkes oder einer Stadt abge sondert vorgetragen: Herodotos sei der erste, welcher der Geschichtsschreibung eine höhere Würde gegeben und eine große Menge der verschiedensten Thaten, die in Europa und Asien geschehen, in einem großen Ganzen zusammengeordnet habe“⁵⁾. Wenn aber gleichwohl in den Schriften der Alten häufig von Kyklen poetischer und prosaischer Literatur die Rede ist, welche der nachhomerischen Zeit, dem Zeitalter der epischen Dichter und frühesten Historiker, überwiesen werden, so darf man nicht vergessen, daß solche Kyklen als Werke, welche größere Kreise von Mythen oder von historischem Begebenheiten, geordnet nach ungefährer Zeit-

folge oder sonstigen angenommenen Verbindungsprincipien, umfaßten, nicht von einem einzigen Verfasser herrühren, sondern daß es ursprünglich zerstreute und von einander unabhängige Stücke waren, welche später wegen Ähnlichkeit des Inhalts und als schätzbare Ueberreste eines verschwundenen Zeitalters zu größeren Ganzen zusammengefügt wurden⁶⁾. Nach diesen Erinnerungen können wir nicht annehmen, daß Dionysios von Milet, einer der ältesten Logographen und Historiker, schon bemüht gewesen sei, seinen schriftstellerischen Productionen jene encyclopädische Einheit einer mythischen und historischen geordneten Ganzen zu geben; wir halten vielmehr dafür, daß die von Eubias und Diodor ihm zuerkannten einzelnen Werke ebenso viele einzelne in ihrer Entstehung von einander unabhängige Schriften gewesen sind, ohne beabsichtigte Zusammenordnung in ein größeres Ganze. Daß bei Eubias selbst dem Dionysios Schriften von allgemeinerem Titel, als die *μυθικά* und der historische *κύκλος*, beigelegt werden, kann uns in dieser Ansicht nicht irren machen. Der Titel *μυθικά* rührt augenscheinlich nicht vom Dionysios selbst her, sondern ist später als allgemeinere Bezeichnung für seine von Diodor einzeln namhaft gemachten, von Eubias nicht besonders aufgezählten mythischen Werke aufgenommen; und der nirgends weiter als bei Eubias erwähnte *κύκλος ιστορικός*, wenn er überhaupt dem Miesler und nicht vielmehr dem Samier Dionysios gehört (s. unten), steht entweder als späterer Titel zu den einzeln aufgeführten historischen Schriften in demselben Verhältnis, oder war seinem Umfange und Inhalt ganz andre Geschichten, als die persischen, die trojanischen und die Periegesis; vielmehr gerade das, was sich wegen Verschiedenheit des Lokals und des Inhalts nicht in jene mythischen und historischen Stücke des Logographen aufnehmen ließ. Jedenfalls bliebe für diejenigen, welche aus der Thatfache der Erwähnung des *κύκλος ιστορικός* bei dem unkritischen Eubias den folgereichen Schluß ziehen für das Vorhandensein eines theils mythischen, theils historischen Universalwerkes, noch die Frage zu beantworten übrig: wie dieser Kyklos, auch wenn er nur die einzelnen historischen Schriften des Dionysios umfaßt hätte, von Eubias, dem zuverlässigen Geradenmanne, nur in sieben Bücher eingetheilt werden konnte, da doch seine Theile, die persische Geschichte, die Begebenheiten nach Darius' Tode, die *τρωικά* und die *περιήγεις* wenigstens zehn Bücher ausmachen mußten.

Ob wir uns zur Betrachtung der Fragmente wenden, welche vom Dionysios bei andern Schriftstellern sich erhalten haben, müssen wir die Einwürfe berücksichtigen, welche neuerdings gegen die Abzählung derselben von dem alten Miesler erhoben worden sind. Früherhin war man nur zu geneigt, alles, was unter dem Namen Dionysios

dem allgemeinen Bezuge des in den Werken alter Polyhistoren und Dichter vorhandenen Stoffes verfielen. Wenn hier aus letztem ausgesprochen werden kann, als es für eine der Hauptrichtungen der Logographie gehalten werden muß, den Inhalt der alten Persien- und Mythenographien in zusammenhängender prosaischer Fassung zu bringen: so zeigt doch der bei Schol. Apollon. III. 550 vom Dionysios angeführte Perimeter, daß dieser Logograph die Werke alter Dichter auch wörtlich citirte.

4) Diese ungedruckte, nur zu lange festgehaltene Ansicht findet sich bei Orant im Index scriptorum ad Apollodori laudatorem unter *Dionysius*. De fontibus Diodori Comment. II. p. 94, und Keura. I. ad Virgil. Aen. II. Egl. Harles ad Fabric. Bibl. Gr. I. p. 878, 879. Nae. q. a. a. 5) De Thucyd. Judic. VII. 819 sq. überaus gel. Krüger, Die historische Kunst der Griechen, 2. und 3. Aufl. 1811.

6) Vgl. über die Kyklen Casaubonus, De epico Cyclo, in Aeth. VII. c. 5. Fabric. Bibl. Gr. I. p. 574 sq. Heyn. Recens. ad Aen. II. Wolf, Prolegom. ad Homer. p. 125 sq. C. G. Müller, De Cyclo Graecorum epico et poetis Cyclicis, (1829.)

ohne weitere Bezeichnung seiner Herkunft aufgeführt wird, dem alten berühmten Miletier als Eigentum zuzurechnen; und ferner, verleitet durch die theils auf unzureichende Gründe gebaute, theils willkürlich erweiterte Vorstellung von dem mythisch-historischen Kallios, welchen unser Dionysios verfaßt haben soll, nimmt sogar an, daß Diodor im dritten und vierten Buche seiner historischen Bibliothek vor allen Andern und fast durchgängig dem alten Miletier folge. Es war zu erwarten, daß diese Ansicht Widerspruch erfahren würde; denn wer die bunte, contrastirende und dennoch zu einem historischen Ganzen vorbereitete Mannigfaltigkeit der Erzählungen im dritten und vierten Buche Diodors mit Aufmerksamkeit und ohne vorgefaßte Meinung betrachtet, der wird zugeben, daß hier nicht der eine Dionysios, sondern daß die verschiedenartigen Quellen benutzt wurden, und daß, so alt auch diese Quellen hin und wieder sein mögen, der Plan des Ganzen und die Anlage dieses vielfach verwirrten und nur durch schriftstellerische Gewaltstreiche zur historischen Einheit gebrachten Convoluts nicht aus der Zeit der alten einfachen Logographen, sondern aus einer viel jüngeren Periode, wahrscheinlich aus Diodors Zeitalter selbst, entstammen ist. Höchst hat gelegentlich die Meinung ausgesprochen, daß der Dionysios, welchem Diodor im dritten und vierten Buche folge, nicht der alte Miletier, sondern der jüngere samische oder rhodische sei; und diese Meinung ist von Mehrern mit Vorliebe aufgenommen worden⁷⁾. Dagegen hat Welcker nach dem Vorgange von Vossius zu erweisen gesucht, daß der Dionysios des Diodor und des Scholiasten zum Apollonios Rhodios der Mitplender sei⁸⁾. Die von Eudamos dem Miletier zuerkannte Erdbeschreibung gibt er dem libyschen Dionysios, die *μυθικά* und *ῥημικά* dem Mitplender, den historischen Kallios dem Samier, sodas also für den alten Miletier nichts übrig bleibt, als *τὰ μὲν Ἀσπίων* und *Ἰπποξά*, welche beide aber nur ein und dasselbe Werk in verschiedener Art der Anführung sein sollen. Aus dem wir nun die Welckersche Annahme, daß der historische Kallios dem Samier gehöre, in hohem Grade wahrscheinlich finden (s. unten), erscheint es uns in demselben hohen Grade als willkürlich, die Erdbeschreibung vorzugsweise und allein dem Rhyer zu geben, da doch Erdbeschreibungen dieser Art als etwas im Alterthume sehr Gewöhnliches unter der großen Anzahl der Schriftsteller, welche den Namen Dionysios führten, gewiß mehrere Verfasser gefunden haben, und der alte Miletier schon ebenso gut ein Werk unter diesem Titel herausgeben konnte, als der jüngere Rhyer und Andre⁹⁾. Noch weniger kön-

nen wir uns dazu verstehen, dem Miletier die von Diodor bestimmte nach dem Inhalte der einzelnen Stücke bezeichneten, von Eudamos unter dem spätem allgemeinen Titel angeführt *μυθικά* zu entziehen; und allerdings erkennen wir in dem Dionysios des Diodor und des Scholiasten zum Apollonios den alten Miletier, wie sogleich gezeigt werden soll; nur daß wir ihm bei Diodor nicht mit Heynhofer Freigebigkeit eine so große Rolle von literarischem Nachlasse zugeben, sondern diesen Nachlass auf das Erweisliche beschränken werden. Ubrigens sieht man nicht ein, worum Welcker grade die Bücher *τὰ μὲν Ἀσπίων* und *Ἰπποξά* dem brauchten Miletier überläßt, da diese ebenfalls nirgends, außer bei Eudamos, erwähnt werden, und der zufällige Umstand, daß sie nach willkürlicher Wegnahme der andern Schriften übrig blieben, keinen hinreichenden Grund für ihre Anerkennung als echte Bücher des Miletiers darbieten konnte.

Der gelehrte und sehr sorgfältige Scholiast zum Apollonios theilt seinem Dionysios so oft den Beinamen des Miletiers (s. Schol. I, 1116. III, 200, 242. IV, 223, 228, 1153), daß es als gewaltsam erscheinen muß, wenn man diesen so häufigen Beinamen durch den nur zweimal erwähnten Μιτιπλῆδος (Schol. I, 1290. IV, 177) verdrängen will¹⁰⁾. Ferner wird in zwei Stellen (Schol. III, 200. IV, 1153) Dionysios dem Milet als Verfasser der Argonautika genannt; mithin können auch die Stellen, wo Dionysios ohne Angabe seines Vaters in den Argonautika citirt wird (Schol. II, 207, 1144. IV, 119. — vergl. Schol. I, 256. add. III, 242. IV, 223, 228), von keinem Andern, als von dem Miletier verfaßt worden¹¹⁾. Es bleiben noch folgende Stellen übrig, wo bios Dionysios steht: I, 256 — I, 54. II, 904, 965. III, 530; über die erste derselben ist schon entschieden, da sie mit den obengedachten II, 1144. IV, 119 völlig übereinstimmt; und wer wollte die vier letztern dem Miletier absprechen, da alle bisher angeführten un widersprechlich auf keinen Andern als auf ihn sich beziehen? Nun aber stimmt der von Diodor ohne Beinamen citirte Dionysios in einer hinlänglich Anzahl von Stellen, welche wir weiter unten bei der anjusselenden Vergleichung angeben werden, mit dem Dionysios des Scholiasten überein; daher kein Zweifel darüber gewollt kann, daß auch Diodors Dionysios der alte Miletier sei. Wenn dies alles nun hinlänglich für den Dionysios von Milet spricht, so find auch noch Gründe vorhanden, weshalb der von Welcker herbeigezogene Mitpl-

7) Böckh, Kryptik, Pind. p. 225. Vgl. *Panofia*, Ros Samior. p. 94. *Plehn*, Lesbica. p. 201. *Dettr. Müller*, Prolegom. S. 95, 98. *βδδ*, *Arctia*. I. 24. S. 40. *H. Henrichsen*, De carnalibus Cypris p. 91. 8) S. Welckers Abhandlung: über die Schriften der drei Dionysios, von Milet, Rhodien und Samos (im Herrn Archiv für Philologie und Pädagogik, Februar 1830. Nr. 9 und 10). Vgl. *Potts*, De blasio. Cr. Lib. III. 9) Auch *Heliodorus* hatte sein *Ἰπποδρόμιο* verfaßt (*Strabo* I. p. 15), und etwas ganz Ähnliches ist ja auch die Küstenbeschreibung des Mittelmeeres von *Etylar*.

10) Wenn auch *Heyn's* Uebersetzung des bei Schol. Apollon. I, 1290 befindlichen *Μιτιπλῆδος* in *Μιλιπλῆδος* nicht gradezu gebilligt werden kann, so hat sie doch immer noch mehr für sich, als das Verfahren Welckers, welcher in den Scholien zum Apollonios dem Miletier nicht zugeht, außer etwa das *μετὰ Νηπιόρι* I, 1116. S. *Heyn*. Index scriptorum ab Apollodoro laudat. unter Dionysius. 11) Wenn nun auch dem Dionysios von Rhodien bei Eudamos Argonautika beigelegt werden, so kann dies kein Grund sein, um dem alten Miletier die Schrift über die Argonauten zu entziehen, da dieser Gegenstand ein sehr beliebtes von ältern Dichtern und Dichtern häufig behandelt Thema war, eben so wie die Erdbeschreibungen. Vgl. Böckh. d. alt. Lit. u. K. II, 61 fg.

nios nicht der in den Scholien zum Apollonios und von Diodor erwähnte Dionysios sein kann. Der Dionysios Nitiandros wird bei Eutidas *Ἰωνικός* genannt, und insonderheit seine *μυθία* waren in Versen abgefaßt (s. Welcker selbst a. a. D.). Diador aber (III, c. 52, 65) sagt nichts von der dichterischen Thätigkeit seines Dionysios, sondern nur, daß er die Gedichte aller Mythologen und Poeten angeseht habe (vergl. oben Ann. 3. und Text), und der Ausdruck des Diador *οὐράτιον* zeigt nur Genüge, daß er nur an einen historischen Sammler dachte; dies alles aber spricht für Niemanden mehr, als für den Dionysios aus Milet, für den Ptolemaios ein Zeitalter, welches sich aus der vorangehenden episch-mythischen Periode eben erst entwickelte. Dann erwähnt Eutidas vom Dionysios Nitiandros die *Ἀθηναίους οἰκιστάς*. Hätte nun wirklich Diador diesen Nitiandros Dionysios im Auge gehabt, so müßte man sich doch wundern, daß er diese *Ἀθηναίους οἰκιστάς* mit Stillschweigen übergeht, während er von seinem Dionysios, gleichfalls wie Eutidas von dem Nitiandros, ein Wort über Dionysios erwähnt und überhaupt die einzelnen mythischen Schriften seines Dionysios ziemlich genau anzugeben scheint, und nur den, wahrscheinlich aus vielen kleinen Stücken (*σπάρτα mollia*) bestehenden Nachlaß derselben im Allgemeinen bezeichnet. — Was endlich die schon von Heyne getadelt und von Welcker als Argument gegen das höhere Alterthum des Diadorischen Dionysios geltend gemachte Spätfindigkeit, schon ganz Euhemeristische Methode des Dionysios anlangt, die alten Fabeln in Geschichte schreibe zu verwandeln und aus verhäuteten Menschen Gottheiten werden zu lassen¹²⁾, so muß man bedenken, daß dieser Vorwurf nur dann eine weitere Ausdehnung und besondere Bedeutung bekommt, wenn man, wie Welcker gethan hat, auf die ausgedehnte Vorstellung Heyne's von dem großen schriftstellerischen Nachlasse des Dionysios bei Diador ohne weitere Prüfung eingeht, dagegen viel von seinem Umfang und von seiner Kraft verliert, wenn man, wie weiter unten geschehen soll, jenen Nachlaß bei Diador auf die erweislichen Stücke und Notizen beschränkt. Wenn nun auch nach geschehener Beschränkung in den für den Miletier übriggelassenen Stücken und Motiven von jener spätfindigen historisirenden Weise noch einige Spuren vorkommen (s. unten über Krios), so scheinen gerade diese für das höhere Alterthum des Diadorischen Dionysios zu sprechen, da ja das Zeitalter der Ptolemaios und frühesten Geschichte beim ersten trüben Aufkommen historischer Kritik, indem man bemerkt war, den λόγον εἰκόνα in den Fabeln aufzusuchen, am leichtesten in solche Fehler verlauffen mußte; und es ist baeer Irrthum, wenn man glaubt, jener verfehlte Pragmatismus habe erst mit dem 109 Jahre nach Dionysios von Milet lebenden Euhemeros angefangen, dem wir übrigens hierin gern die unbefangene Meisterhaftigkeit zusprechen wollen¹³⁾.

Wir wenden uns jetzt, mit steter Berücksichtigung von Heyne's Abhandlung über die Quellen des Diador, zu den bei Diador erhaltenen litterarischen Ueberresten des Dionysios, wobei wir die vom Scholiasten des Apollonios mitgetheilten übereinstimmenden Notizen zugleich beachten wollen. In Rücksicht auf die obenangeführten Stellen (*Diad.* III, c. 52 und 65) gehören dem Inhalte nach dem Miletier Dionysios: aus Diadors drittem Buche c. 52—55 über die Amazonen im vorstehenden Libyen, womit übereinstimmt Schol. *Apollon.* II, 965, welcher seine Angabe aus Dionysios zweitem Buche (der Amazonengeschichte) entlehnt. — Dagegen läßt es sich nicht durch genügende Gründe rechtfertigen, wenn man c. 56—61 über die im äußersten Afrika wohnenden Atlantier und ihre Götter, welche nach Euhemeristischer Weise aus verhäuteten Menschen hervorgegangen seien, zugleich über die phrygische Kabele, über Krios und seinen Streit mit Apollo u. a. m. von Diador selbst als von der griechischen nicht sehr abweichenden Sage der Atlantier und Phryger bezeugt c. 56, 59, 61 — mit Heyne de font. *Diad.* p. 95, 96 dem alten Miletier Dionysios zuweist. Denn obgleich die Unterwerfung der Atlantier durch die Amazonen in Dionysios' Amazonengeschichte vorkam (*Diad.* c. 64. Schol. *Apollon.* a. a. D.), so zeigt doch die Ausführlichkeit und das mannichfaltige Colorit der Erzählung c. 56—61, sowie auch Diadors eigene Erklärung (c. 56 Anfang), „er lasse diese Erzählung nur deshalb unmittelbar auf die Amazonengeschichten folgen, weil in dieser Erwähnung der Atlantier geschehen sei,“ und das unter solchen Umständen zu beachtende Schweigen des Scholiasten zum Apollonios, welcher etwas weiter Entweichendes über die Atlantier des Dionysios nicht erwähnt, daß von hier an Diador seinen obigen Führer, den Miletier, verließ, und aus mannichfaltigen jüngern Quellen schöpfte; wie er denn nach seinem eignen Geständnisse (c. 52, vergl. c. 65) in diesem Theile der Geschichte neben den ältern Dichtern und Historikern auch spätere Schriftsteller benutzte. Und somit zerfällt auch der Vorwurf der Euhemeristischen Spätfindigkeit, welchen man besonders wegen dieser dem Miletier fälschlich und grundlos zuerkannten Erzählung (c. 56—61) temselben gemacht hat, in ein leeres Nichts. — Cap. 62 ff. bis zu Ende des Buches über Dionysios theilt Heyne p. 96 ebenfalls dem Miletier Dionysios. Aber es ist nur so viel sicher, daß erst vom 66. Capitel an Diador dem Dionysios, dem Verfasser eines Werkes über Dionysios, im Wesentlichen folgte, aber auch hierbei libische Sagen und die mit diesen übereinstimmenden Berichte anderer griechischer Schriftsteller nicht unbenutzt ließ; s. c. 65 am Ende. Unbestritten gehört dem Miletier nur und kam in seiner Schrift über Dionysios vor: Cap. 66

zum Abzuge des Herakles zwischen Ambrakia und Amphiphaia, und ließ von da den Herakles die Kinder ziehen. Ebenso erklärte er den Herakles für eine giftige Schlange bei Tanaros. Vergl. meine Schrift: *Hercules secundum Graecorum Poetas et Historicos antiquiores* etc. p. 35, 36. Kreuzer, die histor. Kunst der Griechen, S. 88, 135.

¹²⁾ Heyne, De font. *Diad.* Comment. II, p. 94—96. ¹³⁾ Auch Strabon war in diese Fährte verfallen. *Ge. lugurta* p. 2. die Insel Creta außerhalb des Ozeans, und mochte den Geryon

die Erzählung vom Einos, dem Erfinder der Rhythmen und Melodien bei den Griechen, der die von Kadmos nach Griechenland gebrachten Buchstaben der griechischen Aussprache angepaßt und in peloponnesische Mundart des ersten Dionysios Abaten besungen; ferner von Einos Schülern: Thamyris, Orpheus, Herakles; endlich die Bemerkung über Orpheus, über Homers Lehrer, den Pronapides, und über Thymokleides, daß diese sich ebenfalls des peloponnesischen Dialektes bedient hätten (r. 14). Ferner war in des Miletiers Werke über Dionysos enthalten: Die Sage von Ammon und der Amalthea, mit welcher Ammon den Dionysos erzeugt, sowie von der auf einer vom Tritonfluß umgebenen Insel liegenden Stadt Nyssa, wohin Ammon den neugeborenen Bakchos gebracht (c. 67; die in der indirecten (von γῆσι καὶ Ἀνθρώποις abhängigen) Rede weiter fortgeführte Beschreibung jener Insel c. 68; der Anfang von c. 69 über die Nyssa, welcher Ammon den Bakchos zur Erziehung übergab, und deren Vater Arkhados, welchen er zum Aufseher destitute, sowie über Dionysos' Verbindung mit der Äthene Tritonis. Aber die in dieses Capitel von Diodor aufgenommene specielle Erzählung von der Äthene, aus welcher auch kein Schluß zu machen ist auf den Miletier Dionysios, den Verfasser der *Ἀρχαία ἀγαστα*, rührt sicher nicht vom alten Miletier her; wahrscheinlicher das Ende des Capitels, in welchem Diodor zu dem in Nyssa aufgezogenen Bakchos zurückkehrt. Endlich die Geschichte über Dionysos von c. 70 an bis zum Ende des dritten Buches vom alten Miletier abzuweisen, dazu bietet der Context keinen schiedlichen Grund dar; Diodor selbst bezeichnet sie im Anfang und am Ende des 73. Cap. als tybische Sagen und führt sie fortwährend ein durch die allgemeinen Ausdrücke *λέγεται, μυθολογούμεν, quasi*.

Im vierten Buche folgt nach Heyne's Ansicht (p. 97) Diodor dem Dionysios in der Darstellung der griechischen Mythen, als in den Sagen vom Dionysos, vom Herakles, von der Argonautenfahrt, vom Jason und von der Medea, von den Herakleiden bis zu Hyalos' Tode, vom Aheusos, und in den angehängten thebanischen Geschichten; also vom Anfange des Buches bis zu c. 67. Auch dieser größere literarische Nachlaß, welchen Heyne, der einmal adoptirten ausgebreiteten Vorstellung vom Dionysos zu Liebe, dem Dionysios zuerkennt, obgleich er p. 98 einige aus andern Quellen beruhende Ausnahmen gestattet, muß um eine bedeutende Summe von Abschnitten verkürzt werden. Im Allgemeinen bemerken wir, daß sowohl die mannichfaltige künstlich erzogene Zusammenordnung der erzählten Facta als auch Diodors eigne Erinnerungen (IV, c. 1.) zur Genüge beweisen, daß Diodor obgleich von alten, doch sehr verschiedenen und in vielfachem Widerspruche mit einander begriffenen Autoren diese Geschichten entlehnte, und daß Dionysios nicht durchgehend seine vorzüglichere Quelle gewesen sein kann. Erstens in der Geschichte des Dionysos c. 2—5, welche dem Abschnitt im dritten Buche c. 62—65 sehr ähn-

lich ist, kann Diodor dem Dionysios nur sehr theilweis gefolgt sein. Die hier erzählten Facta sind schlecht verbunden, die historischen Sprünge in dieser Darstellung sehr häufig. Diodor schöpfte aus sehr verschiedenartigen Quellen, deren Vereinigung ihm nicht gelang ist. Nur was über Nyssa, dem Erziehungsort des Bakchos, und was über dessen Zug nach Indien erwähnt wird, kann mit einiger Sicherheit dem Miletier überwiesen werden; vergl. oben und Schol. *Apollon* II, 904. Die Einschleifung über Priapos und die Mälen c. 6 und 7 rühren auf keinen Fall vom Dionysios her. Wie aber Heyne in der Heraklesgeschichte c. 8—39, deren Vollständigkeit¹⁵⁾ und planmäßig erzogene Zusammenstellung nur zu sehr ein späteres, sammelndes und aus den verschiedenartigen Quellen schöpfendes, Zeitalter verräth, die Grundlage des Ganzen vom alten Dionysios ableiten konnte, wäre wahrlich nicht zu begreifen, wenn es nicht die tägliche Erfahrung lehre, wie oft die Gelehrten einer einmal aufgenommenen Meinung zu Liebe alle aus der Anschauung des Wirklichen entspringende Überzeugung aufopfern. Die nähere Prüfung der Heraklesgeschichte bei Diodor müssen wir unsern Lesern überlassen, und wir bemerken nur noch, daß, wenn sich der alte Dionysios so ausführlich über Herakles verbreitet hätte, dies jedenfalls in einer Weise, die dem Helden gewidmeten Schrift gefehlen würde; zu welcher Annahme aber die Anführungen seiner Schriften bei Diodor III, c. 52, 65 und bei Suidas nicht berechtigen; obgleich dem Herakles in der Argonautengeschichte des Dionysios eine vorzügliche Rolle zugetheilt war; f. weiter unten. Nicht einmal der von Diodor IV, c. 16 beschriebene Kampf des Herakles mit den Amazonen kann aus dem alten Dionysios entlehnt sein, da hier die Amazonen am Ixermodonflusse wohnen (vergl. c. 28), während sie der alte Eogograp in Ekyden fand; f. oben. Daß aber die c. 25 eingestreuten Notizen über Orpheus, welcher sich den Argonauten angeschlossen, beim Dionysios (in dessen Argonautika) vorkamen, läßt sich mehr vermuten, als bestimmt nachweisen; vergl. oben *Diodor* III, c. 66 weiter unten IV, 41, 48. — In der Argonautengeschichte Diodors IV, 40—56 mag allerdings der alte Dionysios sein vorzüglichster Führer gewesen sein. Denn nicht nur, daß Dionysios Schrift über die Argonauten Diodor in den obenangeführten Stellen (III, c. 52 und 65) namhaft macht, so läßt die in diesem Abschnitt so häufige Übereinstimmung Diodors mit dem Scholiaften zum Apollonios keinen Zweifel übrig, daß Diodor seinen Vorles, dem Dionysios zu folgen, grade hier am meisten zur Ausführung gebracht habe. So stimmt mit Diodors Relation c. 43 und 44 überein die vom Herakles befreiten Söhne des Phineus überein Dionysios in seiner Argonautengeschichte bei Schol. *Apollon* II, 207; nur daß dort Herakles den Phineus im offenen Kampfe, hier denselben mit einem Fußtritt tödtet, u. a. m. Ferner sind vollkommen einstimmig Diodor c. 45, c. 46 (Anfang) und der Scholiafist zu III, 200,

14) Man darf hier wegen der historischen Fictur und Anachronismen nicht zu schwierig sein. Vgl. *Hezevl*, ad Diodor. c. 66.

15) Unter andern werden schon alle großt Thakiten des Herakles nach einander aufgeführt und getödtet.

welcher hierzu den Diomysios Miletios im ersten Buche seiner Argonautika citirt: über Pelios' Söhne, den Persus und Aetes; über Persus' jagdliebende, gottmisch-rische Tochter Hekate, die ihren eignen Vater mit Gift umbringt, sich darauf an den Aetes verheirathet und von ihm die Kirke und Medea gebiert, welche beide eine bewundernswürdige Einsicht in die Naturkräfte und eine ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Anwendung der *gámmata* besaßen¹⁶⁾. Bei Diodor c. 43 wird auch ein Sohn des Aetes und der Hekate Aigaleus erwähnt; dagegen nach Schol. *Apollon.* III, 242 gab Diomysios von Milet den von Apollonios B. 241 namhaft gemachten Akyrtos für den Sohn dieses Aetes und für den Bruder der Medea und Kirke aus. Auch der speciell von der Medea und ihrer Bekanntschaft mit den Argonauten handelnde Abschnitt in seinem noch übrigen Theile des 46. Capitels bei Diodor ist denn Anhalt nach vom Diomysios abzuleiten; vergl. c. 48, 50—52. Die Uebereinstimmung findet sich ferner bei Diodor c. 47 (gegen das Ende) mit Schol. *Apollon.* II, 1144. IV, 119. I, 236 in der spitzfindigen historisirenden Auslegung der Fabel vom *Kpós* (dem Wüder des Phryos und der Helle), welchen *Kpós* Diomysios in seiner Argonautengeschichte¹⁷⁾, und zwar nach Schol. I, 236 im zweiten Buche derselben, für den Erzähler des Phytros erklärte, der, als er die Nachrichten der Ino bemerkt, seinem Bóginge den Rath zur Flucht gegeben, ihn auch zu Schiffe nach Kolchis begleitet habe; woher die Sage, Phytros sei durch einen Wüder gerettet worden¹⁸⁾. Auch den Anhalt von c. 48 entlehnte Diodor größtentheils aus Diomysios. Dies zeigt der Zusammenhang mit dem Obigen, und die mit Schol. *Apollon.* IV, 223. 228 übereinstimmenden Notizen, wo Diomysios von Milet berichtet, daß Aletes im Kampfe den Iphibis (bei Diodor Iphitos), den Sohn des Etheneios und Bruder des Eurystheus erlegte, und wie die Kolchier in die Flucht geschlagen wurden. Was bei Diodor c. 50—52 und Anfang c. 53 über die Zauberkünste der Medea und die menschenmörderische Überlistung des thessalischen Königs Pelias und über die Eroberung seiner

Stadt durch die Argonauten erzählt wird, läßt mit ziemlicher Gewisheit vermuten, daß auch hierin Diodor den Diomysios zum Führer hatte. Derselbe Diomysios von Milet hatte nach Schol. *Apollon.* IV, 1153 die Argonauten auf dem Rückweg über Byzanz geführt, und in dieser Stadt den Jason seine eheliche Verbindung mit der Medea vollziehen lassen; bei Diodor wird diese Hochzeit zwar nicht erwähnt, wohl aber das Anlanden in Byzanz unter König Nysas und die Errichtung von Altären u. c. 49. Aber der übrige Theil der Geschichte vom Jason und der Medea, und die Verbindung der letztern mit Herakles bei Diodor c. 54. 55, so wie der Schluß in der Argonautengeschichte Diodors scheinen größtentheils aus andern mannichfach verschiedenen Quellen herbeigezogen zu sein. Sicherlich aber hatte Diomysios von Milet den Herakles den Argonauten zugesellt, wenn er ihn auch nicht zum Anführer der Kolchisfahrer machte¹⁹⁾; f. *Diodor.* IV, c. 40—44; und so mochte wohl auch die Erzählung vom Herakles und der Hesione, vom Laomedon und Priamos c. 49, und das von Herakles unter den Argonauten gestiftete Bündniß und die Einföhrung der olympischen Spiele durch eben denselben c. 53 in der Argonautengeschichte des alten Logographen vorlommen. Endlich bezogen sich ohne Zweifel auf die Argonautengeschichte des Miletios auch die noch übrigen Citate beim Scholiasten zum Apollonios I, 54. 1116 und III, 530; über das letztere vergl. oben Anm. 3. — Was nun Cap. 57 und 58 über die Herakliden bis zu Hyllos' Tode berichtet wird, hat Diodor viel wahrscheinlicher von dem Ephoros als von dem Miletier Diomysios entlehnt (f. *Diodor.* IV, c. 1). Ebenförmig lassen sich in Diodors Geschichte vom Theseus c. 59—63, und in den darauf folgenden thebanischen Geschichten c. 64—67, und in dem letzten Theile des vierten Buches (c. 67—85), welchen Heyne (p. 99) gleichfalls dem Diomysios zuerkennt, wahrnehmbare Spuren dieser alten Autorität ausfindig machen. — Auch ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Diodor in dem, was er im fünften Buche c. 47—49 über die Insel Samothrake mittheilt, den alten Miletier, etwa dessen Periegesis, benutzt habe, da er diese Periegesis nirgends namhaft macht; und ebenso unbegründet ist in Diodors eiften Buch in der Persergeschichte, wo Ktesias sein Hauptführer war, die auch nur theilweis von Hyne zugeführten Berücksichtigung der Schrift *αἰμαρὰ Λακείων*, welche Euidas dem Miletier beilegt²⁰⁾.

Was nun endlich den hin und wieder citirten Diomysios *κυκλωπάρχης* anlangt, unter welchem Heyne (p. 94)

16) Hässlich nennt Welcker diese Erklärung Eubemeritisch, und will in der Namensdeutung der Hekate (bei Schol. *Apoll.* a. d. *οὐχ ἡ καὶ ἀνέστης* *ἑκαὶ διὰ τὸν ὄνομα*) die alexandrinische Zeit erkennen. Allein diese Namensdeutung ist, wie mehreres andre in diesem Scholien, ein nicht vom Diomysios herrührendes Einschleichen, ebenso wenig als das kurz vorhergehende *ὅτι δὲ* (im Gegenlatze zu Diomysios) *ἡ ἑκαὶ τὸν ὄνομα* u. i. w., mit welchem es zu verbinden ist. 17) Schol. *Apollon.* III, 1144 citirt den Diomysios *ἡ τοῦ Ἀργοναυτικῆς* (vgl. Schol. II, 307 und bei *Diodor.* III, c. 52. 65); Schol. IV, 119: *ἡ τοῦ Ἀργοναυτικῆς* (vgl. Schol. III, 200. IV, 1153). Der gleiche Anhalt beider Stellen zeigt, daß es ein und dasselbe Werk in verschiedener Art der Anführung ist. 18) Vgl. oben Anm. 18 u. 2. Text. Diese Erklärung vom Krios wird bei Schol. *Apoll.* IV, 177, worauf sich Welckers Anstcht vorzüglich stützt, dem Diomysios Miletios zugeschrieben. Allein drei Stellen desselben Scholiasten (f. Text) sprechen für Dionysios von Milet, und nach allem, was wir bereits von diesem wissen, kann es auch kein ander sein; daher ist nichts gewagt, wenn man hier *Μιλεσιώτης* in *Μιλήσιος* umändert. Ubrigens kann der größere Theil des 47. Capitels bei Diodor nicht von dem Miletier herrühren.

19) Immerhin mag man in dem von Xpallodor I. 9, 19 erwähnten Diomysios, welcher den Herakles zum Anführer der Argonauten macht, den von Schol. *Apollon.* I, 1290 citirten Diomysios *Μιλεσιώτης* selbst denken (vgl. oben Anm. 10), obgleich der zufällige Umstand, daß Xpallodor den Diomysios zuerst von den angeführten Schriftstellern über die Argonauten, selbst nach dem Demaratos nennt (f. Welcker), gegen das höhere Alterthum des Xpallodorischen Diomysios nichts entscheidet. Der Scholiast zum Apollonios legt dem Diomysios wider *οὐκ* den Demaratos. 20) Vgl. Heyne, de font. Diod. Comment. II, p. 102. Comment. III, p. 110.

ben bei Suidas, sonst nirgends weiter, als Verfasser des historischen Kyplos citirten Miletier versteht, dem er auch, jedoch ohne irgend eine uns bekannte Autorität, den Namen Cyclicus ertheilt, so reicht dieses Zeugniß des Suidas, selbst wenn man die Richtigkeit des Citats zugeben wollte, nicht hin, um den Kriographen und den Verfasser jenes *κικλος ιστορικος* für eine und dieselbe Person zu halten. Denn nach Suidas hatte des Miletiers historischer Kyplos nur sieben Bücher; aber der Scholiast zu Eurip. Phoen. 1123 citirt einen Dionysios im ersten Buche τοῦ Κικλίου. Alle für die Benennung *κικλογράφος* zu verhängende Zeugnisse sprechen vielmehr für den Samier, welcher bei Suidas und Eudokia S. 129 zugleich Rhodier heißt, weil er ein Priester des Sonnentempels auf Rhodos war. Von diesem Dionysios Samios wird nemlich bei Athen. XI. p. 477 D. und p. 481 E. eine Schrift erwähnt, *περί τοῦ Κικλίου*. Und dieser samische Dionysios, dessen Zeitalter nicht weiter bekannt, jedoch nicht in ein zu frühes Alterthum zu setzen ist²¹), ist es auch höchst wahrscheinlich, auf welchen sich nicht nur das oben erwähnte Scholion zum Euripides, sondern auch die Citate bei Schol. Pindar. Isthm. IV. 104 *ἐν πρώτῳ κικλῶν* und bei Clem. Alex. Protrept. p. 30 (42) *ἐν τῷ πέμπτῳ μὲν τοῦ κικλίου*²²) beziehen. Dennach kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der hin und wieder als *κικλογράφος* bezeichnete Dionysios (Schol. Eurip. Orest. 998. *Τζετς.* ad Hesiod. op. prooem. p. 3 und derselbe in Chil. XII. 184 ff., in welcher letztern Stelle der Kriograph irriger Weise mit dem Diodorischen Dionysios verwechselt wird) der Samier sei; welchen ich auch in dem bei Schol. Eurip. Phoen. 674. Schol. Vulg. ad Hom. Od. μ. 85. vergl. *Τζετς.* ad Lycophr. 45. und bei Schol. Pind. Pyth. I. 109. vergl. *Τζετς.* ad Lycophr. 911 citirten Dionysios erkenne. — Vergl. Welckers Abhandlung und C. G. Müller, De Cyclo Graecorum epico et poetis Cycolici. p. 19 sqq. (A. Vogel.)

DIONYSIOS der Ältere, ein Sohn des Hermocrates, eines unbemittelten Bürgers zu Syracus, nahm in seiner Jugend Kriegsdienste und suchte mit Aufzeichnung in einem Feldzuge gegen die Karthager. Als im J. 407 v. Ch. B. der verbannte Feldherr Hermocrates mit Gewalt in Syracus eindringen wollte, gehörte auch Dionys zu seinen Anhängern und mußte für Todt ausgegeben werden, um der Verbannung zu entgehen. Nachdem darauf das den Syracusern bundesverwandte Agrigent von den Karthagern erobert wurde und ganz Sicilien darüber in Schrecken gerieth, klagte Dionysios die Feldherren der Syracuser des Verraths an und forderte ihre Bestrafung. Zwar wurde er deshalb von den Staatsregenten als ein Aufseher verurtheilt, doch Philistus,

ein reicher Bürger, bezahlte die Strafe für ihn und mummerte ihn auf, seine Anklage zu wiederholen. Dadurch ermutigt fuhr er fort das Volk aufzumiegeln, und brachte es dahin, daß die Feldherren abgelegt und neue gewählt wurden, unter denen auch er war. In seiner neuen Würde machte er seine Amtsgenossen bei dem Volke verdächtig, und als dadurch das Vertrauen zu ihm gestiegen war, so gab er der Volksversammlung den Rath, alle Verbannten zurückzurufen und sich ihrer in dem Kriege gegen die Karthager zu bedienen, da es unflug sei, fremde Soldkrieger mit großen Kosten zu werben und eingeborne Bürger wacklos in der Fremde umber irren zu lassen. Sein Vorschlag wurde angenommen und er hatte sich dadurch eine betrübende Partei gewonnen, die aus Dankbarkeit stets in seine Absichten einging. Gerade als er dieses durchgeführt hatte, daten die Gelaer um eine Verstärkung ihres Hülfsspeeres gegen die Karthager. Dionysios wurde mit 2000 Mann Fußvolk und 400 Reitern dahin abgesandt. Die schon früher daselbst befindlichen Syracuser fanden unter dem Befehle des Derrippus, eines Lacedämoniers, dessen Krieger schon seit langer Zeit keinen Sold erhalten hatten. Als Dionysios nach Gela kam, war das Volk mit den reichen Bürgern in Streit gerathen. Dionysios schlug sich auf die Seite des Volks, ließ die Vornehmen als Verräther anklagen und hinrichten, und nahm ihr Vermögen in Beschlag, von welchem er den Kriegern des Derrippus den schuldigen Sold bezahlte, den seinigen aber die Eöhnung verdoppelte. Er sicherte sich dadurch die Anhänglichkeit der Krieger, und das Volk zu Gela forderte von den Syracusern Belohnungen und Ehrenbezeugungen für ihn. Nun kehrte er nach Syracus zurück, klagte seine Mitfeldherren der Verrätheri an, setzte zugleich das Volk wegen des bevorstehenden Krieges gegen Karthago in eine große Furcht und brachte es mit Hülfe seiner Partei dahin, daß er zum unumschränkten Feldherrn ernannt wurde. Durch das Vorgeben, daß seine Feinde ihm nach dem Leben stellten, bewirkte er die Erlaubniß, sich eine Leibwache zu halten, wozu er fähige, doch arme Leute wählte, die er durch hohen Sold und prächtige Waffen sich ergeben machte. Dann besetzte er alle Befehlshaberstellen mit Personen, aus deren Aere er sich verlassen konnte. Den Derrippus und die Soldkrieger aus Gela entließ er, dagegen berief er alle Verbannten und ihrer Bgellosgkeit wegen in Strafe verfallene Personen zu sich, führte dann das Heer in die Nähe von Syracus und erklärte sich zum unumschränkten Herrscher des Staats. Um sein Ansehen noch fester zu begründen, vermählte er sich mit einer Tochter des berühmten Feldherrn Hermocrates; als diese aber später in einem Ausflusse gemißhandelt und entehrt wurde und sich deshalb selbst enttödt, vermählte er sich mit Aristomache, des vornehmsten und reichsten Syracusers Tochter, einer Schwester des Dion. An demselben Tage nahm er noch eine zweite Gemahlin, Doris aus Lokri. Gleich nach Annahme der Alleinherrschaft ließ er einige der mächtigsten Syracuser, die ihm abgeneigt waren, hinrichten, darauf rüstete er ein großes Heer und eine Flotte, und eilte damit dem von den Karthagern bedrängten

21) Welcher findet es wahrscheinlicher, daß er im zweiten Jahrhundert, als daß er früher gelebt habe. 22) Daß diese Schrift des Miletischen Dionysios das *regel* von *Κικλίου*, das *κικλος*, bald auch *Κικλίου* citirt wird, darf nicht befremden. Vgl. Welckers und eben Thon. 17. Eustratus (Hist. Roel. III. c. 25) und auch ihm Nikteporos ertheilen diesem Kyplos die Benennung *εὐκλικος*.

Gela zu Hülfe; er wurde aber geschlagen, mußte sich nach Gela zurückziehen und zwang die Einwohner dieser Stadt und die von Camarina, mit ihren Weibern und Kindern aufzumauern und sich nach Syrakus zu begeben. Dadurch machte er sich in ganz Sicilien und auch bei dem Meere verhasst. Die italischen Krieger verließen ihn, die syrakusischen Krieger gleichfalls und in Syrakus selbst wurde sein Haus geplündert und seine Gemahlin gemißhandelt. Er sammelte aber die ihm treu gebliebenen Krieger, zog damit schnell nach Syrakus, ließ alle ihm abgeneigte Bürger umbringen, oder aus der Stadt vertreiben, nahm dann die feste Stadt Akra, darauf Narus, Catana und Enna ein und schloß mit den Karthagern Frieden, in welchem die Sikaner, Selimunter, Agrigentiner, Himert der Karthager unterworfen, die Leontiner, Messenier und Siculer unabhängig blieben, Dionysios aber die Herrschaft über Syrakus erhielt. Um seine Herrschaft über Syrakus zu sichern, umgab er die Insel, den festesten Theil der Stadt, mit einer hohen Mauer, erbaute ein festes Schloß und besetzte auch den Hafen. Seinen Anhängern schenkte er Häuser und Landgüter, auf der Insel aber ließ er nur seine Freunde und Krieger, auf deren Treue er rechnen konnte, wohnen. Darauf unternahm er einen Kriegszug gegen die Siculer, als er aber Herkules belagerte, empörte sich das Heer gegen ihn, und er mußte, um sein Leben zu retten, nach Syrakus fliehen. Die Empörer verbündeten sich mit den Messeniern und Meglern. Dionysios verzweifelte unter diesen Umständen an der Bekämpfung der Herrschaft und stand im Begriffe, sich selbst zu entleiden. Seine Freunde riefen ihm zur Flucht nach Campanien, nur Philoklus ermahnte ihn zur Ausdauer, und ihm sollte er. Er erbot sich scheinbar zur Niederlegung der Herrschaft unter dem Beding eines freien Abzugs. Heimlich sandte er aber zu den Campaniern und benutzte sie durch große Versprechungen zu seinem Entsatze herbeizuziehen. Die Syrakuser, die ihn schon übermüdet glaubten, entließen einen Theil ihrer Krieger, entzweiten sich durch Streitigkeiten und verabredeten die nöthige Vorkehrung. Nun kamen die Campanier an, Dionysios überfiel mit seinen Getreuen die Syrakuser und schloß durch seine Entschlossenheit schnell wieder in den Besitz der Herrschaft. Er übte dieses Mal viele Milde, um sich das verlorne Vertrauen wieder zu erwerben. Als er sich wieder im Besitz und der Herrschaft sah, unternahm er einen Kriegszug, um die benachbarten Städte zu unterwerfen. Leontini griff er vergebens an, da es ihm an Belagerungswerkzeugen fehlte, dagegen eroberte er Akra, zerstörte Narus und Catana und dadurch geschreckt unterwarfen sich auch die Leontiner. Nach mehreren kriegerischen Unternehmungen von wenigem Belange schloß er endlich im J. 397 Frieden mit den Messeniern und den Meglern. Nun rühtete er sich aber zu einem Kampfe gegen Karthago und bot alle seine Kräfte auf, um in dem Kampfe mit diesem mächtigen Staate den Sieg zu erringen. Er ließ zu dem Ende Schiffe mit fünf Ruderbänken erbauen, was bis dahin unersucht war, dann erlief er auch die Kataapulten. Er hatte zum Erbaue dieser Kriegsmaschinen eine

große Menge Künstler in Syrakus versammelt, die er königlich belohnte. Seine Streitmacht war so fürchtbar, daß die meisten den Karthagern bündesverwandten oder unterworfenen Städte und Volksstämme Siciliens von ihnen abfielen und sich dem Dionysios ergaben; nur die Einwohner von Motia blieben, ungeschreckt von seiner Macht, den Karthagern treu. Diese reiche und durch ihre Lage auf einer Insel äußerst feste Stadt war ein Hauptziel des Heilzuges des Dionysios, der alle Kräfte des Krieges aufbot, um den wichtigsten Platz zu erobern, was ihm bei der heldenmüthigen Vertheidigung der Einwohner erst nach einer langen Belagerung gelang. Im folgenden Jahre 394 erschien endlich der karthagische Feldherr Imilko mit 300,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter auf Sicilien, und ihm folgte eine Flotte von 400 Schiffen unter Mago's Befehl. Dionysios, der eben Eggesta besaß, getraute sich nicht im offenen Felde diesem fürchtbaren Meere die Spitze zu bieten, sondern zog sich, nachdem er das Land auf seinem Wege überall verheert hatte, nach Syrakus zurück. Seine Flotte wurde geschlagen, Imilko eroberte Motia und Messina zurück, die abgefallenen Städte unterwarfen sich ihm wieder und bald belagerte er Syrakus zu Wasser und zu Lande. Dionysios gerieth in eine verzweiflungsvolle Lage, denn seine Streitmacht war der des Gegners nicht gewachsen, täglich fielen Bundesgenossen von ihm ab, und die Syrakuser, von Theodoros und andern Volksführern aufgeregte und mißvergnügt über den unglücklichen Ausfall des Krieges, forderte mit Ungehör um ihre Freiheit zurück. In diesen schwierigen Verhältnissen zeigte der Tyrann eine große Besonnenheit; er bot die Spartaner und Korinther um Beistand, beruhigte die aufständigen Bürger durch Herablassung und Mäßigung, brachte die einflussreichsten durch Geschenke auf seine Seite, und nachdem er so die Ruhe im Innern hergestellt, vertheidigte er die belagerte Stadt mit dem glücklichsten Erfolge. Das ungeheure Belagerungsheer stand auf einem enghen Raume zusammengebrängt, die heiße Jahreszeit erzeugte eine pestartige Krankheit, die Tausende dahin raffte, und als der Feind dadurch geschwächt und entmuthigt war, griff Dionysios ihn unvermuthet zu Lande an und während sein Feldherr Leptines die karthagische Flotte zu Grunde richtete, schlug er das Landheer, nahm dessen Verschanzungen ein und trieb den Imilko so in die Enge, daß derselbe den freien Abzug mit 300 Talenten erkaufen mußte. Die Karthager verloren 150,000 Mann bei dieser Belagerung, und waren völlig aufgebracht worden, wenn Dionysios sie nicht absichtlich gesont hätte, um durch sie die Syrakuser in Furcht und sich unermüßig zu erhalten. Nach diesem Siege befrichtigte Dionysios die Soldkrieger, die wegen des rückständigen Soldes einen Aufstand erregten, durch Landausbeuteungen in Leontini, dann errichtete er ein neues Heer und befrichtigte damit mehrere sicilische Städte. Messina vertheidigte er aufs Neue, bei der Belagerung von Tyromenium wurde er aufs Verwundet und mußte sich mit Verlust zurückziehen; auch Rhegium griff er zweimal vergeblich an. Dagegen besiegte er 391 das Karthagische Heer unter Mago's Befehl. Es

könnte Verwunderung erregen, daß Dionysios bei seiner überwiegenden Macht und bei seinen großen kriegerischen Talenten sich nicht zum Herrn von ganz Sicilien machen konnte; allein der Haß der freien Städte gegen die Willkürherrschaft war so groß, daß sie mit der höchsten Anstrengung für ihre Freiheit lochten; auch konnte jede Stadt, die gegen Dionysios die Waffen erhob, auf die Unterstützung des mächtigen Kartago sicher rechnen. Da der Tyrann nicht so leicht, als er geglaubt, die sicilischen Städte alle unterwerfen konnte, so beschloß er auf dem Festlande von Italien, dessen Bewohner ohnehin sich feindselig gegen ihn benommen hatten, Eroberungen zu machen. Er ging im J. 387 nach dem Festland über, belagerte Caulonia und überwand die kriegerischen Crotoner, deren Heer sich ihm gesangen ergeben mußte, dann aber von ihm mit flugberechneter Großmuth die Freiheit ohne Lösegeld erhielt. Er schloß darauf mit allen Staaten in Italien Frieden und wandte sich wieder gegen Rhegium, da er eine ihm von dieser Stadt zugesagte schwere Beilegung zu rächen wünschte¹⁾. Fünf Monate hindurch belagerte Dionysios mit seiner ganzen Macht die Stadt, die endlich durch Hunger bezwungen wurde. Den Feldherren der Rheger ließ er martervoll hinrichten, die Bürger sandte er nach Syrakus, und ließ alle, die sich nicht mit einer Mine Silbers²⁾ lösen konnten, als Sklaven verkaufen. Nachdem Dionysios alle seine auswärtigen Feinde gebemüthigt hatte, widmete er sich mit vieler Andringung der Dichtkunst, berief die berühmtesten Dichter zu sich und wollte durch ihren Umgang und ihr Urtheil sich zum Dichter bilden, da ihm aber alles Talent zur Dichtkunst abging und er keinen Tadel ertragen konnte, so versuchte er nicht selten dact mit den Kunstschreibern, weil er glaubte, daß sie nur aus Neid ihn tadelten³⁾. Auf Dions, seines Schwagers Antriebe, ließ er auch den Platon zu sich kommen, als ihm aber die Freimüthigkeit dieses Philosophen mißfiel, sandte er ihn fort und ließ ihn als Sklaven verkaufen. Sein Dunkel ging so weit, daß er seine Gedichte zum Feste nach Olympia hinfuhrte; als sie aber abgemacht gefunden wurden, gerieth er darüber so außer sich, daß er den Verstand beinahe verlor und im ersten Zorne mehr seiner besten Freunde hinrichten ließ, andre verbannte, unter den letztern auch den Philisus und Leptines, seinen Bruder, der ihm und seinen Kriegern große Dienste geleistet hatte; doch söhnte er sich bald wieder mit diesem aus. Außerdem beschäftigte er sich mit Gründung mehrerer neuer Städte, besonders an den Küsten des adriatischen Meeres, da es seine Absicht war, Epirus zu erobern und die unermesslichen Tempelschätze, zu Delphi zu rauben. So hatte er die Stadt Ephos mit einem solchen Aufwande gegründet und darin solche prachtvolle Bauwerke errichtet,

daß sein Ruhm dadurch überall verbreitet wurde. Um seine Absicht auf Delphi zu erreichen, schloß er mit den Ägiern ein Bündniß, und setzte den vertriebenen König der Kolosser, Alktaas, wieder auf dem Thron, doch die Lakadamonier unterstützten die Kolosser und bereiteten so dem Plan des Tyrannen. Darauf machte er wieder Anstalt zu einem Kriege gegen die Kartager; da es ihm aber an Gelde fehlte, segelte er mit einer Flotte nach Syrakus und plünderte in der Stadt Apollas einen Tempel, worin er auf 1000 Talente fand. Mit diesem Gelde rüstete er ein Heer, unterstützte die von Kartago abgesehnen sicilischen Städte und zwang dadurch die Kartager 381 zum Kriege. Er gewann eine Hauptschlacht bei Gadalä, in welcher auch der Feldherr der Kartager, Mago, blieb. In einer zweiten Schlacht wurde er aber geschlagen, doch da die Kartager damals nur ungern Krieg führten, so kam der Friede leicht zu Stande. Von da an regierte Dionysios mehrere Jahre im Frieden. Auch im Innern war Ruhe, denn der Argwohn und die Strenge des Tyrannen, der ein großes lampförmiges Heer stets in Bereitschaft hatte, hinderte jeden Ausbruch des Unwillens. Endlich wollte er im J. 366 sein Wasserglück noch einmal gegen die Kartager versuchen, die eben durch eine ansteigende Krankheit sehr bedrängt wurden. Er fiel in ihr Gebiet ein und eroberte einige Städte. Die Kartager aber rüsteten schnell eine Flotte aus, übersielen die fringie im Hafen von Eryx und richteten sie zu Grunde und darauf wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Bald darauf starb Dionysios nach einer 33jährigen Regierung. Als Ursache seines Todes wird seine Unmäßigkeit angegeben, der er sich bei einem Gastmahl aus Freude darüber überließ, daß eine von ihm versetzte Tragödie in Athen den Preis erhalten hatte. Nach Andern soll er, krank von der Schwelgerei, auf Anklagen seines ältesten Sohnes, der einer Theilung des Reiches mit seinen Brüdern vordringen wollte, Gift erhalten haben. In dem Charakter dieses Tyrannen begegnen sich die seltsamsten Widersprüche, weshalb es denn auch schwer ist, ein anschauliches Bild von ihm zu entwerfen. Scharfsinn, Staatsklugheit, kriegerisches Talent und persönliche Tapferkeit gehörten zu seinen Vorzügen, die aber durch Härte, Grausamkeit, Rachsucht, Arglist und kleine Furcht vor dem Tode verunstaltet wurden. Legte veranlaßte ihn, die sonderbarsten Vorkehrungen zu seiner Sicherheit zu treffen. So hielt er sich stets in einem mit tiefen Gräben umgebenen festen Gebäude auf, zu welchem eine Zugbrücke führte, die er jeden Abend mit eigener Hand aufzog; so schlief er nie zwei Nächte hinter einander in dem nämlichen Gemache, damit kein Neugierdämder seine Schlafstätte finden möchte. Selbst sein Bruder und sein Sohn durften ihm nicht nahezukommen, ohne ihre Röcke ausgezogen zu haben, damit er überzeugt war, daß sie keine Waffen bei sich führten. Seine Haupt- und Barthare ließ er durch kein Schwertmesser kürzen, sondern seine Tochter mußte sie ihm mit einer glühenden Kohle abseigen. Damit sein ältester Sohn ihm nicht einst nach dem Tode trachten und nach der Regierung streben möchte, vernachlässigte er dessen Erziehung und hielt ihn stets zu Hause einge-

1) Er hatte von den Rhegern eine Gemälsung begehrt, aber von den müßigen Bürgern zur Antwort erhalten, sie würden lieber von andern Jünglingen ihrer Stadt, als der Tochter des Tyrannen erlauben, ihn zu heirathen. *Dionys. Sic. L. XIV. c. 107.* 2) Eine 4000 Talente Geldsumme. 3) Den Witz des Polykles darüber s. in dem betreffenden Artikel.

schlossen. Seine religiösen Ansichten waren ein Gemisch von Aberglauben und Freigeisterei. Er scharte sich nicht die Tempel zu berauben und die ihres Schmuckes entkleideten Götterbilder zu verspotten, doch aber glaubte er an Vorzeichen, Weissagungen und Drogen. Bei allen dem war er den Empfindungen der Großmuth nicht unzugänglich, wie der bekannte Jüngling mit Damon und Pythios (worüber der betreffende Artikel nachzulesen) bewies; auch dem Gefühls der Freundschaft war er nicht verschlossen, da er, soviel bekannt, gegen Dion ununterbrochen freundschaftlich dachte und handelte, obgleich dieser ihm nie (Rauschheit.)

DIONYSIOS der Jüngere, ein Sohn des Dionysios des Ältern, von seiner Gemahlin Doris aus Lokri, wurde von seinem Vater absichtlich in der Erziehung vernachlässigt und von dem Umgoang mit weisen und gelehrten Männern zurückgehalten, damit in ihm nicht die Lust, seinem Vater die Herrschaft zu entreißen, erwachen könnte. In der unschuldigen Abgeschiedenheit fürzte der Jüngling sich die Zeit mit Dreeseln. Er war von Natur weder grausam noch schwachen Verstandes, doch setzte ihm die Adeltätigkeit, Festigkeit, Kraft und der Scharfblick seines Vaters, und da er noch sehr jung zur unumschränkten Herrschaft gelangte, so wurde er durch Günstlinge und Schmeichler verderbt. Der edle Dion strebte den Verstand des jungen Regenten aufzubilden, erweckte in ihm eine Neigung zu den Wissenschaften, und bewog ihn, den Platon zu sich zu berufen. Dionysios empfing den Philosophen mit großen Ehrenbezeugungen, und wurde so von dessen Lehren eingenommen, daß er entschlossen war, der Alleinherrschaft zu entsagen. Dieser Eifer aber währte nicht lange, seine Liebe zu sinnlichen Vergnügungen behielt die Oberhand, und nun bracherte er nur aus Ehrgeiz, um als ein Freund der Wissenschaften zu glänzen, eine Anhänglichkeit an Platon und dessen Lehre, während er den niedrigsten Leidenschaftlichkeiten frönte. Die Gegner Dion's, die sich dem jungen Fürsten als Genossen seiner Ausschweifungen angenehm zu machen wußten, erregten in ihm den Verdacht gegen Dion, als wenn dieser ihm die Regierung zu entreißen trögte, um sie den Kindern seiner Schwester zuwenden. Dionysios hatte, als er die Regierung von Syrakus übernahm, zwei unedelmüthige Kriege mit den Karthagern und mit den Euzern überkommen und bei seiner Trägheit und Vergnügungslust war ihm der staats- und kriegsfundige Dion unentbehrlich. Da aber seine Widersacher fürchteten, er würde sich des Zutrauens des jungen Herrschers völlig bemächtigen, so veranlaßten sie die Zurückberufung des verworbenen Geschichtsschreibers Plutarch, eines bewährten Stoicismannes und Feldherrn, und nun mußte Dion, der Verrätherei beschuldigt, sein Vaterland verlassen. Platon suchte eine Vermählung zu vermitteln und brachte es auch dahin, daß

der Verbannte im vollen Genuße seines Vermögens blieb, wogegen der Philosoph sich geßellen lassen mußte, in Syrakus in der Gesellschaft des Tyrannen zu verweilen. Bald aber ließ Dionysios, von schlechten Rathgebern geleitet, seinem Haffe gegen Dion freien Lauf, zog dessen Güter ein, zwang seine Gemahlin Arete, die seine eigne Schwester war, sich mit einem Andern zu verheirathen, und ließ seinen einzigen Sohn Areidus durch Anreizungen zur Schwelgerei und zu andern Lüstern absichtlich verderben. Dion, durch diese Beleidigungen zur Rache aufgereizt, und entschlossen, sein Vaterland zu befreien, kehrte mit einer kleinen Schar Griechen und einigen verbannten Syrakusern zurück, vereinigte sich mit den unzufriedenen Siciliern und befreite 355 seine Vaterstadt. Noch vorher hatte Dionysios mit den Karthagern und Euzern Frieden geschlossen und als der Aufstand in Syrakus ausbrach, besand er sich auf dem Festlande von Iolien. Das Schloß von Syrakus und die Insel mit einer starken Besatzung verließ, blieb noch in seinen Händen; er eilte sogleich herbei, ließ auch den Plutarch mit der Flotte dahin kommen, und versuchte nun theils mit List, theils mit Gewalt sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen. Da aber alle seine Versuche durch die Vorsicht des Dion vereitelt wurden, war er bereit dazu, der Regierung von Syrakus zu entsagen, und machte nur den freien Abzug mit seinen Schätzen nach Iolien zur Bedingung. Uebermüthig durch einen erlangten Sieg ihrer Flotte versagten die Syrakuser ihm die billige Hohn- und, da sie unklugler Weise auch dem Dion die Leistung ihrer Angelegenheiten entzogen und ihn nöthigten, sich mit seinen Zeitgenossen nach Keontini zu begeben, so gelang es dem Feldherrn des Dionysios, Nipphos, durch einen plötzlichen Uebersall sich der Stadt Syrakus zu bemächtigen, die er seinen Kriegern zur Plünderung Preis gab. Dion, das ihm widersohene Unrecht vergeßend, eilte herbei, befreite abermals die Stadt und zwang den Tyrannen, auch die Burg zu übergeben. Dionysios ging nach Lokri, dem Geburtsorte seiner Mutter, sonst, weil diese Stadt von seinem Vater große Vergünstigungen erhalten hatte, eine freundliche Aufnahme, und bemächtigte sich, nachdem er sich durch List in den Besitz des Schloßes gesetzt hatte, der Regierung. Ungeheßert durch den Verlust von Syrakus verübte er gegen die Lokrer die schrecklichsten Grausamkeiten, ließ viele Hinrichten, verbannte andre und zog ihr Vermögen ein, schändete ihre Frauen und Töchter, und erbaute sogar die Gräber ihres Schmuckes, nachdem er sie selbst zur Feier eines Festes in den Tempel der Venus geschickt hatte. Während er auf solche Weise zehn Jahre in Lokri wolkte, wurde Syrakus von innerlichen Unruhen zertrüßet und wechselte mehrmals seine Regenten. Dion wurde von Kalippus geführt, den schon nach 13 Monaten der Stiefbruder des Dionysios, Hippotimus, verdrängte und sich zum Alleinherrscher aufwarf. Dieser mußte schon nach zwei Jahren seinem jüngern Bruder Nipphos weichen, der sich aber auch kaum drei Jahre als Oberhaupt des Stoos behaupten konnte. Dionysios benutzte die in Syrakus herrschenden Unruhen, und bemächtigte sich aufs Neue der Herrschaft im J. 349.

4) Diodor. Sic. L. VII. — IX. Fragm. XLVI. LXIII. a. 75, 91 — 95, 109 — 114. LXIV. 7. — 9. 16 — 16. 18, 37, 40 — 112. LXV. 6, 7, 13 — 17, 78, 74. Plutarch. et Cereal. Nepos in vita Dionis. Justin. XX. Athenaeus XV. Paterius Maximus IX, 13 u. Ekt. 4.

tenkung der Decemviri (Ol. 84, 4. a. u. 313). Über Zweck und Absicht desselben, die von dem Verfasser gemachten Vorbereitungen und die Hilfsmittel, deren er sich bedient hatte, belehrt die Einleitung. Da er nämlich wahrgenommen, daß seine geschichtlichen Landeskunde von Roms Entstehung und erstem Aufkommen eine irrige Vorstellung begab, als ob es, von heimathlosen Abenteurern gegründet, nicht durch eines Verdienst, sondern durch Glück zu Macht und Ansehen gelangt sei; ferner auch, daß nicht nur die griechischen Geschichtsschreiber den römischen Staat kurz und oberflächlich behandelt, und ohne Prüfung nur das aufgeschriebene hätten, was ihnen durch unsichere Gerüchte zugekommen war, sondern auch die Geschichtsschreiber der Römer selbst ihre älteren Begebenheiten nur kurz berühren: habe er die Geschichte der Stadt überhaupt, als einen höchst würdigen Gegenstand, zu behandeln unternommen, vorzüglich aber die ältere seiner Prüfung unterworfen, um den Griechen darzutun, daß Rom seinem Ursprunge nach eine griechische Stadt sei, und seine große und dauernde Macht durch Weisheit und Muth errungen habe. Hierdurch aber hoffe er sie dahin zu bringen, daß sie ihre Unterwerfung unter Roms Gewalt als die Folge eines allgemeinen Befehls ohne Murren ertrügen, und aufhörten das Schicksal anzufügen, als ob es einer unwürdigen Stadt unwürdiger Weise eine solche Herrschaft über Andre zugewendet hätte. Dieses Vorhaben aus einer genügende Weise auszuführen half ihm die in Rom erworbenen Kenntnisse der römischen Literatur und der Umgang mit gelehrten Männern, vor Allem aber die Benutzung der älteren Geschichtsschreiber Roms, eines Porcius Cato, Fabius Pictor, Valerius Antias, Licinius Macer und vieler Andern, die zum Theil aus alten Sagen, gewiß aber auch aus griechischen, das Fremde mit leichter Hand ummodellenden Mythikern, Logographen und Historikern eine vermeintliche Geschichte der Anfänge Roms zusammengestellt hatten¹⁰⁾. Auch die Denkmäler der älteren Zeit, von denen sich auch nach dem gallischen Brande manches erhalten haben mochte, und die ältern religiösen Gebräuche vernachlässigte er nicht¹¹⁾. Überall, neben der Vermandtschaft mit Griechenthum, die eigenthümliche Weisheit der römischen Gesetzgeber und Ordner hervorhebend. Auf diese Weise glaube er, ohne Kränkung der Wahrheit und frei von Schmuckeilei,

seinen Mitbürgern nützlich zu sein, und zugleich seine Dankbarkeit einer Stadt zu beweisen, in welcher er viel Gutes genossen und mannichfaltige Belehrung empfangen hatte. Diesem doppelten Zwecke schien es ihm angemessener, seinen Fleiß der alten wenig bekannten Geschichte der Stadt zu widmen, als den Zeiten ihres größten Glanzes und ihrer unbefrissenen That, deren sichere Grundlage in jener dunklen Epoche gelegt worden war¹²⁾, in der Erzählung selbst aber nicht bios von auswärtigen Kriegen und Thaten der Tapferkeit zu berichten, sondern auch die Verfassung des Staates, die Gesetze, das bürgerliche und religiöse Leben des Volkes zu beschreiben; auch nicht bios zu erzählen, was gethan worden, sondern zugleich die Veranlassungen der Begebenheiten, die Orte, wo sich Jedes zugetragen, die zufälligen Einwirkungen und Folgen zu beschreiben und anzuführen¹³⁾. Auf diese Weise glaubte er auch dem Überdruß vorzubeugen, welchen Kriegsgeschichten allein, oder die Beschreibung der Verfassung allein verursachen, und seinem Werke den Reiz der Mannichfaltigkeit zu geben, den er an Herodot und Theopomp bewunderte¹⁴⁾. Daß ihm dieses Bestreben gelungen sei, bezweifeln Einige¹⁵⁾. Nach der Weise der alten Geschichtsschreiber schmückt er seinen Vortrag mit Reden, welche ohne Zweifel meist mit Rücksicht auf den Charakter der Redenden gebildet, vielleicht auch bisweilen aus Andeutungen älterer Geschichtsschreiber ausgesprochen waren¹⁶⁾. Nicht ohne Grund aber wird ihm vorgeworfen, daß er bei der Anwendung dieser Art des Schmuckes die Professoren des Rhetors allzu sehr, und nicht immer mit Berücksichtigung der Zeit habe vorwalten lassen. Seine Erzählung ist fliegend, und nicht ohne Anmuth; die Bemessungen lobenswerth, und dem, was er an Perodot rühmt, daß er

10) S. Heyne, Excurs. IV. ad Aeneid. Lib. VII. X. W. Schlegel in den Heidelb. Jahrb. 1816, Nr. 53. S. 336 fg. auch Muth, Alt. Gesch. des röm. Staates, S. 45 fg. über die einzelnen Historiker der ältern Zeit, s. Lachmann, De Fontibus hist. Liv. Comm. I. §. 16—23. 11) S. P. F. Schulz, De Dionysio Halicarnassensi historico, praecipue historiae juris Romani fonte. (Heidelberg. 1820.) p. 52, 54. Historiker gewiß waren freilich auch diese Quellen nicht, von denen Schlegel a. a. O., nachdem er von der ersten Mannichfaltigkeit der Römer mit den Griechen gesprochen hat, sagt: „Man würde die dactylische Störche mehr und mehr nach griechischer Weise umgewandelt, Volkstheile und heilige Gebräuche wurden anerkundet, an Denkmalen, welche man den so eben errichteten Babeln ersetzte und nach neuen Meßmaßstaben für genau angab, wußte es auch nicht gelbst haben.“ Beryl. Fr. Lachmann, De fontibus historiarum Livii. Comment. I. §. 9. p. 14 sq.

12) Schulz in l. p. 78 sq. 13) S. Antiqu. Rom. I. 8. V. 48, 56, XI. 1. 14) Epiet. ad Pompej. c. 3. Vol. VI. p. 767, wo Dionysios den Grundsatß aufstellt, wer Geschichte schreibe, müsse vor allen Dingen einen schönen, den Lesern angenehmen Gegenstand wählen; ein Grundsatß, der mehr dem Rhetor als dem Geschichtsschreiber zu empfehlen ist. Krüger (Praef. ad Historiogr. p. XIII.) vermutet, daß eben dieses Grundsatß wegen, der die Geschichte zu einer *laetitia* mache, Lucian in der Schrift: Wie Geschichte zu schreiben sei, ihn und wieder auf Dionysios gestellt habe; was jedoch von R. J. Hermann in dem Commentar zu seiner Schrift, S. 66, 234, 313 bestritten wird. Perodotus Preiswürdigkeit rühmt D. auch im Judicio de Theocy. c. 5. Vol. VI. p. 820. c. 23. p. 865 und an andern Stellen. Dem Theopompus ertheilt er in der Epistola ad Pompej. c. 6. p. 782 sq. in dieser und in andern Bezeichnungen ausgezeichnetes Lob. Daß er aber vorzüglich diesem nachgeeißert habe, ertheilt aus der Vergleichen der angeführten Stelle mit dem, was er von seinen eignen Bestrebungen sagt. Antiqu. V. 46, 56, 75. VII. 66, 70, XI. 1. Beryl. Krüger, Praef. p. XII. 15) „Dionysios' Behandlungsart ist gleichförmig, aber auch einseitig; er kennt kein Fortschreiten und keine Abweichung des Geistes in der Zeit.“ Wachs muth a. a. O. c. D. S. 47. 16) Dieses ist a. B. bei der Rede des Numerius Agrippa VIII. 83. p. 1280 geschrieben, was jedoch ein Pol von so besonderer Art ist, daß viel darauf zu bauen unrichtig sein würde. Allerdings aber hätten die spätern Annalisten der Erzählung Reden eingefügt, oft die zum Übermaße wie Licinius Macer, nach Cicero, De Legg. I. 2. Diese mochte D. bisweilen benutzt haben.

Freude am Guten, Verdruss bei dem Schlechten zeige¹⁷⁾, gemäß. Auch die religiösen Ansichten von den Göttern, von dem Einflusse derselben auf die menschlichen Begehren und die ihnen schuldige Ehrfurcht hat er mit jenem seinem Mitbürger gemein oder von ihm entlehnt¹⁸⁾. Seine Schreibart scheint er nach Polybios gebildet zu haben¹⁹⁾.

Die Erhaltung dieses Werkes ist in mehr als einer Rücksicht für einen Glücksfall zu achten. Wie gering war auch immer die historische Zuverlässigkeit dessen angeschlossen mögen, was es von den früheren Zeiten und der ältesten Geschichte Roms erzählt, so und so gewiss es ist, daß D., bei aller Vorliebe für Rom und Römer, doch die Größe ihrer Geschichte mehr geahnet, als begriffen habe; so ist uns doch sein Werk als Überbleibsel verlorner Quellen höchst schätzbar, und würde es noch in einem höhern Grade sein, wenn D. nicht in der Auswahl durch Rücksichten geleitet worden wäre, die, wenn auch löblich in persönlichen Beziehungen, doch der Reinheit und Würde der Geschichte nicht angemessen sind²⁰⁾. Vorzüglich förderlich aber ist dieses Werk für die Kenntniß römischer Institute und Geseze, Gebäude und Sitten, welche die einheimischen Geschichtschreiber bei ihren Lesern voraussetzten, D. den feinen geben mußte²¹⁾; und was an ihm wohl hienieden zu tadeln ist, daß er, um der Römer frühe Weisheit und Staatskunst besser herauszustellen²²⁾, Einrichtungen und Sitten einer spätern Zeit in die frühere hinaufgerückt hat, gereicht dem neuern Leser bei dem Verluste der zweiten Hälfte zum Gewinn. Es sind aber eben dieselben gelehrten Überlieferungen, bei denen mannichfaltiger Irrthum durch den darüber verbreiteten Schimmer kritischer Prüfung lange verdeckt geblieben ist, was dem griechischen Historiographen in dem Urtheile der Neuern ganz vorzüglich zu Statten gekom-

men ist, das wir daher auch fast überall bis auf die neuesten Zeiten beob in hohem Grade günstig finden²³⁾. Der herrschenden Meinung trat, unter den Sprachgelehrten wenigstens, zuerst, wie es scheint, Kleisk entgegen. Nicht wie ein Staatsmann, sagt er, sondern wie ein Schulmeister habe D. die Geschichte geschrieben, und, wie Virgil sein Heldengeticht, so habe Jener die Archäologie als Schmuck des weltbeherrschenden Roms, und noch überdies mit allzuflüchtigem Streben verfaßt. Auch Strpl. und Vortrag des Werkes tadelte er hart. Die Sprache sei ausländisch und ungewöhnlich; voll von Ausdrücken, die nach Korinthen schmeckten; auch selbst erfunden, oder dem lateinischen Idiom nachgebildet²⁴⁾. Tiefer greift in das Verdienst des Geschichtschreibers solcher Tadel ein, wie Niebuhe (röm. Gesch. 2. Theil S. 15) ausspricht, wenn er von der Geschichte der Verfasserung sagt: „Eine eigenthümliche Schwierigkeit tritt hier dadurch in den Weg, daß nicht wenige der wichtigsten, eben aus den vorerwähnten Berichten herflammenden Weisungen ganz sinnlos lauten, weil die, welche sie aufbewahrt haben, sie gar nicht begriffen. D. erstünste sich sogar grundfalsche Darstellungen, die nur Verleumdungen ausgaben, weil er nicht ahnte, daß ihm der Grundbegriff der Verfassung fehle.“ Nicht minder streng, und nicht auf Einzelnes nur, sondern auf das Ganze der Behandlung gerichtet, ist Wachsmuth's Urtheil²⁵⁾, daß der redensfertige Grieche durch die schlechte Consequenz bei Ausführung seines Gebäudes, durch kritischen Anstrich

23) Was sehr bei der hiesigen Ausgabe vorangesetzt, und in der Kleisk'schen (Vol. I. p. XXXII sq.) wiederholten Testimonium. Zusammengezogen und vermehrt gibt sie A. Wai in Dion. Hal. Antiqu. Parte hactenus condecorata. (Mediol. 1816. 4.) p. VIII sq. 24) Kleisk, Praefat. p. XXII. Den ersten Vorwurf hat Echval. S. 41 zu unterstützen gesucht, was aber die Sprache betrifft, so ist ein Urtheil darüber so leicht nicht festzusetzen. Übertragung in Kleisk's Urtheil ist fälschlich; wenn wir gleich nicht überall mit Niebu (Methodus histor. c. 4) altliche Kleinheit finden möchten. Ein gewissermaßen Krümer griechischer Schreibart, Fm. Cretanopolis, sagt (Oper. in Dion. c. VI), indem er den Erius und Dionysios vergleicht: hunc sermone in claudensum conueno, ut rerum Romanarum historiam, ad elocutionem quod attinet, nullo melius quam a Dionysio graecia litteris, vicissimque haud nullo melius quam a Livio latinis mandari potuissim dicamus, finit aber doch auch (wie Pörfert) in den Scheldissen. varior. Lib. V, 25 nullum apud eum sermone movissim, und weist hier in mehreren Zusammenfassungen nach. 25) Alter Gesch. des röm. Staats S. 45. Die Schrift eines andern Kritikers im Classical Journal XXXIV. No. 68—70: An Inquiry into the credit due to Dionys. of Halic. as a critic and historian, ist nicht in meine Hände gekommen. Einiges in der ältesten Geschichte Italiens ist öfter und meist mit einem ungünstigen Resultate für den Geschichtschreiber bestritten worden. So nennt Salustius Greis (Gouvern. fédérat. p. 240. Not. 2.) die Geschichte der Pelasger bei Dioms einen roman historique, und tadelte die Zuverlässigkeit, mit der er Alles, was sich vor Roms Gründung begeben, trotz der großen Unähnlichkeit der Thatfachen, vertritt. Le reste de son ouvrage, fait et dit, est sans doute très-précieux, mais on voudrait y trouver en général plus de critique. Dersebe Gegenstand hat mehr Abhandlungen über D.'s Zuverlässigkeit von Petit-Robert und Mousier-Moquette veranlaßt, die in den Mémoires de l'Institut royal de France, Tome V. (1821) p. 143—262 zusammengefaßt sind.

17) Epist. ad Pomp. c. 3. p. 774: *si plur' ἡγοῦσαν ἰσχυρότερον ἐστὶν ἀνὰ τὴν αἰσθησίν, καὶ τοὺς πλεὺς ὑποτάσσιν ἀντιφύσιν, τοὺς δὲ αὐτοὺς ἀντιφύσιν.* S. hierüber Krüger, Praef. p. XVI. 18) Die Meinung ist *ἐπιστολὴν ἀναγνόντες ἀπὸ τῶν ἐν ὑποφύσιν*, die er VIII, 25. p. 1557 ausspricht, sowie das, was er von dem steigenden Fortschritt II, 21. p. 461 sagt: *ἰδίαι δὲ ἑκάστου τῶν τοιούτων ἀποφύσιν ἔστιν καὶ μὴν ἀντιφύσιν, ἀλλ' ἀντιφύσιν τὴν τοὺς ὑποφύσιν ἀναγνόντες ἐστὶν ἀντιφύσιν.* Dasste Vorbild erkennt man auch in der Schriftart, mit der er religiöse Geheimnisse behandelt, wie II, 66. p. 378, und in dem Alde der Bernadikungsmittel heilige Geschichte II, 6. p. 249. 19) S. Cretanopolis, Histor. Rom. c. 12. Wachsmuth a. a. O. S. 47. 20) Diese Bemerkung macht Grimm in der Synopse Archaeologiae Romanae. Praef. VI. Daß überhaupt aber das Betreffende, nur Gutes von Rom und den Römern zu sagen, weit gut gemeint ist, wird klar, gegen die Gerings der überlieferten Kritik, bedarf kaum einer Bemerkung. Ist es doch auch auf einen Geschichtschreiber von höherer Geisteskraft, auf Polybios, nachtheilig gewirkt. S. Lucas über Polybios' Darstellung des ältesten Roms, S. 45.

der Untersuchungen, durch die Auffassung der Grundsätze Polybiischer Pragmatik und durch die Zuverlässigkeit des Zönes lange getäuscht habe. Wie sehr er auch sein Studium rühme, so sei doch vieles Räthselhafte zurückgeblieben, das er zu kennen sich stelle, und am wenigsten reime sich dieser Ruhm mit dem jährlichen Beweisen seiner zum Theil groben Unkunde und mannichfaltiger Widersprüche, die sich, trotz seiner glättenden Sorgfalt, der Klüge des Forschers nicht entziehen könnten.

Die zweite Gattung der Schriften des Dionysios, der Zeit nach aber die frühere, ist aus seiner Profession geschlossen; denn ebe er sich der Geschichtschreibung widmete, war er Rhetor. Als solcher begab er sich nach Rom, um hier, wie viele seiner Landsleute, die in der Heimath erlernte Wissenschaft zu lehren²⁵⁾; und es ist wahrscheinlich, daß der Geborne, Geschichtschreiber Roms zu werden, erst während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt der Welt in ihm zur Reife gekommen sei. In wiefern dieses auch auf seine rhetorischen Studien Einfluß gehabt habe, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen; doch ist gewiß, daß, wenn er in der Redekunst früher schon jene theatralische Freiheit verworfen hatte, die, jern von Philosophie und wahrer Bildung, nur nach dem Beifalle der Menge trachtete, seine Schätzung der edeln und würdevollen Beredsamkeit, deren Vaterland Attika war, in Rom befestigt wurde²⁶⁾. Gewie aber diese der sophistischen Verberbtheit abgeneigte Gesinnung, so war auch seine ethische Schätzung praktischer Würde dem Sinne der bessern Römer gemäß. Darum billigt er vor Allem die Grundsätze des Sokrates, von dem er sagt²⁷⁾, er habe seine Schüler nicht bloß zu tüchtigen Rednern, sondern auch zu gestützten, ihrem Hause, der Stadt und ganz Hellas nützlichen Männern gebildet. „Ich behaupte deshalb“, fährt er fort, „daß wer sich nicht bloß einen Theil bürgerlichen Verdienstes, sondern das Ganze aneignen will, diesen Rhetor stets in den Händen haben muß; und wer nach wahrhaftiger Philosophie strebt, und nicht bloß ihren theoretischen, sondern auch den praktischen Theil derselben zu erfassen wünscht, und nicht bloß nach

dem trachtet, was ihm selbst Nutzen bringt, sondern wodurch er Vielen nützlich werden kann, dem rathe ich, die Grundsätze jenes Rhetors zu befolgen.“ Diese Gesinnung, die er nirgends verleugnet, und die bei ihm mit einer richtigen Schätzung wahrer Beredsamkeit, mit einm achtungswerthen Reichthume nützlicher Kenntnisse und nicht gemeinem Scharfsinne verbunden ist, geben seinen kritischen Schriften einen bleibenden Werth²⁸⁾, wenn wie auch ihren Verfasser von einer gewissen Befangenheit des Urtheils, von jugendlicher Vorliebe für Einige, und von ungemessener Zornigung gegen Andre, sowie von mannichfaltigen Irrthümern in historischen und literarischen Angaben nicht freisprechen können²⁹⁾.

Die rhetorischen Schriften des Dionysios sind theils dogmatisch, theils kritisch. Zur ersten Classe gehört 1) *Tyrus* (Vol. V. p. 225 ed. H.) an einen unbekannten Chelrates gerichtet (cap. I. 1. p. 226, 12. a. V. 1. p. 250, 1. a. VII, 1 p. 267, 5). Diese Schrift, nichts weniger als ein zusammenhängender Unterricht in der Redekunst, besteht aus zwölf, nur zufällig vereinigten Capiteln, in denen über verschiedene Gattungen von Reden gesprochen wird³⁰⁾. Atonaquil habet³¹⁾ bewiesene die Echtheit des Buches, und es ist allerdings nicht zu glauben, daß es in dieser Gestalt aus Dionysios' Händen hervorgegangen sei³²⁾. Einiges rührt indess gewiß von ihm her³³⁾, aber das Geste ist mit Fremdbenutz vermischt. Diese Schrift, zuerst in den *Rhetoribus Aldi* (1508. Fol.) edirt, ist besonders mit einem schätzbaren Commentar und ausführlichen Prolegomenen, in denen auch die Frage von der Echtheit des Werkes erörtert wird³⁴⁾, von Ph. Schott (Leipzig, 1804) bearbeitet.

29) Auch das darf nicht übersehen werden, daß sie Wirtes enthalten, was D. aus den jährlichen, aus verlorbenen Vorgängern schöpft, und also für diesen Werth einigen Ersatz bieten. S. Krüger a. a. D. S. VII. 30) Mehrere dieser Art ist von neuen Kritikern nachgewiesen und dadurch der Glaube an seine Genauigkeit und an die Sicherheit seiner Nachweisungen nicht wenig erschüttert worden. S. Westermann, Gesch. der Beredsamkeit, S. 193. 31) Die richtigste Uebersicht ist: *μυθεδοσ nanynvovvovv, γρηγοριον etc.* in Schöfers *Meletem. crit.* p. 2. Titulus hic est argumentum longe accommodatior vulgari illo, quem qui primus hanc libellorum rhetoricorum farraginem praefixit, quid *tyrus* sit, parum videtur attendisse. 32) Notae ad Longin. p. 325, wo eine Stelle der *Tyrus* angeführt wird: *quoniam non librum non potest esse γρηγοριον*, ut eadem dicit. Augustinus (ad Longin. c. 4. p. 247) scheint solchen Zweifel nicht zu hegen. 33) Quis (Præf. ad Tom. II.) unterdrückt den Zweifel durch die Bemerkung, daß der Verf. Cap. 2. S. 242, 1 einen Redner Alkistates erwähnt, der ein Zeitgenosse des Dio Chrysostomus und Aristides war. S. baggen Fabric. Bibl. Gr. Tom. IV. p. 396. 34) Cap. X, 5. p. 331 wird eine Schrift *περί συνθέσεως* versprochen, die unbekannt ist vom Dionysios; ist ein Umstand, den ich Schölen zu ihrem Capitel in einigen Handschriften geltend macht. S. Jac. Aretell. Bibl. mac. I. p. 395. *Handsch.* Bibl. Laur. T. II. Grav. p. 499. *Ang. Mar.* in Appendix. II. ad Dionys. Hal. Part. hactenus desideratum p. 169. 35) Varianten einer guten Handschrift zu dieser an vielen Stellen vorhandenen Schrift hat Schöfer, doch nur zu den ersten vier Capiteln, mit vielen eignen Bemerkungen vermehrt und geschmückt, in den *Meletem. crit.* (Lipsiae 1806.) (und als Anhang zu der *Ausg. de compositione Verborum* (Lipsiae 1808.)) bekannt gemacht.

25) Einer der berühmtesten jener Zeit war der auch in Rom lebende Schüler aus Kalanitis in Syrien, ein fruchtbarer Schriftsteller in derselben Gattung, in welcher sich Dionysios auszeichnet (S. *Eudocius Vindob.* p. 268. *Top.* ad Longin. p. 369. Westermann, Gesch. der Beredsamkeit, S. 193. Ann. 18.), mit dem er durch Freundschaft und Ähnlichkeit der Ordnung verbunden war. Jenes sagt Dionysios (Epist. ad Pompej. c. 3. p. 777); dieses will Krüger auch (Præf. ad Historiogr. p. VII sq.). Celsius' Werthe für Syllus und seine Abzünigung gegen Platon trägt Longin. Cap. 32. S. Quinilian (Inst. Or. III. 1, 16) nennt beide zusammen unter den Rednern der Augustischen Zeit. 27) In der Schrift: *De Orator. antiqu.* c. 3. p. 448, schreibt er die nicht (sic) lange eingetretene Schwächung der in ihrem Prunkte schwelgenden Beredsamkeit dem Einflusse Roms zu, welches philosophische, philosophische und rechnerische Werte im besten Geschmache hervorbringe. Es ist wahrscheinlich, daß D. in dieser Stelle Ciceron's Urtheilen in Gedanken gehabt habe, die ihm um so weniger unbekannt sein konnten, da auch sein Freund Celsius eine Vergleichung dieses Redners mit Demosthenes abgefaßt hatte. S. Fr. Schlegel im attischen Museum. I. 5. S. 165 fg. 28) Judic. de Isocr. c. 4. p. 543.

29) Auch das darf nicht übersehen werden, daß sie Wirtes enthalten, was D. aus den jährlichen, aus verlorbenen Vorgängern schöpft, und also für diesen Werth einigen Ersatz bieten. S. Krüger a. a. D. S. VII. 30) Mehrere dieser Art ist von neuen Kritikern nachgewiesen und dadurch der Glaube an seine Genauigkeit und an die Sicherheit seiner Nachweisungen nicht wenig erschüttert worden. S. Westermann, Gesch. der Beredsamkeit, S. 193. 31) Die richtigste Uebersicht ist: *μυθεδοσ nanynvovvovv, γρηγοριον etc.* in Schöfers *Meletem. crit.* p. 2. Titulus hic est argumentum longe accommodatior vulgari illo, quem qui primus hanc libellorum rhetoricorum farraginem praefixit, quid *tyrus* sit, parum videtur attendisse. 32) Notae ad Longin. p. 325, wo eine Stelle der *Tyrus* angeführt wird: *quoniam non librum non potest esse γρηγοριον*, ut eadem dicit. Augustinus (ad Longin. c. 4. p. 247) scheint solchen Zweifel nicht zu hegen. 33) Quis (Præf. ad Tom. II.) unterdrückt den Zweifel durch die Bemerkung, daß der Verf. Cap. 2. S. 242, 1 einen Redner Alkistates erwähnt, der ein Zeitgenosse des Dio Chrysostomus und Aristides war. S. baggen Fabric. Bibl. Gr. Tom. IV. p. 396. 34) Cap. X, 5. p. 331 wird eine Schrift *περί συνθέσεως* versprochen, die unbekannt ist vom Dionysios; ist ein Umstand, den ich Schölen zu ihrem Capitel in einigen Handschriften geltend macht. S. Jac. Aretell. Bibl. mac. I. p. 395. *Handsch.* Bibl. Laur. T. II. Grav. p. 499. *Ang. Mar.* in Appendix. II. ad Dionys. Hal. Part. hactenus desideratum p. 169. 35) Varianten einer guten Handschrift zu dieser an vielen Stellen vorhandenen Schrift hat Schöfer, doch nur zu den ersten vier Capiteln, mit vielen eignen Bemerkungen vermehrt und geschmückt, in den *Meletem. crit.* (Lipsiae 1806.) (und als Anhang zu der *Ausg. de compositione Verborum* (Lipsiae 1808.)) bekannt gemacht.

2) *περὶ οὐρανοῦ ἀναμνηστικῶν* (Vol. V. p. 1–224), de structura orationis oder de compositionis verborum, an den jungen Rufus Neleitus, den Sohn eines dem Verfasser befreundeten Mannes. Eine der schätzbarsten Schriften des Dionysios, in welcher er von der rhetorischen Kraft und dem Zwecke der Zusammensetzung der Worte und den verschiedenen Gattungen und Charakteren des Stiles handelt, (so daß Alles mit gemäßen Beispielen, zum Theil aus verlorenen Werken, erdichtet wird. Als Ergänzung verspricht er (cap. I. p. 6.) seinem jungen Freund, als ein Geschenk für das nächste Jahr, eine Schrift *περὶ τῆς λυσιγῆς τῶν ἀπορρημάτων*, von welcher nicht weiter Erwähnung geschieht, so daß es ungewiß ist, ob das gegebene Versprechen erfüllt worden. Auf dieses Werk bezieht sich Quinctilian (Institut. Or. IX. 4, 88) wo er von dem verschiednen Charakter der Eulien handelt. Es ist, um die ältern Ausgaben nicht zu erwähnen³⁵⁾, mit besonderer Vorliebe dreimal von Upston in London (1702, 1728, 1747) mit reichhaltigen Anmerkungen herausgegeben; ferner von Schäfer, *cum priorum editorum aequae annotationibus* (Lipsiae 1808), und aus den kritischen Sammlungen des Petrus Victorius am Rande der Römischen Rhetorum graecae, und einer Handschrift der königl. Bibliothek zu München an nicht wenigen Stellen ergänzt und verbessert von Fr. Schöler (Jena, 1815). Eine französische Uebersetzung dieser Schrift von Baturr³⁶⁾ (Paris 1788. 12.) wird mit Beifall erwähnt.

Kritisch-ästhetische Schriften sind folgende:

3) *ὑπομνηματισμοὶ περὶ τῆς ποιητικῆς καὶ ἀναμνηστικῆς* in drei Abtheilungen: a) Untersuchungen über die Nachahmung; b) welche Dichter, Philosophen, Historiker und Redner man nachahmen müsse; c) wie man nachahmen müsse. In diesem Werke hatte er die von ihm empfohlenen Schriftsteller charakterisirt, ihre Vorzüge und Mängel angezeigt, und auf diese Weise, wie er sagt³⁷⁾, den Weg bezeichnet, welchen Jünglinge bei der Nachahmung der alten Muster zu befolgen hätten³⁸⁾.

35) Es liegt in Hoffmanns sehr schätzbarem Lexicon Bibliogr. T. II. p. 98. Auszüge aus dieser Schrift, *περὶ οὐρανοῦ ἀναμνηστικῶν*, enthält ein Coder der Reichthumers Bibliothek, aus welchem die obwähnten Extracte in Passon und Schneiders Museum Vratlav. Part. I. p. 23–62 gegeben sind. E. auch bei Var. lect. aus einem darmstädter Coder in den Actis Phil. Mon. III. 3. p. 430–447. Bemerkenswerth ist hier die Ausgabe und Uebersetzung dieser Schrift von Samuel Dickson (Samoscel 1604. 4.), in welcher Beispiele aus lateinischen Dichtern und Schriftstellern den von Dionysios gegebenen gegenüber gestellt sind. Es sind den Ausgaben von Upston und Schöler angehängt. 37) *Traité de l'arrangement des mots tiré de la Grèce de D. N. avec des réflexions sur la langue française comparées avec la grecque. Mém. Nég. Littéraire. 3^e (Jena 1788). S. 588.* 38) In der Epist. ad Pompej. c. 3. p. 766 wird der Titel so angeführt: *εἰς Ἀναμνηστικῶν ὑπομνηματισμῶν περὶ ποιητικῆς*, richtigste in dem Character Thucydides c. 1. p. 810: *ὑπομνηματισμοὶ περὶ τῆς ποιητικῆς.* 39) Judic. de Thucyd. I. I. p. 611. 40) Diese Schrift scheint dem Scholasten zum Democritus *περὶ ἰδεῶν* noch zur Hand gewesen zu sein, da er daz. zum Theil benutzte Stellen (p. 877, 878, 411. ed. Ald.) aus derselben anführt. E. Morrell. Cat. Bibl. S. Marci p. 803. Ang. Mai, Append. I. ad Dion. Hal. p. 165 sq.

Aus dieser verlorenen Schrift ist, wie schon Epilburg vermuthete, und Becker³⁹⁾ erwiesen hat.

4) *τῶν ἀρχαίων κλίμας*“) geschlossen (Tom. V. p. 415–436), wo mit großer Kürze a) zuerst 11 Dichter, vom Homer bis zum Sophokles und Euripides; b) fünf Geschichtsschreiber, Herodotus und Thucydides, Pausanias, Xenophon und Theopompus charakterisirt werden; c) ein kurzes Capitel von den Philosophen, mit Empfehlung der Pythagoriker, des Xenophon und Platon, auch des Aristoteles; d) von den Rednern, Ephias, Isokrates, Ephurgen, Demosthenes, Aeschines und Hyperides. Das Quinctilian die Kunsttheile des Dionysios, ohne ihn zu nennen, benutzt habe, weiß H. Stephanus noch⁴⁰⁾.

5) *περὶ τῶν ἀρχαίων ἡθῶν ὑπομνηματισμοί*“), an Ammaüs (V. p. 445–629). Auch diese Schrift sollte als Anleitung zu einer fördernden Nachahmung der Alten dienen, indem er in einer Auswahl von Rednern und Geschichtsschreibern das Nachahmungswürdige und Tadelhafte in jedem nachweisen wollte (p. 450); und zwar zuerst von den Rednern. Von diesen verspricht er in zwei Abtheilungen zu handeln (p. 451). Die erste solle drei der ältern, Ephias, Isokrates und Idäus; die andre drei der spätern, Demosthenes, Hyperides und Aeschines, beurtheilen; eine dritte solle, wie es scheint, den Historikern gewidmet sein⁴¹⁾. Nur die erste Abtheilung hat sich vollständig erhalten, und handelt ausführlich von den drei ältern Rednern⁴²⁾. Die zweite, zu welcher er überzugehen verspricht, ist als Theil dieses Werkes nicht vorhanden, wol aber gehört.

6) die im Anfang verlämmelte Schrift *περὶ τῆς λεκτικῆς Ἀναμνηστικῆς δευτέρως*“) dahin (Tom. VI.

41) X. O. Wader, über Dionysios als ästhetisch-kritischen Schriftsteller, S. xvii sq. Sam. 15. 42) Der Titel rühret so wenig als die ganze Schrift von Dionysios her. Er ist, sowie auch ein andrer *τῶν παλαιῶν πραγματικῶν*, Werkstück Epilburgs. 43) E. auch Thom. Gale, Praef. ad Oppian. mythol. phys. et ethica. I. VI. Dehhalb ist diese Schrift der Ausgabe des XI. Buches der Instit. D. N. Quinctilian von Rostocher (Lipsiae 1726.) angehängt. 44) Unter diesem Titel steht Epilburgs dieses Werkes in der Epistola ad Ammaüs *τῶν ἀρχαίων ἡθῶν ὑπομνηματισμοί* c. 1. p. 788. 5. früher in der Schrift über Dionysios p. 639. 8. Er trägt nicht *τῶν ἀρχαίων πραγματικῶν*, endlich auch Epist. ad Pompej. c. 2. p. 758 unter dem Titel: *ἡ περὶ τῶν ἀρχαίων ἡθῶν* erklärt aus der G. 755–760 daraus angeführten Stelle, die sich auch in der Schrift *περὶ τῆς ἀναμνηστικῆς* c. 5. p. 765 sq. findet. Dem jetzigen Zustande des Werkes entgegen messen ist der Titel in Epilburgs Ausgabe: *ἡ περὶ ἀναμνηστικῆς ἡθῶν ὑπομνηματισμῶν* nach *Ἀναμνηστικῶν τῶν παλαιῶν*. 45) *ἡ περὶ τῆς ἡθῶν καὶ περὶ τῶν ἀναμνηστικῶν* p. 451. 5. Das D. auch diesen dritten Theil nicht aufgeführt habe, erzählt aus G. 788. 5. 46) Im Schluß des Titels. E. 680. 8: *καὶ περὶ τοῦτον πάλιν ἡθῶν ὑπομνηματισμῶν καὶ περὶ τῶν ἀρχαίων ἡθῶν*. In diesem Abschnitt befindet sich das Kunststückchen über den Isokrates, und dem Fr. Schöler im antiken Museum I. 3. S. 125 sq. eine gute Uebersetzung gegeben hat, von einer Nachschrift begleitet, welche spätere und kritische Bemerkungen enthält. Die Schrift über Ephias ist in der Ausg. von Taylor mit seinen und Marklands Anmerkungen, und in Meisels *Corpus Orat. Gr. Vol. VI. p. 159–240* behandelt. 47) Dieser Titel findet sich so wenig, als der Anfang in den Handschriften,

nichts von der jugendlichen Unverfälschtheit zeigt, mit der er in der Schrift selbst seine Urtheile ausspricht. Es ist in der That auf seine Weise zu leugnen, daß sein Urtheil in vielen Stücken irrig und ungerecht ist, indem ihm falsche Grundzüge über die Geschichtsschreibung zum Grunde liegen, und weder der Stoff, den Thucydides behandelte, noch das Gemüth des Mannes und seine Weisheit beachtet ist, überhaupt aber der Kritiker, mit mehr rhetorischem als philosophischem und historischem Sinne, dem bewundernswürdigen Kunstwerk alter Geschichtschreiber den falschen Maßstab rhetorischer Regeln angelegt hat⁵⁸). Auch in der Beurtheilung der Sprache des Geschichtschreibers, die ihm herbe, gesucht, räthselhaft und verworren, ja sogar finstlich und frostig vorkommt⁵⁹), hat er ihm Unrecht gethan: ein Unrecht, das er in spätern Jahren auf indirecte Weise zurücknimmt, indem er nicht wenig von dem, was er früher getadelt hatte, in seine römische Geschichte aufgenommen und nachgeahmt hat⁶⁰). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die einseitige Verwunderung des Theopompus, den er überall hoch erhebt, dem attischen Geschichtsschreiber in Dionysios' Urtheil nachtheilig gewesen ist⁶¹).

10) *περί τῶν Θουκυδίδου ἰδιωμάτων* (VI. p. 788—809). In einem Briefe an Ammianus, der ihn aufgefordert hatte, daß, was er früher in seine römische Geschichte aufgenommen und nachgeahmt hatte, in der ihm *Atticus* Tubero gerichteten Schrift vom Thucydides gesagt und geurtheilt hatte, zusammenzufassen, und die Lehre durch beigelegte Beispiele zu erläutern⁶²).

58) G. Schöffer, *Apologie des Thucydides* im n. teutschen Museum (Leipzig 1790.), 2. B. 153 enthält wenig von der Beurteilung. Poppo, *De Thucyd. Histor. Indictum*. (Pragomona.) (Lipsiae 1821.) Krüger, *Præf. ad Historiograph.* p. xvii sq. Freytag geht im fünften Capitel von seiner Uebers. des Thucydides (4. Ab. S. 123) die vornehmsten von Dionysios erhobenen *Kritiken* durch, und widerlegt sie mit Unrecht aber, wie mir scheint, beschuldigt er den Kritiker des Reibes gegen den attischen Geschichtsschreiber und den hohen Ruf, den er genoß. Pour l'affaiblir il se permet jusqu'à l'injustice, et content d'entraîner à son parti les lecteurs peu capables de réfléchir — il s'embarasse peu si les lecteurs réfléchis lui reprocheront pas d'avoir manqué de goût, de jugement ou de bonne foi. 59) G. Poppo a. a. D. S. 86. 60) H. Stephani, *Opus. in Dion. Hal. c. XVI.* 61) *et, ut personam habere, vel senex, vel senilem jam senescentem scribere historiam aggressus est, juvenis solum in Thucydide scripta criticè inquirunt, minime mirum est, cum aliqui juvenalis quodam et ambizioso reprehendendi studio vituperant, quia postea imitatione honore digni sit.* 62) G. Krüger a. a. D. S. xxvii. 63) *Epilogus* heißt dem Titel die Worte *ἡνολογία Ἀμμιανὸν δευτέρου* ju.

63) Die drei hier zuletzt genannten Schriften sind unter dem Titel: Dionysii Hal. *Historiographica* h. e. Epistolarum ad Cn. Pompeium, ad Q. Aelium Tuberonem et ad Ammianum altera, von Krüger mit reichhaltigen Anmerkungen und Zugaben trefflich bearbeitet. (Halis Sax. 1823.) Zugleich mit den übrigen kritischen Schriften des Dionysios und einer dem Arzte gegenüberstehenden Uebersetzung von G. Grot: *Examinis criticæ des plus célèbres écrivains de la Grèce par Dionsy d'Halicarnasse*, traduit en français avec de notes et la texte en regard, collationné sur les Mss de la bibl. du Roi et sur les meilleures éditions. (à Paris. 1826. 3 Vols.) Einige ältere Ausgaben dieser Schriften f. bei Pömann a. a. D. Wie rühmen hier nur X. G. Wieders werthvolle Uebersetzung der

11) *Σύναγωγος* (V. p. 629—668). Ein Kunsturtheil über Dinarchos, den Zeitgenossen und Gegner des Demosthenes, von dem in dem Werke *περί τῶν ἀρχαίων* nicht gehandelt worden war, weil er weder, wie die andern dort beurtheilten Redner, Erfinder eines eigenthümlichen Charakters, noch Vollender des von Andern Erfundnen gewesen war, und doch wegen der Menge seiner Reden und des Ruhmes, den er genoß, eine besondere Behandlung um so mehr verdiente, als ihm mehrere Reden mit Unrecht beigelegt worden, und überhaupt von den ältern Literatoren manches Unrichtige von ihm berichtet war. Diese Schrift ist mit vorzüglichem Fleiße ausgearbeitet, und enthält einen Schatz von literarischen Nachrichten theils über das Leben und die Schriften des Dinarchos selbst, theils über andre.

Außer den bis hierher erwähnten, zum größten Theile noch erhaltenen, Schriften spricht Dionysios auch von folgenden, von ihm verfaßten oder künftig zu vollenden den Abhandlungen, von denen doch vielleicht einige nicht wirklich aufgeführt worden sind: 1) *περί τῆς πραγματικῆς Ἀποδείξεως δευτέρως*. Diese Schrift, von der oben mehrmals die Rede gewesen ist, verspricht Dionysios am Schluß der Abhandlung *περί τῆς λειτουργίας Ἀ. διανοήτως* c. 58. p. 1129. 2) über einige Eigenthümlichkeiten des Epikos verspricht er in dem Kunsturtheil über diesen Redner c. 12. p. 481, 9) ausführlicher zu handeln; und (c. 14. p. 485, 8) verheißt eine besondere Schrift über die echten Werke dieses Redners und einige andre ihn betreffende Gegenstände. 3) *χαριστικὴ τῶν ἀφωρισμῶν* in der Abhandlung *περί συνόψεως* c. 11. p. 54. 4) *περί τῆς ἐλογίας τῶν ἐνομήτων* verheißt er in derselben Abhandlung (c. 1. p. 6, 6) als ihre Ergänzung. 5) *ἐπιτομὴ τῆς πολιτικῆς φιλοσοφίας*. Judic. de Thucyd. ad Tuberon. c. 2. p. 814. Von dieser seiner Schrift sagt Dionysios, sie sei die einzige, in welcher er Jemand an gegriffen habe⁶⁴). Sie war einem Angriff auf das, was Dionysios politische Philosophie nennt, (*πρὸς τοὺς χαρακτῆρας αὐτῆς ἀδίκως*) entgegengesetzt. 6) Eine besondere Schrift über das *Τροπικόν* (*τὸ τροπικόν*) in Platon's Schreibart verspricht Dionysios in der Abhandlung de vi dicendi in Dem. c. 32. p. 1057. Vieles ist benutzt Quintilian (Inst. Orat. IX, 3, 89) auf diese Schrift, wo er von den Figuren handelnd sagt: haec omnia copiosius sunt exsecuti, qui — proprio libris hanc operi dedicaverant, sicut Caecilius, Dionysius, Rutilius. 7) *περί ἰσχυρίας* führt der Scholiast zu *Aristoph.* Nub. 400 als eine Schrift des Dion. von Halikarnassus an. Man glaubt es sei die, welche gewöhnlich für eine

Schrift über die Rednergröße des Demosthenes vermischt seiner Echtheit (Wienbinder a. Leipzig 1829.), mit gelehrten Erörterungen einer vorangehenden Abhandlung über Dionysios als ästhetisch-kritischen Schriftsteller, und anhängenden Lesarten der von G. Grot verfaßten Handschriften.

64) Da Diogenes Laert. X, 4 den Dionys von Halikarnassus unter denen nennt, welche feindselige Bemerkungen gegen Epikur gemacht, so vermischt Fabricius (Bibl. Gr. IV. p. 400), daß er gleich in dem genannten Werke zu erkennen gegeben habe.

Arbeit des Demetrius Phalereus gilt⁶¹⁾. 8) *βίος 'Ομήρου* Thom. Gale in Opusc. mythol. (in Amst. 1688.) wird von Gale (Praefat. §. VI.) dem Dionysios beigelegt⁶²⁾. Die von ihm angeführten Gründe sind keineswegs verwerflich, wenn sie schon die Sache noch nicht zur Entscheidung bringen.

Ausgaben. Von den 11 Büchern der *Ἀρχαιολογία* *δογματικὴ* erschien früher als der Text, die lateinische Übersetzung von *Lapus Biragus**) aus zwei vatikanischen Handschriften (Jurelio 1480. fol.), raub, oft auch unrichtig, aber brauchbar in kritischer Rücksicht, weil er Wort für Wort wiedergegeben bemüht war. Henr. Glareanus rühmt sich mehr als 6000 Fehler darin entdeckt und weggeräumt zu haben (Basel 1532. fol.). Der griechische Text erschien zuerst aus einer Handschrift der königl. Bibliothek in Robert Stephanus' Officin (Paris 1546. fol.), woraus auch kurz nachher einige der rhetorischen Werke folgten (Ebdas. 1547. fol.) und diese mit mehrern neu aufgefundenen vermehrt von Henr. Stephanus (Ebdas. 1554.); die historischen und rhetorischen Schriften vereinigt, mit verbessertem Text und verbessert lat. Übersetzung von Fr. Eysburg (Frankf. 1586. 2 Bde. fol.). Den 11 Büchern der römischen Archäologie sind die von Julius Ursinus in den *Excerptis ex Polybio et al.* eintren Auszüge aus den übrigen Büchern (Antwerpen 1582. 4.), und ten rhetorischen Schriften, die zum Theil aus Handschriften verbessert sind, die zwei vorher unbekannten Abhandlungen *περί λεκτικῆς ἡμ. δεικνύοντες* und von Theophrastos Charakter an Aubrey, die von Andr. Dubbit erhalten hatte, beigefügt. Die Anordnung in diesem zweiten Band ist fast ganz zufällig, je nachdem diese oder jene Abhandlung früher oder später in die Hände der Herausgeber gekommen war; und sie ist auch in Joh. Hudsons, mehr durch äußere Schönheit als innern Werth ausgezeichneten Ausgabe unverändert beibehalten⁶³⁾. Diese Ausgabe (Lond. 1704. 2 Bde. fol.), über die in Reiske's Vorrede zu der leipzig'schen Wiederholung derselben (1774 — 1777. 6 Bde.) ein strenges Urtheil ausgesprochen wird, gibt Eysburgs unveränderten, aber durch zahlreiche Druckfehler

entstellten Text, der aus den Lesarten des vatic. Codex, welche H. in den Anmerkungen mittheilt, an unzähligen Stellen ergänzt und verbessert werden konnte. Die leipzig'sche Ausgabe, das Unternehmen eines Buchhändlers, der durch das der londoner allzufreihebige spendende Lob besessen war, war nur aus einem Abdruck derselben berechnet, daher auch in der ersten Hälfte des ersten Bandes alle ihre Druckfehler wiederholt sind, bis Reiske sich der Sache annahm, die begangenen Irrthümer, so weit es geschehen konnte, berichtete, und die Anmerkungen der frühern Herausgeber mit seinen eignen, und mit zahlreichen, jedem Band angehängten, Verbesserungen vermehrte. Er starb vor Vollendung des Werkes, dessen sechster Band von Morus besorgt⁶⁴⁾.

Aus dem verloren gegangenen Theile der römischen Archäologie war außer dem, was Ursinus in den schon erwähnten Auszügen, einem Capitel des großen Constanthinischen Excerpten-Werkes, de *Legationibus*, noch Einiges von Valerius in den *Excerptis Polireseianis* (Paris. 1634. 4.) aus dem Capitel de *Virtutibus et Vitiis* an das Licht gestellt worden⁶⁵⁾; reichere Ausbeute, zu Wiederherstellung des ganzen verlorenen Theiles, wenigstens aus der (oben erwähnten) Epitome, oder diese Epitome selbst ließ Ang. Mai erwarten, indem er unter dem prunkreichen Titel: *DIONYSII AIAKAPNASESEZ ἑρμηνεύει Ἀρχαιολογίας τὰ μὲν τοῦ Ἰακύνθου*, aus zwei Handschriften der Ambrosianischen Bibliothek eine Anzahl von Buchstücken aus dem 12. bis 20. Buche, mit den Ursinischen und Valerischen vermischte, zu Mailand 1816 in einem splendiden Quartbande mit Uncialen gedruckt und mit ausführlichen Prolegomenen begleitet an das Licht stellte⁶⁶⁾. Er hatte sich berechtigt, daß dieses die vom Dionysios verfertigte, wenigstens sehr lückenhafte Synopsis (Phot. cod. 84) sei, und diese Meinung, die vom Professor Giampi in einer dem Ateneo italiano vorgelegten Abhandlung (Dubbi intorno al Dionigi trovato Adalf' bato Mai)⁶⁷⁾ bekräftigt wurde, fand einen Vertbeidiger an Pietro Giordano⁶⁸⁾. Die Schrift des lehrten hat durch die Mittheilung mehrer Excerpte aus

65) Daß sie dem Dionysios angehört, behauptet Henr. Walfus in Not. ad Exc. Petreus. p. 65 sq. Die Critica I. c. 3. p. 156. wo Burmann nachsuchen ist. Diefelbe Meinung hegte auch Wincke ad Fabric. Lat. I. 101. p. 59. V. 81. p. 222. und mehrer Aend. Sie wird mit Recht bekräftigt. G. Schneider, Praef. ad Demetr. de Elocutione p. 12 — 13. Grotzfend, Initia Hist. Liter. Gr. II. §. 184. p. 171. 66) Barneß (sagt diesem Leben den Alter vor: *Μακρότερον ἢ μὲλλον ἀντιπαραβολὴ τοῦ Ἀλκιμαχίδου* *καὶ τῆς Ὁμήρου ποιήσεως*. Bergl. Fabric. Bibl. Gr. T. I. p. 322. ed. Harl. 67) Auch Lappus und Lampus wird er genannt. Über des Boterian'sche Gelehrten und die Vermischung zweier Gleichnamigen, deren einer aus Velleius, der andere aus dem Horatianschen war, s. Mazzuchelli, Scrittori d'Ital. II. 2. p. 169 und Harles ad Fabric. Bibl. Gr. Vol. IV. p. 386. K. 68) Eine neue lat. Übers. von Eysburg erschien erst nach seinem Tode. (Hano. 1615. 2 Voll. 8.) Ein früherer Nachdruck der griechisch-lateinischen Ausgabe erschien zu Leipzig 1691. fol. 69) Die richtigere, getrennte Anordnung gibt Hudson an, mit dem X. Buche in der Abhandl. über Dionysios S. xlv sq. zu vergleichen ist.

70) Eine stereotypische Ausgabe der sämtlichen Werke, mit Beifügung der aufgefundenen Fragmente ist in der Ausgäbigen Sammlung (Lips. 1825. Voll. VI. 12.) erschienen. Der in besorgte habe und was darin geteilt worden, ist uns nicht bekannt. Ein sehr brauchbarer Auszug aus dessen, was sich in dem historischen Werke des Dionysios auf Befragung, Staats- und Religionswesen im römischen Reich bezieht, ist von Den. Giff. Grimm veranlaßte Synopsis Archaeologiae Romanae, quae ritibus Romanis explicat. (Lipsiae 1786.) mit zweckmäßig kritischen und erläuternden Anmerkungen. 71) Diese Excerpte, mit einander verbunden, sind dem ersten Theile der Hudson'schen und dem vierten der Reiske'schen Ausgabe angehängt. 72) Diese theuer Ausgabe ist mit abgedruckten Vorrede, in geschriebener Schrift, aber nicht sorgfältig genug, zu Frankfurt a. M. 1817 h. abgedruckt. 73) Einem Auszug aus Giampi's Darstellung gibt die Biblioteca Italiana Tomo VIII. p. 225 sq. 74) Letztere ab Pietro Giordano al chiarissimo Abate Gimattista Canova sopra il Dionigi trovato dall' Abate Mai. (Milano 1817.) Aus diesem Briefe hat X. Mai einige Bemerkungen in der zweiten, römischen Ausgabe der Excerpte angeführt. Den ganzen Inhalt desselben findet man ebenfalls in der Bibl. ital. I. p. 228 sq.

den von Mal übergangenen zehn ersten Büchern der Archäologie, sowie sie in den Ambros. Handschriften gewesen werden, einen gewissen Verth. Dagegen trat in Teutschland Professor Struve gegen sie auf, der in einer kleinen Schrift⁷⁵⁾ darthat, „daß Mal's Meinung von einer wiederaufgefundenen Epitome ganz ohne Grund sei;“ und Mal selbst nahm im zweiten Bande der Nova collectio Scriptorum veterum a Vaticanis eodd. edita. (Romae 1827. 4. Praef. p. XVII), wo dieselben Excerpte wiederholt sind, seine Behauptung zurück⁷⁶⁾. Diese neue Ausgabe, in welcher die Auszüge nicht mehr nach den Büchern, wie in der frühern, sondern unter dem angemessenen Titel: Excerpta a libro XII. usque ad XX., in 68 Capitel geordnet sind, enthält nichts weiter als was die erste enthält, außer bei einem kleinen Abschnitt einige Varianten eines Cod. Vaticanus⁷⁷⁾. Doch sind manche unrichtige Lesarten der ersten Ausgabe in der zweiten, zum Theil stillschweigend und wahrscheinlich auf fremden Rath, mit bessern vertauscht.

Die wichtigsten Ausgaben der einzelnen Schriften sind bei diesen selbst angeführt. (F. Jacobs.)

DIONYSIOS. Unter diesem Namen, der vielen Dichtern und Schriftstellern des Alterthums gemein ist⁷⁸⁾, wollen wir in diesem Artikel zuerst die Dichter, dann die Grammatiker zusammenstellen.

1. Dichter.

Die Lebensumstände von allen diesen sind entweder ganz unbekant, oder bürstig und ungewiß; von ihren Werken hat sich, außer zwei kleinen Hymnen und neun Epigrammen⁷⁹⁾, nur eins, die Kriegesge, der wir einen besondern Artikel widmen, ganz, von den übrigen nur

75) Über die von Mal in Mailand aufgefundenen und herausgegebenen Bruchstücke des Dionysios von Halikarnas. (Erläug. 1820.) 76) Er gesteht hier, durch die von seinen gelehrten Landsknechten, vorzüglich wol von G. D. Biscioni im Journal des Savans (Juin. 1817.) erhaltenen Zweifel belehrt, daß das, was er für die Epitome Dionysii gehalten habe, den Ursprüngen und besten Excerpten vollkommen ähnlich und ebenfalls aus den Eclogis des Constantinus gezogen sei und zwar, wie er jetzt behauptet, aus dem Titel nicht *propositum*. Diefes neue Behauptung wird von Struve im Jahres Jahr. 1822. 7. Bd. S. 577 ff. bekräftigt. 77) Diefes ist in der ebenangeführten Recension Struve's bei Jahr a. a. D. S. 580 ff. auf das Vollständigste nachgemessen, und zugleich eine große Menge von Fehlern der zweiten Ausgabe glücklich verbessert. Diefes Verzeichniß erscheint ebenfalls S. 402 einen wegen der Wichtigkeit jener Excerpte allerdings höchst nöthigen und sehr geringen Abdruck, wozu sich auch schon ein Verzeichniß gefunden habe. Diefes er erschiene sei, ist uns nicht bekannt.

1) Die meisten führt Wernsdorf in einer besondern Schrift, De Dionysio, auf. S. Mauris Opera. Vol. V. Gronovii Thes. Ant. Gr. Tom. X. p. 577 sq. Beral. Jonsius, Hist. Ber. Phil. III. 6. p. 42 sq. Fabric. B. Gr. T. IV. p. 406 sq. ed. Harl. 2) Die neun Epig. gibt Grund in den Anal. V. Poet. T. II. p. 255—255 ohne Unterfuchung, und hat damit den Hymnus unter die Hymnen von neun, und auf den Apollon von 25 Versen verringert. Von jenen sind in den Handschriften vier *Asiavolus* ohne nähere Bezeichnung überschrieben; No. 5. (Anth. Pal. VII. 553.) *A. Asiavolus*. No. 5. (A. Pal. V. 81.) *A. Asiavolus*. No. 9. (A. Pal. VII. 716.) *A. Asiavolus*. No. 10. (A. Pal. VII. 78.) *A. Asiavolus*.

der eine und der andre Vers erhalten. Indem wir hier die Einzelnen nach ihrem Vaterland und Beinamen sondern, stellen wir bei Jedem die überlieferten Nachrichten, wie mangelhaft sie auch sein mögen, zusammen.

a) Dionysios der Andrier, Verfasser eines Disquisitions der Anth. Palat. VII. 533; ist gänzlich unbekant.

b) D. der Byzantiner. Suidas (Tom. I. p. 601) nennt ihn einen Epiker (*ἰκνολογός*), ohne doch Werte von ihm anzuführen, die diese Benennung rechtfertigen könnten. Die von Stephanus Byz. ihm beilegte *νεγριγγός τοῦ ἐν Βοσπόρῳ ἀνάλωτος* war in Prosa geschrieben. Diefes Werk war im Anfange des 16. Jahrh. noch vorhanden, wo es von P. Cyllius seiner Beschreibung des Bosphorus Thracicus zum Grunde gelegt, und mit reicher Sachkenntnis erläutert worden ist⁸⁰⁾. Ein andres Werk dieses Byzantiners *νεπὶ ὁρίων* betitelt, nennt Suidas *νόμισμα πατρὸν ἐκκλησιολογία*, wo es unentschieden bleibt, ob die Erbschaften zu *ἐκκλησία* (als eine Gattung des ὁρίων). S. Phot. Bibl. Cod. 239. p. 321, 30), mit denen jenes Werk angefüllt war, aus fremden oder eignen Liedern des Dionysios bestanden. Der Titel des Werkes selbst *νεπὶ ὁρίων* läßt vermuthen, daß es eher eine Abhandlung als ein Gedicht war.

c) D. Chalkok. Ein Dichter und Redner Athens, dessen Leben noch vor den Ausbruch des peloponnesischen Krieges oder in die ersten Zeiten desselben fällt⁸¹⁾. Den Beinamen erhielt er davon, daß er den Athenern den Gebrauch ebener Münzen in einer Rede empfohlen hatte⁸²⁾. Aus einigen Dichteln seiner Elegien, welche Athenäus (X. 443. D. XIII. 602. C. XV. p. 668. E. 669. A.) anführt, geht hervor, daß er dem Ungeordneten nachstrebte; wie er z. B. einmal von Trankern den Ruder schlag des Dionysios (*ἰσχυρὰς Ἀσπιδος*), die Seher & Schiffer des Symposiums und Ruderer der Vocale (*συντονοῦλον ναῦται καὶ κελύων ἑστῆται*), und die Poesie den Schrei der Kalliope (*καρὰν καλλιόπης*) nannte, was Aristoteles (Rhetor. III, 2, 11) mit Zabel erwähnt⁸³⁾.

3) Jonsius irrte, wenn er a. a. D. S. 46 behauptet, daß sich dieses Werk in einem Gelehrten der i. Bibliothek in Paris befände. Es ist nur ein Bruchstück aus dem *Predicium*, das Du Gange in der C. Palat. Christ. init. und Quibus in den Geogr. misc. T. III. hat abdrucken lassen. S. Fabric. B. Gr. Tom. IV. p. 611. Wie richtig und wie fruchtlos doch Luc. Jonsius diesem Werk nachforschte, erhellt aus seinen von Wolfenbütel (Paris. 1817.) edirten Briefen S. 85, 63 u. 471. 4) Diefes Werk von Cyllius erschien erst nach dem Tode seines Verfassers sehr entstell, und ist ohne wesentliche Verbesserung in Gronov. Thes. Antiqu. Gr. T. VI. und in Banduri Imperio Orientali wiederholt. Daß sich t. Jonsius nicht um Berichtigung der darin eingeschlichenen Irrthümer eifrig bemüht hat, erhellt aus seinen Briefen. S. E. 64 und in Berothens Epist. (Paris.) p. 15 sq. 5) S. Plutarch. Vit. Nicol. c. 5, wo auch seine poetischen Werke Erwähnung geschieht. 6) Athenaeus. XV. p. 669. D. über die Gade t. Jonsius in Staatsl. Athens. 2. Th. S. 156. 7) Die Bruchstücke seiner Elegien sind überfetzt von W. G. Weber in den Elegischen Dichtern der Griechen. I. Th. S. 254. Bgl. 2. Th. S. 634.

Chäremon, dem er auf dem Lehrstuhle zu Alexandria nachfolgte. Er lebte unter Nero bis zum Trajan, war Vorstand der Bibliotheken, und bei dem Secretariat und Gefandtschaftswesen der Kaiser angestellt (Suidas T. I. p. 598). Schriften werden von ihm nicht angeführt.

b) Ein anderer Alexandriner dieses Namens, der Sohn des Xerus, gewöhnlich der Thrazier genannt, entweder weil er wirklich aus Thrazien war, oder wegen der Rauheit seiner Stimme“); Einige lassen ihn aus Byzanz stammen“), aus Verwechselung mit einem andern; endlich soll er auch der Rhodier gewesen habe, weil er Bürger von Rhodos gewesen“). Nach Suidas (T. I. p. 598) war er ein Schüler Aristarch“), und gab zur Zeit des Pompejus Magnus zu Rom Unterricht in der Dichtsamkeit (*doctores*). Außer andern Schriften und Commentaren schrieb er *ἱστορίαι γραμματικαί*“), oder *ῥήγνυ γραμματικῶν*, welche letztere zuerst Fabricius aus einer hamburger Handschrift an das Licht gestellt hat“). Schollen zu derselben von Diomedes, Chrobodocus, Melampus, Porphyrius und Stephanus hat Willouin aus einer Handschrift der St. Markus-Bibliothek herausgegeben“), und wiederum mit den Schollen Imm. Bekker aus einer pariser Handschrift“). In diesen Schollen wird es in Zweifel gestellt, daß der Schüler Aristarch Verfasser der *ῥήγνυ* sei, und Gründe der Verschiedenheit angeführt“); vor Kurzem aber ist von Götting die Vermuthung aufgestellt worden, daß jenes Werk aus dem dümkenischen Collegio hervorgegangen sei, das von Constantin dem Großen gestiftet, bis zum Jahre 730 gebauet hat“), und in welchem, außer andern Wissenschaften, auch die Grammatik gelehrt wurde. Ubrigens hat sich von der dem Dionysius beigelegten Grammatik eine armenische Uebersetzung aus dem vierten oder fünften Jahrh. erhalten, in welcher den 21 Abschnitten

des von Bekker edirten griechischen Textes noch fünf andere über verschiedene grammatische Gegenstände angehängt sind. Diese Uebersetzung ist mit dem andern griechischen Texte zur Seite aus zwei pariser Handschriften herausgegeben von Girib in den *Mémoires et Dissertations sur les antiquités nationales et étrangères publiées par la société royale des antiquaires de France*. Tom. VI. p. 1—93. Ubrigens werden von Dionysius Autor angeführt *Métraux* (Schol. ad Odys. X, 9. ap. Buttmann. p. 539); eine Schrift *ἡπὶ Πόσειδον* (Steph. Byz. in *Thaoué*); und *ἡπὶ τῆς ἡμετέρας τοῦ ἡπὶ τῶν ῥητορικῶν συλλόγων* (vielleicht aus den *Métraux*), von welcher Schrift sich ein bedeutendes Bruchstück bei dem Clemens Alex. (Stromat. V. 8. p. 672, 27) erhalten hat.

c) Dionysios, Sohn oder Schüler des Tryphon, wird als Verfasser einer Schrift *ἡπὶ δρουρίων* angeführt, aus welcher *Athen. VI. p. 255. C.* eine Stelle des 11. Buches erwähnt *XL. p. 503. C.* und wahrscheinlich aus demselben Werke *XIV. p. 641. A.*, welches auch namentlich von Horapotation in *γινώσκων* und *ἔργων* angeführt wird. Stephanus von Byzanz beruft sich ebenfalls auf ihn (*Μετὰρῶς* und *Ὀα*), doch ohne Nennung seiner Schrift.

d) D. aus Pergamum, mit dem Beinamen Attisus, ein ausgezeichnete Schüler des Rhetors Apollodorus, der den Kaiser August unterweisen hatte; und nach Strabons Zeugnisse (*XIII. p. 625, 464*) selbst ein guter Sophist und historischer Erzähler (*ἱστοριογράφος*).

e) D. aus Phaselis in Lycien, ist durch einige Bemerkungen und eine schlechte Conjectur über Pindars *Pyth. II. 1* bekannt. Die Schollen erwähnen ihn *OL. XI. 55* mit der Umschreibung *οἱ ἡπὶ Ἀριστοῦ*, und *Nem. XI. init. οἱ ἡπὶ Θρακίας* (s. Böckh. Praef. ad Pindar. T. II. p. XVI). Eine Schrift *ἡπὶ τῆς Ἀριστοῦ νομίας* und eine andre *ἡπὶ τῶν νομῶν* führt der Verfasser des *ῥήγνυ Νεανόπου* an (s. *Nicanderi Thesi. ed. Schneideri p. 3. Luc. Holsten ad Steph. Byz. p. 342, vergl. Schellenberg de anim. Coloph. p. 50*).

f) D. aus Sidon, ist nur durch Anführung homerischer Commentatoren bekannt. *Eustath. Od. a. 203. p. 1410; 59* und öfter in den Schollen der St. Markus-Bibliothek. *S. Villosion Proleg. ad Iliad. p. XXIX.* (*F. Jacobs.*)

DIONYSIOS der Perieget, Verfasser eines geographischen Lehrbuchs. Die Menge der Schriftsteller, die denselben Namen führen, und durch Beinamen nicht immer hinlänglich unterschieden sind, sowie der Umstand, daß mehre derselben Werke gleichen Inhaltes beigelegt werden“), ohne nähere Bestimmung ihrer Form oder andre Kennzeichen, woraus entschieden werden könnte, ob das vorliegende Gebieth oder ein andres profaisches

eine Verwechselung der Personen annehmen. Es kann aber auch derjenige Parthenius gemeint sein, dem ein Dichter der Anthologie (*Anth. Pal. VII. 577*) wegen der von ihm gegen Pome ausgetretenen Lehren penalisirten Strafen im Exil anzuwies. *C. Catalog. Poet. Epigr. in Anim. ad Anth. Gr. T. III. 3. p. 891 sq.*

38) *δὴν τὸ πρῶτον τῆς γῆς*. *Etymol. M. p. 277 (251. Bek.)*. Schollen ad Dionysii *ῥήγνυ* ap. Fabric. B. Gr. VI. p. 810. 59) In dem Cod. Matrit. 83 bei *Iriarte, Catal. p. 314: Ἀριστοῦ* αὐτῶν *Βυζαντίου, αὐτοῦ ποιοῦ, Ἀριστοῦ καὶ ἡπὶ ἡμετέρας*.

40) *Strabo XIV. p. 655: Ἀριστοῦ δὲ αὐτῶν καὶ Ἀντολίωνος αὐτῶν Ἀριστοῦ ποιοῦ Ἀριστοῦ ποιοῦ*, in *Leobordo d. Pödis*. Nach *Athenaeus XI. p. 489. A.* gab er in Rhodos Unterricht. Unter seinen Schülern war auch der ältre Ipparchus, der in dem Mithridatichem Kriege von Lucullus gefangen und von Mithridates nach Rom geführt wurde. *Plut. VII. Luculli c. 15.*

41) Gewissermaßen ist die Richtigkeit, daß er seinen *ῥήγνυ* gemeint und auf seine Schrift die Tragödie abgelehnt habe, *δὴν τὸ ἀνορθόφρων αὐτῶν κατὰ τὴν τραγῳδίαν*. *Etym. M. p. 277 (251).* Die letzten Worte deutet Götting in der *Beobacht. zu Theodora. Gramm. p. V: criticum quasi Melpomene in praecceptoris sui viceribus habitare tentatus.*

42) Unter diesem *ῥήγνυ* wird das Werk vom Euphrasius angeführt. 43) *Fabr. B. Gr. Tom. VI. p. 311 sq. 44) Villosion. Anecdota T. II. p. 90. 45) Anecdota Tom. II. 46) S. bei Fabricius a. a. O. S. 310 und Götting, Praefat. ad Theodori Alex. Gramm. p. V. 47) Götting, Praefat. ad Theodora. p. VI sqq.*

1) Suidas legt eine *νεπὶ ῥήγνυ Ὀλυνθίου* dem vorhinrichtigen, dem miltischen, dem rhodischen oder samischen Dionysios bei; endlich vermuthet er auch, daß der Byzantiner der Verfasser der vorliegenden Periege sei.

oder poetisches Werk dieses Inhaltes gemeint sei, oder vielleicht in der Anführung selbst Irrthum und Verwechselung obwalte; alles dieses macht die Bestimmung des Vaterlandes, aus dem der Verfasser der Periëgeſe kammt, und der Zeit, in welcher er geschrieben, so schwierig, daß nach mehrern, diesem Gegenstande gewidmeten, Untersuchungen¹⁾, beides noch zweifelhaft und so keiner völlig genügenden Entscheidung gebracht worden ist²⁾. Wir wollen hier also zunächst die mangelhaften Nachrichten der Alten, dann die in dem Gebiete selbst aufgefundenen Spuren anzeigen, und mit diesen die aus beiden Quellen abgeleiteten Meinungen der Neuern verbinden.

In dem Anfang der Epistel des Eustathios an Johannes Ducas (p. 81. ed. Bernh.) heißt es: Man erzähle vom Dionysios, er sei seiner Abkunft nach ein Libyer; auch andre Schriften (außer der Periëgeſe) würden ihm beigelegt, *Αἰθιακῶν, Ὀπριδανῶν und Βασαυρῶν*; die *Αἰθιακῶν* würden ihm wegen Ähnlichkeit des Charakters mit Recht zugeschrieben; die *Βασαυρῶν* hingegen, wegen der Naubigkeit, seiner nicht für würdig gehalten, und deshalb auf den samischen Dionysios übertragen; die *Ὀπριδανῶν* aber auf einen andern aus Phibolothia, den man wegen Improbität (Unangemeßensheit) der Schreibart *ἰνακτορ* genannt habe. In dem Commentare zu B. 355 bemerkt derselbe, es erhebe aus den Worten: *Πόρην τιμήσομαι, ἵππῳ μύθῳ εἶκοι ἀνίσταμαι*, daß Dionysios nicht zur Zeit der Republik, sondern unter den Kaisern, dem Nero, oder nach Einigen dem August, gelebt habe.

Mit Eustathios stimmt in Rücksicht auf die Werke des Dionysios der Scholiast überein, der noch außerdem in dem vorangeschickten *Βίῳ Αἰθιακῶν* erzählt, er sei ein Sohn des alexandrinischen Dionysios, woraus aber sogleich der hiermit nicht zusammenstimmende Verfall folgt, es sei unbekannt, woher er gewesen und von welchen Eltern³⁾. Zu B. 355 lautet das Scholion: „Dies sagt er in Beziehung auf Nero, den römischen Kaiser, unter welchem der Dichter Dionysios lebte.“ und zu B. 1052 *Αἰθιακῶν Βασαυρῶν*; „des Nero; denn unter diesem hat Dionysios gelebt.“

Bei Erwähnung der Stadt Charax am persischen Meerbusen sagt Plinius (Hist. Nat. VI, 27. p. 31), in ihr sei Dionysios, der jüngste Autor der Länderkunde, geboren, den Augustus, als er seinen ältesten Sohn (Gaius Cäsar, den Sohn des Agrippa) wegen der parthischen und arabischen Händel nach dem Oriente habe sen-

den wollen, vorausgeschickt habe, um über Alles Nachrichten einzuholen⁴⁾.

Diese beiläufige Nachricht hat Einigen durchaus entscheidend geschienen⁵⁾. Der von Plinius genannte Geograph muß unser Dionysios, und die vorliegende Periëgeſe eine Frucht jener Geschäftsreise gewesen sein, und so hat man kein Bedenken getragen, dem Verfasser des Gedichtes den Beinamen des *Characensis* beizulegen. Diese Annahme mit der gewöhnlichen Meinung in Uebereinstimmung zu bringen, daß Dionysios ein Alexandriner gewesen, erinnert man sich, daß das von Alexander dem Großen gegründete Charax auch Alexandrien geheißen habe, und nimmt hierauf an, daß dieses asiatische Alexandrien mit dem ägyptischen verwechselt, und auf dem Grund dieser Verwechselung der Dichter, der aus Äthen gekammt, zu einem Libyer gemacht worden sei, indem der Libyer hier einen Ägypter bedeute. Es fällt in die Augen, daß diese Annahmen mehr als eine Willkürlichkeit enthalten, durch welche die Identität des Plinianischen Dionysios und des Dichters zweifelhaft genug gemacht wird, um durch einige hinzutretende Bedenklichkeiten, wenn diese auch einzeln nicht entscheidend sind, gänzlich aufgehoben zu werden⁶⁾.

Die Angabe, welche den Dionysios zu einem Libyer macht, wodurch seine Abkunft allerdings höchst unbestimmt bezeichnet wird, unterstützt Eustathios durch einen unhaltbaren Grund. Denn indem der Dichter L. 9 die Beschreibung des Erdkreises mit Libyen beginnt (*ἡρώτορ μὲν Αἴθρη, πῦρ δ' Εὐρώπη, Αἴολοι γὰρ*), bemerkt Eustathios, er gebe diesem Welttheile den Vorzug nicht wegen einer geographischen Nothwendigkeit, sondern aus Liebe zur Heimath. Man bemerkt dagegen; daß auch

4) Hoc in loco genitum esse Dionysium, terrarum orbis situs recentissimum suctorem, constat, quem ad commentanda omnia in Orientem praemisit D. Augustus, iterum in Armeniam ad Partiches Arabicasque res majore filio. 5) *Foerster* l. c. p. 172: Oanem scopulum tollit, illa temporibus proxima Plinius; nam quia idem ait Dionysium, de quo Plinius loquitur, et iate, quem habemus, dubitari non potest. 6) Zuerst Meinung ist *Hadr. Valerius* ad Ann. Marc. XXIII, 6, 26. p. 372, und ad *Excerpt. Petros.* p. 6. 6) a. Dionysios selbst sagt B. 707 — 717, er sei nicht zur See gerickt, noch habe er auf Schiffen gelebt oder Handel getrieben, wie Viele aus Begierde nach Reichthum das rechte Meer mit Verachtung der Gefahr beschiffen, sondern ihn trage der Mühe der Wälen, die ohne Irrer weiter Meer, Land und Gebirge und die Pläne der Sterne durchkreuzten. Das Gedicht ist also jedenfalls nicht nach der Geschäftsreise in den Orient geschrieben, wie es denn überall aus bekannten geographischen und poetischen Quellen geschöpft ist, auch keine bestimmte Spur von Autopsie trägt. b. Das Werk, das Plinius vor Augen hatte und an mehr als einer Stelle anführt, umfachte die ganze damals bekannte Erde, und zeichnete sich durch genaue Angaben der Entfernungen und Wäse aus, was bei dem Gedichte nicht statthaten. c. *Ulert*, *Geogr.* I, 1. S. 192. c. Der Auftrag des Augustus ist von der Art, daß man schwerlich einen Dichter dazu wählte. Ein wissenschaftliches Studium der Geographie aber, was doch allein zu einem solchen Gedichte befähigen konnte, und wie es sich, nach Plinius' Angaben, in dem Besichte des Characensis fand, auch, beweist das Gedicht nicht. d. Es ist endlich auffallend, daß, wenn der Verf. der Periëgeſe aus Charax war, er seinen Geburtsort nicht einmal mit Namen nennt.

2) Wir nennen hier vorzüglich *Doddwell*, de actate et patria Dionysii Periegetae, im vierten Bande von *Hudson*, Geogr. minor. J. G. *Foerster*, de Hist. Gr. II, 8. p. 170. *Cellarius*, Dissert. Acad. p. II. No. XII. *Fabric*, B. Gr. Vol. IV. p. 586. *Hart. Wernsdorff*, Poet. Lat. min. V. l. Kxc. X. ad Prisc. Perieg. p. 581. *Notan* in *Ariani* Perieg. II. Vol. V. 2. p. 1106. *Ulert*, Geogr. der Gr. u. R. I. Th. S. 208. 3) *Schizli* in *Seebach's* R. Archiv für Phil. S. Jahrg. 2. S. 32 ff. *Bernhardy*, Commentat. de Dion. Perieg. p. 489 sq. Neue Untersuchungen ver sprach *Passow*, deren Ergebnisse er vorläufig anzeigt in der Vorrede zu seiner Ausgabe S. xiv. 3) Nicht ohne Grund sagt *Gul.* p. 111 in der Vorrede zur Ausg. der Periëgeſe: *Ipsum Apollinam Delphicum si de re adeo solus consultus fuisset, nonnulla acciperet aliquod responsum redditurum fuisse arbitror.*

Vermuthungen sind mit einer dritten Stelle der Periegefe (B. 1051) in Verbindung gesetzt worden. Nachdem Dionysios hier von der Nacht der Parther gesprochen, setzt er hinzu, sie seien befehlungsgeacht von dem Schwerte des aufstehenden Königs bejähmt worden¹⁵⁾. Eustathius bezieht dies auf die Demüthigung, welche die Parther, durch August, um des Cerasius Niederlage zu rächen, erfuhren; andere auf die wahrhaftigen Siege Ceroers¹⁶⁾. Noch weiter hinaus wurde von Andreä das Leben des Periegeten aus einem andern Grunde gerückt. Das Verikon des Stephanus Byzant. (Ἰουσαία) führt einen Vers des Poeten¹⁷⁾ Dionysios (τῆς δὲ πόδος ἀποκρίνῃ ἑυλαοῦ νό-
μοις) an, der sich in der Periegefe nicht findet, während doch Aeneas in seiner paraphrasirten Uebersetzung (B. 1084—1090) jener Stadt, welche die Periegefe nicht einmal erwähnt, mehrere rühmende Verse gewidmet hat. Um nun für den angeführten Vers einen Platz zu gewinnen, nahm man bei B. 918 eine Lücke an¹⁸⁾, und da man nachweisen konnte, daß Elagabalus die Stadt Emisa, in welcher er einen Tempel hatte, begünstigte, so glaubte man sich berechtigt, den Periegeten und die Anfertigung seines Gedichtes der Regierungzeit jenes Kaisers zuzuschreiben¹⁹⁾. Will aber doch die Voraussetzung einer Verflummelung des griechischen Originals wenig für sich hat, so haben Andreä vermuthet, der oben erwähnte und in der Periegefe vermiste Vers sei aus dem Dionysios'schen Gedichte, den Bassaricus, entlehnt²⁰⁾, und aus demselben Gedichte habe Aeneas das Lob von Emisa in seine Uebersetzung aufgenommen²¹⁾. Noch später Zeit weißt der neuere Herausgeber der Periegefe dieses Gedicht zu; denn indem er, statt an den einzelnen Stellen zu halten, welche diese Untersuchung bisher, ohne zu einem Resultate zu führen, geleitet hatten, das Ganze in die Augen faßt, weist er Vieles nach, was in ethnographischer Rücksicht, und als Ausdruck herrschender Gesinnungen und Zeitansichten²²⁾, noch über die Regierung

des Elagabalus hinaus auf das Ende des dritten oder den Anfang des vierten Jahrh. hinweist. Ihn noch weiter hinauszuücken, dürfte sein Schweigen über Constantinopel nicht gestatten, daß er, wenn es schon Sitz des Reichs war, nicht hätte übergehen können²³⁾.

Von dem Gedichte dieses Dionysios, wer er auch gewesen sein mag, einem Werke von geringem Umfange (1186 Versen) in Betracht des reichen Stoffes, urtheilten die Alten, es zeichne sich durch Klarheit und gute Ordnung aus, ermangele auch, bei wenigen Flicken, keiner Art von poetischer Schönheit²⁴⁾. Auch die Neuern haben es an Lobsprüchen nicht fehlen lassen. Wenn ihm aber schon das Verdienst der Klarheit nicht abgesprochen werden kann, so muß man doch eingestehen, daß der poetische Werth desselben auf Anwendung der gebräuchlichen Formen der dichterischen Sprache beschränkt ist, wie diese aus dem fleißigen Studium der alexandrinischen Dichter gewonnen werden konnte²⁵⁾; bei manchem, oft überschwänglichem, Fabelstoffem aber doch oft zur trocknen Prosa herabsinkt. In geographischer Rücksicht folgt es dem Systeme des Eratosthenes; in der Chorographie sind auch spätere Quellen benützt²⁶⁾, deren Ergebnisse in den engen Raum eines poetischen Compendiums aufzusammendrängen sind, wahrscheinlich mit der Absicht, daß es zu leichter und angenehmer Übersicht des Geographie, besonders in Beziehung auf den poetischen Gebrauch derselben, dienen sollte²⁷⁾. Daß diese Absicht erreicht und das kleine Gedicht dem Unterrichte zum Grunde gelegt worden sei, erhebt aus der Menge der Handschriften, in denen es sich erhalten hat (in Paris allein 33, nach Bredow, Epist. Par. p. 42, von denen ein Theil nach Italien zurückgekehrt ist), den Uebersetzungen und Paraphrasen desselben²⁸⁾; endlich aus den zahlreichen Glossen

15) ἄλλ' ἔπειτα κατὰ θῆρον ἀνιμυκτῶν περ ἑλντα Ἀ-
γορίων βουλήτος ἐκπαυθῆναι ἀνέκω. 16) Scaliger a. a. D.
17) Ἀνδριανός οὐ ποιεῖ. Diese Bemerkung ist auffallend, da
Stephanus an andern Stellen für ποιεῖν oder οὐ ποιεῖν
hinsetzt. 18) Jurell Salmas. ad Vopisc. Vit. Aurel. c. 25.
Script. Hist. Aug. Tom. II. p. 477. Dann Jac. Holsten. ad
Steph. Byz. v. I. Iouσαία. 19) Böttigch. Dobrow. a. a. D.
f. XXIV—XXVI. p. 88 sq. Auch Litzow, Recherches sur
Dieux p. 406, zeigt sich geneigt, den Periegeten für einen Zeit-
genossen Elagabalos oder des Alexander Severus zu halten. Ver-
dem ist, wie ich aus Bernhardt's Commentat. de Dion. Per-
ieg. p. 495 sehe, die dreifache Vermuthung noch weiter hinauf,
indem er wahrscheinlich fand, daß Dionysios, aus Ehrlichkeit ge-
gen den Kaiser, Emisa allerdings gelobt habe, wie sich beim Aeneas
findet, diese Stelle aber nach dem Tode jenes wahrhaftigen
Terebant ausgesetzt worden sei; Aeneas aber habe ein älteres,
noch unvollständiges Exemplar vor Augen gehabt. 20) Diese
von Pindar zu Epian aufgeführte Vermuthung hat Bernhardt
a. a. D. weiter verfolgt. Auch Pausanias stimmt ihr bei: verba
apud Steph. Byz. non Periegetae sunt Dionysii, sed Samii,
Bassaricorum auctoris. 21) E. bogen Bernhardt, Com-
mentat. p. 494 sq. 22) E. Bernhardt a. a. D. S. 513 fg.
Von Anzeichen der ersten Art ist, außer mehreren andern, die Erwähnung
der Namen B. 308 und der Namen B. 780 zu be-
achten; von den letztern, die Nocturne, mit der der Perieget an die

ten Stellen sehr stark erwähnt (Vergl. auch Fernand. p. L.
M. V. 2. p. 1107 sq.) und Böttigch. die Gabel einweist (E. Dri-
c. 1108 und Bernhardt S. 502).

23) Praeclara igitur et liberaliter agit putamus cum Dionysio,
si tantis oppressus iudicis faem tertii saeculi vel exordia
quarta quae totum ac proprium aetatem obtinere. Bernhardt
l. c. 24) Nach dem Anhang der Epist. Kuesth. p. 81 und
in der Epist. selbst, S. 77, 79. 25) Nachkommen des Kallimachos
und Apollonios, welche beide Dichter der poetischen Geo-
graphie weit kühnig waren, weiß Aeneas (Epist. erit. II.
p. 135 und 213) nach; aberst nach Herodotus (Loeb. Apollon.
p. 97 sq.). 26) E. Bernhardt, Commentat. p. 500. 27)
Dion. Perieg. v. 170 sq. Vergl. Priscian. v. 160 sq. 28) Eine
von Rufus Festus Aeneas (S. Annot. ad V. S. 502 fg.),
in welcher vieles von dem Originale vorgefallen, Vieles hinzu-
gesetzt, was in dem, was neuerer Nachbildung des griechischen Ge-
dichtes ist, eine so freie Bewegung herrscht, das Andre Bedenken
getragen haben, dieses Werk eine Uebersetzung zu nennen (E.
Fernand. l. V. 2. p. 656); die andre von Priscianus, die sich
enger an das Original anlehnt, ohne doch der Freiheit bald in
größere Auflockerung, bald in Zusammenhängungen zu entsagen
(Fernand. l. V. 1. p. 326). Aufsehen hat sich eine bayerische
Paraphrase in griechischer Sprache erhalten; die eine von einem
Ungelehrten, zuerst aus dem Cod. Baroc. von Vm. Thymotis
(Oxon. 1697) edit; die andre von Nicophorus Stenmitas unter
dem Titel: γεωγραφία συνοπτική, bei von Wehren erndt und
zur Herausgabe bestimmt (S. Hudson, Geogr. Mit. v. II.
p. 208. Bredow, Epist. Par. p. 43), endlich aus Bredow's Nach-

und Commentatoren. Unter diesen zeichnet sich der Commentar des Eustathius so vorzüglich aus, daß es nicht ungerecht scheint, zu behaupten, daß, in wissenschaftlicher Rücksicht, das commentirte Werk dem lehrreichen Commentare nachstehe⁵⁰). Alter vielleicht als er war der Scholiast, dessen leider oft verflüchtete Erklärungen ebenfalls vieles Schätzbare enthalten⁵¹). Einzelne interlineare Glossen finden sich in mehreren Handschriften.

Der Gebrauch, der im Mittelalter von der Periege bei dem Unterrichte gemacht worden war, wurde auch während des 16. Jahrh. fortgesetzt⁵²), aus welcher Zeit daher auch die größere Zahl der Handschriften stammt; nach Erfindung der Buchdruckeri aber kamen mehr die lateinischen Uebersetzungen Priscians und Xienus⁵³ in Gebrauch, bisweilen auch wol neuere prosaische, unter denen die Uebersetzung von Anton. Venerbig (Venedig 1477. 4.) die älteste ist. Der griechische Text erschien zuerst mit dem Priscianus (unter dem irigen Namen Xhemnius Lannius Palamon) zu Ferrara 1512. 4. in Verbindung mit dem Eustathius in der Ausgabe von Rob. Stephan. Lutet. 1547. 4., wobei einige Handschriften benutzt sind. Hent. Stephanus nahm die Periege in die Poetas prince. heroeici carminis auf (Paris 1566. T. II. p. 360) und gab sie dann mit dem Pomponius Mela und Andern nebst einer neuen lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen (Paris 1577) heraus⁵⁴). Mehrere folgten diesem Vorgänger, ohne neue diplomatische Hülfsmittel anzuwenden. Mit einem Commentare ward dieses Gedicht zuerst von Guil. Hill ausgestattet Londini 1657, und dann öfter; mit den Interlinear-Glossen und der Paraphrase des Anonymus von Erv. Thwaites (Oxon. 1697.) und von Hudson in den Geogr. Minor. T. IV. (Oxon. 1712.). In der neuer-

sten Zeit erschien es mit dem Arnaut, den Catastoricis und dem Avienus von C. E. Matthia (Francof. ad Moen. 1817.), welcher Ausgabe Varianten einiger Handschriften und kritische Anmerkungen des Herausgebers beigefügt sind. Von diesen hat Passow in seiner durch Correctheit des Druckes, gefälliges Aussehen und werthvolle Anmerkungen ausgezeichneten Ausgabe (Leipzig 1825.) den geeigneten Gebrauch gemacht.

Zwei Jahrhunderte hindurch hat über der Bearbeitung der sogenannten kleinen Geographen ein meist ungünstiges Schicksal gewaltet. L. Holstenius⁵⁵ reider, in dem öfters wiederholten Brief an Pirese⁵⁶ (vom Jahre 1628) beschriebener Apparat⁵⁷) hat, obgleich zum April für den Druck ausgebeutet, nie das Licht gesehen; von einem andern, um dieselbe Zeit erwarteten Ausgabe von Fr. Lindenbrog ist kaum einmal die Rede gewesen⁵⁸); Jacob Gronov vollendete nur einen Theil der Sammlung (Kydin 1697. 4.); von Hudsons Ausgabe (Oxford 1698) ging die Hälfte kurz nach ihrer Erscheinung (1712) in Flammen auf⁵⁹); Pirese, reich an geographischen Kenntnissen, und nicht weniger an Plänen und Vorhaben, starb 30 und mehr Jahre nach der ersten Ankündigung, ohne bei einem unfrühen Leben je zur Ausführung zu gelangen; Et. Groir war ebenfalls zu demselben Werke vielfach gerüstet, aber durch den Ausbruch der aller Art von Gelehrsamkeit feindseligen Revolution in seinem Vorhaben gekräft⁶⁰), widmete er, nach hergestellter Ruhe, den Rest seiner Tage der Umarbeitung eines frühern Werkes. Endlich übernahm Bredow das verlassene oder vergessene Werk, und nachdem er sich durch einen Aufenthalt in Paris dazu vorbereitet hatte⁶¹), unterlag er, ohne sonderlich dabei vorgezogen zu sein, im Jahre 1814 einer langwierigen schmerzlichen Krankheit. Nach seinem Tod übernahm Spohn das verwaiste Geschick, wozu ihm der Kurfürst der Lothwider'schen Strabon seinen Beistand zugesagt hatte; nachdem er aber aus Bredows Nachlasse den Niecephorus Hemmadas (Lips. 1818. 4.) herausgegeben hatte, riefen ihn andre verdienstliche Studien, und bald darauf (im J. 1824) der Tod von

lasse von Spohn mit zahlreichen Anmerkungen zu Leipzig (1818. 4.) aus Licht gestellt worden ist. Verzeichnisse der Handschriften s. in Fabr. B. Gr. IV. p. 591., in Bernhards Ausgabe, p. xxii — xxxviii. Vergl. Passow, Praef. p. x, wo p. vi auch eine zu Maubius aufgeführte cum commentario Andreolici, wozon Bredow nicht bekannt ist, erwähnt wird.

29) Eine Ergänzung von Eustathius' Commentar zu B. 882 f. hat Schneider (Saxo) aus einem Codex der P. parifer Bibliothek in den Analect. crit. II. p. 18 herausgegeben, ohne Zweifel dießselbe, die E. Hest. (Epist. p. 76) und in Hred Ep. Par. p. 23 und 43 erwähnt. In der neuen Ausgabe, in welcher die *variorumque* Constantii, die bisher immer nur aus der schlechtesten Ausgabe von Robert Stephanus widerholt worden waren, nach dem Bredow verglichenen Handschriften an vielen Stellen berichtigt sind, hat sie den ihr gebührenden Platz eingenommen. 30) In Bredows Vor. p. 44 wird über diesen Eustathiasen so geurtheilt: Eustathio antiquiore, seculo VII vel VIII vivisse, ex puritate orationis conficio. Vir erat eruditus, et alia Eustathio non acquiparandus, qui poetas diligenter et propriis Martio refinit; ut priscianus quidem labia aliquando pertinet loqui, sed necesse ac plura erroribus excogitavit, quorum nec diversitate scripturam ad marginem relata, nec cometa notationum verborum accessione rationem explicaret idoneam.

33) Dieser großartige Brief ist in Hertzs Plan d'un Atlas historique, in Petronio Epist. Paris. p. 9 und in L. Holstenius Epist. a Fr. Boissasonio editis. p. 51 abgedruckt. 34) Jac. Gothofredus in seiner der Descriptio Veteris orbis Alpii (1628) vorgelegten Vorrede an Holstenius spricht davon als von einem täglich zu erwartenden Werke. 35) Durch diesen Umstand, daß die bisher letzten Hände eine bibliographische Stütze wurden, der vierte Band wird es durch eine früher von Hudson besorgte besondere Ausgabe des Dionysius (Oxon. 1697) erfüllt. Der griechische Text des ganzen Werkes ist zu Wien 1803, durch Beforgung des Griechen Demetrios Xerandrides, in einem schmalen Abdrucke widerholt worden. 36) E. Mémoires sur une nouvelle édition des petits Géographes anciens im Journ. des Savans. 1789. p. 657. Eine förmliche Ankündigung des Werks nebst Bitte um Beiträge lief Pirese in die X. L. 1785. Nr. 128 einzulegen. E. Bredow, Ep. Par. p. 36. Daß er um diese Zeit auch einen Prospectus der neuen Ausgabe anfertigte, erhellt aus einem Briefe an Holstenius in Wolffs liter. Anz. I. S. 403. 37) Über den Erfolg dieser Reise erlassen die Epistolas Parisenses (Leipz. 1812) Bericht, vornehmlich Epist. IV. und VI.

dem übernommenen Werk ab. An seine Stelle trat endlich G. Bernharty, durch umfassende Kenntniß der Sprache und des gesamten Alterthums vorzüglich befähigt, und stellt, mit den Hülfsmitteln der frühern zur Herausgabe sich rühmenden Vorgänger versehen, als ersten Band der Geographi minores die Periegesis des Dionysius (Lips. 1828. 2 Voll.) an das Licht. Diese Ausgabe, die durch Vollständigkeit der alten Commentare, die kritische Behandlung und den Reichthum gelehrter Anmerkungen, ihre Vorgänger weit hinter sich zurückläßt, enthält 1) den berichtigten Text der Periegesis mit lat. Uebersetzung; 2) den Commentar des Eustathius; 3) die aus den pacifer Codd. gezogenen Schollen; 4) die Paraphrase des Anonymus; 5) die *zeugagias* *avontatij* des Hieronymus; 6) die Periegesis des Avienus; und 7) des Priscianus; 8) eine *Commentatio* des Herausgebers de Dionysio Periegeta; 9) die Anmerkungen zu dem Geicht und den griechischen Auslegern; 10) die notwendigen Indices, so daß sich in dieser Ausstattung den Wünschen gelehrter Geographen wol auf lange Zeit hinaus erlösen dürfte. (F. Jacobs.)

DIONYSIOS, aus Argos, Zeitgenosse des Glaucos, Aristomeron und Agelados. Ihre Blüthezeit kann nur nach ihren Werken bestimmt werden, welche sie in Folge eines Gebüßes für Smilkythos arbeiteten und dieser als Geschenk an ihn ausstellte. Er war, wie Herodotus meldet, ein Sklave, *δοῦλος καὶ τραπεζῆς*, des Königs Anaxilas, zu Argium, dann Verwalter seiner Schätze und nach dem Tode seines Beschützers Freund der königlichen Kinder. Nachdem er bei diesen verweilt, durch Darlegung genauer Redensschaft sich als des Vertrauens, das er genoßen, würdig erwiesen hatte, zog er sich mit dem Ruhm eines tugendhaften Mannes nach Tegea zurück, und weihete, als sein Sohn von einer schweren Krankheit genesen, nach Dioniopia sehr kostbare Geschenke, welche Dionysios und Glaucos genoßen haben sollen, also erneuerte. Anaxilas starb Olymp. 76, 1. 2); Smilkythos zog sich nach Tegea zurück Olymp. 78, 2. 3). Wenn aber der Tempel zu Dioniopia nicht vor D. 81 erbauet worden ist, so müssen diese Geschenke anderwärts aufgebracht worden sein *). Kann aber nicht auch Smilkythos mehr Jahre später die Geschenke nach Dioniopia geweiht haben? Wer dieser Künstler Lehrer gewesen, weiß Pausanias nicht zu berichten, er gibt im Allgemeinen die von ihnen gearbeiteten Geschenke, die des Dionysios als die kleinern *), die des Glaucos als die größern **) an. Welche zu den größern und kleinern gehören, lassen die etwas dunkeln Worte des alten Archologen nicht deutlich errathen. Dielsch schreibt dem Dionysios zu die Bildsäulen des Zeus und Herkules; Silig die Bildsäule des

Agon mit den Haltern, — des Kampfes — des Dolchos, Herkules und eines unbärtigen Zeus; Siebels wieder andre **). Bestimmt wird ihm von Pausanias beilegt: Herakles' Kampf mit dem nemeischen Löwen, mit der Hydra, dem Kerberos und dem erismantischen Schweine, welche die Herakler den Marandynern im Krieg als Beute entrißen und nach Dioniopia geweiht hätten. Für Phormios von Mämalum, welcher Geten in Sicilien und seinem Bruder Hieron im Kriege wichtige Dienste geleistet hatte und nach Delphi und Dioniopia Geschenke weihete, bildete er in Erz ein Pferd mit einem Sklaven, das in Dioniopia stand **).

2) Dionysios, der Marmorbildner, soll eine Here im Portikus der Stasie zu Rom gearbeitet haben **). Dieser muß später gelebt haben, als Dionysios, der Erzbildner, weil die Kunst, den Marmor zu bearbeiten, in so früher Zeit noch in der Blüthe lag *).

3) Dionysios aus Kolophon, ein Maler, welcher das eine Flügelthor eines Tempels malte, das andre Kimo von Kleonä **). Welches Tempels, wissen wir nicht *). Seine Kunstgeschicktheit wird von den Alten sehr gerühmt. Im Vergleiche mit Polygnotos hat er die Menschen gemalt, wie sie sind, dieser aber edler, und Pausanias schlechter *). Wichtigste stellte er Charaktere und Leiden: schaften dar und zarter behandelte er das Gewand, als Polygnotos *). Kraft und Leben war in seinen Gemälden, wenn auch alle den Schein von Würde und Geizungenem hatten *). Ihm eigenthümlich war die Treue der Natur. Was er eigentlich gemalt, nennen die Alten nicht und von seinen Werken ist kein mehr vorhanden. Erlebte über die Zeit seines Lebens schwanken die Nachrichten der Alten und das Urtheil der Neuern. Wäre er ein Zeitgenosse des Kimo von Kleonä, so würde er in eine frühere Zeit, in Olymp. 80, hinaufgerückt, und könnte unmöglich, wie Heyne und Meyer **), welche ihn mit Dionysios Anthropograpchos ***) — Portraitmaler — in eine Zeit versetzen wollten des Apelles Zeitgenosse sein. Dieser Annahme widerspricht Silig *). Ist er ein Zeitgenosse des Polygnotos, oder hat er später gelebt, weil er Polygnotos Gemälde nachahmte, so kann er nicht mit Kimo zugleich gelebt haben. Auch kann er nicht zur Zeit Alexanders des Großen gelebt haben; die Nachrichten geben davon keine Spur **).

Gewiß gab es mehr Maler dieses Namens, welche zu verschiedenen Zeiten lebten und diese Wirren in der Bestimmung der Blüthezeit der Genannten veranlaßten. Von einem, welcher mit Eupolis ganze Gemäldergalerien

10) Annotati. zu Pausan. V. 26, 5. T. II. p. 279. De minoribus videtur Pausanias dicere a verbis *καὶ τοῖς ἀνδρῶς* s. 2. usque ad *Ἀγέτολ* *Αἰωνόφωτος* s. 3. de maioribus antem antea. 11) Pausan. V. 27, 1. 12) *Phn. H. N. XXXVI*, 5. s. 4. 13) *Silig*, Catal. p. 190. 14) *Anselm. T. I*, 142, LXXXIV. 15) *Jacobs*, *Annadr.* p. 256. *Wittiger*, *Archäol. der Mal.* s. 236. 16) *Aristotel. Poet. c. 2*. 17) *Arsion. V. H.* IV. 3. 18) *Plutarch in Timol. c. 56*. 19) *Art. temp.* p. 385. *Weber*, *sch. d. Kunst. 2. Abt. c. 19*. 20) *Phn. H. N. XXXV*, 10, 37. 21) *Silig*, Catal. p. 151. 22) *Weber a. a. O. I*. 23) *c. 196*.

1) Pausan. V. 26, 2, 6. 2) Herodot. VII, 170 und dazu Larcher. Diodor. Sic. Bibl. II, 48. 3) Pausan. V. 26, 4. 4) Diodor. Sic. XI, 66. *Maurob.* Sat. I, 11. 5) *Bierfeld*, *Epoch* 2. S. 80. *Silig*, Catal. Art. p. 150. 6) Siebels, Annotati. zu Pausan. V. 16, 5. Tom. II. p. 279. 7) *Bierfeld*, *Tempel zu Dioniopia*, c. 15 u. 102. 8) Pausan. V. 26, 5. 9) *Ibid.* s. 5.

süßte"), scheint Plinius anzugeben, daß er gegen das Ende der römischen Republik gelebt habe. Auf ihn paßt der Beiname Anthropoparaphus ebenfalls. (Schincke.)

DIONYSIOS AREOPAGITA. Nach Apostelgeschichte 17, 34 wurde zu Athen von dem Apostel Paulus ein Areopagit, Namens Dionysios, für den christlichen Glauben gewonnen, welcher nach dem Zeugnisse des Dionysios Korinthios (unter Mark Aurels Regierung) „h. der Gemeinde zu Athen als der Erste in der Reihenfolge ihrer Bischöfe vorkam. Schriften desselben sind den Kirchenschriftstellern der fünf ersten Jahrh. nicht bekannt; weder Eusebios noch auch Hieronymus und Genesius führen ihn auf in ihren Verzeichnissen der kirchlichen Schriftsteller.

Unter seinem Namen aber hat sich in Handschriften und Ausgaben eine größte Sammlung mystischer Schriften in griechischer Sprache fortpflanzt, bestehend aus folgenden Werken:

1) *Περὶ τῆς οὐρανίας ἱεραρχίας* (Περὶ τῶν Ἀγγελικῶν ἰσοκρίτων καὶ ταύτων, de div. Nomin. c. 4. §. 2), welches die Gesehe darlegt, nach welchen die Gottheit sich den himmlischen Wesen mittheilt, und die letztern nach drei Ordnungen, deren jede wieder in eine Trias getheilt wird, nach den Graden und Abstufungen dieser Mittheilung unterscheidet.

2) *Περὶ τῆς ἐκκλησιαστικῆς ἱεραρχίας*, die Ordnung und Stufenfolge der kirchlichen Mystikern, deren sechs unterschieden werden, die Art ihrer Vortreibung, und ihr Verhältniß zu der Mittheilung des göttlichen Wesens darstellend.

3) *Περὶ τοῦ αὐτοῦ ὁμοῦτων*, eine Untersuchung über das Wesen und die Eigenschaften Gottes, anknüpfend an die geistigern Namen und Prädicate Gottes in der heil. Schrift¹⁾. An diese Abhandlung schloß sich zunächst²⁾ eine *Συμβολικὴ θεολογία*, welche die symbolischen Zeichnungen des Wesens und der Eigenschaften Gottes in der heil. Schrift zum Gegenstande hatte, oder darüber handelte: *Τίνας αἱ ἀνὰ τὴν αἰσθητικὴν ἐνὶ τὰ θεῖα μετανοήσαντες*³⁾, sich aber nicht erhalten hat.

4) *Περὶ μυστικῆς θεολογίας*, eine kurze Betrachtung der Geheimnisse des göttlichen Wesens, wiewohl dasselbe über das Sein und Nichtsein, über alle bejahnende und verneinende Prädicate hinausgeht, und nur in dieser Unkenntlichkeit erkannt werden kann⁴⁾.

23) Plin. H. N. XXXV. 40; 43.

1) Auch dem Verfaßter dieses Briefes an die Gemeinde zu Athen ist Euseb. Hist. eccl. L. IV. c. 23. vgl. L. III. c. 4. 2) Nach seiner eignen Erklärung (de Theol. myst. c. 3) sollte darin gesagt werden: *Πᾶς ἀνθρώπος ἀναμύστων ἰδεῖν*, πᾶς ὢν, πᾶς οὗτος καὶ σωτὴρ, καὶ δυνάμει, καὶ ὅσα ἅλλα τῆς-νοητικῆς ἐστὶν οὐρανοφυῶς. Vgl. Ep. IX. §. 1. 4. De div. Nom. c. 1. §. 8, 9. §. 5. 3) Wie aus den Worten: *ἐνὶ τὰ θεῖα συμβολικῶς θεολογῶν ἠγωνίζων* deutlich hervorgeht, mit welchen sie endigt, hervorgeht. 4) De Theol. myst. l. c., durch welche Stelle die angrabenbe Folger der Werke überaus deutlich wird. Die unter 1 und 2 aufgeführten Briefe dort u. s. *θεολογία ἰσχυρονομία*. 5) Zur Erklärung des Begriffs vgl. Ep. I. §. 3., wo von dem zur mystischen Betrachtung sich erhebensten Gifte, gesagt wird: καὶ τότε καὶ αὐτῶν ἀπολείπει τὴν ὁραμένην καὶ τὴν ὁραμένην,

5) *Ἐπιστολαί*. Zehn Briefe, gerichtet an einen Therapeuten⁶⁾ Cajus (Ep. 1—4), einen Liturgien Doctores (Ep. 5), einen Presbyter⁷⁾ Sosipater (Ep. 6), einen Hierarchen Polykarpus (Ep. 7), einen Therapeuten Demophilus (Ep. 8), einen Hierarchen Titus (Ep. 9), und an Johannes, den Theologen und Apostel in seiner Verbannung auf der Insel Patmos (Ep. 10). Von diesen beziehen sich 1, 2, 5 auf den Inhalt der „mystischen Theologie“ zurück; 3 und 4 haben die Menschwerdung und Person Christi zum Gegenstande; 6 und 7 betreffen das Verhalten gegen die Nichtchristen; 8 empfiehlt milde Grundzüge hinsichtlich der Buße und der Wiederaufnahme Abgefallener in die Gemeinde; 9 verbreitet sich über symbolische und mystische Theologie und deren Verhältniß zur wissenschaftlichen; 10 verweist dem Verwesenen baldige Befreiung. Die größten Werke wurden, nach den Überschriften, vom dem Prediger Dionysios an seinen Sympresbyter Timotheos gerichtet, wie auch das vermehrte Werk über symbolische Theologie (vgl. Ep. IX. §. 1). Ein 11. Brief endlich, an den Apollonophanes⁸⁾, findet sich nur in wenigen Handschriften vor, scheint von einem andern Verfasser herzuführen und erst später zu der Sammlung der Areopagitica binzugehört zu sein. Dagegen stehen die übrigen Schriften in einer so genauen Beziehung auf einander und verrathen eine solche Gleichheit der Vorstellungen, des Vortrags und Sprachcharakters, daß die Einheit ihres Verfassers keinem Zweifel unterliegen kann.

Sich selbst bezeichnet der Vf. als einen Dionysios⁹⁾, einen Schüler des Apostels Paulus und eines Hierotheos¹⁰⁾. Zu den Zeiten der Kreuzigung Christi befand er sich mit dem Sophisten Apollonophanes zu Heliopolis in Ägypten, und beobachtete dort die wunderbare Sonnenfinsterniß während des Vollmondes¹¹⁾; später war er (wie es scheint, in Palästina) mit dem Aposteln Petrus und dem Alphäiden Jakobus vereinigt¹²⁾. Während der Apostel Johannes sich als Verwiesener auf der Insel Patmos befand, richtete er einen Brief an denselben¹³⁾. Aber auch die Briefe des Ignatius sind ihm schon bekannt¹⁴⁾, und Schriften eines Philosophen Clemens, wobei man

καὶ αὐτὸς τὴν γνώμην τῆς ἀγνοίας ἐκδέχεται τὴν ὁραμένην, καὶ ὅτι ἂν ποῦναι πᾶσις τῆς γνωστῆς ἀντιλήψεως. Ep. IX. §. 1.: καὶ τότε ἐκταύθη τὸν, τὸ ἀπὸ τῆς τῆς τῶν θεολογῶν παρὰ τὸν, τὴν μὴ ἀποδέχεται καὶ μυστικῶν, τὴν δὲ ἱσχυρῆ καὶ γνωμοφάνειαν καὶ τὴν μὴ συμβολικῶς καὶ τελεστικῶν, τὴν δὲ φησικῶν καὶ ἀποδιδόντων.

6) d. i. Mönch. Vgl. de Hier. eccl. cap. 6. l. §. 3. 7) Diesen Namen, als Bezeichnung eines kirchlichen Amtes, kennen nur die Überschriften. Der Verf. selbst braucht für die drei Kirchenämter, welche er unterscheidet, durchgängig die Namen *Λειτουργοί* (für Diakonen), *ἱερεῖς* (für Presbiteren) und *ἐπίσκοποι* (für Bischöfe). Vgl. de Hier. eccl. Cap. 5. l. §. 6. Ep. VIII. §. 4. 8) Nach Ep. VII. §. 2 ein Sophist zu Alexandria. 9) Ep. VII. §. 3. 10) De div. Nomin. Cap. 3. §. 2. §. 3. l. Von dem letztern kennt und braucht er *εὐσεβὲς ὄνομα* (de div. Nomin. Cap. 4. §. 15—17) und *ἱερολογικὴ ἀναγωγὴ* (de theol. myst. c. 3. §. 2. 11) Ep. VII. §. 2. 12) De div. Nom. Cap. 3. §. 2. 13) Ep. X. 14) De div. Nom. Cap. 4. §. 12.

wol an den römischen denken sollte¹⁴⁾. Seine eingestreuten Lebensnotizen umfassen also den Zeitraum von Niberius' Regierung an bis zu der des Trajanus herab. Da er aber schon zu Christi Zeiten als einen Erwachsenen, der der Bissigkeit Besessenen sich selbst darstellt, so mußte er die Christ von den göttlichen Namen, worin er die Ignatianischen Briefe benutzt, als fast 100jähriger Greis verfaßt haben. Die meisten der Schriften, auf welche er sich bezieht, sind, bis auf die von ihm nach ihrem ganzen Umfang benutzten beligen Bücher, dem Alterthum ebenso unbekannt, als seine eignen, und weder von ihnen, noch von den eignen, auf welche er verweist (wieweil sie nicht in der Sammlung steben), haben sich Spuren des einmaligen Vorhandenseins nachweisen lassen¹⁵⁾.

Die Geschichte dieser Schriften läßt sich zurückführen bis auf eine Konferenz mit den Ezerianern, einer monophysitischen Sekte, welche unter dem Vorstehe des ephebischen Metropolitens Hypatios, auf Veranlassung des Kaisers Justinianus, in Konstantinopel um das Jahr 532 gehalten wurde. Nach einem über diese Konferenz berichtenden Briefe des Innocenzius, B. von Maronia ¹⁰), beriefen sich damals die Ezerianer für ihre Dogmen u. a. auch auf das Zeugnis der Schriften des Dionysios Areopagita ¹¹), worauf ihnen Hypatios entgegnete, daß dergleichen Schriften der Kirche ganz unbekannt seien. Wegen das Ende dieses Jahrhunderts hat auch Gregorius R. ¹²) schon von dem Inhalte der „himmlischen Hierarchie“ Einiges genommen; um die Mitte des siebenten wurden die Areopagitica von Marimus Confessor in griechischen Scholien erläutert, und ein Jahrhundert später von Johannes Damascenus ¹³) als dogmatische Auctoritäten benutzt. Aber noch vor Photios erwähnte ein Prediger Theodoros, indem er für die Echtheit der Areopagitica sprach, Einwürfe gegen dieselbe, welche von dem Stillschweigen der ältern Lehrer, der Aufstellung jüngerer Überlieferungen und Begrüde, und der Benutzung der Ignatianischen Briefe hergenommen waren. Photios selbst scheint diese Einwürfe für gewichtigter gehalten zu haben, als deren versuchte Erhebungen, da er jene excerptirt, von diesen aber schweigt ¹⁴). Nach den Abendländern kamen Exemplare der Areopagitica unter Ludwig dem Frommen, welchem sie Michael Kalbus als Geschenk zusandte. Danach wurden sie von Johannes Scotus Erigena, unter Karl dem Kahlen, zugleich mit den Scholien

des Marimus, in das Lateinische überlegt²⁴⁾. Auf diesem Wege gelangten sie zu den abendländischen Theologen des Mittelalters, welche ihren mystischen Vortrag der Theologie nach ihnen bildeten, im theologischen Systeme (besonders den Abschnitten von den Engeln und den Sacramenten, dann auch in den Untersuchungen über das Wesen und die Eigenschaften Gottes) auf die Auctorität derselben sich stützten, und mit einander weiterferteten, ihren vorerwähnten Sinn durch Commentarien zu erläutern²⁵⁾, während unter den Griechen Georgios Paphameres im 13. Jahrhundert ihre Verstandnis durch Paraphrasen erleichterte.

Nach Erfindung der Typographie druckte man sich, diese Werke, welche bei Entwicklung der theologischen Begriffe im Laufe des Mittelalters so bedeutend mitgewirkt hatten, durch Herausgabe lateinischer Übersetzungen den abendländischen Völkern zugänglich zu machen. Zuerst erschien die Version des Camaldulenser Ordens Generals Ambrosius Traversari (Straßburg 1498). Im selben Jahre mit den Anmerkungen des Jakob le Fevre zu Paris nachgedruckt; dann folgten die alten lateinischen Übersetzungen des Johannes Scotus Erigena (vgl. Ann. 22) und des Johannes Saracenus (um 1118), mit den Scholien des Dionysius Cartusianus versehen (Göln 1536); endlich die neuere des Marcellus Ficinus von den göttlichen Namen und der mythischen Allegorie (Ebdl. 1546), des Conrad Gauen (Straßb. 1546), des Joachim Perionius (Göln 1557), der Jesuiten Petrus Kanisius (Paris 1625) und Balthasar Cordierus (Antwerpen 1663). Der griechische Text wurde zuerst zu Basel 1539, dann zu Venedig 1558, 1562, zu Paris 1565, zu Göln 1577 abgedruckt; mit lateinischer Übersetzung, den Scholien des Maximus, den Paraphrasen des Pachymer, dem Gedächtnisse des Areopagiten aus den Wenden, seinem Metaphraste nach Methodius (oder Petrosus), den Lebensnachrichten über ihn bei Eusebios, Nilpoboros, Simeon Metaphrastes, ferner ausführlicher Biographie von Michael Engelles, Presbyter zu Jerusalem, endlich mit den historisch-kritischen Untersuchungen und Anmerkungen des Herausgebers u. a. Gelehrten, mit einem kritischen Apparat, einem griechischen Glossarium und umfassenden Registern versehen von Balthasar Cordierus zu Paris 1615. (1644. Antwerpen 1663.) 2 Tomi in Fol.

Gleichzeitig mit dieser weitem Verbreitung der vor-
gebliebenen Aernpftigkeit begann eine schärfere Prüfung ih-
rer kritischen Befchaffenheit. Laurentius Valla und De-
siderius Erasmus (in ihren Scholien zu Apostelgesch. 17,
34) äußerten zuerst hingeworfene Zweifel an ihrer Ech-
theit, welche von den Reformatoren ergriffen, von den

15) L. e. Cap. 5. §. 9. 16) *Kaiser Ignatius und Vincent*
schrift et al. Schriftsteller einen „*glücklichen*“ Bartholomäus (de
myst. Theol. Cap. 1. §. 5.), einen „*brillanten*“ Julius (de
Nom. Cap. II. §. 1.), einen Symon „*den Eragor*“ (de div. Nom.
 Cap. 8. §. 3.) und von seinen eignen nicht mehr vorhandenen
 Schriften außer der „*symbolischen Theologie*“, *Tractate Hyl*
oxenou vel Hylou dioxenoxenou (de div. Nom. Cap. 4. §. 35.)
 u. m. a. 17) *Manni*, Acta Conec. T. VIII. Col. 817. 18)
 Die Schriften selbst bieten keinen Anlaß, den Diogenes, welcher
 sie verfaßte, für den Ketzengapen zu halten; wir aber sollen sie
 die Lehre von der Person und Wesenherkunft Christi auf eine
 der Auktoritäten der Monophysiten entsprechende Weise. 19) *Hoi*
l. m. 24 in Evang. Lucæ. 20) *Rgl. f. m. de fide orthod.*
 L. I. e. 15. H. §. 3 u. 4. 21) *Photii* Bibl. Cod. 2.

22) Hist. littéraire de la France. T. V. p. 425. Nach ihrer Angabe wäre auch das Ansb. dieser Überlegung zu Geln 1530 nach 1535 zuzurechnen. 23) Die brüderlichen unter diesen Commemorien verfaßten Fuga von St. Viktor (Opp. Rotomagi 1648 f. T. I. p. 473 - 587) zur himmlischen Hierarchie; Albertus W. (Opp. Tom. XIII); Thomas 24. in der Schrift über die göttlichen Namen (Opp. ed. Rom. T. X) und Dionysius der Karthäuser (R. 1471).

magdeburgischen Centuriatoren weiter ausgeführt wurden. Apologeten erhoben sich für sie unter den französischen Jesuiten an Petrus Haillois (Vita S. Dionysii) und Martin Delrio (Vindiciae areopagiticae), welche auf diese Weise dem vermeintlichen Schutzbegünstigen Frankreichs (denn man hatte den Areopagiten, indem man ihn mit einem Dionysios verwechselte, welcher nach den Überlieferungen des Gregor. Turon. Hist. Francor. L. I. c. 31. um das Jahr 250 u. in Lutetia das Christenthum einführte, zum Apostel der Franken und Schutzbegünstigen Frankreichs erhoben) ihren Tribut zahlen²⁴). Nachdem aber Job. Morinus (de sacris ecclesiae ordinationibus Paris 1655. f. an zerstreuten Stellen) einer gründlicheren Untersuchung die Bahn gebrochen hatte, lieferte Johann Valdaus²⁵) einen so erschöpfenden Beweis ihrer Unrichtigkeit, daß seitdem die Acten über diesen Streitpunkt als geschlossen gelten können, indem auch die bedeutendsten Theologen und Kritiker des katbolischen Frankreichs²⁶) in Übereinstimmung mit den Protestanten, diesem Ergebnisse beitraten, und nur letzte Anmaßung und Unkritik, gestützt auf willkürliche Hypothesen, dasselbe umzuwerfen in den neuesten Zeiten nicht ungestraft versuchte²⁷).

Bei näherer Ermüdung jedoch des großen und wichtigen Einflusses dieser Werke konnte jenes negative Ergebnis nicht beruhigen, denn die Lösung der weitern Fragen: von wem, wann, wo, zu welchem Zwecke wurde eine so merkwürdige Fiktion veranlaßt? mußte auch über die Anfänge und Veranlassungen der mystischen Vortragsweise unter den Christen neues Licht verbreiten. Hinsichtlich dieser Fragen dürfte aber durch die neuern Forschungen²⁸) nicht mehr als etwa Folgendes ermittelt sein: Der wirkliche Verfasser läßt sich an keinem sichern Merkmal erkennen, obwohl er sich als der neuplatonischen Richtung folgend, namentlich von Proklos in seinen Ideen und Ausdrücken abhängig, in dogmatischer Hinsicht aber der Eutychnianisch-monophysitischen Partei angehörig überall in deutlichen Spuren verräth. Diese Anzeigen aber führen dahin, daß der Ursprung seiner Werke nicht über das Chalcedonensische Concil (451) hinausreiche, und wahrscheinlich nicht viel früher, als die erste öffentliche Berufung auf sie (532) anzusetzen lie. Unter den christlichen Schriftstellern dieses Zeitabschnittes hat Syme-

sios in den Hymnen geistige Verwandtschaft mit diesem unbekannten Mystagogen; aber seine Prosa zeigt nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem schwerwieglichen Paphos und Redeschwulst desselben. Noch weniger hat er unter den übrigen gleichzeitigen Kirchenschriftstellern irgend einen geistigen Verwandten, mit welchem er sich vergleichen ließe. Die Idee zu seinem Unternehmen mag zu Athen, wo damals die zukünftigen Lehrer der Kirche ihre wissenschaftliche Bildung von Neuplatonikern empfangen, zuerst in ihm erwacht sein; aber seine Hinneigung zum Eutychnianismus kam später hinzu, wurde in Syrien oder Ägypten gewedt, und der Umstand, daß die Ercorianer zuerst im Besitze seiner Schriften waren, führt auf den antiochenischen Patriarchensprengel, über welchen sich diese monophysitische Partei seit d. J. 513 verbreitete, als Geburtsstätte derselben hin. Da sich aber das besondere Interesse für diese Partei nirgends, und das allgemeine für die Dogmen der Monophysiten überall nur als ein untergeordnetes in ihnen zu erkennen giht, während mystisch-hierarchische Tendenzen sammt dem Streben christliche und neuplatonische Ideen zu verschmelzen, durchgängig vorwalten; so mögen denn auch diese letztern Bestrebungen, obwohl nicht ohne Mitwirkung jenes Stützengestein, eine Fiktion veranlaßt haben, vermittelst welcher ein apostolischer Mann bereits den mystischen Vortrag in der Theologie anempfohl, den Geist des Christenthums mit den Ideen der Neuplatoniker vermischt, den priesterlichen Vorrechten und der hierarchischen Verfassungsforn das Wort redete, das Göttliche und Menschliche in Christo zu der Unbegreiflichkeit einer einigen gottmenschlichen Natur zusammenfügte. Daß endlich der Unbekannte grade diesen Namen aus den Apostelschülern für seine absichtsvolle Dichtung erwählte, dazu mag sein Aufenthalt zu Athen, wo dieser Dionysios die Reihenfolge der Bischöfe eröffnete, — vielleicht auch eine Berücksichtigung der nahen Verwandtschaft des Dionysios mit dem Mystikrosen und Mystischen ihn bestimmt haben. (v. Costin.)

DIONYSIUS der Gerechte, der Anbauer, Vater des Vaterlandes, König von Portugal, ein Sohn Königs Alfons III., von dessen zweiter Gemahlin Beatriz von Aragonien. Er war am 9. October 1261 geboren und gelangte den 16. Febr. 1279 zur Regierung. Die Könige von Portugal waren seit Sando I. in einem beständigen, selten unterbrochenen Streite mit der Heiligkeit gewesen, die sich nach und nach des größten Theils alles Grundgebietes bemächtigt hatte und davon seine Abgaben zahlen wollte. Dieser Streit war unter Alfons III. soweit gebiehet, daß der Papst mehr als einmal mit dem Banne gedroht hatte und der König auf seinem Todtette seinem Nachfolger befohl, alle Forderungen der Landbesitzlichkeit und des päpstlichen Hofes zu erfüllen. Sobald Dionys der Thron bestiegen hatte, widerrief er Alles, was sein Vater den Heiligkeit eingeordnet hatte, zwang sie, von ihren Gütern Abgaben zu bezahlen, und verbot ihnen, neues Grundeigenthum zu erwerben; auch vermehrte er dem Papste den Zehnten, den Portugal jährlich nach Rom zu zahlen pflegte. Nun begann der Zwist auf das Neue und Papst Martin IV. belegte den Kö-

24) Ihre Abhandlungen hat Gorderius im 2. Thl. der Opp. Dionysii aufgenommen. 25) De scriptis, quae sub Dionysii Areopagitae et Ignatii Antiocheni nominibus circumferuntur. (Genevae 1656. 4.)

26) Beachtung verdienen besonders die Untersuchungen des Mik. le Neurey (Adparatus et Bibl. max. voss. PP. Par. 1705. fol. p. 170—210, auch abgedruckt in *Placidi Syngeri* Thesaur. rei patriae. T. I. p. 235 sqq.)

27) G. Aug. Reikner, Ägypte, oder der geheime Weltbund der Christen. (Jena 1819.) 28) J. G. F. Engelhardt, Diss. de Dionysio platonisante. (Kielag. 1820.) Ejund. De origine scriptorum Areopagiticorum. (Kielag. 1822.) Ders. Die angeblichen Schriften des Areopagiten Dionysios, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. (Eutibach 1823. 2 Hfte.) L. F. O. Baumgarten-Crusius, Comment. de Dionysio Areopagita (Jenae 1823. 4.), vermehrt wieder abgedruckt in Comment. theolog. ed. Rosemüller, Fulmer et Maurer. T. I. P. II. p. 268 sq. (Lips. 1826.)

nig mit dem Bann und das Reich mit dem Interdicte. Dionysius ließ sich dadurch nicht schrecken; er fuhr fort, den Aleris einzuschließen, doch erregte ihm derselbe so viele Vertriebsigkeiten, daß er endlich, um die Ruhe in seinem Reiche herzustellen, nachgeben und einen aus 42 Artikeln bestehenden Vergleich eingehen mußte, der im J. 1289 geschlossen und von dem Papste bestätigt wurde. Die ausschweifendsten Forderungen hatten der Geistlichkeit bewilligt werden müssen. Deswegenachtet hielt Dionysius diesen damals so wichtigen Stand im Zaum und verhinderte ihm seine ohnehin großen Vorrechte noch zu vermehren. Kaum war diese Angelegenheit beieigigt, als des Königs jüngerer Bruder Alfons Unruben erregte, in der Abicht, seinem Bruder die Krone zu entreißen. Zu dem Zwecke verbündete er sich mit den Brudersöhnen des Königs Sancho von Castilien; er vermählte ihnen seine Tochter und gab ihnen Krugtüter, deren Nießbrauch ihm eingeräumt war, zum Nießbrauch. Dionysius schloß deswegen ein Bündniß mit dem Könige von Castilien, unterdrückte den Aufbruch seines Bruders und zog alle dessen Güter ein. Doch gewährte er ihm aus Furcht seines Schwiegervaters, des Königs von Aragonien, Verzeihung. Darauf zog er dem Könige Sancho von Castilien zu Hülfe, der ihm dafür mehre Städte abzutreten versprach. Sancho III. starb bald darauf und dessen Sohn Ferdinand IV. wollte das Versprechen seines Vaters nicht halten; als aber auch er von seinen Vettern beunruhigt die Hülfe des Königs Dionysius in Anspruch zu nehmen gezwungen war, so mußte er demselben Valencia, Ruguela und Campo-Major abtreten. Der Vertrag darüber kam im J. 1296 zu Stande, und um ihn zu befestigen, vermählte Dionysius seine Tochter Constantia mit König Ferdinand IV. und dieser seine Schwester Beatrix mit dem Sohne des Dionysius Alfons. In den Streitigkeiten der spanischen Könige wurde Dionysius zum Schiedsrichter gewählt, und durch seine Vermittelung kam im J. 1304 ein allgemeiner Friede zu Stande. Dergleichen Dionysius nicht ohne glücklichen Erfolg Krieg führte, so griff er doch nur ungern zu den Waffen, da er die Macht seines Reiches nicht wie seine Vorfahren auf Vergrößerung, sondern durch den Wohlstand und das Glück seiner Unterthanen begründen wollte, wogu ihm der Friede unentbehrlich war. Er stand an Einsichten und Regententugenden bei weitem höher, als alle Regenten, die seine Zeitgenossen waren, und mit Recht wird er für Portugals weiseften und ruhmwürdigsten König geachtet, dessen Andenken bei seinem Volke Jahrhunderte lang in Ehren gehalten worden ist. Er verbesserte die Rechtspflege, gab viele vortreffliche, bis in spätre Zeiten geltende Gesetze, und führte auch das Armentrecht ein, wodurch den Unbemittelten der Schutz der Gesetze ohne Kosten zugesichert wurde. Demnachst begünstigte er den Ackerbau, den er für die Grundlage des Nationalwohlstandes erklärte. Auch zur Aufmunterung des Kunstfleißes zeigte er sich geneigt, wie er denn überhaupt zu allem Nützlichen und Schönen eine große Freigebigkeit zeigte, so daß davon noch gegenwärtig das Sprichwort im Umlauf ist: Er ist freigebiger wie Dionys. Die Wissenschaften und schönen Künste

liebte und übte er selbst, und zeigte sich stets als deren großmüthigen Beschützer. Portugal besaß während seiner Regierung eine Menge berühmter Dichter, unter denen er selbst glänzte. Er stiftete im J. 1290 die Universität Lissabon, die er im J. 1308 nach Coimbra verlegte. Bei seiner großen Freigebigkeit schloß es ihm nie an Geld, denn er sah auf Sparsamkeit bei seiner Hofhaltung, und verschwendete nichts in unnützem Prunk. Durch seine einsichtsvolle, vortreffliche Regierung brachte er den Staat auf eine hohe Stufe des Wohlstandes und der Macht. In dieser wohlthätigen Wirkamkeit wurde der König mannichfach durch häusliche Zwistigkeiten und endlich durch die Empörung seines Sohnes und Thronfolgers Alfons gehemmt. Seine Gemahlin Elisabeth, die ihrer großen Andacht wegen später von dem Papst unter die Kirchenheiligen aufgenommen wurde, scheint ganz unter dem Einflusse der Geistlichkeit gestanden und den König überdies durch Eifersucht gequält zu haben. Dionysius hatte außer der Ehe einen Sohn Sancho gezeugt, dem er seiner vortrefflichen geistigen Eigenschaften wegen ganz besonders gewogen war. Darüber wurde die Königin eifersüchtig und wogelte gemeinsam mit den Bischöfen von Lissabon und Porto den Prinzen Alfons im J. 1317 zu einer Empörung gegen seinen Vater auf. Alfons suchte seinen Ausstand dadurch zu rechtfertigen, daß er vortrug, der König sei gekommen, ihn von der Thronfolge auszuschließen und solche seinem natürlichen Sohne zuzuwenden. Alfons bemächtigte sich der Städte Coimbra und Porto, und Dionysius mußte gegen den ausführenden Sohn zu Felde ziehen. Dergleichen er die Empörung 1322 in der Schlacht bei Coimbra überwand und darauf zu Leiria die Ausöhnung zu Stande kam, so ergriff der Prinz die Waffen doch aufs Neue, und die Unruben währten bis zum Jahre 1223. Die Cortes hielten treu bei ihrem Könige, dennoch fand der Prinz so viele Anhänger, daß er dem Könige bei Lissabon eine Schlacht liefern wollte. Die Königin Elisabeth und der Bischof von Lissabon verbündeten dieses. Dionysius gab nach, um das Reich nicht länger durch innern Krieg zerrütten zu lassen. Der Kronprinz erhielt einen besondern Hofstaat zu Santarem und einen Antheil an der Regierung, Sancho ging freiwillig in die Verbannung nach Castilien. Dionysius kränkte sich aber über die Widersehtigkeit seines Sohnes, die ihn in seinem großartigen Wirken zum Besten seines Reiches gehemmt hatte und wahrscheinlich verkürzte der Kummer darüber sein Leben. Ungeachtet der Streitigkeiten mit seinem Sohne ließ Dionysius doch die auswärtigen Angelegenheiten nicht außer Acht, und war stets darauf bedacht, das Ansehen des Reiches zu erhalten und zu vermehren; der Aufhebung des Tempelherrenordens widersehte er sich gemeinsam mit dem Könige von Aragonien, ließ sich durchaus nicht, zu, daß die Tempel in seinen Staaten verfolgt wurden, und als er dennoch die Aufhebung des Ordens nicht verhindern konnte, stiftete er 1319 den Christiforden, ernannte die Tempelherren zu Rittersn dieses Ordens, den er in den Besitz aller Orte legte, die einst den Tempeln gehört hatten. Darauf rüstete er 1320 eine große Flotte gegen die

die Haltung der religiösen Versammlungen und der Besuch der Kirchhöfe, wo man das Andenken der Märtyrer durch die Feiern der Eucharistie an ihren Gräbern erneuerte, unterlag wurde. In Folge desselben wurde Dionysius zum Verbote vor den Proconsul Aemilianus geführt, welcher, laut Zeugnisse der Acten, nachdem Dionysius seiner Aufforderung, den Göttern zu opfern, Folge zu leisten sich geweigert hatte, ihn nach Coptro, einer Stadt Libyens, drei Tagereisen von Pardonum, in das Exil verwies, mit der Weisung, den kaiserlichen Edicten hinsichtlich der Versammlungen und des Besuchs der Kirchhöfe streng nachzukommen. Von dort wurde er später nach Coluthion, einem Städtchen in der Präfectur Mauretis, an der Herrstraße und mehr in der Nähe von Alexandria gelegen, deportirt. Während dieses Exils, welches drei Jahre hindurch bis zum Regierungsantritte des Gallienus (260) dauerte, fuhr er nicht nur, trotz der empfangenen Weisung, fort, an den Orten seiner Verbannung die Christen zu religiösen Versammlungen zu vereinigen und für die Ausbreitung des christlichen Glaubens eifrig thätig zu sein, sondern auch seine alexandrinische Gemeinde blieb während dessen unausgesetzt unter seiner Aufsicht und Leitung⁹⁾. Namentlich schrieb er an die alexandrinische Gemeinde während seiner Verbannung zwei öffentliche Hirtenbriefe (Epistolas paschales, *ἐπιστολὰς πασχαλίας*), den ersten an Gaius, den letzten an Domitianus und Didymus, alle drei wahrscheinlich Presbyter derselben, gerichtet, in welchen er zu würdiger Feiert des Festes ermahnte, und nach dem Canon, daß die Oestern erst nach dem Frühlings-Äquinotium zu feiern seien, einen Hierocles für acht Jahre aufstellte¹⁰⁾.

Als unter Valerianus Gefangenschaft Gallienus die Alleinherrschaft erlangt und der Gemeinde den Frieden wiederum gesichert hatte (260), kehrte Dionysius aus seiner Verbannung zurück. Aber neue Sorgen und Leiden erwarteten ihn zu Alexandria. Die bürgerlichen Kriege, welche damals das Reich zerrütteten, riefen auch dort Parteilungen und Aufrände hervor, durch welche die Stadt in sich selbst feindlich getrennt wurde¹¹⁾. Bald stellten sich auch Hungersnoth und Pest ein, die gewöhnlichen Folgen bürgerlicher Kriege. Ein lebhaftes Gemälde von den furchtbaren Verberungen, welche die Pest in der großen Stadt damals anrichtete, geben die Bruchstücke aus einem öfterlichen Schreiben des Dionysius, worin er die Gemeinde unter ihren Leiden tröstete, zu:

gleich aber auch den hohen Glaubensmuth pries, mit welchem die Glieder derselben, in der Gefahr, selbst mit Aufopferung ihres Lebens, die christlichen Liebespflichten an den Erkrankten übten und für die Bestattung der Verstorbenen Sorge trugen, während die Heiden, nur auf die Erhaltung ihres eignen Lebens bedacht, die Erkrankten ihrem hilflosen Zustand überließen und die Bestattung der Leichen vernachlässigten¹²⁾.

Aber auch innerhalb der Gemeinde selbst waren Zwistigkeiten ausgebrochen, welche das Einschreiten des Bischofs forderten, wenn die Einigkeit und der Friede erhalten werden sollten. Nepos, Bischof der arsinischen Präfectur, durch Glaubensstreue, eifriges Schriftstudium und dichterische Gaben ausgezeichnet, hatte während der Verfolgungen die Gemeinde durch die Verheißungen der Johanneseischen Apokalypse getrübt, welche die baldige Wiederscheinung Christi und mit derselben die Eröffnung seines herrlichen Reiches auf Erden erwarteten ließen, sobald man sie, wie es von ihm geschah, nach dem buchstäblichen Sinn auffaßte. Diese Deutung der Apokalypse, nach welcher die christliche Verheißung vom zukünftigen Reiche mit den Erwartungen der Juden dem Wesen nach zusammenfiel, verwarf die Schule der Dilektanten, welche darauf bestanden, daß, wie in der heiligen Schrift überhaupt, so insbesondere in diesem Buche derselben, eine allegorische Auslegungsmethode nothwendig werde, um großen Ungereimtheiten zu entgehen. Nepos beschränkte dies willkürliche Verfahren in einem *ἑκαστος ἀλλογραφῶν*, und vertheilte seine Hoffnungen auch in andern Tractaten. In einer Reihe von christlichen Hymnen, durch welche er die Gemeinde in den Verfolgungen auftrichtete, scheint er sie gleichfalls benutz zu haben, um freudigen Glaubensmuth unter den Leiden der Gegenwart zu erwecken. Es hatte er sich eine Partei gebildet, welche in der arsinischen Präfectur großen Anhang fand. Nach seinem Tode nahm diese Partei einen schwärmerischen Charakter an, trennte sich von den Gemeindegliedern, welche die Verheißungen vom Reiche Christi in einem geistigen Sinn auffaßten, und vereehrte in den Schriften ihres Begründers eine neue Offenbarung, welche ihr höher Stand als die in den heiligen Schriften der Propheten und Apostel enthalte. Dionysius versuchte

9) Auf die Verfolgung unter Valerianus und sein Verhalten während derselben bezieht sich seine, durch längere Bewandnisse bei Hierocles bezeugte, Briefe: a) An Hermammon bei Euseb. VII, 10. b) An Hermammon, einen Bischof, welcher ihn wegen seines Verhaltens in die Verfolgung verurtheilt hatte, bei Euseb. VII, 11. c) An Domitianus und Didymus bei Euseb. VII, 17. Außerdem hat Hieron. in seinem Briefschiffte noch eine Kp. ad Alexandrinam ecclesiam de exilio, et ad Hieroclem in Aegyptio episcopum. Bei der ersten ist wohl zu denken an die Epist. I, welche er (nach Euseb. VII, 20) *τοῖς κατ' ἀξίαν* *ἐπιστολὰς πασχαλίας* während der Verfolgung schrieb. 10) Euseb. I. VII, 20. 11) Ein Briefschiffte über die Aufstände zu Alexandria gibt D. in den Bruchstücken aus einem Schreiben an den ägyptischen Bischof Hierocles bei Euseb. VII, 21.

12) Euseb. VII, 22. Es ist dies wahrscheinlich dasselbe Schreiben, welches Hieron. l. c. nach seinem Inhalte als eine Kp. de mortalitate bezeichnet. Zu vergleichen ist mit den Bruchstücken derselben die gleichzeitige, während die Pest zu Antiochia wüthete, verfaßte Schrift des Eusebius „De mortalitate.“ Vgl. Pontius, Vita Eusebii, §. 9, 10. Außerdem liegt Euseb. (VII, 22) in diese Actenbezüge noch ein anderes Briefschiffte (*λογισμὸς*), Briefe *ἑκαστος ἀλλογραφῶν* und *ἑκαστος ἀλλογραφῶν*, endlich ein zweites Briefschiffte an Hermammon und die Gläubigen in Apsonten, worin über die Verfolgung unter Decius und die Verheilung des Hierocles unter Gallienus gehandelt wurde. Aus dem letztern gibt er (VII, 23) mehr Bruchstücke, welche ergeben, daß es im neunten Jahre des Gallienus (261 – 262) verfaßt wurde. Hieron. a. a. D., redet, aus einem Mittelverhältnisse des Hierocles, nach dem er in seinem Briefschiffte die beiden de sabbato und *περὶ γρηγορίου* aufgeführt hat, von einer Kp. ad Hermammonem, et alla de persecutione Decii, als von zwei verschiedenen Schreiben.

bei der Bekämpfung dieser seinen Sprengel beunruhigten den Irthümer mit der Mähe und Weisheit, welche einem christlichen Bischöfe ziemt. Er begab sich selbst in die aristotelische Präfectur, versammelte die Presbyteren und Diaconen, welche in den Dörfern predigten, und nach einer dreitägigen Verhandlung, in welcher er die Hauptschrift des Repos einer genaueren Prüfung nach der heil. Schrift unterzog, die Einwürfe und Bedenken der Repotianer gegen geubig vernahm und gründlich widerlegte, gelang es ihm, den Korasion, das Haupt der Secte, und mit ihm seinen Anhang des Irthums zu überführen und für die hellen Ansichten der alexandrinischen Schule zu gewinnen. Um aber den Erfolg seiner Bekehrungen vollständiger zu sichern, verfasste er zwei Sendschreiben „von den Verbeisungen (*ἵππιν ἰατρικῶν*)“, worin er den *ἄλλοις ἀλλήγοις* des Repos widerlegte¹⁵⁾. Aus dem zweiten, welches die Johanneische Apokalypse zum Gegenstand hatte, kennen wir aus Eusebius (VII, 24, 25) fünf längere Bruchstücke, von welchen die drei ersten (c. 24) die Geschichte des Repotianischen Erreites erläutern, die beiden letzten (c. 25) kritische Untersuchungen über die Apokalypse in sich fassen. Dionysius war zwar nicht denen beitreten, welche das Ansehen dieses Buches vermaßen, indem sie seinen Ursprung auf den Häretiker Erastus zurückführten¹⁶⁾, aber er bringt sehr gewichtige kritische Bedenken gegen die Voraussetzung bei, daß der Verfasser dieselbe Person sei mit jenem Apostel Johannes, dem Zebaiden, von welchem die Kirche das Evangelium und drei Briefe aufbewahrt. Das ärgere ein Johannes das Buch verfaßt habe, geht aus innern Zeugnissen hervor; über die Person dieses Johannes jedoch, welche man in Kleinasien aufzufinden habe (wie denn auch die Sage gehe, daß zu Ephesus zwei christliche Grabstätten, jede mit dem Namen des Johannes bezeichnet, vorhanden seien) können, seiner Meinung nach, nur Vermuthungen aufgestellt werden. Obwohl er nun das von vielen Christen überaus hoch geachtete Buch keineswegs um sein Ansehen in der Gemeinde bringen will, so bekant er doch, daß der Inhalt desselben über seine Fassungskraft hinausgehe, und er einen geheimen Sinn darin wahr zu ahnen, nicht aber zu erkennen im Stande sei. Daher er sich denn auch nicht herausnehme, zu verwirren, was er nicht verstehet.

Hiñächst nach diesen, wider die Repotianer gerichteten, Schreiben des Dionysius erwähnt Eusebius (VII, 26) mehrer Schriften desselben, welche durch die Lehren des Sabellius veranlaßt worden seien. Gegen Sabellius habe er nämlich Schreiben gerichtet: 1) an Ammon, B. von Beroine; 2) an Telephoros; 3) an Euphrator, und 4) wiederum an Ammon und Euphras. Außerdem

vier Tractate (*συγγράμματα*) über denselben Gegenstand an Dionysius, B. von Rom. Aus Athanasius „*De sententia Dionysii*“ ergibt sich, daß Dionysius in den Briefen an Euphrator und Ammon, um gegen die Vorstellung des Sabellius einen persönlichen Unterschied des Sohnes Gottes von dem Vater scharf zu bezeichnen, sich solcher Vergleichen bedient habe, welche den Sohn als ein Geschöpf des Vaters erscheinen ließen, und daß er daher von den Arianern als Zeuge für ihre Auffassung des Sohnes benützt wurde. Dionysius von Rom bestritt diese Vorstellungswiese in einer Streitschrift wider die Sabellianer (*ὑπόμνημα κατὰ τὸν τὰ τοῦ ἑκκλησίου ὑποστροφῶν*), nachdem ihn Gegner des alexandrinischen Bischofs auf die Äußerungen desselben aufmerksam gemacht hatten¹⁷⁾. Dadurch wurde Dionysius von Alex. zu vier Büchern an Dionysius von Rom veranlaßt, welche eine Zurückweisung seiner Gegner und eine Rechtfertigung seiner frühern Äußerungen in sich fassen¹⁸⁾. Die Bruchstücke aus denselben halten die rechtgläubige Lehre fest, räumen aber zugleich mancher Überreibungen, zumal in den gebrauchten Vergleichen, welche wir aus Bruchstücken der frühern Schreiben kennen, stillschweigend ein¹⁹⁾. Über die eigentliche Meinung des Dionysius von Alex. findet die Urtheile der Spättern getheilt, obwohl die Meisten darin übereinkommen, daß er durch den Eifer im Streit unbewußt zu irrigen Vorstellungen fortgerissen worden sei, welche er später zu verbessern gesucht habe²⁰⁾.

Außerdem verfaßte Dionysius noch viele andre Briefe und Abhandlungen (*λόγοι*) in Form von Briefen. Zu den letztern rechnet Eusebius (VII, 26) die über die Natur (*ἵππιν ἰατρικῶν*), welche Dionysius an seinen Sohn Timotheus richtete²¹⁾, und eine dem Euphrator gewidmete über die Verfassungen (*ἵππιν ὑποστροφῶν*). Endlich mehrer Schreiben desselben an Basilides, den Bischof der zur Pentapolis gehörigen Sprengel, in deren einem er von sich aufse, daß er eine den Anfang des Eusebius, oder des sogenannten Predigers Salomo, umfassende Auslegung geschrieben habe²²⁾.

15) Athan. De Decr. Nicen. §. 26. 16) Athan. De sent. Dion. §. 15 bezeichnet daher die Schrift als *ὑπομνημα ἱππικῶν καὶ ἰατρικῶν*. 17) Die Bruchstücke aus den frühern Schreiben bei Athan. De sententia Dionysii; aus der Schrift an Dionysius Rom. bei Dirmf. ebenfalls und in dem Tractate De synodis. sowie bei Basilide, De Spiritu Sancto ad Amphilocho L. II. 18) Beschränkt Urtheile bei Athan. De sent. Dion. §. 26. Basilide M. Ep. IX, 2. Hieron. adv. Rufinum L. II. Opp. T. IV. P. U. col. 409. Siph. Gubernat. bei Photius Bibl. Cod. 252. p. 291. Ein lauges Bruchstück aus dieser Schrift, in welchem die Axiomatische des Epistat aus philosophischen Bedenken und Schriftauslegungen bekräftigen und die christliche Botschaft verteidigt wird, findet sich bei Euseb. Praep. Evang. L. XIV. c. 25—27 und gibt Zeugnis über die Personlichkeit des Verfassers mit den philosophischen Systemen der Hellenen. Die beste Bearbeitung dieses Fragments der *Routh*, Reliquiae sacrae (Oxonii 1814). T. IV. p. 345—382. 20) Hieron. dieser Briefe hat sich bei Theodor Balsamon in *Pr. Heresige*, Synodicon u. punctatae canonum. (Oxon. 1672. fol.) T. II. p. 1—7 erhalten und ist von Routh l. c. T. II. p. 385—394 kritisch bearbeitet und erläutert worden. Er enthält höchst wichtige Entscheidungen, *Kόρονες* genannt, über kritische Fragen in 45*

15) Nach Hieron. l. c. duo libri adversus Nepotem episcopum. Aber aus der Kirche in den Bruchstücken bei Eusebius und seinen Worten (VII, 26): *ἐν τῷ αὐτῷ* (den vorher angeführten *ἐν τῷ ἑκκλησίῳ*) *καὶ ἀποστολῶν ὑποστροφῶν καὶ ἱππικῶν* ergibt sich, daß es zwei Sendschreiben waren. 16) In dem ersten Brief an Firmianum bei Euseb. VII, 10 führt er die Stelle Apoc. 13 als ein prophetisches Zeugnis an.

Durch seine spätern rechtfertigenden Erklärungen in der Sabellianischen Streitfrage hatte Dionysius den Ruf der Rechtgläubigkeit sich wiederum in dem Grade gehöhrt, daß man ihn mit zu der Synode berief, welche zu Antiochien im J. 264 oder 265 zusammentreten sollte, um über die Lehre des dortigen Bischofs Paulus (aus Samosata gebürtig und im J. 260 zum antiochenischen Bischof ernannt), welcher die Lehre des Sabellius unter einigen Modificationen erneuerte, eine Entscheidung zu fällen. Dionysius wurde durch Alter und Körperschwäche gehindert, die Synode zu besuchen, gab aber den versammelten Vätern seine Meinung über den streitigen Gegenstand in einem Schreiben zu erkennen, welches sich zwar vorgeblich in den Concilienacten erhalten hat, aber innere Spuren der Unächtheit an sich trägt. Das Schreiben erliehe er, nach des Hieronymus Aussage, wenige Tage vor seinem Tode, welcher im zwölften Jahre des Gallienus, d. i. zwischen 264 und 265 unser Zeitrechnung, erfolgte²¹⁾.

Daß die, fast durchgängig aus Briefen und kirchlichen Sendschreiben bestehenden, Schriften dieses Bischofs sich, bis auf wenige vollständige Uebersette und ziemlich zahlreiche Bruchstücke, welche im Einzelnen nachgewiesen wurden, verloren haben, ist besonders für den kirchlichen Geschichtsforscher um so mehr zu bedauern, da er als der Hauptzeuge für die Geschichte der Christen während des, für die Entwicklung der Kirche so überaus wichtigen, Zeitabschnittes von 247—264 betrachtet werden muß, aus dessen Glaubwürdigkeit Eusebius, welcher aus seinen Briefen die letzten Abschnitte des sechsten und den größten Theil des siebenten Buches seiner Kirchengeschichte geschöpft hat, und zwar, wie die Beschaffenheit der Relationen zeigt, mit vollem Recht ein großes Gewicht legt²²⁾. Die sämtlichen Uebersette seiner Schriften sind von Gallant²³⁾ und de Meisier²⁴⁾ gesammelt und bearbeitet worden.

(v. Coelln.)

der kirchlichen Disciplin, für welche Basilides sein Gutachten nachgesucht hatte. Auch die Bruchstücke seiner Schriftauslegungen zu dem Hieb, der Apollonius, dem Brief an die Römer und den kaiserlichen Briefen hat Routh (T. II. p. 395—410) sorgfältig gesammelt.

21) Euseb. H. c. VII, 27, 28. Hieron. in Catal. I. c. 1. Sed et adversus Paulum Samosatensem, ante paucos dies, quam moriretur, Isidorus ejus factus Epistola. Diese Epistola, verbunden mit der Aufzählung von zehn Einwänden des Paulus, findet sich in den Concilienacten 1. B. bei Labbe T. I. p. 249, und würde ein entscheidendes Zeugnis für die Rechtgläubigkeit des D. in der Trinität abgeben, wenn nicht die Widersprüche, in welche sie mit den Angaben des Synodalschreibens des Euseb. VII, 20 geräth, ihre Echtheit ebenso sehr verdrängten, als das Erläutern des Athanasius, welcher, obwohl er Alles hervorzuhebt, was zum Beweise der Rechtgläubigkeit seines Antagonisten demnach werden konnte, doch dieses Schreiben, welches dafür das gewichtigste Document würde gewesen sein, ganz unterschlägt. 22) über seine Glaubwürdigkeit vgl. Danc. de Knebelo Caesar. (Jenne 1815). p. 123, 127 sq. Aestner. De Knebeli Caesar. auctoritate et fide diplom. (Götting. 1816. 4.) Kicrus. II. p. 46 sq. 23) Bibliotheca Patrum. T. III. p. 481 sq. 24) Dionysii Alexandrini cognomeno magni, quae superant, ed. Simon de Meisier, Episc. Cyrenensis. (Romae 1797. fol.) 34

DIONYSIUS (Corinthianus), Bischof von Krina unter der Regierung der Kaiser M. Aurelius Antoninus Verus und L. Aurelius Commodus, gleichzeitig mit dem römischen Bischof Soter¹⁾, verfaßte sieben an verschiedene Gemeinden gerichtete Schreiben (insofern als *insofern*), aus welchen Eusebius²⁾ Auszüge und Bruchstücke gegeben hat. Sie waren gerichtet an die Gemeinden und Bischöfe zu Laodizea, Athen, Nisibene, Corinthe, auf der Insel Kreta, Amastri in Pontus, Gnostus auf Kreta und Rom. Ihr Inhalt war theils, namentlich des ersten, dogmatisch, theils paränetisch, theils bezog er sich auf besondere kirchliche Verhältnisse und disciplinäre Anordnungen. In dem Brief an die Nicomedienser bestritt er, nach Eusebius, bereits die Häresie des Marcion, und deshalb scheint ihn Hieronymus unter diejenigen gerechnet zu haben, qui originis haereseon singularum, et ex quibus philosophorum fontibus emanarint, multis voluminibus (was auf das ganze Verzeichniß geht) explicarunt³⁾. Nur aus seinem Brief an die Römer gibt Eusebius einige in kirchenhistorischer Hinsicht wichtige Bruchstücke, welche Nachrichten über die Verhältnisse beider Gemeinden, der korinthischen und römischen, über den Märtyrertod der Apostel Petrus und Paulus zu Rom, über die Briefe des römischen Clement, und Klagen über die Versäufungen enthalten, welche seine eignen, durch die Wünsche der Christenbrüder veranlaßten, Briefe erlitten hätten durch Ausmerzungen und Zusätze⁴⁾. Im Allgemeinen geben die Anordnungen über den Anhalt und die Veranlassung dieser bischöflichen Sendschreiben ein gewichtiges Zeugnis ab für die genaue geschichtliche Verbindung, in welcher schon damals die Christengemeinden des römischen Reiches unter sich getreten waren. Außerdem erwähnen Eusebius und Hieronymus in ihren Verzeichnissen aus noch ein an eine fromme Christin Eutrophora gerichtetes Privatschreiben desselben, distichischen Inhalts.

(v. Coelln.)

DIONYSIUS, römischer Bischof, der in der Reihe der Päpste als der 26. aufgeführt wird. Er folgte Sirtus II. am 19. Sept. 259, und nach seinem Tod am 29. Dec. 268 folgte ihm Felix I. Über sein Verhältniß zu Dionysius von Alexandria in Betreff der Kerktaufe und des Sabellianismus, s. bief. Art. In seine Zeit fallen außerdem die Concilien gegen Reprobianus und Serinthos in Alexandria und gegen Paul von Samosata in Antiochia.

(H.)

DIONYSIUS EXIGUUS, einer der gelehrtesten und berühmtesten Männer seiner Zeit, lebte in Rom und starb daselbst um das Jahr 545. Wie gewöhnlich angegeben wird, soll er Abt eines dortigen Klosters gewesen sein. Doch ist dies in den neuern Zeiten bestritten wor-

teane dies Wort nur aus Dag. Einl. ins RT. 2. Bd. S. 435, welcher dasselbe bracht hat.

1) Euseb. Hist. eccl. L. IV. c. 21. Hieron. in Catal. Script. eccl. c. 27. 2) Hist. eccl. L. IV. c. 23. Dal. L. II. c. 25. 3) Ep. 85 ad Magnum. Opp. T. IV. col. 656. Mart. 4) Die Bruchstücke sind am besten herausgegeben und bearbeitet von Routh, Reliquiae sacrae. (Oxford 1814.) T. I. p. 165—190.

den, und, wie es scheint, mit Recht; denn Cassiodor sein Zeitgenosse und vertrauter Freund, der ihn zugleich fast wie einen Heiligen verehrt, und dies hervorhebt, was nur zu seinem Ruhme gerichen kann, bezeugt sich damit, ihn bloß als „Monachus“ zu bezeichnen (*De divia. lect. cap. 23*). Bei Andern kommt er freilich als „Abbas Romanus urbis“ vor (*Beda, de temp. rat. cap. 45*). Hieraus kann aber noch nicht mit Sicherheit geschlossen werden, daß er wirklich die Würde eines Abtes bekleidet habe, weil man nach dem damaligen Redebrauch auch andre ausgezeichnete Geistliche, die nicht gerade Vorgesetzter von Mönchen waren, mit dem Epitheton *Abbas* ehrte. (*Dufresne s. v. Abbat*es).

Am wenigsten kann dies bei einem Mann aufpassen, der die Tugenden eines heiligen Ästeten in so hohem Grad übte, als eben Dionysius. Sein Freund Cassiodor sagt in dieser Beziehung unter andern von ihm: „So totum Deo tradidit, — erat totus catholicus, totus paternis regulis peraequantur addictus; — fundebat lacrimas, motus computatione, cum audiret gurgula verba lactitiae; jejunabat etc.“ Dessenungeachtet jagt er sich aber nicht, wie so manche andre Ästeten, von der Welt zurück; er nahm sogar an stoben Cassidiers Theil, jedoch nur so, ut inter corporales epulas inquisitis apiritualibus copias semper exhiberet, wie sein Freund berichtet. Neben dem strengen und ernststen Lebenswandel, den er führte, bewährte er zugleich, ungeachtet seiner großen Gelehrsamkeit, jene Freiseidenheit, Nachsichtigkeit und erleuchtete Tugend, wodurch das durch Wissenschaft erorbene Verdienst erst seinen wahren Adel gewinnt, und was Cassiodor darüber sagt, verdient ebenso wol zu seinem eignen, als des Dionysius Lobe, wörtlich angeführt zu werden: „Pudet me de consorte dicere, quod in me nequeo reperire; fuit enim in illo cum sapientia magna simplicitas, cum doctrina humilitas, cum facundia loquendi parcitas: at in nullo so vel extremis famulias anteferet, cum dignus esset regum sine dubitatione colloquii.“ Wenn ein solcher Mann mit dem Zunamen „Exiguus“ vorkommt, so darf man wol nicht voraussetzen, daß er wegen Kleinwuchs, wie freilich die meisten annehmen, wegen seiner unscheinbaren Gestalt, erhalten; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er ihn seiner christlichen Demuth wegen bekommen, oder aus Erniedrigung seiner selbst sich ihn beigelegt habe. Die Übersetzung des „Exiguus“ durch, der „Kleine“ oder „der Kleine“ dürfte daher nicht angemessen erscheinen.

Seyhla natione, sed moribus omnino Romanus, bemerkt Cassiodor von ihm. Hiernach wäre Scythien sein Vaterland gewesen. Inbezug auf dies wol nur so zu verstehen, daß er aus den Ländern am schwarzen Meere abgekommen, also griechischer Herkunft gewesen. Daraus leitet auch sein Name ein, sowie seine genaue Kenntniß der griechischen Gelehrsamkeit und Sprache. — Die letzte hatte er nach Cassiodors Versicherung, neben der lateinischen, dergestalt inne, daß er alle griechisch oder lateinisch geschriebenen Bücher, ohne irgend einen Anstoß, sofort in lateinischer oder griechischer Sprache vorlesen konnte, ohne daß seine Zuhörer zu unterbrechen vermoch-

ten, ob der Text in einer andern Sprache geschrieben dasthe, als derjenigen, welche sie hörten. Wegen dieser Fertigkeit in beiden Sprachen war denn auch Niemand besser geeignet, als Dionysius, die vielen und ausgezeichneten Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische zu liefern, wodurch er sich den gerächten Dant sowohl seiner Zeitgenossen, als der Nachwelt verdient hat; den Dant der Nachwelt zwar nicht gerade durch die Übersetzung an sich, wol aber deshalb, weil manche von ihm übertragene Werke, welche uns nur in seiner Übersetzung erhalten sind, ohne dieselbe wahrscheinlich ganz untergegangen sein würden. Was, abgesehen von seinen Sprachkenntnissen, die übrigen Wissenschaften betrifft, in deren Besitze Dionysius sich befand, so hatte er, neben seinen theologischen Berufswissenschaften, zunächst das Kirchenrecht inne, welches so auch damals mit der Theologie noch fest zusammenhing und erst Jahrhunderte später sein selbständiges, von derselben unabhängiges Dasein erhielt, außerdem aber noch die Dialektik, welche sein Freund Cassiodor bei ihm eiternt hatte, sowie die Mathematik und Astronomie. In den heiligen Schriften war er so bewandert, daß er, nach Cassiodors Zeugniß, alle Fragen, welche ihm in Bezug auf Theologie vorgelegt wurden, sofort und ohne Anstand zu beantworten vermochte. Sehr natürlich daher, daß ihm auch die theologischen Streitigkeiten seiner Zeit nicht fremd blieben, und er, als Syrtbe, namentlich an den Streitigkeiten Theil nahm, in welche verschiedene syrtische Mönche, wie Johannes Warentius und andre, über den Sinn und die Bedeutung des Satzes: „Einer von der Dreieinigkeit hat gelitten,“ verwickelt wurden. Dionysius war hierbei der Meinung seiner theopaschischen Landsleute, und überlegte ein an die Armenianer gerichtetes Schreiben des Proclus aus Constantinopel, — der bekanntlich einer der ersten und eifrigsten Antinestorianer war, — welches er mit einer Vorrede begleitete, worin er die Richtigkeit der von den Mönchen aufgestellten Behauptungen mit einigen Bemerkungen näher zu begründen suchte (*Harduin, Act. concil. Tom. I. pag. 1722*). Wie umfassend seine Kenntnisse im Fache des Kirchenrechts gewesen, erhellt aus den beiden Sammlungen der kirchenrechtlichen Quellen, welche er geliefert hat, und wodurch er für die Nachwelt ungleich wichtiger geworden ist, als durch seine Vorträge im Gebiete der Theologie. Denn diese Sammlungen, welche späterhin zu einem Ganzen vereinigt worden, sind, obwohl bloße Privatarbeit, doch im gesammelten christlichen Abendlande Jahrhunderte lang als kirchenrechtliche Quellenflamme benutzt worden, bis sie im Frankenreiche, während der Karolingischen Periode, einer andern Sammlung (der pseudoisidorischen) weichen mußten. In Italien erhielt sich in dessen das Dionysische Gesamtwerk bis in das sechste Jahrhundert bei Geltung. Daß diese Arbeit für die Geschichte des Kirchenrechts auch für uns die höchste Bedeutung habe, versteht sich von selbst. — Über den zweiten Theil derselben, welcher den päpstlichen Decretalbriefen gewidmet ist, vergl. den Art. Decretalen Thl. XXIII. S. 302, woselbst auch die das Gesamtwerk betreffende Literatur bereits angegeben worden. Der erste Theil hat die

Satzungen der Concilien zu seinem Gegenstand, und wenigstens von ihm berichtet bereits Cassiodor, daß er schon zu seiner Zeit in der römischen Kirche allgemein (*usu celebrerrimo*) gebraucht worden sei. Diese Sammlung der Concilienschlüsse enthält zunächst 50 Canones apostolisch; dann 165 Canones aus einer griechischen Sammlung, welche die Schlüsse der Concilien zu Nicäa, Antiochia, Nicaea, Antiochia, Antiochia, Antiochia und Constantinopel umfasse; hiernächst die 27 Satzungen aus der chalcidonischen Kirchensammlung, die er aus einem andern Manuscripte entlehnte; endlich 21 Canones der lateinischen und 138 Satzungen der karthagischen Synode von 419. Die letzten beiden Stücke gibt Dionysius in ihrem lateinischen Urtexte wieder; die übrigen hat er aus dem Griechischen übersezt. Verfaßt hat er diese Sammlung der Concilienschlüsse zu Rom zwischen den Jahren 440 und 514, und zwar veranlaßt durch den Bischof Stephan von Salona. So groß aber die Verdienste sind, welche Dionysius sich für die Nachwelt durch seine beiden Compilationen errungen, so hat er sich doch noch größeres Verdienste erworben durch seine Leistungen für die christliche Zeitrechnung, aus denen zugleich hervorgeht, wie außerordentlich für die damalige Zeit seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse gewesen. Seine Verdienste um die christliche Zeitrechnung sind unsterblich. Dionysius ist nämlich der Stifter dieser Zeitrechnung, welche wir, nach der von ihm über das Geburtsjahr des Erlösers angestellten Berechnung, noch gegenwärtig beobachten, obwohl er sich verrechnet und die Geburt Christi um drei oder vier Jahre zu früh angesezt haben soll (*aera Dionysiana*). In dem schon obenbedachten Orte sagt Beda über die desfallsigen Bemühungen des Dionysius Folgendes: „*Primi decennalis circuli curam temporum ordo praestitit, quoniam graeci calculatores a Diocletiani principis annis observaverunt. Sed Dionysius, — paschales scribens circulos, noluit eis — memoriam impij persecutoris innectere, sed magis elegit ab incarnatione Domini nostri Jesu Christi tempora praenotare, quatenus exordium apud nostras notius nobis existeret, et causa reparationis humane, id est, passio redemptionis nostrae evidenter elucesceret.*“ Inzwischen ist die Aera Dionysiana (s. d. Art.) erst seit dem achten Jahrhundert öffentlich in Gebrauch gekommen. Über das Leben und die Leistungen des Dionysius sind namentlich die kirchenhistorischen Werke zu vergleichen; namentlich die von Fleury, Schröckh, Pland. Die Hauptquelle über seine Personlichkeit bleibt immer Cassiodor, ohne dessen Nachrichten wir über seinen Charakter wenig wissen würden. Daß Cassiodor, seinen Freund in dem vortheilhaftesten Licht erscheinen zu lassen sich sehr eifrig, und manches von einem zu günstigen Gesichtspunkte aufgestellt haben möge, kann wol nicht bezweifelt werden, und, wie aus der Schilderung Cassiodors hervorgeht (*Cujus nomini aliqui parvi homines calumniosae nituntur ingerere, unde sua videantur errata aliquatenus excusare*), waren nicht alle seiner Meinung. Wie dem aber auch sei; der Charakter des Dionysius erscheint immer höchst achtungswerth, und daß er sowohl an umfassender Gelehrsamkeit, als an Eifer,

Fleiß und Ausdauer nicht leicht von einem seiner Zeitgenossen übertroffen worden, davon zeugen seine Leistungen. (*Dieck.*)

DIONYSODOTUS, *Διονυσόδωτος*, ein Beiname des Apollo zu Philus. *Paus.* I, 31. Er bedeutet den vom Dionysos geheilten Apollo, v. d. den Sohn des Dionysos. Diese Abkürzung scheint ägyptisch zu sein und gehört zugleich in die kalydonischen Mythen (*s. Siebelis* ad Isiri Fragm. p. 67); auch deutet sie auf die Vereinerung der Apollonreligion mit der des Dionysos. (*Richter.*)

DIONYSOS, Dionysus, *Bacchus*, *Βάκχος*, Hauptname des Gottes der Weinpflanzung bei den Griechen und Römern, der aber zugleich auch den Begriff des Jenseits überhaupt, des Anbaues und der dadurch vermittelten bürgerlichen Cultur in sich schließt und in mystischem Sinne die befruchtende, erzeugende, die mannichfaltigen Formen der Sinnenwelt schaffende Gotterkraft andeutet. Den Namen Dionysos brauchten mehr die Griechen, den des Bakchos mehr die westlichen Völker. Der Mythos dieses Gottes ist einer der mannichfaltigsten und umfassendsten, aber auch in der Darstellung und Erklärung einer der schwierigsten. Herodot sagt II, 52, daß die Pelasger den Namen Dionysos später als die andern Götternamen erfahren hätten. Dieses scheint dahin zu deuten; daß die Gulte anderer Götter früher in Hellas waren, als der des Dionysos, der Begriff des Letztern also der später entstand. Damit scheinen auch die Sagen von dem Widersande, den die neue Religion an mehreren Orten fand, übereinzustimmen; denn es wird uns berichtet, daß der Gott nur durch blutigen Kampf seinen Cultus in Hellas habe fest gründen können. Aus dieser gewaltsamen Einführung scheint aber sich auch zu ergeben, daß der Begriff des Gottes nicht ursprünglich bei den Hellenen selbst entstanden, sondern aus der Fremde zu ihnen gekommen sei, und in diesem Falle konnte er nirgends anders herkommen, als aus dem Morgenlande, aus Asien. In der That findet man auch in den ihm beigelegten Attributen und in den von ihm erzählten Sagen so viel Orientalisches, daß an diesem Ursprung nicht zu zweifeln ist (s. d. Art.). Dennoch theilen sich die Erklärer seines Mythos grade in dieser Hinsicht in zwei entgegengesetzte Parteien, und an der Spitze einer jeden stehen Männer vom bedeutendsten Gewichte. Nach der einen ist Dionysos als der Gott, der den Griechen den Segen der Traube, die Freuden des Weins und die aus dessen Anbau entspringende Geseßtheit schenkte, ursprünglich in Hellas gebildet worden und erst der karmatische Bakchos mit seinen Legien aus Phrygien, wo der tumultuarische Dienst der Kybele und ihres Atis hauste, in den Thron nach Homer zu den Griechen gekommen und mit dem Dionysos verbunden worden, denn Homer kenne wol diesen Letztern, aber nicht den Bakchos. Ihre Gegner aber wenden den Blick gleich nach Osten, nehmen den Begriff des Weinertrags nicht für den allein wesentlichen und wollen keinen bestimmten Unterschied zwischen Dionysos und Bakchos stellen lassen. Es sei dieser Gott als die Idee der alles erzeugenden Naturkraft mit seinen Legien aus Ägypten, Phrygien, Phönicien und andern

Ästheten, in letzter Instanz aber aus Indien zu den Hellenen gekommen und zwar in den Zeiten vor Homer, der einen solchen Dionysos wohl kenne und von einem der Kämpfe zu erzählen wisse, die der Anfang seines Cultus verurtheilt. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß in Syrien, Phönicien, Ägypten und auch wol in Vorderasien schon sehr früh, wenigstens um 1500 vor Chr. im orgiastischen Cultus des Sonnengottes, des Baal, mit wüsten Tänzern, rauschender Rärmuffel, satanischen Gedröchen und unwürdigen Symbolen herrschte, von dem man wohl annehmen kann, daß er aus dem orgiastischen Dienste des Schiva bei den Hindus stamme, da die wesentlichsten Symbole in beiden Culten übereinstimmen und überdies ein indisches Purana allerdings von einer Wanderung der Religion des Schiva und seiner Gemahlin Parwati nach den Westländern spricht; ja es wäre fast ein Wunder zu nennen, wenn die Hellenen, und selbst schon die alten Pelasger, durch die seefahrenden Phöniker keine Vorstellungen aus diesem Religionscultus bekommen hätten. Zwar leugnen die Gegner, daß Hellas durch fremde Colonien cultivirt worden sei und wollen weder von der ausländischen Abkunft des Keltos, noch des Kadmos, Danaos, Pelops und Anderer etwas wissen, indem alles Fremde erst in den Zeiten nach Homer zu den Griechen gekommen sei. Alle Nachrichten bei den Allen von diesen Colonisationen aus dem Ausland wären durch trügerisches Vergehen der Priester entstanden, die dem, was sie nach den Zeiten Homers von fremden Culten angenommen, gern den Anstrich eines hohen Alterthums hätten geben wollen. Namentlich wäre dieses durch die sogenannten Drachider geschehen, deren Gesänge eigentlich erst um 500 v. Chr. und größtentheils noch später entstanden wären, aber als Verfasser derselben einen Drachos lange vor Homer ausgegeben hätten. Durch diese sei erst die Vermischung hellenischer Götter mit ausländischen, namentlich ägyptischen und phrygischen, Mode geworden, und so habe sich denn die Wahr bei allen Hellenenstämmen verbreitet, und selbst treffliche Schriftsteller hätten nun angefangen, von fremden Culturhistoren und von Einführung fremder Götter zu sprechen. Nur einige hätten den Trug durchdauert und die geehrten Ausländer als Gemeinliche bezeichnet. Überdies ist es nicht möglich, daß namentlich aus Ägypten ein Uebertritt religiöser Vorstellungen durch Ankömmlinge hätte stattfinden können, da der Ägypter das Meer als Typhonisch verabscheut und überhaupt sein Land ganz verschlossen gehalten habe. Erst als Plammetich durch Hülfen von Griechen sich auf den Thron geschwungen habe, sei das Land den Hellenen geöffnet worden und seit der Zeit der ganze Euxent entstanden. Aber, antworten die Verteidiger der andern Ansicht, daraus, daß die sogenannten Drachiden Gedichte erst durch Demostrius öffentlich bekannt geworden sind, folgt nicht, daß ihr Inhalt nicht älter sein sollte. Es waren größtentheils alte Tempelgesänge, aber bis dahin nur den Priestern und in den Mysterien bekannt; der Herausgeber war nicht der Dichter im strengsten Sinne, sondern nur der Bearbeiter dessen, was schon längst vorhanden war; ihm verbanden also die alten Tempellicier

die bessere Form, aber nicht zugleich den Inhalt. Dieser lehrt spricht für ein hohes Alterthum, indem er Vorstellungen ausdrückt, die den Charakter reinerer Religiosität tragen, Begriffe von göttlichen Dingen, wie sie der öffentliche Cultus des Volks nicht kannte, aber von bessern Weisern schon früh gefaßt sein mußten, da sie in der Seele des Menschen selbst liegen und ohne ihre Grundlage an gar keine Religion zu denken ist. Selbst den wildesten und ausschweifendsten Religionen des Orients lagen diese bessern Ideen zum Grunde, wurden von dem weisern Priesterstand erkannt, aber als etwas Heiliges und Göttliches unter der Hülle von Symbolen dem Volke verborgen, welches man nicht fähig hielt, das Höhere zu fassen, dem man es auch wol absichtlich verheimlichte, um desto besser die Herrschaft über dasselbe zu behaupten. Damit aber dieses Bessere nicht untergehe, dazu eben waren die Mysterien gestiftet, und in ihnen die Lehren von der Einheit Gottes, der Seelen Unsterblichkeit, der Belohnung und Bestrafung, der Seelenwanderung u. dergleichen. Diese Lehren stammten ursprünglich aus Indien und hielten sich von da nach den Westländern auf mancherlei Wegen, namentlich über Ägypten und Vorderasien, fortgepflanzt. Die Menschenstämme, welche Hellas bewohnten, sind unlegbar von Osten her eingewandert, wie auch die Kelten und Germanen, und die große, innere Verwandtschaft des Griechischen mit der Sanskritsprache beweisen unwiderleglich, daß die ältesten Ankömmlinge in Griechenland Jahrhunderte vorher ein den Hindus verwandter und benachbarter Menschenstamm gewesen sein müssen. Jahrhunderte lang und mit mehreren Unterbrechungen mochte ihr Zug aus dem obern durch das westliche Asien gedauert haben, ehe sie über den Kaukasus her die griechischen Küsten erreichten und das Land in Besitz nahmen. Große Veränderungen mögen während dieser Zeit in ihren Vorstellungen vorgegangen sein, und zuletzt mögen sie als ziemlich rohe Barbaren die neuen Küsten betreten haben. Aber einige Begriffe von Gott und göttlichen Dingen brachten sie doch aus der Heimath mit sich und die Weisern unter ihnen, die als Priester den Cultus ordneten, nachdem das Volk zu festen Wohnsitzen gekommen war, wol mehr, und so ward denn auch ihre Religion eine, wenn auch sehr getrübt, Abstrahlung des indischen Glaubens. Selbst der Name für Gottheit überhaupt, θεός, θεα, θεα, ist kein anderer, als das indische Dewa, und gibt geradezu einen Beweis, woher sie den Begriff des Göttlichen mitgebracht hatten. Auch die ägyptische Religion stand in naher Verbindung mit der indischen. Es ist durch die neuern Forschungen hinlänglich bewiesen, daß der dortige Priesterstand ursprünglich indischer Abkunft war, und so läßt sich nicht anders erwarten, als daß auch die Religion dieser Priester, ob sie gleich im öffentlichen Cultus besonders mit dem Heischismus des rohen Volks vermischt ward, aus ihrem Vaterlande geschöpft sei. Namentlich erscheint Osiris in dem mit ihm verbundenen Begriff als Sonnengott, und als Personification der erzeugenden und allen Leben bringenden Naturkraft, ein Abbild des indischen Schiva, der ebenso wol als Osiris und Dionysos das Symbol

des Phallos hat und mit ähnlichem orgiastischen Cultus verehrt wird. Ebendiese Symbolisirung findet man auch in den Basilen der Phönizier und Etrsker, sowie in der Religion der Phrygier. Eine solche Uebereinstimmung kann nicht bloßer Zufall sein, sondern steht vielmehr eine gemeinschaftliche Urquelle voraus, aus der alle diese Völker schöpften. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ägypten für das Ausland so ganz verschlossen gewesen sein sollte. Die Tempelruinen von Theben zeigen, daß es Schiffsahrt, sogar Kriegsschiffahrt gehabt habe und in Josephs Zeiten wird des Karavannenhandels aus Kanaan nach Ägypten erwähnt. Vielleicht entstand jene Abgeschlossenheit erst nach Vertreibung der Hefos. Die Sieger wollten sich vor ähnlichen Unglücksfällen durch gänzliche Absonderung von den Fremden schützen, obgleich auch dies nicht einmal in aller Strenge gelten mag, da nach den Berichten der Bibel Salomo eine ägyptische Prinzessin heirathete und ein König Ägyptens den Rebekkam mit Kriess überzog, auch der ägyptische Christentum sich in Palästina verbreitete. Berührten aber auch die Ägypter vor Pharaonen nicht selbst das Mittelmeer, so konnten doch Auswanderer auf phönizischen Schiffen nach Griechenland kommen und von ihrer Religion Vieles mitbringen. Ueberdies werden Einwanderungen aus Ägypten gerade in die Zeit gesetzt, wo die Verjagung der Hysks stattfand. Diese waren etwa zwei Jahrhunderte lang Herren des Landes gewesen und hatten wahrscheinlich, wenigstens zum Theil, den Cultus desselben angenommen. Der Krieg der Eingebornen mit ihnen konnte garbezu Auswanderungen veranlassen, und Danaos, Ketrops und andre zu den Flüchtlingen gehören. Widersprechen einige griechische Schriftsteller den fremden Ansiedlungen, so sind dies auch keine ältern, als die, welche sie behaupten, und ihr Widerspruch läßt sich vollkommen aus dem Stolz der Griechen erklären, der nur sich allein Alles zu danken haben wollte. Es ist doch in der That eine seltsame Behauptung, wenn nach dem Schol. *maior. ad Aristid. Panath.* p. 185 gelehrt wird, der attische Dägyos und seine Frau Thebe wären nach Ägypten gegangen, hätten dort die Stadt Thebe, die alte Hauptstadt des Reiches, die Homer selbst die hundertthörige nennt, erbaut und die Mythen der Isis und des Dionysos-Dionis dabeist gestiftet, und ebenso wenig möchte auf die andre Behauptung zu geben sein, daß Sais eine attische Colonie und nicht umgekehrt Athen eine ägyptische sei. Wenn Homer von seinem ägyptischen Ketrops und Danaos oder phönizischem Kadmos etwas wisse, so sei das Stillschweigen eines Dichters, dessen Thema mit jenen Anführungen gar nicht zusammenhänge, noch kein Beweis für das Gegentheil. In seinem Zeitalter mochte es überhaupt noch von wenig Interesse sein, sich um solche Ansiedlungen zu kümmern, ihre Wichtigkeit erhielten sie erst späterhin, als man anfing, über ihren Einfluß auf den Hellenismus nachzudenken und deswegen Sagen zu sammeln, die sich auf ihre Herkunft und ihre Geschichte bezogen und im Munde des Volks mehr oder weniger treu sich erhalten hatten. In jedem Falle kennt Homer phönizischen Handel an hellenischen Küsten, und schon, wenn dieser

bestand, konnte Einfluß aus dem Oriente nicht ausbleiben. Auch hatte es Homer als Dichter nur mit der öffentlichen Religion zu thun; dieser gemäß schilderte er seine Götter. In den innern Tempeldienst war er nicht eingedrungen, und es konnte hier eine Menge Begriffe von den Göttern geben, die ihm unbekannt blieben. Es konnten die Priester Däphtische Lieder den Göttern zu Ehren singen, und Homer doch von ihnen nichts wissen. Ueberhaupt war ja bei dem innern Dienste wol selten einer aus dem Volke zugegen, er wurde von den Priestern allein begangen. Was konnte diesen daran liegen, in spätern Zeiten den Ursprung des Cultus mit abschätzlichem Betrag aus der Fremde herzuholen? Erhielten sie dadurch mehr Ansehen und Einfluß? Göttern einen höhern Grad von Würde? Weit eher könnte man jene Angaben für oedächtig halten, die überall nur von reinem Hellenismus etwas wissen wollen und das Fremde aus diesem ableiten. Was indessen jetzt noch ungewiß ist, wird vielleicht die Folgezeit durch eine nähere und gründlichere Bekanntschaft mit den Religionen des Orients, namentlich Indiens, zu einer genauern Entscheidung bringen. Indem wir an diese Meinung uns anschließen, gestehen wir offen, daß es auch uns wahrscheinlicher dünkt, den hellenischen Polytheismus für einen Sprößling aus dem Orient, als für ein eignes, in Hellas selbst ohne fremdes Zutun emporgeschossenes, Gewächs zu halten. Dabci bleibt es dennoch wahr, daß durch Dichter und Künstler die Götterwesen im Volkscultus so verändert wurden, daß der orientalische Zuschnitt fast ganz, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, erschwand und die Gottheiten in ziemlich rein hellenische Ideale sich verwandelten. Nur im innern Tempeldienst erhielt sich das Alte und Ursprüngliche länger, und Lieder, Gebräuche und symbolische Darstellung erinnerten noch in spätern Zeiten an die fremde Urquelle.

In der Dionysischen Religion tritt das Fremdartige ganz vorzüglich hervor, wie auch diejenigen nicht leugnen, die in Hellas nur selbst gebildete Götter erkennen wollen, indem sie das Fremde für spätre Beimischung erklären. Aber was im Wesen des Begriffes selbst liegt, können wir nicht für später halten, wenn auch einzelne Modificationen erst im Laufe der Zeiten hinzugekommen sind, und so dünkt es uns richtiger, die Urquelle dieser Religion im Auslande, zunächst in Ägypten, Phönizien und Phrygien, weiterhin aber in Indien selbst zu suchen, aus dem jene Länder selbst geschöpft hätten. Jene allgemein angenommene Sage von einem Zuge des Dionysos nach dem Osten, nicht erst nach, sondern schon vor Alexander entstanden, erzeugt sich unstreitig dadurch, daß man in den Ostländern eine ähnliche Gottheit und ähnlichen Cultus fand. Nun sollte der Gott von Hellas aus in jene Gegenden gekommen sein und seinen Dienst dabeist gestiftet haben, zuletzt sogar in Indien, als durch Alexanders Zug selbst ebenfalls viel Analoges bekannt wurde. So deutete hellenischer Stolz, der den Barbaren nichts zu danken haben wollte. Aber das Wahre ist unstreitig das Gegentheil, und dies wurde auch in spätern Zeiten eingesehen, sobald die Schriftsteller aus dieser Periode in der That von einem ursprünglich indischen Dionysos die Rede

ist. Auch in die christliche Religion ist so Manches, was zu den Symbolen, Gebrauchen, Ergenden, ja selbst zu den Dogmen gehört, aus den frühern Religionen übertragen worden, dennoch behauptete man das Umgekehrte, und erklärte das Analoge in den heidnischen Gulten für eine teuflische Nachahmung des christlichen. Ähnliches möchte auch wol in Hellas der Fall gewesen sein.

Ob der Name Dionysos selbst ein fremder sei, das wollen wir vor jetzt auf sich beruhen lassen. Wahrscheinlich ist es allerdings. Die Griechen selbst leiteten die Benennung verschiedentlich ab, aber in den meisten Ableitungen ist auch das Geywogene und Unnatürliche nicht zu verkennen, und grade dies, möchte ein Beweis sein, daß der Name ursprünglich ausländisch war. Viele solcher Ableitungen findet man in der Ausgabe der Dionysiaka des Kommos von Moser S. 201, auch in Creuzer's Dionysos S. 244. Wir werden einiger gegentheilig gedenken. Am wahrscheinlichsten ist es, daß der Name dem Gott von Asya anzeige. Aber was und wo ist dieses Asya? Den Nachrichten der Alten zufolge ist irgend ein Ort oder eine Gegend darunter zu verstehen, denn wenn auch von einer Nymphe Asya als Erzelebrin und Amme des Gottes die Rede ist, so ist doch diese offenbar nur die Personifikation der Gegend, die zuerst den Cultus desselben pflegte. Wo verfiel unter Asya die südlichen Abhänge des Gebirges Pangäos bei den thrakischen Edonen. Hier sei die wilde Waldrebe zuerst bejähmt, der Wein nach den Regeln der Kunst angebaut und die Traube gekeltert, von da aus aber Boten die Bevölkerung und daselbst der Weinbau eingeführt worden. Man habe also den Bergdämon, der den Menschen dies Geschenk brachte, den Gott von Asya, Dionysos, genannt. Der wenn man den Namen nach der Form *Διόνυσος* erklären wollte, so bedeute er der Zeus Nykos, d. h. des Zeus Sohn Nykos. Aber wenn auch der Gott von diesem nahen Asya den Namen hatte und in der That zum Theil die Dionysische Religion über Thrakien sich nach Hellas verbreitete, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie ursprünglich daselbst entstand und nicht auch hier eine eingewanderte war. Lag der Ort wirklich, von dem der Gott ursprünglich den Namen hatte, so in der Nähe, warum hätte man ihn später in immer größerm Abstände suchen sollen? Man konnte wol sagen: Unser Gott von Asya hat auch da und dort seinen Cultus hin verbreitet, aber es war kein Grund vorhanden, seinen Abstammungsort selbst in immer entlegnere Gegenden zu setzen. Denn die Mythographen sprechen auch von einem asiatischen Asya, worunter allerdings eine Gegend in Syrien am Fuße des Amolos zu verstehen sein mag, von einem äthiopischen, arabischen und zuletzt von einem indischen Asya, nachdem Alexander über den Indus vorgezogen war. Dies Alles läßt sich weit natürlicher erklären, wenn man annimmt: Die Ursage lautet, der Gott stamme aus Asya, er sei der Gott von Asya, ohne daß darin bestimmt war, wo dieses gelegen. Nun suchte man den Ort der Abkunft zuerst in der Nähe, also in Thrakien, und setzte dort das unbekante Asya, dann, als der phrygische Einfluß immer deutlicher wurde,

an den Amolos, und als man auch von der ägyptischen Abstammung sich überzeugte, nach Arabien und Äthiopien, als aber endlich der Gott sogar indisch schien, so lag Asya an den Vorhöfen des Himalaya in Kabulistan, wo in der That ein trefflicher Wein gefunden wurde. Hier sprechen nun Schriftsteller nach Alexander, wie z. B. Curtius Rufus VIII, 10, der wol nicht gradezu erdichtet, sondern wahrscheinlich andern Vorgängern folgt, von einer Stadt Asya, wo der Gott zuerst erzogen worden sei. Ob nun hier wirklich der Ursprung des Namens und die Entstehung des Gottes zu suchen sei, das möchte aus andern Quellen, als heidnischen, ausgemittelt werden. Geschah die Wanderung dieses Cultus von Osten nach Westen, wie aus vielen andern Gründen wahrscheinlich ist, so hat das indische Asya, als das östlichste, allerdings Vieles für sich. Einige Andeutungen mögen hier stehen. Das Elym mag. (p. 259, 28 sq. cfr. *Boiss. zu Gregor. Corinth. De dialectica* p. 882. ed. Schäfer) sagt: Dionysos heiße auch *Deumyos* (*Δεῦμος*), entweder ionisch statt *Δεῦμος* oder vom indischen *deivos* (Deus, Demos) der König, und *Néva*, also König von Asya. Dies Deunos oder Demos ist gewiß nichts anderes, als das indische *Devas*, welches Gott und König bedeutet. Der Grieche hatte vielleicht ursprünglich *Δείος* (Deus, Deos) geschrieben, und das r ist nur eingeschoben worden. Langlès (Recherch. Asiat. I. p. 278 etc.) bemerkt, die Hindus hätten dem Schiva das Beiwort Dewanisch, Gott oder König von Niska, d. h. der Stadt der Nacht, gegeben. Dies wäre denn Schiva als Sonnengott. Die Indier nämlich betrachteten den Wein als Gabe der Sonne und nannten diese deswegen Suradewas, Weingott, ein Name, den schon Ugaras von Mithras, ein Begleiter Alexanders, in der Form *Soradewas* kennt. Auch läßt die indische Mythologie den Sonnengott aus der Nacht (Nis, Nisch) geboren werden, so daß er in dieser Beziehung wol auch Dewanisch oder Dewanisch heißen könnte. Auf Nacht finden sich aber auch im Mythos des Dionysos Anspielungen. Er heißt Nyktelos, der Nächtlöse, zunächst wol wegen der nächtlichen Feier seiner Mysterien, aber eben diese Zeit der Feier könnte ihn als Sohn der Nacht bezeichnen. In Megara hatte er unter diesem Namen einen Tempel und ebenfalls gab es ein Orakel der Nacht (*Procop. Hist. Att. 40, 5*); Plutarch aber (*Sympos. VII, 9. p. 941 Wyss*) führt an, es hätten die ältesten Griechen den Dionysos Eubulos, den guten Rathgeber, und deswegen auch die Nacht die Kluge genannt. Das Alles sind wenigstens Andeutungen, die auf den möglichen indischen Ursprung des Namens des Dionysos hinweisen, selbst für den Fall, wenn Wilford's *Dewanabusha*, der als Eroberer bis nach Europa (*Baharabusha*) vorgezogen, wirklich ein brahmanischer Betrug ist. Grade über Thrakien der konnte aus Vorderasien, dahin aber aus östlichen Ländern, der Name Dewanisch oder Dionys nach Boten gekommen sein, wo aus demselben Dionysos gebildet und dabei zunächst an das thrakische Asya gedacht wurde, dieser Name Asya aber grade umgekehrt aus dem Namen des Gottes entstanden sein. Darum

sand man denn eben überall ein Nyssa, wo man glaubte, daß der Cultus des Gottes seinen Anfang genommen habe und setzte dasselbe immer weiter nach Osten, je mehr sich Allen den Wilden des Hellenen öffnete, bis es zuletzt nach Indien kam. Wäre Alexander noch weiter fortgegangen, so würde auch wol das indische Nyssa noch östlicher verlegt worden sein. Eines Reiches Nischabda wird in der Epische Malas des Mahabharata gedacht; es liegt im östlichen Theile der indischen Halbinsel, und in der Nähe scheint der Fluß Nischabda gewesen zu sein, den der Bramanda Purana nennt. Nach dem Standa Purana, der die Verbreitung des Schima-Cultus nach Westen erzählt, verläßt Schima mit seiner Gemahlin Parwati sein Paradies Kailasa auf dem Meru, und begibt sich nördlich nach den Nischadabergen zu. Diese Berge möchten etwa die Gegend sein, wo Alexanders Begleiter das indische Nyssa fanden und von der man den Namen des Gottes ableiten könnte. Mit diesem Namen möchte auch wol der wesentliche Theil seines Mythos und Cultus mit zu den Hellenen gekommen sein, später aber durch neue Einflüsse aus Ägypten, Phönicien und Phrygien beides sich immer weiter entwickelt haben, bis denn auch Dichter sich der Fabel bemächtigten und sie auf mancherlei Art ausschmückten und belebnstigten, so daß sich jetzt wol schwierig eine genaue Scheidung des Uralters von dem Späteren wird anstellen lassen, bis die Voraussetzung, daß spätere Angaben auch wirklich nur spätere Sagen enthalten, oder das Verschweigen dieser oder jener Sage bei einem Dichter auch zu dem Schlusse berechtige, daß zu seiner Zeit die Sage noch nicht bekannt war, in den wenigsten Fällen wol die richtige ist. Die Erzählung Homers von einem Theile der Dionysischen Mythologie ist, unbesungen angesehen, von der Art, daß sie Bekanntheit seiner Zuhörer mit dem Dionysos-Mythos, wenn wir auch nicht bestimmen können, in welchem Umfange, voraussetzt. Er erwähnt des Dionysos als eines Gottes, da er doch in der Sage von seiner Abstammung nur als ein Heros, wie etwa Perseus, erscheint; er spricht ferner von einem rasenden Dionysos, und es ist kein Grund da, dies Wort sich in einer andern Bedeutung zu denken, als wie es später genommen wird, nämlich in Beziehung auf das Degradirte seines Cultus. Auch steht die Widersprüchlichkeit des Epikuros genau in Parallele mit den andern Erzählungen von dem Widersande, den die neue Religion von Seiten einer früheren, schon in Hellas verbreiteten, fand. Doch davon weiter unten. Daß daher der phrygische Bakchos mit seinen Ergien erst nach Homer, wie Voss will, zu den Griechen gekommen sei, und diese vorher weiter nichts, als den selbst erfundenen Weingott gekannt haben, scheint unstatthaft, da wir alsdann gewiß auch andere Nachrichten über eine so junge Religionsveränderung haben würden.

Von den neuen Erklärungen über den Namen Dionysos wollen wir von Hermann (de Myth. XXI, Opusc. II p. 290) und von Siefert (Cadmus CII, sqq.) bemerken. Hermann leitet den ersten Theil des Wortes von der Präposition δια und den zweiten Theil von einem Stamm ab, von dem auch δρυς (Nagel, Fuf) und

ρίσσω, deorsum ferendo pulsare, herkommen, so daß *Διονυσος* (wie man eigentlich schreiben müßte) so viel sei, als excoleator, der Zertreter, Aufzertreter, d. h. der geleitete Wein. Creuzer in den *Wiesens über Homer und Hesiodos* S. 206 erklärt sich besonders dagegen, daß der erste Theil des Wortes die Präposition sein solle. Siefert leitet den Namen aus dem Hebräischen ab. Er sei so viel als נַחֲשִׁיז (Nahjanäus), d. h. die Recht verschaffende, helfende, richtende, behersehende, strafende und erteilende Macht. Denn der Anbegriff der von Zeus durch Demeter geoffenbarten und von der anbetenden Menschheit empfangenen Religion der Karmelischen Umwelt sei gewesen: sie erschaffe das Recht, helfe, richte, behersehe, strafe und gewähre Vergeltung. Diese Ableitung und Erklärung dünkt mir wenig wahrscheinlich, da sie den Gott viel zu allgemein bezeichnet und mit der durch ihn erhaltenen Wohlthat nichts zu thun hat.

Was den andern Namen Bakchos betrifft, den Voss nicht dem iberianischen Dionysos, sondern nur dem später aus Phrygien herübergekommenen Gott beilegen will, bis ihn auch jener durch Vermischung mit diesem erhalten habe, so ist die Ableitung nicht minder verdächtig. Die Form desselben findet man auch in *Βαχχος*, *Βαχχιος* (*Baxxios*) abgeändert. Auch er könnte ursprünglich indisch sein, denn Schima hatte auch den Beinamen *Bakis* (Wagis). In Ägypten hieß der heilige Stier *Ennuphis* auch *Bakis*, welches so viel als der gute Gott, der gute Geist, bedeuten soll. Hier ist wahrscheinlich ein Zusammenhang mit dem indischen *Bakis*, denn dem Schima kommt das Symbol des Stiers wesentlich zu, und sein Name Schima bedeutet auch den Guten, ein Epitheton, das Dionysos ebenfalls häufig hat, sowie auch das Stiersymbol wesentlich zu seinem Charakter gehört. Es könnte also der Name Bakchos über Ägypten auch aus Indien stammen. Indessen ist doch dieser Zusammenhang noch nicht klar genug und so möchten wir uns lieber noch an diejenigen halten, die an das bebräische oder phöniciische נַחֲשִׁיז, weinen, weklagen denken. Ein Weklagen wurde über den Tod des Adonis angestellt, und auch Dionysos ist in den Mysterien der erschlagene und zerrissene Gott, der Jahresgott, der vom Winter getödtet wird. Man könnte daher an eine Verschmelzung der Adonien mit den Dionysischen Festen denken und an eine Bakchische Todtenfeier in den Mysterien, wie sie in der That bei Berna statthabte. Ueberlich ist sowohl Adonis als Dionysos mit dem ägyptischen Osiris im Begriff einerlei und so gäbe auch dies einen Zusammenhang. Siefert im *Kadmos* S. 103 leitet den Namen von נַחֲשִׁיז her und nimmt ihn so als נַחֲשִׁיז, d. h. die öffnende, auslösende sehen machende Kraft, denn die Religion öffne und löse des Menschen Geist und Herz, sie löse vom sittlichen, wie vom physischen Uebel. Man kann indessen bei der griechischen Sprache stehen bleiben und da denkt denn Schwert in seinen Andeutungen S. 144 an das Stammwort *αἶψα*, das freilich auch jammern, weklagen (von dem *Naturaliste*: αὐ) bedeutet, aber mit dem vorgelegten *α*, als *ἀαψα*, juchzen, jubiliren, anzeigt; daon fäme denn *αἶψα* und statt des *α* ein *β* auch

der Hüftgeborne, *ἠμφοδόγος* und *ἠμφοδόγος*, der in die Hüfte Eingendete, *ἠμφοδόγος*, der darin Erzeugene, Genährte. Entstanden diese Beinamen aus dem *ἠμφοδο*, so sind sie für sich klar; entstand aber vielleicht der *ἠμφοδο* aus den Beinamen, so ist der Sinn derselben und der Grund ihrer Entstehung zu untersuchen. Diese letzte Voraussetzung ist nun gewiß die richtige. Woher (*Mythol.* S. 113) und Schwenk (Andeut. S. 147) denken an eine Wurzel *μφοδο*, brennen, wie aus den davon abstammenden Wörtern: *μφοδο*, Hitze haben, *μφοδο*, schimmern (daher *μφοδο*, der Hundstern) und *μφοδο*, welken, erhaben. Dann wäre *ἠμφοδόγος* so viel als *μφοδόγος*, der von der Wärme erzeugte Gott und mit *ἠμφοδόγος* so ziemlich von einerlei Bedeutung. Widerspruch hätte also an das Wort *ἠμφοδο*, die Hüfte, denken lassen und nur den *ἠμφοδο* von der Hüftgeburt erzeugt, dieser aber die andern Beinamen. Auch glauben beide, besonders an den Hundstern, *μφοδο*, denken zu müssen, sobald der Wein ein Erzeugnis des Hundsterns, d. h. der mit seinem heliakalischen Ausgang eintretenden Sommerhitze wäre, worauf sich auch die Legende bei *Athen.* II, 35, 6 (sfr. *Paus.* Phoc. 38, 1) beziehen könnte, daß ein Hund ein *ἠμφοδο* geboren habe, welches, in die Erde vergraben, den Weinstock hervorbrachte, sowie auch die Erzählung vom *ἠμφοδο*, seiner Tochter *Erigone* und dem Hunde *Maira*. Aber ein solches Widerspruchniß ist denn doch etwas schwer zu begreifen, da es so allgemein ist und kein Griechisch es zu entzünden vermochte, ungeachtet seine Sprache eine lebende war. Aber leicht konnte der Irrthum entstehen, wenn in dem ersten Theile dieser Epitheta ein fremdes, mit dem Begriffe des Gottes zu den Griechen gekommenes Wort lag, das sie, eben weil sie es nicht verstanden, mit dem Wort ihrer Sprache *ἠμφοδο*, die Hüfte, verwechselten, und so auch *ἠμφοδόγος* den *ἠμφοδο* und daraus die andern Beinamen bildeten. Es war aber *ἠμφοδο* der inbische Gott, dem der Berg *Meru*, eine der Spizen des *Himalaya*, heilig war, auf dem sich sein Paradies, gleichsam seine Heimath, befand, sobald er recht häufig der Gott vom *Meru*, d. h. der vom *Meru* Gekommene, also mit kleiner Abänderung der *Merugeborne*, der auf dem *Meru* Erzeugene, heißen konnte. Wo *Alexander* wußten die Hellenen nichts von diesem heiligen Berg, ob sie gleich aus ihrer Heimath auch den Begriff eines Götterberges mitgebracht hatten, den sie im *Dionysos* fanden, aber der Name war mit dem Gotte zu ihnen gekommen und gewiß in sehr alter Zeit, d. h. in der Zeit, wo die Kindheit des Volks noch echte Mythen, heilige Sagen, bildete, nicht solche, wie die Phantasie der Dichter später entstehen ließ und wie man mehr im *Homar* und bei spätern Dichtern findet. Darum kennt denn auch *Herodot* (II, 146) den *ἠμφοδο* vom *Cinnabon* und der Verfasser der 47. *Orphischen Hymne* die daraus gebildeten Epitheta. Als man nach und nach *Alexanders* Zug den wirklichen *Meru* kennen lernte und sogar daselbst und in der Gegend umher eine Verehrung des *Bakchos* fand, d. h. den Dienst des *ἠμφοδο*, dessen Orgien den *Bakchischen* so ähnlich sind (*Strab.* p. 473; *Arrian.* Ind. I;

Polyaen. Strat. I, 1), so kam man auch allmählig auf die richtige Erklärung des Beinamens *ἠμφοδόγος*, und Schriftsteller, wie *Plinius* (VI, 21), *Solinus* (c. 52), *Curtius Rufus* (VIII, 10) führen sie ausdrücklich an. Der Erzte j. B. sagt: (*Urbs Nysa*) *ainā est aus radicibus montis, quom Meron incolae appellant*; Inde *Graeci* mentiendi *traxere licentiam, Jovis semine Liberum patrem celatum esse*. Jetzt fand man es auch wahrscheinlich, daß der Cultus des *Dionysos* aus Indien kam, und ich möchte wol sagen, daß eben dieses Epitheton des *Bakchos* und die Schwierigkeit, dasselbe auf andre Art zu erklären, wenn man nicht zu Verdrehungen und Spielereien seine Zuflucht nehmen will, gradezu als Beweis mit dienen könne, daß der Gott an dem *Himalaya* zu Hause gehöre und daß hier wirklich jenes *Nysa* zu finden sei, von dem er den Namen hatte. Schwerlich möchten auch wol Schriftsteller nach *Alexander* der auf die Idee gekommen sein, den Gott aus jenem *Oskande* herzuholen, schwerlich möchte sich schon vorher die Sage von seinem Zuge nach dem *Orient* gebildet haben, wenn nicht in den alten Traditionen etwas gelegen hätte, was ihn mit jenen unbekannten Gegenden verband. Wird doch seinem einzigen der andern Götter eine so entfernte Abkunft oder ein so weit von *Hellas* sich entfernender Triumphzug beigesetzt, als dem *Dionysos* und dem *Ägyptischen Osiris*; denn daß *Herakles* in diesem Sinne nicht hierher gehört, ist wol offenbar, obgleich auch bei ihm die Geschichte seiner Abenteuer auf die weite Verbreitung seines Cultus deutet und mit den phönizischen Geschichten zusammenhängt. In den ältesten Zeiten konnte von einem Zuge des Gottes nach gar nicht die Rede sein; *Homar* erzählt daher nichts davon, obgleich sein Schweigen noch kein Beweis wäre, daß zu seiner Zeit noch gar keine Sage davon existirt hätte. Die Priester mochten wol im Allgemeinen wissen, daß ihr Gott aus dem *Osten* herübergekommen sei, und dies deuteten sie durch seine Abstammung von *Kadmos* an. Aber erst als *Asien* den Blicken der Hellenen sich immer mehr öffnete, als immer deutlicher die Kunde herüber tönte, daß in *Babylonien*, in *Ägypten*, am *Euphrat*, im fernen *Indien* ein Gott verehrt würde, dessen Cultus als ein *Dionysischer* erschiene, konnte die Sage von seinem Eroberungszuge nach *Osten* entstehen und sich immer mehr ausbilden, denn wie sollte sonst der Cultus in jene Länder gekommen sein? Die Ahnung aber von dem Umgekehrten bewirkte, daß man seinen Erziehungsort immer weiter nach *Osten* rückte, bis man endlich in *Indien* an den Abhängen des *Himalaya* stehen blieb, hier den ersten Beginn und die wahre Heimath zu finden glaubte und nun gradezu von einem in *Nysa* gebornen inbischen *Bakchos* sprach. Wenn einige der ältern Schriftsteller von der Hüftgeburt nichts wissen, so kommt dies vielleicht grade daher, weil sie die gemöhnliche Sage, aus Unkenntniß ihres Sinnes, für zu abgeschmackt hielten. Auf die Geburt des *Bakchos* von der *Semele* und aus der Hüfte des *Zeus* bezieht sich noch der Beiname *Διμητορ* oder *Dimator*, der *Ämmermutter*; ja man ließ ihn auch wol den *Drimalgebornen*, wenn man zugleich seine mythische

Geburt vom Zeus und der Persephone mit in Anschlag brachte. Wüthige Künstler, welche die Geburt aus der Hölle des Zeus darstellen wollen, lassen den Gott in einer Weiberschaube unter den Händen der Wehmütter schreien, oder sie legen ihn auf einen Kindbettstuhl und das Kindlein daneben. S. *Weiler Zeitsch.* f. alt. K. I, 3, 519.

Von seiner Geburt unter Flammen stammen die Beinamen *νυμφεργός*, der Feuergeborne, *νεκτιρογός*, der mit Feuer Nektar, im Feuer Erzeugte. Man hat sie dem Sinne nach auf die feurige Natur des Weins bezogen und aus ihnen die ganze Geburtslegende abgeleitet. Aber diese Epitheta scheinen mir doch zu stark bezweifelnd, um nicht noch einen tiefern Grund anzudeuten. Schima ist in Indien der Feuergeist, sein blühendes Auge verwandelt in Asche und bei dem Kampfe zwischen Brahma und Wischnu offenbart er sich als unendliche Feuerfäule, aus der er grade so hervorpringt, wie das Bakchoskind aus den Flammen. In diesem Begriffe des indischen Gottes, der, als wesentlich, wenn auch nur in bildlicher Hölle, zu den Hellenen mit kommen mußte, scheint der wahre Ursprung jener Beinamen und der Geburtslegende zu liegen. Ein andrer Beiname *νεκτιρογός*, der Säulenumwüchser, scheint nach Ägypten hinzudeuten. Es erzählt nämlich Knares in den europäischen Geschichten bei Schol. *Eurip. Phoeniss.* 651: Als das Bakchoskind vom Leibe der Semele getrennt gewesen, sei sogleich, um es vor den Flammen zu schützen, aus den Säulen des königlichen Palastes blühender Epheu hervorgewachsen und habe den Götterhörn in seinen blühenden Schattien verborgen. Dies Wunder scheint also das Kind selbst schon verrichtet zu haben, denn auch in andern Fällen thut der Gott auf dieselbe Art seine Kraft kund. Es ist aber, sagt Creuzer, der Epheu dem Osiris nicht minder als dem Dionysos heilig; er bricht sogar die Pflanze des Osiris (*Plut. De Isid.* p. 498. Wytt.) und nach *Sylvester de Sacy* zu *Sainte Croix Recherches sur les mystères* findet sich noch jetzt das Wort in der koptischen Sprache und das Plutarchische Ebenosiris heißt wirklich Pflanze des Osiris. Sowie hier Epheu den Dionysos gleichsam umwächst, so wird auch der Kastan im dem Osirisgleichnam, als er bei Byblos an Land getrieben wird, durch die Kraft des Gottes von der Erikauba umwachsen, die schnell zu einem gewaltigen Stamm aufschießt, aus dem der König eine Säule bauen läßt, die er in seinen Palast setzt. In dieser Säule war also Osiris eingeschlossen und so auch das Dionysos-Kind in der Epheusaule, wesswegen auch diesem Gott in mehrern Stellen das Epitheton Säule (*ορίλος*, gleichsam Säulengott) beigelegt wird. Es mag also wol jener Byblos aus Ägypten stammen und von daher auch der Epheu zum Attribute des Gottes geworden sein, das ihm für so wesentlich gehalten wurde, daß überall, wo man diese Pflanze in üppiger Fülle sah, auch der Fuß des Gottes hingefest ward. Mit Epheu war auch die Trompete umwunden, mit welcher nach *Plutarch. De Isid.* p. 495 Wytt. die Ägypter den stiergebornen Dionysos (s. unten) aus dem Meere herausriefen, und Epheu umwand die Thyrsosstäbe der Bakchanten. Das bemerkt dagegen: Das geschah erst

später, denn zu Homers Zeiten schwang man an den Kelterfassen im frühlichen Festjubil nur *θύσση*, d. h. mit Weinlaub umwundene Stäbe, und erst die Bakchischen Dämonen brachten den mit Weinlaub und Epheuranthen umwundenen Jagdspieß, Thyrsos genannt, nach Griechenland; Homer gebente des Epheu als Dionysospflanze nirgends. Was wir aber im Allgemeinen gegen diese Ansicht schon bemerkt haben, wird auch hier gelten. *Θύσση* bezeichnet überhaupt eine Vergierung mit etwas Herabhängendem, Tröddeln, Quasten und dergl., und so möchte es auch wol den Thyrsos mit seinen Epheu- und Weinranken anzeigen können. Homer dichtete nicht für uns, sondern für seine Zeitgenossen, warum soll er des Bekannten immer besonders erwähnen?

Von den abweichenden Sagen über die Geburt des Gottes bemerken wir folgende: Bei *Paulanios XII, 3* wird erzählt: Mit dem Blicke, der in Semele's Zimmer geschlagen, sei ein Stück Holz vom Himmel gefallen und Polyboros, der Semele Bruder, habe es mit Erz vergieren lassen und den Kadmeischen Dionysos genannt. Sehr wahrscheinlich deutet dies auf die älteste Darstellung der Götter als funkelfe Hermen. Auch in spätern Zeiten sah man noch so den Dionysos in den Weingärten der sicilischen Landleute. Auch könnte sich die Legende auf den mit dem Cultus des Gottes eingeführten *) Phallosdienst beziehen, welches Attribut ihn als die erzeugende Naturkraft symbolisiren sollte. Der Ausdruck Kadmeischer Dionysos heißt wol nichts andres, als der durch Kadmos, d. h. durch die in Böotien sich ansiedelnden Vorgenländer eingeführte Dionysoscultus. Noch abweichender ist der ionische Mythos bei *Paus. III, 24*: Kadmos habe, als er die Schwangerschaft seiner Tochter bemerkt, sie mit dem ebengebornen Kind in einen Kasten schließen und diesen ins Meer werfen lassen. Die Wellen hätten ihn bei Dreatis in Kalonien an Land getrieben und man habe zwar die Mutter todt, das Kind aber lebend gefunden. Vom Anspülen des Kastens durch die Meerfluth (*εξασπασθαι*) habe die Stadt den Namen Brasid bekommen. Auch zeige man hier die Höhle, wo Ixo das Kind erzogen, und die Gegend umher heiße der Garten des Dionysos. Es war dies offenbar eine Localsage der Brasier und deutete wahrscheinlich dahin, daß der dortige Dionysoscultus über das Meer her, also doch

*) Wir bemerken hier sogleich, daß an den Dionysosfesten der Phallos, d. h. künstliche Abbildungen des im Orectationssuche befindlichen männlichen Zeugungsglieds, welches Symbol die Zeugungskraft in der Natur, die immer neu aufblühende Lebenskraft andeuten sollte und in dem kindlichen Sinne der frühen Menschheit, wo es entstand, gar nichts Anstößiges hatte, eine große Rolle spielte. Der Phallos wurde in den Processionen mit herumgetragen, um mancherlei Art sein Verzeihung. S. d. Art. Phallos. Dieses Wort nun ist auch ursprünglich sanskritisch. Es bedeutet jedes zugespitzte und lebt noch im türkischen Pfahl, Obelisk, Berge, Pyramiden waren ebenfalls Benutzungen dieses heiligen Symbols und die Christen im christlichen Mittelalter hießen garabeg phallos. Diese Phallosverehrung zeigt sich also sowohl dem Namen als der Sache nach ursprünglich indisch, denn im Cultus des Schima war sie etwas Wesentliches.

wol aus Phönizien oder Ägypten, gekommen sei. Der Kasten mit der Mutter und dem Kind erinnert an den Kasten mit Danae und Perseus, sowie an den, in welchem der Leichnam des Osiris verschlossen war, und den die Götzen nach Byblos trieben. Das Symbol deutete also wol auch dasselbe. Die Sonnenkraft ist in das Nachtreich versunken, in die Todeskammer des Winters verschlossen, aber mit dem Frühlinge steigt ein neuer junger Sonnengott aus dem Meere heraus und bringt neue schöne Gaten. Das Kind wird nun ein lieblicher Garten. Ein altes Bildwerk konnte wol zu der Sage Veranlassung gegeben haben, oder diese war gewis alt; denn schwerlich möchte die neuere Erfindung eines Dichters Wollfeste werden.

Dos aus Semels Schooße gereitete und vom Zeus zum zweiten Male geborne Dionysoskind wird nun von Hermes auf des Vaters Befehl zur Mutterschwester Ino *), der Gemahlin des Athamas, getragen, um dasselbe zu pflegen und zu erziehen. Den Namen Ino deutet Kos, wie in der Anmerkung angegeben ist, als die stärkste Kraft, und indem Ino zugleich mit Leukothea, der rettenden Meeresgöttin, einerlei ist, erblicken wir in ihr auch die alles nährnde Feuchtigkeit als Amme des Gottes. Aber der Born der Juno vertreibt den Gott aus diesem Asyl. Sie verfolgte die Ino und ihr Haus mit Raserei, und Zeus mußte daher das Kind von ihr nehmen und durch Hermes zu den nympheischen Nymphen, die auch collectio in eine Nymphe Nyssa zummingesamt werden, bringen lassen. Auch diese Nymphen deuten denselben Begriff an, wie Ino-Leukothea. Es sind die Vorseherinnen des feuchten Elements, denn Bakchos selbst ist die befruchtende Kraft der Feuchtigkeit, der niederströmende, befruchtende Frühlingregen, daher sein Beiname Hyes (Υγς) und die Erklärung seines Namens von Aids und υειος, den Wasserflüssen (Aristodem. apud Elym. maga. v. Aιδωος). Das Kind wird vom Vater in ein Ziegenbäcklein verwandelt, um dadurch die Juno zu

täuschen. Bei Nonnus XIV, 155 verwandelt sich das Kind bald selbst in ein Bäcklein, das modern kúps, bald in ein gelbgelbtes Bäcklein mit kindlichem Laute. Einigen war der Gott schon in des Vaters Hause ein Bäcklein, das ihn bei der Geburt mit den feimenden Hörnchen stoch, und auch davon sollte er Aιδωος, Zeusfleher, heißen, woraus denn Dionysos geworden. Das Symbol des Ziegenbocks konnte aus mehreren Gründen gewählt sein. So wurde dem Dionysos ein Ziegenbock, als Feind der Reben, geopfert und nach Pausanias IX, 8, 1 war bei dem böstlichen Iebe ein Tempel des Dionysos Agobolos, des Ziegenwerfers, wofür aber Kuba lieber Agoboros, des Ziegenfressers, lesen will, weil nun weiter erzählt wird: Die Dämonen hätten einst im Weinrausche den Priester des Gottes umgebracht; dafür wären sie durch eine Pest bestraft worden, und das delphische Orakel habe befohlen, dem Gotte zur Sühnung einen schönen Knaben zu opfern, stott dessen habe aber derselbe sich mit einer Ziege begnügt, die von nun an ihm fortwährend geopfert worden sei. Hierin liegt zweifelsfrei die Weibung, des durch den Dionysoskultus die Sitten gemildert und die Menschenopfer abgeschafft worden, dann aber auch die Verbindung des Gottes mit dem Ziegenbuckel. Der Sinn davon ist ein ähnlicher wie bei der Verbindung des Zeus mit der Ziege, die ihm die erste Nahrung bringt, oder des Pan mit der Ziegengeißel. Es ist nämlich der Ziegenbock ein agrarisches und astro-nomisches Symbol gleich dem Stiersymbol, das im Apollon des Bakchos noch mehr hervortritt. Er bezeichnet die befruchtende und erzeugende Kraft der Natur und steht daher auch als Steinbock am Himmel, weil in diesem Zeichen der Einfluß der Sonne sich wieder zu entwickeln anfängt. Dionysos als Bäcklein ist daher eben wieder die junge, kräftig werdende Sonne. Hermes bringt das Kind nach Nyssa, wobei man zunächst an die thurakische Bergflur denken kann, wo zuerst für Hellenen die in den fruchtbaren Thälern wilmwachende Rebe durch Anbau verbreitet und aus gewellten Trauben der griffige Trank bereitet worden sein möchte. Hierher brachte Hermes das Kind zu den nährnden Nymphen, die davon den Namen der nympheischen, führen und welche, wie pollukor hinzusetzt, nachher als Hyaden vom Zeus unter die Sterne versetzt wurden. Es sind diese Hyaden die Regen bringenden. Sie stehen an der Stirn des Stiers, sowie die Plejaden, die auch als Erzieherinnen des Gottes genannt worden, an der Schulter. Bakchos, ihr Zögling, scheint daher aus dem Stier am Himmel zu deuten, der in früher Zeit das Aequinoctium, den Beginn des Frühling, bezeichnete. Von da an strömt Wärme und befruchtende Feuchtigkeit auf die Erde herab. Oberhaupt nennt die Hyaden dortländische Nymphen und bringt so den Mythos vom Bakchos mit der Religion des alten pelagischen Zeus in Verbindung und mit dem durch Überschwemmungen befruchteten Ägeios, sowie mit Dione, der dortigen Göttin der befruchtenden Feuchtigkeit, die daher wieder mit Leukothea verwandt ist. Fast alle Orte, wo Bakchos verehrt wurde, eigneten sich die Erziehung desselben zu. So sollen ihn die Schwärmer Phylä, Ko-

4) Was bemerkt hierbei die Uebereinstimmung des Namens Ino mit Aides, Wein. Indem beide Wörter zum Stamme av — le gehören und den Begriff der Stärkung und des erquickenden Lebens ausdrücken. Or hat Aides für ein griechisch und ist sogar genügt, das betrübliche γιν, Wein, davon abzuleiten, da sich von diesem keine passende Wurzel vorfinde, woraus er denn eben mit schließen will, daß die Minuculture nicht aus dem Osten nach Pelas, sondern umgekehrt sich verbreitet habe. Aber theils ist es wol ausgemacht, daß wir nicht alle Wurzeln der bebrühten Sprache kennen, theils scheint das Zeitwort γιν kein unpassendes Stammwort. Dies heißt gähren, a ufgähren, und der Wein hätte also den Namen von der zuerst sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaft des ausgepreßten Gastes, vom Aufrauchen und Gähren. Dies bekräftigt auch die andre Benennung γιν von γιν gähren. Das Geruchende und Rohende des Trankes konnte man erst nach dem Genuß fühlen, das Aufrauchen und Gasandstöhnen zeigte sich schon bei der Bereitung, und mußte so am leichtesten den Namen veranlassen. Dann möchte aber doch wol Aides aus dem Semitischen stammen und der Wein aus dem Vergleiche nach Pelas gedeutet werden sein. Ubrigens kommt es bei der Abkammung des Dionysoskultus gar nicht auf das parallele Attribut des Weines an; der Begriff des Gottes ist in einem weitern Sinne zu nehmen.

ronis und Kyba auf Naros, die Hippa oder Kybele am Berge Amolos in Lybien), die Nymphe Nysa, des Aristaios Tochter, in einer lieblichen Höhle auf der Insel Nysos im Flusse Triton (*Diod. III, 68 sqq.*) erzogen haben. Auch die Horen werden als Pflegerinnen des jungen Gottes genannt. Bei Nonnus (*IX, 11*) kränzen sie ihn mit Epheu und wegen dieser Verbindung mit Dionysos heißen sie auch Dionysaden, und ein Altar derselben, von Amphipylon gegründet, befand sich in einer Kapelle der Horen. S. Creuzer's *Dionysa*. p. 273. Die Bedeutung liegt nahe. Die Jahreszeiten erziehen den Wein. Dionysos, der Frühlingsgott, wird überhaupt Jahresherr und der Vorsteher alles Jahressegens.

Auf alten Kunstwerken wird die Erziehung des Gottes häufig vorgestellt. Man findet unter andern ein schönes Relief auf einem Krater, bekannt unter dem Namen des Taufgefäßes von Gaeta, im Museum zu Neapel, das Zoega (*Basiril. I, 3*) und Weidert (in der Zeitschr. f. Gesch. und alte Kunst, I, 3. p. 500 etc.) erläutert haben. Der Rand des Gefäßes, das die Gestalt eines glöckchenförmigen Kraters hat, ist mit einem Kranze von Weinreben und Trauben umgeben. Die Gruppe in der Mitte ist als das Wesentliche zu betrachten. Hermes bringt das in Windeln gewickelte, mit Epheu und dem Baskischen Diademe schon bekränzte, in seiner Haltung etwas Hohes und Erhabenes ausdrückende Dionysoskind zu seiner Amme. Bei dieser ist nicht grade an die Ino, denn diese zeigt in ihren Darstellungen weit mehr Erhabenheit und Würde als Königstochter und Göttin, während unsre Figur nur ein untergeordnetes, für den Dienst des Dionysos allein bestimmtes Wesen anzudeuten scheint, noch an die Nymphe Nysa, noch an die euböische Karkis, des Aristaios Tochter, die das Kind zuerst auf ihren Schooß empfing und mit Honig speiste, noch an die lybische Hippa der Orphiker, deren Name beiläufig gesagt, wol soviel als Hippia und vermöge der Hieroglyphe des Pferdes ebenfalls Symbol des Wassers und der nährenden Fruchtigkeit ist, noch an irgend eine einzelne Nymphe, die als Erzieherin des Gottes genannt wird, zu denken, sondern sie zeigt im Collectivbegriff alle Nymphen an, die als Ammen des Dionysos genannt werden. Sie hält über beide Arme das Kybelä, die Hebris, ausgebreitet, um das Kind in dasselbe aufzunehmen, und sitzt auf einem Felsen, so daß also die ganze Scene in einer Felsengrotte vor sich zu gehen scheint, wie denn überhaupt eine Berggrotte immer als der Erziehungsort des Gottes angegeben wird. Die andern Figuren auf beiden Seiten der Hauptgruppe bilden einen bemerkenswerthen Contrast. Während auf der einen Seite Ruhe, Ernst und Würde unverkennbar ist, herrscht auf der andern Fröhlichkeit und Laune, und so wird denn diese ganze Zeichnung ein treues Bild der Dionysischen Religion selbst, die ebenso den Contrast des Großen, Erhabenen und Ehrwürdigen mit dem Burlesken und wilden Freudentaumeil in sich darstellt. Auf der Seite des Ernsts sieht man zunächst den Vater Silen, der später den Gott aus den

Händen der Amme empfangen soll, um ihn zu den höhern Bestrebungen nach Tugend und unselbstlichem Ruhme zu leiten. Auf ihn folgt eine Baskantin von erstem Ausdrücke, wie er der höhern Begeisterung gezeimt. Es ist die Nysitis, sagt Weidert, die Leherin des Gottes in der mystischen Kunst, den nächtlichen Orgien und der Weibe, die den Thyrsosstab und die heiligen Gerächtschaften überhaupt ersand (*Nonn. IX, 98. 121; XII, 140*). Sie und Silenos tragen den Thyrsosstab. Die dritte Figur ist ebenfalls weiblich, und legt die rechte Hand an den obern Theil eines zwar kahlen Baumstammes, der aber das Reben- und Traubengewinde, das den Rand des Gefäßes umgibt, gleichsam zu tragen scheint, so daß es wol in der Idee, welche dem Künstler vorschwebte, von demselben ausgehen sollte. Weidert erklärt sie für die Hore des Herbstes, die pfliegende Amme der Traubenfrucht. In Verbindung mit der Nysitis und dem Silen bedeutet sie, daß Dionysos nicht allein Geber des Leiblichen, sondern auch des Geistigen, der Lehre und der Weisheit, ist. Die drei Figuren auf der andern Seite bezeichnen die Schwermerei und Aufgelassenheit der Dionysischen Feste, gleichsam das Äußere und Weltliche dieser Religion. Es sind zwei Satyrn und zwischen ihnen eine Mänade, welche das Tamburin schlagend und im Entzücken der trunkenen Begeisterung. Der vor ihr hergehende junge Satyr bläst die Doppelflöte und über der linken Schulter vorn und hinten hängt die Pardalis herab; der folgende Satyr hat ebenfalls die Pardalis über der linken Schulter, aber so, daß sie zugleich den ganzen linken ausgestreckten Arm nebst der Hand bedeckt und von demselben wie ein Schild herabhängt. In der Rechten trägt er den Thyrsos.

Wahr zeugt dieses Bildwerk schon so manches von der mystischen Seite der Dionysosreligion, aber wir lassen diesen Faden einstweilen fallen, um uns noch weiter mit dem Gotte des öffentlichen Cultus, des Weiners, fünders, zu beschäftigen. In Nysa wurde das Kind von den Nymphen erzogen. Wir wissen schon, wo Nysa liegt, und wo es die griechischen Schriftsteller in verschiedenen Zeitaltern zu finden glauben. Hier bemerken wir nur noch, daß Diodor (*III, 2*), auf Homers Zeugniß sich berufend, es als ein hohes unwaldetes Gebirge nimmt, fern von Phönicien, dem Strom Ägyptos benachbart, *III, 68* aber von einer Insel des Finstern Triton spricht, wohin Ammon das mit der Nymphe Amalthea, die er aus Furcht vor der Eifersucht seiner Gemahlin Rhea mit dem Blix erschlagen, erzeugte Kind gestülctet, um es daselbst von der Aristides Tochter Nysa in einer zauberisch schönen Höhle und unter dem Schutze der Pallas Athene erziehen zu lassen. So bemerkt auch Herodot (*II, 146*), daß Jupiter das in seine Hölle eingekerkerte Kind über Ägypten hinaus nach Nysa in Arabien getragen habe. Alle diese Angaben beziehen sich auf den ägyptischen Dionysos, der entweder, wie Ros will, später mit dem thebanischen verbunden worden, oder aus dem der letztere, wie wir glauben, entstanden ist. Der zweite homerische Hymnos, der die Beschaffenheit des Apollodor und Andern nicht kennt, läßt ihn von den schöngekleideten Nymphen in den mythischen

5) Eigentlich den phrygischen Baskos. S. unten.

Thalen an ihren Brüsten gesäugt werden. Gedreien gab ihm des Vaters Günst, und schnell wuchs er in der duftenden Hölle zu einem Genossen der Unsterblichen auf. Erwachen streifte er täglich umher in den Hainen der Bergthäler, das Haupt mit Lorbeer und Epheu geschmückt, im Gefolge der Nymphen, deren Führer er war, und unenblidlich Jubel erfüllte die Waldung. Dann wird im höchsten Sinne Silenos sein Erzieher und Lehrer, von welchem aber Homer nichts weiß, so daß dieser Mythos wol erst später bekannt geworden sein mag, und ursprünglich den Mysterien angehört.

Nun läßt ihn die öffentliche Sage seinen großen Zug durch die Länder der Erde beginnen, um überall den Weinbau, Cultur des Bodens und Sesshaftigkeit unter den Menschen zu verbreiten. Nach Apollodor III, 5, 3 wird er von Here rasend gemacht, verläßt die erzielenden Nymphen und durchwandert Aegypten, wo ihn Proteus aufnimmt, dann Syrien und Phrygien, wo er in die Geheimnisse der Aëta Kybele eingeweiht wird, dann Thracien, wo der König Lycurgus sich ihm widersetzt, darauf nach Asien durch Indien, wo er Denkhäulen setzt, und von diesem zurück nach Aëben. Allerdings ist etwas seltsamer Weg, von Griechenland nach Aegypten, Syrien und Phrygien, dann nach Thracien, und von da nach Indien; und es ist sehr wahrscheinlich, daß hier, wie schon Heyne annimmt, durch Abschreiber Fehler in den Text eingeschlichen sind. Nimmt man indessen Thracien überhaupt für Nordland, und Indien für Aëben, so läßt sich eine stidliche Verbindung denken. Euripides in den Bacchis läßt den Gott seinen Weg aus Asien bis nach Griechenland selbst beschreiben: Kehrend von der goldenen Flur Lybiens, vom heißen Phrygien und dem Perserwolfe, den Mauern Baktra's und dem kühnischen Gesilde der Meder, kam ich durch das glückliche Arabien und jenes Asien, an dessen meerumfluthetem Gestade Griechen und Barbaren vermisch wohnen, zuerst nun auch in das Hellenenland, und erfüllte aus Hella's Städten zuerst Aëbe's Stadt mit dem Jubel meines Dienstes. Hier ist allerdings Indien nicht genannt, aber doch überhaupt die See aufgestellt: Aus dem fernem Asien kam der Gott nach Griechenland und stiftete hier zuerst seinen Cultus in Aëben. Freilich heißt es, der Gott lehrte von diesem Zuge zurück, er muß also erst von Griechenland aus den Zug nach dem Osten unternommen haben. Aber diese Vorstellungsgang der Hellenen, die alles gern von sich ausgehen und ebenso auch den Getreidebau durch Aristoteles von Aëta aus über alle Länder der Erde verbreiten ließen, war doch wol in der That nur Vorstellungsgang, und so könnte man wol als Wahrheit grade zu annehmen, daß die griechische Sage vom Siegeszuge des Bacchos nach dem Osten in der Thatlosche ihren Grund habe, daß aus dem Osten die Bacchosreligion nach Hellas gekommen sei. Nur so läßt sich auch der Widerstand erklären, den sein Cultus selbst in Eöotien, seiner angeblichen Heimath, findet. Die Schriftsteller nach Alexander sprechen endlich bestimmt von der Anwesenheit des Dionysos in Indien. Auf diesem Zuge begleitete ihn ein großes Gefolge von Männern und Frauen (Silenen, Satyren, Bacchantinnen,

Mänaden, Thyaden u., alles unter lautem Jubel und im Zaumel wilder Begeisterung, mit Reben und Epheu die Stirn umkränzt, bisweilen mit Schlangen das lange, frei herabwallende Haar durchflochten, über die Gewande das Fell der Hindin oder anderer Thiere (die Nektis) geworfen. Trotz dem Thyrfos schwingend, tanzten und schwärmten die Rakenden vor oder hinter dem Gotte her, und ihr Eöoe! Eleusi! erscholl jauchzend über Berg und Thal, gemischt mit dem Klange phrygischer Flöten, wirbelnder Pauken und Krotalen. In Phrygien ward er mit der Kybele so vertraut, daß sie selbst Aëti an seinen Geheimnissen nahm (Orph. Hym. 48). Das Gespann des Gottes waren Löwen, oder Pardel (Panther) oder Tiger oder Luchse, als Symbol, sagt man, wie er auch die roheste Wildheit gesähmt und gemildert habe, und in Griechenland zog er zuerst auf einem Elephanten Indiens ein. Wo er hinkam, lehrte er den geistigen Trank aus der Traube und auch aus Gerste eine Art Bier (namentlich als Ostris in Aegypten) bereiten, lehrte das herrliche Gewächs anpflanzen, baute Städte und brachte den Bewohnern der Erde Geseße, Religion, mildere Sitten und ein froheres, sorgensreineres Leben. Dionysos in den Dionysiacis, in welchen alles gesammelt ist, was ältere Dichter vom Bacchoszuge berichtet hatten, beschreibt dieser besonders weitläufig, und gibt ein langes Verzeichniß der Anführer seines Heeres (denn bei ihm ist es ein militärisches Heer) und der Städte und Gegenden, aus denen ihm Krieger zuströmen. Voe dem Beginn des Zuges läßt er ihm die Iris verkünden, daß er durch Thalen die Unsterblichkeit verdienen müsse. In der That ward er auch überall als Gott anerkannt und als der Wohlthäter der Menschen verehrt.

Nach diesem Zuge kam Dionysos wieder nach Europa zurück, fand aber überall Widersehtlichkeit gegen die Einführung seines Cultus. Den ersten Kampf mit Widersachern führt selbst Homer an (Il. VI, 130). In Thracien nämlich herrschte bei dem wilden Volke der Eöonen auf den Waldböden des Pangäos der König Lycurgus, der Bollmann, der mit Raubwölfen zu thun hat, ein Sohn des Dryas, des Eichmannes, d. h. ein Häuptling wilder, in Wäldern hausenden Barbaren. Dieser, erzählt Homer, verfolgte den rasenden Dionysos und seine Kammern und verschüttete sie von dem heiligen Berge Nyction. Voll Furcht warfen alle die belaubten Stäbe (αἰόλα) hinweg, als der Mörder Lycurgus mit dem Stachel*) sie schlug. Selbst Dionysos floh und tauchte unter die Wogen des Meeres (das also ihm, dem Gotte, sich öfrend gedacht werden kann) und ward von Athetis im Lufen des Gewandes geborgen, denn angstvoll er-

*) *sunālē*, Rindschädel, ein oben gekrümmter Dickenstab, waten mit einer Pike versehen, dessen man sich zur Jagd und zur Hühnigung des Viehes bediente. Aber dasselbe Wort bedeutet auch das Opferstiel, womit man den Ochsen niederstieß, und so glauben die Mehrer, müsse es auch bei Homer genommen werden, und zwar als zweischneidiges Schwert, wie die Aëtiatir ein solches Heil zu führen pflegten. In dieser Ansicht kommt das Wortversteht auf Drinmalen vor: S. Gerhart, Symbol. III, 178. Böttcher, Artig. des Aëtiat. S. 330. Kam.

die bald von einem Drpheus sprächen, der vom Apollo die Lyra empfangen, von der Muse Kalliope abstamme, den Helios (Sonnengott) unter dem Namen Apollo für den größten Gott halte und den Dionysos nicht verehren wolle, sodas er deswegen von den Bakchantinnen getödtet worden sei; bald aber auch von einem Drpheus, der aus Stoda auf seine geheime Wissenschaft sich in seinen pythischen Wettsreit im Gesange zu Apollo's Ehren einlassen wolle, und von einem, der die Mythen des Dionysos erkundete, sowie von einem, dessen Bild in Tempeln Griechenlands neben dem des Dionysos aufgestellt gewesen sei. Man könne daher gewiss einen alten und einen jüngern, oder auch mehrere jüngere Drpheus annehmen. Derjenige sei nun der ältere, der vom Dionysos nichts wissen wolle, aber wol die Sonne im Apollo verehere und die Lyra harmonisch zu schlagen wisse. Seine Religion könne man daher die Apollinische nennen und diese sei theils aus Aegypten, theils über Ithalien vom Kaukasos her zu den ältesten Griechen gekommen. Zu den Grundbüssen derselben gehörten die Enthaltung von thierischen Speisen, das Darbringen unblutiger Opfer, eine feste Haltung im Leben, jene Ruhe, die nicht von Leidenschaftern getrübt wird, Gebrauch des Gesanges und der Töne der Lyra, um durch harmonische Klänge die Seele in süße Ruhe zu wiegen, die Affekten zu beschwichtigen und die stille Betrachtung des Göttlichen zu befördern. Diese Lehre und Lebensweise wird ausdrücklich die Drphische genannt, und mit ihr stimmt genau die Pythagoreische Schule überein, die ebenfalls eine ihrer Hauptquellen in Aegypten hat. Ja eben dieselbe ist keine andre als die des alten Wischnu- und Buddhadienstes in Indien. Das dortige Leben der Samassi, wie man es z. B. in der Sakontala im Kanna und fast in allen indischen Gedichten geschildert findet, worra von frommen Einsiedlern und Brämen die Rede ist, stimmt genau mit jener Reinheit und Zurückgezogenheit von allem Grob sinnlichen überein. Nach Ritters interessanten Untersuchungen in seiner Vorhalle der Geschichte ist es fast nicht zu beweisen, daß die alte einfache Religion des Buddha oder Drama: Wischnu mit ihrem heiligen Dienst, ihren einfachen und frommen Gebrauchen von Indien aus nordwestlich nach dem kaspien und schwarzen Meere, und von da nach Ithalien durch eine Art Colonisations system sich fortgepflanzt habe. Überall, wo Spuren solcher Niederlassungen sich finden, hört man auch von einem reinen, einfachen Leben, unblutigen Opferrdienst und Verehrung des Sonnengottes. Daher mochte sich denn auch die alte Kultur Ithaliens herfschreiben und aus diesem Lande die Verehrung der Mufen zu den Griechen kommen können: eine Thatfache, die sich kaum anders erklären läßt, da Ithalien später, aber gewis schon vor Homer, als Barbarenland erscheint, eine Umwandlung, die wahrscheinlich durch Einbruch wilder Barbarenhorden hervorgerufen wurde. Eben daraus lassen sich die Sagen von den glücklichen Hyperboreern und ihrer Verehrung des Apollo am wahrscheinlichsten erklären, während die meisten andern Deutungen uns unbefriedigt lassen. Diese uralte Kultur in Ithalien mag also in einzelnen

Rauten in den Mythen vom Drpheus, von dessen Lehren und Lebensweise herüber tönen. Der alte Buddha: oder Wischnudienst dabeist mochte in der Verehrung des Sonnengottes bestehen, und der Cultus selbst in einfachen, reinen Opfern und in feierlichen Gesängen der Priester zur Ehre desselben unter dem sanften Klange desolter Instrumente, und Manches mag aus diesen Tempelgesängen in den spätern Drphischen Hymnen aufeinander worden sein. Freilich läßt sich dies alles nicht gradezu historisch beweisen, aber die innere Wahrscheinlichkeit der Hypothese und ihre Uebereinstimmung mit äußern Spuren spricht für dieselbe. Abdam waren auch wol die einzelnen Fürsten Ithaliens solche Priesterkönige, wie in der Bibel Melchisedek geschildert wird, d. h. Fürsten, die entweder zugleich das priesterliche Amt mit bekleideten, oder doch mit den Priesterämtern in ähnlichen Beziehungen standen, wie es in den ältesten Zeiten bei den Hindus der Fall war. Ein solcher König, glaubt Creuzer, war Eurygos. Er hatte den Namen von Epos, der Wolf; aber dieses Thier war in Aegypten und den griechischen Sagen auch ein heiliges Symbol des Apollo und schloß zugleich den Begriff von Löwe, Licht, mit sich. Dieser Fürst widersteht sich dem um 1500 vor Chr aus Phrygien einbringenden Cultus der Göttermutter und des orgiastischen Dionysos: Bakchos (der Religion der Phrygier und des Schiwaleus, welche in Indien als die zweite Periode des Schiwaleus zwar dem Wischnudienste vorausging, aber später als dieser sich nach dem Westen verbreitete), allein vergeblich. Der Löwentöchter siegte, und nun wird Drpheus selbst von den Mänaden zerrißten, Eurygos getödtet und in den Weihen der neuen Seele wird Drpheus mit Recht für frevelhaftes Thun bestraft und Eurygos zu einem wilden, grausamen Fürsten der Edoonen gestempelt, den die Strafe der Götter nach Gebühr getroffen. Aber nicht bloß von Phrygien her, auch von Aegypten aus, wohin der orgiastische Schiwaleus: Dienst lange Zeit vor Moses eingebrungen zu sein scheint, kam derselbe Dienst doch oder unter Kadmos nach Griechenland, fand überall Gegner, bestand aber allenthalben den Kampf siegreich und die sanften Töne der Lyra mußten den Geyrneln, Trommeln und Pfeisen des Löwentöchters weichen. Der Sieg, sagt Böttiger, der in dieser Hypothese mit Creuzer wol übereinstimmt, scheint hauptsächlich durch die bei dem Bakchodienst überall losgelassenen und des lästigen Hauszwanges müden Weiber errungen worden zu sein, und daher spielte das Geschick im Cultus des Gottes eine so bedeutende Rolle, und dieser selbst heißt *Δελφύνορος*, der Weiblichgefallene, wiewol ihm dieses Epitheton auch in andrer Hinsicht zukommt. In manchen Orten ward aber doch der Sieg schwer erkämpft. In Argolis soll Dionysos dem Perseus eine förmliche Schlacht geliefert haben und im Kampfe selbst erschlagen worden sein (Paus. Cor. 20, 3 und 22, 1: *erf. Creuz. Dionys. p. 236*); auch meldet Pausanias l. c., daß man die Gräber der umgekommenen Weiber zeige.

Aber nach endlicher Erkämpfung des Sieges scheint eine Ausübung der äthern Apollonreligion mit der neuen

zu Stande gekommen zu sein, so daß sich beide friedlich in ihrem Cultus vereinigen oder wenigstens nicht mehr antagonistisch sich entgegen traten. Melampus, des Kadmos Schüler, hatte nach Herodot I, 49 den Dionysos, seine Feste und phallischen Aufzüge zu den Griechen gebracht, aber er hatte nicht alles genau erklärt; erst die nachfolgenden Weisen hätten alles größer ausgebeutet (*ἀρπάζουσιν μὲν οὐ νόμον συλλαβὴν τῶν λόγων ἰσχυρὰν, ἀλλ' οὐ ἐπινοήματα τοῦτο συλλαβὴν μιν ὄντας ἐξέχουσιν*). Diese Worte erklärt Creuzer wol mit Recht dahin, daß die Religion des Dionysos in der Folge besser ausgelegt worden sei, und daß darauf die Ausöhnung mit dem ältern Cultus sich gegründet habe. An das Symbol des Phallos, als das Zeichen der nie verfliehenden Lebenskraft der Natur, habe man die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung geknüpft und in den Mythen der Ecken den Gemeinethen mitgetheilt. Jetzt sei daher die Rede von einem Drakos, der die Mythen des Dionysos erkundet (*Apollod. I, 3, 2*) und Epimenos spreche in Abakos von der Nichtigkeit des irdischen Daseins und dem Glück, nicht geboren zu sein, oder bald nach der Geburt zu sterben: Lehren, die mit den Buddhisten genau übereinstimmen und sich auch in Ägypten gebildet hätten. Die wilden Orgien des äußern Bacchocultus konnten den Dienern der Apolloreligion nicht gefallen, aber als bessere Lehrer von Ägypten der damit reinere, ihren eignen Grundrissen besser entsprechende, Begriffe verbannten und neue Drakos (*Diobor I, 23*), B. Sprich von einem Drakos lange nach Kadmos, der die Frucht (emphatisch mitbringend) selbst die Lichtreligion des Horos-Apollo mit der bessern Deutung des Hierophallos verbanden: da vereinigt sich Apollo mit dem Bakchos, und Bakchantinnen begeben die Frier ihres Gottes auf dem Parnas. *Aristoph. Nub. 599; Plut. de Ex Delphi. p. 591 Wytt.; Nonn. Dionys. IX, 261; Pauz. Phoc. 32. §. 5*, nach welchem letztern die Hyaden dem Apollo und Dionysos zu Ehren auf dem Parnasse schwärmen. Im attischen Cultus gibt es sogar nach *Pauz. Att. c. 31. §. 2* einen vom Dionysos gegebenen Apollo. So wurden denn beide Religionen vereinigt, die Mythen des Dionysos gestiftet und auch im äußern Cultus desselben Manches gemildert.

Zu den Mythen über den Widerstand, den die Bakchische Religion in Griechenland fand, gehört auch die Sage vom Pentheus. Dieser König von Theben wollte nichts vom Bakchos wissen und seine Feste durchaus nicht gestatten, und, da sie doch gefeiert wurden, selbst sie zerstören. Auf dem Rithäron wollte der Gott seine Drakinen begeben, Pentheus eilte dahin, aber die das Fest feiernden Weiber, des Pentheus Mutter, Agave, an der Spitze, wurden vom Dionysos rasend gemacht, sahen den König für ein wildes Schwein oder einen Löwen an, und zerrissen ihn. Euripides behandelt diesen Gegenstand in seiner Tragödie: *Bakchos*, und auch Äschylus hat ihn bearbeitet. Gerns wollten die Thebaner den Gott nicht aufnehmen, wofür er ihre Weiber so rasend machte, daß sie ihre eignen Kinder zerrissen und aufaßen: *Apollod. III, 2*. Gleiches geschah auch zu Argos. Des Perseus

Krieg mit dem Gotte haben wir schon erwähnt. Aber auch die Kaiserin der Priesterin soll er verursacht haben, weil sie seinen Dienst verachtet hatten (*fr. Proetus*). In Afrika erschlugen die Bauern den Ikaros, der ihnen den neuen Wein gebracht hatte, und seine Tochter Erigone erbing sich aus Schmerz über den Verlust. Deswegen machte Bakchos auch die Töchter der Ikaros wahnhaft, daß sie sich ebenfalls aufhängen und Kasse die Einwohner von Kos mit Krankeiten, weil sie die Mörder augenommen hatten (*fr. Ikaros und Erigone*). Die Tochter des Minos zu Erdomenos verführte seine Feste und wurden zu Fledermäusen (*fr. Minyas*). Die tyrrhenischen, d. h. pelagischen, Schiffer, welche ihn einführen wollten, da er gleich einem Königssohn in schönem Purpurgewand ihnen am Schiffe erschien, bestrafte er ebenfalls für ihre räuberische Lüste. Ungerührt von seinen Bitten belasteten sie ihn mit Fesseln, und brachten ihn in das Schiff; aber die Rinde entsanken von selbst den göttlichen Gliedern, und lächelnd saß er mitten unter den Räubern. Der Steuermann erkannte seine Gottheit und verlangte, daß man ihn in Freiheit setzen sollte, um der Strafe des Frevels zu entgehen, aber die Verblendeten achteten seiner Warnung nicht und der Befehlshaber gebot, mit der reiden Beute abzuweilen, denn in Ägypten oder in Ägypten, oder an die Hyperborer wollte er ihn als Sklaven verkaufen. Da zeigte denn Bakchos seine Wunderkraft. Ein Strom von Wein ergoß sich durch das Schiff, traubeneiche Reben umrankten die Segel und blühender Erbsen, mit Blumen und Beeren geschmückt, umkühlten den Mastbaum, um die Ruder aber wanden sich Kränze. Der Gott selbst stand als kränzelnder Löwe im Schiffe und erschau in der Mitte desselben einen grimmig schauenden Bär. Dieser ergriff den Befehlshaber und erdrückte ihn, und die übrigen sprangen vor Schrecken ins Meer, wo sie in Delphine verwandelt wurden. Nur des Steuermanns Medebos erbarmte sich der Gott, endigte ihm, wer er sei, und machte ihn zum glücklichen Manne. *Apollod. III, 5, 2; Hom. Hymn. in Bacch. I; Ovid. Met. III, 597. Auch Hygin. Poet. Astr. II, 17* erzählt nach dem Apsallides die Fabel mit einigen Abweichungen. Bakchos will mit seinen Nymphen, nach Naros auf einem tyrrhenischen Schiff überfahren; aber die Schiffer, begierig nach der Beute, wollen das Fahrzeug abwärts lenken. Da erbieth auf des Bakchos Befehl der Gesang der Nymphen und mildes Entzücken ergreift die Zyrhenere. Sie sangen an zu tanzen, und stürzten in der unfreiwiligen Lust ins Meer, wo sie zu Delphinen werden. Wie schon bemerkt, sind unter diesen Zyrhenen die pelagischen Schwärme zu verstehen, die ka an den lydischen und karischen Küsten und andern Punkten des ägäischen Meeres niederließen und sich den Hellenen durch räuberische Gewaltthaten furchbar machten. Unser Mythos gehört zu den narkischen Volksagen und die Verwandlung in Delphine scheint aus dem sprachwörtlichen Ausdruck, daß ein Pindar von tüchtigen Schiffern braucht: *delgives in narkis*, entsanken zu sein. Indessen gehört der Delphin auch mit zu den dem Bakchos heiligen

Thronen und son. mit auf Vaschischen Vasengemälden vor; ja in Votus hatte man eine Sage von Delphinennissen. Bei unsern Tyrrenern scheint schon Euripides (im *Kylops* II.) an tuskische Piraten gedacht zu haben, und spätere Schriftsteller nehmen die Zugehörigkeit für einen Krieg des Dionysos mit den Tuskern, um den Westen ebenso zu besetzen, wie früher den Osten. *Athen.* VII. p. 296 d. f. *Enstich.* ad II. II, 205, 30. *Mass.* Der Delphin war auch Sinnbild Etruriens und seiner Schiffsahrt. *S. Müllers Etrusk.* S. 286; *Creuz. Etrusk.* II, 600.

Alle diese Fabeln über die vom Bakchos verhängten Strafen, deren Konusus noch mehr hat, beziehen sich theils auf den Wölschland, den die Bakchische Religion in Griechenland fand, theils auf den Nachteil, den die Vernachlässigung des Weinbaues mit sich führt, theils auf einzelne Localitäten. Es gibt aber auch solche, die Beispiele von den Besohnungen aufstellen, die der Gott seinen Verehrern ertheilt. *Marios* hatte ihn gottfreundlich aufgenommen, dafür lehrte er ihm den Weinbau. Den *Staphylos* (den Weinsammler), den *Nona.* Dion. XVIII, 124 zu einem asyrischen Könige macht, ehrt er für seine freundliche Aufnahme noch nach seinem Tode und nahm dessen Gemahlin *Methe* (die Leutenbeiz) und seinen Sohn *Votrus* (Weintaube) in sein Gefolge auf; den irischen König *Nemus* aber machte er zum Herrscher *Atiopien's*, weil er sich ihm nicht widersteht hatte. *Nona.* XVII. Auch dem König *Dneus* in *Atolien*, der die Liebe zu seiner Gemahlin gestattete, gab er ebenfalls den Weinloß, und davon erhielt der König den Namen. Den König der theokratischen *Armaier*, *Midask*, den, wie er nachher heißt, König von *Phrygien* in *Asien*, der ihm den verlorenen Silenos wieder zugesandt hatte, beschenkt er mit der Gabe, alles in Gold zu verwandeln, was er berühren würde, und da ihm nun auch die Speisen und Getränke zu Gold werden, so gibt er ihm den Rath, sich im *Pektolos* zu haben, der von der Zeit an Goldschäumer in seinen Futhen wälzte. *Hyg.* I, 193; *Max. Tyr. Diss.* 30 (f. *Midask*). Ein *Midask* wird auch in *Phrygien* vom Orpheus in die Hölle eingeworfen und überhaupt fällt die Verbindung des Bakchischen Kultus mit dem der phrygischen Kybele in die Begierde eines *Midask*, wodurch denn eben *Midask* in den Fabelkreis des Dionysos gekommen zu sein scheint.

Die Gemahlin des Gottes war *Ariadne*, oder, wie die Kretenser nannten, *Ariadia*, die Siebentende Leuchtende. Höltinger hat diesem *Midask* den ganzen ersten Heft des *archaöl. Museums* gewidmet. Bekanntlich wurde sie vom Theseus auf *Naxos* verlassen. *Bakchos* nämlich soll diesem im Traum erschienen sein und durch Drohungen ihn dazu bewegen, oder sie gar in die verhängnißvolle Nacht auf den Berg *Arios* entführt haben. *Diad.* V, 51 f. 63. Am frühesten wird sie in der Dröfse XI, 321 erwähnt. *Drosos* erblickt sie im Schattenreich, und da heißt es denn, daß Theseus ihrer Liebe nicht genug kommen, denn *Ariadne's* demnte zuvor sie in der unglücklichen *Diad.* (*Naxos*), nachdem ihr gezeugt *Dionysos*. Den ersten Ausdruck dieser Königin auf ihren Tod, der letzte wird schon von dem altgriechen Sagensammler *Phe-*

rephes auf die Entweisung einer heil. Grotte des *Dionysos* durch die Unmännlichkeit des liebenden *Phe-*rephes; dies habe *Dionysos* der *Ariadne* bezeugt, und deswegen habe sie sterben müssen, f. *Schol.* ad *Od.* XI, 321 und *Schol.* *Apollon* III, 996. Dadurch einmal in den Fabelkreis des *Dionysos* gebracht und mit Vergebung auf symbolische Darstellungen in den Mysterien desselben, muß sie nun Theseus freiwillig oder durch den Gott dazu demogen, leben auf der Insel *Diad.* zurückzulassen. Dichter hatten jetzt Gelegenheit, den Schmerz der Verlassenen auf das Höchste zu schildern, wie ihre Klagen dem wegenden Schiffe nachhingen, wie sie endlich erschöpft in betäubenden Schlummer sinkt, und der von seinem Siegelwege zurückkehrende jugendliche Gott der Freude sie erblickt, von ihren Reizen besiegt wird und die Erwachte für seine Braut und Gemahlin erklärt. Die Verlassene und Verwundene wird nun durch die Liebe eines Himmelsheiligen gerettet; sie wird die Braut des großen Weltbesizers und den unsterblichen Göttern gleich. Ihre Königskrone, von lauterem Gold und mit neun am Dunkel stahlenden Edelsteinen geschmückt, ward von dem Gott unter die flammenden Gesirne versetzt und prangt noch jetzt am nördlichen Himmel mit neun (wie die Alten angeben) blühenden Sternen. *Dios* kannte sie kunstreich verfertigt und der Venus, diese aber der *Ariadne* geschenkt. *Ariadne*, die im Leben hart Gedrängte und in den Todesschlaf Gesunkene, aber zum himmlischen Herrlichkeit Erlebene, ward so auf irdischen Sarkophagen und gewiß auch in den Mysterien ein Bild der Unsterblichkeit der Seele. Ihre Krone hatte dem im Dunkeln des Labyrinth wandelnden Theseus geschenkt und ihm zum Polarstern bei der Rückkehr gedient (*Hyg.* P. A. II, 5); und so soll auch bei den Mühen und Leiden des Lebens der Gedanke an das Jenseits als leuchtender Stern Freude in unsere Seele strahlen. Höltinger bemerkt noch, daß diese Krone eigentlich der Kranz war, den jeder Eingeweihte bei den Mysterien trug und daß der Sternenzirkel in den Apokalypsen der neuen Künstler von derselben abgesehen sei. Man vergl. übrigens den *Art. Ariadne* und *Corona borealis*. Als Kinder der *Ariadne* und des *Bakchos* werden *Drosos* (der Weintrinker), *Staphylos* (der Weinsammler) und *Quantos* (der Schönblühende) genannt.

Außerdem hatte *Bakchos* noch andre Geliebten. Mit der *Ariadne*, des *Dneus* Gemahlin, soll er die *Deionira* (*Hyg.* I, 109), mit der *Aphebie* den *Hymenaios*, *Priapos* (*Diad.* IV, 6; *Paus.* IX, 31) und eine der *Charitinnen*, mit der *Alerida* den *Karmon* (*Nat. Com.* VI, 13, mit der *Nymphen* *Chronophyle* den *Argonauten* *Pektios* (*S. hnt.* ad *Apollod.* I, 115), mit der *Phekelos* den *Naktios*, mit der schönen und sprechen *Nikta* die *Leleie*, und mit der ebenso sprechenden *Ara* *Swillinge* (*Nona.* Dion. 48) erzeugt haben. Man sehe die einzelnen *Art.*

Endlich erhob auch der Gott seine Mutter *Semle* zum Könige der Unsterblichen. In *Argos* flieg er durch den alphonischen See zur Unterwelt hinab (*Paus.* II, 31, cfr. 37; *Apollod.* III, 5, 3; *Hyg.* I, 251), und stieg sie darauf zum *Dionysos*, wo sie als *Sabin* den

Namen *Thyone* erhielt. Dieser wird wol am richtigsten von *Thyō*, wozu auch *Thyōben* kommt, abgeleitet und bedeutet dabei die Begeisterter. *Elder*, erklärt ihn durch *Thyonah* (Thyōnah), die Staunende, von der Überraschung bei der Aufnahme unter die Götter berregt. Einige finden in diesem Namen auch den Begriff der Erde wie im Namen *Emetel*, sodass die Erhebung zu den Himmlischen durch *Bachos* der See ausdrücken könnte: Mit dem Frühling erwacht die Erde als das dem Todeslosse des Winters und steht von Neuem da in unsterblicher Schöne. (Über die Verwechselung mit *Dione* s. d. Art *Dione*.) In den Mysterien war die Auferweckung der *Emetel* Symbol der Unsterblichkeit. Alle neun Jahre feierte man ihr zu Delphi einen heiligen Tag, *Herōis* genannt, mit geheimen, nur den Eingeweihten bekannten, Gebräuchen, die aber vielleicht sich auf die Auferweckung der *Emetel* und auf die mysteriöse Bedeutung derselben bezogen. *Plut. Quaest. Graec. XII. p. 202. Wyt.*

Durch die räthselhaften Thaten, durch Verbreitung der Kultur des Bodens und der Gessittung, in welcher Beziehung er auch *Abes mophoros*, der Gessetgeber, heißt, hatte der *Herōs* *Dionysos* die Würde der Unsterblichkeit erlangt, und ward nun von den Erdbeböhren als Gott verehrt. Nun sprach man auch von seinen Thaten im Gigantenkrieg, denn, da dieser ohne ihn nicht fertig beendet werden konnte, hatten die Götter ihn zu Hülfe gerufen, und nach erloschenem Siege, als er in trunkenen Begeisterung durch den *Olymp* jagte, rief der Vater Zeus ihm fröhlich zu: *Euan Eue!* welche Worte durch: *Sauben, herrlich, mein Sohn!* erklärt werden, und die Begrüßungsformel bei seinen Festen wurden. Im Kampfe selbst war er der Beschützer der Götter. Als grimmiger oder gar feuerpeinender Löwe (*Hor. Carm. II. 19. 23; Eurip. Bacch. 1025*), als blühender Stier, als *Drache*, griff er die Feinde an, oder ritt nobel den Satyren und Silenen auf Eseln, deren Gesäße die Giganten angriffen und die bedrängten Götter rettete, wozu sie sich unter die Sterne und zwar in den Krebs versteckt wurden. Ueberhaupt tritt das *Eselsymbol* in den *Bachischen* Mysterien bedeutend hervor. Ein Esel ist das beständige Reithier des *Silenos* und als *Dionysos*, nachdem ihn *Juno* rasend gemacht, durch *Atropotien* zum *Dioskel* des Zeus in *Dokena* eilt, um sich über die *Wiedererlangung* seines Verstandes zu befragen, kommt ein großer Stumpf den Weg, aber mit Hülfe zweier Esel, denen er bezeugnet, setzt er glücklich hindüber, und als er zum Zempel kommt, fühlt er sich von der *Raserei* befreit. Da versteht er denn die Esel dankbar unter die Sterne. In dem einen Esel, der ihn getragen, verliert er gar eine menschliche Stimme, und dies sei derselbe, der mit *Priap* um den *Wortzweig* Phallen gestritten, aber überwunden und getödtet worden sei, worauf ihn *Bachos* aus *Mileiden* unter die Sterne verlegte. *Hyg. P. A. II. 23.* Obgleich sich dies neuere Mysterien, aber sie mögen aus alten *Dionysischen* entstanden sein. Auch der Esel kann wie *Pod* und *Esel* Symbol der Zeugungskraft sein, woraus *Graben* der *Ergrit* mit *Priap* hineinwurzelt, und im lebenden *Pod* scheint das Symbol der Begeisterung und *Ergrit* zu liegen, wie

es auch bei *Bileom* Esel der Fall sein möchte. Darum tritt auch der weißgäbige *Silenos* auf einem Esel, und bei den *Homerischen* hatte *Apollo* *Eselspferd*. *Sponh. ad Call. Dian. 280, 283.*

Dionysos war nicht bloß Erfinder des Weinbaues und der Weinbereitung, sondern überhaupt des Anbaues der Erde, Gott der Pflanzennwelt. *Gottin* selber, selbst Gott der *Musenfünfte*. Da der *Wein* erst nach drei Jahren seine Vollkommenheit erhält und Trauben bringt, so drückt man dies symbolisch aus: *Bachos* habe drei Jahre bei der *Proserpina* gefesselt, d. h. die Trauben bringende Kraft des *Wein* erst drei Jahre lang verborgen, ruht gleichsam bei der Göttin der Unterwelt. Daraus bezog sich auch die *Feier* der *Trieteriden* in *Thyō*. Nach *Diod. III. 64* erband er den *Pflug* und teilte Thiere vor denselben spannen, auch die Kunst des *Säens*. In diesem Sinne heißt er auch bei *Pindar. Isthm. VII. 3* *Beisiger* der *Demeter*. Dasi man ihm auch den *Honigbau* verdankte, werden wir weiter unten bei seinem Beinamen *Wisslos* bemerken. Durch *Acker* und *Weinbau* gewöhnte er die umfluten Jorden an feste Wohnsitze und gesellige Verbindung, darum Gott der Kultur und *Sittigung*, auch *Baumgott* (*δενδρεος*) und *Blumengott* war er. Als letztern verlegt ihn und seine Begleiter die alte Sage in die *Landschaft* *Pygolis*, ins *Blumenland*, wie *Strabo* sagt, an das *roseneide* Gebirge *Pangalos* und in die *Rosengärten* des *Königs* *Widas* am *Bermion* im alten *Thrakien* und *Makedonien* (*Herodot. VII. 113; VIII. 138*). Darum hieß er auch der *Kranztiehende* (*κραντοειρας*) (*Plin. II. N. XVI. 4*), ja er war der blühende *Blumenkranz* selbst, d. h. die *griechische* Sprache nannte Gott und *Blumenkranz*, als *fruchtliche* Zierte, mit denselben Namen; denn *φάρος* hieß in der *dorischen* Mundart ein *Kranz*, und die *Sikyonier* nannten einen wohlriechenden *Blumenkranz* *laza*. Und so war er denn schon in der *Deutung* *griechischer* *Rythologen* die in *Blumen* und *Pflanzen* überhaupt wirkende und lebende Kraft. *Euseb. Praep. Ev. III. p. 110.* Zugleich ist er als *Fruchtigkeitsprinzip* der aus den *Wollen* auf die *Bäume* fließende *Thau* und *Regen*. Auch seinen Namen leitete man davon ab, weil er aus des *Zeus* *Bäume* (*δὲος βίανος*) herabströmte, denn *βίανος* oder *βίανος* nannte man die *Bäume*. *Schol. muer. ad Aristid. Panath. p. 185. Jebb.* Seine Verwandtschaft mit den *Musenfünften* bezogt schon die *Verbindung*, in der er mit *Apollo* steht. Ein *Gipfel* des *Parnassos* war diesem, der andre dem *Dionysos* eigen; ja *Apollo* heißt sogar ein *Dionysos*, ein vom *Dionysos* Gebegneter und selbst der alte *Silenos* Vater des *bestlichen* Gottes. Die *flümmliche* Begeisterung der *ionischen* *Poesie* (*μαῖα*) vorzüglich in den *Chören* der aus dem *Kelter* erste *entstehenden* *Zeugobdie* ward als *Gabe* des *freubetrunknen* *Bachos* betrachtet. Bei *Orph. II. 52, 6* stimmt er selbst den *Hymnos* an, und heißt *weisen* *Wippenführer*, der *singende* *Dionysos*, auch *Musagete*, *Musensführer*, und *Wisslos* (in *Amphid*), der *Bestgütige*, weil, sagt *Pans. III. 19*, der *Wein* den *Menschen* erbeut und den *Gesanten* emporschwingt. Darum waren

ihm denn auch alle Theatere geweiht. Mit diesen Musenkünsten hängt zugleich die Gabe der Weissagung zusammen. Er ist Sedes- und Propheet, und soll vor Apollon das delphische Orakel besessen haben, daher auch nach Athenaios 2. S. 57 in den Bakchischen Wettspielen ein Dreifuss der Poesis war. Vgl. Eurip. *Hec.* 1267; *Marob.* Saturn. 1, 18. Weinamen, die sich auf diese Musenkünste beziehen, sind Dithyrambos, Mantis, Teagobos, und der schon erwähnte Welipomenos. Auch in andere Hinsicht war er ein wohlthätiger Gott. Er vertrieb die Pest, wesswegen der Ebor bei dem Sophokles (*Oed. Tyr.* 222) ausruft: Weinreicher Bakchos! vertriebe mit deinen angezündeten Fackeln diesen schrecklichen Dämonen. Man hielt nämlich den Wein (bei der Pest brog man die Straßen damit) und angezündete Fackeln für ein lustrifizirendes Mittel, aber für ein Opfer, das den Pestdämon desanftigte. Er, der Geber alles Schönen und aller Freude, soll auch die goldnen Äpfel der Hesperiden gebracht haben, die in seinen Mythen eine Rolle spielten. Auch soll es sein Geschenk sein, daß ein Baum, der sie trug, auf einem der Venus geheiligten Fels auf Kypros wuchs. In den besondern Sagen von ihm gehören noch folgende: Die Amazonen flohen vor Bakchos aus dem Lande der Ephezer nach Samos, Bakchos setzte ihnen auf Schiffen nach und lieferte ihnen eine Schlacht, in der die meisten blieben. Der Det Pandäos auf Samos hat davon seinen Namen. *Plut. Qu. Graec.* 56. Konnos dagegen macht die Amazonen zu seinen Begleiterinnen. Auch die Kentauren gehörten zu seinem Gefolge, denn im wilden Thralien und Thessalien lernten die Bewohner zuerst den Rindendienst des aus Asien herüber gekommenen Bakchos kennen, daher denn auch die große Weinlust dieser wilden Reiter (s. Kentauri). Nach dem Sossenes in seiner keltischen Geschichte B. 13. hatte Zeus mit der keltischen Nymphe Arge aus dem ägyptischen Berg Argilos den Dionysos erzeugt, der mit einem Heere von Panen und Satyrn sich Indien und Ibeien unterwarf. Über letztes legte er den Pan zum Statthalter, und davon bekam das Land den Namen Panä, später mit der Aspiration Spania. *Plut. de nom.* et *flav.* 16. Der letzte Theil dieser Sage ist gewis bloß etymologischer Ursprungs; der erste könnte mit dem keltischen Zagreus zusammenhängen. Wenn Plinarch (*Qu. phys.* 10) erzählt, daß ein Orakel Jiskern befohlen habe, den Bakchos ins Meer zu tauchen, so bezieht man dies auf die Sitte der Alten, den Wein durch Meerwasser abzumilchen (*Plin. H. N.* 14, 25), wie denn überhaupt die Verbindung des Bakchos mit den Nymphen, d. h. mit dem feuchten Element, als er im öffentlichen Kultus nur Weingott geworden war, auf den Gebrauch bezogen wurde, den starken durch Wein, den man aus gefaulten Trauben preste, durch Vermischung mit Wasser zu verbünnen, um seine Kraft zu mäßigen. Diese Mischung geschah in großen Mischkrügen (Kratere), worauf in den Mythen viel Anspielungen gemacht wurden, indem man sie als Symbole gewisser mythischer Iden ansah.

Ros sieht im Dionysos hauptsächlich den Weingott

und hält daher den thebanischen, den Homer allein kenne, für den ursprünglichen Begriff, die übrigen Abänderungen desselben aber und die damit verbundenen fernbarigen Vorstellungsorten für spätern Zuwachs, der durch Priestertrug aus Asien und Ägypten in den Zeiten nach Plinarchisch zu den Griechen gekommen sei. Nach anderer Ansicht ist dagegen gerade der thebische Dionysos der jüngere, d. h. der Begriff des Weingottes erzeugte sich erst als ein spezieller aus dem allgemeinen asiatischen Natursymbol von der Fruchtbarkeit, und war also aus dem Begriffen Oris, Apis, Adonis, Rithas und in letzter Instanz aus dem indischen Schima entstanden. Für diese Meinung erklärt sich auch Böttiger, der anerkennt tiefe Kenner des Alterthums, sowohl in seinen Gesammten als im attischen Museum. Im indischen Triumphgepränge, sagt er, zog der Gott über den Amalos und das phrygische Asien herab an die Küsten des Hellespont, von wo er nach Thralien, welches damals Malekonia, und Thessalien mit umfalte, bis zum böotischen Thebe vordrang, das der erste Saupfug seines Kultus wurde. Ebenso, wie Geryger, nimmt er eine frühere Religion in Thralien und andern Theilen Griechenlands an, zu der die Phrysischen Weibeshänge und Initiationen gehörten, „heilige Erbsprüche eines Stammes, der aus Ägypten und Phönicien seine Wurzel bis nach Helas getrieben hatte.“ Nach diesen Kämpfen festigten die fremden Religionsbegriffe und aus den asiatischen Symbolen erwuchs der thebanische Dionysos. Wie wollen also jetzt zudecksel fragen, wer jene fremden und äthern Bakchi waren, aus denen der Griech seinen Gott bildete.

Diodor III, 62, 63 erklärt sich hieüber am Ausföhrlichsten. Es hat, sagt er, zu verschiedenen Zeiten drei verschiedene Bakchos gegeben, von denen der indische der älteste war. In seinem schönen Lande preste er zuerst die Trauben aus und erfand die Kelter, lehrte aber auch die Wortung der Feuchtbäume und das Einsammeln der Früchte. Er durchzog die Welt, um sie mit seinen Erfindungen zu beglücken. Er ist der Bärtige, denn die Sitte der Indier will, daß sie den Bart sorgfältig wachsen lassen, wobei wir indessen bemerken, daß dies nicht von den eigentlichen Gangesländern gelten kann, denn hier erscheinen die Götter gewöhnlich bartlos, vielleicht aber wol von den westlichen Abhängen des Himalaja, da wir bei den Persern und Webern den Bart finden. Der zweite Bakchos, ein Sohn des Zeus und der Persphone oder Demeter, gab den Menschen den Eber zum Stellvertreter bei dem Pflügen, und brachte überhaupt den Landbau zu größter Vollkommenheit, wesswegen er in der bildenden Kunst Stiehbörner bekam, von welchem Symbol wir aber noch eine ander Deutung kennen lernen werden. Der dritte endlich ist der Sohn des Zeus und der Ermele. In einer andern Stelle (III, 73) erwähnt er noch eines afrikanischen oder libyschen Bakchos, des Ammons Sohn und der Amalthea, desgleichen noch einen ägyptischen, des Zeus und der Io Sohn, der Ägypten beherrscht und die Mythen geküßt habe. Dazu können wir auch noch den arabischen Dufaees, den phrygischen Sabazios und selbst den phönischen Adonis rech-

nen. Cicero de N. D. III, 23 erklärt ebenfalls, es gäbe mehrere Dionysen: 1) den Sohn des Jupiter und der Proserpina; 2) den Sohn des Atlas, der die Nyssa geblüht; 3) den Sohn des Kaprius, den König Athens, dem die Sabazien geweiht wären; 4) den Sohn des Jupiter und der Luna, und 5) den Sohn des Nyxos und der Thylene, von dem die Krieteris gekistlet sei. Der letztere wäre wol der Dionysos der Proserpinabel, der vierte möchte mit Diobors Sohne des Jupiter und der Io übereinstimmen, der Sohn des Kaprius aber wol der labirische Dionysos sein, so daß nur Kaprius eine verdorbene Lesart für Gabirus wäre. Mit dem labirischen Dionysos hängt der phrygische Sabazos zusammen, wie wir unten finden werden, daher heißt er der König Athens, und daß ihm die Sabazien geweiht wären. Den Sohn des Nyxos und der Thylene nennt Ampeios den vom Nyxos und der Hespione Erzeugten. Der Ausdruck, der Sohn des Atlas habe seine Amme Nyssa getödtet, wird von Gruyer allegorisch erklärt. Nach Joh. L. yd. de mens. soll *nyssa* den Kreislauf des Jahres *) und Dionysos die Sonne bedeuten, folglich wäre der Sinn: die Sonne vollendet ihren Kreislauf. Den arabischen Bakchos Dufares nennt Herodot Urotal, und da dies Wort wahrscheinlich mit dem Semitischen *אור*, Licht, zusammenhängt, so gehört dieser Bakchos wol auch zu den Licht- und Sonnensymbolen. Den andern Namen Dufares erklären die Ausleger bei Hesiodos durch Haus- und Landesherr. Vom Sohne der Ammon und der Amalthea sagt Diobor: Er ist derjenige, welcher die Giganten besiegt und das Drakel des Ammon gestiftet hat. Noch als Kind erlangte er die Kunst, Wein zu pressen und Obstbäume zu pflanzen. Akeia aber, des Ammon Gemahlin, dieß ihm feind, und nachdem sie sich vergeblich bemüht, sich seiner zu bemächtigen, schied sie sich vom Gemahl und rief dessen Bruder Kronos um Hülfe an. Die Bitte ward erhört, Kronos vertrieb den Ammon aus Ägypten und zwang ihn nach Kreta zu fliehen, ward aber vom Bakchos, den er zu Nyssa aufsuchte, geschlagen. Bald darauf unternahm dieser einen Zug durch Lybien, erlegte ihm *den Ungeheuer Kampf* *) mit 50 Köpfen, und errichtete ihm zum Andenken seines Sieges einen Grabhügel.

7) Diese Bedeutung kann *nyssa* haben, weil es in der Rennbahn sowohl das lateinische *meta*, als auch die *carceres*, die Schranken, bezeichnet, wo der Wettlauf im Circus begann und endete. 8) Grenzer in den Ketten ad Cic. de N. D. III, 23 bezieht diese Erzählung mit der Rettung des Cicero: Bakchos, der Sohn des Atlas, habe die Nyssa getödtet, in Verbindung. Nach der obigen Bemerkung war nämlich Nyssa der phrygische Umtau der Sonne. Daß man nun bei Diobor die *nyssa* (und zurückgezogenen *nyssa*) *nyssa* hat *nyssa*, so wäre dies Wort, welches Kränzung, Umkleidung, ebenso wie *nyssa*, bedeutet, einleitet mit *nyssa*, die *meta* in der Rennbahn, um welche die Wagen so nahe als möglich umhertreiben mußten. Die Rennstätt: er tödtete die Nyssa, ist also sowohl als das Cicero'sche: er tödtete die Nyssa. Dabei kann man noch in Anbacht bringen, daß der Diereis, in dem die Sonne läuft, aus mehreren Thierfiguren besteht und symbolisch durch den vielspaltigen Hercules oder Phobos in den Kosmogonien der Orphiker angelegt wird; daher kann denn Diobor auch von einem vielspaltigen Ungeheuer Karpe sprechen, das Bakchos getödtet habe.

Urtat, wo er hinkam, erwies er den Menschen Gutes. Den ihn aufs Neue angreifenden Kronos schlug er zum zweiten Mal, und bekam ihm nebst der Akeia gefangen; doch erwies er sich sehr gütig gegen beide und bat sie nur, ihn als ihren Sohn anzuerkennen. Dem Zeus, dem Sohne des Kronos und der Akeia, übergab er das ägyptische Reich und ging nun selbst nach Kreta, um dem Ammon gegen die Titanen beizustehen, die er auch mit Hülfe der kriegerischen Amazonen und der Sittenmäßig besiegte. Bald nachher wurden Ammon und Bakchos unsichtbar, und man sagte daher, sie wären zu Göttern erhoben worden. In diesem historisirten Mythos ist offenbar Griechisches und Ägyptisches mit einander verbunden. Des Ammon (des Widders) und der Amalthea (der Ziege) Sohn ist wieder das im Widder- und Ziegenställen beginnende, regelmäßig eingetheilte Jahr, der Feind Kronos, die vorangegangene unordnerte Zeit. Das regelmäßige Jahr behauptet sich im Kampf, aber es erkennt seine Abstammung aus dem Jähstich überhaup. Der geordnete Jahresgott herrscht nun über Ägypten und von da kommt die regelmäßige Eintheilung des Jahres auch nach Kreta. Es ist also in diesem Mythos von einem aus Ägypten stammenden Bakchos die Rede, und an einen solchen denkt auch wol Herodot, wenn er II, 146 berichtet, Zeus habe den in die Hüfte eingekerkerten Dionysos über Ägypten nach Nyssa in Äthiopien getragen, oder wenn Anaxagoras den Dionysos Äthiopiens Sohn nennt, obgleich dies Andre auf die dunkle Beinsfarbe deuten wollen. Dieser ägyptische Dionysos ist aber kein andrer als *Phobos*, des Kronos und der Akeia Sohn, ein Gott aus der dritten Ordnung der ägyptischen Götter, der Erbauer von Theben (Diod. I, 15), der Ammon'ssohn, und darum als Dionysos, des Ammon Sohn, in den Sagen des Volks ein wohlthätiger König des Landes und Kulturstifter. Daher erzählte man von ihm ähnliche Tugenden und Thaten wie vom Dionysos. Er kommt nach Ostasien und Griechenland, wo ebenfalls sein Zug durch Thracien nach den südlichen Gegenden geht. Überall führt er Weinbau, Pflanzencultur und Ackerbau ein, wie Dionysos; und es möchte nun die Frage entstehen, ob die hellenische Legende aus Ägypten oder die ägyptische, die wir freilich nur durch hellenische Schriftsteller kennen, aus Griechenland geschöpft habe. Auf den ersten Blick scheint das Letztere das Richtiger zu sein und dafür stimmen denn auch Pflanz und alle, welche von keiner fremden Übertragung bei den Griechen etwas wissen wollen. Sieht man aber auf den allgemeinen und der Natur gemäßen Zusammenhang der Religionen, so war der Dienst des Osiris der des indischen Mahabera (Schiva). Als Sonnensymbol und Phobosgott war dieser auf verschiedenen Wegen nach dem Westen gerandert, über Ägypten und Syrien als Baal, über Phrygien als Sabos, und so war er denn auch nach Ägypten als Osiris gekommen. Neuere Untersuchungen in Uebereinstimmung mit indischen Traditionen haben, wie schon bemerkt, gezeigt, daß Ägyptens und Perse's Priesterkultus von den Vätern des Indiens stammt. Dese hatten also den Gott mit sich gebracht und zwar wahrscheinlich unter dem

Namen Ewara oder Ifuren, woraus sich leicht Dionis bilden konnte. Es heißt aber Ewara oder Ifuren der Herr, und dies würde denn auch ursprünglich Dionis bedeuten, wie man schon darauf sieht, daß er in Syrien Adonis (Adonal), d. h. der Herr, heißt. Denkt man an diesen Zusammenhang, so würde wol der Mythos in Ägypten eher gewesen sein, als in Hellas und aus jenem nach diesem gewandert, aber durch Dichter hebenisiert worden sein. Darum ist auch der griechische Gott in Thelin geboren und dieses die Wiege seines Cultus, so wie es das ägyptische Theben von dem des Dionis war. Darum erscheint Dionysos auch als menschlicher Heros, als Königssohn, der erst durch Thaten die Götterwürde verdienen muß. Darum haben beide einen ähnlichen orgiastischen Dienst und das Symbol des Phallos, wie auch Schiva in Indien, und beide, wie tiefer, bezeichnen die fruchtende und erzeugende Kraft der Sonne. Auch haben beide gleich traurige Schicksale. Dionis muß von des bösen Bruders Hand sterben und den Dionysos werden wir gleich auch als den erschlagenen kennen lernen. Dionis heißt Sohn des Kronos und der Rhea, aber dieser Kronos ist auch der ägyptische Pthos, der hellenische Herkules, dessen Sohn der kühnste Dionysos genannt wird. Das heißt, einer wie der andre stammt aus der in der Natur waltenden, Alles schaffenden und bildenden Feuerkraft, die wiederum in Indien Schiva, Mahadewa ist, und darum sind auch beide diese Feuerkraft selbst, und Dionysos wird aus dem Feuer geboren. Dionis heißt bei Dio d. l. 23 auch Sohn des Zeus, und es wird hingefügt, Kadmos habe absichtlich den Griechen diese Abstammung gelehrt und Orpheus aus Freundschaft für denselben sie bestätigt. Also die Colonie Kadmos brachte den Dionisbegriff aus dem Oriente mit nach Griechenland und verband ihn darselbst mit dem schon vorhandenen Nationalgott Zeus. Doch kann auch Dionis als Adoptivsohn des Iammos, welcher der griechische Zeus ist, des Zeus Sohn heißen, oder man kann auch an Plutarch's (de Isid. p. 498 Wyt.) Bericht denken, daß Dionysos, der Zeus und der Isis Sohn, in Ägypten nicht Dionis, sondern Arsaphes, der Gott mit dem Phallos, geheissen habe. Dies könnte Heros's vierter Dionysos, des Zeus und der Luna Sohn, oder Dioskors Sohn des Zeus und der Io sein, denn Isis und Io sind beide die Luna, der Mond. Unter mancherlei Formen kam daher der ägyptische Begriff aus Ägypten nach Griechenland, aber später als die übrigen Götter, denn nach Herodots Versicherung II, 145 gehörte Dionysos mit zu den jüngsten hellenischen Göttern. Nur dürfen wir diese Einwanderung nicht zu spät setzen wollen, auf jeden Fall lange vor Homer; denn ebenderselbe Herodot, Aristoteles, und der Inhalt der ältesten philosophischen Systeme bezeugen es, wie Greuzer darthut, offenbar, daß es in den theologischen Systemen der Priesterreligion bei den Griechen Bacchus'scher Lehren gab, die aus einer Periode von mehr als 1000 Jahren vor Chr. der dailien und welche mit den sogenannten Orphischen Lehren übereinkommen. Sie waren die jüngern, denn sie müssen einen Kampf mit der

ältern Bildung Apolloreligion, den Lehren des ältern Orpheus, bestehen. Dieser Kampf war vor der Zeiten des Homer, denn er berichtet selbst einen Theil desselben, und scheint in das Zeitalter des Kadmos oder bald nachher entstanden zu sein. Er war schon in Indien entstanden, wo die reinere Religion des Brahma und Schiva, die noch im einfachen Cultus Einen Gott und Vater patriarchalisch verehrte, durch den orgiastischen Dienst der zweiten Periode des Schwaimitus in den Hintergrund gedrängt wurde. Von da hatte sich dieser Cultus gewaltsam nach Westen verbreitet, und wenn wir den Traditionen der Taludwissen und selbst den Andeutungen der Bibel glauben dürfen, den Abraham aus seinem Vaterlande vertrieben und zum Auswandern nach dem westlichen Kanada gezwungen, wo derselbe nach Priestervorfürher, J. B. Michelsen, nach der alten einfachen und besondern Form findet. Aber während des Aufenthalts der Israeliten in Ägypten scheint die Verberbung allgemein geworden zu sein. Nun wird auch der Baalsdienst in Kanaan und der orgiastische Schiuitus in Ägypten herrschend, und von da aus, sowie über Persien und Phönizien, verbreitet sich derselbe als die Religion des Dionis zu den Hellenen. Nur in Mythen ward in Ägypten, wie in Hellas, das Bessere aufbewahrt. Es stellt sich mir wenigstens der wahre Hergang der Sache dar. Eine so späte Einführung des Dionysoscultus, wie das will, und eine Transformation der alten symbolischen Weingottes Dionysos in den orgiastischen Bacchos, vielleicht erst um 700 oder 600 vor Chr., also in einer schon ziemlich hellenistischen Zeit, würde von den nur durch ein oder zwei Jahrhunderte getrennten spätern Geschichtsschreibern auch genauer und bestimmter berichtet worden sein.

Der ägyptische Phallogott Dionis ging durch Plutarch's zunächst in die samothracische Religion der Kabinen über. Hier berichtet die heilige Sage: Drei Kabinen erlösen ihren Bruder, wählten das Haus desselben in einen Vorpurschleier, umwandten seine Schöße mit reinem Kranze, legten ihn auf einen rhemen Schild und begruben ihn am Fuße des Berges Athorpes. Der auch: Die brüden Brurermörder legten das Zeugungsglied des Erschlagenen in eine Kiste und trugen diese nach Thracien. Clem. Protrept. p. 15 K. Potter. Das waren symbolische Äthpen, aus den Generationen des gebirnten Dienstes in Samothrace entstehenden, die damit auf die Geschichte des vom Trubon erschlagenen Dionis hindeuten, dessen Zeugungsglied verloren gegangen und von Fischen gefressen worden war, daher statt dessen Isis ein künstliches machte und als Phallos zur Verberbung aufstellte ließ. Daß aber an Dionis gedacht werden muß, lehrt die ausdrückliche Weltung, daß der Erschlagene Dionysos sei und daß dertraget die Abfällsänder mit blutigen Händen zu ihm deuten. Jul. Firmian. De errore profan. relig. c. 12. Auch scheint dieser Dionysos eierlei zu sein mit dem Sohne des Kapius des Cereus, d. h. des Kabinos, dem Könige von Aien, d. h. mit dem phrygischen Dionysos; ebenso auch mit dem unter den athenischen Telepotoren oder Anales genannten Dionysos (Cic. de N. D. III, 21). Er ist im Ka-

trifischen Systeme (s. Kabiri) bald der dienende Gott Kadmilos, bald aber auch eine höhere Potenz, denn bei dem Schlußsatze des Apollonios h. 917 heißen Zeus und Dionysos der erste und zweite Kabire, zusammen aber die alten Kabiren. Diese Hervorhebung geschah insbesondere in den Orphischen Systemen, wo er als Inbegriff aller drei Väter, des Zagreus⁹⁾, Kubuleus und Dionysos, die sämtlich Söhne des Zeus und der Proserpina genannt werden, allein als dieser Sohn gedacht wird und auch die Namen Zagreus und Kubuleus empfangt. Unter den Kabirischen Gottheiten rachte man sich aber hohe und mächtige Naturkräfte, die im Himmel, auf der Erde, im Meer und unter der Erde walteten, und darum hießen sie eben in Athen Anakes, d. h. Regenten, als Wälder, als Felsen und Regierer der Schiffsalte des Menschengeschlechts, vielleicht in der That verwandt den Rischis oder Altdätern bei den Hindus, die ebenfalls als hohe schöpferische Kräfte und Weltregenten dargestellt werden. In der Lehre von den Orphischen Weltaltern ist Dionysos der Regent des letzten, der König der schon in Individualitäten gespaltenen sichtbaren Natur, das Princip der Individualisierung und daher Welterschöpfer, wie auch der indische Schiwa erscheint, wenn er als die zerstörende und auslösende, aber auch alles wiederzeugende Kraft gedacht wird. Beide sind dann im Begriff eins mit Hades, der im Innern der Erde wirkenden Kraft, die alles Lebendige zu sich hinabzieht, aber auch unaussprechlich neues Leben aus ihrem Schoße herausendet. In diesem Sinne hat Dionysos den Beinamen Ekthobios, des Unterirdischen, und es werden ihm Leuten- und Trauerfeste gefeiert, wie die Kerne bei Kerna in Argolis am altpontischen See, welche wahrscheinlich eine Nachahmung des Trauerfestes um den Tod des Orisis waren, das zu Eois am Tempel der Reith auch an einem See برگزار wurde. Bei Kerna hatte ja Dionysos seine Mutter aus der Unterwelt heraufgeholt, d. h. man stellte hier in Scenerien Bilder von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode und seinem Wiederaufleben aus dem Grabe vor, und verband so die Lehre vom Phallos mit der Lehre von der Unsterblichkeit und der Seelenwanderung.

Die Legende vom erschlagenen Dionysos in Somothrake findet ihre Parallele in der Geschichte des kretischen Zagreus, dessen Abkunft aus Ägypten ebenso deutlich vorliegt. Es ist aber Zagreus im kretischen Mythos ein Sohn des Zeus und der Persephone. Wir kennen diesen Mythos zwar nur fragmentarisch, da die ältesten Quellen verloren sind; indessen ist das Wesentliche desselben folgendes: Als Persephone heran gewachsen war, bewarben sich alle Götter um die Liebe der reizenden Jungfrau. Demeter, einem blutigen Streit zwischen den Hadeskulturen fürchtend, verband die Tochter in einer Höhle, und ließ sie daselbst von den Schlangen bewachen, die ihren Wagon ziehen. Aber Zeus selbst verwandelte

sich in eine Schlange, umarmte die Persephone, und jagte mit ihr den Zagreus. Dieser ward nun der Liebhaber des Baters, der ihn neben seinem Throne seinen Sitz anwies, und selbst die Nacht, den Hügeln zu schlendern, verlieh. Aber dieser Vorzug erregte den Neid der Götter. Zwar ließ ihn der Vater durch die Kureten bewachen, die um ihn ihre Waffentänze aufführten; aber der eifersüchtigen Hecate gelang es endlich, die Titanen gegen ihn aufzuwecken, und als einst die Kureten gerade mit ihren Waffentänzen beschäftigt waren, schlichen sich jene in verwandelt Gestalten und unter schmeichelnden Worten in das Gemach des Zagreus, zerstreuten den Knaben durch Darreichung von mancherlei Spielzeug, stelen über ihn her und verführten ihn. Während sie nun die Hefischstücke in einen Kessel warfen und am Spiege rösteten, entriß ihnen Minerva das noch schlagende Herz, und brachte es dem Vater Zeus, der zur Strafe die Titanen mit dem Hügler erschlug und dem Apollon befehligte, die gesammelten Kette von Zagreus' Körper auf dem Parnassos zu begraben. (S. Clem., Protrept. p. 15. Potter und Nonnos, Dion. VI. p. 174. Daß dieser Mythos zu den ältesten vom Dionysos gehöre, sucht Creuzer durch mehrere Gründe darzutun, unter Andern, weil schon Arzpendor um 600 vor Chr. des Zagreus erwähne, und da eben dieser Arzpendor der Erde der Orpheuslyra heisse, so gehöre er zu den Orphischen Sängerschulen und habe unstreitig die Dogmen der Orphiker gelehrt. Auch Äsopos habe in der Bakchischen Tragödie Eurygorgos dem Bakchos Schwerter und Spiegel beigelegt (Aristoph., Theophrast. 140), Dinge, die, wie wir unten sehen werden, in der Gabe vom Zagreus vorformen; ebenso habe Euripides in den Kettenfesseln (s. Porphy., De abstin. IV. p. 368. Rhooer.) den Zagreus genau charakterisirt. Eine ganz neue Fabel würde aber dieser Tragiker wol nicht auf die Bühne gebracht haben und daher sei die Nachricht des Pausanias VIII, 37, 3, daß Democritus zuerst Orgia des Dionysos gebietet und darin von der Ermordung desselben durch die Titanen gesungen habe, nicht von großem Gewicht. Auch Nonnos (V, 564; X, 294) nenne den Zagreus den ersten Dionysos, nach dessen Tode der spätere gebildet worden sei. Veränderungen in diesem Mythos finden sich verschiedene. Ede er den Tod leidet, sucht er seinen Mörder dadurch zu ermorden, daß er sich in alle Elemente und Naturen verwandelt; auch vertheilt er sich mit seinen Stierhörnern, d. h. er verwandelt sich in einen Stier, bis ihn die Schredensstimme der Hecate niederwirft. Nonnos VI, def. v. 200 ff. Nach Hygin f. 167 gab Zeus das zerstückte Herz des Zagreus der Semel als Philtrum ein, und nach noch Andern verschluckte es Zeus selbst, verwandelte es in seinen Lebenssaft und befruchtete so die Semel mit dem Wesen des Gottes, so daß Dionysos nur der wieder ins Leben getretene Zagreus ist. Dies heißt offenbar: Aus der That des Zagreus entwickelte sich die des Dionysos, und letzterer ist in seinem Wesen dieselbe Gottheit. Aber auch mit dem pythagoräischen Sabazios scheint er einerlei Begriff zu sein. Denn auch dieser wird ein Sohn des Zeus und der Persephone genannt (Joh. Lyd., De mens. p.

9) Statt des im Texte des Cicero befindlichen Aristopaterus will nämlich Demetrius Zagreus lesen, und diese Bemerkung hat bei mehreren Bülfauf gesehen.

84), und von ihm ein ähnliches Schicksal erzählt. In Argolis verehrte man den kreischen Dionysos, also den Zagreus, als unterirdischen Todtengott; denn nach dem Kampfe zwischen Perseus und Dionysos und der erfolgten Auflösung verehrte man, wie es heißt, bei den Argivern den Dionysos, den man den kreischen nannte, und setzte ihm am See bei Kerna die Mythen der Leenden. Der Mythos aber, daß Apollo die Glieder des Zagreus am Parnassos begraben habe, brütel auf nahe Verwandtschaft des delphischen Bakchosdienstes mit dem kreischen. Die sogenannten Hosi, ein Kollegium von fünf Priestern in Delphi, verrichteten geheime Opfer und Gebräuche, die sich auf den Tod des Zagreus bezogen und wahrscheinlich von Kreta dahin verpflanzt worden waren.

Diese Gottheit des Zagreus war nun gewiß keine andre, als der ägyptische Phris. Auch dieser wird durch die Ränke seiner Feinde getödtet und geschnitten. Was in Kreta die Atlanten und die feindselige Here sind, das sind in Ägypten die 72 Berschwornen und die äthiopische Königin Afo. In Rhodos sollen die Leichnamen des Apis erschlagen haben, und Leichnamen werden bei Himerius (Orat. IX. p. 560. ed. Wernsd.) auch unter den Mordern des Zagreus erwähnt. Der erschlagne Apis ist aber der Ostrifizirte Apis und auch Zagreus ist Stiergott. Auf diesen deutet auch die ägyptische Sage, daß Horos, der Aps Sohn, geschnitten worden sei. In allen diesen Fabeln ist Phris, Zagreus, Horos und Apis eine und dieselbe Idee, der Jahrgott und das Jahr selbst, das mit dem Winter untergeht und mit dem Frühling als jugendlich: der Dionysos in seiner ganzen Jugendfülle wieder aufsteht; denn das innere Wesen des Gottes, sein Herz, ist von der hohen Feuerkraft Athene erhalten und dem Vater überbracht worden, der daraus einen zweiten Dionysos gebildet. Auch hier sind morgenländische Ideen nicht zu verkennen. Im persischen Mythos bewahrt der Mond den Samen des geödteten Stieres zu neuen Zeugungen auf, und in Indien sammelt Bhowani alle Lebenskeime der untergegangnen Welt in ihrem Schooß, um daraus eine neue zu bilden. Auf dieselbe Art ist denn auch der Tod des labirischen Dionysos zu verstehen. Sein Zeugungsmitglied wird aufbewahrt, und so wird denn die gebildete Natur sich immer wieder aus Neue in voller Lebenskraft offenbaren. In den Mythen der wurde übrigens die Geschichte und der Tod des Zagreus noch anders gedeutet, davon weiter unten. Den Namen dieses Gottes erklärt man gewöhnlich durch Jäger. Er ist es nämlich in dem Sinne, wie der Habes auch Polydeutes heißt, als der Gott, der allem Lebendigen immerwährend nachstellt und es in sein Reich zu ziehen sucht. Er ist also Habes selbst, der Dionysos Ethonios, und darum seine Mutter die Todesgöttin Persephone und diese selbst eine Tochter der Erig; darum beherrscht er auch, wie Proebot sich ausdrückt, mit Demeter gemeinschaftlich das Totenreich. Sichter erklärt den Namen aus dem Semitischen von *rw*, senben, werfen, also *rw-rw* (Saagreos) die sendende, schleudernde Kraft, weil die Religion eine von Gott Gesendete sei. Im ge-

möhnlichen Sinn oder habe man dabei an den Schenker des Bieres gedacht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Zagreus mehr ein morgenländischer als griechischer Name ist, wenn wir auch nicht im Stande sind, die Ableitung anzugeben; vielleicht stammt er aber eher aus dem Ägyptischen als aus dem Semitischen.

Ein andree in den attischen Mythen des Dionysos vorzüglich gedächliche Name des Gottes ist Zakhos. Man leitet ihn von dem kretischen Zakhos ab, und dann würde er einen sügenden Knaben bedeuten, oder von dem mythischen Festgesange der Athener, bei welchem der Zakhos ja oft vorkam. Vielleicht nur eine andre Form ist Zobakhos bei dem Feste der Leenden, vielleicht Zakhos nur davon die Abkürzung. Zobakhos bezeichnete auch sowohl den Festgesang als den Gott selbst. Sichter leitet den Namen von *zw*, erdellen, Licht machen (sowol im physischen als moralischen Sinn) ab und erklärt daher *zw-zw* als die erdellende, erklärende, deutlich machende Kraft, welches eine Eigenschaft der Religion sei. So habe man ihn in den Mythen gebetet, im gemeinen Sinne sei er aber mit *Λιγυρι*, *Λιγυραος*, dem Feuer- oder Lichtgebornen, Feuer- oder Lichtausstreuer, einerlei, also Zakhos als Zakhos der Lichtbringer, Lichtgenius. Damit würde dem innern Sinne nach wohl zusammenstimmen, daß Zakhos besonders in den Eleusinien die Benennung Zakhos führt. Zu der ersten Erklärung aber würde die Angabe des Eubias passen, daß Zakhos der an der Mutterbrust liegende Dionysos sei. Diese Mutter könnte Semele sein. Da aber Pinbar Iskhim. VII, 3 den Dionysos Beförder der Demeter nennt und der mythische Gott auch sonst vom Sohne der Semele untergeordnet wird, so mag wohl Demeter selbst die Mutter sein, die ihn auch bei Sophokles (Antig. 1108) an die mütterliche Brust legt. Auch nennt Diodor III, 62 den Dionysos bestimmt den Sohn des Zeus und der Demeter. Am sechsten Tage der Eleusinien ward derselbe als Knabe mit dem Cerealiſchen Myrtenkranz auf dem Kopf in den Tempel zu Eleusis gebracht, und dadurch seine nahe Verbindung mit Ceres angedeutet. Dieser Zakhos scheint auch mit dem Zagreus einerlei zu sein, denn was von diesem Sohne der Persephone erzählt wird, erzählt auch Diodor vom Sohne der Ceres, und der Scholiast des Pinbar l. c. sagt: Zagreus sei in Treben Beförder der Ceres und werde von Einigen auch Zakhos genannt. Es haben also nur, wie das in Mythen oft vorkommt, Mutter und Tochter ihre Rollen verwechselt, indem beide in den Mythen Eins sind. Auch bemerkt Terian (do exped. Alex. II, 16), daß man dem Sohne des Zeus und der Proserpina den Zakhos gesungen habe. Als Sohn der Demeter ist er zugleich Bruder der Persephone und darum heißen beide die Kinder der Ceres und diese Kalligeneia, die Mutter schöner Kinder. Zakhos ist der *αἶπος* (der Knabe), Persephone die *κόρη*; (das Mädchen) ¹⁰⁾.

10) Sichter in seiner Vorhalle d. Myth. macht daraus aufmerksam, daß Kere ein im ganzen Oriente herrschender alter Name der Sonnengottheit oder des äthelien Kubaba sei, und daß man Spuren von der Verbreitung seines Kultus bis in Griechenland und

Es sind also Geschwister, aber auch Brautgäm und Braut, Gatte und Gattin, eine Geschwisterheide, von der die Götterwelt mehr Beispiele aufweist. Hierher gehört insbesondere die Verbindung zwischen *Dionysos* und *Isis*, die sich schon im Mutterleibe lieben. Am dritten Tage der Eleusinien ward das Brautpaar für den Hades und die Proserpina aufgeschlagen (*Clemens Protrept.* p. 19 und daselbst die Ausleger); aber dieser Hades ist der unterirdische *Dionysos* (*Heraclit. ap. Clem. l. c.*). Das ganze Verhältnis aber zwischen *Dionysos*, *Demeter* und *Proserpina* bezieht sich auf die verschiedne Art, wie man jene Naturkräfte in Sonne, Mond und Erde und ihre wechselnden Einflüsse auf einander anschauete. „*Dionysos*,“ sagt *Creuzer*, „ist bald Sohn, bald Bruder, bald Gatte der *Proserpina*, bald ... der Ceres an der Brust, bald richtet er mit ihr die Toten. Er ist nämlich *Isis* und *Demeter Isis*. *Isis* aber ist auch jedes andre weibliche Wesen in den vorerwähnten Culten, *Astarte*, *Isis*, *Aphrodite* u., bald die Mutter Erde, bald der Mond; *Isis* aber bald die den Mond befruchtete Sonnenkraft, bald der vom Himmel stürzende *Phurron Nilos* und *Prinzip der Fruchtbarkeit*, bald die als Hades in der Untererde wirkende Erdkraft. Durch alle diese Beziehungen ist die Ehe gegeben, und die Periode des scheinbaren Sonnenlaufes, wie die periodische Regenzeit und die Entwicklungsstufen des Pflanzenlebens, bilden die Leiden und Freuden dieser Ehe. Wird die Pflanzenkraft männlich gedacht und dazu die Erde als Empfängerin und Bewahrerin des Samens und Gebärrin der daraus sprießenden Pflanze, so war *Demeter* die Mutter und *Dionysos* der Sohn, wie auch in Ägypten *Isis* als Sohn der *Isis* gedacht wird, und *Proserpina* ist dann seine Schwester; insofern aber unter der Erde die vegetabilische Kraft auf den Samen wirkt, sind *Dionysos* und *Proserpina* Gatte und Gattin, und eben dies sind sie auch als Sonne und Mond. Tritt aber die weibliche Potenz mehr hervor, wird z. B. der Mond oder das Innere der Erde als Nährer der Pflanzenkraft gedacht, so wird aus dem Gemahle *Dionysos* wieder der Sohn, und von der *Persephone* und dem *Zeus* (der Sonne, die den Mond erst seine Kraft ertheilen muß) der *Dionysos* *Agreus* geboren. Ganz dieselben Verhältnisse finden sich auch in Indien zwischen *Schiva*, *Bhawan* und *Parwati*.

Aber wir haben noch einen *Bakchos* zu betrachten, den bei den Phrygiern und den Nachbarvölkern verehrten *Sabos*, *Bassareus* und *Trifalos*. Es hieß aber *Sabos* oder *Sabazios* der phrygische und, wegen der Wechselverbindung zwischen Phrygien und Thracien, auch der thrasische *Bakchos*, die Priester desselben aber ebenfalls

Saboi. Die Griechen leiteten den Namen her von *σαβάζω*, frohlocken, dem *Sabos-Bakchos* festliche Jubellieder singen. Aber richtiger stammt gewiss das Wort *σαβάζω* erst vom Namen des Gottes und seinem Cultus ab, als umgekehrt. *Bechart* denkt an das Semitische *szb* sich berauschen, *Sidder* im *Kadosch* an *szb*, sättigen, nähren, erfüllen, und deutet den Namen durch *szb szb*, die sättigende, erfüllende Kraft der Religion des *Dionysos*. Auch an *Saba* in Arabien haben Einige gedacht, da *Nysa*, der Erziehungsort des Gottes, auch nach Arabien geleitet wird. Uebrigens könnte man den *Sabazios* aus dem Morgenlandes, d. h. den Sonnen- und Götterdienst desselben, hierher ziehen, vielleicht selbst den Beinamen *Zeboah's*, *Zeboah*, als Herrscher der himmlischen Heerscharen (der Gestirne, himmlischen Kräfte und Geister, welche aller Ausdruck *szb szb* unter sich begreift) in Erinnerung bringen, und damit den Beinamen des Gottes, *szb szb szb*, Beherrscher der Mondphäre, vergleichen, den er als Sonnengott führen kann. Aber als sehr wahrscheinlich hat sich mir noch eine andre Vermuthung aufgedrängt, die ich auch später in *Höfle's* altem Indien S. 143 ebenfalls angedeutet fand, daß nämlich *Sabos* gradezu der indische Name *Schiva*, *Schima*, *Sib* und die Abänderungen *Sabados*, *Sebabios*, *Sabazios* nichts anders, als die Zusammenfügung *Schiv* *madawas*, *Schiv Schima*, seien. Das indische Wort bedeutet der Verehrte, Verehrungswürdige, und diese Bedeutung hat sich in *szb szb*, *szb szb*, *szb szb* und andern Wörtern erhalten, die von einer und derselben indischen Wurzel zu stammen scheinen, deren Laut und Begriff die Hellenen aus ihrer Urheimath mitgebracht haben mögen. Daher hat denn der phrygische *Sabos* eben den orakelischen Dienst, wie *Schiva* in Indien, und das Symbol des *Phallos* tritt gleich stark bei beiden hervor. Beide sind in der Hinsicht die alles in sich Darin ruhende Feuerkraft der Natur, also die Sonne. *Höfle* bemerkt, daß die in den *Mém. de l'Acad.* erwähnte dunkle Inschrift: *Namas Sabesio* im Conflit gradezu lauten würde: *Namas Sivadevaya*, Eob dem Gotte *Sima*. Die Religion dieses Gottes, der alle Feuertempel, ursprünglich in den hohen Nordländern Indiens herrschend, und von da mit südlischen und nördlichen Abzweigungen durch Persien und Assyrien, oder Baktrien und Medien nach dem Niland und dem kaspischen Meere, von da aber nach Vorderasien sich verbreitend, war es, welcher in Ägypten den *Isis*- und in Phrygien und Thracien den *Sabos-Bakchos*-cultus veranlaßte und sowie der Titel *Schima* oder *Suren*, der Herr, in Ägypten zum *Isis* wurde, so mochte auch *Sima* in Vorderasien zum *Sabos* werden, während er im Mittel- und Assyrien und Syrien als der Sonnengott *Baal* (*Bal-Schurra*) erscheint. Ueberall brachte er Orgien und *Phallosdienst* mit sich, um ihn als die ewig thätige, alles erzeugende Feuer- und Sonnenkraft darzustellen, die alles belebt und begießt und in Hellas insbesondere, die die feurige Kraft des Weines ertheilt. Wo diese Feuerreligion herrschte, wie in Persien, Ägypten und den Ländern am Euphrat, pflegte man die Toten nicht zu ver-

brennen (denn das reine Naturfeuer durfte nicht verunreinigt werden), sondern zu begaben, und wenn bei den Griechen das Verbrennen Sünde war, so scheint dies daher zu rühren, daß noch früher der Cultus des Wismuth zu ihnen gekommen war und dieser später mit der Religion des Schima verschmolzen wurde, so daß man nun das heilige Urfeuer von dem profanen irdischen Feuer unterschied und letzteres als Reinigungsmittel des Geistes durch Zerstörung des irdischen Stoffes betrachtete. Vielleicht ist selbst der ganze Sabäismus sowohl dem Namen als dem Wesen nach aus dem Schwaizismus hervorgegangen, indem man die Verehrung der Gottheit unter dem geistigern Symbole des einen Urfeuers in den sinnlichen Denk der Sonne und der Gestirne verwandelte. Manches dierder Geheißige kann in der von mir herausgegebenen Schrift: Das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients S. 163 — 180 nachgesehen werden.

In Phrygien ward der Cultus des Sabos mit dem Orgien der Akbea-Kybele und des ihr zur Seite stehenden männlichen Principis Attis verbunden. Es wird nun am Gebirge Imalos die Hippa, welche wol keine andre als Kybele selbst ist, seine Amme (*Orph. Hymn. 49 (48)*), und sowie Kybele mit Akbea und Kasten mit Korymbanten Eins wurden, so auch Sabaios mit Jagerus, d. h. kreischende und phrygische Mythen vereint sich und der Sohn des Zeus und der Persphone heißt Sabaios, der phrygische Sabaios aber Sohn des Kronos und der Akbea, und man erzählt von ihm ebenso das Zerreißen durch die Titanen, wie vom Jagerus. Als Sonnengott hieß er *Myrioriparros*, oder dieser Name bezeichneth ihn auch als männlichen Mond, als Lunus, mit dem Nebengriff eines Mondstoffs. Dies sind zugleich Anspielungen auf die persischen Vorstellungen, nach denen die Sonne der Herr und Befruchter, der Mond der Diener und Empfänger des befruchtenden Samens ist, wodurch denn der Saboscultus wieder mit dem persischen Mitrasdienste zusammenfällt; (*s. Creuz. Symbl. I, 767*). Sabaios und Kybele, Sabos und Hippa bilden so einen Parallelistemus mit Jagerus und Persphone, Dionysos und Cemele, Demeter und Iakchos. Die Feste des phrygischen Gottes waren ganz orgiastischer Natur, wie die der Kybele, begleitet von rauschender Musik von Pauken, Cymbeln, Flöten. In sein Gefolge gehören die *Bassarai*, die vorderasiatischen Bakchi, die, in Fuchsh- oder Parabelstunde oder in bunte Gewänder gehüllt, sich der ausgelassenen Kaskade überließen, daher auch der anführerische Gott vorzüglich der Kaskade genannt wird. Auch brauchte man das Wort *Bassara* als gemeine Benennung für eine Frau, die alle Besonnenheit verloren und unbändiger Geselchenschaft sich hingegen hatte. Dabei führte man einen eigenthümlich phrygischen Tanz auf, *Sikterion* genannt, der, wie es scheint, frivoler und wollüstiger Natur war. Die Nächte waren der Feste der Mysterien geweiht, wobei verschiedene Symbole und vielleicht auch deren Deutungen verloren. Nach *Clemens Protrept. p. 14*. Potter wurden den Ägypten Schlangen (wol nicht wilsche, sondern nur Bilder) durch den Lufsen gezogen, und die Smerien stellten den Zeus vor, wie er

als Schlange die Persphone umarmte, worauf sich denn die mythische Formel bezog: Der Stier des Drachen Baster und des Drache Baster des Stieres, welche *Jul. Firm. a. 28* anführt. Sabos-Jagerus wurde nämlich als Stiergott gedacht, d. h. als der Frühling herbeiführende Aquinoctialstier. Als dieser erzeugte er die Schlange, d. h. das Regen spendende Jahr, während eben dieses Jahr die Ursache ist, daß die Sonne immer wieder zum Stier zurückkehrt, gleichsam diesen neu erzeugt. Ähnliche Beziehungen hatte wol auch die Formel: Der Stachel des Kinderbirten ist im Berge verborgen. Man kann dabei an die persische Mitrasia denken. Mitras, die Sonne, ist der aus dem Berge Alborz hervorgeprungene Feuerstrahl, der die Erde mit jedem Jahre neu durchglüht, also die Sonne, welche über dem Alborz heraufsteigt, um den Sommer zu beginnen, und wenn der Winter naht, sich wieder hinter ihm verbirgt. Sabos ist dann Eins mit Mitras, oder wenigstens ein auf diesen sich beziehendes Symbol. So erscheint auf einer in Radenburg am Neckar gefundenen Darstellung des sogenannten Mitrasopfers hinter dem Stier eine Figur, die für den Sabos, d. h. hier für den Mond, erklärt wird, und die den Stier mit dem Kinderstachel (*κνίφεα*) schlägt, um die Idee anzudeuten, wie am Monatslaufe die Zeit erkannt wird, wo der Sonnengott Mitras dem Stiere mit dem Dolche die Brust öffnet, damit sein warmes Blut (die befruchtende Fruchtigkeit) auf die Erde ströme und diese zur Hervorbringung des Jahressegens gesichert mache. Endlich wurden die Mysterien des Sabos mit der Formel beschlossen: Eroi Saboi! Hyes Attas, Attas Hyes! *Freret* in den *Lettres de l'Acad. des Inscriptions. T. XXIII. Hist. p. 46* hält diese Worte für Griechisch und übersetzt: Quod faustum est Mystis, Sabasio pater, pater Sabasio! Hochart erklärt die vier letzten aus dem Hebräischen: Er ist Feuer! Du bist Feuer! Sidieth nimmt alles für Hebräisch und läßt die Worte von zwei Chören, dem Chore der Priester und dem Chore der Weihen nach Art der Antiphonien recitiren oder auch abfingen, nämlich so:

Chor der Weihen:
'Eroi Zastoi! (אֲרָאִי זָאֲסוֹי), Mein Vater! Mein Vater (Ersüßer)!
Chor der Priester:
'Yge! (יְגֵי - אֲנִי), Er ist das Feuer (Licht)!
Chor der Weihen:
'Atrege! (אֲתֵרֵגֵי - אֲנִי), Du bist das Feuer (Licht)!
Chor der Priester:
'Yge! (יְגֵי - אֲנִי), Er ist das Feuer (Licht)!
Chor der Weihen:
'Atrege! (אֲתֵרֵגֵי - אֲנִי), Du bist das Feuer (Licht)!

Diese Erklärung scheint annehmbar. Die Deutung der beiden ersten Worte beruht auf Sidieths Ableitung des Namens Sabos (*s. oben*). Nimmt man diese nicht an, und denkt man bei Saboi blos an den Namen des Gottes und bei eroi an den bekannnten Bakthischen Jubelruf, der wol nur ein bloßer Naturlaut ist, wie etwa unser

Suchheit, so kann man die folgenden Worte recht wohl nach Suidas und Bochards Erklärung deuten und das Ganze für die auch in unsrer kirchliche Liturgie aus den heidnischen Festen übergegangenen Antiphonen nehmen. Greuzer will dagegen bei Hysos lieber an den Dionysos-Hysos ober Hysios der ältern Griechen denken. Unter diesem Namen wird der Gott als das Princip der nähernden Fruchtigkeit vorgestellt, wozueben auch Ermele bei Pterephos den Namen Hys führt, und die Hysaden als die Ammen des Dionysos genannt werden, Hysis aber die den ägyptischen Priestern auch ¹⁾ Hysiris hieß (Elym. mag. und Suid. v. $\Upsilon\gamma\varsigma$). Noch eine Formel der Sabazier war: Ich habe den Keros getragen (Clem. l. c.). Es war aber Keros ein im Dienste der Akeas-Kybele gebräuchliches Mißgeschick (Krater) mit einer Lampe verbunden, um dadurch die beiden Hauptelemente der Natur, Wasser und Feuer, Fruchtigkeit und Sonnenwärme zu verknüpfen. Da ohne diese kein physisches Leben, keine Welt, denkbar ist, so war der Keros gleichsam ein Bild des Weltganzen. Bei dem Vortragen desselben wurde ein eigentümlicher Tanz ($\kappa\epsilon\rho\sigma\phi\epsilon\sigma\sigma\iota\varsigma$ $\delta\alpha\chi\mu\alpha$) ausgeführt, der nicht unähnlich der Bewegungen im Weltall, den Tanz der Sphären, symbolisiren sollte. Jene Formel sollte also wol anzeigen, daß man zu den Initiirten der höhern Weisheit gehörte. Noch führt Clemens l. c. die Formel an: Ich habe von der Trommel ($\tau\upsilon\mu\alpha\lambda\omicron\upsilon\sigma$) Speise genommen und Trank von dem Becken ($\kappa\upsilon\psi\alpha\lambda\omicron\upsilon\varsigma$). Man könnte dabei an die persische Darums-Feier, an den Genuß des gesegneten Brodes und des gesegneten Reihes (mit Honigsaft gesüßt) denken, also an eine Art Nachtmahl, wie es die Christen hatten und noch haben. Vielleicht, bemerkt Greuzer, spielt Paulus l. Cor. X, 20 darauf an in den Worten: „Ihr könnt nicht zugleich trinken des Herrn Reih und des Teufels Reih; ihr könnt nicht zugleich theilhaftig sein des Herrn Aihes und der Teufels Aihes.“

In der 43. Daphnischen Hymne heißt Sabazios des Kronos Sohn, der den Dionysos-Balthos in seiner Hülle gezeitigt hat, damit er vollendet sich zur Hippa auf dem Amolos gefesse. Hier ist also Sabazios der Zeus der gewöhnlichen Fabel, und der Sinn möchte sein: Aus der Religion des Sabazios entstand die Religion des Dionysos und diese vereinte ihren Cultus mit dem der Kybele; oder, aus dem Schwauismus entstand der griechische Cultus des Dionysos und dieser vereinte sich mit dem orgiastischen der Bhamani-Parwati. Diese letzte Erklärung würden nämlich wir vermöge der nähern Bekanntheit mit Indiens Religionen und deren weiterer Verbreitung geben können; der Verfasser jenes Mythos dachte nur an den zuerst angeführten Sinn. Man hatte aber auch eine mythische Erklärung. Man nahm die Hippa für die Weltkugel, und deutete so jene Legende auf ihr Verhältniß zum Äther und zum Aus

(Noös). Darum war auch Hippa nicht bloß Amme, sondern auch bei der Hühgeburt des Zeus selbst theilhaftig. Ubrigens ist es allerdings wahr, daß die nächste Feiertag der Sabazien bei den sinnlichen Vätern eines warmen Erdstichs sehr früh in schändlichen Sinnengenuß ausartete. Wie bei allen Mythen muß man auch hier das, was dem großen Haufen, der nur zu den niedern Graden gelangte, gegeben wurde, von dem unterscheiden, was nur wenigen Geprüften und Auserwählten in den höhern Graden zu Theil ward. Während man jenen bei dem sinnlichen Naturdienste Rehen bleiben ließ und selbst Aufschwemmungen in Ansehung des Geschlechtstriebs überließ, weil das sittliche Princip noch nicht soweit vorgeschritten war, um auch in dieser Hinsicht auf Reinheit zu dringen, empfingen die Erioten wahrscheinlich die ehrlern Erklärungen der Symbole, die wahre Bedeutung des Phallos und mancherlei theologische Lehren. Greuzer glaubt, daß diese höhere Stufe sich auf die Akeas und ihr Verhältniß zum Sabos bezogen habe, insofern beide cosmogonische Principien waren, und daß der Volkstanz Einniss ebenso zum niedern orgiastischen Cultus, wie der kermaphorische Reigen zur Symbolik höherer Grade gehört habe. Schon im Zeitalter des Demokritos und wol auch noch früher war die Akeas-nahme an den Sabazien etwas Entbrendes, und noch später hielt es der Prätor praterinus G. Cornelius Sipasius A. U. 514 für seine Pflicht, sich der Einführung der Balthischen Orgien in Rom aus allen Kräften zu widersetzen. Noch später bewies dies die Klagen der Kirchenväter.

Verwandt mit dem thrakisch-phrygischen Sabazios ist der lybische Bassareus. Bochard leitet den Namen ab vom hebräischen בַּסָּר (Bassar) her, und dann würde es den Vorläufer der Weinlese bedeuten und mit dem griechischen $\kappa\epsilon\rho\sigma\phi\epsilon\sigma\sigma\iota\varsigma$ (Aelian. V. H. III, 41) zusammenfallen. Griechische Grammatiker dagegen erinnern an das lange und bunte Gewand, das der Gott und seine Priester in Äthen trugen und welches Bassara oder Bassaris hieß und von den Fächeln ($\beta\alpha\sigma\alpha\sigma\iota\sigma$) seinen Namen hatte, weil es an die Stelle der Hühfelle, die man sonst in jenen Gebirgsländern trug, getreten war, woher denn auch die Dienerinnen des Balthos Bassariden hießen. Andre wollen den Namen von den thrakischen Balthospropheten, den Bessi ($\beta\eta\sigma\sigma\iota$) (Herod. VII, 111) herleiten. Slosskre de Sacy bei Saintcroix findet die Ableitung des Gottesnamens von dem Gewand oder seinen Priestern unnatürlich, und zwar, wie mich dünkt, mit Recht; denn wahrscheinlicher ist es, daß grade umgekehrt Kleid und Priester den Namen vom Gott erhalten haben. Bochards Ableitung, säßt Epiphanius de Sacy fort, würde die beste sein, wenn man beweisen könnte, daß der Gott bei den Völkern, wo er zuerst den Namen bekommen, als der Vorsteher des Weins und der Weinlese betrachtet worden wäre. Der Gott sei gewiß morgenländischen Ursprungs, und vielleicht stamme Name und Bezeichnung desselben aus der Stadt Bostra in Numida. Dem sei, wie ihm wolle, auf jeden Fall, bemerkt Greuzer, hängt in diesem Namen Keim

1) Ist Hysis der indische Schwau und der Name aus Gewarna entstammen, so ist Hysis nur die dem Indischen noch näher Form, und hat mit dem griechischen $\Upsilon\gamma\varsigma$, bewässern, besuchern, nicht gemein.

tischer Dienst mit thrakischem zusammen, und man muß bei dem lydischen Gott an einen ältern, dem thebanischen Dionysos vorangegangenen, Bakchos denken, der durch sein buntes Pardeßkleid oder langes Gewand, sowie durch sein bärtiges Kinn sich als einen alten, aus dem Oriente stammenden und aus Vorderasien in die thrakischen Mythen übergegangenen Gott anfündigt. Er scheint einziger mit jenem sogenannten indischen Bakchos, der als männlich-schöne bärtige Figur mit dem langen Gewand und dem Regentenstab in der Hand auf alten Denkmälern, selbst schon auf dem Kasten des Kypselos (*Paus.* V, 19) in einer Grotte liegend, vorkommt und dessen Dienst aus dem östlichen Asien nach Vorderasien und von da nach Thracien sich verbreitet hatte. Daher war denn auch der Bakchoscultus auf allen Inseln an Vorderasiens Küste verbreitet, und in Lesbos führte der Gott ebenfalls einen charakteristischen Namen, Bristos (*Bristos*), angeblich vom Vorgebirge Brista, wo er einen Tempel hatte. Andre finden den Ursprung des Namens im Worte *Bristas*, den Honig schneiden, und dabei könnte man zugleich an die Symbe Brista denken, die den Bakchos erzogen und ihm das Auspressen des Honigs gelehrt haben soll. Nach Cornutus zum Persius (*Sat.* I, 76) heißt Brista süß, also die Erzieherin Brista die süße Jungfrau, und Bakchos selbst der Esige als Bienenvater und Lehrer der Honigbereitung. Er ist dann im Begriffe nahe verwandt mit Zeus, den die Weissen, die Bienensymphien, erzogen, und mit Aristaios, dem Schüler der Bienenkönigin, der auch in anderer Hinsicht dem Dionysos eng verbunden ist. (*Nonn.* Dionys. V. p. 152, 156 u.). Diese Symbolik, sagt Greuzer, erinnert an jene Vorstellungen der Alten von erster reiner Nahrung der Urmenschen, von patriarchalischer Sittlichkeit und Reinheit des Wandels. Dionysos ist nun ebenso, wie Aristaios und Zeus, der erste Nahrunggeber, der Honiggott. Doch ist auch zu bemerken, daß in altitalischer Sprache die ausgepreßte Traube Brista hieß (*Colum.* XII, 39), in welchem Falle der Bristos doch auch ein Beringott wäre. Die Symphien Brista sollen aber auch nach dem Hymn. magn., Hesiod. und Andern den Namen von einem Stammworte haben, von dem *βρίσκω*, *βρίδω* und *βρίω* abgeleitete Formen sind, und das überhaupt die Fülle der physischen und moralischen Natur in ihren verschiedenen Äußerungen bezeichnet, Uppigkeit der Vegetation, Trieb zur Zeugung, Ergießung der festlichen ausgelassenen Freude über den Genuß der natürlichen Güter. Dem zufolge wäre also Dionysos Bristos der Geber sinnlicher Freuden, wie Schmaus, wie denn auch eine jauchzende Bakchantin nach Hesiodos Bristas hieß. Dann finden der Bristos und der phrygische Sabazios im Begriffe nicht sehr verschieden, und der Geber aller guten Gaben ist zugleich auch der wilde Lutz- und Freudenbringer und der ergötzigende Phallogott. Als Bristos war Bakchos in gewissem Sinne selbst Jungfrau, oder vielmehr, sein Geschlecht wird als vorweltlich vorgestellt. Darauf spielt Aristides (*Orat.* in Bacch. T. I. p. 29. ed. Jebb.), an, wenn es heißt: „Unter den Jünglingen ist er Mädchen, unter den Mädchen Jüng-

ling und unter den Männern unbärtig und Bristos.“ Offenbar liegt hier im Namen Bristos die Anspielung auf Weibliches in der Natur des Gottes, was denn auch zur Bedeutung des Wortes paßt. Wegen dieser Doppelnatur scheint auch sein Besitze auf beiden Geschlechtern gemischt und nach *Laurent.* ad II. VI, 130 trug er auch manchmal ein Frauenkleid, und ein solches besaß sogar von ihm den Namen *Isorgis*. Als Ursache gibt er die Furchtsamkeit an, die der Gott gegen Elyrosos zeigte. In der verloren gegangenen Tragödie des Achylos, Elyrosos, wird er auch mit *γυνή*, Weibliches, angeredet, und in Abbildungen hat der Gott weibliche Formen. Nicht unwahrscheinlich sind diese Vorstellungen aus der uralten asiatischen Idee eines androgynischen Gottes entstanden.

Als Frühlingsgott, der mit dem Stierzeichen neue Wohlthaten der Erde spendet, hatte er den Beinamen der Stiergeßaltete, *ταυροειδής*, der Gott mit dem Stiergeßichte, *ταυροπρόσωπος*, mit Stierhörnern, *ταυροκερής*, der Gehörnte, *καρνοκερής*, der Goldgehörnte, *χρυσόκερής*, und die Weiber in Elis riefen ihn mit den Worten an: „Hebter Stier! Hebter Stier!“ und setzten: „Komm, Heros Dionysos, in deinen heiligen Tempel; komm mit den guten Gaben in den Tempel eilig mit dem Stierhals!“ Nach Plutarch, *De Isid.* p. 494 W. u. wozu Dionysos von vielen Heiligen stierartig gebildet. Besonders auf Münzen, vorzüglich in Griechenland und Sicilien, erscheint der Gott als Stier mit einem bärtigen Ramschkopfe, welche Figur den Namen Heros führt, den Siedler von der Vater und *πῶς*, schaffende Kraft, als die schaffende Vaterkraft erklärt, eine Deutung, die der schaffenden Kraft der Natur im Frühlinge wohl angemessen ist. Auch auf bössischen Münzen sieht man den mit Elyros bekränzten Kopf des Bakchos mit zwei vorwärts stehenden Stierhörnern. Hierher gehören noch die Beinamen *Taurigenes*, der Stiergeborne, *Taurolephalos*, der Stierköpfige, *Taurokranos*, der Gott mit dem Stierschädel, *Dimorphos*, der Zweigeßaltete, *Dikrotes*, der Zweigehörnte.

In Italien kommt Bakchos bei den Römern besonders unter dem Namen Liber vor, und zugleich ist von einer Libera die Rede. Cicero (*De N. D.* II, 24) sagt: Man habe die Kinder der Ceres Liber und Libera genannt, wie man eben alle Kinder Liberi nenne. Jundast lernen wir also daraus, daß Liber und Libera in ebendem Sinne vom Dionysos und der Proserpina gebraucht wurden, wie sie bei den Griechen *αἰδώς* und *αἰσχύνη* hießen. Weissenell debiliten sogar die Römer den Namen Kora bei, wie z. B. *Sacrae apud Laetanium Deo Libero, Cereri et Corae*. Voss erklärt den Liber für den altitalischen Namen des Bakchos, als des Gottes der Anspannung (*ad Virg.* Georg. I, 7); er sei entweder wieder in Genodtheit, oder dann erst aufgefunden, als der marianische Ernatschluß (*Liv.* XXXIX, 8, 19) die Bakchanalien verbot. Das ehrbare Fest des Bakchos, im Gegensatz der wilden Bakchanten, ward Liberalia genannt und am 17. März gefeiert. Böttiger (*Ideen zur Archäol. der Malerei* I. p. 209) be-

merkt, daß es vielleicht viele Römer zu Cicero's Zeit selbst nicht mehr gewußt hätten, warum ihr Kinder Libaegi hießen. In früherer Zeit sei der mannbare Sohn ein Liber und die mannbare Tochter eine Libera (ein Freier und eine Freie) durch Einweihung geworden, und diese Weihung geschah eben am Feste der Liberalen. Virgil ruft im Anfang seiner *Georgica* die dem Ackerbau vorsehenden Gottheiten an, indem er sagt: Vos, o clarissima mundi lumina, labentem coelo, quas ducitis animum, Liber as alma Ceres. Dort nimmt hier die Lumina mundi für Sonne und Mond, und trennt davon den Liber und die Ceres, so daß vier Gottheiten angerufen werden. Damit stimmt auch Varro im Anfang seines lässlichen Werks überein, der erst Sol und Luna, dann den Liber und die Ceres anruft. Andre Ausleger aber verstehen unter Liber und Ceres bei Virgil die Lumina mundi selbst, also Sonne und Mond. Damit scheint wieder Macrobius I, 18 übereinzustimmen. Kreuzer leitet den altitalischen Bacchobienst aus der alten Religion Samothraciens her. Es sei Liber der Frühlingsgott, der Regenbringer, der Jüngling der Hyaden. Der Name hänge mit dem alten Bacchos der Sabiner, Ebesios, zusammen, und daher sei die Ableitung des Plutarch (Quaest. Rom. CIV. p. 289. Wytt) zu bezweigen, welcher sagt, der Gott heiße Liber und Loebesius, ὁ τῆς λωβῆς πατριάρχης. Es stamme aber λωβῆς von λείβω, ergießen, das lateinische Libare, um so heiße der Gott Liber und Loebesius als der Ergießere, als der den besuchenden Regen bringende Frühlingssister, und dies stimme auch mit dem Symbole des Hebon bei den alten Italern und den unter ihnen wohnenden Griechen überein; daher der italische Liber kein anderer, als der altgriechische Gott sei. Was aber die Libera betrifft, sagt Kreuzer, so kann sie zuerst Ceres sein. So bei Virgil l. c., wenn man Ceres und Liber als Apposition der clarissima lumina nimmt; auch nach ägyptischer Idee, die nach Herobot II, 123 den Dionysos mit Demeter das Totenreich beherrschen läßt. Sie kann also Gattin des Dionysos sein, als Othionia, als Unterirische, als Reichtumsgeberin aus der Tiefe, indem auch er der Unterirische, der Reichtumsgeber aus dem Innern der Erde ist. Ferner könnte sie Emete sein, die auch ausdrücklich Libera genannt wurde (Muncker ad Hyg. p. 344), und die er als Othionios aus der Unterwelt heraufgeholt hätte. Sie wird als Erde gedeutet, und somit wäre das Symbol ihrer ehelichen Verbindung mit dem Gotte deutlich. Auch Venus könnte als die Libera angesehen werden. Dionysos heißt ihr Sohn (Valckenauer Diatr. Eurip. c. 15. p. 154 u.), und wenn Pausanias Boeot. c. 31 den Priapos einen Sohn des Bacchos und der Venus nennt, so muß sie auch als seine Gattin gedacht worden sein; Varro aber bei Augustin. de Civ. Dei VI. c. 9 kennt die Venus bei dem Liber bestimmt als Libera, indem er beide als Vorsteher der Ehe nimmt. Endlich auch Ariadne. Sie ist ja seine eigentliche Gemahlin und die Theilnehmerin seiner Erleuchtung, und Ovid. Fast. III, 512 läßt den Dionysos zu ihr sagen, sie solle seine Libera

sein. Am richtigsten indessen scheint in dem Glauben der alten Italier und Großgriechenlands die Proserpina dafür angesehen worden zu sein. Dann ist Liber und Libera der mythische Iakchos und die mythische Persphone, der νέκος und die νέγη, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin. Nach Theopomp bei Plut. de Iud. p. 549. Wytt. dachten sich die Bewohner der Westküste unter Persphone den Frühling, und somit offenbar die Gattin des den Frühling mit seinen Segnungen herausführenden Gottes. Sie ist, fährt Kreuzer fort, die Libera, die mit dem großen Herrn der Erde, mit dem Sonnenjahr, auf und absteigt, die mit ihm als Mond die himmlische Herrlichkeit theilt; die vom Himmel herab als regnende und segensreiche Göttin gute Gaben sendet, und dann wieder mit ihm im Schooße der Erde gemeinsam wirkt, endlich in der finstern Unterwelt mit ihm dem Hades, das Lager theilt. Es ist also eine mythische Ehe, ein ἐσθὸς γάμος, bei der man auf die Profanabel nicht achten darf. In dieser ist freilich Persphone eine Gattin des Dionysos, und darauf sich berufen, will Millin (Peintures de Vases antiques Tom. I. p. 74 u.), daß man in allen Fällen, wo Libera als Gattin dargestellt sei, nur an die Ariadne, wo sie aber als Schwester erscheine, an die Proserpina zu denken habe. Auch Kreuzer gibt zu, daß die verklärte, mit Dionysos in den Himmel aufsteigende Ariadne Libera genannt werde, glaubt aber, daß darin nur eine Annäherung der Volkssagen an die mythischen Göttergeschichten gesucht werden müsse, daß erst die Würde der Persphone als Libera auf die naxische Braut des Gottes übertragen worden, daß daher auch auf Vasengemälden diese vergötterte Ariadne bisweilen als Libera vorkommen könne; aber in der Regel müsse Persphone dafür genommen werden. Ariadne sei nie als Totenkönigin gedacht worden, wie es doch die mysterische Libera notwendig sein müsse, da die großgriechischen Liberalen aus hellenischen, besonders attischen, Mysterien stammten, und weil Myrte, Mohnköpfe und Granatapfel, die man auf solchen Gemälden als Symbole finde, den cerealischen Gottheiten heilig wären. Aber, erlaube ich mir zu bemerken, sollten nicht die Begriffe Ariadne und Persphone grade im mythischen Sinne zusammenfließen? Ariadne, die vermittelt ihres Habens den Theseus aus dem finstern Labyrinth zurückführt, deren Strahlentöne als leuchtender Stern ihm im Dunkeln entgegenblitz, die auf Naxos in den Todeschlaf versunken, aber zum seligen Leben in den Armen des jugendlichen Gottes wieder erwachende Ariadne, scheint mir im Begriffe wenig von jener auch von der Unterwelt empfangenen und das frohe Licht des Tages wieder aufstrahlenden Persphone verschieden. Beide sind ein Bild der aus dem Todeschlaf des Winters zum neuen Leben des Frühlings wieder erwachenden Natur, und im höhern Sinn ein Bild der Unsterblichkeit und des höhern Lebens im Kreise der Himmlischen, wenn die Nacht des irdischen Daseins vor dem Strahle des Jenseits verschwunden ist. Persphone-Ariadne ist also die Vermählte des Gottes und seine Libera. Sie ist es im doppelten Sinn; im Kreise des Irdischen ist sie

Persephone, die Gattin des unterirdischen Dionysos, des Hades, im Kreise der himmlischen Kriadne, die göttliche Gattin des zu den Unterirdischen aufsteigenden Dionysos.

Wir kommen nun auf die dem Gotte zu Ehren bei den Griechen gefeierten Feste, von denen zugleich mehr mit Mysterien verbunden waren. Im Allgemeinen hießen sie nach dem Gotte Dionysien, Bakchanalien, hielten aber auch von der Art der Feier oder in andern Beziehungen besondere Namen. Dahin gehören die Agrionien der Kibotier. Die Weiber suchten den Bakchos zur Nachtzeit, und gaben dann vor, er habe sich bei den Wästen versteckt. Darauf folgten Schmäuse und Lustbarkeiten. *Plut. Sympos. VIII, 90, 1.* Die Ionier feierten im Monate Lenäon die Lenäen, ein Weinlesefest, am Ende des Herbstes. Bei den Athenern fielen die Anthestieren zur Zeit des beginnenden Frühlings. Sie dauerten drei Tage, und hatten einige Ähnlichkeit mit den Saturnalien der Römer, indem auch in dieser Zeit den Sklaven alle Freiheit erlaubt war. Am letzten Tage beschenkte man sich mit blühenden Topfgewächsen, wesswegen dieser Tag *Χεῖρος* von *χεῖρος*, der Topf, genannt wurde. Der erste Tag aber hieß *Μεθύσθια*, weil man an demselben die Weinläufer öffnete. Am zweiten Tage kostete jeder seinen Wein, der daher vom gewöhnlichen Trinkgeschirre *κλῶα* den Namen *κλῶε* hatte. Überhaupt hatte Athen verschiedene Dionysien. Die ländlichen (*τὰ κατ' ἀγρούς*), auch die kleinen (*μικρά*) genannt, wurden auf dem Lande, die städtischen (*τὰ κατ' ἄστυ, ἀστυά*) oder die großen (*μεγάλα*) wurden in der Stadt und die Anthestieren im Frühjahr gefeiert, sowie die Lenäen Kelterfeste waren. Die Anthestieren heißen auch wol die älttern Dionysien (*ἀρχαιότερα*). Über die Zeit und den Unterschied dieser Feste sind wegen der mangelhaften Berichte der Alten die Gelehrten nicht einerlei Meinung. Nach Kuhnens fielen die ländlichen Dionysien in den Monat Poseidon gegen Ende des Herbstes, die städtischen in den Monat Ektateobolion nach dem Anfange des Frühlings, die Anthestieren, welche er mit den Lenäen für einerlei erklärt, vor jenem Anfang im Anthestier. Neufuss dagegen unterscheidet die Anthestieren von den Lenäen. Dafür spricht doch in seiner Abhandlung: Vom Unterschiede der attischen Lenäen, Anthestieren und ländlichen Dionysien. Die Lenäen waren ein besonders Fest im altäthen Monat Gamelion, dem ionischen Lenäon und auch von den ländlichen Dionysien verschieden, da sie in der Stadt gefeiert wurden, ob sie gleich als Kelterfeste ursprünglich ländlich gewesen sein möchten. An den Lenäen waren Komödien und Tragödien, an den Anthestieren aber bloß Frohen oder doch nur Komödien aufgeführt worden, und die Chören bei diesen, die Chören bei jenen vorgelommen. Saintcroix unterscheidet nur zweierlei Dionysien bei den Athenern, die kleinen und die großen dreijährigen Trieteriden. *Ereret* im 23. Bande der *Lectures de l'Acad. des Ins.* nimmt viererlei Bakchosfeste in Athen an: die großen im Monat Anthestierion, die kleinen ländlichen im Poseidon, die kleinen städtischen im Ektateobolion, und die Lenäen, welche zu Athen an einem Orte, genannt die Keltern (*τὸ τοῖς*

Ἀντοῖς), nach der Weinlese gefeiert worden. Greuzer entscheidet sich mehr für Kuhnens Anordnung. Zur Feier der attischen Dionysien gehörten feierliche Aufzüge und allerhand Lustbarkeiten. Junge Leute ließen mit Weinreben voller Trauben vom Tempel des Bakchos bis zum Tempel der Minerva Stiriās in die Wette, und Jungfrauen stimmten ihnen zu Ehren Loblieder an. Diese Ceremonie hieß *Θεσφία*, das Zweigetragen. Eine andre Lustbarkeit waren die Kstolien. Man opferte dem Gotte Ziegenböcke, machte aus der Haut Schläuche, füllte diese mit Wein, bestrich sie von Außen mit Öl, und die jungen Leute suchten nun auf dieser schlüpfrigen Unterlage fest zu stehen, fielen aber gewöhnlich Andern zum Gelächter hernieder. Besonders milde Feste waren die Trieterika in Euböten, die alle drei Jahre, vornehmlich auf dem Berge Andros, gefeiert wurden. Die Festperiode soll eine Anspielung auf die Zeit sein, welche die in die Erde gesenkte Rebe braucht, um ein Trauben tragender Weinstock zu werden, wovon denn auch Bakchos selbst *πυρρὴς, πυρρηνός*, der Dreijährige, hieß. Bei allen diesen Festen, die meist des Nachts mit totem Schwärmen begangen wurden, sah man Aufzüge, bei denen halbnackte Personen, mit Fellen aus dem Rücken und Thyrsosstäbe in den Händen, mit Silenen, Satyren und Mänadenmasken u. dgl. erschienen. Ein solches heiliges Gesolge hieß im Allgemeinen Thiasos, von *θεῖος*, vergöttlicht, einem Gotte beiliegen, von einem Gotte vollmachen, begeistern, und drückt daher die ganze vom Dionysos begeisterte und von seiner Gottheit erfüllte Schar aus. Es gehörten dazu Silene, Satyren, Pans, Bakchä, Lenä, Thyaden, Mimosen, Pajaden, Nymphen und Tityren, also ein aus beiden Geschlechtern gemischter Haufe, wesswegen auch Bakchos den Beinamen *Σελήνογος*, der weiblich Gestaltete, führt. Wir verweisen hierüber auf die einzelnen Artikel und bemerken nur im Allgemeinen, daß im Ganzen dies Gesolge die verschiedensten mit dem Begriffe des Gottes verbundenen charakteristischen Merkmale und Eigenschaften ausdrücken soll. In den Festauszügen erschallten Hymnen zum Lobe des Dionysos, die sogenannten Dithyramben, welche im freiesten Epiklenos und den kühnsten Bildern die Thaten und Tugenden desselben verherrlichten. Endlich wurden auch an den Bakchischen Festen Mysterien gefeiert, wobei allerlei mysteriöse Gebräuche vorkamen, und zwar besonders an den Lenäen (oder Anthestieren, wenn beide identisch sind) in dem alten Dionysostempel zu Eimä (*τὸ Ἀίμας*), einem Platz in Athen, der wahrscheinlich von einem ehemaligen Cumpf oder See den Namen hatte, wie denn auch die argivischen Lenäen an einem See gefeiert wurden. Der dasige Tempel wurde nur zu diesem Behufe jährlich einmal am 12. des Anthestierion geöffnet. Ebenfalls war auch das Lenäon, ein großer ummauerter Raum, worin sich die Festgötter befanden. Wegen dieser Ueereinimmung des Orts gibt daher Greuzer Kuhnens Erklärung für die Einerleiheit der Anthestieren und Lenäen seine Zustimmung. Der Gott hieß vom Orte der Feier auch Eimäos, und Thukydides nennt die dortigen Gebräuche den älttern Bakchosdienst.

Die Aufsicht über die Mythen des Festes hatte der zweite Archon, dem der Titel König gelassen war, nebst den ihm beigegebenen Epimeleten. Er ernannte die Priesterinnen, welche den Gedrängen vorstanden und deren, nach der Zahl der Altäre im Tempel, 14 waren. Sie hießen *ἱερούσαι* oder *ἱερούσες*, die Schwürtigen, und verrichteten mit Zugabe einer andern Priesterin die geheimen Ceremonien (*Pollux VIII, 9*). Die Gemahlin des Archon König brachte ein mysteriöses Opfer für die Stadt dar und nahm den Götzen den Amtseid ab; der nach Demosthenes contra *Neaer*, p. 1371. Reisk. lautete: Ich bin lauter und rein und unberührt, sowohl von allem Andern, was verunreinigt, als auch von der Gemeinschaft mit einem Manne; ich will die Thebnien und Lokabdien dem Dionysos feiern nach der Väter Gebrauch und zur gehörigen Zeit. Die Oberaufsicht über sie hatte jedoch der Erbpriester des Dionysos. Unter dem Priesterpersonale kommen auch die Titel *ἱεροκέρυς* und *δακτύλος* vor, wie bei den Eleusinien.

Die Aufnahme in die Geheimfeier geschah nach besonderen Vorbereitungen, die in symbolischen Reinigungsungen durch Luft, Wasser und Feuer bestanden zu haben scheinen: von den ersten wenigstens ist ausdrücklich die Rede *Serv. ad Virg. Aen. VI, 740*. Man schäufelte sich an Striden, die in der Hitze befeuchtet waren, hin und her, oder man ließ sogenannte *ἄλκινα* Masken mit einer rumpfsähnlichen Verhüllung, woran ein Phallus befestigt war, hin- und herschwingen, oder man bediente sich auch dabei der mystischen Banne (*ἕρως*) des Iakchos, weil der Mensch in den Mythen ebenso gereinigt werden sollte, wie das Getreide durch die Banne. Ob Wasserreinigungen auch bei diesem attischen Feste gewöhnlich waren, ist ungewiss. In andern Bakchosfesten fanden sie statt. So mußten die Frauen von Tanagra, die auch in die Drogen einverweicht wurden, sich zuvor im Meere baden. *Paus. Boeot. 20, 4*. Mehr läßt sich die Reinigung durch Feuer wahrscheinlich machen, da bei dem Feste Fackeln gebraucht wurden. Von den durch ein Senatusconsult verbotenen nächtlichen Bakchanalien in Rom erzählt wenigstens *Livius XXXIX, 13*, es seien Frauen von Stande als Bakchantinnen gekleidet bei nächtlicher Zeit mit brennenden Fackeln zur Thür gelaufen, hätten sie in das Wasser getaucht, und weil sie mit Schwefel und Kalk bestrichen gewesen, brennend wieder herausgejagen. Auch war überhaupt die Feuerreinigung den Griechen bekannt genug, und selbst das Verbrennen des Herkules auf dem Dia ward dahin gedeutet. Ubrigens bemerken wir auch hier, daß diese symbolischen Reinigungsungen uralte und orientalischen Ursprungs waren. Sie finden sich von den Gangesländern aus durch Persien und das übrige Westen bis tief in Europa hinein, und sind gerade ein deutlicher Beweis von dem allgemeinen Zusammenhange religiöser Ideen. Für die Alter aber bürgt schon der Umstand, daß sich unverkennbare Spuren derselben in der mosaischen Religion finden, namentlich in der Wasser- und Feuerreinigung.

Von der Feier des Festes und dem Tempel war nach *Schol. Aristoph. Acharn. 503* jeder Fremde auf

immer ausgeschlossen. Bei dem Beginn fordert der Dämon, mit der Fackel in der Hand, die Gemeinde zur Anstimmung des Hymnus auf, dessen Anfang war: „Ehna der Semee, Iakchos, Reichthumgeber“ (*Schol. Aristoph. Ran. 479*). Hinführalbelle waren die Festtracht der Mythen (*Dionys.*, *De situ orbis* 702) und darum hießen dieselben das heilige Kleid. Hühnerlein zog man auch von Parabelse an. An die Stelle des Epheu bei den öffentlichen Festen trat hier die Myrte (*Aristoph. Ran. 329* ss. und daselbst der Scholiast), der eigentliche Schmuck der Geres und des Triptolems, sodas hieraus auf die Verbindung dieser Bakchosweiden mit den Eleusinien zu schließen sein möchte. Sonst beachte man auch an den Dionysien Zweige von Wintergrün, Wein und einen Rost dem Gotte dar (*Plut., De eupid. divit. p. 124. Wyt.*), auch Feigen in Körben, die manchmal von Gold waren und von eben mannbare gewordenen Mädchen getragen wurden. Sie hießen Kanthoren (Korbträgerinnen) und hatten auch Sphäre von trocknen Feigen um den Hals. *Nat. Com. V, 13; Aristoph. Lysistr. 647*. In einer Kiste war ein Phallus von Feigenholz. Dies Symbol sollte wol auf die nie verfließende Lebenskraft der Natur und dann durch weitere Uebersetzung auf Unsterblichkeit, Wiederbelebung und Seelenwanderung hindeuten. Auch Feigenholz und Feige sollten Fruchtbarkeit und Fortpflanzung anzeigen (*Plut., De Isid. p. 496. Wyt.*).

Bei den gewöhnlichen Dionysien war der Rost das Opfertier, bei den mysteriösen scheint es das Schwein gewesen zu sein, welches Thier man erst auf Vasengeschilden des Bakchischen Kreises aus Griechenland erblickt. Auf Tenedos weidete man dem Gott eine trachtige Kuh. Beides bezeugt sich gewiß auf Fruchtbarkeit und scheint ägyptisch gewesen zu sein. In Chios hatte man die besondere Sitte, daß die Bakcha die unter sie vertheilten Stücke des Opfertieres noch essen mußten. Dies hieß *αὐτοφαγία*, das Voressen, und Bakchos davon *αὐτοβόσ*. Man hatte sonst daselbst, wie auch in Tenos, dem Gott einen Menschen geopfert und in Stücke zerhackt. Daraus bezog sich nun die durch mildere Sitten eingeführte Aenderung. Symbolisch aber deutete vielleicht der Gebrauch auf die Zerstückung des Jggers. Auch Athen hatte einst Bakchische Menschenopfer und selbst Themistokles hatte nach dem *Λακωνισμῶν*, d. h. dem Korbesser, drei Jünglinge geopfert. (*Plut. Themist. c. 13; Pelop. c. 21; Aristid. c. 8*). Wegen dieses Beinamens *αὐτοφάγος* will Creuzer auch *αὐτοβόσ* in demselben Sinne nehmen, worin Viele bestimmen. Der Hauptname des Dionysos in diesen Mythen war Iakchos (s. oben), und auch dieser Name zeigt die Verbindung der Eleusinien mit der Religion des Bakchos.

Einen ausführlichen Abschnitt widmet nun Creuzer den Dionysischen Mythen¹²⁾, insbesondere den darin auf-

12) *Lebensgeschichte des Dionysos*, in dem er die griechische Mythologie einer neuen Untersuchung unterworfen hat, ist mir so eben in die Hände gekommen. Er befaßt sich vornehmlich mit den Göttesgeboten, der Religion in Samothrake und den Orphischen Gebräuchen,

gestellten Lehren. Wenn es richtig ist, wie wir es wenigstens als sehr wahrscheinlich annehmen zu müssen

glauben, daß der hellenische Volksgeist, wie der christliche Geist aus dem Grundbegriffe des höchsten Geistes ent-

wickelt und sich entwickelnde Kräfte zu zeigen, das es mit den Wesen der Griechen, insofern wir in ihnen höhere geistigere Lehren, als Geheimnisse vorgetragen, zu finden müssen, überhaupt nichts ist. Dem dyonysischen Cultus hätten sich z. B. die Griechen nur durch höhere Gänge, imposante Auszüge, die Augen blendende Pracht ausgezeichnet an gemeine, der ökonomischen Religion widersprechende, rausche denken über Gott, Welt und des Menschen Schicksale, sei in der That durchaus nicht zu denken, ja der Ueberhaupt nicht der geistigen nicht einmal geben können, da es in Gegenstand eines jüdischen Verstandes nicht gefaßt werden müssen, vor der es den dyonysischen Cultus nicht in Mithras hätte bringen können. Von einem geheimen Unterricht an weiser Geistes sei keine Spur vorhanden. Wurde von ihm zu den Wesen über etwas gesprochen, so dring auf die Anbete auf die Gottheit, deren Gott man stierte, zugehörigen Wesen, oder es war Bezeichnung über die Gottheiten, mit denen sie verortet sein wollte, oder vielleicht auch eine Art encyclopädischer Unterricht in diesen oder jenen Wissenschaften, biswilen auch wol Ermahnungen zum frommen religiösen (nicht gerade sittlich guten) Leben, z. B. sich gegen gewisse verderblicher Dinge zu enthalten, die Wesen auf die vorgeschriebenen Kräfte zu wehren. Was die Ältern, besonders die späteren, von der Bedeutung der sogenannten heimischen Gedächtnisse ansetzten, war Poesie, was weiter nicht, als auf unvollständiger Kunst beruhete. Es geht überhaupt in der religiösen Gemeinschaft, in der Darstellung der Götter und der Geschichte derselben, nur wenig Symbolische, und dieses liegt klar vor Augen; alles Uebrige, worin man diesen oder jenen Göttern einen Namen haben wollen, sei willkürlicher oder zufälliger, völlig bedeutungslose Annäherung. Das große Ansehen hätten die Götterbilder erlangt theils durch den Pomp des Festes, durch den Ruhm der Stadt Äthen, wo es gefertigt worden, durch attische Geschicklichkeit, die durch die Erhebung der Götterbilder ihr Vaterland durch verherrlichen wollten, durch den Glauben der Hellenen, daß die verehrten Götterbilder wirklich auf diesen Boden gewandelt (ein Glaube, der doch wenig die Götterbilder nicht getrieben haben), endlich durch die Meinung jedes Menschen, alles, was geistig ist, sich als etwas der höchsten Wichtigkeit, Erhabenheit und Heiligkeit zu denken. In den Geschichten der Ältern müßte auf dieses, was angeblich auf die Griechen und andre hellische Völker den bezogen wurde, dies von Priesterkreisen genommen werden, die soll in jeder Stadt gewesen und bei denen es leichter geworden, beliebige Symbole einzuführen und Deutungen derselben zu geben. In solchen Völkern hätte man vorzüglich mit dem Dämonischen und Magischen sein Spiel getrieben und dadurch den Völkern zu der Dämonie gebracht, wie es bei den Alexandrinern geschah. In spätern Zeiten endlich hätte man in Griechenland den Göttern ein Geheimniß beizubringen, obwohl daran gar nicht mehr zu denken gewesen wäre. Es ist nicht zu verwundern, daß sich in den Ältern wohl bewandelter Schriftsteller der Gegenpartei auch dem Xylographen eines genaueren und bestimmten Kritik unterwerfen werden, wobei nur zu wünschen ist, daß die Hülfsleistung im strengsten Sinne eines staats abgefaßt werden und nur mit der Sache sich beschäftigen möge. Jedoch selbst hat dies gethan und nur sehr selten zu reinen Versäulen sich verhalten lassen. Es ist rühmlich und sehr heilsam. Was meine eigene Meinung betrifft, so gestehe ich offen, daß ich durch diese Schrift noch nicht zu der Ueberzeugung gekommen bin, es habe der hellenische Volksgeist so sehr alten jenseitigen Wesen, daß seine ganz Dämonie fast nicht als eine Kraft dämonischer, meistens innerlicher Erleuchtungen gemeint ist. Der Glaube an das Dämonische liegt im Menschen tiefer und läßt sich nicht so ganz nach Willkür beabzwecken. Deses Religion kann also nicht bloß ein Gerede von Krug gewesen sein, es muß mit seinen Göttern und den von ihnen erpflanzten Göttergöttern Begriffe verbunden haben, die Wesenheiten enthalten. Diese Wesenheiten hatten wenigstens die Wesen unter seinen Priestern begriffen, aber sie trugen sie in den ältesten Zeiten nicht in ob-

stehen. Begriffe (denen solcher war der höchste Begriff der höchsten Welt noch nicht ganz fehlte), sondern unter finalen Hüllen vor. Das Symbolische war also großentheils etwas Nothwendiges, und die Erklärung derselben dringt in einer auf geschichtlichen Grund, als auf einer eigentlichen Erkenntnis, bei der Kern durch die Hülle zu entdecken. Da man das Wesen gefunden habe, das sehr dem Heile die dyonysische Unterwelt, die Vergeltung der Symbole der verschiedenen Wesen an zu schenken ließen, theils der Heiligkeit, den die geistige Erklärung bei den dyonysischen durchgeht findet. Es geht aber wie mit jeder andern Hypothese. Je mehr und besser sie mit allen Details der zu erklärenden Erscheinung übereinstimmt, je weniger sie mit bekannten Nachrichten in Widerspruch steht, einen desto höher Grad von Wahrscheinlichkeit erhält sie, der denn endlich auch in volle Gewissheit übergehen kann. Hat der Xylographen das Symbolische getroffen, so kann alles Symbolische fast allein nur nach dem Geiste des Inneren erklärt werden. Die Götter, welchen nicht etwa nur der Heiligkeit, sondern denen auch die Götterbilder und Wesen ihrer Vererbung folgen, waren nicht weiter als veredelter Menschen, denen man für diese oder jene vortheilhafte Annäherung oder Erleuchtung seine Dankbarkeit beweisen wollte, und doch ist auch dieses schon ein sehr hoher Begriff von etwas Schicklichem, wenn man kann man einen Menschen veredeln, wenn man ihn über den Begriff Welt schon weiter geht zu gehen? Das Ueberflüssige muß also auch hier dem Einseitigen vorausgehen, aber gerade die Idee des Heiligen wird den Menschen antreiben, die in der Natur wohnenden unsicheren Kräfte als Götterwesen sich zu denken, und wenn er einen Menschen veredelt, so wird er es nur dann thun, wenn er in seinem Wesen und Wesen etwas wahrnimmt, was ihm aus dem Dämonischen zu stammen und damit verwandt zu sein scheint. Ich habe es bei der Erklärung des Xylographen schon mehrfach bemerkt, daß der Begriff sich nie mehr darüber bestimmen erlaubt hat, ob er alles feilhaben, d. h. vornehmlich die Götter des Zustandes auf sich zu beziehen. Es war nicht möglich, sich als alles, aber es hatte gerade die der Dämonie zu weichen, auf den es bei dem Urtheil über das griechische Wesen ankam, so wäre eine solche Unterwerfung von dem Scharfsinne sehr zu wünschen gewesen. Stammen die Götter des Dämonischen bei den Hellenen aus dem Orient, findet sich ein allgemeiner religiöser Zusammenhang zwischen allen Wesen des Erdbodens statt, ein Zusammenhang, der seine Wurzeln in der frühesten Urgeschichte waltet. Götterbild hat und aus einer Periode her datirt, die vorläufig über 1000 Jahre vor Chr. anzusetzen ist möglich; so war auch das Heiligen ursprünglich das Symbolische gewesen, und der Wesen, Götter und Götterwesen brachte sich auf Begriffe, wie sie der Orient brachte. Die Götter waren, alsdann bei ihren Aufstiegen der zu sich selbst Natur realen Kräfte und gewisser überweltlicher Wesen, die aus ihrer Urzeit sich erhoben hatten. Das Heil blieb bei der Hülle stehen, auch wol der größte Haufe der Priester selbst, und nur wenige Wesen und Wesen drangen in den inneren Sinn ein, oder bewohnten die alle überweltliche Deutung, und in der echt dramatischen Sprache, das Heil und Götter sei nicht für alle Menschen, sondern geht zu den Völkern der höheren Kräfte, d. h. hier des Priesterstandes, vertheilt sei es noch mehr und pflanzen ihre Ideen nur in Wesen fort. Aber auch das Dämonische solcher Wesen wurde wahrscheinlich erst nach Homer der Nation bekannt, als die dionysische mehr Ausbreitung, Frucht und größter Heiligkeit erzielten, wobei es gar nicht zu bezweifeln ist, wenn Homer nichts davon zu wissen scheint. Nach ihm mo zugleich die höhere Weltanschauung der Hellenen mit Äthen und Ägypten ankam, wurden allmählich auch die mit den Göttern zu vererbenden höheren Begriffe wenigstens den Wesen der Nation bekannt, und traten aus dem dionysischen Kreis der Priesterlichen immer mehr heraus. Die Philosophie bemächtigte sich ihrer und baute darauf ihr System, und so entstand dann in dem Zeit-

hanten ist, so müssen wir uns zunächst um diesen Grundbegriff bestimmen. Es war aber Schöma in Indien die alles erzeugende, aber auch alles auflösende und zerstörende Gottheit. In hebräischer Sprache war sein Symbol das Feuer und im Allgemeinen auch die Sonne, als der Ursprung aller Wärme und dadurch alles Entlebens. Da alles Entstehen durch das Zusammenwirken eines männlichen und weiblichen Principes in der Natur-entstehung bedingt ist, so wird er immer mit seiner Gemahlin Parvati zusammengebracht und daher oft auch als Androgyn vorgestellt. Diese Verbindung des Weiblichen und Männlichen zeigt sich auch im Dionysos, und tritt theils in seinem Gelohe, theils in der Darstellung desselben durch die Kunst hervor. Was erzeugt wird, ist die individuelle, sinnliche Natur, und darum erscheint Schöma vornehmlich als Herr derselben. Was er seinen Verehrern verleiht, sind sinnliche Güter, Reichthum, Lebensfreude, Macht und irdische Ehre, und dieser Begriff spricht sich wieder im Dionysos aus; auch er schenkt sinn-

same großen Göttern und den persischen Königen den Schein nach die große Revolution in der griechischen Religion, die auch der Kallipponas jagte, die Bewegung der bewirkenden Wälder auf die des Verlebens, das Verschmelzen mehr Güter in einander, die ideale, Veränderung in den Grundbegriffen derselben, die mystische Erklärung des Symbolischen und im Betheile der Hauptaspekte die religiöse Anerkennung, daß alle Güter nur als Ausstrahlungen eines einzigen und höchsten Gutes zu betrachten sind. Das dies nicht Dionysosgeheimnisse, sondern etwas Anderes ist, kann unmöglich allein aus griechischen Schriftstellern, von denen überdies eine große Menge für uns ganz verloren gegangen ist, hergeleitet werden, sondern nachdem wir uns durch einen Induktionsproceß über den religiösen Zusammenhang aller Völker und von dem Osten eines religiösen Urquells im Osten überzeugt haben, muß die Untersuchung notwendig mit der Religion des Ostens beginnen. War ihrer Urquelle, wie es allerdings sehr wahrscheinlich ist, in Indien oder vielleicht noch richtiger auf den Hochgebirgen Afens, so müßte man zu zeigen suchen, wie aus der Urreligion, die in ihrem Ursprung als Monothismus sich ergeben möchte, auf der einen Seite der fabelhafte Polytheismus, auf der andern der Naturgötter symbolisirende eigentliche Polytheismus entstehen, beide mit einander mehr oder weniger zusammenhängen und so in Vorderasien und Ägypten den Baal- und Osirisgöttern, in Persien den Mithra und Ahura Mazda und Mithras kennen, und wie nun aus Elementen der ersten notwendig der bewirkende Göttergott sich bilde. Es können auf diesem Wege Verirrungen und Mißgriffe entstehen, wer kann die strengen? In sie sind bei dem Mangel an sichern Quellen sogar unvernünftig, aber sorgfältigere Erörterung, genaue Studium dessen, was das Monothismus darbietet, so daß endlich ein immer richtigeres Resultat hoffen. Eine solche Untersuchung ist also noch zu erwarten, aber sie wird freilich erst in voller Größlichkeit vorgenommen werden können, wenn das Studium der indischen Religionen und Philosophien und des Schriften des Ostes selbst, die von Welehrten in der Ursprache geübt werden müssen, zu einem höhern Grade der Vollendung gelangt sein werden. Das haben sie bis, was die Götter des Kallipponas betraf, freilich nur auf noch, Göttergötter, aber gemäß der monothistischen, in sie ihren Grund in der Natur des Menschen, in dem größten Zusammenhang der Völker und in der ungetrübten Erinnerung der westlichen Stämme von einem Urkultus in Asien haben, während die Erde der andern Partei nur sehr sein können, wenn die Hellenen ganz isolirt und ihre Religion aus sich selbst heraus angenommen werden, eine Voraussetzung, die in sich selbst aller Wahrscheinlichkeit ermangelte.

liche Götter und ist als Weltregent der sinnlichen Natur übergeordnet. Wenn nach indischen Begriffen zuerst das ungetriebene und darum unanschauliche große Eine war, die Welt aber dadurch entstand, daß dieses Eine sich gleichsam außer sich setzte und als ein Völk, als Indebegriff von Individualitäten erschien, so finden wir diese Idee auch von den griechischen Mythen aufgenommen. Dann ist Dionysos jener Phänex der Dichter (wie derselbe ausdrücklich im VII. Fragm. des Orphiker S. 370 genannt wird), welcher als Eros, als Liebesgott, zuerst aus dem Urwesen sich entwickelte, die Urbilder aller Dinge in sich trug und sie aus sich sichtbar machte. Grade so tritt in Indien die Moja aus Parabrama hervor, und er schauet in ihr die Urbilder der werdenden Dinge, wie in einem Spiegel, und dadurch zur liebenden Vereinigung mit diesem weiblichen Principie gereizt, wird er Weltgötter. So lassen denn auch die Dichter den Phänex von Zeus verschlungen werden, und man erscheinen die Urbilder der Dinge in Zeus selbst und dieser wird Eins mit Phänex, weswegen auch Dionysos bisweilen mit Zeus für einetel genommen wird. Die Welt wurde, indem das Eine sich in eine Vielheit theilte. Daher nimmt Drama in Indien alle Gestalten nach einander an und bringt in jeder den entsprechenden Gegenstand hervor. So dieß denn auch Dionysos bei den Mythen die Weltkritik, d. h. das in vielerlei Formen sich darstellende All; symbolisch aber scheint diese Idee durch das Zerfallen des Zagreus dargestellt worden zu sein, sowie in Ägypten durch die Lebensgeschichte des Osiris. Ede Zagreus stirbt, verwandelt er sich in alle Elemente und Naturen (Nonn. Dion. VI, 174 x.). d. h. er wird nach und nach jedes einzelne Ding, wie Drama in Indien. Den Apollo, der die Glieder des Zagreus wieder sammelt, erklärte man für die Einheit, d. h. er ist die Gotterkraft, welche die Natur, trotz ihrer Zerstückelung, in ihrer Einheit zusammenhält, bewirkt, daß alle einzelnen Dinge doch nur ein einziges All bilden. Um diese Begriffe von Dionysos und Apollo anzugehen, sei jenem der in allen Religionen wechselnde, immer unveränderliche Dithyrambos, diesem der sich immer gleiche, erste Mann heilig; darum werde auch Dionysos bald als ein Kind, bald als Jüngling, Mann, ja als bürgerlicher Greis, Apollo aber immer in derselben ägyptischen Jugendalters abgebildet. Plat. De laid. p. 496. Wt. Dann deutete man weiter: Aus dem Dunkel der vom Licht erschlagenen und verwandelten Atanenleiber ward die Materie und aus dieser der Mensch; daher das Nohe in unsrer Natur, und die Erde, wie solem das Nohe und Unordentliche in unsrer Natur bewahren, die Sinnlichkeit zähmen, damit es und nicht gehen wie den Atanen. Diese sollen auch von den Gliedern des Zagreus, um ihre Wuth zu stillen, gegessen habend, dieß soll in den Mythen durch das sogenannte Nohefessen, durch das Nohe des roten Dithyrambos, symbolisirt worden sein (s. Eurip. ap. Porphy. de abst. IV. p. 366. Rhir. und Creuzers Erklärung Myth. III, 388), um so den Gegensatz anzudeuten, der Mensch solle sich der thierischen Natur entziehen und ein reines Le-

den führen¹⁴⁾, es also nicht machen, wie die Titanen. Wer daher in den Balschischen Weiben zur Stufe des Noberstens gekommen war, sagt Creuzer, der hatte die höchsten Grade erlangt, war ein vollendeter Balschiler und konnte an den höhern Weiben der Kureten, die eben durch ihren rhythmischen Waffentanz um das Zagreuskind die im Weltall für den gebildeten Geist erkennbare Harmonie und Ordnung ausdrücken, der Aëra und des idyllischen Jupiter, des Ordners und Lenkers des Kuretentanzes, Theil nehmen. Derselbe bringt damit noch einen andern Beinamen des Dionysos in Verbindung. Dieser hieß nämlich auch *ioodourz* oder *ioodourz*, der gerechte Kostvertheiler, theils als der gute Gott überhaupt, der mit seinen Gaben Alle ernährt, theils als der, der im Reiche der Natur Alles harmonisch und zweckmäßig geordnet hat, theils als Gott der Unterwelt, der alles Lebendige ohne Unterschied zu sich hinabzieht, aber auch die Seelen zu neuem Leben wieder heraufsenkt, weswegen auch Heliodorus sagt, das Noctides Pluto selbst oder Pluto's Sohn sei. In diesem Beinamen erscheint also der Gott als der Herr der Natur, des Todes und des Lebens; dieselben Ideen verband auch der Hindu mit seinem Schima. Dann sucht auch Creuzer die Spielfächer zu deuten, mit denen sich Zagreus beschäftigt, ehe die Titanen ihn anfallen. Sie werden bei Clemens (Protrept. p. 15) und Arnobius (V. c. 19) genannt und Orphische Verse dabei angeführt. Sie waren nach diesen Angaben der Büsche, die Kugel (ein sehr gewöhnliches Bild des Weltalls), die Hesperidenäpfel, der Kegel, der Spiegel u. a. m. Der Spiegel ist Creuzer besonders bedeutend. Nach (Nouv. VI, 173) bildet Zagreus hinein, als ihn die Titanen zerreißen, und schauet darin sein unedltes Bild, darum heiße er der täuschende Spiegel, und Zeus erkenne darin das dunkle Bild des Zagreus. In einem Fragment aus dem Pythagoras des Nikopolis wird auch ein Spiegel unter den Sachen des Dionysos erwähnt (Aristoph. Thesmophor. 140), wenn auch nur in der Beziehung, daß der jugendliche Gott daselbst als ein weiblicher affektvoller Erwähnung vorgestellt wird. Aber die Mytiker deuteten es anders. Da war es der Spiegel, in welchem Dionysos sich selbst (das Ideal der sinnlichen Natur) sah und nach diesem Bilde schuf er die bunte, formreiche Sinnwelt. (Proclus in Plat. Tim. p. 163). So erblickt auch der indische Drama in der tausendfachen Raza sich selbst als ein vielfaches Äußere und formt nach dieser Idee die Dinge. Mit diesem Spiegel im Zusammenhange steht der dem Dionysos oft beigesetzte Krater (das Gefäß, worin der Wein mit Wasser gemischt wurde). Die Mytiker sprachen von einem doppelten Krater, einem niederen, der dem Dionysos eigen war und worin der Stoff der irdischen Dinge gemischt wurde, der also Bild der physischen Schöpfung sein sollte, und einem höhern, den der höchste Demiurg

selbst hatte und worin er den geistigen Stoff (ait vonta verbo!) der intelligibeln Wesen mischte, also ein Bild der intelligibeln Schöpfung. In diesem enthielt die Weltfeier, der Grund alles Lebens und alles Geistigen, daher auch Quelle der Seele genannt. Den zweiten Krater aber dat Dionysos als der schöpferische Grund alles individuellen Daseins. Aus beiden Kratern ward nun wieder ein doppelter Seelenbecher gedeutet. Die Seele, die aus dem ersten, dem Dionysosbecher, trinkt, wird vom Sinnlichen berauscht, verläßt über höhern Natur und steigt in einen irdischen Leib. Versinkt sie nun nicht ganz in das Sinnliche, daß sie noch ein Bewußtsein ihres höhern Selbst in sich erhalten, so ist sie fähig, aus dem zweiten Becher, dem Becher der Weisheit, zu trinken, der sie von der Macht der Sinnentauschung befreit und die Sehnsucht nach der Rückkehr in die wahre Heimath in ihr erregt. Eine ähnliche Symbolik findet man auch bei dem ägyptischen Chnris und dem persischen Dschemschid und Mithras.

erner, sagt Creuzer, stellte man auch in den Mykieren den Dionysos als den Zuflüchtenden der Seelen in ihre Heimath, als den zur Vollkommenheit Leitenden vor, und darum hieß er Aufseher der Telestik, der Vervollkommnungskunst, welche eben in den Mykieren geübt wurde. Wenn er in andern Mykieren, z. B. den fa-bischen und elusischen, als Diener und Schöpfer höherer Götter in dieser Hinsicht dargestellt wurde, so war er in seiner eignen der Herr der Natur selbst, Schöpfer der Seelen und Lenker ihrer Schicksale, Kore aber die Theilnehmerin seiner Würde und seines Handelns. Dann waren bald Diener und Schöpfer die Dämonen der Genien, die als Vermittler zwischen Gott und den Menschen wirkten. Sie konnten vermitteln, weil sie Mitter zwischen Göttern und Menschen waren, d. h. an beider Natur Theil nahmen. Einige dieser Dämonen, glaubte man, waren durch sinnliche Triebe und Leidenschaften, durch Hang zur sinnlichen Natur, elend geworden und, aus den höhern Sphären verfloßen, hatten sie in sterblicher Leiber wandern müssen, um durch Leiden zur Reue und Reueigung geführt und dadurch des Aufschwunges zum Bessern wieder fähig zu werden¹⁵⁾. Ihre Schicksale scheinen in den Mykieren durch angemessene Scenerien zur Lehre und Ermahnung vorgestellt worden zu sein. Andre Dämonen blieben ihrer höhern Natur treu und dienten den Menschen als Schutzgeister, deren Steer-

15) Bekanntlich durften die Braminen der Hindus keine irdischen Speisen genießen; auch die Orphiker und Pythagoräer verboten dieselben. Es scheint also die Idee orientlich und über Ägypten Aber auch über Syrien der zu den Griechen gekommen zu sein.

14) In Indien scheint der *Watas* vom Götze der Weisheit, der aus dem Schoße des Drama bei Gottmül erzählt wird, unternommen zu sein. Ein Nachhall davon war zu den Griechen gekommen, wenn auch diese die Quelle nicht kannten. Somit Platon als *Amphotes* (Plat. De laid. p. 861) gebildet das Kalos einiger Dämonen, mittels welcher als eine diesen Philosophen eigenständige Idee, sondern mit weit größerer Wahrscheinlichkeit als eine aus der Fremde gekommen anzusehen sein möchte. Kann doch dieselbe Idee auch in das Indien, und aus diesem in das Christenthum und zwar weitläufig als eine dem Christenthum entlehnt, und daher in letzter Instanz aus Indien gescheit Vorstellung, wenn nicht sie nicht auf eben dem Weg auch zu den Hebräern kommen und in den Mykieren, sowie von den Philosophen aufgenommen worden seien?

ben dahin ging, sie vom Bösen abzugleiten und zum Guten zu führen. In den Bakchischen Mythen sah man nun im Gefolge des Gottes selbst, das ja überhaupt die verschiedenen Eigenschaften und Kräfte desselben darstellen sollte, solche fähigsten und leuchtende Genien. Eben dadurch, daß dieses Gefolge sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen den Contrast des Geistigen und Sinnlichen, der erhabenen, göttlichen Begeisterung und der ausgelassensten und ärgsten Hysterie in sich aufgenommen hatte, sollte es den Mythen zur Lehre und Warnung, zur Nachahmung und Verwerfung dienen. Es sollte der Spiegel sein, in dem sie ihre eigne, höhere und niedere Natur erblickten und sie aufsohren, allein dem Rufe jener zu folgen. Während in den Zeiten und Saiten das Thierische im Menschen, in den Bakchen, Lenen und Lykaden die Mischung desselben mit der höheren Begeisterung, in den Dämonen die unerblickliche Natur des Menschen, in der Letzte, der personificirten Weisheit, der erhabenen Tochter des Gottes und der Niläa, der Siegerin, die zur Vollendung führende Einwirkung in die Mythen, in den Wimalionen, der Kampf des Geistigen mit dem Irdischen verinnlicht werden sollte, versetzte Stille; als der höchste Dämon nach Dionysos, als dessen Lehrer und Bildner selbst, den ganzen Contrast in seiner eignen Person und erscheint bald als der vom Weindunke taumelnde, auf seinem Esel sich kaum in Gleichgewicht haltende Alte, bald als der weise auf das wahre Ziel des menschlichen Strebens mit höchstem Ernste hinweisende Lehrer und Prophet, der in erhabenen Gleichnissen unsere Bestimmung ausspricht. Von solchen Genien geleitet vollendeten also die Seelen ihren Lebensweg. Diese Seelen, selbst ursprünglich zu dem Geschiede der Dämonen gebürtig, sind, lehrt man, theils solche, die aus den höheren Sphären nach dem Willen der Götter, in sinnliche Leiber herabsinken, um die Weltökonomie zu erhalten und als Wohlthäter, Erzieher und Lehrer in Menschengefalt zu erscheinen und die Erdbewohner im Kampfe gegen das Böse zu unterstützen und zu bekräften, theils solche, die zur Bösung früherer Vergehungen auf Neue in Körper getrieben werden, theils solche, die aus Verneinung zum Irdischen freiwillig die höheren Kreise verlassen und in einen Leib von Erde, wohnen¹⁵⁾. Diese letztern hatten, wie Dionysos, in den

Spiegel geblickt und darin ihr Bild gesehen, und dieses Schauen sie gereizt, in die Sphäre des Individuellen hinabzusinken. Diese Lust der Seele soll in Ägypten als Neugierde genommen worden sein, zu sehen, was außer den höheren Sphären, wo sie wohnen, vorhanden sei; dadurch waren sie über die Monophäre hinaus und in diese niedere Welt getrieben worden¹⁶⁾. Diese

höheren Älter haben, als jene mystischen und physischen Lehren der Griechen; diese sind jedoch als abgeleitete Weisheit aus dem höheren Urworte des Orients anzusehen, denn was die Uebermittlung, selbst im Einzelnen, so groß und einseitig ist, kann man wol nicht mehr an die Zufälligkeit verfallen lassen.

15) Wie man aus Platon's Timaios, Phädras und andern Theilen seiner Schriften schließen kann, dachte man sich die Erde von der Sphäre der Sphären umschlossen, die wieder in mehr vollkommen durchdringende Sphären, die concentrisch einander umgeben, getheilt war. Die nächste dieser Sphären von der Erde aus war die Monophäre, dann folgten nach einander die Sphären der vier Planeten und zuletzt die der Fixsterne, der sich immer gleichbleibende Kreis des Himmels und Unveränderlichen, nicht unterworfen dem Wechsel der vorübergehenden Kreise. Irigentlich innerhalb der untersten Sphäre lag das Haus der Götter. Von da aus geht der Weg der Seelen aufwärts durch alle Sphären durch bis zur letzten der Fixsterne, und gelangen dann zum überhimmlischen Orte jenseit dieser letzten Sphäre. Hier wohnen die zwölf großen, überhimmlischen Götter, noch höher als diese die rein intelligiblen Götter, welche diesen aber innerbar der gedachten Kreis die intelligiblen Götter. Die intelligiblen Götter, doch weiß, sind ganz reine, nur durch Denken erkennbar, selbst das Substantielle ausschließliche Patrone, wodurch im reinen, nur intelligiblen, d. h. nur durch Denken zu fassen, Unrichtig. Die zwölf Götter sind die zunächst von ihnen emanirten Lichtstrahlen, an der Substantiellität schon mehr Theil nehmend; noch niedere Emanationen sind die intelligiblen, als substantielle Wesen erscheinenden Götter, von denen die materielle Welt wieder als Emanation zu beruhen ist. Begeleitet man mit dieser Platonischen, neuplatonischen und wahrlich auch altgriechischen Vorstellung, so ist die Buddhisirung im Wes. Dharma anzuwenden, sollte die Ursache von der hohen eben Wesen, so selbst es kein Zweifel, daß dies Alles uralte orientalische Ansicht ist, die von Zeiten an nach Ägypten kam, von den Kopten an sich nicht erst erkannt, sondern nur deutlicher und einander gelegt ist. Die zwölf großen, sowie die intelligiblen Götter haben wieder jeder eine Reihe untergeordneter Dämonen als Personifikationen ihrer verschiedenen Kräfte. Diese erfüllten das ganze Universum, und bildeten, mit den Kräfte der Natur durchdrungen, alle einzelnen Dinge. In Beziehung auf ihren Raum theilten sie sich in sechs Ordnungen, nach welche sie vom rein überhimmlischen bis zu der Erde herabsinken, so sie in den der Materie entsprechenden Kräfte werden. Sobald eine Seele aus der Sphäre der Götter in die Materie herabsinken will, wird ihr ein Dämon als Schutzgeist zugeordnet, der sie leitet und am Guten führt, wenn sie seiner Stimme gehorchen will. Oberliche Seelen, d. h. solche, die nicht durch Sinnlichkeit veranlaßt, sondern, am Wohlthäter der Menschen zu werden (also Buddhas in der Lehre des Buddhasimus), herabsinken wollen, erhalten höhere Dämonen zu Führern. Der Weg der Seelen herabsinken und wieder aufwärts ist der Hierarchie. So lange die Seele nach den oberen Sphären ist und dem Jenseits nach nicht erst durch den Tod erreicht hat, hat sie noch die Lust zur Macht. Weir ist aber das Zeichen des Kräftes (die Unerschöpflichkeit), so muß sie in das Materielle sinken. Von da geht es durch die höchsten Zeichen immer weiter abwärts, bis sie endlich in einen Leib kommt und als materielles Objekt lebt. Endlich gelangt sie zur Unterwelt in die Unterwelt, und von da geht der Weg durch die unendlichen Zeichen immer aufwärts. Sie wird von den anstehenden Hirten und Königen gereinigt, und Person, d. h. Seelen, die auf Erden Wohlthätig gehen und am den Guten immer gelitten haben, werden ihre Führer. Wie viel physiologische Wirk-

15) Die Buddhisten hatten ganz dieselbe Lehre. Die verschiedenen Seelenaturen theilen auch aus den höheren Lichtregionen entweder aus eigenem Kräfte, weil ihre niedere Natur den Kräfte der erhabenen Einsamkeit nicht widerstehen kann, oder veranlaßt der Kräfte der Seelenwanderung, weil sie der Reinigung noch bedürfen, oder in der Lust in die irdische Schöpfung herabsinken, um gegen das Böse anzukämpfen und durch Tugend und Weisheit die Menschen von dem Bösen zu erlösen. Diese letztern sind Buddhas, die in mitten im Kreise der Materie aus dem Einsinken der Sinnlichkeit befreit und freuten nach Vollendung ihres Kampfes mit dem Tode folgende in die höchsten Regionen zurück, aus denen sie stammen, ohne einer neuen Wiedergeburt unterworfen zu sein. Abwärtige Thren daß auch der Brahmismus. Die Axtare keine Götter, sondern, sondern die des Bösen, getrieben in der sinnlichen Thren. Nun ist es aber wol unangebar beweisen, daß der Buddhasimus und Brahmismus in seinen wesentlichen Lehren ein ungleich

Neugierde, welche die Seele reizt, das Bild, was sie erblickt (ein unechtes, ein dunkles erscheint dem Tagewend, d. h. nicht sein wahres, reines, sondern ein von der Materie, der Sinnlichkeit getrübbes, verunkeltes) ist eben das Bild, was die tausendfache Raja in Indien dem Schöpfer vorhält. Es ist jener bewachende Becher des Dionysos, aus dem die Seele Bergessenen ihres höhern Vaterlandes trinkt. Ganz vollkommene Seelen hätten sich vor diesem Becher und bleiben im Kreise der Götter, bessere trinken nur soviel, als sie müssen, um in die Materie herabsteigen zu können; diese bleiben auch der Stimme ihres Genius immer gehorcht und denken stets an die Rückkehr; nur unedlere veranlassen sich ganz und bedürfen nachher einer strengen Läuterung. Diese letztern heißen auch feuchte Seelen, oder solche, die ihre Flügel verloren haben. Ihnen dünkt die Sinnlichkeit, die eigentlich eine finstere Höhle ist, schön; denn Dionysos hat sie auf's Lieblichste ausgeschmückt, als Herr und Schöpfer der bunten, formreichen Welt. Statt des Bildes im Spiegel hatte man noch eine andre Allegorie, nämlich die des Webens. Die indische Raja webt, gleich einer Spinne, vor dem Schöpfer den Schleier der sinnlichen Materie, daß er das wahre Sein selbst nicht mehr erkennt und von dem Truggewebe sich lösen läßt. Auch diese Idee war in die Mysterien übergegangen. Es ist jetzt Proserpina (Mithra, Artemis, Venus) die Weberin. Sie webt das Kleid des materiellen Leibes für die Seele, und je größer die Neigung dieser zum Irdischen ist, desto mehr solcher Leiber hängen sich ihr an, desto schwerer wird die Last, die sie tragen muß und die sie immer tiefer in das Sinnliche hinabsiehen will. Sie kann nur zurücktreten, wenn sie immer mehr und mehr von diesen Gewändern abstreift. Die Möglichkeit zu dieser Rückkehr wird durch den Tod herbeigeführt. Durch diesen kommt die Seele zu dem freundlichen, milden Hades, der ihr den zweiten Becher, den Becher der Weisheit, reicht, das Wasser der Reize, das für aller Auflösung des Irdischen vergessen macht und die Abnung des Wahren in ihr wieder ausdämmern läßt. Nun beginnt die Rückkehr, aber doch erst dann, wenn die Seele durch neue Geburten im Irdischen immer mehr und mehr vom Sinnlichen gereinigt ist. Das ist also die Lehre von der Seelenwanderung, und wir bitten unsere Leser, daß, was im Art. Dhjána darüber nach Buddhistischen Ideen ausinandergesetzt worden ist, hier zu vergleichen. Die Ägypter bestimmten 3000, Platon im Phädras 10,000 Jahre zu derselben. Bei den Buddhisten ist sie im Ganzen länger dauernd und richtet sich nach dem Grade der Unreinheit. Sind endlich alle Wesen in die Region des zweiten Dhjána zurückgekehrt, d. h. in die obere Region, in die Sphären des Göttlichen bei den ägyptischen und hellenischen Mystikern, so hat der ganze Kreis-

lauf der Dinge, das Entstehen, ein Ende, das Universum wird zerstört und es beginnt ein neues. Auch im Dramatismus ging die Wanderung nur durch die sieben untern Bobnas, die Regionen der Strafe und Prüfung. War die Seele zu den sieben obern Regionen der Reinigung gelangt, so war sie der Wanderung nicht mehr unterworfen und bedurfte nur noch der vollendenden Reinigung. Auch hier erfolgt die Zerstörung des Universums, wenn die zur Verbesserung angelegte Zeit von 12,000 göttlichen Jahren verflissen war. Der Beherrscher der Unterwelt, Hades, ist nun im mystischen Sinne der unterirdische Dionysos, so wie auch in Indien der Gott Jama in gewissem Sinne mit Schiva einerlei ist. Er und seine Eibera (Proserpina) sind also die Götter, die der Rückkehr vorsehen und ein Mittel dazu sollten: eben die Einweihungen in ihren Mysterien sein. Das wurde die Zeit der mehrmaligen Wanderungsperioden abgemessen und die Zahl derselben vermindert, und auch in diesem Sinne die Zeit der Gott Aeon, der Befreier, der Entfändiger. Dabhi unterkühlte ihn denn seine Genosin, die gütige Persephone. Wer hier im Leben durch die Aufnahme in die Mysterien nicht gereinigt worden war, der mußte in der Unterwelt desto mehr durch Feuer, Wasser und Luft gereinigt werden¹⁷⁾, ehe er durch die Wiedergeburt zu einem edlern Leben gelangen konnte. Das war denn also der eigentliche Zweck der Mysterien, darin bestand das Wohlthätige derselben nach der Theorie des mystisch-theologischen Systems.

Allen diesen Lehren, fährt Creuzer fort, ging nun in den Mysterien die Bilderei zur Seite, d. h. sie wurden gleichsam in einem großen Kreise von Symbolen verkörpert sichtbar gemacht. So wurden die Göttheiten und ihr ganzes Gefolge durch die Eingeweihten dargestellt und Genereien zeigten das Geistesreich mit seinen Erleuchtungen, die Seelen in ihren Schicksalen und Wanderungen, die Unterwelt mit ihren Freuden und Leiden dem Zuschauer. Zwar lassen wir uns einzelne Notizen bei den Schriftstellern auf verglichenen schließen, aber im Ganzen genommen möchte ein solcher Schluß der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Creuzer führt mehr solcher Bemerkungen an und beruft sich zugleich auf Darstellungen noch vorhandener Bildwerke, worüber wir auf ihn selbst (Art. III. S. 416 bis zu Ende) verweisen wollen, da das Ganze keinen neuen Auszug verstatte.

Agiapponas sagt allerdings von dieser ganzen Darstellung: Das sind kleine, absurde Axiomereien der alexandrinischen Mystiker, an die kein alter Grieche gedacht hat. Am wenigsten kann man ihnen ein über Homer hinausgehendes Alterthum beilegen. Ich gebe sehr gern zu, daß die ältesten Mysterien sehr einfach waren, daß sie nur allmählig sich immer mehr ausbildeten und

riges in dieser bildlichen Vorstellungsort ist, werden wahrscheinlich ohne Erinnerung haben. Man sollte über solche kindliche Phantasiegebilde weniger spotten, als den innern darin wohnenden Geist aufpassen und die später allerdings darauf stehenden Erörterungen wohl von der ursprünglichen Ansicht des Alterthums unterscheiden.

17) So ist auch im Buddhismus und Dramatismus von der Reinigung der Seelen durch Feuer, Wasser und Luft die Rede, und Platon's Heraklit in die Region der Seelen hat ebenfalls zum Zweck, diese Straßen zu mildern, abzuwehren, also davor zu sichern. Vergleichen mit dem geistlich-sittlichen Dogmatismus bieten sich von selbst dar.

erst später ihre Vollendung (wenn man den Ausbruch brauchen darf) erhielten; aber dem Beien nach sind jene aufgestellten Sätze der Priesterlehre gewiß uralt, d. h. älter als Homer. Das beweist ihre Uebereinkimmung mit erweislich sehr alten Lehren der orientalischen Religionen, insbesondere des Bramaismus und Buddhismus, welche beide gradezu gebaut waren auf die Lehre vom Falle der Dämonen von der Nothwendigkeit, daß die Geister von den ihnen anhängenden Fiedeln gereinigt werden müßten, wenn sie zu ihrem frühesten Zustand im Reiche des Sittlichen zurückkehren sollten, von der nur um dieses Zwecks willen geschaffenen Körperwelt, in der die Geister mannichfaltige Wandlungen machen mußten, ehe sie jenes Ziel erlangen konnten, von dem Herabsteigen guter Genien und göttlicher Kräfte in das Reich des Irdischen, um die Geister in ihrem Kampfe mit dem Unreinen und Bösen zu unterstützen und so als wahre Erlöser zu erscheinen, von den mancherlei symbolischen Reinigungsmitteln durch Wasser, Feuer und Luft, von denen nicht nur die ältesten indischen und persischen Schriften wissen, sondern die auch in der Metaphysischen Gelehrung eine so bedeutende Rolle spielen und also gewiß lange vor Homer in Mesopotamien und Aegypten bekannt waren, daher auch ebenso früh den Hellenen und altitalischen Völkern bekannt werden konnten, wenn nicht diese vielleicht schon die Hauptideen aus ihrer ursprünglichen Heimath in den Gangesländern mitgebracht hatten, wohin sie die unverkennbare und wesentliche Uebereinkimmung der griechischen und italischen Mundart mit der Sanskritsprache gradezu hinweist. Diese ganze Lehre von Reinigungern erhält nun erst ihre wahre und eigentliche Motivierung, wenn man jene Hauptthese Indiens voraussetzt, sowie die nicht bloss von den Juden, sondern auch von den Aegyptern, den Hellenen, Mesopotamiern und zum Theil auch von den Hellenen angenommene Lehre von reinen und unreinen Naturkörpern erst ihre volle Erklärung in dem persischen Mythos von der Arimanischen Schöpfung erhält, der wieder nichts anderes als eine andre Darstellungskart der indischen Lehre vom Falle der Geister ist. Alles das ist uralt und seine Entstehung geht über die historische Periode hinaus, und daraus, glaube ich, kann man mit Recht schließen, daß jene mystischen Sätze bei den Griechen dem Wesen nach uralt waren, aber später, sowie man noch genauer mit den orientalischen Philosophemen bekannt wurde, erst volle Entwicklung und Ausbildung erhielten. Mit diesen Lehren stimmen denn auch die ältesten bekannten griechischen Philosophen, die ionische und italische Schule, so überein, daß man sich wieder für überzeugt halten muß, es sind nicht Producte der eignen Speculation, sondern ebenfalls aus derselben Quelle geschöpft, aus der wir die Rhythmen derselben zu müssen glauben. — Diese Betrachtungen sind es, die mir Kreuzers Untersuchungen und Ansichten größtentheils als die richtigen erscheinen lassen. Wollen wir uns allein an griechische Quellen halten, so läßt sich freilich das eine so, das andere so deuten und plausibel darstellen, und finden wir etwas Widersprechendes, so brauchen wir es nur für eine später entstandene Idee zu erklären, um mit der Hypo-

these, allen orientalischen Einfluß in den ältern Zeiten zu entfernen, bald fertig zu werden; aber Wahrheit werden wir auf diesem Wege schon darum nicht finden, weil wir ein ganzes, in die Geschichte der Menschheit so tief eingreifendes Volk von allen andern isoliren, diese als Barbaren behandeln, die keine Beachtung verdienen, und so jenes alle seine Weisheit und Kunst aus sich selbst schöpfen lassen und durchaus jedes Analogische mit den übrigen Völkern verwerfen. Doch die Zukunft wird einst darüber obzig entscheiden.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, über die Bildung des Kosmos, seine Weinamen und seinen Cultus in Italien das Nöthige zu vermerken. Was die Bildung des Gottes betrifft, so muß man das Ideal, welches die schöne Kunst der Hellenen aufstellt, von seiner Darstellung in dem Tempeln und auf Münzen wohl unterscheiden. Die schöne Kunst suchte in dem Gotte das Ideal des vollen blühenden Lebens, den jugendlichen, immer heitern, schönen und seligen Dionysos zu zeichnen. Gestalt, Gesichtszüge, Haarwuchs, Gebärden, Bewegungen kündeten mehr das Kinde, Bräute und Anmuthige einer schönen Jungfrau als eines Jünglings an. Das Gesicht ist ein längliches Oval, nirgends die geringste Anstrengung einer Muskel sichtbar; seltsam Kinde der einzige Ausdruck, um die vollen Lippen süße Anmuth spielend; das Auge nicht tiefen, unerschauend, sondern der Blick mehr gesenkt und schwärmend. Eine eigenthümliche Fierde des Hauptes ist die Stirnlinie, das Diadem, foderer auszeichnender Schmuck der Könige, und, wie die Alten wollen, von ihm gegen Kopfweh vom Genuße des Weins erlunden. Die langen, in Wellen sich schlingenden Haare sind hinten in einen Knoten geschnitten, und nur einige Locken fallen von beiden Seiten über die Achseln vor. Am die Haare windet sich eine Weinlaube oder Ephyraurane. Der Kopf macht immer eine leicht geneigte Seitenwendung, eine Stellung, die ihm den Ausdruck des Schmachtenden und zarter Weichheit gibt. Der übrige Körper ist weder unterlegt, noch schlank, das Erste nicht wegen der geringen Breite der Schultern und der mehr fleischigen, als muthmaßs größtmöth Brust, das Letzte nicht wegen der vollen, runden, jugendlichen Hüften. Nirgends sieht man scharfe, edige Umrisse oder athletischen Muskelbau; überall einen leichten Hauch von Schwelung und zarter Weichheit. Er ist so gleichsam ein Venus unter den Jünglingen. Diefem Barten und Kerkelzweigenden entsprechen auch alle seine Gebärden und Bewegungen, nur er geredt, stehend, sitzend oder liegend vorgefellt sein. Weichheit, Anmuth und Bequemlichkeit ist überall ausgebreitet. Gewöhnlich wird er ganz nackt gebildet; manchmal hat er eine weisse Palla nachlässig umgehängt, die meistens nur einen Theil der Schultern und der Hüften deckt, selten den größten Theil des Körpers einhüllt. Bismweilen hängt ihm auch ein Korbell quer über die Brust; zuweilen trägt er Schube oder Korkurnen. Nur in einem Relief des alten Styls ist er gekleidet. Alle übrige dem Gotte zukommende Begriffe, die mit diesem von der Kunst aufgestellten Ideale contrastiren, werden bald leiser, bald stärker in

den Begleitern desselben ausgedrückt, die geschwollene Wulstform, um das Uebermaß im Genuße zu veranschaulichen, im Silenos, die Kaserie seiner Feste in den Satyren und Bakchantinnen, die höhere Begeisterung, das wahrhaft Göttliche seines Wesens, theils in den Nymphen, die ihn umgeben, theils durch die selbige Ruhe selbst, die sein Ideal darstellt. Der sogenannte bärtige oder infische Bakchos, eine sehr alte Vorstellungskunst, da sie schon auf dem Kopfen des Apollon vorkommt, hat eine hohe, würdevolle, königliche Bildung. Die weite, reichgestaltete, bis zu den Hüften reichende und bis zu den Ellenbogen mit weiten Ärmeln versehene Tunica, zugleich mit dem weiten, prachtvollen Mantel darüber, kündigt offenbar asiatische Weichheit und Prachtliebe an. Die aufgebogene Hand hält den Regentenslab, und das Haupthaar flattert bald in langen, krausen Locken, bald ist es zum Theil in einem zierlichen Busch um den Kopf gebunden. Das breite Diadem trägt er bald um die Stirn, bald ist es über die Scheitel durch die Haare gezogen. Der Bart ist lang und wulstigt, aber nicht, wie bei den Obergöttern, gerollt. In den Gesichtszügen herrscht Ruhe, Milde und Güte. Dennoch ist durch diese asiatische Prachtliebe männliche Kraft und Raschheit nicht untergegangen. Diese zeigt sich, wenn er in der kurzen, um die Hüften gegürteten Tunica und mit Kothurnen an den Füßen erscheint. Das bunte Panzerfell dient ihm als Schild und indem er seinen Feind durch einen Stoß mit dem Thoros niederstößt, trägt er in der linken Hand die Weinrebe als Friedenszeichen; denn ihre Annahme und Anpflanzung ist Bedingung der Auslösung. Während er so den kräftigen Krieger zeigt, steht er im langen, fließenden Gewande das vollkommenste Ideal des milden Weisen, des beglückenden Geseßgebers und prachtliebenden asiatischen Herrschers dar. Zugleich ist aber auch das Weiche und Bequeme in seinen Stellungen nicht zu verkennen. S. Hirt's archäol. Bilder. S. 81. Böttiger's Andeut. S. 163. — Lange hat man diesen indischen Bakchos für einen Sardanapal gehalten, bis Visconti (Mus. Pio-Clement. T. II. tav. 41.) die wahre Deutung außer Zweifel setzte. — Insephen Bakchos aus dem indischen Schima entstanden ist, bemerken wir, daß auch diesem das Symbol der Trunkenheit zukommt. So erscheint er bei seiner Vermählung mit Parmati, der Tochter des Gebirges Himavat, und der Mera oder Maina, seiner Schwiegermutter, um ihr Vertrauen zu prüfen und ihre Eitelkeit zu vernichten, unter gräßlichen Umgebungen trunken und tanzelnd auf seinem Reithiere, dem Stiere. Dieser zu den Griechen gekommene Begriff des trunkenen Gottes mochte ihn hauptsächlich, nachdem das Getränk des Weins erkunden und seine berausende Kraft erkannt war, zum Beingeitig gemacht haben, aber die schöne Kunst trug dieses unanständige Symbol auf seinen Begleiter Silenos über, der in dieser Hinsicht ganz jenem Schima gleicht.

Auf Münzen und in Tempelbildern, auch wol auf Vasen, wurde das Symbolische in der Darstellung mehr beibehalten. So sieht man ihn mit leuchtenden Hörnern, aber sonst ganz in der Gestalt des jugendlichen Bakchos,

aber mit dem Ausdruck eines jungen Mann, mit kräftigem Haar und lüftlicher Miene. Ein bärtiger Bakchos mit Hörnern kommt bios auf den Münzen von Naxos in Sicilien vor. Auf Münzen sieht man auch nur den stierartigen Bakchos mit bärtigem Menschengesichte (den Dehon), oder den Bakchos mit Widderhörnern, vielleicht als Sohn des Ammon. Bei einem Doppelkopfe des Ammon und Bakchos hat indessen der Vater zwar Widderhörner und einen Bart, der Sohn aber glattes Kinn und Stierhörner nebst Stierohren. Der Gott wurde also auf sehr verschiedene Art gebildet, mehr oder weniger mit Aehnlichkeiten, alt, jung, männlich, mädchenhaft, ja selbst androgynisch. Auch Schima erscheint in mancherlei Gestalten, und so könnte wol diese mannichfache Gestaltung des Dionysos schon in seinem ersten Begriffe gelegen haben, da er im mythischen Sinn als die vielfach gestaltete Sinnenwelt gedacht wurde. Die Vorstellung der Vermählung des Ixos mit der Libra kommt auf Vasen häufig vor. Es war dies ein sogenannter *legos gignos*, wie die Hochzeit des Jupiter mit der Juno, Vorbild einer jeden Ehe, deren Glieder die Bakchischen Weihen empfangen hatten. In der Orphischen Sprache war die Vermählung des Ixos mit der Liba (des Himmels mit der Erde) die erste Hochzeit, und die des Ixos mit der Libra die vierte; sie bezeugte nämlich die individuelle Ausbildung dieser Welt zu dem Reichtum und der sinnlichen Schönheit ihrer Formen, und viele Zeichnungen auf Vasen zeigten Tempelmeister vor, welche jene Vermählung dem Auge der Eingeweihten andeuten sollten. Davon erzählt Creuzer in f. Symbol. lit. II. S. 496 f. mehrere Beispiele. Andre Vasengemälde bezeugen sich auf die mythische Lehre von der Herkunft der Seele in die Sinnenwelt und von ihrer Rückkehr zur ursprünglichen Seimath, wozu ebenfalls Creuzer, S. 499 bis zu Ende, sehr interessante Erläuterungen gibt. Viele Bildnerinnen stellen den Bakchos in seinem Triumphzuge dar, wobei dann besonders die Kentauren eine Rolle spielen. Hierher gehört unter andern der Triumph des Gottes nach Bestrafung des Pentheus, wo zwei Kentauren, deren einer das Horn bläst, der andre die Lyra spielt, denselben ziehen. Nach *Pio-Clem. T. IV. Tab. 22.* Galleria Giustiniani. T. II. n. 104. Adm. IV. L. V. Jewellen erscheint auch Bakchos von der Ariadne begleitet. Hierher gehört eine schöne Kamee in der vatikanischen Sammlung, den Triumph des Gottes mit der Ariadne vorstellend, von einem Biergespanne von zwei männlichen und zwei weiblichen Kentauren gezogen.

Die Attribute des Bakchos waren sehr zahlreich. Wie lassen sie hier zusammen und brücken nur Einiges über diejenigen, von denen noch nicht die Rede gewesen ist. Es gehören also dazu: 1) Die Stirnbinde oder das Diadem, 2) die Bekrönung des Hauptes mit Epheu oder traubengeschmückten Weinranken. Der Epheu sollte auch gegen Kopfschmerz helfen, oder er ist wegen seines immer frischen Grünens Symbol der ewigen Jugend des Gottes, oder weil die mythischen Nymphen das Kind vor der eifersüchtigen Juno mit Epheu bedeckten. Bistwei-

sonitres, der mit der goldfarbigen Mitra Bedeckte, Euphantes, der mit schönem, reichem Haare Geschmückte, Kischphoros, der Ephetenträger, Kischophanos, der Epheubefränger, Nebriodepepos, Nebriodisetos, Nebroses, der mit dem Hirschkalbfelle Bekleidete, Pylas, nach Lobed der Glatthäutige (von *πυλός*), nach Erzeuger der Geflügelte von *πύλας*, dorthin statt *πύλας*, Flügel, unter welchem Namen er zu Aemilia verehrt wurde (Paus. III, 19, 6); Xelomorphos, der Weiblichgestaltete, Xelomitres, der mit der weiblichen Haube Bekleidete, Xylotimaktos, der Thorosknecht. Auf besondere Beinamensungen beziehen sich die Beinamen: Xipinamos (s. d. bes. Art.), Gigantoleter oder Gigantoletes, der Gigantenkämpfer, Melanagis, Melichios (s. d. bes. Art.), Xerionmorphos, der Zehn-tausendfach, d. h. außerordentlich, Viehschlaggestaltete, Pseudanor, der erlogene, unechte Mann. Denn einfl hatte der makedonische König Argos die in sein Land einsammelnden Taulantier dadurch geschreckt, daß er alle Jungfrauen mit Tyrfoskläden bewaffnete und so auszuheben ließ. In der Ferne erschienen sie dem Feind als bewaffnete Krieger, und dies bewog ihn zum friedlichen Abzuge. Aus Dankbarkeit baute der König unter diesem Namen dem Bakchos einen Tempel. So hieß auch der Gott oft Soter, der Retter, von der Hülfe, die er in der Noth geleistet hatte; ferner Sotres, der Befreier: merke, unter welchem, zu Folge eines Irrthums, gehaltenen, Namen er bei den Trögynern einen Tempel hatte (Paus. Cor. 31, 8), desgleichen Ephantos, der zum Kollen Ringende, weil Xelops über einen Weinranf sel fiel und sich damit vermundete (Lettz. Lycophr. 206). Weil man seine Bildsäule von Feigenholz schnitzte, überhaupt die Feige zu seinen Symbolen gehörte, hieß er Eplites, Epletes (Athen. III, 5). Endlich hatte er auch von den Drien seiner Verehrung und den ihm gewidmeten Festen viele Beinamen, die sich leicht erklären. Sein Dienst war außerordentlich weit verbreitet. Vortüglich aber wurde er am Berge Amolos in Karien, zu Aloa in Asiaten, in Glis, Athen, Theben und auf der Insel Koros verehrt. Über seinen Dienst bei den italischen Völkern siehe man noch den Art. Liber. Bei den Etruskern hieß Bakchos Iunia und sein Dienst dafelbst war uralt, und die nächstlichen Festersammlungen, an denen Anfangs nur Frauen, später auch Männer Theil nahmen, hatten einen aufgelassen und üppigen, orgiastischen Charakter. Das waren die Bakchanalien, die der römische Senat A. U. 566 in ganz Italien verboten ließ, während die einfadern und sittlichen Liberalien blieben. Der Bakchosdienst war von Griechenland aus, wie Livius XXXIX, 8 berichtet, mit seinen nächstlichen Ergien nach Etrurien gekommen. Von Bakchischen Festen sehe man noch die Art. Agrionia, Apaturia, Askolia, Liberalia, Osephophoria, Phallika, Pithoegia u. a. m. (Richter.)

DIONYX *Dejean*. Käfergattung aus der Familie Pselaphii, die sich von Pselaphus dadurch unterscheidet, daß die Klau der Tarsen nicht einsach, sondern doppelt ist, in welchem Bezüge sie mit Chennium und Ctenium übereinstimmt, von denen sie aber durch die wie bei Psalaphus vorspringenden Zäster abweicht. Die einzige

bis jetzt bekannte, in Frankreich einheimische Art *Dionyx Dejeanii* *): rotgelb, gekörnt, schwach behaart, Deck-schilde mit zwei Längsfalten, diese und die Rast braun, hat eine Linie Länge und wurde Abends im Fluge gefangen. (Germar.)

DIOPHANES aus Mitylene, der vorzüglichste griechische Rechner seiner Zeit, nach Lehrer der Gracchen. (S. diese. Vir. Brut. 27. Strab. XIII, p. 918.) (H.)

DIOPHANTOS *) von Alexandria, ist der älteste und bekannteste Schriftsteller über denjenigen Theil der Mathematik, welchen wir gegenwärtig Algebra nennen. Wahrscheinlich ist jedoch Diophant nicht der erste Erfinder dieses Zweiges der arithmetischen Wissenschaften, sondern nur ein Vervollkommener der schon vor ihm von andern griechischen Mathematikern über denselben Gegenstand geschriebenen Werke, von denen uns nichts erhalten ist. Wenigstens stellt er Manches, was sich sehr wohl erweisen läßt und nicht von selbst klar ist, z. B. die Regeln über die Multiplication entgegengesetzter Größen, ohne Beweis hin; so daß es scheint, er habe dies, als schon ordentlich bekannt und erweisen, nur zu erwähren nöthig gehabt. Wann D. gelebt habe, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, nur muß er später als Hypsikles, den er citirt, und früher als die berühmte Pythagorin Hypatia gelebt haben, vorausgesetzt nämlich, daß der vom Euclid unter den Schritten der Hypatia mitgetheilte, leider für uns verloren gegangene Commentar über den Diophant eine Erläuterung unserer D. gewesen sei. Ist nun der vorerwähnte Hypsikles derselbe, von welchem die beiden, gewöhnlich als 14. und 15. Buch der Elemente des Euklides bezeichneten, Bücher herrühren, so ist nur soviel gewiß, daß D. zwischen den Jahren 150 vor und 400 nach Christus Geburt gelebt habe (vergl. die Artik. Hypatia und Hypsikles). Nach einer, freilich nicht sehr zuverlässigen, Angabe des arabischen Schriftstellers Abu'l-Pharatsch soll D. unter Julianus Apostata, also um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus, gelebt haben. In der griechischen Antiquologie kommt eine ein arithmetisches Räthsel enthaltende Grabchrift auf einen gewissen Diophant vor; geht diese Grabchrift auf unsern D. (was aber gar nicht entschieden ist, da es gewiß mehr Männer dieses Namens gegeben hat, und die erwähnte Grabchrift, wie viele andre Epigramme der Antiquologie, auch ein bloßes Spiel des Witzes sein kann), so hat zu Folge derselben D. 84 Jahre gelebt. Noch ungewisser ist, ob ein im zweiten Buche der Antiquologie enthaltene, gegen einen Astrologen Diophant gerichtete Epigramm des Lucilius auf unsern D. sich beziehe; wäre dies der Fall, so müßte D. gleichzeitig mit Lucilius, d. i. unter Nero, gelebt haben. Diophantus uns nur zum Theil erhaltenes Werk bestand, wie man aus dem Schluß der Einleitung des ersten Buches sieht, aus 13 Büchern, unter dem Titel: *Ἀριθμητικὰ φύλλα τριτάκεια*. Leider enthalten aber alle noch davon übrigen Handchriften nur die sechs ersten

*) Encyclopedie méthodique. Encycloped. Tom. X. p. 221.

1) So, nicht Diophantos, wie Einige nach einer verdoebenen Lesart des Euclid angenommen haben, ist dieser Name zu lesen.

Bücher und eine Abhandlung über die Polygonalzahlen, welche vermuthlich das 13. Buch des Werkes bildete. Alle diese Handschriften stimmen, wie Bachet in der Vorrede seiner logisch zu erwähnenden Ausgabe bemerkt, so genau mit einander überein, daß sie ohne Zweifel Abschriften eines und desselben Exemplars sind. Der Cardinal Duperron hatte, wie er Bachet versichert, ein vollständiges, alle 13 Bücher enthaltendes Manuscript desselben, welches er dem Gosselin zum Zwecke der Herausgabe geliehen hatte, und welches, als Gosselin an der Pest starb, sich nicht wieder auffinden ließ. Vielleicht existiren die jetzt fehlenden Bücher noch irgendwo in einer arabischen Uebersetzung, wenigstens ist Diophantos' Werk von den Arabern übersetzt worden¹⁾. Die wichtigsten Ausgaben des Diophant sind folgende: I. Diophanti Alexandrini *arithmeticarum libri sex*, quorum primi duo adjecta habent scholia Maximi (ut conjectura est) Planudis, item liber de numeris polygonis seu multangulis, opus incomparabile, verae arithmeticae logisticae perfectionem continens, paucis adhuc viximus, a Guiljelmo Xylandro Augustano incredibili labore latine redditum et commentariis explanatum, in quo lucem editum Basil. 1575. fol. Diese älteste gedruckte Ausgabe des Diophant ist eine ziemlich fehlerhafte lateinische Uebersetzung, welche Xylander nach einem im J. 1571 aufgefundenen Manuscripte machte. Der erste obenbenannte Mathematiker, welcher des Diophant wieder erwähnte, war Regiomontanus, welcher im J. 1460 in Italien Handschriften dieses Autors vorfand²⁾. II. Diophanti Alexandrini *Arithmeticon libri sex* et de numeris multangulis liber unus, nunc primum graeco et latine editi, atque absolutissimis commentariis illustrati, auctore Claudio Gaspare Bacheto Merzino Sebosiano. (Lutetiae Parisiorum 1621. fol.) III. Diophanti etc., eum commentariis C. G. Bacheti et observationibus Petri de Fermat. (Tolosae 1670. fol.) Der Sohn des berühmten Fermat veranstaltete diese Ausgabe nach einem Exemplare der vorhergehenden, auf dessen Rand sein Vater treffliche Anmerkungen über die Theorie der Zahlen geschrieben hatte. Diese hier mit abgedruckten Anmerkungen, welche, freilich oft nur andeutend, wichtige Entdeckungen Fermats enthalten, sind von hohem Werth; auch sind Zugzüge aus Fermats Briefen beigefügt. Eine gute deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen ist von Otto Schulz im J. 1821 zu Berlin herausgegeben worden. Es ist schon oben gesagt worden, daß Diophant wahrscheinlich für den Erfinder mancher neuen Methoden in der Algebra, als für den ersten Erfinder dieser Wissenschaft zu halten ist. Auch muß man sich sein Werk nicht als ein Verzeichniß dieser Wissenschaft im leigsten Sinne des Wortes, sondern als eine gut geordnete Sammlung von Beispielen, worin er stets von leichtern zu schwerern Aufgaben fortgeschreitet, denken.

Diophant bedient sich zur Lösung seiner Aufgaben (wenigstens in den uns erhaltenen Büchern seines Werkes) keiner andern Gleichungen, als der des ersten Grades und der reinen quadratischen. Seine Geschicklichkeit zeigt sich besonders darin, daß er seine oft ziemlich verwickelten scheinenden Aufgaben durch so einfache Hülfsmittel zu lösen weiß. Ubrigens hat er noch keines unserer jetzigen algebraischen Zeichen, wohl aber eigene Zeichen für die Potenzen mit ganzen positiven Exponenten vom ersten bis sechsten Grade; andre Potenzen kommen bei ihm nicht vor. Für minus ($\lambda\epsilon\iota\psi\epsilon\varsigma$), aber nicht für plus ($\epsilon\pi\alpha\phi\epsilon\varsigma$), hat D. ein Zeichen. Die unbekannte Größe nennt er $\alpha\rho\iota\sigma\mu\acute{o}\varsigma$ und hat auch dafür ein Zeichen, drückt aber alles Ubrige, was zur Formation und Solution der Gleichungen gehört, in Worten, nicht in Zeichen aus. Seine Rechnungen sind zwar stets in gemeinen Zahlen, aber so geführt, daß man sieht, wie sich bei andern gegebenen Zahlen auf dieselbe Art rechnen lasse. Die Aufgaben D's. sind größtentheils aus der unbestimmten Analysis, daher man jetzt solche Aufgaben vorzugsweise Diophantische nennt. Ein andres Werk des Diophant über praktische Arithmetik soll, nach Montuclas Angabe, von Theon im fünften Buche seines Commentars zum Arithmetik erwähnt werden. Ich habe diese Notiz im Theon nicht finden können³⁾. (Gart.)

DIOPOLIS (*Διονύσιος* oder *Διόνολος*) war eine Stadt Irbakens in der consularischen Eparchie (*Hierocles* p. 635. *Malalas* II. p. 167. ed. Dind. p. 436), deren Lage aber nicht zu bestimmen ist. (L. Zander.)

Diopaid, f. Augit.

DIOPSIS, Perspektivflüge. Eine von Linnaeus⁴⁾ errichtete Fliegenart, die sich durch einen walgigen Stiel an jeder Seite des Kopfes auszeichnet, an dessen Spitze das Auge sitzt. Die Fühler, welche sehr kurz und kaum sichtbar sind, befinden sich unter den Augen an deren Stiele eingeseht, wodurch sich diese Gattung leicht von Achnas, welche einen ähnlichen Bau der Augen hat, bei welcher aber die Fühler auf der Stirn stehen, unterscheiden. Man kennt bis jetzt neun bis zehn Arten, welche fast alle im mittlern Asien einheimisch sind, denn nur eine Art ist in Nordamerika gefunden. Beschreibungen der hierher gehörigen Arten lieferten Fabricius im *Systema Antliatorum*, Dalman in d. Act. Reg. Acad. Scient. (Holmae 1817.) und in seinen *Analect. entomol.* (Holm. 1823.), und Biedemann in den *äußererurop. zweifl. Insekten*. 2. B. (Pam. 1830.) S. 557. (Germar.)

DIOPTAS Karsten, Haup., Kupfermaragd Berner, Achil Herrmann. Ein in den kirgisischen Steppen aufgefundenes Mineral, das doet in kleinen gleichwinkligen Hexagonalprismen, mit dreifachiger, auf den Kanten rubender Abspaltung (Winkel der Abspaltungsebenen gegen einander nach Haup. 123° 58', nach Brithaupt 125° 55'), von smaragdgrüner Farbe, mehr oder weni-

1) Dies versichert ausdrücklich die treffliche handschriftliche arabische Uebersetzung, auf welcher Gossel's Ausgabe gegeben hat, f. *Casiri* Bibliotheca arabico-hispanica Kuculinensis. T. I. p. 570. col. 2. 2) Regiomontanus soll alle 13 Bücher gesehen haben, f. Bachet, *Epistola ad lectorem* vor seiner Ausgabe, S. 4.

4) Montucla, *Hist. des mathém. Nouv. édit.* T. I. p. 320 etc. Lacroix in der *Besig.* univ. T. XI. *) *Dissert. de bigis Ins.* (Upsal. 1775.)

ger durchscheinend, von der Härte des Kalks und mit einem spec. Gew. von 3,2 bis 3,4 vorkommt. Spaltbarkeit wird kaum bemerkt, der Bruch ist uneben oder kleinkörnig. Nach Bauquelin's Analyse enthält das Gestein 45,45 Kupferoxyd, 43,18 Kiesel, 11,36 Wasser. Neuerdings soll es auch am südwestlichen Abhange des Ural gefunden worden sein. (Germar.)

DIOPTERN, heißen an mathematischen und physikalischen Instrumenten diejenigen Vorrichtungen, vermittels denen man nach einem Punkte dergestalt sehen (visiren) kann, daß die Gesichtslinie eine bestimmte, leicht und sicher zu ermittelnde Lage auf dem Instrumente hat. Will man also z. B. vermittels eines Compasses den Winkel messen, welchen die vom Auge aus nach einem entfernten Gegenstande gezogene Linie mit dem magnetischen Meridiane macht, so kommt es darauf an, daß man diese Linie mit Genauigkeit durch den Mittelpunkt des getheilten Kreises legen und ihre Lage angeben könne. Um diesen Zweck zu erreichen, dreht sich um diesen Mittelpunkt die Alhidade, welche zugleich die Dioptern dreht. Bei den gewöhnlichen Instrumenten bestehen letztere aus Nadeln, welche an beiden Enden der Alhidade und genau senkrecht auf der Ebene errichtet sind, in welcher letztere sich dreht; das eine dieser Nadeln ist mit mehreren in einer Verticallinie liegenden feinen Löchern versehen, durch welche man hindurch visirt; das zweite dieser Nadeln ist gewöhnlich mit einer größeren Spalte versehen, in welcher ein auf der Ebene des getheilten Kreises senkrecht stehender Faden gespannt ist, dazu bestimmt, daß der Gegenstand, nach welchem man visirt, von ihm gedeckt werde. Ebenfalls, weil diese beiden Nadeln dazu bestimmt sind, daß man durch sie hindurchsehen, haben sie den Namen Dioptern erhalten. Bei Instrumenten, welche zu feinem Messungen bestimmt sind, wendet man gewöhnlich Fernrohre an, welche an der Alhidade befestigt sind; wenn man nach entfernten Gegenständen sehen will, oder falls diese Gegenstände nahe liegen, wie z. B. bei Barometern, wo man mit Genauigkeit die Oberfläche des Quecksilbers beobachten will, werden Mikroskope angewendet. Da die zu diesen Beobachtungen nöthigen Vorrichtungen bei jedem einzelnen Instrumente mehr oder weniger modificirt sind, so übergehe ich hier eine allgemeine Beschreibung und verweise auf die einzelnen Instrumente, Compass, Niveaustisch, Mikrometer etc.

(L. F. Kämtz.)

Dioptrik, s. Licht.

Diorama, f. Gemälde.

DIORES (Aueggs) 1) des Iosot Sohn, s. Poly-mela. 2) Sohn des Amargneus, König der Eger in Suprasion, führte in zehn Schiffen Eger gegen Troja (II. II, 622). In einem Kampfe ward er durch einen Stein, welchen der thrakische Häupter Peiros schleuderte, getödtet (Daf. IV, 517). 3) Zwei Trojaner, die mit Aeneas nach Italien kamen, der eine aus dem königlichen Geschlechte des Priamus (Aen. V, 297), welcher bei den Spielen in Sicilien einen Preis im Wettlauf erhielt; der andre, der nebst seinem Bruder Amphus von Turnus im Kampfe getödtet wurde. (Aen. XII, 509.) (H.)

DIORIT (Diabase, körniger Grünstein). Ein Gemenge aus dichtem Feldspath oder Labrador mit Hornblende, das mehr oder weniger deutlich wird, und endlich, wenn es nicht mehr erkannt werden kann, und als ein einfaches Gestein erscheint, in Epidiast übergeht. Bisweilen ist die Hornblende, bisweilen der Feldspath vorwiegend. Dst liegen in dem Gemenge wieder einzelne, besonders ausgezeichnete Krystalle von Feldspath (porphyrischer Diorit), oder kugelige und knollige Massen desselben (Varicolith), auch trifft man blasse Struktur, und er bildet dann gewöhnlich Mandelfelsen. Schichtung wird kaum bei ihm bemerkt, dagegen öfter säulenförmige und kugelige Absonderung. Das Dioritgestein findet sich in ältern Gebirgen, dem Granit, Gneus, Glimmerschiefer, Thonschiefer, der Grauwacke und selbst dem Kalkstein untergeordnet, aber nicht leicht in großer Erstreckung sich verbreitend, und gewöhnlich diese Massen durchschneidend*). Als zufällige Gemengetheile trifft man Quarz, Glimmer, Chlorit, Granat etc., jedoch nicht häufig an, auf Kiesel, Aeserit, Arinit, Prehnit, Kalkspath etc. — Vergl. Grünstein und Tropp.

(Germar.)

DIORTHOSIS (ἡ διόρθωσις, die Verbesserung, von διορθώω, grade machen, verbessern) auch Diorthosis (nach Reinwein, was aber bei den Alten nicht vorkommt), bezeichnet in seiner schon von Hippokrates gebrauchten Bedeutung die Wiedererrichtung, oder Verbesserung der Lage und Gestalt gebrochener, verrenneter oder überhaupt von der normalen Beschaffenheit abgewichener Knochen. Ebenso wird es auch noch von Reinwein, Cooper u. A. gebraucht. Allgemeiner bekannt und gebräuchlich sind indess die Worte Repositio, Taxis; daher diese, wie auch der Art. Orthopaedia nachzusehen sind.

(Haumgarten-Crusius.)

DIORYGMA. Eine von Eschweiler (Syst. lich. p. 13. f. 1) aufgestellte Gattung aus der letzten Classe Linne's und aus der Gruppe der Hymenocampi Meyers (Graphideaes Eschweil.) der natürlichen Familie der Flechten. Char. Das Lager ist krustenförmig, aufgewachsen, einbürgig; die Scheinfrüchte sind langgestreckt, ablang-linienförmig (lirolae), etwas verdickt, entstehen aus einem gallertartigen, röhrlöcherigen Kerne (der Keimschicht) und werden anfangs vom Lager eingeschlossen, welches sich später über ihnen in Röhren (daher der Name: τὸ διόρυγμα, das Durchgrabene, Durchfurchte) öffnet. Von den sehr nahe verwandten Gattungen Graphis Adanson, Asterisca Meyer (S. Opegrapha) und Platygramma Meyer unterscheidet sich D. durch die Farbe des Kerns (der Unterlage der Scheinfrüchte) und durch die Form der Keulen. Dagegen ist Pissurina Fée wohl gar nicht verschieden. Es sind fünf Arten dieser Gattung bekannt, welche in Profillen auf verschiedenen Baumrinden, in Peru besonders auf Obina- und Angustura-Binde vorkommen, ein weißliches oder schwachgrünes Lager und röhrlöcherige Scheinfrüchte haben. 1) D.

*) Reinwein's Archiv für Mineral., Geogr., Bergb. u. Hütent. 4 B. Tab. 7.

insculptum *Eschw.* (Martius Icon. vol. crypt. brasil. t. 6. f. 1., *Fissurina Damastril Fée* crypt. des coores. exot. p. 59. t. 16. f. 5., *Graphia Damastril Spr.* syst.; 2) *D. biflorum Eschw.* (Mart. f. brasil.); 3) *D. Grammitia Eschw.* (l. e., *Graphia Grammitia Fée* l. e. p. 47. t. 9. f. 3.) und die zweifelhafte 4) *D. tinctorum Eschw.* (l. e., Syst. lich. f. 1.) und 5) *D. nitidum Eschw.* (l. e.). Wiewohl gehört auch *Opograpa hieroglyphica Persoon* (Wetter. Annal. II. S. 16. T. 10. B. 3., *Asterion Cichonorum Spr.* S. d. Art. *Opograpa*) und *Graphia endocarpa Fée* (l. e. p. 49 t. 13 f. 5.) hierher. (A. Sprengel.)

DIORYKTOS, oder der Kanal, hieß der von den Korinthern, wie es scheint, nicht lange vor dem peloponnesischen Kriege gegrabene Kanal, wodurch sie Leukadien als eine Insel vom Festland Ithakien trennten. Plinius (H. N. IV, 1), Polybios (V, 5), Dionysios von Halikarnassos (l. 50), Strabon (X. p. 461) und Ptolemaeus (XXXIII, 17). Der Kanal wurde zur Abklärung der Fahrt angelegt, um jedoch die dadurch entstandene Insel Leukadien mit den Besitzungen der Korinther auf dem Festlande wieder zu verbinden, wurde derselbe mit einer Brücke versehen. Die Länge desselben gibt Plinius auf drei Stadien an, allein er bezeugt zugleich, daß bei dem obenhin flachen Gewässer die Winde den Sand in dem Kanal immer wieder ansäuften. Daher geschah es häufig, daß die diesen Weg wühlenden Schiffe vermittelst Maschinen hindurch gebracht werden mußten (Julius Hyginus beim Geommat. Cosmoper, ed. Putsch. p. 108), wie denn dies namentlich von den Korinthern im fünften Jahre des peloponnesischen Krieges erzählt wird (Xenoph. III, 81). Auch im ersten makedonischen Kriege war der Kanal so verschlamm, daß Leukadien wieder als Halbinsel erschien; doch scheint er späterhin wieder gereinigt worden zu sein, denn Livius nennt Leukadien wieder eine Insel. Eriae Breite belief sich auf 120 Schritte. Nach der Peutingerschen Tafel hieß der Fleden, welcher auf dem Festland an diesem Kanal lag, ebenfalls Dioryktos. Noch jetzt ist die Meerenge bei der Insel Moura so flach, daß nur Kähne durchfahren können. (L. Zander.)

DIORYMERUS. Käseergattung, von Schönherr*) errichtet, aus der Familie der Käsefläfer und der Abtheilung mit getrockneten Fühlern und langem Rüssel, welcher letztere in eine Längsfurche der Rorderrust eingeschlagen werden kann. Kurze Fühler, hochgewölbte, fast dreieckige Deckflügel, zusammengedrückte Beine und auf der Unterseite gerinnete Schmelz zeichnen diese Gattung aus, wozu *Rhynchosus gutatus Fabr.*, *Orebitis albus*, *anceps Germ.* und andre in Brasilien einheimische Arten gehören. (Germar.)

DIOS hieß im alten makedonischen Kalender dem Reus zu Ehren der erste Monat des mit der Herbstliche beginnenden Jahres, welcher dem attischen Kaimaterion entsprach. Als die Römer in den asiatischen, griechischen Ländern, welche vorher unter makedonischer Herrschaft

standen, den Jellianischen Kalender einführten, fiel dieser erste Jahresmonat auf die Zeit vom 24. September bis zum 24. October. (G. F. Grotefend.)

DIOSCOREA. Eine von Plumet (Nov. gen. pl. 26) zu Ehren des berühmten griechischen Arztes Dioscorides so genannte Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der sechsten Linne'schen Classe (nach Linne aus der sechsten Ordnung der 22. Classe). Sie bildet mit zwei andern Gattungen eine eigne natürliche Familie, *Dioscoreaceae*. Char. Die Blüthen dreizählig, aber männliche und weibliche von gleicher äußerer Bildung; der corollinische Kelch sechszählig, über dem Fruchtknoten stehend; in der männlichen Blume die Staubfäden an der Basis des Kelches eingefügt, pfriemenförmig; in der weiblichen Blume drei einfache Griffel; die Kapsel Frucht dreifach, dreifächerig mit zweifächigen Fächern, sich öffnend, hervorspringenden Winkeln der Klappen und flachgedrückten, geflügeltem Samen. (Gärtner, De fruct. t. 17.) Gegen 50 Arten dieser Gattung sind bekannt, von denen die meisten im tropischen Amerika und Ophindien, einige in Cochinchina, Japan, Neuholland und Nordamerika wachsen. Sie haben perennirende knollige Wurzeln (keine Knollen sitzen oft auch in den Blattachsen); der Stengel windet sich, bisweilen mit Hülfe von Gabeln (cirri), um andre Gegenstände; die Blätter stehen meist abwechselnd; sind herzförmig, selten gelappt oder zusammengesetzt, geacert. nervenreich; die kleinen Blüthen bilden einsache oder zusammengesetzte Ähren oder Trauben. Die großen Wurzelknollen mehrer, ursprüngl. asiatischer Arten (z. B. *D. sativa*, *alata*, *bulbifera*, *oppositifolia*, *triphylla* und *pentaphylla* Linn., *eburnea* Loureiro und *japonica* Thunberg) werden unter dem Namen Yamé, Ignamen, Ujéé, auch missbräuchlich als Betaten, in heißen Ländern vielfach als Essigmittel des Getreides und der Kartoffeln angebaut. Sie enthalten nach Eberfens Analyse auf acht Unzen: 1 Unze 64 Drachme Stärkemehl, 1 Dr. 53 Gran Schleim, 2 Gr. Darg., 10 Gr. Schleimhaut, 4 Dr. 10 Gr. Pflanzensaft und 5 U. 34 Dr. Wasser. Der bitter, sehr scharfe Stoff, der besonders in den Knollen von *D. triphylla* Linn. (*Jacquin* in rar. t. 627) bemerkbar ist, wird durch Kochen und Rösten, oft durch bloßen Eingüssen, entfernt, und die Yamé liefern dann eine angenehme, nahrhafte Speise. Auch halten sie sich lange und sind deshalb als Wandvorrath auf Schiffen sehr gesucht. Die Knollen der *D. oppositifolia* Linn. gelten in Cochinchina als Mittel gegen die Leugensucht. Im tropischen Amerika und auf den Südeinseln wird vorzugsweise *D. alata* Linn. (Katszil-Kalengu *Rheede* hort. malab. VII. t. 58., *Ubinum digitatum* et *anguinum* *Rumphius* herb. amb. V. t. 121, 122.) angebaut. Aus der sehr verschiednen gestalteten, oft bandförmig getheilten, mehr Pfund schweren Knolle kommen die geflügelten Stengel mit herzförmigen, siedennervigen Blättern und kleinen Knoschen in den Blattachseln hervor. In Ophindien und an den heißen Küsten Afrika's wird dagegen häufiger *D. sativa* Linn. (Hort. Cliff. t. 28., Mu-Kalengu *Rheede* malab. VIII. t. 51., *Otus* an-

*) Curculion. Dispos. meth. p. 311.

guinis *Rumph.* amb. V. t. 180) kultivirt. Die drehrunden Stengel dieser Art kommen aus der gleichfalls unregelmäßig geformten Wurzelknolle hervor und tragen pergamentige, neunnervige Blätter. In europäischen Gärten findet man am häufigsten *D. villosa* *Lean.* (*Jacqu.* rar. t. 626., *Schkuhr.* Handb. I. 329), welche in Nordamerika von Kanada bis Virginia einheimisch ist und die deutschen Winter recht wohl verträgt. Die knollige, nicht essbare Wurzel treibt spät im Frühjahr mehrere drehrunde, krautartige Stengel, welche sich an Edummen, Pfählen u. dgl. bis zu einer Höhe von 12 Fuß, von der Rechten zur Linken, emporheben. Die versformigen, langzugespitzten, sieben- bis eisenrothen, unten feinbehaarten Blätter stehen eigentlich abwechselnd, oft aber nähern sie sich einander so, daß sie gegenüber oder wirtelsförmig gestellt erscheinen. Die weibliche Pflanze trägt einfache, sieben- bis zehnlumige Trauben; bei der männlichen, welche seltener vorkommt, stehen die Blumen endförmig in Rispen zusammen. (*A. Sprengel.*)

DIOSCOREAE. Eine von Rob. Brown (*Prodr.* fl. nov. holl. p. 204) gegünzte monokotyleonische Pflanzenfamilie, welche K. v. Zuccini (*Gen. pl.* p. 42) zu den Aporageen (Smilacinen A. Brown, Sarcocollacinen Spr.) rechnete. Die Gewächse dieser Familie sind Kräuter oder Sträucher mit knolliger Wurzel oder dickem, stromförmigem Wurzelstock, Stengeln, die sich oft von der Rechten zur Linken um andre Gegenstände winden, seltener sich mit Gabeln anflammen, und abwechselnd oder gegenüberstehenden, einfachen, meist pergamentigen, seltener gelappten oder zusammengesetzten, gestielten, nebstförmig-gekerbten, nervenreichen Blättern. Die Blüten sind dicklich (getrennten Geschlechts auf verschiedenen Individuen) und bilden einfache oder zusammengesetzte Ähren oder Trauben, sehr selten stehen sie einzeln (*Tesudinarina*). Die Blumen bestehen bei der männlichen, wie bei der weiblichen Pflanze aus einem sechsbelligen, gewöhnlich gelbgrünen, corollinischen Kelch, dessen Fächer sich in drei äußere und drei innere unterscheiden lassen. Sechs freie Staubfäden sind bei der männlichen Blume innen an der Basis der Kelchabschnitte eingefügt und tragen die zweifächerigen Anthoden. Der Fruchtknoten steht bei der weiblichen Blume unter dem Kelch (ist mit diesem verwachsen) und trägt drei cylindrische Griffel mit einfachen Narben. Die Frucht ist eine trockne Kapsel, in der Regel dreifächerig und dreikantig, selten dreiflügelig (*Tesudinarina*), oder durch Fehlschlagen einfächerig und einsügelig (*Rajania*). Die Früher der Kapsel enthalten zwei (selten nur einen) flachgedrückte, geflügelte Samen. Der kleine Embryo liegt in einer großen Höhle des knorpligen Eiweißkörpers.

Die zunächst verwandte Familie der Smilacinen unterscheidet sich durch die Stellung des Fruchtknotens über dem Kelch, durch Beerenfrüchte und durch die sehr kleine Höhle des Eiweißkörpers, worin der Embryo liegt. Doch bildet die Gattung *Tamus*, welche den Kelch der Dioscoreen, aber die Frucht der Smilacinen hat, den Übergang, so daß man beide Familien als Gruppen einer und derselben Familie betrachten könnte.

Wenn man *Tamus* zu den Smilacinen rechnet, so gehören nur drei Gattungen: *Dioscorea* *Plum.*, *Rajania* *L.* und *Tesudinarina* *Salisbury* zu den Dioscoreen. Sie wachsen fast ausschließlich zwischen den Breitenkreisen in Amerika, Asien und Neuholland; nur die beiden Arten von *Tesudinarina* finden sich an der Südspitze von Afrika. Der Nutzen, den mehrere Arten von Dioscoreen durch ihre großen, süßen, nahrhaften Wurzelknollen gewähren, beschränkt sich auf die heißesten Gegenden in der Nähe des Äquators, wo kein Getreide gedeiht. (*A. Sprengel.*)

DIOSCORIDES INSULA, *Διοσκουρίδων νῆσος*. Nur *Arrianos* (*periplus maris erythraei*) und *Ptolemaeus* kennen diese Insel, und besonders der erstere unterrichtet uns genauer über ihre Lage und Beschaffenheit. Sie lag nämlich dem Vorgebirge *Syagros* auf der Südostküste der arabischen Halbinsel, jetzt *Cap Farafak*, in südöstlicher Richtung und dem arabischen Vorgebirge *Osmatum*, jetzt *Cap Gharafusi*, in nordöstlicher Richtung gegenüber im erythräischen Meer, und ist also die heutige Insel *Socotra*. *Arrianos* nennt sie sehr groß, öde und sumpfig, reich an Flüßen, Krokodilen, sehr vielen Schlangen und großen Eidechsen, deren Fleisch die Einwohner essen, ihr Fett aber aufschmölzen und statt des Oils gebrauchen. Wein und Getreide habe sie nicht. Die wenigen Einwohner, welche sie habe, wohnten allein auf der dem Festlande (d. h. von Arabien) zugewandten Seite. Sie seien eingewandert, theils Kraber, theils Indier, theils Hellenen, die des Handels wegen dort an Land gingen. Die Insel hatte auch Schildkröten von verschiedner Art und Gestalt, aus deren Schalen mancherlei Geräthschaften verfertigt wurden. Auch den indischen Zinnobers lieferte sie, der aus Bäumen quoll und gesammelt wurde. Unterworfen war sie dem *Cleazos*, Fürsten der Weidrausch liefernden Länder, und zu *Arrianos'* Zeit war sie von den Königen verpackt und mit einer Besatzung versehen. Die Kreuzer und Handelsleute, welche von *Emprisa* und *Barogaza* (Sintien) kamen und durch Zufall an die Insel geriethen, trieben dort Handel und vertauschten Reis, Getreide, baumwollne Zeuge und weibliche Sklaven gegen Schildkröten. (*L. Zander.*)

DIOSGYÖR (sprich Diosjör), ein Marktflecken im borschorb Comitats des Königreichs Ungarn, in einer reizenden Gegend, am forcellenreichen Bache *Sajóva*, und berühmten Eisenwerken, in welchen das vorzüglichste Eisen und der beste Stahl im ganzen Lande bereitet wird. (*Grauf.*)

DIOSHIIRIATAE, die Bewohner von *Διόσιρη*, einem Eile Pyänt am Capstrut. (*Ptolem.*) Sie werden genannt *Plin.* N. H. V. 29, und auf Münzen. *S. Eckhel*, D. N. V. 3. 25. S. 100. (*Tuch.*)

Dioskorides, der Stein Schneider, s. die *Rachträge* zu D.

DIOSKORIDES (*Pedanius*), ein um die Botanik und Arzneimittelreue hochverdienter griechischer Schriftsteller. Über seine Lebensverhältnisse ist wenig bekannt. Schon seine Namen werden von den Alten abweichend

geschrieben. Häufig findet man ihn Pedacius (*Πεδάκιος*) genannt, aber die bewährtesten Codices und Photius¹⁾ nennen ihn Pedanius, welchen Namen er vielleicht von der römischen gens Pedania annahm und hierin dem Beispiel anderer unter den Römern lebenden Griechen folgte, die sich durch Beilegung eines römischen Namens gewissermaßen naturalisirten. (Crotian²⁾ und Galen³⁾ nennen ihn auch Dioskorides. Wahrscheinlich gab es dieses Namens mehr in der alten medicinischen Literatur. So erwähnt Galen einen Dioskorides aus Larissa⁴⁾, einen Prophiliter Dioskorides, von einem Einsenmaul (*γαυξ* genannt⁵⁾), der nach Euidas zur Zeit der Kleopatras lebte, und einen jüngeren Dioskorides aus Alexandrien⁶⁾, kurz vor seiner eignen Zeit. Unser Dioskorides war zu Anazarba oder Anazarbus, einer Stadt in Cilicien, geboren. Die Zeit, in welcher er gelebt und geschrieben, hat wegen seiner Verwechselung mit andern Namensgenossen manchen Streit verursacht, läßt sich indessen ziemlich genau bestimmen. Er gelebt nämlich in der Vorrede zu seiner *Materia medica* des Eleanius (Cereanios, Elicinius) Bassas, welcher nach Lucius⁷⁾ im 11. Jahre der Regierung Nero's Consul war (63 n. Chr.), und nach Plinius im 3. 70 unter seiner Regierung an einem Aardunkel starb⁸⁾. Auffallend bleibt es indessen, daß Plinius, der stets alle seine Vorgänger anführt, nirgend den Dioskorides nennt. Daß er ihn jedoch sehr gut gekannt habe, beweisen unzählige Stellen, die fast wörtlich aus dem Dioskorides entnommen sind⁹⁾; nur bei einer einzigen dieser Art fügt er hinzu: *haec est sententia eorum, qui nuperime scripsero*¹⁰⁾. Auch alle Philosophen und Ärzte, welche Dioskorides als vor ihm da gewesen nennt, rechtfertigen die Annahme, daß die Zeit seines Lebens unter Nero falle. Daß er Arzt gewesen sein müsse, wird aus seinen Schriften klar; daß er seit seiner frühesten Jugend eine große Liebe zur Botanik gehabt, und in Kriegsdiensten, wahrscheinlich als Feldarzt, große Reisen gemacht, sagt er uns in der vorhin erwähnten Vorrede selbst. Wo er sich gebildet, ist unbekannt, doch läßt sich vermuten, daß dies in dem damals sehr blühenden Larissa geschah, vielleicht auch in Alexandrien, welches immer noch ein Hauptstich medicinischer Gelehrsamkeit war. Dahi spricht auch seine vollständige Kenntnis der ägyptischen Namen, mit welchen die dortigen Priester (Propbeten) die Pflanzen bezeichneten. Seine Reisen hatten ihn Italien, Gallien, Spanien und selbst einen Theil Africas kennen gelehrt, was man aus der Anführung punischer Pflanzennamen schließen kann; Britannien und Germanien werden jedoch nirgends erwähnt. Da um die Zeit des Dioskorides vorzüglich zwei medicinische Schulen, die dogmatische und die empirische, an der Tagesordnung waren, so hat man

ihn bald der einen, bald der andern zugetheilt, doch mit Unrecht. Wir finden ihn gleich weit von den spitzfindigen Gräbeln der Dogmatiker, wie von der rohen, handwerksmäßigen Routine der Empiriker entfernt; wir sehen er allenthalben die Erfahrung schätzt, so läßt er doch auch dem Geiste sein Recht widerfahren, wenn dieser seine Befugnis, z. B. in der Annahme den Grad der Arzneikräfte eigeninnig bestimmen zu wollen, nicht überschreitet. Auch von den Methodikern eignete sich Dioskorides manches an, wie er denn die metapskritische Heilmethode an mehreren Stellen empfiehlt¹¹⁾ und von der Veränderung des Verhältnisses der Poren (*μετασποροποιουσι*) spricht¹²⁾. Er war hiernach in der That ein Eklektiker, und insofern könnte man ihn zu der eklektischen, besitzenden oder episyndetischen Schule zählen, deren Vornämmer Agathinus aus Sparta und Leonides aus Alexandrien sind¹³⁾. Sprengel hebt überdies noch seine Freiheit von allem Aberglauben heraus, und ist geneigt, alle vorkommenden Anklagen desselben den Abschreibern zur Last zu legen¹⁴⁾.

Wir kommen jetzt zu seinen Werken. Diese sind meistens ohne systematische Ordnung und in einer Schreibart verfaßt, in welcher die Nachlässigkeit eine große Anzahl von Schreibfehlern und Silberrissen gehäuft hat. In Cilicien, welches mit dem übrigen Kleinasien die Zeiten 278 v. Chr. erobert hatten, wurde ein Gemisch von thrakischer und eolischer Sprache gelehrt, weshalb auch Dioskorides nicht nur eine Menge eolischer und altattischer Pflanzennamen anführt, sondern auch in der Diction überhaupt sein Vaterland nicht verleugnet. Gegen die Beschuldigung Galens, daß er *τὰ ἀναγινώμενα τῶν Ἑλλήνων ὁμοῦ μὴ ἐννοεῖται* nicht verstanden habe¹⁵⁾, rechtfertigt ihn wenigstens an einer Stelle Sprengel¹⁶⁾. Er selbst bittet im Bewußtsein seiner mangelhaften und inleganten Darstellung die Leser, nicht auf die Sprache, sondern auf die Sache und die auf diese verwendete Sorgfalt zu sehen¹⁷⁾. Ubrigens wird man nichts an der Klarheit und Bestimmtheit des einfachen Vortrags vermissen, der namentlich das von ihm verfaßte Hauptwerk des Alterthums in diesem Fache charakterisirt. Es führt den Titel: *Ἱερί σίγης λαμπρῆς, c. materia medica*, von den Arzneimitteln, ist dem Areios gewidmet und in fünf Bücher getheilt. Nach dem Theophrast von Creusa ist Dioskorides zuerst wieder ein Hauptfachsteller über Pflanzkunde, und für *Materia medica* eine Quelle, die man beinahe 17 Jahrhunderte hindurch für einzig, unerschöpflich und untrüglich gehalten hat. Nicht nur Araber, Arabisten und das ganze Mittelalter hielten fest an ihm, sondern bis auf die neuere Zeit hat er in Portugal und Spanien gegolten, wie er der Mauren, Türken und an den orientalischen Völkern noch jetzt im höchsten Ansehen

1) *Phac. Biblioth. No. 178.* 2) *Exposit. voc. Hippocr. ed. Franz. p. 214.* 3) *Ibid. p. 426 etc. Galen. de medicina facultat. lib. VI. p. 794* 4) *Kühn. (Vol. XI.)* 5) *Galen. de comp. med. ser. gen. lib. V. p. 857. (Vol. XIII.)* 6) *Galen. Kypoa. voc. Hipp. p. 402.* 7) *Ibid. p. 484.* 8) *Annal. XV. 33.* 9) *Hist. nat. XXVI. 4.* 10) *Sprengel, Gesch. d. Med. II. 82.* 11) *Hist. nat. XXXVI. 57.*

11) *III. 48. IV. 157. V. 11. 130. 157.* 12) *IV. 157. 13) Galen. de fr. med. 14. p. 355. Vol. XIX. Kjusd. Isagoge p. 684. Vol. XIV.* 14) *In praef. ad Dioscor. p. xi.* 15) *Galen. de facult. simpl. med. XI. c. 2. p. 850. Vol. XII. 16) Dioscor. Lib. II. c. 94. p. 218.* 17) *In praef. mat. med. p. 4.*

stehen soll¹⁸⁾. Wirklich blieb er auch bis zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften unberührt, und so ist es erklärlich, daß man fortwährend ihn abschrieb, excerptirte oder commentirte, daß man alle vorkommende Pflanzen schon von ihm beschrieben glaubte und erst spät zu der Einsicht kam, daß wir viele seiner Gewächse gar nicht kennen. Hieran ist der Mangel an systematischen bestimmten Benennungen und die undeutliche Beschreibung der meisten Gewächse Schuld, da die Zeichen, welche D. gewöhnlich aus der Größe, Farbe und der Ähnlichkeit entnimmt, so höchst trügerisch sind. Die Abbildungen, mit welchen einige alte Handschriften versehen sind, sind größtentheils so ungeschickt und barbarisch, daß auch sie wenig Licht verbreiten, und also des Streits über die Pflanzen des Dioskorides kein Ende war. Was indessen uns anständig und unbrauchbar erscheint, war gewiß für seine Zeitgenossen, die der noch unveränderte Sprachgebrauch mit jeder Beschreibung richtige Anschauungen verbinden ließ, klar und verständlich. In neuester Zeit hat Sprengel's gelehrter Commentar zum D. wesentlich zum bessern Verständnisse desselben beigetragen. Derselbe Gelehrte liefert in seiner Geschichte der Medicin ein Verzeichniß der von D. zuerst erwähnten Arzneipflanzen, und macht auch auf die andern verdienstlichen Stellen des Werkes aufmerksam¹⁹⁾. Übrigens finden wir auch bei D. die Arzneistoffe aus den beiden andern Naturreicht vollständig abgehandelt. Ihre Wirkungen sind meist empirisch und humoraltherapeutisch aufgefaßt, und in Hinsicht ihrer Anwendung werden nicht die Indicationen und besondern Umstände, sondern im Allgemeinen nur die Krankheiten angegeben, in welchen sie gewöhnlich wirksam sind.

Zu den im Verdachte der Unrichtigkeit stehenden Schriften zählt man folgende: 1) *Alexipharmaca et Theriaca*. Zu den fünf Büchern über *Materia medica* wird von Ptoleius²⁰⁾ noch ein sechstes und siebentes gezählt. Das sechste führt die Überschrift: *Περὶ γαρμμάκων ὅσα τε ἐστὶ τῶν δηλητηρίων καὶ ὅσα τῶν ἀναισθητικῶν*, auch in einigen Ausgaben: *Περὶ δηλητηρίων γαρμμάκων καὶ τῆς αὐτῶν προφυλακῆς καὶ θηρακάων*; das siebente: *Περὶ τῶν ἰσχυρίων ὅσων καὶ τῆς τῶν ἀν' αὐτῶν πληγῶν θεραπείας καὶ θηρακάων*, oder auch: *Περὶ ἰσχυρίων, ἐν ᾧ καὶ περὶ λυσσωτός κενός*. In einigen Ausgaben sind diese beiden Bücher wieder getheilt, so daß auf diese Weise gar neun Bücher des Dioskorides entstanden sind. Das sechste Buch hat in den Ausgaben des Aldus, Cornarius, Ruell und Mattioli den Titel *Alexipharmaca et Theriaca*, und ist ebenfalls dem Aetios geweiht, fast mit denselben Worten, in welchen die Widmung des fünften Buchs verfaßt ist. Dies hat von jeher diese Schrift verdächtig gemacht, gegen ihre Echtheit zweifeln indessen noch andre Umstände. Es finden sich nämlich darin Arzneistoffe erwähnt, welche Dioskorides nicht kannte oder wenigstens nicht anführte; es werden Worte gebraucht, deren sich D. nicht bediente, wie z. B. *ἰσχυ-*

νοσία, ἰσχυρογύμνος u. s. w.; es kommen in der Einleitung Hypothesen über die Grade der Arzneikräfte vor, welche dem D. fremd sind; es sind Merkmale genug vorhanden, der alten Theoriae c. 19, daß der Verfasser ein Anhänger des Galenismus und der pneumatischen Schule war, welche sich durch ihren Hang zu Speculativität und durch ihre dunkle Ausdrucksweise den Tadel des Galen zuzog²¹⁾. Sprengel hält es nicht für unwahrscheinlich, daß der Verfasser dieser Schriften der jüngere Dioskorides aus Alexandria sei²²⁾.

2) *De Euporiatum seu facile parabilibus*, *ἡπιότατα ἁπλῶς καὶ ευδαιμόνως γαρμμάκων*. Dies Werk ist in zwei Bücher getheilt und dem Andromachos gewidmet, gewöhnlich dem Leibärzte des Nero, mitbin einem Zeitgenossen des Dioskorides. Seine Echtheit ist jedoch sehr zweifelhaft. Aus einem ausgedehnten Oeder wurde es zuerst 1565 zu Straßburg mit der lateinischen Übersetzung des Joh. Roibanus, welche G. Gesner vollendete, gedruckt, und ging dann in die Ausgabe des Saracenus u. A. über. Ältre Herausgeber des Dioskorides: Aldus, Cornarius, Marcellus Vergilius haben es nicht gefandt; selbst von Galen wird es nicht erwähnt. Spätern griechischen Ärzten scheint es nicht unbekant gewesen zu sein. Allerdings scheint es auch aus einer viel spätern Zeit herzuführen. Dafür sprechen mehrere von Sprengel angeführte verderbte Wortformen²³⁾, und die Erwähnung von Naturgegenständen, welche damals noch nicht bekannt sein konnten. So wird z. B. der Geruch der Blüthe des *χυμαίριον*, welche Pflanze schon G. Gesner für *Convallaria majalis* hielt, mit dem Roschus verglichen, der, wie Sprengel nachweist, zuerst im fünfzehnten Jahrhunderte von Moses von Chorene²⁴⁾ und im sechsten von Kosmas Indicopleustes genannt wird²⁵⁾. Ferner wird ein Rausch, *ἰσχυρ*, erwähnt²⁶⁾, welches vier Strupel betrug und bei den Ärzten etwa eine Drachme galt, aber erst nach Constantin dem Großen auf Geleimlösen vorkommt, und viel später bei Joh. Actuarius und Nikol. Myresius zur medicinischen Benutzung gelangte²⁷⁾.

3) *Περὶ γαρμμάκων ἱευσέων*. Diesen Titel führt eine sehr verflummelte und incorrecte Handschrift, welche, ein Werk des Dioskorides und Stephanos Atheniensis enthaltend, von dem venetianischen Arzt Augustin Sabaldini dem G. Gesner zum Geschenke gemacht wurde, und dann in die Bibliothek des Caspar Wolf überging. Dieser gab sie in lateinischer Übersetzung heraus unter dem Titel: *Alphabecum empiricum, sive Dioscoridis et Stephani Atheniensis philosophorum et medicorum de remediis expertis liber juxta alphabeti ordinem digestus*. Nunc primum a Casparo Wolphio in latinam linguam coarctatus et in lucem editus (Tiguri 1581). Die Kranktheiten sind alphabetisch aufgeführt und das auf den Dioskorides sich beziehende fast ganz aus seiner *Materia medica* und den Euporiaten entnommen.

18) Shaw's travels, or observations relat. to several parts of Barbary and the Levant. (Lond. 1757. 4.) p. 266. 19) Sprengel l. c. p. 85 sq. 20) In biblioth. edic. 178.

21) Galen., De differ. puls. III. p. 688. Vol. VIII. 22) a. d. p. xvi. 23) a. d. p. xvi. 24) Hist. Armen. p. 365. 25) Topogr. christ. II. p. 101. 26) Lib. II. c. 69. 27) Fuchs ad Nic. Myrses. sect. 1, 5, 3.

menae Julio, fol. Die älteste und seltenste, welche, nach Sprengels Behauptung, einen richtigen Text und bessere Accentuation enthält, als die meisten spätern Ausgaben. Der Text des Dioskorides, in welchen auch die Notha aufgenommen, hat hier neun Bücher, indem die Alexipharmaca und Theriaca das siebente, achte und neunte Buch bilden. Die Euporista fehlen, aber die beiden Gedichte des Rikander nebst den Scholien sind dabei. — 2) Venedig 1518. 4. min. in aedibus Aldi et Andreae (Asulan) soceri, mense Junio; die sogenannte zweite Aldine, besorgt von Hier. Rescius, einem gelehrten Arzte zu Padua. Die Notha stehen hinter dem Texte. — 3) Basel 1529. 4. ap. J. Hebelium, mit einer vollständigen Recension des Arztes von Jan. Cornarius.

b) Griechisch-lateinische: 1. Köln 1529. Fol. Übersetzung und Commentar von Marcellus Vergilius, sehr geschätzt. Gewöhnlich sind ihr beigelegt: *Hermolai Barbari in Dioscorid. corollariorum libri quinque.* (Colon. 1530.) — 2) Paris 1549. Herausgeber ist Jac. Gouppl, Übersetzer Ruell. Correcite, nette, bequeme Ausgabe. — 3) Frankfurt a. M. 1598. Fol. ed. Jan. Ant. Saracenus (Sarasin). Der Text ist nach Handschriften verbessert, mit Varianten und sehr werthvollen Scholien des Sambucus und Saracenus und desselben ganz neuer Übersetzung versehen. — 4) Leipzig 1829 und 1830. 2 Bde. Ausgabe von Kurt Sprengel für die Köhnische Sammlung griechischer Arzte, in welcher sie den 25. und 26. Theil bildet. Sprengel hat keine Gedicte, sondern nur die von Weigel in Dresden an dem Wiener Manuscripten gemachten Collationen, ferner die früher wenig beachtete Aldina princeps benutzt, die Übersetzung berichtigt und in seinen Commentar Alles aufgenommen, was ihm vermöge seiner großen Kenntniß der Botanik, der Sprachen und der Geschichte der Medicin zu Gebote stand.

Übersetzungen. a) Lateinische: 1) Gölle (in Toxana, nicht Gölle) 1478. Fol. apud J. Altemannum. Älteste Ausgabe der nach dem Arabischen gemachten Übersetzung des Petrus Paduensis (Petrus de Abano). — 2) Lyon 1512. 4. wahrscheinlich ein Abdruck desselben Übersetzung. — 3) Venedig 1516. Fol. von Hermolaus Barbarus. — 4) Paris 1516. Fol. von Ruellius. Diese sehr geschätzte Übersetzung erschien zuerst bei J. Stephanus, und später noch gegen 20 Mal an verschiedenen Orten. Sie befindet sich auch in der Ausgabe von Gouppl und liegt den lateinischen Ausgaben des Matthiolus zum Grunde. — 5) Florenz 1518, 1523, 1528. Fol. bei Junta, von Marcellus Vergilius. — 6) Venedig 1554. Fol., erste latein. Ausgabe der berühmten Commentarien des P. A. Matthiolus zum Dioskorides, mit einer lateinischen Übersetzung, die nur wenig von der des Ruellius abweicht. Sie ist oft wiederholt und die Commentare sehr bereichert worden in den Ausgaben der Opp. om. Matthioli durch G. Baubin. (Basel 1598, 1674. Fol.) — 7) Basel 1557. Fol., von Jan. Cornarius, wenig geschätzt. — 8) Frankfurt a. M. 1598. Die Übersetzung des Saracenus, unverändert aus der griech. lat. Ausgabe abgedruckt.

b) Italienische: Venedig 1542, von Fausto di Longiano, wenig bekannt. — Venedig 1544, erste Übersetzung des Mattioli nebst dessen Commentar. Später sind viele Ausgaben veranstaltet worden. — Florenz 1547. Übers. von R. A. Montigiano.

c) Teutscher: Frankfurt a. M. 1546. Fol., von J. Danz von Aß, unter dem Titel: *Dioscoridis Akruterbuch*, mit Abbildungen. Die spätern Ausgaben, 1610 und 1614. Fol., besorgte P. Uffenbach, Arzt zu Frankfurt.

d) Spanische: Antwerpen 1555. Fol., von And. de Laguna. († 1560.) Nach seinem Tode erschien die Übersetzung noch einige Male mit Abbildungen, z. B. Valencia 1636. Fol.

e) Französische: Lyon 1559. 4., von R. Massée, mit Holzschnitten; ebenfalls 1561. Fol., von A. du Pinet, mit den Commentaren des Mattioli; ebend. 1572 und 1579. Fol., von J. des Moulins.

f) Böhmische: Prag 1562. Fol., von Thabbeus Hagel, mit Mattioli's Commentar. Ebend. 1596. Fol., von A. Huber und D. Adam.

Da die Kräuter den Dioskorides als das Evangelium der Arzneimittellehre betrachten, so finden sich in den Bibliotheken noch handschriftliche arabische Übersetzungen oder Bearbeitungen. Freilich konnten die Kräuter dem D., wie den Hippokrates und Galen, nicht aus dem Originale, sondern erst aus spätern Übersetzungen sich aneignen, daher die arabischen Versionen eben nicht sehr zuverlässig sind. Die berühmteste Metaphrase des Dioskorides ist die des Ibn Bitbar, welchem seine große Kenntniß der Botanik und Materia medica den Beinamen *Alchab* (herbarius) erwarb. Über seine im Escorial zu Madrid, Paris und Hamburg vorhandenen Gedicte hat neuerlich Diez interessante Nachrichten mitgetheilt. Da die Kräuter den von D. beschriebenen Pflanzen mehr verwendete Arzneipflanzen hinzusetzt, so hat Diez auch ein von Ibn Chobolol verfertigtcs Verzeichniß solcher Pflanzen bekannt gemacht. (Hermann Friedländer.)

DIOSKOROS oder DIOSCURUS, Patriarch von Alexandrien, seit dem Jahre 445, wo er dem berühmten Cyrillus von Alexandrien (s. d. Art.) im Episcopate folgte. Er war nicht minder fromm und fromm, aber noch unternehmender, als sein Vorgänger, und scheute keine Mühe und Gefahr, ergriff ohne alles Bedenken auch die verabschewungswürdigen Mittel, um das Werk zur Vollendung zu bringen, das jener hatte aufgeben müssen. Er wollte nämlich nicht sowohl die Alexandrinische Theologie zur herrschenden in der Kirche machen, als vielmehr durch die allgemeine Annahme derselben seinen Bischofsitz zu dem Glanze wieder erheben, den dieser früher gehabt hatte, und deshalb namentlich die Macht des Patriarchats von Constantinopel kürzen, welches sich, durch seinen Sitz in der neuen Hauptstadt begünstigt, nicht nur sehr schnell über die ätern zu Antiochien und Alexandria erhoben, sondern selbst dem römischen den Vorrang abzugewinnen nicht erfolglos versucht.

40) Casiri biblioth. arabico-hispan. Escorial. Tom. II. p. 283. 41) a. a. O. S. 9—15.

hatte. Ähnliche Kangstreitigkeiten beschäftigten ihn schon, als er noch Dialektus und Apokrisarius der alexandrinischen Kirche war. So erneuerte er die alten Streitigkeiten um das Primat zwischen den antiochenischen und alexandrinischen Patriarchen, und weil damals der als Bischof von Cyrus später, so berühmte gewordene Theodorot den Stuhl von Antiochien auf einer Synode zu Constantinopel im Jahre 439 siegreich gegen ihn verteidigte, sagte er gegen diesen einen unverblömbten Haß. Inzwischen spielte er zu Alexandrien den Bescheidenen und Demüthigen, und suchte sich die Gunst des Volkes dadurch zu erwerben, daß er den Gleichen und Geknechten Geld ohne Interessen ließ. Nach seiner Erhebung zum Bischofe sandte er alsbald den Priester Possidonius nach Rom an den Bischof Leo, um das alte Bündniß seines und des römischen Patriarchats gegen das constantinopolitanische zu befestigen. Aus Leo's Antwort erhielt man unter andern, daß damals zu Rom wie zu Alexandrien selbst an den größten Festtagen die Messe nie in einer einzigen Kirche gehalten wurde. Bald darauf gerieth er mit dem Theodorot in neuen Streit. Er warf ihm nämlich vor, daß er ein Synodal Schreiben des Bischofs Petrus von Constantinopel unterzeichnet und dadurch die Rechte der Bischöfe von Antiochien und Alexandrien verletzt habe (*Theodoret's Ep. LXXXVI. p. 1157. T. IV. Opp. ed. Hal.*). Dazu kamen nun die neuen Händel des Eutyches seit dem Jahre 448. Theodorot widerlegte sich den Meinungen des Eutyches nebst vielen morgenländischen Bischöfen und dem Patriarchen von Constantinopel selbst; Dioskoros aber nahm sich seiner an, und suchte jenen in Alexandrien und am kaiserlichen Hofe, wo er viel galt, verächtlich zu machen. Es gelang ihm auch, und Theodorot, gegen den man noch andre Beschuldigungen vorgebracht, erhielt 448 den Befehl, sich nicht von Cyrus zu entfernen (*Theod.-r. Ep. LXXXIX. p. 1134 sq. Ep. LXXXII. p. 1142 sq. T. IV. Opp. ed. Hal.*). Er gebotete, verteidigte sich aber muthig, antwortete auch in einem Schreiben an Dioskoros, den er an seine Unbereinlichkeit im Glauben mit dem Cyrillus erinnerte (*Ep. LXXXVI. p. 1155 sq. l. c.*). Nichtsdestoweniger nannte ihn der unversöhnliche Patriarch einer Nestorianer, wemgleich Theodorot in einem neuen Schreiben an ihn (*Ep. LXXXIII. p. 1145 — 1152. l. c.*) die angeblichen Kezerien des Nestorius verurtheilte; Dioskoros ging noch weiter und sprach öffentlich vor der Gemeine zu Alexandrien das Anathema wider ihn aus (*Ep. LXXXVI. p. 1155. l. c.*). Inzwischen wurde auf der im J. 448 zu Constantinopel gehaltenen Synode, welcher nebst vielen morgenländischen Bischöfen auch Domnus, Patriarch von Antiochien, beivohnte, Eutyches verdammt und Theodorot in Schutz genommen. Hierüber entrißte sich Dioskoros alle Mittel auf, die erste Demüthigung zu vergelten. Der kaiserliche Hof, welcher dem Flavians, Patriarchen von Constantinopel, nicht wohl wollte und deshalb den Eutyches begünstigte, kam ihm dabei zu Hülf, und es gelang ihm, vermittelt der Kaiserin Eudokia und des Eunuchen Ephyppius, den Kaiser Theodosius zur abermaligen Unterjochung der

Eutychianischen Kezerei zu bestimmen. Theodosius wollte nämlich, nicht nur in die Aufsummenherufung einer Synode zu Ephesus, sondern sorgte auch voraus dafür, daß diese nichts als ein Werkzeug des Dioskoros werden konnte. Ihm wurde der Vorstoß aufgetragen, den Bischöfen, welche Eutyches verdammt hatten, ihr Stimmrecht benommen, und andre, wie Theodorot, von denen man den meisten Widerstand befürchtete, völlig ausgeschlossen; hingegen zur Unterstützung des Dioskoros der Mönch Barlumas, als Stellvertreter aller orientalischen Mönche, zu der Synode berufen. Sie trat im J. 449 zusammen, und ihr Resultat ließ sich schon, bevor sie noch eröffnet wurde, voraussagen. Nur um den Schein der Unparteilichkeit zu retten, hatte man den Legaten des Papstes Leo den zweiten Plag auf der Synode eingebracht. Die Absichten dieses Papstes, auch eine neue Lehrformel der Christenheit zu geben, wurden von Dioskoros durchsicht und widerstrebten zu sehr seinen eignen, als daß er es hätte zugeben können, daß auch nur jenes Brief an Flavian (*Ep. XXVIII. p. 801 — 838. Opp. T. I. ed. Ball.*) über die neuen Irrthümer (des Eutyches), der als neues Symbol der kirchlichen Orthodorie von allen anwesenden Bischöfen unterzeichnet werden sollte, öffentlich vorgelesen wurde. Eutyches setzte seine Meinungen aus einander, und von Dioskoros vorher gewonnen, schien die meisten: „Dioskoros und Cyrillus haben nur Einen Glauben! Entsetzt, verbrennt den Eutyches (Bischof von Dorsium, welcher den Eutyches bewegen wollte, zwei Naturen nach der Incarnation zu bekennen); er werde in zwei Stücke gespalten! Wie er getheilt hat, so werde er wieder getheilt! Schmetzt in zwei Stücke Alle, welche von zwei Naturen reden!“ Endlich schrie Dioskoros selbst: „Ich bedarf Eurer Stimmen und Eurer Hände: wer nicht schreiben kann, erbeide die Hand!“ So sprach das Concil das Anathema aus über die, welche zwei Naturen in Christo lehren wollten, billigte das Glaubensbekenntniß des Eutyches und erhob es, als die echte Lehre des Cyrillus, zum Symbole der kirchlichen Orthodorie. Er wurde von der Härte frei gesprochen, und auf Dioskoros ausdrückliches Begehren zugleich Flavian und Eutyches verdammt. Die Verdammten, die römischen Legaten und ein Theil der Bischöfe protestirten vergeblich. Dioskoros ließ den Proconsul sammt Soldaten und Mönchen eintreten, welche mit Schwertern, Knuten und Ketten bewaffnet waren. So zwang man die Bischöfe, ein weißes Papier zu unterschreiben; die es nicht thaten, wurden verbannt, und die päpstlichen Legaten hatten Mühe, glücklich zu entkommen. Außer den Genannten wurden noch Domnus, Theodorot, Ibas und Andre verdammt. Alle unter dem Vorwande, daß sie über die Glaubensbestimmungen des nicänischen und ersten ephesischen Concils hinausgegangenen seien. So endigte sich diese verhängliche Synode, welche in der Geschichte den Namen der Räuber Synode führt. Dioskoros wagte sogar in Folge dessen, was ihm hier gelungen war, auch den Papst Leo zu recommuniciren. Es erfolgte ein Schisma in der orientalischen Kirche. Die Bischöfe von Aegypten, Arabien und Palästina hielten

sch an die Lehre des Dioskoros, die von Äthen und Pontus hlieben dem Flavianus treu. Indessen würde doch Dioskoros allmählig seine Feinde überwunden haben, wenn er die weltliche Macht länger aus seiner Seite gehabt hätte; denn Theodosius hatte alle Schlüsse der epöfienischen Kirchenversammlung ganz ohne Einschränkung und in einem solchen Tone befestigt, daß Dioskoros selbst das Edict nicht nachdrücklicher hätte ablassen können; und wer sich ihren Bestimmungen öffentlich zu widerlegen wagte, den traf Absetzung und Verbannung. Allein Dioskoros und seine Synode hatten noch einen unversöhnlichen Feind, den Bischof Leo, und dieser stand nicht unter des Theodosius Vormösigkeit. Er kam auf Rom; allein sie gelang ihm nicht eher, als bis nach dem Tode des Theodosius, 450, dessen Schwester Pulcheria ihren Gemahl Marcianus auf den Thron erhob. Sie war durch den vornehmsten Beschüzer des Eutyches, den Eunuch Chrysaphius, früher vom Hofe verbannt worden, Dioskoros hatte es beständig mit ihren Gegnern gehalten, ja sogar die Bekanntschaft ihrer Thronbesteigung zu Alexandrien zu verhindern gesucht. Mehr bedurfte es wol nicht, um Pulcheria und ihren Gemahl die Meinungen, welche den Dioskoros und sein Werkzeug, die epöfienische Synode, beschützt hatten, abschreckend irrigläubig finden zu lassen. Leo hatte nicht erst nöthig, sie zu ihrer Unterdrückung aufzufodern. Sie selbst trugen ihm den Verlust ihrer ganzen Macht und einer Synode dazu an, die, der epöfienischen entgegenge- setzt, ebenso unter seinem Einflusse stehen sollte, wie jene unter dem des Dioskoros gestanden hatte. Die neue Versammlung wurde also sogleich nach Nicäa ausgeschrie- ben, und dann, um sie mehr in die Nähe des Hofes zu bringen, nach Chalcedon verlegt, wo sie im J. 451 statt- fand. Sie bestand aus ungefähr 630 fast lauter morgenländischen Bischöfen, und kaiserliche Staatsbedienten und Befehlshaber hatten den Vorzug. Die Abgeordneten Leo's wollten nicht gestatten, daß Dioskoros sich in der Versammlung habe; doch mußten sie zugeben, daß er wenigstens in der Mitte der übrigen Bischöfe sitzen blieb. Hierauf klagte ihn Eusebius von Dorylaum wegen alles dessen an, was er zu Ephesus durchgesetzt hatte. Er verantwortete sich aber damit, daß auch andre Bischöfe daran Antheil genommen, Alles unterschrieben und auch der Kaiser es befestigt habe; zugleich wiederholte er seinen Lehrsatz von Einer Natur. Die Art und Weise, wie er sich hierüber aussprach, mißfiel dem Morgenlän- dern, und obgleich er sich auf Cyrillus und andre Kir- chenväter berief, wurde doch die entgegengelesene Lebrart, wie sie Flavianus zu Constantinopel gebraucht hatte, von Allen gebilligt. Auch mußte er es sich gefallen lassen, daß der von ihm zu Ephesus abgesetzte Theodoros wieder sich und Stimme auf dieser Synode erhielt. Endlich schlugen auch noch in der ersten Verhandlung die Staats- bedienten das Urtheil vor: weil Flavianus und Eusebius mit Unrecht abgesetzt worden wären, so sollten auch Dios- koros und Juvenalis, Bischof von Jerusalem, und andre Bischöfe, die einen Hauptantheil daran gehabt hätten, ihre Ämter verlieren. Diesem Schlusse traten alle mor-

genländische Bischöfe mit einigen andern bei; sie schrien: „Christus hat den Dioskoros, den Mörder, abgesetzt!“ In der dritten Versammlung, welcher die kaiserlichen Staatsbedienten nicht beizuwohnen, beschloß man sich mit Untersuchungen über das Verhalten des Dioskoros. Außer dem Bischof Eusebius gaben auch Kirchendiener, Älteste und andre Personen aus Alexandrien sehr harte und umständliche Klageschriften wider ihn ein. Nach den- selben hatte er Gewaltthatigkeiten aller Art, und sogar Mordthaten, Geißelpressungen und Unzucht verübt, wie selbst die Gesessenen zu Alexandrien bezeugen sollten; er hatte versucht, sich durch Abtheilung vieles, den Klö- stern und Hospitiälern geraubten Geldes zum Herrn von Ägypten zu machen, die heilige Dreieinigkeit geküßert, die Erben des Cyrillus und Andre ausgeplündert und verfolgt, vieler ähnlichen Beschuldigungen nicht zu ge- denken. Was Manches davon übertrieben und vom Hass gegen den Dioskoros eingegeben worden sein, so war doch auch gewiß Vieles gegründet; und mag man auch keine weitem Untersuchungen zur Ermittlung der Wahrheit angestellt haben: es leidet keinen Zweifel, daß er ein höchst lasterhafter Mensch war, seine ganze Ge- schichte befestigt es. Er wurde dreimal von der Synode vorgeladen; erschien aber unter mancherlei Vorwänden nicht. Hierauf sprach zuerst Einer der römischen Abge- ordneten das Entsetzungsurtheil über ihn im Namen Leo's aus, dem alle übrige Patriarchen und Bischöfe beitraten, nur nicht aus denselben Gründen; überhaupt wurden sowohl in der Ausfertigung derselben an ihn selbst, als in dem Schreiben, worin es die Synode dem Kaiser meldete, nur geschwätzige Betragen und Ungehorsam, nicht Keckheit, als Ursachen seiner Absetzung angegeben. Jenes lautet also: „Die heilige, große, allgemeine Synode an Dioskoros. Es wird hiermit kund gethan, daß du wegen deiner Verachtung gegen die Kirchengesetze, wegen andrer Verbrechen, deren du schuldig bewunden worden bist, und wegen deines Ungehorsams gegen die allgemeine Synode, der du dich aus ergangene dreimalige ordnungsmäßige Vorladung nicht gestellt hast, den 13. October brines bischöflichen Amtes und des geistlichen Amtes überhaupt entsetzt worden bist.“ Im folgenden Jahre wurde Dioskoros nach Canpra in Paphlagonien verbannt, wo er im J. 451 starb. — Welch ein Geist die Anhänger dieses berühmten Patriarchen besaß, zeigte sich auch bei der Wiederbesetzung seines Stuhles, den Proterius erhielt. Sie errigten einen Aufruhr darüber, griffen die Magistratpersonen an, verfolgten die Sol- daten, welche den Aufruhr dämpfen wollten, mit Steins- würfen, und verbrannten dieselben in einem alten Tem- pel des Serapis, wohin sie sich geflüchtet hatten“).

(C. Ch. L. Franke.)

DIOSKURI, *Διοσκουροι*, d. h. Jupiters Söhne, gewöhnliche Benennung der beiden berühmten Söhne des

*) E. Christliche Kirchengeschichte v. J. M. Schröckh. 17. B. S. 450 ff. S. D. Juch, Bisthümer der Kirchenversammlungen des vierten und fünften Jahrhunderts n. 4. 24. S. 292, 333, 368, 399 ff. 409 ff. 418 ff. 432 ff.

Zyndareus und der Leba, Kaffor und Pollur oder Polypeutes. Nach Homer (Od. XI, 297) stammten beide vom Zyndareus und der Leba und waren Halbbrüder der Helena. Sie waren so menschliche Helden, Heldenöhne eines spartanischen Königs. Aber ihre Verehrung und Identifizierung mit alten Göttersymbolen machte sie beide zu Söhnen des Zeus (Schol. *Pind.* N. X, 150) oder, wie Pindar a. a. D. selbst berichtet, den Pollur zum Göttersohn, den Kaffor zum Erzeugten des Zyndareus, erstern unschuldig, letztern schuldig. Diese Ansicht kommt auch schon in einem coprischen Gedichte vor, wie *Clem. Alex. Cohort.* p. 26. Post. anführt. Die symbolische Sage berichtete darüber: Jupiter habe sich in die reizende Leba, des Zyndareus Gemahlin, verliebt und in Gestalt eines Schwans ihrer Liebe gemessen. Nun differiren die weiteren Angaben. An demselben Tage nämlich war auch Leba vom Zyndareus umarmt worden. Sie gebor also entweder Ein Ei, aus dem Pollur und Helena, als Kinder Jupiters, hervorgingen, und vom Gemahle den Kaffor und die Kistamnestra; oder zwei Eier, das eine den Pollur und die Helena, das andre den Kaffor und die Kistamnestra enthaltend; oder es kamen beide Brüder nebst der Helena aus Einem Ei hervor und stammten sämtlich vom Zeus ab. Man sehe *Hyg.* f. 77 und dasselbst die Auflegern; dergleichen *Therz. Lycophr.* 87. Der Geburtsort der Kinder war entweder Amyklä, oder der Gipfel des Taygetos (*Hom. Hym.* in *Dion.*) aber die Insel Pygmos oder der lakonischen und messenischen Küste (denn sowohl Lakonier als Messenier eigneten sich die Göttersöhne zu) *Paus.* III, 26; IV, 31. Bald zeichneten sich die Zyndaren durch ihre Heldenthaten aus. Kaffor war in der Kunst, Pferde und Wagen zu regieren, besonders ersahren, Pollur aber im Kampfe mit dem Galfus (*Hom.* II, III, 237; *Pind.* *Isthm.* I, 23; *Pyth.* V, 11). Doch schrieb man auch beiden die Kunst des Wagenlenkens (*Hom.* Od. XVIII, 262) v. und späterhin die Kunst zu reiten. Zu Reitern macht sie schon der Bildner des amplydischen Thronos (*Paus.* III, 19), wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Solon; Euripides aber ruft sie noch als Kerkler der weißen Kasse (*Λευκισσος*, *Hel.* 646) so an:

Geführt auf dem Rossgehirne,
Durch den Äther daher gefahren,
Söhne des Zyndares ihr,
In der hellen Gestirne umschweifenden Sturm.

Nach Philargyrius, der sich auf griechische Dichter beruft, schenkte ihnen Juno (weil sie eine Hauptgotttheit ihres Vaterlandes war) die Kasse Kanthos und Kyllaros, die sie zuvor vom Neptun erhalten, nach Theseus' des Eraltitohs und Kyllaros, wozu Hermes noch als Vorsteher der Gymnasien den Phlegos und Harpagos, die schnellen Söhne der Harpyie Podarge, fügte. S. auch *Tertull.* *De spect.* 9 und *Stuid.* v. *Köllapoc.* Dem Kaffor schrieb man auch die Erfindung der leichten Wagen zu, deren man sich beim Wettfahren bediente. Schon in früher Jugend führten sie einen berühmten Krieg gegen Athen. Theseus hatte nämlich ihre zehnjährige Schwester

Her Helena entführt und während seiner Abwesenheit in das feste Schloß Aphidna eingeschlossen. Die Zyndaren betrogen die Athener, eroberten Aphidna mit Sturm, befreiten die Schwester und machten des Theseus Mutter Athra zur Gefangenen, welche bis zum Ende des trojanischen Krieges die Sklavin der Helena blieb *). (*Plut.* *Thes.* c. 35, 36; *Schol.* ad *Apollon.* I, 101.) Dann nahmen sie Theil am Argonautenzuge. Bei einem schrecklichen Sturme betete Orpheus zu den Kabinen, den alten samothracischen Götterbrüdern, und nun erschienen auf ihren Köpfen leuchtende Flammchen und das Ungewitter hörte auf. Dieser Mythos hängt unstreitig mit der bekannten elektrischen Erscheinung der St. Elmsfeuer zusammen, die sich bei Ungewittern an den Spithen der Masten und andern hohen Gegenstände zeigen und Vordoten vom Ende derselben sind. Das Brüderpaar wurde nun zu den Meerergöttern und eben darum auch zu den Kabinen gerechnet und von Schiffen bei Stürmen angerufen. Daher sagt Vermet de *Lucian.* D. II, 29, ihnen ist aufgetragen, dem Poseidon zu dienen und auf dem Meere herumzureiten, und wo sie einen Seefahrer in Noth erblicken, sich auf das Schiff zu setzen und es sicher in den Hafen zu leiten. Der Homerische Hymanus (sfr. *Nor.* Od. I, 12, 27 etc.) preist sie daher als die

Retter der irdischen Menschen

Und der eilenden Schiffe, wann auf unfreundlichem Meere
Krauchen die Stürme des Winters; doch jene führen vom Schiffe
In den Söhnen die mächtigen Jense, und Opfer gelobend
Wider Kämme, empow zur Höhe des Stürms, nun stehn sie
Eben vom wüthenden Sturm und der Meereswoge geküßt.
Mit gettsunkelnden Schwingen eilen durch den Äther sich flügend
Kahn sie schnell, und es ruhet der Etem unendlicher Winde,
Schwächigen sich des Meers aufschäumende Wogen, den Schiffen
Schnel Reichen der Ruch, die feurigen Fregate sie leuchten
Denn jetzt eilen sie wieder von hartanbrengender Wohlthat
Gelt auch, Zyndares Söhne, der hartigen Rasse Beirger!

Auf demselben Zuge gab Pollur einen Beweis seiner Kunst im Kampfe mit dem Galfus. Der Neptunsohn Amypos, König der messenischen Bebruter, hatte noch bisher alle Fremden im Galkuskampf erschlagen, aber Pollur besiegte und tödtete ihn, und die Argonauten schlugen die Bebruter, die seinen Tod rächen wollten. *Theocrit.* 22; *Pal. Flacc.* IV, 48; *Apollon.* II, 1; *Orph.* Arg. 656; *Apollod.* I, 9, 20; *Hyg.* f. 17. Auch an der Jagd des lakonischen Ebers, an der Bestürmung von Volkos durch Peleus und andern Unternehmungen nahmen sie Theil. Durch solche und andre Thaten erwarben sie sich unschätzblichen Ruhm (*Pind.* *Isthm.* I, 23) und Herkules machte sie zu Aufsehern bei den olympischen Spielen. *Pind.* *Ol.* III, 67. Ihre letzte Unternehmung war der Raub der Tochter des mes-

*) Im Kasten des Kyprios sieht man die Dioskuren und zwischen ihnen Helena, welche der zu Boden geworfenen Athra auf den Kopf tritt und sie bei den Haaren zieht. Dies, das Elakaveri der Helena, deutet sich auf den Triumph der spartanischen Achäer über die alten Jonier, wogegen der Raub der Helena einen früheren Sieg der Jonier über die Achäer andeutet. S. *Wetter's Zeitschrift* f. a. R. I, 3. S. 543.

semischen Leukippes, der Phöbe und Hilaira, welche Brüder der Eöhne des Apollareus, Idas und Lynkeus waren. Im Kampfe mit diesen wurde Kallor vom Spieße des Lynkeus durchbohrt, dieser aber vom Pollux gerettet. Als Idas den Bruder rächen wollte, schlug Jupiter mit dem Blitze vor ihm nieder (*Ovid, Fast. V. 709; Apollod. III, 10*) oder tötete ihn mit demselben. (*Theophr. XII, 202*). Auch von dieser Geschichte gibt es abweichende Sagen. Phöbe und Hilaira nämlich wurden wirklich die Gemahlinnen der Tyndariden. Pollux zeugte mit der Phöbe den Menekleus und Kallor mit der Hilaira den Anagor. Hernach raubten die Dioskuren mit den Eöhnen des Apollareus eine Kinderheerde in Arkadien. Als getheilt werden sollte, spaltete Idas ein Kind in vier Theile, gab jedem ein Viertel und sagte, wer am schnellsten seinen Anteil verzehren würde, solle die Hälfte der Beute, und wer den nächsten auflese, die andre Hälfte bekommen. Der Vorschlag ward angenommen, aber Idas übertrat an Virtuosität im Essen Alle; er verzehrte sein Viertel und auch noch das seines Bruders, ehe Kallor und Pollux ihre Mahlzeit vollendeten und so wollte er denn die ganze Beute für sich behalten. Darauf entstand Streit, dessen Ende Findar (*Nem. X. 91*) so erzählt: Lynkeus bemerkte, daß der ererbte Kallor in einer hohen Erde seinem Bruder Idas auslauerete, ruhte diesen herbei und Kallor fiel. Nun verfolgte Pollux die Mörder, die erst beim Grabmale ihres Vaters ihm Stand hielten und sogar den Grabstein ihm auf die Brust warfen. Dennoch tötete Pollux den Lynkeus mit seinen Pfeilen und den Idas erschlug Jupiters Blig, der beider Brüder Leichname verzehrte. Pollux fand seinen Bruder zwar noch lebend, aber mit dem Tode ringend. Jupiter rief ihm nun, den sterblichen Bruder zu verlassen und sich den Unsterblichen zuzugesellen, aber Pollux flehte zu seinem Vater, er möge gestatten, Alles mit seinem Bruder zu theilen. Dies gewährte der Gott, und so verweilten nun beide einen Tag lebend im Olymp und den andern todt im Grabe, das zu Iherapie in Lakonien gezeigt wurde, oder auch wechselseitig der eine im Olymp, der andre im Hades. *Pind. I. c.* und das, der Scholiast; *Apollod. III, 10, 7*. Eine dritte Sage hat Grattosphenes (*Catast. 10*), indem er die treue Bruderverliebe derselben dadurch deuten will, daß sie vom Jupiter als glänzendes Zwillingsgestirn an den Himmel versetzt werden. Als dieses wurden sie in der Folge gewöhnlich genommen. Die Sage vom Tode des Kallor hat auch noch einige Varianten. Nach *Hygin. I. c.* wurde er bei Aphidna getödtet, entweder in dem Kriege der Lakadämonier mit Athen, oder als Lynkeus und Idas Sparta belagerten. Auch die Kestler und nach ihnen *Polemo (Schol. II. II, 242)* lassen ihn vom Aphidnos, dem Könige von Aphidna, in der rechten Hälfte verwnunnet werden.

Griechenland verehrte nun die Brüder als mächtige Helden, und Sparta, dessen Schutzgottheiten sie waren, sowie auch Korinth, feierte ihnen die Dioskuren. Die Römer errichteten ihnen einen Tempel in dem Hafen von Epta und erzählten, daß sie ihnen nicht nur in der

Schlacht am See Regillus Beistand geleistet, sondern auch die erste Nachricht vom Siege nach Rom gebracht hätten. Damals trankten sie ihre Kasse an der Quelle der Iuturna und verschwanden an eben dieser Stelle, daher auch ein Tempel ihnen daseibst erbaut wurde (*Dion. Hal. Ant. R. V. 2*). Man bittet sie allezeit als zwei neben einander stehende schöne Jünglinge mit ionischen Hüten auf den Köpfen und über diesen einen Stern. Auch sieht man sie mit Speeren in den Händen nicht auf zwei Pferden neben einander reiten oder die Kasse am Bügel halten (*Spanh. ad Callim. Pall. v. 24; Reyeri Thes. Brand. T. II. p. 587; Maffei gemm. T. III. t. 76; Lippert, Daet. T. I, 27, 28*). Oft sieht man statt der ganzen Figuren bloß ihre Hüte mit den Sternen, auch wol die ganzen Figuren ohne Hut, aber mit dem Sterne (*Rasche. Lex. v. n. Vett. T. II. p. 308*). Die Vergötterung der Dioskuren soll 40 Jahre nach ihrem Kampfe mit den Tyndariden (*Paus. II, 13*) und 53 Jahre nach der Apotheose des Herakles geschehen sein (*Clem. Alex. Strom. I. p. 382*). Ihre Bildnisse wurden auch zu günstiger Vorbedeutung als Schiffsgelichen gebraucht, wie aus Aet. Apoll. c. 23 erhellt.

Eins scheint bei der Deutung dieses Mythos gewiß zu sein, daß die Sage von einem menschlichen Heldenpaare mit symbolischen Eöttermythen vermischt wurde. Der Begriff der Dioskuren war wahrscheinlich älter als die Sage von den Tyndariden, daher sagt auch *Certus (advers. Math. IX. p. 557 sq. Fabric)*: Die Tyndariden haben sich in die Eere, welche die Dioskuren von Alters her als Hötter genossen, eingeschlichen. Es ist also die Frage, wer waren die alten Dioskuren? — In den vier Kindern des Tyndareus liegen offenbar die Eigenschaften des Hohen und Niedrigen, des Starken und Schwachen, des Geistigen und Materieellen. Pollux ist der Unsterbliche, der Eöttersohn, Kallor der Sterbliche, der Erzeugte des Tyndareus; ebenso Helena die Tochter des Jupiters, theilend seine göttliche Natur und als Heroine verehrt, Klytämnestra die Irdische, von irdischem Samen gezeugt und im Irdischen befangen; Pollux und Helena also gemissermaßen Eins, sowie Kallor und Klytämnestra, nur in dem Einen der Begriff des Männlichen, in dem Andern der des Weiblichen vorherrschend. Daraus schon möchte sich ergeben, daß wie hier mit symbolischen Vorstellungen zu thun haben, welche sich auf hohe Naturkräfte beziehen. Das Weltall dachte man sich in Indien und Ägypten unter dem Bild eines Eies. Die obere Hälfte desselben war golden und bezeichnete die Halbkugel des Himmels, die untere silbern und begriff die Erde und die Unterwelt. Der Himmel war den Griechen das Reich des Zeus, die Unterwelt das des Hades, und auf die in der Mitte liegende Erde hatten beide Einfluß. Himmel und Erde, sagt *Varro (de L. L. IV, 10)*, sind die beiden Dioskuren, und darum sind und heißen sie Eöhne des Zeus. Der Himmel aber war wieder Symbol des geistigen, thätigen, die Erde des materiellen, leidenden Prinzips. Das erste dachte man sich als das Männliche, das letzte als das Weibliche, und daher soll nach *J. h. I. y. d. de mon.* 65 schon der Kreter Epimenides die Dioskuren

für dieses männliche und weibliche Princip erklärt haben, und die Pythagoreer nannten das erste die *Monas*, d. i. Einheit, das letzte die *Dyas*, die Zweifheit, d. h. überhaupt die Zahl, und somit jede Zahl erst durch die Einheit, die ihr zum Grunde liegt, ihre Bedeutung erhält, so wird auch erst das Weibliche, die Materie, durch Einwirkung des Männlichen, des Geistigen, bestimmt und daraus eine Welt, eine Natur entwickelt. Diese Kräfte, deren Personification überhaupt allen religiösen Systemen des Alterthums zum Grunde liegt, wurden, wie es scheint, in Samothrake als zwei fabrikische Gottheiten unter dem Namen der Dioskuren, der Zwillinge, vorgestellt und verehrt. Sie wurden aus dem Welteie geboren, d. h. sie traten mit der Bildung des Weltalls in Wirklichkeit; ihre Mutter aber ist *Leba*, ein Name, der von *Leto* (*Latona*), somit von der ägyptischen *Kuto* nicht verschieden zu sein scheint, also den Begriff des Dunkeln, Verborgenen, der Nacht, in sich schließt, und zwar des Theils der Nacht, der dem Andruck des Tages vorangeht, oder dem Tageslichte folgt, also der nächtlichen Dämmerung. In Ägypten brachte der Gott Kneph das Welteie hervor und übergab es der *Kuto* zur Wahrung. So aber ergabten auch die Hellenen. Nicht die Gemahlin des Tyndarus sei die Mutter der Dioskuren, sondern *Remessis*, welche Jupiter in Gestalt eines Schwans überlistet. *Leba* sei nur die Materie der Kinder gewesen, denn *Hermes* habe das Ei ihr in den Schoos geworfen oder es sei in denselben gefallen, und nun habe sie es gewartet und die eingeschlossenen Jungen zur Welt gebracht (*U. g. Aaron* post. N. VIII.). Diese *Remessis* ist aber im Begriff einerlei mit der ägyptischen *Athor*, der Urnacht, sowie Kneph die geistige Lichtkraft der Gottheit bezeichnet. Aus Finsterniß und Licht ging die Welt hervor, d. h. aus Materie und Geist, aus dem Erdenenden und Unendigen, aus dem weiblichen und männlichen Principe. Diese neugebohrne Welt ward nun gleichsam von der dem Tage vorangehenden Dämmerung gepflegt, sie entwickelte sich anfangs noch im Verborgenen, bis sie endlich im vollen Lichte des Tages vollkommen bestand. Ähnlich ist auch der Mythos des *Athenais* (II. p. 221. Schweigh.), aus dem Monde sei das Ei der *Leba* in den Schoos gefallen, denn im Monde gebären die Frauen Eier. Der Mond ist nämlich auch Symbol des weiblichen Naturprinzips und das entgegengesetzte männliche alsdann die Sonne. Symbolisch ist ferner auch die Schwanzgestalt des Jupiter. Der Schwan bezeichnet das Fruchte, das Wasser, und ist auch in Indien dem schaffenden Brahma beigelegt. Das Fruchte aber ist bei allen Erzeugungen eine notwendige Bedingung und daher der von den ältesten Philosophen angenommene Satz, daß die Welt aus dem Wasser hervorgegangen sei. Der Sinn der Worte ist also: Der höchste Geist formte oder erzeugte das Welteie, mit Beihülfe des Wassers, aus der lichtlosen, finsternen Materie. Insofern nun die Dioskuren die beiden höchsten Principe, das Unendige und Endende, symbolisiren, können sie auch Sonne und Mond bezeichnen, und es wäre noch die Frage, ob die Bedeutung des Namens, als Kinder des Zeus, die ursprüng-

liche ist. Ritters in seiner Vorrede zur Geschichte stüt auf eine übergehende Art dar, daß die uralte Benennung des Sonnengötters *Kor*, *Koras*, die weiblich genommen auch den Mond andeuten kann, aus *Diasen* über den ganzen westlichen Länderstreich bis nach Griechenland, ja noch weiter sich verbreitet habe. Dann müßte man im letzten Theile des Wortes *Dioskuren* an *Sonne*, beim ersten an das indische *Dewas* denken, und der Name würde also die Sonnengötter, d. h. Sonne und Mond (das große und das kleine, d. h. das starke und das schwache, Licht, nach dem Ausbruche der Dämmerung), bezeichnen. Damit könnte man in Verbindung bringen, daß *Varro* a. a. D. die Dioskuren mit den aus Samothrake nach Eturien gedragten *dis potes* (die mächtigen Götter) der Römer vergleicht. Es ward nun *Polydeukes* schon im Namen der Stargigantengötter (*Stargigant* i. q. *laupagos*), also die Sonne, der von Geburt aus schon Unsterbliche, die Kraft des höchsten Gottes selbst, der von einem Sterblichen, d. h. aus der Materie, erzeugte Kaffor oder der Mond, das schwächere Licht, das nur mit erborgtem Glanze strahlt und durch den Bruder erst Unsterblichkeit erhält. Hieraus ist auch sogleich ihr wechselndes Leben in der Ober- und Unterwelt erklärbar. Wenn die Sonne in die untere Hemisphäre hinabsinkt, steigt der Vollmond zur obern heraus, und umgekehrt. Befindet sich jene mit dem Wechsel der Jahreszeiten in den niedersteigenden Zeichen, im Reiche des Jades, so erscheint der Mond in den aufsteigenden, im Reiche der Götter, und hat Theil an ihrer Unsterblichkeit. Als Sonne und Mond kommt den Dioskuren auch mit Recht das Gespann von weißen Rossen zu, sowie ihre Verwählung mit *Vöbe*, dem Glanz, und *Hilaira*, der Heitern, welcher Name überdies auch den Mond anzeigt, sowie die Schwester *Helena* ebenfalls als Mondsymbol genommen wurde, in welchem Falle *Helena*, wie Kaffor, den Gegenstand von *Pollux* bezeichnet, nur daß sie auch als etwas Göttliches gedacht wird. Durch die höchsten männlichen und weiblichen Principe wurde alles Dasein hervorgerufen, darum identificirte der Römer auch die Dioskuren mit seinen *Penaten* (*Cassina* *Hominia* bei *Macrobius* Sat. III, 4) und erklärt den Namen *Penaten* durch: *per quos penitus aspiramus*. Eben dieselben, besonders in ihren nachstehenden Symbolen, der Sonne und dem Monde, sind auch die Regenten des Weltalls, die Vorkeder der Bitterung, die Gebieter über Sturm und Ungezwirter, die wohlthätigen Schutzgötter der Seefahrer, ein Amt, das ihnen vornehmlich durch die seefahrenden Phönizier zuertheilt worden sein mag, die auch ihren Dienst in Samothrake einführten. Mit den fabrikischen Dioskuren scheinen auch die athensischen *Atropotoren* (drei Väter) im Zusammenhang gestanden zu haben. Der Name verbandt dieselben schon als Urwäter und erste Erzeuger, und ihr anderer Name *Anakes* oder *Knaktes* zeigt sie uns als Könige, Regenten, Vorkeder, wohlthätige Beförger, denen sowohl das allgemeine Wohl des Staats, als das besondrer jedes Einzelnen am Herzen lag. Als milde, menschenliebende Fürsten zeigten sich ja auch die Dioskuren bei der Eroberung Athens. Keine der Gewaltthatigkeiten traf die Bewohner

ner, wie sie sonst mit Eroberung einer Stadt verbunden zu sein pflegten, und darum ehmten die Athenen auch ihr Andenken, nannten ihren Tempel *Anakeion* und ihr Fest *Anakeia*. Zwar werden drei Väter genannt, aber im Systeme der fabrischen Gottheiten gab es immer auch noch einen dritten Gott, der als ein den höhern Potenzen untergeordnetes und dienendes Wesen den Namen *Kamillos* führte. Ein solcher *Kamillos* mag also wol der dritte der Väter gewesen sein. Ueberestimmend mit dem Begriffe der Dioskuren wurden auch die Tritopatoren als Beherrscher der Winde und Beschirmer der Seefahrer gedacht. — Als Sonneninformationen und Symbole der thätigen Feuerkraft waren die Dioskuren auch Feuer-götter, die bei Ungewittern als Heil und Rettung verstandene Flämmchen erschienen. Ihnen, den Feuer-göttern, brannte auch nach *Paus. Arc. IX, 1*, ein ewiges Feuer in ihrem Tempel zu *Maninae*. Als Geber des Feuers und Wassers waren sie auch die Verehrer der Fruchtbarkeit und des ehelichen Segens. Um diesen wenigstens betete man in Athen zu den ihnen so ähnlichen Tritopatoren und brachte ihnen am Hochzeittag ein Opfer. Dadurch wurden sie nun auch Hausgötter, wie die Laren und Penaten, und glihen vielleicht den *Therapym* in der Genesis, *3. A. XXXI, 19*.

Die ursprüngliche Form der alten fabrischen Dioskuren war die dreieckige und misgeformte Zwergegestalt. So werden die Kabiren in Aegypten und die Patiken der Phönizier beschrieben, und diese Darstellung ward gewiss auch von den alten Pileagern angenommen. An der Küste von Lakonien, auf dem Vorgebirge der *Beasia*, sah man noch in späterer Zeit solche Zwergegestalten von Erz, vier an der Zahl, jede nur einen Fuß hoch und mit Hüten auf den Köpfen. *Pausanias*, der dies berichtet (*Lacon. XXIV, 4*), fügt hinzu: Es sind derselben drei, das vierte Bild ist die *Minerva*; so jene die Dioskuren oder Korymbanten sind, weiß ich nicht. Das vierte also auch drei Väter, wie in Athen, und eine Mutter; aber man sprach auch in der Gegend von zwei Dioskuren und einer dritten Potens als Mutter. Die Hute der Dioskuren hängen offenbar mit dem Symbole des Weltlebens zusammen. Man dachte sich dasselbe als zwei Hälften, obere und untere Hemisphäre. Stellte man diese neben einander und Sterne darüber, als Zeichen von planetarischen und Feuergeistern, die vom ewigen Vater Zeus das Leben in die Welt herabstahlen, und stellte man darunter die Zwergefigur, so gab dies den Dioskuren mit seinem kosmischen Sternenhut, und daraus bildete dann allmählig die schöne Kunst die schlafende Jünglingsgestalt, die von der alten Symbolik nur noch die Kopfbedeckung behalten hatte. Wurde aber der Zwerggott auf die Wölbung des halben Eies gesetzt, um ihn als ein über tellurische Kräfte waltendes Wesen zu bezeichnen, so entstand ein ägyptischer Kruggott, wie *Kanopus*. Endlich fügte man auch beide Hälften aneinander und stellte so das ganze Weltel dar, die obere Hälfte die sichtbare Hemisphäre des Lichts oder des Tags, die untere die unsichtbare der finstern Unterwelt oder der Nacht bezeichnend. Das waren denn der unsichtliche und sterbliche Dios-

kuros, aber der erste hatte mit dem letztern die Unsterblichkeit theilte, und nun lebt jeder in der einen Hälfte und ist in der andern todt. Dann sind eben die Dioskuren entweder Sonne und Mond, Tages- und Nachtgestirn, und durch ihre Bewegung glänzt jeder in der einen Hälfte des Tages in der andern Hemisphäre, oder jeder bezeichnet überhaupt den Zeitraum von 24 Stunden, der als Tag in der obern, als Nacht in der untern Halbkugel ist. Ein solches Es sah *Pausanias* in Sparta im Tempel der *Pilais* und *Nyphä* in Vindon an der Decke aufgehangen (*La. XVI, 2*) und dem Volk erzählte man dabei das Märchen vom Eie der *Leta*.

Wie nun die Dioskuren zum Zwillingsgestirn wurden, darüber liest sich folgendes sagen: In Aegypten waren die beiden Augen des *Horus* die beiden Weltlichter, Sonne und Mond, das eine dem Tage, das andre der Nacht vorsetzend, und beide am letzten Tage des Monats *Epyphi*, wo das Zeichen des Stieres endete und das der Zwillinge anfängt, geboren. Nun befindet sich auf der berühmten Planisphäre des Tempels zu *Zenopetra* über dem Haupte des einen der Zwillinge ein Auge, und dies könnte wol andeuten, daß die Allegorie die Augen in Beziehung auf die Zwillinge gedacht werden mußte, oder daß diese beiden Augen die Zwillinge selbst sind, welche aus dem Eie der *Leta* hervorgingen. Diese Meinung, welche *Klopper* in *Risch's* mythol. Wörterb. vorträgt, würde mit der unsern, daß die Dioskuren eigentl. Sonne und Mond, das Tag- und Nachtauge, sind, wohl zusammenstimmen und zugleich den Grund angeben, warum sie als das Gestirn der Zwillinge gedacht worden sind. Ferner befand sich nach *Pausanias* (*III, 26*) an der Küste von Lakonien eine ganz kleine, nur aus einem großen Felsen bestehende Insel, *Perphos*, der Stadt gleiches Namens gegenüber. Auf dieser Insel standen sich auf der Spitze des Felsens zwei kleine, nur einen Fuß hohe ebene Bildstulen der Dioskuren, vielleicht von Phöniziern dahin gesetzt und Schutzgötter der Seefahrt bezeichnend, auf jeden Fall also mit den Kabiren zusammenhängend. Sie standen so fest, daß die Meereswellen, ob sie gleich den Felsen der Strömungen bedeckten, sie doch nicht umwerfen konnten. Auf *Perphos* aber sollen auch die *Tonbariden* geboren worden sein, und so wurden denn jene beiden Bildsäulen für die des *Pollux* und *Kastor* erklärt. Zwei solche Statuen, Himmel und Erde bezeichnend, befanden sich auch am Hafen von *Samothrake* und wurden, wie man aus ihrer Stellung schließen kann, für Schützer der Seefahrer gehalten. Diese konnte man also auch für die *Tonbariden* nehmen, und so wurde denn das *Hercepaar* zu Kabiren und Seegöttern gemacht und mit den alten Dioskuren identificirt. Als Zwillinge aber leuchteten sie in eben der schönen Eintracht am Himmel, von der sie auf Erden Muster gewesen waren, ebenso unverwundlich als Unsterbliche, wie sie sich als irdische Helden gezeigt hatten. Dadurch wurde denn auch das Zwillingsgestirn das schützende für die Seefahrer und von ihnen in jeder Noth angerufen. Als dieses nun geniesse sie nach der andern Weise zusammen der Unsterblichkeit und des seligen Le-

bens im Olymp und sinken auch zusammen in die Todesnacht hinab, um nach kurzem Schlummer aus Neu wieder vereint zur himmlischen Herrlichkeit zu erwachen. (Richter.)

Anhang. Ueber die alten Dioskuren in physikalischer Beziehung.

Ueber Dioskuren, Kabinen, Auren, Korybanten, Telchinen, idische Daktylen und andre verwandte, zum Kreise der samothrakischen Mysterien gehörige Wesen kommen auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft geschriebene Abhandlungen vor im *Taburde* der Chemie und Physik, 7. Bd. S. 245—342, 16. Bd. S. 1—72 und 18. Bd. S. 289—352, sowie auch an mehreren andern Stellen derselben physikalischen Zeitschrift zerstreut auf diesen Gegenstand sich beziehende Bemerkungen zu finden sind. Barth in seinem gelehrten Werke, *Kabiren* überschrieben, hat diesen Forschungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt und zur Erweiterung derselben mitgewirkt, was neuerdings auch von Fischer geschah in seinen Beiträgen zur Geschichte der Physik in Schwiggers Sinn. Um die Natur dieser Untersuchungen ganz kurz darzustellen, kann am besten folgende Stelle aus der Recension der Schrift: *Die Kabiren von Barth*, in der *Allg. Lit.-Zeitung*, Apr. 1833. St. 68. S. 537, hierher gesetzt werden: „Bei der Betrachtung der samothrakischen Mysterien (von denen schon Cicero sagt: *quibus explicatis ad rationemque vocatis rerum magis natura cognoscitur, quam deorum*) auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft ist es nicht darum zu thun, zu erforschen, was das Volk, ja was selbst der Unterrichtete in der historischen Zeit darüber geacht. Vielmehr soll eine der alten historischen Zeit unerschöpfliche Naturwahrheit, welche aber in einer vorhistorischen Periode verkannt wurde, entlockt werden von spätem zum Theil sehr großen Mißverständnissen entwickelt werden. Und dazu dient der namentlich in Tempelbildern streng beibehaltene Urtypus einer aus vorhistorischer Zeit stammenden Bilderwelt, wenn sich diese Bilderwelt als streng physikalische Zeichen Sprache nachweisen läßt, wie solche eben bei dem samothrakischen Bilderkreise im *Taburde* der Chemie und Physik, 16. u. 18. Bd., zum Theil schon geschehen ist. Es ist also bei der samothrakischen Bilderwelt von streng wissenschaftlichen, in der Tiefe der Natur verborgenen Hieroglyphen die Rede, deren Schlüssel sich vom selbst darbot, sobald unsrer Naturforschung wieder bis zu diesen Tiefen gelangte. Diese Hieroglyphen nämlich ursprünglich in der Natur begründet und (was hier besonders zu beachten) ebenso unentbehrlich in gewissen Theilen der Physik, als Zeichnungen anderer Art in der Geometrie, sind offenbar nicht willkürliche, oder von Zufälligkeiten abhängige Zeichen, während die spätern phonetischen, wörter Champollion und belehrte, als Nachspiel jener nicht mehr verstandenen ältern symbolischen zu betrachten.“

Dass auch in poetischer Beziehung zur Erklärung griechischer und römischer Dichter diese eben dargelegte Ansicht der samothrakischen, insbesondere vom ganzen Alterthum als naturwissenschaftlich betrachteten, Mysterien nicht unfruchtbar sei, soll in der es oben (im Anst.) Bl. der

Allg. Lit.-Zeitung 1833. Nr. 65) angekündigten Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, mit einer Reihe von Beispielen dargelegt werden. Dagegen ist die gewöhnliche Ansicht des Dioskurenmythos, wenn man ihn entwerfen auf Sonne und Mond; Tag und Nacht oder Himmel und Erde, oder die beiden Hemisphären des Himmels bezieht, zur Erklärung alterthümlicher Dichtersstellen durchaus unanwendbar, und eben so wenig hat eine einzige Dichtersstelle im Alterthum auch nur einen erräthlichen Sinn, wenn man dabei, wie so häufig geschieht, an das Zwillingesgeheim am Himmel denkt, welches ohnehin bekanntlich noch mit andern Namen wie Herkules und Apollo, Herkules und Iphesus, Zebus und Amphion (s. die Verzeichnisse in Barth's *Kabiren*, S. 32) bezeichnet wurde. Kratich aber, der so oft von den Zwillingen am Himmel redet, sagt nicht mit einer Spitze, daß man dieses Geheim als günstig den Schiffenden betrachte, was schon darum unmöglich war, weil die Dioskuren am Himmel vorzüglich im Winter glänzen, wo nicht weit von ihnen entfernt, um mit Horaz zu reden, was aber im gleichen Sinn auch ein neuerer Dichter sagen könnte, (Ep. XV, 7)

dem Germanen schließlich Orion

Des Wintermers ausstrahlt.

Schon der bekannte Spruch Virgils

„*Quidam jure et Oster und Zwillinge führen den Frühling*“

sagt ja deutlich genug, daß die Zwillinge während des Frühlings in den Strahlen der Sonne verschwinden, während bei der Rettung aus dem Sturme doch immer die Rede ist von Erscheinung der Dioskuren, welche die Menschen erröthen am schiffen Rand der Entscheidung, wie Theokrit (Id. 22) sich ausdrückt, und was offenbar schon keinen rechten Sinn hat auf Himmelsferne bezogen.

Wenn und nun aber von den Dioskuren als von zwei mit einander auflebenden und mit einander sterbenden Zwillingen erzählt wird, deren Ähnlichkeit so groß, daß keiner einzeln, sondern bloß durch unmittelbare Vergleichung mit dem andern zu erkennen; wenn ihre Schnelligkeit, wie im Homerischen (in vorübergehender philologischer Abhandlung mitgetheilten) Symmus, durch „gelblich leuchtende Schwingen“ auch wol durch weiße Kasse bezeichnet, wenn ihre Gewalt über die empörte See hervorgehoben wird, ja außerdem noch das Püßliche, Ueberwältigende ihrer die Wogenberge niederstürzenden Erscheinung, der stehende Ton dabei in der Lust u. s. w. so wollen wir, dies Alles zusammengekommen, fragen, ob solches noch heisse ein Räthsel vorlegen, oder ob nicht vielmehr für den Kundigen recht deutlich das bezeichnet und ausgesprochen werde, was wir heututage mit einem wirklich viel dunkleren, einseitig bloß vom Verstand abgetheilt und daher öfter sogar in Widerspruch mit sich selbst kommenden Ausdrücke die beiden Elektricitäten zu nennen gewohnt sind? Besonders bezeichnend aber ist es, daß während die Unzerrennlichkeit der beiden Brüder beständig hervorgehoben wird, doch der eine bloß auf Kosten des andern lebt, indem einer sterben muß, damit der andre lebe, in welcher Beziehung Lucian in einem die

Dioskuren verköppelten Dialoge die beiden zärtlichen Brüder belagert, welche sich nie zu sehen bekommen. Jeder Kenner der Elektricitätslehre sieht aber in jenem schäbigen Widerspruche gerade die tiefste Beziehung dessen, was wir elektrische und magnetische Polarität nennen. Ebenso wird bei dem trockensten Vortrage der Elektricitätslehre auf die durch Naturnothwendigkeit hervorgerufenen Zahlen zwei, drei und vier aufmerktsam gemacht werden, während auch in dem Dioskuren- oder Kabirenmythos diese Zahlen höchst bedeutsam hervortreten.

Wie übrigens den in vorstehenden philologischen Auffassungen über die Dioskuren angeführten Homerischen Hymnus auf die Dioskuren mit der Schilderung des mit dem Namen Elmsfeuer heutzutage bezeichneten Phänomens selbst verglichen will, wie dasselbe z. B. ein Engländer im J. 1808 erlebte (gemäß der Erzählung im Jahrbuche der Chemie u. Physik 1824 1. Bd. S. 104), der wird finden, wie treu und naturgemäß das Phänomen vom Dichter dargestellt ist. Das Erscheinen des wunderbaren elektrischen Feuers am Meere mitten in beständigem Sturm und das Aufhören des Sturms nach dieser Erscheinung sind die Hauptzüge des Phänomens. Aber was Nebensache anlangt, so find noch jetzt diese „Zwillingsfeuer“ (denn die vom Alterthum bildlich und schriftlich hervorgehobene Zwillingennatur ist das Charakteristische jedes elektrischen Lichtes, während die Feuer selbst keinesweges etwa paarweise erscheinen)

den Schiffen

Schöne Zeichen der Noth, die frühgen Perizonie sie schenken, und jener englische Reisende sah eben darum sogleich nach Erscheinung des Lichtes die unwissenden Matrosen (theils Genueser, theils Valencianer und Catalonier) ihre mühselige Arbeit während des Sturms aufheben, indem sie die Segelstangen verlassen und sich niederwarfen im Gebete zu dem heiligen Elmo, als dessen Erscheinung sie dieses rettende Feuer betrauten. Erst dann, als der Sturm am Meere in etwa acht bis zehn Minuten verschwand, lehrten die Matrosen, begünstigt, wie sie sagten, „vom Geiste des Sturms“, wieder munter zu ihrer Arbeit zurück. Ein Dolmetscher, mit welchem der englische Reisende sich über dieses Meteor unterredet, bot alle Versicherung auf, ihn zu überzeugen, daß kein Unfall hätte die Segel treffen können, während die Matrosen beteten, so lange das Licht am Meere leuchtete.

So treu und naturgemäß aber im Homerischen Hymnus das Phänomen der Dioskurenerscheinung geschildert ist, ebenso treu und naturgemäß finden wir es auch auf Antiken abgebildet. Wir erblicken hier eine Seite einer Münze des Antiochos Euergetes,



welche Hemsterhuis in der Ausgabe des Lucian (T. I. p. LXII) und Fabricius in seiner Ausgabe des Sextus Empiricus adversus physicos Lib. IX. p. 567 abgebildet hat. Wenn man sich erinnert, daß die tiefste Dunkelheit, welche Charakteristisches ist bei dem Phänomen, kaum die nächste Umgebung wahrnehmen läßt, während die in Nacht verfallenen Masten oben an der Spitze wie mit Phosphor angestrichen erscheinen, als ob sie leuchtende Hüte trügen: so erkennt jedermann in der vorliegenden Abbildung eines Schiffes ohne Maß, worüber jene Dioskuren mit ihren Sternen wie in der Luft schweben, die treue Abbildung des wunderbaren Phänomens selbst¹⁾. Man sieht nun, es ist ein bloßer Scherz des die Dioskuren verköppelten Lucian, wenn er sagt, daß die Dioskurenhüte das Giskalen vorstellten, welche jeder der Dioskuren, als hervorgegangen aus dem Geir der Leber, auf dem Kopfe trage. Sextus Empiricus meint in der vorhin angeführten Stelle, daß diese runden Hüte allegorische Darstellung der Hemisphären des Himmels seien, als deren Bild er die Dioskuren ansieht. Dieser Ansicht möchten die Sterne auf den Dioskurenhüten ähnlich scheinen. Jedoch diese Sterne sind niemals mehr oder weniger als zwei. Und eben dadurch sagen die Antiken dasselbe aus, was Plinius (hist. nat. II, 37) hervorhebt, daß zur Natur dieser im Sturm erscheinenden rettenden Feuer die Duplicität, die Zwillingsnatur, gehöre. Wer nun die Geschichte der Elektricität kennt, dem wird es keine Kleinigkeit scheinen, daß so bestimmt die wahre Natur jener den Schiffen willkommenen Erscheinung vom Alterthum ausgesprochen wird, während im Phänomen, wie es dem Auge sich darstellt, nichts liegt, was eine Duplicität andeuten könnte. In der That fast schon die Hauptfache ist damit ausgesprochen, worauf es bei der Elektricitätslehre ankommt; und Jahrhunderte gingen in neuer Zeit hin, bis man wieder zur Kenntniß dieser Doppel- oder Zwillingsnatur, der Mannweiblichkeit²⁾ (Polarität) des elektrischen Feuers gelangte, nachdem schon andre Eigenschaften desselben durch das Reiben des Bernstein von Thales Zeiten an erforderlich waren. Und wie streng dieses Duplicitätsgesetz befolgt wurde bei Abbildung der Dioskurensterne, selbst auf Gemmen, wo man ein feineres Spiel künstlicher Wärfur voraussetzt, sieht am meisten ins Auge, wenn man den Thesaurum gemmarum asterisferarum von Norius durchblättert. Nirgends sieht man hier ein strenges Gesetz in der Zahl

1) Ganz der Abbildung gemäß ist also die Erklärung, welche Hesychius vom Worte *διοσκουροι* gibt: *αυτοεις, οι τοις ναυτιλομενοις γαιοτροφοι*. Und heribien die Abbildung entspricht, was Maximus Arius (Diss. 27) als Augenzeuge von den Dioskuren sagt: *ισοις αυ τοις διοσκουροις ενα σταυρος, αυτοις λαμπροει, ιδιοις αυ τον ναυτιλομεναις*. Es wird aber ging die Zweifelhaft, daß (nach Plutarch, de plac. phil. II, 18) Metreobius die Erklärung für eine durch Schrecken während des Sturms hervorgerufene Augenwinklung erklären wollte. 2) Dieser Ausdruck entspricht dem, was Optimus in der vorstehenden philologischen Abhandlung von der Darstellung eines männlichen und weiblichen Princip durch die Dioskuren sagt: „οι δει εναντιον ημετερον και διπλαρ εναντιον των διοσκουροις“.

der Sterne beobachtet, außer einzig und allein bei Ausbildung der Dioskuren, wo nie mehr und nie weniger als zwei vorkommen. Die spielende Willkür der Künstler war also hier gänzlich bechränkt durch einen höchst alterthümlichen bedeutsamen Typus, den man nicht zu verlegen wagte.

Ubrigens schweben auf der abgebildeten Antike die Dioskurenköpfe über dem Schiffe, wie in der Luft. Und auf dieses Schweben in der Luft deutet auch der Ausdruck im Homerischen Hymnus:

„Mit gelb leuchtenden Schwingen einher durch den Äther sich fliegend.“

Pinus aber sagt in der vorhin angeführten Stelle: „Es gibt Sterne auf dem Meer auch und auf dem Lande. Ich selbst sah den Speeren der Soldaten, die nächtliche Wacht hatten vor dem Wall, ein fernähnliches Licht sich anhangen. Und auf die Segelstangen und andre Theile der Schiffe setzen sie sich mit eigenthümlich tönendem Laute, wie Vögel, hüpfend von Ort zu Ort.“ Das Dioskurenlicht kann also auch in die Tiefe herabkommen; und solche mit den allerbestigsten Windblößen begleiteten Fälle findet man beschreiben an mehreren Stellen des Jahrbuchs der Chemie und Physik. Mit Recht sagte der Domschichter in der vorhin angeführten Erklärung zu dem englischen Reisenden: „Hätte sich das Licht von der Spitze des Mastes aus das Verdeck herab verbreitet, wie er dies öfters gesehen, so hätte dies Windblöße, aber sonst einen Unstern bedeutet.“ Die Sache verhält sich nämlich in der Art: Schon vorhin erinnerte wir, daß die tiefliege, das Schiff in Nacht verhüllende, Dunkelheit charakteristisch bei dem Phänomen“) sei. Vom Herabflürzen einer Gewitterwolke handelt es sich nämlich. Der Sturmwind kam aus der Gewitterwolke, die ihn gleich Blitzen ausstieß nach verschiedenen, selbst entgegengegesetzten Richtungen, was Atratus in den Wetterzeichen (*Isoorysua*) B. 192 mit folgenden Worten andeutet, nach Vossischer Übersetzung:

Donner und Blitz, woher sie gehen im Sommer,
Wen daher sei zu ankommenden Windes geräthlich.
Und noch schärfer bezeichnend sagt schon Homer von der Beranziehenden Wolke (im vierten Gesange der Iliade B. 278):

Schwarz dem fernem Erschauer, wie dunklere Schwärze des
Fechts,
Scheint sie das Meer durchschwebend und fähet unermess-
lichen Sturmwind.

3) Der Natur einer aus tieffter Nacht plötzlich hervortretenden Lichterscheinung ist es gemäß, daß nach gewöhnlicher Darstellung dienend weißes Kesse den Dioskuren gegeben werden. Mit Beziehung auf jene tiefe Nacht ist es aber auch sinnig, was Pausanias (II, 22) in einem Anekdote der Dioskuren zu Argos sah, wo „an den Pferden der Dioskuren das Weiße aus Dunkelheit, ein leichtes Wogen aus Schwärze gemacht war.“ Hierher gehört in gleichem Sinne der bei Dreyer (Abbild. zur Verb. Taf. II, Fig. 3) aus einem Kometengewebe entlehnte Gestrirliche Komete 1668, worin man das dem ersten Kometen folgende (auch ähnlichen schönen Gegenstand der schwarzen und weißen Farbe bargehellte) Lichtgestalt in der Nacht erkennt, welcher, wie wir nachher sehen werden, von gleicher Bedeutung ist.

Und ebenso naturgemäß wird im zweiten Gesange der Iliade B. 145, 146 mit Beziehung auf die Wogen des Meers gesagt:

wenn hoch sie der Ost- nach der Schwind
Anstürmt, schnell dem Gemüthe des Donners
Zus sich entzünden.

Stärkt nun diese den Sturm ausgiebende Gewitterwolke selbst herab, so ist natürlich der Sturm zu Ende, der von ihr ausging. Schlimm ist es, wenn sie grade an der Stelle sich herabstürzt, wo das Schiff schwimmt, das dann leichter vom Blitz oder von einer Feuerkugel getroffen werden kann und wenigstens den bestigsten Windstößen ausgesetzt ist. Günstig aber ist es, wenn in größerer Entfernung vom Schiffe die Gewitterwolke herabstürzt, so daß bei der Krümmung der Fläche des Erdballs bloß die äußersten Wellenkeulen noch die hohen Masten des Schiffes berühren, welche dann allein im elektrischen Lichte krablen.

Nun wird man auch die Stelle bei Herodot (VI, 81) verstehen, daß der Spartaner Kleomenes es als ungünstiges Zeichen betrachtete, da er bei einem Opfer auf der Brust des Götterbildes eine Feuerflamme erblickte (oder zu erblicken glaubte); er würde es, sagt er, bei, als ein günstiges Zeichen betrachtet und die gewünschte Unternehmung begonnen haben, hätte das Feuer aus dem Haupte des Götterbildes gestrahlt. Auch Pinus sagt in vorhin angeführter Stelle von den Dioskuren: „Die Häupter der Menschen umleuchten sie zu großer Verbeutung“), und Virgil läßt in der bekannten Stelle:

Eccae levis summa de vertice viuis laeli
Fundere lumen apex traetque tonitrua molli
Lambere flamma comas et circum tempora passi.
(Aen. II, 632.)

die wundervolle, als glückliche Vorbedeutung aufgefaßte Flamme am Scheitel des kleinen Julius glänzen. Und um mit Cicero zu reden, de divinatione I, 53: caput arsisse Servio Tullio dormienti quae historia non prodit! Der Gegenfall aber, d. h. die unglückliche Vorbedeutung, ist ausgedrückt in der Rede des weissagenden Atrachmenes an die Freier der Penelope in der Odyssee XX, 351:

4) Die nicht abzukenne große Vorbedeutung des im Sturm erscheinenden Dioskurischen Lichtes gab Veranlassung, das man dasselbe überhaupt als ein vorbedeutendes aufzufassen. So erzählt Livius (Hist. XXV, 39): „man habe dem wahren Ruhme des Lucius Marcius, nach seinem glänzenden Siege das Wunder beigestellt, daß zuvor, während er angetrag den Kampf zu den Soldaten sprach, eine Flamme aus seinem Haupte sich ergoß, ohne daß er es merkte, zum großen Staunen der umstehenden Soldaten.“ Ebenso sollen auf Tiberianer Schiffe, während er aus dem Hafen gegen die Feinde absegelte zum Sieg ien (So erzählt Plutarch in dessen Leben) die Dioskuren erschienen haben. Und der Sieg der Römer über die Gallier veranlaßte die in der Nacht zuvor leuchtenden Spitzen der Lanzen im Lager der Römer, wie Dionysius Halicarnassensis in den römischen Alterthümern berichtet, mit dem Zufuge: „aus dieser Erscheinung nahmen sie ob, wie auch die Zeichenbeute vorüberdauerte und jedermann zu vermuthen nicht schwer war, daß ihnen die Gallier einen schnellen und glänzenden Sieg gewöhre; denn alles weicht ja dem Feuer und nichts gibt es, was von dem Feuer nicht zerstört werde.“

Ich unglückliche Männer, was thut ihr! einge ja in
Nacht sind
Auch verfühle die Häupter, die Angesticht* und die Stileber.

Und bios mit Beziehung auf das wunderbare Dioskuren-
licht ist die Spottrede des Eurymachos über den am
Feuer sitzenden Ulysses verständlich, wenn er sagt (Odysee
XVIII, 353):

Nicht ohne Gott ist der Mann zu Odysseus Wohnung ge-
kommen,
Nütz scheint mir an jenem ein Gang wie der Fackel zu
schimmeln
Obra vom Haupte, auf dem sein einziger Hürchen zu
sich ist.

Da unmittelbar vorher gesagt wurde, daß die Gedanken
des Ulysses nicht unvollendet blieben: so hat die Erin-
nerung an ein bedenkliches, dem gegenwärtigen Gott ver-
ständliches Phänomen, indem sie von einem der zum
Tode reifen Freier mitten unter dem Gelächter der Freunde
im Spott angeregt wird, etwas ungemein Ergreifendes
und im hohen Grade Tragisches.

Am sinnvollsten sind aber mit Beziehung auf dieses
wunderbare Feuer, von dem selbst Pinius als Natur-
historiker in der vorhin angeführten Stelle sagt, es sei
„von unbekanntem Grunde, verborgen in der Kasse der
Natur,“ die beiden vortheilhaften Stellen in der Iliade
V, 1—8 und XVIII, 196—242, worauf wir hier
nicht eingehen können, weil uns dies zu tief hineinführen
würde in den höchst altethümlichen Mythos von der
Äthene, die zur Einleitung jenes fünften Gesanges der
Iliade als Feuerfugel vom Himmel kommt (Il. IV,
74—84). Daß Äthene zum Kreise der fabulösen Wesen
gehöre, ist schon in der vorhergehenden philologischen Ab-
handlung über die Dioskuren durch die aus Pausanias
(Lacoon. XXIV, 4) angeführte Stelle bezeichnet, und
mehrere physikalisch sinnvolle, die Äthene als ätherisches
Feuer charakterisirende, Nachweisungen daß Welcher in
der Ätholischen Trilogie, 1. B. S. 278 zusammenge-
stellt. So es läßt sich altethümlich dorthin, daß die
Äthene als ältestes fabulöses Wesen zu betrachten, dem
die samothrakische Göttermutter ihre Entstehung verdankt.
In ihr ist der Begriff des heilsamen rettenden und des
Feuerfugels zerstörenden Himmelsfeuers vereint, wäh-
rend späterhin im Heraklemythos die verderbliche Helena
den rettenden Dioskuren als Schwesler beigesügt wurde.
Was nämlich die physikalische Bedeutung der Helena an-
langt, so bezeichnet sie Pinius in der schon mehrmals
angeführten Stelle (Hist. nat. II, 37) deutlich als Feuer-
fugel und in Statii Theb. VII, 791—793 heißt es:

Non alter coeco nocturni turbine cœri
Sed peritura ratio, cum iam damnata sororis
Igæ Therpsiaei fugerunt carbass fratre,

wodurch der alte Commentator Plac. Tactianus folgende
die Helena als Feuerfugel gut charakterisirende Bemerkung
macht: Quia nautas cum stellam Helenam viderint
(quæ Urania dicitur, cuius tanta est vis incendi-
um malum et navis ima pertundat, ut etiam si
aëis sit, hoc calore solvatur) ergo si hæc stella
navi inasiderit, sciunt se nautas sine dubio perituros,

contra Castoris sidera nunt navigantibus salutaria.
Aber es läßt sich von der Helena in diesem Sinne gar
nicht gründlich sprechen, ohne zugleich auf den ganzen
Meteorcultus des Alterthums (nach dem Ausdrucke der
v. Dalbergischen Schrift darüber) und namentlich auf
den wieder nicht einzeln zu behandelnden Mythos von
der zu Cyren in Paphos als Meteorstein verbrannten
Venus Urania einzugehen. Und dies ist schlechterdings
nötig, wenn J. B. der Geist der von den Interpreten
so sehr mißverstandenen Tragödie des Euripides, Helena
überschrieben, gehörig aufgefaßt werden soll. Wenn nun
also gleich durch den Mythos von der Äthene, und von
der Venus Urania und Helena, Licht auf den alten Dios-
kurenmythos geworfen wird, und sich auch erst dann mit
einiger Klarheit über das Ei der Iliade sprechen läßt,
woran Helena mit den Dioskuren hervorging, da das
Herabfallen dieses Eies aus dem Wunde (nach der einen
Variante des Mythos) eben nicht Veranlassung gibt, an
das indische Welte zu denken: so lassen wir dennoch dies
alles unberührt, weil es uns hier zu weit führen würde.
Nur die Anmerkung des Eustathius zu einer der vorhin
angeführten Homerischen Stellen, nämlich zu den ersten
Versen des fünften Gesanges der Iliade, wo Äthene über
dem Haupte des Diomedes ein Dioskurenlicht ober,
wie der Dichter sich ausdrückt, ein sternähnliches unerschö-
pliches (nach strengerer Uebersetzung unermattendes,
gleichsam unerschöpfliches) Feuer entzündet, wollen wir hier
sehen, damit man sehe, daß auch im historichen
Alterthume die Kenntnis der wahren Natur dieses äthe-
rischen Feuers der Äthene, oder der Kadiren (Dioskuren)
nicht gänzlich untergegangen war. Eustathius spricht zu-
erst gegen den Todler Homers, Joilus, welcher um den
Aufgang des fünften Buchs der Iliade als absurd darzu-
stellen, sagt, Diomedes würde verbrannt sein, wenn Ni-
nerva über seinem Haupte ein unerschöpfliches Feuer an-
gezündet hätte. Dann erinnert Eustathius, es sei Alexan-
der bei großer Gefahr in Indien dadurch gerettet wor-
den, daß es den Feinden vorgekommen, als stürme ein
Strahlenglanz von ihm aus. Und nun fügt er bei, die
Geschichte lehre, „daß in der That viele Körper Feuer
gestrahlet“ und bezieht sich dann auf einige von Dama-
sius *) genannter erzählt Fälle (dies nachdrücklich aus dem Ge-
dächtnisse zum Theil mit Namensverwechslung sie anfüh-
rend), J. B. vom Pferd eines bei Damascus näher be-
zeichneten Ererars, das gerieben viele und große Fun-
ken ausstrahlte, welches Wunderzeichen, wie beigesügt
wird, glücklich ausging, indem er späterhin Consul wurde.
Dieser Schriftsteller, *) fährt dann Eustathius wörtlich
fort, „sagt von sich selbst, daß zuweilen, während er
sich aus- und angezogen, bedeutende Funken von ihm
abgesprungen, einige sogar mit Geräusch. Zuweilen um-
gibt ihn ganze Flammen das Kleid, ohne es jedoch zu
verderben; er wisse aber nicht, was dieses Wunderzei-
chen bedeuten werde. Auch selbst Herodot an, daß wäh-
rend Kleomenes opferte, eine Flamme aus der Brust des

*) im Leben des Hieron, woraus in Photii bibl. (c. 242
ex rec. lam. Beckeri p. 340) cit. Augustus Sept.

Witterbildes glänzte. Es ist also anzunehmen, daß auf solche Art Feuer, von der Äthene erzeugt, aus dem Diosmed strahlte."

Damascius, ein mit Naturwissenschaft vorzüglich bewandter Philosoph zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, der die eben erzählte von Eusebius zur Erklärung des bloß leuchtenden, nicht verbrennenden Feuers benutzte Erfahrung an sich selbst gemacht, fügte noch bei, „es selbst habe einem Menschen gesehen, der von seinem Kopsen Funken herabstrahlte, ja eine Flamme aufsteige, wann er wollte, ihn mit einem rauhen Gewande reizend."

Auch in neuerer Zeit ward ähnliche elektrische Erregbarkeit bei einigen Menschen beobachtet⁶⁾, worauf

6) Unter den ältern Schriften, worin Beispiele der Art gesammelt, ist das bekannteste in der Mitte des 17. Jahrh. erschienene Buch von Paracelsus zu nennen, de luce hominum et brutorum. Dasselbe aus neuerer Zeit sind in Priestleys Geschichte der Electricität, Bd. 8 u. 9, angeführt. Vgl. auch Act. Acad. Petrop. 1779, P. I, p. 253. Schon Goethe machte bei dem von Priestley herangezogenen in den philoa. Transact. erzählten Fall aufmerksam, daß die Erklärung elektrischen Lichtes bei einer Person, wenn sie weissen Keiler ansog, vorzüglich in kalter trockener Luft wahrgenommen wurde. Dasselbe war bei dem in Sibilien lebenden Manne der Fall, aus dem, wie in den angeführten Denkschriften der petersburger Akademie erzählt wird, elektrische Funken subter im Winterzeit, so fern er auf irgend eine Art selbst war. Am merkwürdigsten aber ist, was Richman auf der Gewitterwache nach dem Polarmeer, während des Winteraufenthaltes 1800—1801, anwels bei Kuyfremiausschiff (64° 28' N.B.) wahrnahm. Hier wurden nämlich alle die nöthigen Reisenden zu Zeiten so elektrisch, daß jegliche das Electrometer fast anschlag, wenn sie es berührten, und elektrischer Geruch, wie an einer Electricitätsmaße, wahrzunehmen war, wenn jemand seine Hände zusammenriß. Die in den Zimmern aufgehängten Thierhäute nahmen, (sie mochten geliehen werden oder nicht, so fachte elektrischer Schlag an, daß sie, mit den Fingern berührt, einen empfindlichen Schlag gaben, den man bis in den Uterus fühlte (s. Zedler, 4. Bd. u. 1844, Bd. III, S. 374). Das elektrische Phänomen aller, wovon wir sprechen, ist ein recht häufiges, welches, nach astronomischem Ausdrucks hyperboreisches, und betrachtet man in diesem Zusammenhang das Nördlicht, welches unzweifelhaft elektrischer Natur, als ein, allerdings zu sehen, am Haupte der Erde aufstehendes Dioskurlicht: so wird man unwillkürlich an den hyperboreischen Apollon (welcher dem samothracischen Wodentheist sich anreicht) und an den indischen, mitten im Nordpole glänzenden, Götterberg erinnert. Ueberhaupt wenn das Erdbeben eben daraus hervorgeht, daß man wunderbare Naturerscheinungen mit dem darin, wie in der ganzen Natur, sich offenbarenden aufschauernden Geiste verwechselt: so gilt dies vorzüglich bei jenem wunderbaren, noch am frühesten Raute der Menschheit bekannt erschienenen, leuchtenden, aber nicht verbrennenden Feuer, eben, um mit den Worten der Philosophen Urkunde zu sprechen, bei dem im Innern, oder im Feuer sich nicht verzeigenden, Licht erschienenen Gaget Gottes (Exod. III, 2), woraus das phönicierte Phosphorum seinen Kammion gemacht hat, dessen Name Wodent mit Licht aus dem hebräischen Wodent (Lampes uel) ableitet; während daraus, durch bloße Übertragung ins Griechische, der Wodentbote Hermes (von Iovis uer) entstand; in der ursprünglichen Bedeutung also ein Beschlachter Gottes, welchem allerdings bei dem Tod unermesslich Greuel that sich aber nicht. Und noch jetzt hat hier dieselbe heilige Feuer-Hermesfeuer, woraus nur entzündete Zählung Götter gemacht, wie nie seitlich sehen werden. Selbst unter religiösen Umständen

Scheuchzer in seiner 1711 erschienenen Physik (also in einer Zeitperiode, wo man, wie diese Physik selbst am besten beweist, von Electricität nicht viel mehr noch wußte, als zur Zeit der Griechen und Römer) in der Art (S. II, S. 202) aufmerksam macht, daß er von einer „leuchtenden Flamme" redet, „wie sie aus der historin Servii Tullii bekannt ist." Und damit combinirt er unmittelbar „diejenige Leuchtfeuer, welche von den Erschauern an den Wägen und Segeln unwillkürlich gesehen und mit dem Namen Dioscurorum, Cautois et Pollucis bezeugt werden." Nebenbei macht er die richtige Bemerkung, „daß der Ausdruck St. Elmo's Feuer, womit auch das an der Spitze des Kirchturms zu Wintertur sich zuweilen bei Ungewitter zeigende Feuer vom Volke benannt werde, ein den Spaniern abgeborgter Ausdruck sei, welche die leuchtende Flamme nennen Fuego di St. Elmo o di Sant Herma." Wie richtig diese Bemerkung, davon gibt auch eine Stelle des Ariost Jovanni im Orlando furioso, Ges. 19, L. 50, wo es nach Straßburg Überlegung heißt:

„Doch bald erbeutet sich des Himmels Hoga,
Begeißelt St. Elmo's langst erstunken Schma."

Im Original ist St. Elmo das Reimwort, sodas führt den wahren vom Dichter gebrauchten Ausdruck kein Zweifel sein kann.

Es ist also der heilige Hermes, welcher noch jetzt, wie wir aus der vorhin angeführten Geschichte sehen, von unwissenden Völkern mitten unter christlichen Völkern angebetet wird. Wie aber der alte griechische Hermes zu dieser Idee gekommen, um dies zu zeigen wäre nöthig auf den ganzen Hermesmythos einzugehen, der nicht einseitig, sondern dies in Verbindung mit dem verwandten Perseusmythos⁷⁾ abzuhandeln. Mit Beziehung auf die naturwissenschaftliche Bedeutung des dem samothracischen Kabiren Kadmilos gleichbedeutenden Hermes können wir vorläufig auf die zu Anfang dieses Abschnittes citirten Abhandlungen verweisen.

Jetzt wollen wir von Scheuchzers Ansicht des Hermesfeuers und den aus ganz gleicher Ansicht hervorgegangenen, schon in den Commentarien des Eusebius zu Ptolemäus II. abgehandelt, den alten des Damascius

geben und also Anleitung zu einer solchen Betrachtung des Erdbebens, wie die obige ist, wobei es uns dies am nächsten und Zusammenhang freierster Beschäftigung einer zu Grunde liegenden, nur missverständlichen Wahrheit zu thun.

7) Der genaue Zusammenhang dieser miteinander eingreifenden Wodenttheist ist den Wodentogen nicht dies mit Beziehung auf die Kampfsphäre, deren Beschreiber Hermes, Perseus und die Dioskuren waren, sondern noch in weiterer anderer Beziehung bekannt genug. Hier aber auf unsern physikalischen Standpunkte wollen wir lediglich daran erinnern, daß die äthische Harmonie des Magnets die des Perseusischen Strahles (Homonen) 1200 f. (Huttmanns Abhandlung darüber) ist, und daß auch der Herkulesische Knoten in einem nicht zu verkennenden Zusammenhang steht mit der Doppelklinge am Herkesstab, woraus schon (unabhängig von physikalischen Beziehungen) die Wodentologen aufmerksam wurden. Auch in einer alten ägyptischen Kosmogonie, die Damascius in seinem Buche *metaphys.* cap. XIII. anführt, hat, ist von einer Umfassung der Rhen (d. i. Erde) mit Perseusischen Knoten die Rede, und es wird beigefügt, daß das Symbol dieser Umfassung der Herkesstab sei.

sich anreihenden naturwissenschaftlichen Combinationen zu einem nahe an 1800 Jahre alten Lehrbuche der Naturwissenschaft und werden und sehen, was Seneca in seinen *Quaest. natur.* über diesen Gegenstand spricht. So gleich im ersten Capitel ist davon die Rede. „Bei großem Sturme“, sagt Seneca, „erscheinen gleichsam Sterne aufsteigend auf den Seezungen, wobei die Weltleidenden an den göttlichen Beistand des Kosmos und Pollux denken. Ihr Vertrauen gründet sich darauf, weil sie wissen, daß der Sturm sich nun bricht und die Winde aufhören. Bisweilen stürzen Feuer einher, ohne sich anzusehen. In den römischen Lagern sah man die Lantzen leuchten von herabsallendem Feuer, das öfters, nach Art der Blitze, Thiere trifft und Pflanzungen, aber mit geringerer Gewalt geschleudert, nur abfließt und aufsteigt, nicht einschlägt und erschädigt.“

Man sieht also, daß Seneca das ruhig auf Seezungen stehende und abfließende Dioskurenfeuer blos im Grade der Heftigkeit, womit es herabsfällt, verschieden hält von Blitz und Feuerfugel. Und diese Ansicht ist wieder ganz naturgemäß.

Von der großen Bestimmtheit, mit welcher Plinius die Dioskuren als auf dem Meer oder dem Land erscheinende sternähnliche Zwillingefeuer bezeichnet, davon war schon die Rede mit Beziehung auf die öfters angeführte Stelle aus der hist. nat. (II, 37). Und verlangen wir noch ältere physikalische Ansichten desselben Naturphänomens, so sagt uns mehr als 500 Jahre vor unsrer christlichen Zeitrechnung der Stifter der eleatischen Schule, Xenophanes, gradezu, die über den Schiffen erscheinenden Sterne, welche man Dioskuren nenne, seien in eigenthümlicher Bewegung befindliche leuchtende Wolken⁸⁾ (*τοὺς ἐν τῶν πλοίων κινουμένους ὁλον αἰθέρος, οὐδ' αὖτε Ἰνδοπόντους καλοῦσι, νεφέλαι εἶναι κατὰ τὴν ποταμὸν παραλαμπόμεναι*). Und von herabsstürzenden Gewitterwolken rührt ja die Erscheinung her.

Nun dies alles, was hier im wörtlichen und zuvor (durch obige Figur) im bildlichen Ausdruck angeführt ist, zusammengekommen, wollen wir fragen, ob man sich über eine Sache deutlicher ausdrücken könne, als solches vom Alterthume hinsichtlich auf die Bedeutung des Wortes Dioskuren geschehen ist? Und was soll man also denken von einem gelehrten Naturforscher, dessen Urtheil man achten möchte, wenn er im vollen Ernste vornehmend in der Art sich ausdrückt: „man brauche blos zu wissen, daß jemand die Dioskuren und die beiden Elektricitäten für gleichbedeutend halte, um sich auf eine solche Schwärzerei nicht weiter einzulassen. Gar nicht zur Sprache dürfe man kommen lassen eine solche Behauptung, wodurch die neue Zeit des Ruhms einer ihrer schönsten Entdeckungen beraubt werden sollte u. c.“ Darauf ist nicht zu antworten, da von einem Verwerfen obiger Prüfung, aus angeblich höherm Standpunkte, geltend gemordener Eitte gemäß, die Rede; nur die allumfassende Sorge für den Ruhm des Augenblickes ist zu beklagen.

Wie aber bitten den geneigten Leser, unter der von allen Philologen zugelassenen Voraussetzung, daß die Dyrphischen Hymnen aus alten gebräuchlichen Ausdrücken der Mythen zusammengefaßt seien, den Dyrphischen Hymnus auf die Kureten zu lesen und zu versuchen, ob er dabei das Bild jener einmal in der öffentlichen Meinung stehend gewordenen, umherziehenden, lärmenden Priester der Naturgöttin Koble festhalten kann. Kommt ein einziges Wort paßt auf Priester. Aber herrlich ist der Hymnus, sinuvoll in jedem Worte, wenn man dabei an die elektrischen Gewalten denkt, und überrascht wird der Prositer noch gegen Ende des schönen Hymnus durch die Verse:

Kuretanen, Kureten, Oberrheide, Übergewaltige,
Anales in Samothrake, zugleich Dioskuren drömet,
Geig fließende hauch, erschütternde Lüften vergleichbar,
himmlische Zwillinge dort heist ihr in stompficher Wohnung.

In der That die Elektricitäten sind nicht blos himmlische Zwillinge, da sie paarweise stets auftreten, sondern sie künden sich ausbreitend auch als fliehende luftähnliche Hauche an (weicher Ausdruck dem Originalen noch näher kommt) die als ewig fließende mit Recht bezeichnet werden, weil die Lurde der Elektricitäten unerschöpflich, indem der Einen Tod zugleich der Moment des Auflebens der Andern, und dabei dennoch beide ungetrennt, was der Mythos von den Dioskuren so bezeichnend ausdrückt, daß er eben dadurch aufhört Mythos zu sein und zum Ausdruck der Naturwahrheit selbst wird. Und nun in diesem Aufmerksamkeitsbunde wollen wir und erinnern an die bedeutsamen Überlieferungen des Alterthums hinsichtlich auf untergegangene Kenntniss der Weltzeit von der Natur, Beherrschung und Hervorrufung des im Süd erscheinenden Feuers, eine Kenntniss, die man in aller römischen Zeit, als dem einmal geitend gewordenen Götterdienste gefährlich, durch Bücherverbrennung an unterdrücken suchte (s. Allgem. Lit.-zt. Jahrg 1833. N. 131), und zugleich wollen wir hinblicken auf die von Fischer in der schon vorn angeführten Schrift so schön zusammengefaßten sinuvollen, alterthümlichen Bildabildungen, welche, sogar im Bilderspreite mit der Erschütterung, blos das innerste Wesen des elektrischen Feuers bezeichnen.

Übrigens sehen wir auch wieder aus dem eben erwähnten Dyrphischen Hymnus, daß, wie Strabon sagt (Geogr. X. c. 3. §. 7. p. 156. edit. Sieb.), Kuretanen, Kureten, Dioskuren, Kabiren (durch *εὐρυπάρους* hier übersetzt) und Anales der Hauptfade nach dasselbe bezeichnen. Die „Anales in Samothrake“ aber wurden im Griechischen durch Widerstand in *ανώτερος* (*avantes*) verwandelt. Schon Vossius (De origines idololatriae deque naturae mendeis, quibus homo adducitur ad deum, lib. I. p. 38) erkannte darin die Kinder Anat, jene Kureteninder, deren in den Büchern Moses gedacht wird, worüber indes noch Vieles beizufügen wäre. Denn wir haben bisher der physischen Kabirentheorie noch gar nicht gedacht, welche Stellung auf dem allerdings gefährlichen Standpunkt ergomologischer Combinationen vielfeitig abhandelte.

Obenso wenig sind wir noch eingegangen auf die

⁸⁾ S. Plutarch, de placitis philos. Lib. II. cap. 18 und Strabon eod. lib. P. I. T. II. p. 812. edit. Her.

alterthümliche Silberwelt, obwohl durch die Abbildungen der Dioskuren die bezeichnete Sache schärfer, als dies mit Worten möglich, dargestellt wird, jedoch blos für das Auge des mit den feinsten Beziehungen der Elektricitätslehre vertrauten Physikers, so daß wir uns hier lediglich auf die literarischen Nachweisungen zu Anfange dieses Artikels beziehen können. Nur ein einziges Bild wollen wir mittheilen, weniger mit Hinsicht auf Physik, als mit Beziehung auf Kunstgeschichte. Man wird sich nämlich bei dem Anblicke dieser Figur leicht überzeugen, daß die



Kabiren nicht immer als Vögeln abgebildet wurden, sondern der Apollon griechischer Dioskurenbilder wirklich dem der syrischen Kabirenbilder entspricht. Montfaucon, dem dieses Bild aus einer dem ersten Theile S. 194 nachträglich angehängten Kupfertafel abhoben ließ, sagt (im Jahre 1722), daß sich diese in ihrer Art einzige Anklage im Cabinet des Herrn de Boze, Secretairs der pariser Academie, befände. Man möchte wol wissen, wo sie gegenwärtig zu finden. Die Umschrift zeigt, daß von syrischen Kabiren die Rede, und der Anblick dieses Bildes gibt also einen neuen Beweis, außer den von Herodotus in einer Note zu Lucians Dialog, Dioskuren überschrieben, angeführten Gründen dafür, daß Dioskuren und Kabiren dieselben Wesen⁹⁾, wogegen Kober in seinem gelehrten Werk über die Mythen der Alten (II, 1212) nur eine einzige Stelle aus Herodot (II, 43) anführt, worin es heißt, daß den Ägyptern der Name der Dioskuren unbekant gewesen. Der Zusammenhang aber, worin Herodot dies sagt, vom griechischen und ägyptischen Hercules spredend, zeigt deutlich, daß er streng die griechischen Dioskuren, die Tyndariden, Kastor und Pollux, meint, welche, wie auch schon in vorerwähnter Abhandlung hervorgehoben, sich in die Ehre der alten Kabiren einschließen. Und daß blos von dem Namen der griechischen Dioskuren die Rede, wiederholt Herodot zum Überflus im 50. Capitel. Mit Recht aber sagt Welcker in der Ägyptischen Triologie S. 225: „Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß die Tyndariden als Heron nicht erst auf die alten Götter übertragen, ihnen untergeschoben, sondern zu ihrer Auslegung erdichtet, die Götter zu Heron herabgezogen seien in einer Zeit, als vergötterte Menschen überhaupt mehr Glauben

fanden, als unbegriffene oder durch den Aberglauben erstellte Dämonen.“ Hat der Aberglaube die Naturkräfte zu Dämonen gemacht, so sind die Überlieferungen einer mehr unterrichteten Vorwelt nun bei den Fortschritten der Naturwissenschaft verständlicher, als sie dem blosrigen Alterthume sein konnten. Und in diesem Sinne blide man obige Anklage genau an.

Aber auch nur ein wenig mit elektrischen Versuchen bekannt, nur die elektrischen Lichterscheinungen im Dunkeln, oder die Lichtentzünden Figuren gesehen hat, bemerkt sogleich bei dem ersten Anblicke dieser alte Gemme, daß die eine Figur mit dem Strahlenbüschel der positiven Elektricität über dem Haupte, die andre mit dem Lichtscheine der negativen um das Haupt vertheilt ist. Von Vereinigung der beiden Elektricitäten also, vom Zwillingsfeuer des elektrischen Funken oder Stroms, ist die Rede, dessen Bewegung von Oben nach Unten (wie sie im Blitze so häufig vorkommt) bezeichnet wird durch die Stellung der Figuren, deren Bedeutung sich also dem Physiker nun von selbst ergibt, durch die Art der Drehung ausgesprochen; denn vor mit den Erscheinungen des Elektromagnetismus vertraut ist, der weiß, daß man davon nicht sprechen kann, ohne menschliche oder thierische Figuren zu Hülfe zu nehmen. Pouillet¹⁰⁾ rühmt von Ampère, daß er, um diese Erscheinungen zu bezeichnen, sich nicht begnüge, dem elektrischen Strom eine Richtung zu geben, sondern ihm auch Kopf und Füße eine rechte und eine linke Seite gebe, einen Menschen daraus mache. Faraday¹¹⁾ in seiner berühmten Abhandlung über Magnetelektromotus gibt diesem elektromagnetischen Strom-Menschen für gewisse Fälle, um die Verständigung zu erleichtern, sogar eine Uhr in die Hand. Aber alle von diesen und andern Physikern ausgedachten Kunstgriffe, um sich über so verwickelte Erscheinungen, zu deren scharfen Bezeichnung die Wortsprache nicht genügen will, durch eine physikalische Zeichensprache zu verständigen, reichen nur immer für wenige einzelne Fälle aus und mühen der hier ungenügenden Zeichensprache Hülfe zu leisten ein. Dagegen ist jenes alte Kabirenbild frei von jeder Willkürlichkeit, blos ein Ausdruck der Erscheinung, und eben darum eine alle einzelnen Fälle umfassende allgemeine Formel, eine wahre symbolische Hieroglyphe im alterthümlichen Sinne. Durch die Bewegung der Figuren rechts und links, perpendicular also auf die Richtung ihrer Stellung, wird die Lage der elektromagnetischen Tangente bezeichnet; und wie viele Aufgaben sich vermittelst dieses Bildes mit Leichtigkeit unmittelbar beantworten lassen, davon sind Beispiele zu finden im Jahrbuche der Chemie u. Physik 1826. B. I. S. 71, 72 und B. III. S. 315. Auch interessante aber und anregend zu experimentellen Forschungen sind diejenigen Anklagen, wo die Dioskuren auf eine durchaus scharf und sinnig bezeichnende Weise mit Wasserampfen, p. B. (f. ebend. III, 297—312) oder mit einem Hercules

9) Auch der Silberwelt entspricht also die Ausdruck *Διοσκουροι Καβιροι*, in welcher Beziehung schon Demosthenes bemerkt: *apud Graecos*. p. 519. Inve 2. *Galli mensis reperitur Acharnensis leges, quoniam deus physikos Διοσκουρος καβιρος.*

10) Elements de Physique experimentale, seconde edit. (Paris 1852). T. I. p. II. p. 242. 11) Philos. Transact. 1831. T. II. p. 154.

tes oder einem höchst alterthümlichen Jupiter, oder mit einer Feuerflamme verbunden vorkommen. Man sich zu überzeugen, daß selbst der bekannte Hermesflab (der ursprünglich kein Schlangenflab, wie schon von Anderen nachgewiesen wurde) höchst sinnvoll sei als elektromagnetisches Symbol, dazu braucht man bloß dem im Jahrbr. d. Chem. u. Phys. 1827. B. II. S. 246 angeführten Versuch eine etwas andre Gestalt zu geben. — Aber wir können hier nicht weiter eingehen, weder ins Gebiet verwandter Mythenkreise, noch ins physikalische Gebiet. Es genügt die Sache zu berühren, um wo möglich Philosophen, Alterthumsfreunde und Künstler anzuregen, sich mehr mit Physik, sowie die Physiker sich mehr mit dem Alterthume zu befremden. (Schweigger.)

DIOSKURIA, Name der Feste, welche den Dioskuren zu Ehren gefeiert wurden. An denen zu Korne (Schoh. Phil. Pyth. V. 629) und Sparta erseute man sich der Gaben des Baldos und der Kampfpide. In Athen waren ihnen die Aetien gewidmet (Heeych.), an welchen man ihnen dreierlei (τρίαινα), Boß, Widder und Schwein, opferte (sicherlich mit Anspielung auf die Tritopaten), welches (sicherlich das Fremdlingopfer (Συνεπιόη) hieß, weil die Dioskuren in Attika nicht heimisch waren. Der Tempel in Athen hieß Anakeon. Sie waren hier lebend und ihre Söhne, Anakeon und Anakeon (Apollod. III. 11, 2), oder Anakeon und Anakeon (Paus. II. 22; s. f. III. 18) zu Pferde abgebildet. Dieser Tempel hatte Polygnotos durch Darstellung ihrer Thaten, Mäken durch Abbildung des Argonautenzeuges geschmückt. Zu Amphissa in Lokris feierte man ihnen (oder auch den Kuriten oder Kabinen, was im Begeiff aber eins ist) das Fest der jungen Anakten (ἱερὴ ἀνακτων ναῖων, vermuthlich weil sie als Kinder gedacht wurden oder in kleinen Bildsäulen vorgestellt waren). S. Spanh. u. Cailm. H. in Pall. v. 24. (Richter.)

DIOSKURIAS, *Διοσκουρίας*, Strabon (lib. II. p. 497), Ptolemaios (V. 10), Arrianos (periplus ponti Eux. II. 18), Agathemeros (p. 250, ed. Gronov.), Stephanos von Byzantion; Plineus (H. N. VI. 8), dazu mehr Münzen bei Kasse und Edhel. Einige Andre schreiben dagegen Diokleias, als Mela (I. 19, 14), Solinus (c. 15), Ammianus Marcellinus (lib. XXII. 8, 24). Wieder Andre schreiben Diokoris, als Etylar (p. 77, ed. Gron.) und Higinus (fab. 273). — Ihren Namen hatte die Stadt von den Dioskuren Kasse und Polobutes, als ihren Erbauern, der Seligenheit des Argonautenzeuges, nach Apollonios (Mithrid. 104) und Higinus. Indessen stimmen mit dieser Angabe andre Nachrichten nicht überein. Stephanos berichtet, nach dem Plutarch habe die Stadt frühe Za gegeben, und damit wird sie dann als die Hauptstadt der Kasse bezeichnet. Aber auch diese Bemerkung steht ganz vereinzelt da, zumal da man die Glaubwürdigkeit jenes Gewährsmannes nicht einmal abzuschätzen vermag. Wieder andre Schriftsteller versichern, daß die Bewohner der Dioskuren sie gegründet hätten und zugleich die Cisterne, die das herumwohnende Volk der Droscher waren. Jedoch weichen sie auch in der Bezeichnung des Namens

dieser Bewohner von einander ab. Nach Plineus, der seine Quelle nicht nennt, heißen sie Amphilos und Telchos, nach Strabon und Justinus (lib. XLII. 3) Rheas und Amphistratos, nach Ammianus und Solinus (c. 15) Amphitos und Kertios. Eustathios (zu Dionys. Perieg. 687) gibt keine Namen an. Am meisten Glau ben verdient daher des Arrianos Angabe, daß Diokurias eine Colonie der Milesier sei. Ihre Lage gibt Strabon genau an, indem er sie den östlichen Punkt des Pontos Euxinos nennt, und hinzusetzt: daher heiße dieser Punkt auch der Winkel des Meeres und die äußerste Gabel. Deshalb kann Arrianos diese Stadt auch die Grenze der eömischen Herrschaft nennen. Nach Strabon lag sie am Flusse Ocharis, nach Plineus am Anthemios. Sie war aber ein bedeutender Markt für die kaufmännischen Völkerschaften; es sollen dahin 70, oder nach Timotheos (bei Plineus) sogar 300 durch Speache verschiedene Völkerschaften des Handels wegen gekommen sein. Plineus aber behauptet, die Römer hätten deswegen dort 130 Dolmetscher gehalten, doch war der Ort zu seiner Zeit schon verödet. Noch jetzt scheint der Flecken Istakia (bei Chardin: Zegaur) in der Nähe des Flusses Napmor auf den Namen der alten Stadt hinzuweisen.

Nach Stephanos, Ptolemaios und Arrianos hieß Diokurias aber auch Sebastopolis. Plineus allein scheint dagegen zu sein, denn er nennt (H. N. VI. 4) Sebastopolis ein Castell des Asilules und unterscheidet (H. N. VI. 5) Diokurias von Sebastopolis: A Diocuriadum oppidum Hieraclemum, distans a Sebastopoli 70 M. P. Mannert glaubt aber, daß Plineus damit nicht zwei verschiedene Orte bezeichne, sondern daß er zuerst die ältere Benennung gebrauche, und bei der Maßbestimmung die neuere. Deswegen nimmt er wegen H. N. VI. 4 an, daß Sebastopolis eigentlich die Citadelle von Diokurias gewesen sei. Überzeugend sind jedoch seine Gründe nicht. (Vgl. Kometzels Strabon. Caucas. reg. et gentium descriptio 1804.) (L. Zander.)

DIOSMA. Eine von Kinné nach dem Rarsten Geruche der meisten Arten (*Stoquos*, durchdringender Geruch) so genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Kinné'schen Classe, und mit mehreren andern Gattungen eine eigene natürliche Familie, *Diosmeae*, bildend. Das Ae. Der Kelch fünfzählig oder funfblättrig; fünf mit der Kelchblattschuppe abwechselnde Corollenblätchen; fünf fruchtbare Staubfäden sind innerhalb der Corollenblätchen und mit diesen abwechselnd auf einer geklappten, die Basis des Fruchtknotens umgebenden Scheibe eingefügt; fünf unfruchtbare Staubfäden stehen als Fäden, als kleinere Corollenblätchen, oder als Schüppchen dazwischen, oder fehlen gänzlich; die Antheren tragen an der Spitze einen drühsigen Fortsatz; der Griffel ist fadenförmig, die Narbe knospenförmig; fünf (bieweil durch Befruchtung nur zwei bis vier) meist einfarbige, an der Basis mit einander verwachsene, an der Spitze mit einem kleinen Stachel versehene Fruchtkapseln öffnen sich in zwei Klappen nach Innen (Adr. de Jussieu, Mém. du Mus. XII. t. 18—20; Bartling et Wendland, Diosm. t. A. et B.; Gärtner, De fruct. t. 94). Bistemon,

Wendland und Bartling haben nach der verschiedenen Bildung der unfruchtbaren Staubfäden und nach der Länge des Griffels mehr Gattungen von *D.* getrennt, welche aber vielfach ineinander übergehen und daher nur für Unterabtheilungen gelten können. Diese Gattungen sind: *Adenantra Willd.* (*Glandulifolia Wendl.*), *Okenia Dietrich*, *Coleonema Bartl.*, *Aemadenia B.*, *Barosma Willd.* (*Hartogia Bergius* & *Id.*, *Parapetalifera Wendl.*), *Agathosma Willd.* (*Hartogia Berg.* & *Id.*, *Bucco Wendl.*), *Macrostylia Bartl.* und *Euchaetia Bartl.*

Die zahlreichsten Arten der Gattung *D.* (es sind deren gegen 80 bekannt) wachsen als Sträucher mit den ihnen im Äußern sehr ähnlichen Eriten am Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre gegenüber oder zerstreut stehenden, einfachen, meist ganzrandigen Blätter sind, besonders auf der untern Seite und zuweilen an der Basis mit Drüsen besetzt, welche ein starkriechendes, ätherisches Öl enthalten. Die größeren oder kleineren, weißen, bläulichen oder röthlichen Blumen stehen einzeln oder in Büscheln, Ähren und Knöpfen in den Blattachseln oder am Ende der Ährige. Wegen ihrer Heilkräfte sind vorzüglich drei Arten zu nennen: 1) *D. crenata Linn.* (*Barosma Willd.*, ? *Loddiges bot. cab. t. 404*) mit gegenüberstehenden, kurzgestielten, lederartigen, glatten, eiförmigen, zugespitzten, durchscheinend punktirten, am Rande drüsig-gezähnten Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten, weißen Blüten. 2) *D. serratifolia Ventenat* (*Malminis. II. t. 77, Curtis bot. mag. t. 456, Loddig bot. cab. t. 373, Parapetalifera serrata Wendl. coll. I. t. 34*) von *D. crenata* nur durch die längern, linien-lanzettförmigen, dreieckigen Blätter verschieden. Die Blätter beider Arten (von denen die letztgenannte nach Ventenat's, vielleicht irriger Angabe auch bei Botany-Bay in Neuholland vorkommen soll) sind neuerdings unter dem Namen Dudobblätter (*Folia Diosmae crenatae*) über England in die Apotheken des Continents gekommen. Sie sind von stark aromatischem Geruch und Geschmack, und enthalten nach Gabet de Gossicourt, neben einem ätherischen Öl, Gummi, Chlorophyll und Harz. Außerdem hat R. Brandes etwa vier Procent einer hellbräunlichgelben, in Wasser, wässrigem Weingeist und Säuren löslichen, durch Metallsalze nicht fällbaren extractiven Substanz von etwas stechendem bitterem Geschmacke, Diosmin von ihm genannt, darin gefunden; das ätherische Öl beträgt 34 Gran, das Grünharz 20, und ein Halbharz 90 Gran. Die übrigen Mischungsbeile sind: Eiweiß, Gummi, Faser, Salze etc. (Vgl. Rieschig in R. Brandes' Archiv des nördl. Apothekervereins XVIII, 3 u. Brandes' Chem. XXII. S. 229.) Nach Burchell vermengen die Hottentotten das Pulver der Dudobblätter mit Theriaka zu einer Salbe, und reiben damit ihre Haut gegen Einwirkungen der Sonne und des Wetters etc. überhaupt sind sie, nach Finkhaber, Jobst u. A., ein kräftiges Reizmittel auch innerlich genommen zur Stärkung der Hautorgane, um deren Ausdehnung zu befördern. Außerdem dienen sie als kräftiges Diureticum, vorzüglich bei fränklicher

Reizbarkeit der Genitalien und bei gestörter Thätigkeit der Harnorgane, sowie im wässrigen oder weinigen Aufgusse (4—1 Unze mit heissem Wasser zu 6 Unzen Colosseine Stunde lang digerirt, alle Stunden einen Esslöffel voll) gegen die indische Cholera und gegen rheumatische, gichtische und katarrhalische krampfhaft Brustbeschwerden; äußerlich, in Tüchern aufgelegt, rächt man sie gegen albinische Entzündungen der Hautoberfläche, bei Verrenkungen, Quetschungen, bei frischen Wunden etc. mit Essig oder Branntwein auszuwaschen (vgl. H. A. Möckel, *De diosma crenatae*, Lips. 1830., Hoffmann in Ruffs Mag. f. d. ges. Heilk. 1831. XXXVI. S. 198 etc.). Der Engländer Rich. Kece empfiehlt sie zuerst in Europa (1824) als ein die Bärentrauben-Blätter (*Fol. Arctostaphyli Uvae ursi*) übertreffendes, darantreibendes Mittel. 3) *D. hirsuta Linn.* (*Lamarck illustr. t. 127. f. 4, Wendl. coll. I. t. 27*) mit zerstreut stehenden, linienförmigen, borstig-zugespitzten, zottigen Blättern, kurzhaarigen Ährigen und doldentraubigen bläulich-weißen Blüten am Ende derselben. — Die Colonisten des Vorgebirges der guten Hoffnung lernten den Gebrauch der Blätter dieser Art mit dem Namen Bodo's oder Dudobblätter von den Hottentotten kennen und bereiten daraus ein süchtiges Öl, dessen sie sich äußerlich gegen Rheumatismen, Krämpfe und Lähmungen bedienen. (*A. Sprengel.*)

DIOSMEAE. Diese distylolebonische Pflanzenfamilie hat Rab. Brown (*Gen. rom. p. 13*) zuerst von den Rutaceen, zu denen sie A. E. de Jussieu (*Gen. pl. p. 298*) und Gamble (*Prodr. I. p. 709*) mit den meisten Botanikern rechnen, getrennt, und A. de Jussieu (*Mém. du Mus. XII.*) genau bestimmt. Die hierher gehörigen Gewächse sind Sträucher oder Bäume, sehr selten Kräuter mit zerstreut oder gegenüberstehenden, einfachen, selten unpaarigefiederten, lederartigen, oft drüsig-punktirten, meist ganzrandigen Blättern. Ihre Blüten sind in der Regel zwittrig und regelmäßig, einfach oder zusammengesetzt. Der Kelch ist frei, meist siebenleibend, fünf- oder oierförmig; die Abschnitte liegen in der Knospe dachziegelförmig über einander. Die fünf oder vier Corollenblättchen stehen abwechselnd mit den Kelchabschnitten, sind hinfällig oder siebenleibend, oft nagelförmig und dann in der Knospe dachziegelförmig, selten an der Basis breit und dann mit einander verwachsen und in der Knospe klappenförmig; sie sind gewöhnlich auf einer drüsigen Scheibe oder auf einem krugförmigen Organe, welches die Basis des Fruchtknotens umgibt, seltener unmittelbar unter dem Fruchtknoten eingefügt; sehr selten fehlen sie ganz. Die Staubfäden stehen ein wenig oberhalb der Corollenblättchen und sind mit diesen von gleicher Zahl oder doppelt so viel, wo dann oft die den Corollenblättern gegenüberstehenden unfruchtbar und von mannsichfacher Gestalt sind; bisweilen zeigt sich bei den Staubfäden Verwachsung. Die weiblichen, in zwei Längsrigen nach Innen aufspringenden Aehren sind mit den Staubfäden durch eine Stielverbindung verbunden, und haben oft an der Spitze einen drüsigen Fortsatz. Der Fruchtknoten besteht aus fünf oder vier mehr oder weniger mit einander verwachsenen Eizellen, deren jeder zwei (selten

vier) Eierchen enthält. An dem innern Rand, etwas unterhalb der Spitze eines jeden Eierstockes, steht ein cylindrischer Griffel. Die Griffel sind in der Regel mit einander verwachsen und tragen zusammen eine drei- bis fünfzählige oder gelappte Narbe. Fünf oder vier, selten drei zweifelhafte, eins oder zweifelhafte, nach Innen aufspringende, oft gekrümmte Fruchtkapseln sind an der Basis mit einander verbindend; selten schlagen sie bis auf eine fehl. Die Kapseln bestehen aus einer doppelten Hülle: die äußere (sarcocarpium) ist lecherartig, querschnittlich, drüsig-punctirt oder furchig, und löst sich bei der Frucht reife von der innern (endocarpium) glatten, knorpeligen. Die Samen sind ablang, stumpf und glatt; der Eizwischkörper unbedeutend, fleischig, oder ganz fehlend; der Embryo gerade oder gekrümmt, das Würzelchen oft nach Oben gerichtet, die Samentlappen mit den Samen von gleicher Form.

Die Diosmeen sind zunächst mit den Rutaceen verwandt, von denen sie nur in der Fruchtbildung wesentlich abweichen.

Sie zerfallen nach A. de Jussieu in fünf Gruppen:

I. *Diosmeae verae*. Regelmäßige Blüten; hermaphroditisch oder selten getrennten Geschlechts; fünf (vier) Kelchabschnitte, Corollenblättern und fruchtbare Staubfäden; die Eierstöcke fest mit einander verwachsen, bisweilen nur einer, jeder Eierstock mit zwei Eizwischen; der Eizwischkörper unbedeutend oder ganz fehlend; zuweilen mehrere Embryonen in einem Samen. Hierher die Gattungen: *Diosma* Linn., *Calodendron* Thunb., *Palaemotum* A. de Juss., *Empleurum* Solander. Die Gewächse dieser Gruppe haben einfache Blätter und sind auf die Südspitze von Afrika beschränkt, wo sie auf sonnigen, trocknen Hügeln wachsen. Über ihre Heilkräfte s. d. Art. *Diosma*.

II. *Boronieae*. Regelmäßige Blüten; vier oder fünf Kelchabschnitte und Corollenblättern; vier, acht oder zehn, zuweilen verwachsene Staubfäden; zwei Eizwischen in jedem der bisweilen getrennten Eierstöcke; der Embryo in der Längsachse des fleischigen Eizwischkörpers. Zu dieser Gruppe gehören die Gattungen: *Boronia* Smith, *Correa* Sm., *Zieria* Sm., *Diplochlaena* R. Brown, *Phedalius Ventenat*, *Crowea* Sm., *Eriostemon* Sm., *Philotheca* Rudge. Die Boronieen haben einfache oder zusammengesetzte Blätter und sind nur in Neuholland und auf den benachbarten Inseln einheimisch. Über ihre Nützbarkeit ist nichts bekannt. Sie dienen aber, wie die eigentlichen Diosmeen, unsern Gewächshäusern zur Zierde.

III. *Pilocephaleae*. Die Blüten regelmäßig; vier oder fünf Kelchabschnitte und Corollenblättern, welche letztere zuweilen in einer Röhre verschmelzen; vier, fünf, acht oder zehn Staubfäden; die Eierstöcke gewöhnlich mit einander verwachsen, in jedem zwei Eizwischen, selten eins; der Eizwischkörper oft fehlend. Diese Gruppe besteht aus den Gattungen *Pilocephalus* Vahl, *Melicope* Forster, *Evodia* Forster, *Mezodora* St. Hilaire, *Hortia* Vandelii (s. d. Art. Galipaea), *Chosinia* Kunth, *Juliania* Lessert. Die hierher gehörigen Gewächse

sind im tropischen Amerika, auf Neuseeland und den Freundschaftsinseln einheimisch und haben häufiger zusammengesetzte als einfache Blätter. Die Rinde der *Evodia* sebrifuga St. Hil. und *Hortia* brasiliensis Vahl. in Brasilien zeigen dieselben fieberwidrigen Kräfte, wie mehrere Pflanzen der folgenden Gruppe.

IV. *Cusparieae*. Unregelmäßige Blüten; fünf Kelchabschnitte und Corollenblättern, welche letztere oft zusammenhängen; fünf Staubfäden, bisweilen mit einander verbunden, oder einige fehlend; fünf, meist mit einander verwachsene Eierstöcke, jeder mit zwei Eizwischen; der Eizwischkörper meist fehlend; der Embryo gekrümmt; die großen Samentlappen oft gerunzelt-zusammengesaltet. Diese Gruppe begreift die Gattungen: *Galipaea Aublet* (Bonplandia Willdenow), *Spiranthera* St. Hilaire, *Almeida* St. Hil., *Ticoorea* Aubl. und *Monneria* Lessert. Die hierher gehörigen Pflanzen sind dem tropischen Amerika eigenthümlich und haben gewöhnlich gedrehte, selten einfache Blätter. Mehrere Arten sind in ihren aromatisch-bittern Rinden officinell, z. B. *Galipaea Cusparia* St. Hil. (Bonplandia trifoliata Willd., die Angostura) und *Ticoorea sebrifuga* St. Hilaire.

Über die Gattung *Almeida* St. Hil. dieser Gruppe mag hier das Nöthige folgen, da sie im zweiten Theile der Abh. Encoff. steht. Sie gehört zur ersten Ordnung der fünften Rinnstufen Classe. Aug. de St. Hilaire nannte sie so zu Ehren des in Brasilien anhängigen Portugiesen Johann Rodriguez de Almeida, welcher ihm bei seinen Reisen mannichfache Unterstützung gewährte. Char. Der Kelch klein, fünftheilig, fünfzählig; fünf nagelförmige, aufrechte Corollenblättern, welche viel länger als der Kelch sind; die Staubfäden schwach, in der Mitte därtig; eine trugförmige Drüse um die Basis des Fruchtknotens; der Griffel einfach mit fünfzähliger Narbe; fünf einsamige, zweifelhafte, an der Basis mit einander verwachsene Fruchtkapseln (A. de Juss. Mém. du Mus. XII. t. 23. f. 33. Die sechs bekannten Arten sind brasilische Sträucher mit abwechselnden oder gegenüberstehenden, einfachen, ganzrandigen, wie Kelch und Corolle durchscheinend-punctirten Blättern und am Ende der Zweige Trauben oder Rispen bildenden rothen, blauen oder weißen Blumen. 1) *Alm. lilacina* St. H. (Hall. de la soc. phil. 1823. p. 129. plant. us. du Brés. I. p. 144. t. 15); 2) *Alm. rubra* St. H. (l. c., fl. Bras. mer. I. p. 86. t. 18); 3) *Alm. longifolia* St. H. (in Candolle Prodr. I. p. 729); 4) *Alm. coerules* St. H. (l. c., *Aruba coerules* Nees et Martius in Nov. act. nat. cur. XI. p. 174. t. 27); 5) *Alm. alba* St. Hil. (l. c., *Aruba alba* N. et M. l. c. p. 175. t. 28. nach St. Hilaire's späterer Ansicht, fl. Bras. mer. p. 85. not. 1., gehört diese Art vielmehr zu *Galipaea*); und 6) *Alm. acuminata* St. H. (in *Cond.* I. c.).

V. *Dietschiaeae*. Unregelmäßige Blüten; fünf Kelchabschnitte und Corollenblättern, welche letztere mit den zehn fruchtbaren Staubfäden unterhalb des aus fünf Eierstöcken, jeder mit vier Eizwischen, zusammengesetzten Fruchtknotens eingefügt sind; der Eizwischkörper dick und

keifig, in der Länge derselben der umgekehrte Embryo mit flachen, abgeflachten Samenanlagen und spigen, zweiblättrigem Fruchtfleisch. Die Dictamnene werden nur durch die eine Gattung *Dictamnus* *bruasels* vertreten, von welcher nur eine Art, *D. albus* Linn., bekannt ist. Dieses prägnirende Kraut mit gefiederten Blättern ist im gemäßigten Theile von Europa, als die einzige Pflanze der Familie der Diosmeen, einheimisch. S. d. Art. *Dictamnus*. (A. Sprengel.)

DIOSPOLIS. Mehrere Städte dieses Namens kommen bei den Alten vor. 1) Die erste Stadt Diospolis lag nach Strabon (XII, p. 556 etc.) im Königreiche Pontos, nahe an Armenien, in der fruchtbaren Landschaft Phanoria an der Ostseite gegen das Gebirge Parados hin, ungefähr 150 Stadien südlicher als die Stadt Eupatoria oder Magnopolis, welche an der Vereinigung der Flüsse Iris und Lykos erbaut war. Sie hieß früher Kabeira (καβάιρα) und war berühmt durch den Tempel des Men oder der Selene (des Mondes) mit dem Beinamen Pharnakos und war die Residenz des berühmten pontischen Königs Mithridates, der dort, wie es scheint, die erste Wassermühle, einen Ziergarten und Menagerie, sowie Bergwerke anlegen ließ. Bei dieser Stadt wurde aber auch Mithridates im Jahre 683 v. St. R. vom Puculus in einem entscheidenden Treffen besiegt. Als Pompejus dann nach dem Pontos kam, so vergrößerte und verschönerte er die Stadt und nannte sie Diospolis oder Diopolis. Noch mehr aber gewann dieselbe durch die kluge Königin Polydoras, die Witwe zuerst des Königs Seleukos, dann des Archelaos, welche noch zu Strabons Zeit über Klein-Armenien und einige angrenzende Districte herrschte. Diese Königin residierte ebenfalls in Diospolis und gab ihr dem Kaiser Augustus zu Ehren den Beinamen Sebaste. Auch der Tempel des Men stand noch zu Strabons Zeiten in großem Ansehen und besaß ein heiliges Gebiet, wahrscheinlich mit dem Fleden Aperia, von welchem der Oberpriester den Niesbrauch hatte. Nach Strabons Zeitalter hört aber alle Kunde über diese Stadt auf, und Mannert ist daher geneigt, das in jener Gegend seitdem häufig genannte *Reocarsaria* für denselben Ort zu halten.

2) Diospolis in Palästina (Stephan. Byz. s. v.) oder Lydda, war nach Josephus (Antiq. XX, 5) ein großer Fleden und lag im Bezirke des Stammes Dan in der Ebene Saron, auf der Straße von Joppe nach Jerusalem, von der letzten Stadt 32 Meilen entfernt. Ihre Lage war daher wichtig und deshalb wird sie häufig genannt. Woher sie den Namen Diospolis hatte, ist unbekannt. Nach dem babylonischen Exil scheint Lydda zu Samaria gehört zu haben, allein König Demetrios von Syrien brachte es um 150 vor Chr. Geh. wieder an Judaa (1 Maccab. 11, 34. Jos. Ant. XIII, 4). Als Cassius dann nach Cäsar Ermordung in Syrien ein Heer bildete und Geld eintrieb, auch der König Herodes Alles hergab, was Cassius forderte, widerstanden sich mehrere Städte, unter ihnen Lydda. Sie wurde daher erobert und ihre Einwohner verkauft (Jos. Ant. XIV, 11). Zwar gab ihr in der Folge M. Antonius ihre Einwohner

zurück, aber bald nachher um das J. 66 nach Chr. Geh. wurde sie von dem römischen Statthalter Gessius Gallus verbrannt (Jos. B. J. II, 19). Bei den christlichen Schriftstellern kommt sie indes wieder vor und zwar als Sitz eines Bischofs. Als aber die Saragenen im siedenden Jahre 637 Syrien eroberten, zerstörten sie den Ort (Abulf. tab. Syr. p. 79), und jetzt zeugt für ihre ehemalige Existenz nur noch der kleine Ort Lydd.

3) Wird der Name Diospolis auch der Stadt Laobikeia in Phrygien beigelegt. S. d. Art.

4) Ebenso wurde auch die berühmte Stadt Thebd in Aegypten Diospolis genannt. S. d. Art.

5) Im Gegensatz von Groß-Diospolis oder Thebd gab es in Aegypten auch ein Klein-Diospolis, *Διόπολις ἡ μικρά*. Strabon (XVII, p. 814) nennt sie zwar, führt aber weiter nichts Merkwürdiges von derselben an. Allein Ptolemäos (IV, 5) führt an, daß sie die Hauptstadt des Nomos oder Gaues Diospolites sei, dessen Lage er durch den Zusatz *ἔνθα ἰσθμὸς* genauer bestimmt. Da er nun unmittelbar darauf den Gau Tentyrites folgen läßt, so hat man alle Ursache, die Stadt Diospolis in der Gegend von Tentyris zu suchen; daß sie aber, wie Porodé will, an der Stelle des jetzigen Fledens Hof auf dem linken Ufer des Nil, gelegen habe, scheint eine ziemlich willkürliche Annahme zu sein, wenigstens hat Porodé keinen Beweis dafür geführt. — Ein andres Diospolis setzt Strabon (XVII, p. 802) in der Nähe von Mendes im Delta an. Bei Ptolemäos findet sich der Name nicht; dagegen hat er an der Stelle einen Gau Neut mit der Hauptstadt Panephrisis. Dieser Name findet sich nur bei spätern Schriftstellern, namentlich bei Hieronimus. Es ist daher wahrscheinlich, daß derselbe Ort früher Diospolis hieß, oder daß ihm die Hellenen diesen Namen beilegen. Vergl. Mannert, 10. Bd. 4. Abth. S. 681. (L. Zander.)

DIOSPYROS. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linn'schen Classe (nach Linné aus der zweiten Ordnung der 23., nach Anders aus der achten Ordnung der 22. Classe) und aus der natürlichen Familie der Ebenaceen. Der Name (*διόσπυρος*) findet sich schon bei Theophrast (Hist. pl. III, 13, 3), wahrscheinlich D. Lotus Linn. bezeichnend. Charakter. Polypetale Blüthen; der Kelch viertheilig, seltener dreitheilig; die Corolle trugelförmig, viertheilig, mit zurückgerollten Fäden; die sehr kurzen, im Grunde der Corolle eingesügten Staubfäden tragen zuweilen abwechselnd doppelte Antheren; die Antheren pfriemenförmig und mit der ganzen Basis aufgewachsen; der Griffel spaltet sich in vier, drei oder zwei Narben; die Keere ist fast kugelig, durch den stehendeibenden Kelch unterseits, achselwärts zwölffächerig; in jedem Fache ein zusammengekrühter Same. Embryopteris Gärtner (Cavaniella Lamark) ist geneigt nicht zu unterscheiden. Von den 30 bis 40 bekannten Arten, welche Bäume oder Sträucher bilden, wachsen die meisten in Asien, mehrere in Cochinchina, eine in Japan, eine auf den Philippinischen Inseln, eine in Neuholland, eine auf Madagaskar, mehrere auf den Mascarenischen Inseln und an der Küste Afrika's,

zwei im tropischen Amerika, eine in Nordamerika und eine im südlichen Europa, an der Nord- und Ostküste von Afrika, in Kleinasien und am Kaukasus; mithin fast alle zwischen den Wendekreisen. Sie haben einfache Blätter, weisse, grünliche oder röthliche Blüten, meist in den Blattachseln, und gelbe, blaue oder rothe, sehr herbe Beeren, welche durch beginnende Gährung süß und wohl-schmeckend werden, oder oft einen starken, unangenehmen Geruch haben. Die wichtigsten Arten sind folgende:

1) *D. Lotus* Linn. (*Σιδανωος* Theophrastus a. a. D., welcher aber nur einen Kern haben soll, *Lotus* oder *Faba graeca* Plinius hist. nat. XVI, 63, *Lotus africana* C. Bauhin., *Guaicana* J. Bauh., *Diospyros* oder *Faba graeca* Dolechamp., *Pseudolotus* Matthioli, teutsch: Dattelpflaum, falscher Lotus, Persimone; französisch: plaqueminier; italienisch: gattolario; Abb. Miller dict. ic. t. 116, *Pallas* ross. t. 58, Gärtner de fruct. t. 179). Ein ziemlich hoher Baum (30 Fuß und darüber) mit abwechselnden, gestielten, eiförmigen, an beiden Enden zugespitzten, unten weißlichen, feine behaarten Blättern, purpurorothen Blüten, welche je drei oder vier in den Blattachseln stehen, und rindlichen, dunkelblauen Beeren von der Größe einer Kirsch. Im Gebiete des Mittelmeers, im südlichen Russland und an der Ostküste von Afrika (hier finden die Beeren nach Loureiro gelb); am nördlichsten ist das Vorkommen dieses Baums im Ganton Tschin bei Eugano und Locarno; aber hier, wie überall in Europa, scheint er angepflanzt zu sein. Die Frucht ist, wenn sie, wie die der Weiden, Frost gelitten, oder längere Zeit gelegen hat, oder eingegraben worden ist, wohl-schmeckend. Die botanischen Erklärer der Alten hielten bald *D. Lotus* Linn., bald *Celtis australis* Linn., bald *Zizyphus* *Lotus* *Lamarck* für den Lotus der Kothophagen; für den letzteren nannten Baum sprechen aber die gewichtigsten Gründe. 2) *D. virginiana* Linn. (Miller dict. ic. t. 126, *Wangenheim* amer. t. 28. f. 58, englisch: *persimmon*, *virginiana* *persimmon*, *date-plum*; *D. pubescens* Pursh ist nach Nuttall und Elliott nur eine Art mit unten feinehaarten Blättern und wenigfamen Beeren). Ein Baum von 30 bis 60 Fuß Höhe mit feinehaarten Blattstielen, eiförmigen, langzugespitzten, glatten Blättern, einzeln in den Blattachseln stehenden grünlich-gelben Blüten und dunkelrothen Beeren von der Größe und Gestalt einer Pflaume. In Georgia, Virginia, Maryland und Carolina; in teutschen Gärten bleibt die virginische Dattelpflaum ein niedriger Strauch und erfriert leicht. Von ihren Früchten gibt das bei *D. Lotus* Gesagte: man bereitet daraus wohl-schmeckende kleine Kuchen, welche gut gegen Durchfall sein sollen, und Cider. Eine Abkochung der Blätter ist als abstringierend bei den Nordamerikanern im Gebrauche. 3) *D. Ebenum* *Retzius* (Physiogr. aelisk. handl. V. 1, 3. p. 176, *Oberv.* bot. V. p. 31, *Diospyros* *glaberrima* Rothb. Nov. act. hufn. II. p. 540. t. 5). Ein großer Baum mit abwechselnden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, ganzrandigen, bannen Blättern, fleischbaarten Blattknospen und in den Blattachseln zusammengehäuften, unge-

stielten röthlichen Blüten. Dieser Baum liefert nach dem dänischen Missionsarzt König, welcher ihn in den großen Wäldern auf Ceylon fand, das echte Ebenholz. Das Ebenholz, ausgezeichnet durch seine schwarze Farbe, seine Schwere und sein dichtes, feines Gefüge, ist der Kern alter Bäume, während der Splint weiß ist. Schon den alten Juden war dies Holz wohl bekannt: „Die von Dedan (einem Ort in Arabien) haben die Eisenbein und Ebenholz verkauft“ Gen. 27, 15. Aus dem semitischen Worte *Hobnim* (חֹבֶנִים) ist das griechische (*Ἰβενος*, *ιβην*) entstanden, und dann in die lateinische (*habenum*, *ebenum*) und in die neuern Sprachen übergegangen. Dioscor. (III, 97, 114) sagt, das Ebenholz (*ιβενος*) wachse in Aethiopien und gehöre zu dem Tribute der Aethioper an die persischen Könige seit Kambyses. Aristoteles (Meteor. IV, 7) nennt es als die einzige Holzart, welche im Wasser nicht schwimme. Theophrast erwöhnt das Ebenholz an mehreren Stellen (*ιβενος*, hist. pl. I, 5, 4; 6, 1; V, 3, 1; IX, 20, 4); von dem Ebenbaum (*ιβην* l. c. IV, 4, 6. ed. Schneid.) kennt er zwei Arten: den echten, vielleicht *D. Ebenum*, und einen strauchartigen, dessen Holz schlechter sei, wahrscheinlich *Anthyllis cretica* Linn. Dioscorides unterscheidet zwei Arten (Mat. med. I, 129, *ιβενος*), die beste schwarze sei das äthiopische Ebenholz, die geringere schwarz-weiß und gelbbunte das indische. Dagegen sagt Virgil (Georg. II, 116, 117), Indien allein bringe schwarzes Ebenholz hervor (*ebenum*); daß er aber auch das nördliche Aethiopien unter dem Namen Indien begriff, was selbst dem ältern Plinius eingangen zu sein scheint (Hist. nat. XII, 8), hat Koch (zu obiger Stelle) genügend nachgewiesen. Plinius gibt mit Theophrast zwei Arten Ebenbäume (*ebenus*) an; der echte sei zuerst von Pompejus beim Nitridischen Triumphe nach Rom gebracht (Hist. nat. XII, 8, 9), er wachse in Aethiopien (VI, 35), sein Holz sei das dichteste, schwerste (l. c. XVI, 76, 3) und dauerhafteste (l. e. a. 79). — Das Ebenholz wurde im Alterthume gegen manche Augenleiden gerühmt; zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wollte man es als schweißtreibendes Mittel dem Guaiac zur Seite stellen (*Burmman* Thes. zeyl. p. 91); gegenwärtig wird es kaum noch anders angewendet, als, wie seit den ältesten Zeiten, zu feinerer Elfenbein- und Drechselarbeit. — Ein ähnliches, bald völlig schwarzes, bald etwas gestreiftes Holz, geben die mit *D. Ebenum* nahe verwandten Arten *D. Ebenaster* *Retzius* (Obs. l. c., *D. Ebenum* *Linn. fil. suppl.*, *D. decandra* *Loureir. fl. ochin.*), *Habenaster* *Rumphius* herb. amb. III, 13, t. 6) und *D. Melanoxylon* *Roxburgh* (Corom. I, 36, t. 46), welche in Indien und Cochinchina einheimisch sind, höchst wahrscheinlich aber auch, wie *D. Ebenum*, an der Ostküste von Mittelasien (dem Aethiopien der Alten) in großer Menge vorkommen, da von dort aus noch jetzt, wie vormals, der bedeutendste Ebenholzhandel getrieben wird.

Alein auch von einem andern Baume, der indes vielleicht näher mit *Diospyros* verwandt ist, als es nach der Beschreibung scheint, kommt nach dem Zeugnisse Lou-

reiros, der sich längere Zeit sowohl an der Ostküste von Afrika, als in Gochinchina aufhielt, das echte Ebenholz. Dieser Schriftsteller bildet daraus eine eigene, aber sehr zweifelhafte Pflanzengattung, *Ebenoxylon Lour.* (Fl. coch. p. 752. ed. Willd., *Ebenus Rumph.* amb. III, 1. t. 1) aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe (ober aus der dritten Ordnung der 22. L. Cl.) und von unbekannter Verwandtschaft. Char. Dicotyledonae, oder gleichförmige Blüthen; der Kelch fehlt (?); die Corolla dreiblättrig; unterhalb des Fruchtknotens eine sternförmige Drüse; der Griffel kurz; die Beere einfächerig, dreisamig. Die einzige Art, *E. verum Lour.* (L. e.), ist ein hoher Baum mit gestreckten, gestielten, eilanzettförmigen, lederartigen, glatten, glänzenden, ganzrandigen Blättern, traubenförmigen Blüten am Ende der Zweige, kleinen weißen Blumen und rötlichen, herben, oder essbaren Beeren. Der Spindel des Holzes ist weiß, der Kern röthlich schwarz. Wächst in Hindien und Gochinchina, am fruchtigsten aber wahrscheinlich an der Ostküste von Afrika, besonders in der Gegend von Mosambique, auch auf Madagaskar und den malaccenischen Inseln. (*A. Sprengel.*)

DIOSZEG, ein schöner Moriskied des preburburger Comitats in Ungarn, an einem Arme des Waagflusses, die Dubawa genannt, mit einer großen Salzniederlage und bedeutenden Zehrmästen. (*Gamauf.*)

DIOSZEGI (Samuel), reformirter Prediger-Senior zu Debreczin, Senior im debrecziner Seniorsat und Generalconsor der reformirten Superintendenten jenseit der Theiß, gestorben in seiner Vaterstadt Debreczin am 2. August 1813, 53 Jahre alt. Nachdem er seine Studien in dem bairischen reformirten Collegium beendet hatte, besuchte er zu seiner weitem Ausbildung und Vervollkommenung die Universität zu Göttingen. Nach seiner Zurückkunft aus Teutschland war er vier Jahre lang reformirter Prediger zu Mánahs, zehn Jahre zu Bödörmény und zehn Jahre zu Debreczin. Er war nicht nur als Prediger eifrig, sondern auch ein eifriger Beförderer der magyrischen Literatur. Er gab zwei Bände Predigten in magyrischer Sprache und eine brauchbare Botanik in derselben Sprache heraus*). Mit Botanik beschäftigte er sich in seinen freien Stunden und legte auch einen botanischen Garten bei dem Collegium an. (*Rumy.*)

DIOITIS. Eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 21. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Ebenopobien. Schreber (Gen. pl. n. 1423) nannte die Gattung so wegen der eigenthümlichen Bildung des weiblichen Kelchs (δ — οὐρ, ὠρὰ, Doppelrohr), welche auch der Tournefort'sche Name *Ceratoides* (Coroll. 52, *καρπαυοειδής*, hornartig) bezeichnet. Char. Die männliche Blüthe besteht aus einem vierblät-

trigen, stehenbleibenden Kelche mit stumpfen, gleichen Blättchen; die Corolle fehlt; die Staubfäden haarförmig, mit runderlichen Zwillingssantheren. Die weibliche Blüthe hat einen stehenbleibenden, kugelförmigen Kelch mit zwei stumpfen, von einander absteigenden Hörschen und einen zweiblättrigen, stehenbleibenden Griffel; ein zusammengebrühtes, an der Basis dicht zottiges Samenorn liegt im Grunde des Kelchs. Es sind drei Arten dieser Gattung bekannt: 1) *D. ceratoides Willdenow* (Sp. pl. 128, *Axyris ceratoides Linn.*, Gärtner de fruct. t. 128, *Jaquin* icon. rar. l. t. 189, *Achyranthes papposa Forsk.* Alg. arab., *Ceratopermum papposum Pers.* syn., *Krascheninnikovia latens Goldenstädt* in act. petrop. XVI. p. 548. t. 17), ein kleiner, ästiger, mit dünnem, weißgrauem Filze bedeckter Strauch mit linsenförmigen Blättern und knäuelartigen, wolgigen Blüten am Ende der rutenförmigen Zweige. Wächst in Niederösterreich und Wäthen, am Kaukasus, in Armenien, Arabien und Sibirien. 2) *D. lanata Pursh* (Fl. am. sept. II. p. 602), ein kleiner, mit weißgrauem Filze dicht überzogener Strauch mit hin- und hergebogenen Zweigen und dichten Blüthenknäulen, welche am Ende der Zweige Ähren bilden. In den Steppen am Missouri. 3) *D. acrispella Spr.* (Syst. veg., *D. arriplicoides Marsh.* *Bieberstein* fl. taur. cauc., *Atriplex pedunculata Linn.*, Engl. bot. 232, Fl. dan. 304, *Schuhr* bot. Hamb. 2. 349, *Halimus pedunculata Wallrath* sched. erit.), ein einjähriges, weißgrün-schuppiges, ästiges Kraut mit hin- und hergebogenem Stengel, weit absteigenden Zweigen, eiförmig-ablangen, stumpfen Blättern und keilförmigen, gestielten weiblichen Blüten. Auf Salzboden, sowohl an der Meeresküste, als im Binnenlande von Europa und Mittelasien. Die Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Compositae, welche Desfontaines neun Jahre nach Schreber mit dem Namen *Diotis* bezeichnete, hat Lin. *Oenothera* (f. d. Art.) genannt. (*A. Sprengel.*)

DIOOTEPHUS. Mit diesem Namen belegte Cassini (Diet. des ac. nat. 48 p. 544) eine Pflanzengattung, aus der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Rabiaten der natürlichen Familie der Compositae, welche von *Chrysogonum Linn.* (S. d. Art.) nicht wesentlich verschieden scheint. (*A. Sprengel.*)

Diothoea Vail., f. *Morina Tournesf.*

DIOXIPPE, *Ammon*, 1) eine Tochter des Herkules und der Klymene, Schwester des Phobos (f. d. Art. *Phaethontades*). 2) Eine der berühmtesten Amazonen (Hyll. I. 163). 3) Eine von den Danaiden, die ihren Gemahl Ägyptos ermordete (Apollod. II. 1, 5).

(*Richler.*)

DIPAEA, *Ainwa* (Stephano Byz. s. v. *Pius*, VIII, 27). war ein Städtchen in der arabischen Landschaft Mánalia am Helisson, einem Nebenflusse des Akropolis. An demselben Flusse Helisson wurde nach der Schlacht bei Keutras die arabische Bundesstadt Megalopolis erbaut, und unterhalb derselben, nach der gewöhnlichen Annahme 30 Stadien, vereinigte sich der Fluß mit

*) Sie führt den Titel: Magyar Főváros Könyv. (Magyrisches Rednerbuch.) Erstes, theorethischer Theil, Debreczin 1809. Zweites, practischer (ökononischer und medicinischer) Theil, Debreczin 1813. In dieser magyrischen Botanik sind alle botanischen Kunstwörter sehr glücklich magyrisch ausgedrückt.

dem Alpheios (Paus. VIII, 30). Die Einwohner von Dipda wurden in die neue Stadt Regalopolis verplant. Aber nicht dadurch allein ist ihr Name der spätern Zeit erhalten worden. Schon früher war der Ort durch einen Sieg berühmt geworden, den die Spartaner in seiner Nähe über die verbündeten Arkadier mit Ausnahme der Nantiner erfochten (Paus. III, 11). Diese Schlacht muß zwischen Olymp. 75, 2 und 78, 4 vorgefallen sein, aber die Ursache des Krieges ist uns völlig unbekannt, und nur mit unsichern Gründen läßt sich vermuten, daß er von den Arkadiern gegen die Hegemonie Spartas unternommen wurde. Bei den Spartanern stand in jener Zeit der eloische Jamide Lysaneros als Seher.

(L. Zander.)

Dipendi Münch f. Uropetalum Ker.

Dipera Spr. f. Diaperis Sav.

DIPHACA. Eine von Lourteio (Flor. cochineh. ed. Willd. p. 554) gestiftete Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Hebdysareae der natürlichen Familie der Leguminosae. Char. Der Stiel an der Basis mit zwei Stützblättern, stehenbleibend, füssigspaltig, mit spitzen Fäden, deren unterer länger ist als die übrigen; die Schmetterlingscorolle mit beiderseitig rundlichem, ausgerandetem Wimpel, kleineren, eiförmigen Segeln und zweiblättrigem, halbmantelförmigem, langgestieltem Kiele; die Staubfäden je fünf an der Basis in zwei Bündel verwachsen; zwei Fruchtknoten tragen jeder einen prismenförmigen Griffel mit etwas verdickter Narbe, und entwickeln sich meist zu zwei schmalgerundeten, ziemlich geraden, langausgespitzten Gliederhülsen (daher der Name γαστήρ Hülsenfrucht, die, δ, doppelt). Die einzige, noch nicht genau bekannte Art, D. cochinehinensis Lour. (l. e., Solulus arbor Rumphius herb. amb. V, 45, p. 200. t. 128, Parkinsonia J. Burmann bei Rumph. l. e., Parkinsonia orientalis Spreng. eur. post., Dalbergia Willdenow bei Lour. l. e., Dalbergia Diphaea Persoon syn.) ist ein kleiner Baum mit abwechselnden Zweigen, unpaar gefiederten, meist siebenpaarigen Blättern, eiförmigen, glatten Blüthen, zweizähligen, einblumigen Blütenstielen in den Blattadern und weissen, kleinen Blumen, ist bisher nur in den Gärten der molukken Inseln, Cochinchina's und des südlichen China gefunden worden.

(A. Sprengel.)

DIPHILLOS. Es gab im Alterthum mehrere Männer, welche diesen Namen führten. Die bekanntesten darunter sind:

1) Diphilos aus Sinope, ein fruchtbarer Dichter der neuen Komödie, lebte zur Zeit Alexanders des Großen. Von den 100 Schülern, welche er geschrieben haben soll, sind uns noch etwa 50 dem Namen nach bekannt¹⁾, von zweien existirt noch die lateinische Bearbeitung²⁾. Die Fragmente derselben haben Pretel,

1) Bei Fabricius (Biblioth. graec. II. p. 488 sq.) findet man sie größtentheils verglichen. Es fehlen dort: *Alaxinny* (Klym. magna v. *Alaxinny*), *Halilax* (Klym. magna v. *Diphilos*), *Χρονόζοος* (Phot. lex. v. *Onon*). 2) In der Casina agitur Plautus die *Allopoiparas* des Diphilos nach und die *Symno-*

Gratius u. A. gesammelt. Diphilos nach Einigen sich durch treffenden Witz und angenehme Behandlung seines Stoffes auszeichnete, so mußte er sich doch von Gnathia, einer attischen Hetäre, welche er leidenschaftlich liebte, allerlei Anspielungen auf die Kälte seiner Prologe gefallen lassen¹⁾. Auf ihn bezieht sich wol die Inschrift: DIPHILLOS | POETES bei Orelli, Inser. coll. n. 1163, die sich auf der Basis einer verlorenen Statue zu Insulium befindet.

2) Ein anderer Diphilos hatte noch vor Cypselos' Zeiten ein ganzes Gedicht (wahrscheinlich eine Komödie) auf einen Philosophen Eridas verfaßt, worin dieser als Sklav eingeführt wurde. Von beiden Männern findet sich aber leider nur diese Notiz (SchoL Arist. Nab. 96).

3) Diphilos aus Ephyros, ein Arzt, der zur Zeit des Ephyra's, eines der Nachfolger Alexanders des Großen, lebte, hat ein Werk über die den Kranken und Gesunden zuträglichsten Nahrungsmittel geschrieben, von dem jedoch nur einige Fragmente noch existiren. Er erwähnte nach Athenaios (II, 51) zuerst die Kirschen.

4) D. aus Laodicea, hat über die Iperika des Nikander geschrieben (Athen. VII, 314).

5) D. aus Athen, befehligte im peloponnesischen Krieg eine attische Flotte von 33 Schiffen, mit denen er nicht weit von Naupaktos den Korinthern ein Treffen lieferte, das jedoch unentschieden blieb (Thucyd. VII, 34).

6) Ein später Diphilos aus Athen hatte aus den attischen Silberbergwerken die Pfeiler, die zur Unterstüßung der Schachtel stehen geblieben waren, weggenommen, und sich dadurch unerschütterlicher Weise bereichert. Ephylargus, der Behrer, verurtheilte ihn deshalb und Diphilos wurde zum Tode verurtheilt, sein Vermögen aber, das zu 160 Talenten (220,000 Thren.) angegeben wird, wurde unter die attischen Bürger vertheilt (Plut. Vit. X. Moral. V. p. 154 sq.)

7) Ein Architekt Diphilos hat über das Maschinenwesen geschrieben (Vitruv. VII. praef.). Ob es derselbe ist, dessen Cicero (ad Quintum III, ep. 1) erwähnt und der durch seine Langsamkeit berühmt geworden war (Diphilo tardior), weiß man zwar nicht gewis, es ist in dessen wol kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln.

8) Ein Schauspielers Diphilos, der noch vor Cicero's Tode verschiedene Verse¹⁾ einer alten Tragödie auf Pompejus anwandte, und dadurch ungeheuren Beifall erzielte, erwähnt Cicero und aus ihm Valerius Maximus und Macrobius.

9) Auch ein Schreiber und Vorleser des Grassus führte den Namen Diphilos (Cic. de Orat. I, 30).

10) Einis Stoikers Diphilos, der wegen seiner gefühnsten Unterfuchungen Labyrinth genannt wurde²⁾, erwähnt Lucian (Symp. 6).

(C. L. Grotefend.)

Drigomorte gaben den Stoff zu den Commoientos des Plautus und den Adelphe des Terenz.

3) Einige darauf sich beziehende Anecdoten erzählt Macdon bei Athenaeus XV, 579 u. 585. 4) *Nostra miseria tu es Magnus a millia coactus est dicere*. Cic. ad Att. II, 19. 5) *Egl. Lippius*, Var. lect. T. II. 6) *Egl. die Schalen zu der angeführten Stelle.*

Diphrophorol, f. Moteiken.

DIPHTHERA, *Zeitſchke* *), eine Schmetterlingsgattung aus der Familie der Noctuellaes *Latr.*, die ſich zwar durch ihre grün-, weiß- und ſchwarzbunten Vorderflügel auszeichnet, der aber doch ſcharf beſtimmte Merkmale noch fehlen. *Zeitſchke* zieht dahin *Noctua Coenobita*, *N. ludifera* und *N. Orion*. (*Germer*.)

Diphtherium Ehrenb. f. *Reticularia* *Bull.*

Diphthong, f. Vocal.

DIPHUCEPHALA *Dejean* *), Käfergattung aus der Familie *Lamellicornes*, Abtheilung *Melolonthides*, mit folgenden Kennzeichen: Larſentrallen zweifpaltig; Körper ſchmal, lang, mit beinahe vieredigem Halſſchild; die erſten Glieder der Larſen an den Vorder- und Mittelbeinen (Männchen); oder nur an den Vorderbeinen (Weibchen) kurz und unten grobkörnig, bei den Männchen erweitert; das Kopfschild groß und edig ausgeſchnitten. Die bis jetzt aufgefundenen Arten ſind alle in Neu-holland einheimiſch, oder noch nicht beſchrieben, außer *Diphuc. colaspoides* *Schönh.* *). (*Germer*.)

DIPHYES, *Aquila*, der Zweinaturige, der Zwitſchergſchlechte, Vögelname des Groß, Waldes und anderer die Fruchtbarkeit befördernder Götter, weil ſie gleichſam beide Geſchlechter in ſich vereinigen. Auch *Kekrops* hieß ſo, weil er die eheliche Verbindung der beiden Geſchlechter einführte. (*Richter*.)

DIPHYES. Unter dieſem Namen ſteht Blume (*Bildr.* tot. de *Flor. van Nederl. Ind.* p. 310, *Tabelle* 66) eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Einſiedigen Claſſe und aus der Gruppe der Erdbeeren der natürlichen Familie der *Ericaceae* auf, welche nach *Linker's* (*G.-n. and sp. of Orel.* pl. I. p. 47) Meinung von *Holbophyllum Thonnars* (*S. Dendrobium Sw.*) nicht weſentlich verſchieden iſt. Mit Einſchluß der ſtuben von *Linker* geſtellten, jetzt aber wieder eingezogenen Gattung *Tribrachia* und der 22 Arten von *Diphyes*, welche Blume auf Java entdeckte, umfaßt *Holbophyllum* gegenwärtig 53 Arten, welche in *Indien*, *Arabien*, *Sina* und *Sierra Leone*, auf *Reufeland*, *Madagaskar* und auf den *maſkarenenſiſchen* Inſeln einheimlich ſind. (*A. Sprengel*.)

DIPHYLLEIA. Eine von *Richard* (*Flor. bor. Am.* p. 203. t. 19, 20) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der ſechſigen Einſiedigen Claſſe und aus der natürlichen Familie der *Berberidaceae* (ten Übergang zu den *Polegomyliaceae* bildend). Char. Der Kelch dreiblättrig, hinfällig; die ſechs Corollenblättern offenſtehend; die Staubfäden unterhalb des Fruchtknotens einſegelig; den Corollenblättern gegenüberſtehend, kurz, ſach; die zwöſchblättrigen Antheren öffnen ſich, indem ſich ein Häutchen von der Baſis nach der Spitze zu abſchält; die Narbe ſaß auffigend, knoſpenförmig; die Fruchtkugel einſächerig, zwei- oder dreifachig. Die einzige bekannte

Art, *D. cymosa* *Mich.* (l. c.), wächst an Gebirgsbächen in *Virginia*, *Georgia* und *Carolina* als ein glattes Kraut mit prementender, horizontal kriechender, ſolteriger Wurzel, fußloſem, aufrechtem Stengel, welcher meiſt nur zwei (daher der Gattungsname: *gynodio* Laub, Blätter, die, d. d. doppelt) abwechſelnde, große, nierenförmige, zweilappige, winkelig-geſigte Blätter trägt, mit weißen Aſterdoblen und ſchwarzblauen Beeren. (*A. Sprengel*.)

Diphylus, f. *Ditoma*.

DIPHYSA. Eine von *Jacquin* (*Stirp. amer.* 208, *Icon.* t. 181. f. 51) begründete, aber noch genauer zu prüfende Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Einſiedigen Claſſe und aus der Gruppe der *Galergeren* (?) der natürlichen Familie der *Leguminosae*. Char. Der Kelch glockenförmig, fünfſpaltig; die beiden obern Zähne ſumpig, rundlich; die drei untern ſpitz, der mittlere lang lanzettförmig; die Schmetterlingscorolle beſteht aus einem umgekehrt eiförmigen, ausgebreiteten, zurückgeſchlagenen Wimpel, ſachen Segeln, welche kürzer ſind als der Wimpel, und einem ſchiffelförmigen, langzugſpitzten Kiele, welcher kürzer iſt als die Segel; die Gliederhälfte iſt ſchmalgerichtet, linienförmig, fünf- oder ſechsfachig, die Naht auf jeder Seite mit einer aufſtehenden, dünnen Haut beſetzt (daher der Name *gynodio* Naht, die, d. d. doppelt). Die einzige, in *Neugranada* einheimiſche und dort *Vivaseca* genannte Art, *D. carthaginensis* *Jacqu.* (l. c., *Lamarck illustr.* t. 605) iſt ein unter weiches Blüthen mit unpaar gefiederten, fünfſpaltigen, glatten Blättern, elliptiſchen, ausgebreiteten Blättern, in den Blattachſeln ſtehenden zwei- oder dreiblättrigen Blüthenſtielen und gelben Blumen. (*A. Sprengel*.)

DIPHYSCIUM. Eine von *Rehr* (*Ols. bot.* p. 34) geſtellte Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der *Laubmoſe* und aus der 24. Einſiedigen Claſſe. Char. Die Kapſel groß, eiförmig, an der Baſis köderig-bauchig (daher der Name: *gynodio*, kleiner Bauch, die, d. d. doppelt); die Mündung iſt mit einem kurzen, ausgeſchweiften-gekerbten Rande verſehen und durch eine kegelförmige, gefaltete Haut verſchloſſen; das Deckelchen iſt kegelförmig, die Haube milchförmig. Die einzige bekannte Art, *D. foliosum* *Hab.* (l. o. p. 35, *Rehr* v. *Mohr Bot. Zeitſch.* t. 11. f. 1, *Hooker et Taylor musc. brit.* t. 1, *Palisot de Beauvais Mém. de la soc. Linn.* de *Par.* I. t. 6. f. 4, *Bridel bryol.* t. 3. *Buxbaumia foliosa* *Linn.*, *B. sessilis* *Schmidt*, *H.-dwig fund.* II. t. 9. f. 52, *Webera* *Diphyscium* *Ehrhardt*, *Hymenopogon heterophyllum* *Pil. de Beauv. prod.*, *Phascum Hallerianum* *Follsch.* *Flor. dan.* t. 249. f. 3, *Phasc. maximum* *Lightfoot*, *Ph. montanum* *Hudson*, *Bryum Hallerianum* *Necker*, *Br. phascoides* *Jacquin*, *Sphagnum aculeum* *maximum* *Dillen*, *hist. musc.* t. 32. f. 13, *Sphagnum sessile* *Haller* *atrop.* *hist.* t. 46. f. 3), iſt ein ſtengel-loſes, einjähriges Laubmoſe mit ſehr feiner, ſolteriger Wurzel. Die äußeren Blätter liegen roſenſörmig auf der Erde und ſind ſumpfig-zungenförmig, ganzrandig; die innern ſtehen aufrecht und ſind länger, an der Spitze geſpalten, pfriemenförmig, in der Spalte ſteht eine lange

*) Schmetterlinge von Europa. 5. B. I. Xth. S. 47.

1) Catal. des Coleopt. 1835. p. 162. *Cuv. Règne anim.* nouv. ed. IV. p. 562. 2) *Schönherr*, *Synon. Ina.* III. App. p. 101. *Melolontha colaspoides*.

Borke; der Blattnerd stark, durchlaufend. Die innern Blätter umgeben und bedecken die grünlich braungebe Kapsel, deren Stiel (Borke), sehr kurz und dick, aus einer ablang-eisförmigen Scheide hervorkommt. Dieses leicht zu unterscheidende Moos hat der große Haller (Hist. stirp. n. 1725) zuerst bei Bern gefunden; es kommt in schattigen Wäldern, an Felsen und Felsen, durch ganz Europa und Nordamerika, auch in Westindien und gewiss auch in Asien vor. (A. Sprengel.)

DIPLACHNE. Eine von Balisot der Beauvois (Agrostogr. p. 80. t. 16. f. 9) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Bromeen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen bilden eine sehr ästige Rispe; der Kelch zweispelzig, vielblumig; die obere Spelze nachlig-stumpft; die Corolle zweispelzig: die untere Spelze an der Spitze gespalten (daher der Gattungsnamen: *ὄνυξ* Spelze, *διπλός* doppelt), in der Spalte steht eine Granne; die obere Spelze abgestutzt, ausgerandet; die Karppe unbedeckt. Trinius (Pandem. agrost. p. 151) möchte die Gattung mit Bromus oder Schedonorus vereinigen; allein bei beiden Gattungen sind beide Grannenspelzen zweifach und bei Schedonorus steht die Granne nicht, sondern etwas unterhalb der Spalte. Die sechs bekannten Arten sind einblüthig oder perennirende Gräser: 1) *D. fascicularis* Pol. Beauv. (l. e., Festuca polystachya Michaux fl. bor. Am., Fest. procumbens Mühlenberg, Bromus praeformis Spreng. mant.) im Etate Illinois in Nordamerika; 2) *D. fusca* Römer et Schultes (Syst. veg. II. p. 615, Festuca fusca Linn. sp. pl., Delile flor. d'Ég. p. 24. t. 11) in Unterindien, Serien und Palästina; 3) *D. serotina* Link (Hort. ber. I. p. 155, Agrostis serotina Linn. mnat., Festuca serotina Schrader fl. germ., Host gram. II. t. 92, Schedonorus serotinus Röm. et Sch. syst., Molinia serotina Mert. et Koch) im südlichen Europa; 4) *D. toluensis* Spreng. (Syst. I. p. 351, Festuca toluensis Humb. Bonpl. et Kunth nov. gen. I. p. 153) auf sonnigen Felsen in Mexiko; 5) *D. procera* Spr. (l. e., Festuca procera Humb. Bonpl. et Kunth l. e. p. 154) in Quito; 6) *D. indica* Spr. (l. e., Festuca indica Retzsch obs. IV. p. 21, Tsjama-palla Rheede hort. malab. XII. p. 75. t. 45) auf Reisfeldern in Ostindien. (A. Sprengel.)

DIPLACRUM. Eine von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 240) so genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung (Androgynia) der 21. Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Cariceae der natürlichen Familie der Cyperen. Char. Die Blüthen stehen in androgynischen Büscheln; die männlichen Blüthen seitlich mit trockenblühigen Schüppchen, dazwischen ein weibliches Blüthen mit zwei nervenreichen, gleichen, zusammenstoßenden Schüppchen, einem Griffel und drei Narben; die beiden Schüppchen bleiben stehen und bedecken die kugelige Nuß, indem sie einen zweispelzigen Schlauch bilden (daher der Gattungsnamen: *διπλὴ* Platte, Blatt, dic, *δι* doppelt). Die einzige Art, *D. carlicum* R. Br. l. e.,

ein kleines Cypergras mit blattreichen Halmen und knäuel-förmigen Blüthenbüscheln in den Blattachseln und am Ende der Halme, das R. Brown auf feuchtem Boden im tropischen Neuholland gefunden. (A. Sprengel.)

DIPLANCHIAS (Pisces). Rafinesque-Schmalz hat diese Gattung in seinem Index d'antologia Siciliana (Messina 1810) aufgestellt, und rechnet sie nach seiner Methode zur Unterclasse Pomodi, zur Division Apodi, Section Brachisomi und zur 51. Ordnung Odontini, zu welcher auch die Gattungen Tetraodon, Diodon und Orthogrus gehören. Als Kennzeichen sind angegeben: die Kiemen fadenförmig, ungeteilt, denen von Diodon ähnlich, keine Bauchflossen, zwei Brust- und eine Rückenflosse, Schwanz- und Afterflosse frei; an jeder Seite zwei Kiemenöffnungen. Die einzige Art, *D. Nasus*, heißt bei den dortigen Fischen Pesce Tamburru, wird über vier Fuß lang und ist mehr lang als breit, ist oben braun, unten weißlich und hat große, längliche, schiefe stehende Augen nebst einem vorstehenden Rüssel. Cuvier hat dieses Fische in der neuen Ausgabe seines Règne animal nicht gedacht und er bedarf wol genauerer Untersuchung. (D. Thon.)

DIPLANTHERA. Eine von Banks und Solander so genannte, durch R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 445) bekannt gemachte, aber noch genauer zu untersuchende Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Ericularinen. Char. Der Kelch dreispelzig; der obere Feggen ganzrandig, die seitlichen zweispelzig; die Corolle zweispelzig, am Rachen zusammengekröpft; die Oberlippe umgekehrt herzförmig, die untere dreispelzig, mit rautlichen Lappen; die Staubfäden tief unten in der Corolle eingefügt, aus dieser hervorragend, fast gleich, aufsteigend; die beiden Fächer der Anteren abstechend, zuletzt zurückgeschlagen (daher der Gattungsnamen: *διπλός* im botanischen Griechisch der Staubbeutel, die Antere, *διπλός* doppelt); der Fruchtknoten zweifächerig, mit zwei angewachsenen Wutterfäden in jedem Fächer und vielen Eiern; der Griffel fadenförmig mit zweifachspigiger Narbe; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, *D. tetraphylla* R. Br. l. e., wächst im tropischen Neuholland als ein mäßig hoher Baum mit drehunden, filzigen Zweigen, vierzähligen, gestielten, großen, ganzrandigen Blättern, am Ende der Zweige lebenden, krausförmigen Rispen und prächtigen gelben Blumen. Eine gleichnamige Gattung, welche Zurbet zu Petit Thouars (Gen. nov. Madagascar. p. 3) zu gleicher Zeit mit R. Brown aufstellte, rechnet der erwähnte Schriftsteller zu der ersten Ordnung der 22. Linne'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Rhoideae. Char. Die männliche Blüthe ohne Kelch und Corolle; ein einziger langer Staubfaden kommt aus den Blattachseln hervor und trägt eine zwispelzige Zwillingeantere, deren unterer Lappen kleiner als der obere ist; alles übrige ist unbekannt. Thouars fand nur männliche Individuen einer Art im Meer an den Küsten von Madagascar. (A. Sprengel.)

DIPLARRHENA. Eine von Labillardiere (Voyage à la recherche de La Pérouse I. p. 157 t. 15) auf-

geheilte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zweiten einne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Triden. Char. Der terolinsche Kelch sechsteilig: die drei äußern Hegen stumpf, offenkronend; die drei innern kleiner, linienförmig, zugespitzt, der mittlere kürzeste, an der Basis höher; zwei Staubfäden tragen jeder eine fruchtbare Anthere (daher der Name: *ἀγῆρ*, männlich, *ἀνδρῶς*, doppelt), ein dritter Staubfaden ist unfruchtbar und sehr kurz; der Griffel cylindrisch; die Narbe zweiflappig; die eine Lippe besteht aus zwei Hödern, die andre ist breit, ausgebreitet und abgeplattet; die Kapfel ist dreifächerig, dreiflappig, vielsamig; die Samen fast kugelig. Die einzige bekannte Art, *D. Moraea Lahit.* (l. e., *Moraea dandra Pahl enum.* II. p. 134) ist ein neuholländisches perennirendes Kraut mit aufrechtem, spannenlangem, bis 1½ Fuß hohem Stengel, zweiflügeligen, schweiförmigen Blättern und am Ende des Stengels stehender, zweiblättriger Blütenheide, aus welcher mehre gestielte, schnell verblühende, weiße Blumen hervorkommen. (*A. Sprengel*.)

DIPLASIA. Eine von Richard (in *Persoon syn.* I. p. 70) gestellte, noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der siebenten einne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Cyperen. Char. Die Blütenähre ist mit Schüppchen, welche sich ringsum schüsselförmig decken, besetzt; an der Basis der Ähren stehen Hülschuppen, welche eine viertheilige Kelch darstellen (daher der Gattungsname: *διπλάσιος*, doppelt). Die einzige Art, *D. karwinskolia Pers. l. e.*, ist ein in Gujana einheimisches Cypergras mit sehr langen, auf dem Kiel und am Rande dornigen Blättern (wie bei *Bromelia Karwinskii Linn.*) und doppelt zusammengekehrten Blütenhölzern. (*A. Sprengel*.)

DIPLASIASMOS (*Ἀντιστάσιμος*) d. i. Verdoppelung. I. Grammatisch. Ein von den griechischen Grammatikern gebrauchter Ausdruck, um die in gewissen Fällen und in gewissen Dialecten, zunächst in den ältern, episch-ionischen, bei manchen Wörtern in der Mitte derselben eintretende Verdoppelung einzelner Buchstaben, zunächst der Consonanten, zu bezeichnen. Die Absicht einer solchen Verdoppelung war offenbar Stärkung der Syllaben, wie dies metrische oder prosodische Rücksichten veranlassen; und so finden wir denn insbesondere die Consonanten α , κ , γ verdoppelt, vor Allen aber und am häufigsten die Consonanten λ (nach dem Augment oder in Zusammenfügungen) μ , ρ (ebenfalls nach dem Augment und in zahlreichen Zusammenfügungen), σ in gleichen Fällen, sowie auch namentlich im Innern des Stamms, oder bei solchen Formen, wo vor α ein λ enthalten mußte. Unter den Vocalen läßt sich an die stärkere Verdoppelung des ϵ erinnern. Die andern Bestimmungen über solche Verdoppelungen f. in den griechischen Grammatiken von Matthäi (§ 16) und Thiersch (§ 174 vergl. S. 166, 2). (*Barhr.*)

II. D., als eine Gattung militärischer Organizationen. Sie fand besonders häufig bei der maledonischen Caes. I. B. u. R. 18. Section. XXV.

schen Phalanx statt, und konnte auf zweierlei Art vorgenommen werden. Man verstärkte entweder nur die Zahl der Truppen in den Reihen, ohne deshalb auch das Terrain, welches sie einnahmen, zu vergrößern; oder man vergrößerte außer der Zahl der Truppen in den Reihen auch das Terrain, welches sie einnahmen. Da nun diese beiden Arten des Diplasiasmus nicht nur in der Fronte, sondern auch in der Tiefe der Schlachordnung angewendet werden konnten, so erhalten wir dadurch folgende vier Arten derselben:

1) Der *A. ἀρῶν κατὰ τὴν* oder *κατὰ μέγεθος* (die Verdoppelung der Truppenzahl in der Fronte) entstand dadurch, daß man den Hintermann jedes Soldaten im ersten, dritten, fünften, siebenten u. Uebere zu dem Nebenmann derselben machte. Es wurde dadurch also die Truppenzahl der Fronte verdoppelt, die Tiefe der Schlachordnung aber um die Hälfte verringert, oder mit andern Worten die Zahl der *λόχοι* (Reiten) verdoppelt, die Zahl der *τῦραι* (Uebere) aber um die Hälfte verringert. Der Raum, welchen die Fronte der Schlachordnung einnahm, brauchte der durch die Verdoppelung hinzugekommene Soldaten wegen nicht vergrößert zu werden, da für jeden Mann in der Fronte ein Raum von sechs Fuß bestimmt war, ein Raum von drei Fuß aber für ihn vollkommen hinreichte.

Auf dieselbe Art entstand 2) der *A. ἀρῶν κατὰ λόχους* oder *κατὰ πάδας* (die Verdoppelung der Truppenzahl in der Tiefe der Schlachordnung) dadurch, daß man den jedesmaligen Nebenmann der Soldaten im ersten, dritten, fünften, siebenten u. Uebere zu deren Hintermann machte, so daß also der Leutnant vom zweiten Leutnant der Hintermann des Leutnants vom ersten Leutnant, der erste Soldat vom zweiten Leutnant der Hintermann des ersten Soldaten vom ersten Leutnant wurde u. U. Dadurch wurde also die Zahl der *τῦραι* verdoppelt, die Zahl der *λόχοι* aber um die Hälfte verringert.

Etwas anders verhielt es sich 3) mit dem *A. ῥόνου* (*ῥόνος*) *κατὰ τῦραι* oder *κατὰ μέγεθος* (Verdoppelung der Truppenzahl in der Fronte mit Ausdehnung der Linie). Zwar kamen dadurch dieselben Soldaten in die Fronte, wie durch die zuerst beschriebene Art des Diplasiasmus; allein anstatt Nebenmänner ihrer kühnere Vornänner zu werden, wurde die Hälfte von ihnen an den rechten, die andre Hälfte an den linken Flügel angeordnet, und dadurch die Länge der Fronte gerade verdoppelt.

4) Der *A. ῥόνου* (*ῥόνος*) *κατὰ λόχους* oder *κατὰ πάδας* (Verdoppelung der Truppenzahl in der Tiefe der Schlachordnung mit Ausdehnung derselben) wird uns zwar von Arrian (Tactica c. 34), dem Hauptreferenten darüber, nicht beschrieben, läßt sich aber leicht aus dem Vorigen entwickeln.

Die Verdoppelung der Fronte geschah entweder, um den Feind zu überflügeln, oder um zu verdrängen, daß

1) Euseb Potter (griech. Archäol. S. 133 sp.), als West (Eintritt in die griech. Kriegsgesch. S. 87) geben die Stelle Arrian, worin diese Art des *Ant.* beschrieben wird, unrichtig aufgeführt.

man von demselben überfüllt werde; die Verdoppelung der Ziefe wurde hauptsächlich wol dann nur angewandt, wenn man dem Angriffe durch die Waffe mehr Kraft geben wollte. Ubrigens fanden beide gewöhnlich nur dann statt, wenn man noch in gehöriger Entfernung vom Feinde war, weil durch die Ausfüllung dieses Raumes leicht Unordnung entstehen und durch diese das Feuer in große Gefahr gebracht werden konnte.

Es versteht sich von selbst, daß auch bei den Römern, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, der Diplazismus (namentlich die dritte Art desselben) angewendet wurde. Er wird bei ihnen durch dilatare aciem oder aciem diducere in cornua²⁾ (Liv. V, 38; XXXI, 21) ausgedrückt. Etwas ganz Andres dagegen ist inducere in primam aciem (Liv. XXVII, 12; XXIX, 2) und pugnam nocturne oder subire (Liv. XXVII, 2; XXXV, 6), was Potter a. a. D. mit dem Vorigen verwechselt, indem dabei die Schlachtordnung nicht verdoppelt wurde, sondern nur an die Stelle der ermüdeten Mannschaft frische Truppen traten. (U. l. Gratz und.)

DIPLAZIUM. Eine von Swartz (Syn. fil. p. 91. t. 2. f. 4) wegen der doppelten Kapselfrüchten und Schließereichen so genannte (*dunkelgrün*, doppelte) Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der echten Karren und aus der 24. Kinnelohr-Glasse. Gbart. Die linienförmigen, doppelten Kapselfrüchten stehen längs der Ähren auf der Rückseite des Laubes; die schmalen, doppelten Schließereichen entspringen aus den Ähren zwischen den Kapselfrüchten und öffnen sich nach außen auf beiden Seiten (Schubrt, Krypt. Gen. T. 85). Die Gattung *Callipteris Bory de St. Vincent* (Voyag. I. p. 282) ist nicht verschieden. Die 20 bekannten Arten sind als vereinigte kraut- und baumartige Farne mit einfachem, gefiedertem oder doppeltgefiedertem Laub in Ost- und Westindien, Brasilien, Neugranada, Guinea, auf den macaronischen, philippinischen und marianischen Inseln einheimisch. D. *esculentum Swartz* (l. c. p. 92, *Hemionitis esculenta Retz* obs. VI. p. 38), ein glattes spinnwebiges Hornkraut mit doppelt gefiedertem Laub, hat einen Karlen, an Stängelende einen Wurzelstock, welcher in Ostindien ein Nahrungsmittel dient.

(A. Sprengel.)
DIPLECTRON Viell. (statt *Polyplectron Tem.*, welche Benennung als die ältere vorzuziehen), Nagelschuppe aus der Familie der Farnen (Phasianidae, Vigors), als deren Merkmale angegeben werden ein schwacher, grader Schnabel, dessen oberer Lade an der Spitze gebogen; seitliche, halb bedeckte Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels; lange, dünne, bei den Weibchen mehrfache besporete Fesseln, an der Basis durch eine Haut verbundene Vorbergeben, eine die Erde nicht berührende Hinterzehe, kurze Nägel, ein langer abgerundeter Schwanz und kurze Flügel.

Die einzige bekannte Art: *Pavo hienclanatus Lin.*

2) Egores bei Plinius kam dies Manöver vor. Er sagt Lucian in der Pharsal. III, 547: Et jam diducit extendunt cornua prois.

Tem. col. 492 d, 493 p trägt eine kurze Helle und hat Roßhaare zur herrschenden Farbe. Rücken und Vorderen der Flügel führen auf graubraunem Grund dunkelbraun durch schwarze und gelbe Kreise gebogene Ähren; ähnliche, mehr grüne, die verlängerten Schwanzfedern. Der Schnabel ist roth, das Weibchen weniger schön, an dessen Fesseln Knöpfe die Stelle der Sporen vertreten. Die Heunast dieser schönen Vögel ist Dänemark, namentlich Tibet.

Diplectrum Thunberg, f. *Sauzeum Sw.*

DIPLOCHLYMA. Eine von Sprengel (Neue Gatt. III. C. 30) aufgestellte, unvollständig bekannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Kinnelohr-Glasse und aus der natürlichen Familie des Gansolwulens. Gbart. Der Kelch doppelt (daher der Name: *makysma*, Bedeckung, *dunkel*, doppel); der äußere zweiblättrig, der innere zehnfachig; die Corolle trichterförmig, gefaltet; die Antheren Pfeilförmig, kürzer als die Corolle; der Fruchtknoten zweifächerig; die Narbe traubförmig; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, *D. volubile Spr. l. c.*, ist eine Winde, deren Vaterland unbekannt ist, mit ästigem, sträucherartigem Stängel, sehr dünnen Zweigen, gegenüberstehenden, herz- oder lanzettförmigen, breinervigen, ganzrandigen, unten flüßhaarigen Blättern, einblumigen, hängenden, in der Blattfelle stehenden Blütenstielen und weißlichen Blumen.

(A. Sprengel.)
DIPLOCHITON (*Diplochita*). Eine von Gussone (Prodr. III. p. 176) so genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der neunten Kinnelohr-Glasse und aus der natürlichen Familie der Melastomeen. Der Name *Fothergilla*, welchen Aublet dieser Gattung beilegte, war schon von Linne vergeben (S. den Art. *Fothergilla*), ebenso der von Dan (Mem. of Wern. soc. IV. p. 317) vorgeschlagene Name *Chironia* nach *Epis* und *Reclio* (S. v. Art. *Chironia*). Gbart. Der Stängel Anfangs mit zwei großen, bisweilen gefiederten Blättern besetzt (daher der Gattungsnamen: *zwei*, *Blätter*, *dunkel*, doppel), colubrinisch, der Saft süßlich oder schwach süßlich, stehensüßend; fünf bis sechs abhangende Corollenblätter; die Antheren, an der Basis mit zwei Fäden, öffnen sich an der Spitze in einem kleinen runden Lade; der Fruchtknoten eiförmig abhangend; der Griffel fadenförmig mit schild- oder knopfförmiger Narbe; die Kapselfrüchtiger, nicht aufspringend, mit eiförmigen Samen. Es sind 11 Arten dieser Gattung bekannt, welche als schöne, große Sträucher mit oft colossalen süßigen, jungen Zweigen, gegenüberstehenden, gestielten, meist fünfnerbigen, ganzrandigen oder gefiederten Blättern, dicht an Ende der Zweige stehenden Blüthenrispen und weißen oder rosatenen Blumen, in tropischen America einheimisch sind. 3. B. 1) *D. Fothergilla Cand.* (l. c. Molanoma *Fothergilla Richard* in *Hoopland* *Mol.* t. 32, *Fothergilla mirabilis Aublet* gen. I. p. 441. t. 175) und 2) *D. bracteatus Cand.* (l. c., *Martius* nov. gen. III t. 274).

(A. Sprengel.)
DIPLOCHLAENA (*Diplolaena*). Eine von R. Brown (Gen. rem. on the bot. of terr. austr. p. 14)

angedeutete und benannte, von Desfontaines (Mém. du Mus. III. p. 449) aber genauer bestimmte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linn'schen Classe und aus der Gruppe der Dieromen der natürlichen Familie der Diosmeen. Char. Eine doppelte, vielblumige Blütenhülle (daher der Name: *χλαινά*, Dierleib, *διπλόος* doppelte); die äußere fünfklappig, die innere, längere 10- bis 15theilig; die Blüten ungefiedelt; der Kelch besteht aus fünf Spreublättern; keine Corolle; die Staubfäden unterhalb hölz., abwechselnd länger, fleischbehaftet; der Fruchtknoten an der Basis mit einem weissen Ring umgeben; fünf Griffel sind in einer Säule verwachsen; die Narbe fünfklappig; fünf einsamige, zweiklappige, quergestreifte Balgfrüchte mit ablang-cylindrischem Samen. Die beiden bekannten Arten, 1) *D. grandiflora* Desf. (l. c. t. 19) und 2) *D. Dampieri* Desf. (l. c. t. 20, *Dampier voy. autour du monde* IV. t. 3. f. 3), wachsen auf Sandboden an der Westküste von Neuholand als kleine, ästige Sträucher mit abwechselnden, elliptischen, drüsig-punktierten Blättern und weissen, am Ende der Ährige stehenden, gestielten Blütenköpfen. (A. Sprengel.)

Diplocomen *Rafin.*, f. *Urolepis* Nutt.

DIPLOCOMA. Eine von Sweet aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linn'schen Classe und aus der Gruppe der Rhabdalen (*Asteraceae* Lessing), der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch vielblättrig; die Blätter gleich, linien-lanzettförmig, schlaff; der Fruchtknoten grubig, mit kurzen Spreublättern besetzt; die Samen schmalgedrückt, mit kurzen, steifen Haaren bedekt, die äusseren ohne Samenfrone; die Samenfrone der übrigen besteht aus einer doppelten Reihe von Haaren (daher der Gattungsnamen *αἰσός*, Haar, *διπλόος* doppelte). Bei der nahe verwandten Gattung *Doronicum* stehen die Blätter des gemeinschaftlichen Kelches in doppelter Reihe, der Fruchtknoten ist mit kurzen Haaren besetzt, die weiblichen Strahlblumen enthalten unfruchtbare, getrennte Antheren und die Samenfrone der innern Samen besteht aus einer Reihe kleiner amnathischer Haare. Die einzige bekannte Art, *Dipl. villosa* Sweet: (Flowergard, *Doronicum mexicanum* Cronquist & M., Dito und Link, Abbild. S. 43. T. 22, *Heterotheca inaequalis* Cassini Diet. det. ac. nat. com. 51. p. 460), ist ein mexikanisches, zweijähriges, behaartes Kraut, mit aufrechten, ästigen Stengeln, gestielten, elliptischen, in der Mitte gezähnten, Adcelstumpfen untern, aufstehenden, lanzettförmigen, gezähnelten ober ganzrandigen ober Blättern, einblumigen Blütenstielen und löwenzahnigen Blumen. (A. Sprengel.)

Diplocomum *Walt. et Mohr*, f. *Moesta* Medic.

DIPLODERMA. Eine zweifelhafte, von Link (Beil. Mag. VII. S. 44) aufgestellte Gattungsgattung aus der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der 24. Linn'schen Classe. Char. Eine doppelte Hülle (daher der Name *διπλόν*, Dant, *διπλόος*, doppelte) umgibt die mit Fäden unterwundenen Sporen; die äussere ist fast hölz., geschlossen; die innere, abge-

sonderte ist papierartig. Die einzige Art, welche Link allein auf Sandboden im südlichen Europa gefunden hat, *D. tuberosum* Link l. c., ein fast fadenförmiger, ungefiedelter, drahtgebirgiger Pilz mit braunen Sporen und Fäden, ist nach Fries' Vermuthung (*Syst. myc.* III. p. 21) vielleicht Geaster Linkii Spr. im unentwickelten Zustande. (A. Sprengel.)

Diplodon Spr., f. *Diplasodon* Pohl.

Diplodus, f. *Sargus*

DIPLOE (*διπλός*, die Verdoppelung, ein doppelt zusammengelegter Körper, seltener *διπλόωπα*), wurde von den Alten gebraucht bald zur Bezeichnung einer der Hülle im Uterus, bald für die doppelten harten Krochiplatten des Schädels, zwischen denen ein weiches Knochenmark und Gewebe einhalten ist, bald auch für die innere schwammige oder löcherige Substanz der Knochen¹⁾, besonders der des Schädels, welche von der festen Aussenhaut (substantia corticalis) von Außen und von der gläsernen Tafel (Lamina vitrea) von Innen umschlossen wird. Nur in der letzten Bedeutung ist das Wort gegenwärtig im Gebrauch, und mit den Bezeichnungen: substantia spongiosa s. cellulosa, Lamina secunda, oder auch medullarium²⁾ gleichbedeutend. Dieser Unterschied aber in der Knochenstoffung entspringt, indem die Fasern und Zellen des eigenthümlichen Knochengewebes nach Außen zu dichter und enger aneinander gedrängt worden, und daher auch weniger deutlich bemerkbar bleiben, als in der Mitte. Bei der Entstehung und in den frühesten Perioden der Knochenbildung findet sich jene schwammig-zellige Substanz auch vor und wird erst bei der fernern Entwicklung des Knochens durch den Zutritt von Kalkerde äußerlich verhärtet; daher denn auch nach Anwendung chemischer Mittel (Salzsäure), welche die letzte aufweichen, die harte Substanz dasselbe Gefüge darbietet, als die weiche, innere. Dieser nämlich zeigen einen aus concentrischen, bald mehr, bald weniger engerdrängten Blättern bestehenden Bau. In der Diploe entstehen hierdurch unregelmäßig gestaltete, durch Wände getrennte Zwischenräume, welche zum Theil mit einander communiciren, Ritz und bei Kindern Serum enthalten, und in welche durch kleine Pöcher Blutgefäße von Außen eindringen. Daher ist denn die Substanz derselben weicher und ihr Aussehen röthlich (ein wichtiges Merkmal bei der Trepanation); daher der Umstand zu erklären, daß verwundete oder gebrochene Knochen (s. B. Rippen oder Schädelknochen) oft beträchtlich und anhaltend blühen. Manche Anatomen behaupten, daß diese Zwischenräume mit einer dünnen Membran ausgekleidet seien, welche aber nach Andern nichts ist, als die Umgründung der von Außen eindringenden Gefäße. — Die Diploe nun ist nicht an allen Theilen eines Knochens gleichmäßig vorhanden; ja es findet sich oft ein entgegengesetztes Verhältnis zwischen ihr und der harten oder Knochenhaut, so daß an den zusammengezogenen Stellen des Knochens mehr die

1) Hippocrate in L. de cap. voln. cap. I. (Med. Gen. Op. ed. Kühn. Vol. XXII. p. 294.) 2) S. *Pars* Orationum, Hippocrat. aus voce: *Diploë* (Francos. 1855. fol.) p. 108.

lehtern, an den dickern dagegen die schwammige Substanz vorherrschend ist. In den platten Knochen sind beide meistens in gleicher Ausbreitung vorhanden. In manchen dagegen fehlt sie ganz, besonders in den sehr dünnen, wie im Ichnocnabin, in dem untern Theile der Schenkelschwand des Siebdrüsen u. a., wo dann die beiden harten Platten des Knochens unmittelbar aneinander stoßen. Ebenso kann dieselbe in Krankheiten, wenn die harte Substanz übermäßig zunimmt, gänzlich verschwinden, wobei dann der Knochen sehr hart und meistens klein, oft durchscheinend wird, besonders bei Melancholischen³⁾. Umgekehrt kann sie sich auch vermehren. Dies geschieht, besonders nach Galls Beobachtungen, vornehmlich bei alten Leuten, bei welchen im gleichen Maße, als das Gehirn an Umfang abnimmt, auch die innere und äußere Knochenhaut sich weiter von einander entfernen und sich immer mehr Dipsos zwischen ihnen anhäuft. So erzählt Hunter einen Fall, wo die Schädelsknochen mehr als dreifach die gewöhnliche Dicke übertrafen und wobei die Diplos den größten Theil ausmachte. Entlich kann sie auch nach von Außen einwirkenden Gewalten der Sitz von Blutergüssen und Eiteranhäufungen werden (Moragni, Volt, J. L. Petit u. A.) oder auch schwammähnliche Auswüchse erzeugen⁴⁾. (Baumgarten-Crusius.)

Diplogon *Por.*, f. Diplogon *R. Br.*

Diplogon *Rafin.*, f. Diplogon *Cass.*

Diplos, f. Lathraie.

DIPLOLEPARIÆ. Eine besondere Abtheilung der undredierten Hymenopteren, der Gattung *Cynips* Linn. (Hallewede) entsprechend, jetzt *gallicolae* genannt. S. den Art. *Gallicolae*. (Germar.)

DIPLOLEPIS. Gattungsnahme für eine Gruppe kleiner weiblicher Hymenopteren, der aber von verschiedenen Schriftstellern auf sehr verschiedene Arten angewendet und deshalb jetzt ganz aufgehoben ist. Geoffroy brandete ihn zuerst, und bezeichnete damit die eigentliche Gattung *Cynips*. Fabricius vereinigt darunter mehr kleine Schenkelwespen (*Chalcides*), die jetzt zu *Pteromalus*, *Eulophus* und andern oder auch zu *Cynips* gehören, und *Spinola* *) begreift ebenfalls die jetzt zu *Cynips* gehörigen Arten darunter. Vergl. den Art. *Cynips*. (Germar.)

DIPLOLEPIS. Eine von R. Brown (Mem. of the Wern. soc. I. p. 41) aufgestellte, wenig bekannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Eintheilung der natürlichen Familie der Convolvaceen. Reichenbach (Conspect. regn. veg.) hat den Namen, welcher in der Entomologie früher vergeben worden ist, mit *Sonninia* vertauscht. Char. Die Corolle mit kurzer, trugelförmiger Röhre und fünfblätteriger Saume; die Staubfäden: Krone fünfblätterig; die Blüthen stumpf mit einem Schälchen auf der innern Seite (daher der Gattungsnahme: *lenis*,

Schuppe, *diallos*, doppelt); an der Spitze der Anthere ein häutiger Fortsatz; die Pollenkörper bauchig neben der Spitze befestigt, herabhängend; die Narbe langgestreckt; die Frucht unbekannt. Mit Gewisheit gehört nur 1) *D. Monacensis* R. Br. I. c. aus Chile hierher. Abweichend sind die orientalischen Arten: 2) *D. vomitoria* R. Br. (I. c.), *Acaepia vomitoria* König in Banks herb); 3) *D. apiculata* Lindley und 4) *D. ovata* Lindl. (Transact. of the hort. soc. VI.) in Ostindien und China. Die Wurzel von *D. vomitoria* hat einen widerlich bitteren Geschmack: die Hindu-Arzte rühmen ihre expectorirenden und diaphoretischen Eigenschaften; nach Aintile (Mat. med. II. p. 84) wirkt sie der *Sycocampa* ähnlich und ist ein treffliches Mittel gegen die Ruhr. (A. Sprengel.)

DIPLOMA. Dieses Wort, das in der neueren Literaturgeschichte fast zufällig zu der Ehre gekommen ist, Bildungsname einer unentwickelten Wissenschaft zu werden, hat in seiner Bedeutung mancherlei Abweichungen erlitten. Aus der griechischen Sprache entsprungen, bezeichnet es, nach seiner Ableitung (von *diallos*), eigentlich eine aus zwei zusammengelegten Tafeln oder Blättern bestehende Schreibtafel. Da man sich aber solcher Vorrichtungen hauptsächlich zu Aufzeichnungen in Geschäftsbüchern, sowohl in öffentlichen als in Privatangelegenheiten, bediente, so wurde der Name mit der Zeit von jener eigenthümlichen Form auf die Sache übergetragen und, wie es in manchen andern Fällen auch ging, der letztern endlich selbst dann beigelegt, wenn sie nicht in der Form erschien, welche den Namen veranlaßt hatte. So bezeichnete denn Diploma in der Staatsprache der Römer im Allgemeinen eine amtliche, mit einer gewissen öffentlichen Förmlichkeit verlebene Aufsertigung, wofür sonst auch wol der Name *Codici* vorkam. In den Zeiten des Kaiserthums, wo man den Namen Diploma am häufigsten findet, wird dann die Bedeutung desselben besonders auf solche Aufsertigungen beschränkt, welche von den Kaisern unmittelbar, oder von den ihnen zunächst untergeordneten, höhern Beamten und Behörden des Staates oder der Provinzen ausgingen. Insofern finden wir bei den Römern das Wort Diploma gebraucht: 1) von Beugnissen über Rechte, Vorrechte und andre Auszeichnungen oder Wohlthaten, welche von dem Oberhaupt des Staates oder der Provinz erteilt worden waren. So macht unter andern Cicero (Orat. I. p. L. Pisonem, cap. 37. in Orat. ed. Graev. T. III p. 1. p. 766) dem Piso die Diploma tota in provincia passim data zum Vorwurfe; wahrscheinlich in dem Sinne, daß dieser aus Eigennutz geschwehriqe Bewilligungen erteilt habe; Suetonius (Ner. cap. 12. in edit. Oudendorp p. 664) erwähnt die von Nero erteilten Diploma civitatis Romano, Urkunden über die Verleihung des römischen Bürgerrechts; und in eben dem Sinne die Diploma des Julius und Augustus, welche Gallula, als veraltet, verworfen habe (Callig. cap. 38. p. 627). 2) In einem besondern Sinne finden wir das Wort Diploma für die obgleichliche Erlaubnis zu einer Reise, ebenfalls schon von Cicero (ad Attic. I. X. epist.

3) S. Bergmann in Kaffers Zeitschr. f. phys. Arzt. 1821. S. 391. S. 180. *Hofmeister*, Diss. de locis in melancholia affectis (Halsae 1791.) S. 2. 4) J. Z. Wiedel, Handb. d. menschl. Anatomie. (Halle 1816.) I. Bd. S. 359 u. 369.
*) Ina. Liguaria. T. II. fasc. IV.

17. in ed. Graev. T. II. p. 198) gebraucht, wo er von seiner Vermuthung spricht, Atticus habe zu seiner vorübergehenden Reise sich ein Diploma geben lassen, da, dem Vernehmen nach, Niemand ohne ein solches reisen dürfe. Diese Bedeutung beschränkte sich in der Kaiserzeit auf die 3) eines Requisitionsscheines zum Bezug einer Reise auf öffentliche Kosten. So schreibt der jüngere Plinius (Lib. X. Epist. 31. ed. Gierig. T. II. p. 433) an den Kaiser Trajan: er habe dem Boten des Königs der Sarmaten ein Diploma gegeben, um seine Reise, wegen der von ihm zu überbringenden eiligen Nachrichten, zu beschleunigen; ebenrseits versichert (L. X. ep. 121. p. 536), er habe bisher Niemandem anders, als im Dienste des Kaisers, ein Diploma bewilligt, und entschuldigt sich, daß er bei seiner Gattin in einem besondern Fall eine Ausnahme gemacht¹⁾. Wenn wir indessen nur in diesen und ähnlichen einzelnen Fällen das Wort Diploma gebraucht finden, so berechtigt uns dies nicht zu dem Schlusse, es habe aus Verhältnissen andrer Art keine Anwendung gefunden; vielmehr können wir mit Grunde vermuthen, daß es für alle von dem Staatsoberhaupt oder dessen Stellvertretern ausgestellte Befehlsurkunden und Erklärungen gebraucht wurde. Das Siegel des Ausstellers wurde zur Befestigung der Glaubwürdigkeit eines solchen Diploms erfordert.

In den folgenden Jahrhunderten, nach dem Untergange des römischen Kaiserreichs, finden wir das Wort Diploma in der Schriftsprache selten oder niemals gebraucht. Die Urkunden, welche späterhin zu dem Namen und der wissenschaftlichen Bearbeitung der Diplomatik Gelegenheit gaben, werden von ihren Aufstellern gemeinlich mit den Namen Charta, Pagina, Litera, Instrumentum, Documentum, Testimonium, Scriptum u. dgl. m. bezeichnet. Erst im 17. Jahrhundert, als die bekannten Streitigkeiten über die Echtheit und Glaubwürdigkeit einzelner Urkunden entstanden, die allmählig zur Ausbildung einer Urkundenwissenschaft hinführten, wurde man auf das Bedürfnis eines unterscheidenden technischen Namens für diese Gegenstände hingeführt, und da kam unter mehreren andern auch das alte Wort Diploma wieder in Gebrauch, und fand um so mehr Anlaß, da es, eben wegen seines in den letzten Jahrhunderten fast ganz erloschenen Gebrauches, am wenigsten auf Mißverständnisse und Nebenbegriffe führte, und schon ehemals von amtlich beglaubigten Aufsehtungen der höchsten Staatsgewalt gebraucht worden war, mit denen man es grade damals wieder am meisten zu thun hatte. Nabilon wählte dieses Wort wahrscheinlich insbesondere wegen seiner bequemen Anordbarkeit zu mancherlei Beugungen, Ableitungen und Zusammenfügungen, als er seinem berühmten Werke de re diplomatica diesen Titel gab; und mit der hohen Bedeutung, welche dieses Wort zu Recht in der gelehrten Welt er-

langte, war auch die Einführung seines Dabingnamens in dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch entschieden und besiegelt. Später, als man diesen Gegenstand in teutscher Sprache zu bearbeiten anfang, wurde auch dieses Kunstwort mit herübergenommen, und Joachim bildete daraus zuerst den teutschen Wissenschaftenamen Diplommatik.

Indessen war das Wort Diploma nur durch allmählichen Gebrauch wieder erneuert, seine wissenschaftliche Bedeutung aber nicht durch eine strenge Definition festgesetzt worden; und daher ist unter den Schriftstellern, die sich desselben bedienen, auch keine völlige Uebereinstimmung zu finden. Nabilon versteht darunter insgemein alle amtlichen und geschichtlich wichtigen Aufzeichnungen, vornehmlich aus der ältern Zeit, und theilt sie in ecclesiastica, regia und pagana, je nachdem sie von den Vorstehern der Kirche, von den Königen, oder von Personen geringern Standes herrühren und ihre Angelegenheiten betreffen. Da er selbst aber, nach seinem besondern Zwecke, sich in seinem Werke vorzugewisse mit den königlichen Diplomen beschäftigt, so gab dies mehren seiner Nachfolger Anlaß, die Bedeutung des Wortes vollends ganz auf diese zu beschränken. Sie wollten daher nur die Ausfertigungen der Könige und Kaiser als Diplomata betrachtet wissen, und stellten ihnen nicht nur die der Päpste, unter dem Namen Bullae, gegenüber, sondern wollten auch die der geringen Verlenen geistlichen und weltlichen Standes von ihnen unterscheiden wissen, indem sie dafür nur den Namen Litera geteilt²⁾ ließen³⁾. Infolern nun schon die ältere Zeit den Namen Diploma vorzugewisse von den Ausfertigungen der Kaiser und ihrer nächsten Stellvertreter gebraucht hatte, erschien jene Beschränkung zwar diesem frühern Sprachgebrauch angemessen, und mochte sich darauf wol hauptsächlich stützen; allein je mehr man die schriftlichen Ueberreste amtlicher Verhandlungen früherer Zeiten kennen lernte und wissenschaftlich untersuchte, um so mehr mußte man sich überzeugen, daß jene Beschränkung in wissenschaftlicher Hinsicht sehr unbequem wurde. Die kaiserlichen und königlichen Ausfertigungen allein konnten in keiner Hinsicht ein wissenschaftlich abgefaßtes Ganzes darstellen; man fühlte das Bedürfnis, besonders je weiter man die Urkundenkenntnis in neuern Zeiten ausübte, sie auch auf verschiedene Gegenstände auszuweiten; aber dennoch bildete sich wieder ein bestimmter Sprachgebrauch, nach ein wissenschaftlich festgelegter Begriff; nur nach Billür und Convenienz, daher auch ohne Uebereinstimmung, suchte man den letztern mehr oder weniger zu erweitern. So ist es nichts als Billür, wenn der Eine nur die Ausfertigungen der Kaiser, Könige, Päpste und Bischöfe als Diplome betrachtet, ein Andern auch die Ausfertigungen der weltlichen Fürsten hinzugerechnet,

1) Ein solches römischs Diploma, oder eine öffentliche Anweisung auf freie Reise und Zehrung, ist aus Baronii Annal. eccles. T. III. in Severmanns Geber für die pract. Diplommatik. I. Th. Nr. 1. nicht abgedruckt.

2) In diesen Sinne ist z. B. der Titel einer übrigen sehr barren Urkundenammlung abgefaßt: Liber privilegiorum, sive Bullarum summorum Pontificum, Diplomatum Imperatorum et Regum, atque Episcoporum, Ducum, Principum, Comitum Literarum, quae ad Historiam Monasterii et Principalia Ecclesiae S. Romani Ratisbonae maxime spectant etc. (Ratisb. 1752. 4.)

und ein Theil der amtlichen Schriften der Städte und geistlichen Corporationen mit unter denselben Namen besiegelt, aber ein Theil der auf alle unter einem öffentlichen Siegel ausgefertigten Schriften angewendet wissen will, die Meisten ihn aber auf Schriften von einem gewissen Alter (etwa bis zum Ende des 16. Jahrh.), und Einige wol gar noch auf Pergamentschriften (nach einem ganz zufälligen Merkmal) beschränken. — Seitdem die Deutschen sich der Diöcesen vorzugsweise bemächtigten und sie in ihrer Sprache zu behandeln anfingen, wurde für Diplom das Wort Urkunde futuristisch: und dies trug mittelbar zur Erweiterung des Begriffes bei, den man nun nicht mehr auf gewisse Classen von Ausfertigungen der Urkunden, oder auf ein gewisses Alter der letztern, oder gar auf das Material, worauf sie geschrieben sind, einzuschränken wagte. Zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Begriffsbestimmung kam es aber noch immer nicht, und der Gebrauch in den Archiven und Urkundenamtlungen, so viele Willkürlichkeiten und Inconsequenzen er auch noch zuließ, war doch in Folge eines gewissen natürlichen Gefühls immer noch zweckmäßiger, als die Definitionen der Schriftsteller. Wenn J. B. Gatterer (Elem. artis diplom. Vol. I p. 5), nachdem er die zu beschränkten Definitionen späterer Schriftsteller mit Recht getadelt hat, nun eine so weite und laze Definition aufstellt, daß fast alle Beschriebene unter seine Diplomata gerechnet werden kann, die er noch nöthig findet, in Acta und Documenta einzutheilen; so wurde damit nichts gebessert, sondern nur die Begriffsvermirrung vergrößert; und wenn sogar noch einer der heußten systematischen Schriftsteller über Diplomatik, der darauf ausging, dieser Lehre einen neuen wissenschaftlichen Charakter zu geben, Diplome und Urkunden zwar als gleichbedeutend betrachtete, letztere aber als „schriftliche Aufträge über rechtliche Gegenstände, oder Gegenstände von rechtlicher Beziehung“ definiert (System d. Dipl. I. Bd. §. 27, so weiß man in der That nicht, was mit einer so vagen, theils zu weiten, theils zu engen Definition anzufangen ist, da einerseits unter schriftlichen Aufträgen auch Briefe, Berichte, Ereignisshefte und Aufzeichnungen aller Art, die Niemand zu den Urkunden rechnen kann, zu verstehen sind; auf der andern Seite aber der Begriff von rechtlicher Beziehung wenigstens in einem ungewöhnlich weiten Sinne genommen werden muß, wenn wir und im Stande glauben wollen, ihm alle wirklichen Urkunden unterzuordnen. Wenn wir von allen Ausfertigungen und Zufälligkeiten absehen, und nur das Wesen, dieses aber auch in seinem ganzen Umfang und nach allen seinen Richtungen, ins Auge fassen, so wird folgende Definition sowohl den Forderungen der Wissenschaft, als des Sprachgebrauchs für das Geschichtswissen vollkommen entsprechen: „Eine Urkunde ist eine, zur Beglaubigung irgend eines Vorgangs oder Beschlusses, von Seiten der dabei interessirten Personen, abichtlich ausgefertigte, schriftliche Erklärung.“ — Zu unterscheiden haben wir hierdurch von den Urkunden alle diejenigen schriftlichen Geschäftsverbindungen, die nicht, wie jene, einen bereits in die Wirklichkeit eingeführten Beschluß oder Vorgang förmlich beglaubigen, sondern entweder in einer

fortlaufenden Reihe fortgesetzter Äußerungen den allmählichen Entwicklungsgang einer Beziehung oder eines Verhältnisses darstellen, oder auch in Beziehung hierauf nur einzelne Nachrichten mittheilen; und diesen bleibt, im Gegensatz zu den Urkunden, der Name der Acten.

Doch, wenn wir auch in dem angegebenen Sinne die Worte Diplom und Urkunde als gleichbedeutend betrachten, doch die aus dem Urkundenwesen entwickelte Wissenschaft der Diplomatik, wenn sie ein eigenthümliches Gebiet im Reiche der Wissenschaften behaupten und zweckmäßig ausfüllen will, sich nicht mehr auf das Diplomatenwesen und in dieser erweiterten Bedeutung beschränken darf, wird aus dem nachfolgenden, dem Umrisse dieser Wissenschaft gewidmeten Artikel hervorgehen. Hier ist nur noch zu bemerken, daß bei den neuern diplomatischen Schriftstellern das Wort Diplom sich ziemlich aus dem Gebrauche verloren hat, und dagegen das Wort Charte mehr in Anwendung gekommen ist, welches allerdings dem Sprachgebrauche der ältern Jahrhunderte, aus denen unsere heut noch oberhandenen Urkunden abstammen, gemäßer ist. Das Verkommen will in dieser Beziehung, daß wir von einer Charte sprechen, wo ein einzelnes Stück hauptsächlich nach seiner formellen Eigenthümlichkeit betrachtet wird; von einer Urkunde hingegen, wo, unabhängig von der äußern Form, die den Inhalt ausmachenden Thatsachen in Rede stehen. — In eigenthümlicher, engerer Bedeutung ist das Wort Diploma im gewöhnlichen Sprachgebrauche nur für die Urkunden der Facultäten, zur Ertheilung der akademischen Würden (Magister-, Baccaloten- oder Doctor diplome), und der gelehrten Gesellschaften zur Aufnahme in ihren Rerici (Mitgliedsdiplome), wie zuweilen auch für andere, über persönliche Auszeichnungen sprechende Documente, noch üblich.

Was übrigens von den Diplomen im heutigen allgemeinem Sinne, oder Urkunden überhaupt, in wissenschaftlicher Beziehung zu bemerken ist, wird in dem Artikel Urkunde weiter ausgeführt werden, auf den wir hiermit verweisen. (H. A. Ehard.)

DIPLOMATIE. Es ist ein leicht begriffliches Bedürfnis, jeder lebendigen Epoche von Begriffen ihre eigenthümliche Bezeichnung zu geben. Nur dann, wenn dieses geschehen, ist man im Stande, sich ohne Umschweife verständlich zu machen, setzen auch die Streitigkeiten über die Grenzen des zu bezeichnenden Gebiets noch nicht ganz beigelegt sein. Jenes Bedürfnis und die Verwirklichung, es zu befriedigen, haben aber nothwendig den Nothwendigkeiten auflösen müssen, Bezeichnungen schon dann für einzelne Kreise des Wissens zu wählen, wenn diese noch keineswegs abgeschlossen waren, oder mit Klarheit übersehen werden konnten. So verhält es sich mit den Autoritäten: Polizei, Politik, politische Ökonomie und mit mehreren andern. Dabei konnte es auch nicht fehlen, daß späterhin, als man mit immer größerer Schärfe die Wesenskraften zu unterscheiden anfing, ihre Bezeichnungen unterschieden wurden und daß als zu weit, bald als zu eng erschienen. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Diplomatik, und wenn die Schriftsteller über

das Feld, welches dadurch bestimmt und abgegrenzt werden soll, verschiedener Meinung sind, so dürfen wir und nicht wundern; allein bleiben darf es dabei nicht, wenn die Unbestimmtheit verschwinden soll. Nur wird allerdings die Frage entstehen, ob überhaupt eine feste Grenzbestimmung möglich sei, wenn die Bezeichnung einer Wissenschaft verschiedene Auslegungen zuläßt und sich die Diplomatie in diesem Falle befindet, und wie man versetzen muß, eine solche feste Grenzbestimmung zu gewinnen? Daß man abstrahiren müsse von einzelnen Autoritäten, seien sie an sich auch von dem größten Gewicht, ist klar, aber ebenso gewiß dürfte es auch sein, daß man der Bezeichnung selbst keinen andern Werth, als den einer bloßen Andeutung beizulegen habe. Auf eine recht auffallende Weise zeigt sich dies in Hinsicht des Ausdrucks *Polizei*. Wie verschieden ist nicht der Begriff, welchen man mit ihm verbunden hat, man mag nun die Schriftsteller oder die einzelnen Regierungen befragen, von denen ein Verwaltungszweig als *Polizei* bezeichnet worden ist! Man erhält eine Abstrichung von dem ganzen Umfange der Staatsverwaltung im engsten Sinne bis zu der beschränkten Staatshoheit, welche es mit der Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit zu thun hat. Und wie solcher Gestalt das Aufsteigen an eine Autorität als etwas Willkürliches erscheint, und immer den Widerspruch andrer Autoritäten zu fürchten hat, so verhält es sich auch mit der Verusage auf die Bedeutung des zur Bezeichnung einer Wissenschaft gewählten Ausdrucks, sobald er nicht aus dem richtig erkannten Wesen desselben hervorgegangen ist. Wie wollte man, sich daran halten, für die *Polizei* neben der *Politik* ein Feld gewinnen, und welche Bereinigungen müßten entstehen, wie sie denn auch mitunter entstanden sind, wenn man bei der Bestimmung des Begriffs *Naturrecht* streng bei der Bedeutung des Ausdrucks *Naturrecht* stehen bleiben wollte!

Diese Bemerkungen können uns als Begleiter beim Aufsuchen des Begriffs der Diplomatie dienen. Daß Diplomatie von Diplom (Urkunde, öffentliche Schrift) abzuleiten sei, wird Niemand in Abrede stellen; allein wenn auch die Epöche von Kenntnissen und Thätigkeiten, die dadurch bezeichnet werden soll, ihre Beziehung zu den Diplomaten nicht verleugnen kann, so ist es doch die Diplomatie, welche ein näheres Recht, diese in ihrem Bereich zu ziehen, zu haben vermag. Da man nun unter Diplomatie, als Wissenschaft, die systematisch geordneten Kenntnisse versteht, wonach das Wesen der Diplomatie, als öffentlicher Urkunden, bestimmt werden muß, so kann die Diplomatie, wenn sie ihre Beziehung auf öffentliche Urkunden beweisen soll, nur eine solche Wissenschaft bedeuten, welche die Kenntniß jener Urkunden vorzulegt und auf sie die Bestimmung eines Kreises von Verhältnissen stützt, deren rechtliche Grundlage in ihnen zu suchen ist. Hiermit würden wir aber noch wenig gewonnen haben, wenn der Begriff der Diplomatie in der unbestimmten Ausdehnung gelassen würde, worin wir ihn vorher gaben. Man hat aber diese Wissenschaft auf das Gebiet der praktischen Staatslehre verlegt, indem man ihr vornehmlich die Aufgabe zugewiesen hat, die

geschichtlichen Urkunden verstehen und in Rücksicht ihrer Echtheit und Unechtheit unterscheiden zu lehren, um daraus die besondern Rechte eines Staats oder seiner Herrscherfamilie in Rücksicht andrer Staaten oder Herrscherfamilien verstehen zu können. Nehmen wir sie in diesem engeren Sinne, wie dies allgemein ohne Widerspruch geschieht, und stellen also dann die Diplomatie an ihre Stelle, so ist dieser schon eine bestimmte Epöche zugewiesen, nämlich die der äußeren Staatsverhältnisse, deren rechtliche Bedeutung stets lediglich aus Verträgen ermittelt werden kann, und daher zu ihrer Beurtheilung die Kenntniß der über sie vorhandenen Urkunden voraussetzt. Man sieht wenigstens aus dieser Ableitung, wie es zu einer mit der Diplomatie verwandten und doch von ihr unterschiedenen Wissenschaft kommen konnte, der man, wegen ihrer Beziehung zu den Staatsfunktionen, einen Namen gab, worin sich dieselbe unmittelbar ausdrückte. Inwiefern diese es zu viel behaupten, wenn man das bis jetzt gewonnene Resultat als genügend zur charakteristischen Bestimmung des Wesens der Diplomatie ansehen wollte. Um dahin zu gelangen, scheint es nöthig zu sein, einen ganz andern Weg einzuschlagen. Wir müssen denjenigen Kreis der Staatswissenschaften aufsuchen, der sich als ein besonderer darstellt, und in welchen der von uns nur angebeutete Begriff der Diplomatie fällt. Wir dürfen, wenn wir einen solchen finden, nicht mehr befürchten, wegen streitiger Grenzen in Anspruch genommen zu werden, oder haben; geschieht dies dennoch, die Mittel bereit, um die Gegner mit ihren Einreden bald zum Schweigen zu bringen.

Die Staatslehre in ihrem ganzen Umfange sondert sich in zwei Theile ab, wovon der erstere die Staatswissenschaft, d. h. die methodische Erkenntniß der Idee des Staats und ihrer besondern Beziehungen, der andre die Staatskunst, oder die systematische Darstellung der Grundsätze und Regelmäßigkeiten, nach welchen die Idee des Staats unter der Voraussetzung menschlichstgiger und berechneter Verhältnisse möglichst erfolgreich verwirklicht werden kann. Beide Theile lassen aber wieder neue Absonderungen zu, und zwar der letztere, insofern man den Staat im weitern oder engeren Sinne nimmt, entweder eine Unterscheidung in die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft, in die Lehre von der Staatsorganisation und in die von dem Rechte der Gesetzgebung, oder nur in die beiden letztern; der zweite Theil dagegen in die Politik der Verfassung, und in die der Verwaltung, oder in die Lehre von der Verwirklichung der auf dem Staatsinteresse beruhenden Staatszwecke. In das Gebiet der letzten fällt die Diplomatie. Ist das Interesse des Staats seine selbständige Entfaltung als des gemeinwärtigen, rechtlich stützende Dasein einer Volkheit zu einem Ganzen verbundener Glieder, so ergeben sich seine besondern Zwecke nach Innen, oder in seiner Beziehung auf sich selbst: Rechtspflege, Erhaltung der Ordnung und Sicherheit im gesellschaftlichen Verkehre, Beförderung des Wohlstandes und der Bildung; und nach Außen, oder in Beziehung auf seine Verhältnisse zu andern Staaten: Beförderung seiner Vorthelle durch friedliche Unterhand-

lungen mit andern Mächten, Organisation von Mitteln zur Vertheidigung seiner Interessen gegen feindliche Versuche und Angriffe mit Gewalt; und endlich in Rücksicht der sämmtlichen, hier bezeichneten Zwecke: die Herstellung und Verwaltung derjenigen äußern Güter, welche die Verbindung der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse überhaupt sind. So verschieden nun diese Aufgaben sind, so verschieden sind auch die Zweige der Politik oder Staatskunst, alle von ihnen aber haben, mit Ausnahme einer, ihre bestimmte Bezeichnung; soll daher der Diplomatie eine eigenthümliche Sphäre im Gebiete der Politik ankommen, so kann es nur die noch unbestimmt gelassene sein, und diese ist die friedliche Vermittelung der Staatszwecke in den Beziehungen eines Staats zu andern Staaten. Demnach würde die Diplomatie theoretisch die Darstellung der Grundsätze und Vorschriften sein, wonach die Unterhandlungen eines Staats mit andern Staaten geführt werden müssen, wenn sie den von dem Staate bei ihnen beabsichtigten Zweck zu erreichen förderlich sein sollen, und praktisch die Kunst der Anwendung jener Grundsätze und Vorschriften.

Diese Definition der Diplomatie dürfte auch die allgemein anerkannte sein, obgleich sich die Schriftsteller, die welchen wir sie finden, fast ohne Ausnahme damit begnügt haben, sie aufzustellen, ohne einen Grund anzugeben, der sie dazu berechtigte. Sie sahen die Wirklichkeit auf, und da diese es zu einer eignen Staatsfähigkeit gebracht hat, welche durch einen Inhalt charakterisirt wird, wie wir ihn der Diplomatie beizulegen genöthigt waren, so konnten sie wesentlich nicht irren gehen. So sagt Blassan in seiner *Histoire générale de la diplomatie française*, die Diplomatie sei die Wissenschaft der äußern Verhältnisse, welche die Diplome, oder die von den Regenten ausgehenden schriftlichen Verhandlungen zur Grundlage hat. Dies ist allerdings nicht ganz richtig, aber die Unrichtigkeit besteht hier wesentlich, wie dies leider so häufig der Fall ist, in einer unverständlichen Aufassung des zu charakterisirenden Gegenstandes entsprungenen Unklarheit. Was die Diplomatie vorwiegend, ist hier zur Diplomatie selbst gemacht. Daß aber Blassan wirklich eine Vorstellung von der Diplomatie gehabt habe, die mit dem oben von ihr aufgestellten Begriff übereinstimmt, geht schon aus dem Titel seines Werks, dann aber auch aus dem weiten Inhalte desselben hervor. Wenn es dagegen des Jakob (Einleitung in das Studium der Staatswissenschaften) heist: „Der Theil der äußern Politik, welcher Anweisung gibt, wie der Staat durch friedliche Unterhandlungen mit andern Völkern zu seinem Zwecke gelangen könne, heist insofern theoretische Diplomatie,“ so leuchtet von selbst die Uebereinstimmung ein, welche zwischen seiner und unsrer Erklärung stattfindet. Dasselbe gilt auch von dem, was der Graf Julius v. Soden im neunten Theile seiner *Nationalökonomie*, und was F. L. Klüber in seinem europäischen Völkerrechte von der Diplomatie sagt. Völlig ist damit nicht einverstanden. In seiner Darstellung der Staatswissenschaften im Lichte unsrer Zeit (5. Abt. S. 273 der 2. Aufl.) heist es: „Soll die Diplomatie

in der Reihe der übrigen Staatswissenschaften einen selbständigen Charakter erhalten, und weiter, nach einem zu weiten Begriffe, Gegenstände in sich aufnehmen, die bereits dem Umfang andrer Staatswissenschaften angehören, noch, nach einem zu engen Begriffe, bloß auf die erlangte Fertigkeit im Unterhandeln mit andern Staaten beschränkt; so scheint ihr Begriff dahin bestimmt werden zu müssen, daß die Diplomatie, als Wissenschaft, die systematische Darstellung der Kenntnisse, Rechte und Pflichten enthält, welche von den diplomatischen Personen zu der politisch-diplomatischen Unterhandlung mit auswärtigen Staaten geleistet werden, und das Sie, als Kunst, die auf die Grundlage jener wissenschaftlichen Kenntnisse gestützt und erworbene Fertigkeit bezeichnet, mit auswärtigen Nationen zu unterhandeln.“ Wir wollen hiegegen zunächst nur bemerken, daß die ganze Rechtsfertigkeit, welche Völkern für seinen Begriff der Diplomatie anführt, in dem Satze liegt — es scheint —; denn daß jeder wahrhafte Begriff weder zu weit, noch zu eng sein dürfe, versteht sich von selbst. Aber er widerpricht sich auch, wenn er meint, daß der selbständige Charakter einer Wissenschaft darin besteht, daß sie nicht Gegenstände in sich aufnehmen dürfe, die bereits dem Umfang andrer Wissenschaften angehören; denn nicht nur erwächst er mehrmals der Generalwissenschaften, die doch einzeln betrachtet auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten liegen, und dann löst er die Diplomatie selbst aus Kenntnissen derselben, die zum Theil mit Recht von andern politischen Disciplinen, z. B. von dem äußern Staatsrecht oder dem Völkerrecht, in Anspruch genommen werden. Jede abgeleitete Wissenschaft, und eine solche ist die Diplomatie, setzt immer Kenntnisse voraus, deren Darstellung die Aufgabe andrer Wissenschaften ist; allein deshalb kann man nicht sagen, daß diese Kenntnisse das eigentliche Wesen der abgeleiteten Wissenschaft bestimmen und ihre Unterscheidung von andern Wissenschaften bedingen. So wird Niemand von der Arzneikunde sagen, daß sie die systematische Darstellung der Kenntnisse von dem Menschen und den Naturkörpern und deren Kräften sei, obgleich sie diese Kenntnisse voraussetzt, wenn sie nicht in einen rohen und unklaren Empirismus ausarten soll.

Nach unsrer Definition wird freilich der Umfang der Diplomatie gering sein; allein es wäre tödlich, fremdartige Bestandtheile mit ihr zu verbinden, um ihr ein größeres Gewicht als Wissenschaft zu verschaffen. Nichtsdestoweniger setzt es ihr keineswegs an einem bestimmten Inhalte, und wenn man diesen bisher so wenig zu erkennen im Stande war, so lag der Grund offenbar darin, daß man die Kunst der Unterhandlungen mit fremden Staaten, verleiht durch eine falsche Vorstellung von der äußern Politik, als einen Inbegriff von Zuschauern und Überhüllungen einer sich selbst überbietenden sogenannten Kunst betrachtete. Daß diese Vorstellung früher eine fast ganz allgemeine war, wird Niemand leicht in Zweifel ziehen, aber auffallend ist es doch, mit welcher Unbefangenheit sie sich zuweilen herausgestellt hat. So liest man in einem der vorzüglichsten französisch-deutschen Wörterbücher: *Diplomatie*. Durch dieses neue Wort

bezeichnet man einen Bevollmächtigten von irgend einem Hofe, der mehr durch Ränke und List, als nach den rechtlichen politischen Grundsätzen etwas zu bewirken oder zu erhalten sucht.

Die Klugheit, welche sich in dem Kreise der Verhältnisse eines Staates zu andern Staaten bewegt, hat ihre bestimmten Grenzen, innerhalb deren sie nur mit Sicherheit und glücklichen Erfolge wirksam sein kann. Vorgezeichnet werden sie durch das vernünftige Interesse des Staates, und wenn daher in der Anwendung jener Klugheit Mißgriffe gemacht werden, so entspringen sie lediglich aus der mangelhaften Erkenntniß dessen, was ein Staat als seine Aufgabe in dem Verkehre mit andern Staaten zu betrachten hat, oder aus seiner gänzlich verkehrten Auffassung. Ein Staat kann nichts anderes wollen, als sich als eine selbständige Macht möglichst vollkommen zu entwickeln. Er wird daher, so weit von seinen Beziehungen nach Außen die Rede ist, dahin streben, erstens alles abzuwehren, was seine Selbständigkeit auf eine nähere oder entferntere Weise bedroht, und zweitens alle solche Verhältnisse herbeizuführen, welche im Stande sind, seiner Selbständigkeit eine größere Festigkeit und Dauer zu geben. Die Lösung dieser Aufgabe ist allerdings im Einzelnen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; allein sie wird bedeutend erleichtert, wenn sie das äußere Staatsrecht, wie es aus dem Begriffe des Staates in seinen Beziehungen zum Auslande erklärt werden muß, und die Verträge, welche mit dem Auslande bestehen, in ihrer Grundlage macht. Ohne einen solchen festen Boden verliert sich die Klugheit in unbegrenzte Combinationen; sie wird schwanken, zweifelhaft, geräth in immer größere Verwirrungen und Widersprüche, sucht sich durch Täuschungen aller Art zu helfen, und führt zuletzt den Staat auf den Punkt, wo ihm nichts andres übrig bleibt, als den verschlungenen Knoten mit Gewalt zu zerhauen.

Dass die Verträge heilig gehalten werden müssen, ist ein Grundsatz, den nur Mangel an allem Rechtsgesühl oder Verschämtheit schamlos genug feil wird, abzuwehren. Hier liegt also die Schwierigkeit lediglich in dem richtigen Verständnisse der vertragsgemäß angeordneten Verhältnisse. Anders verhält es sich mit dem, was aus dem Begriffe des Staates als Recht abgeleitet werden muß. Hier sind abweichende Ansichten leichter zu erwarten; allein ein ungetrübter Blick in die Geschichte wird uns im Allgemeinen zu der Überzeugung führen, daß es vornehmlich der scheinbare Vortheil ist, der die einzelnen Staaten verleitet, die Wahrheit zu verkennen, indem er entweder durch die Leidenschaft, womit er aufgefaßt wird, die richtige Erkenntniß verhindert, oder durch das Verführerische, was er an sich hat, den Willen bestimmt, jeden Scheingrund zur Rechtfertigung seiner Absichten aufzusuchen.

Bewegt sich nun die Klugheit auf dieser rechtlichen Grundlage, so hat sie an ihr einen Schild, der die feindlichen Weisheit, wenn auch nicht, wie das Haupt der Medusa, in Stein verwandelt, so doch vermindert. Denn während sie die einfache, klare, unerschütterliche Forderung

der Wahrheit geltend macht, hat die, welche ihr den Schein entgegensetzt, mit Zweifeln, Ungewissheit und Widersprüchen zu kämpfen, und zu fürchten, daß ihr liberaler Gegner erwache, wo sich ein reines Streben nach Wahrheit zeigt, oder die Wahrheit bloß ihr, wie sie sich unter individuellen Verhältnissen zeigt, gegenüber gestellt wird. Die erste Regel für die diplomatische Klugheit wird daher darin bestehen, das Recht auf eine entscheidende Weise, und, wenn irgend, so geltend zu machen, daß es auf der einen Seite möglichst viele Freunde zu gewinnen, auf der andern die Absichten der Gegner möglichst zu bekämpfen und zu unterdrücken vermag. Dies geschieht aber dann, wenn man das Recht veröffentlicht und damit dem Angriffe zuvorkommt, der zu seinem Schutze nur Scheingründe aufzubringen im Stande ist. Noch mehr Gewicht erhält aber die Wahrheit, wenn bei ihrer Vertheidigung zugleich auf das Rückstich genommen wird, was man ihr scheinbar entgegensetzen kann. Ihre Gegner werden alsdann nicht bloß angegriffen, sondern zugleich entwaffnet, und haben, wollen sie dennoch einen Kampf wagen, doppelte Schwierigkeiten zu überwinden. Indes ist es dies nicht allein, was bei einem solchen Verfahren sich als Vortheil zeigt. Wird nicht zugleich ein Volk, dessen Regierung nur mit Gründen des Rechts und um das Recht kämpft, zu einer immer größeren sittlichen Willensstärke herangebildet, und, fähig gemacht, für das Recht, oder, was ihm bald dasselbe heißen wird, für die Zwecke seiner Regierung die größten Opfer zu bringen und die größten Leiden und Drangsale zu tragen!

Inzwischen reicht die Verlegung auf das Recht nicht hin, die Erreichung seiner Absichten einem Staate zu verbürgen, und am wenigsten dann, wenn es sich darum handelt, neue Beziehungen zum Auslande zu schaffen. Haben wir daher jene Regel als die erste und allgemeinste aufgestellt, so wollen wir jetzt untersuchen, welche besondere Regeln für die diplomatische Klugheit in Hinsicht der früher untersuchten zwei Punkte aufgestellt werden können.

Die selbständige Macht eines Staates kann auf eine nähere und directe Weise durch einen Angriff bedroht werden, welcher sich gegen sie im Auslande vorbereitet. Ist sie ihm mit ihren eignen Mitteln gewachsen, so kann sie es, geht auf ihr Recht, auf einen Kampf ankommen lassen; allein kein Staat, der sein wahres Interesse erkennt, wird, wenige Fälle ausgenommen, einen Krieg wählen, wenn er seinen Zweck auf einem friedlichen Wege errichten kann. Es kommt also unter der gemachten Voraussetzung darauf an, erstens dem drohenden Angriff so früh als möglich kennen zu lernen und zweitens auf den Gegner so einzuwirken, daß er seine Absicht aufzugeben genöthigt wird. Ihren Zweck erreicht er durch eine angemessene Einrichtung seiner diplomatischen Thätigkeit; diesen dadurch, daß er die fremde Macht veranlaßt, entweder ihre Rüstungen einzustellen, indem er ihr Beweise von seiner Befanntschaft mit denselben gibt, und ihr so den Vortheil der Überraschung raubt, oder den Zweck ihres Verlahrens und die Gründe davon anzugeben, sich also auf friedliche Erörterungen einzulassen, die ihm Gelegen-

heit geben, sein Recht und die Mittel, dasselbe zu verteidigen, anschaulich zu machen, und den Gegner bestimmen können, einstweilen die Waffen ruhen zu lassen. Wäre es aber der Fall, daß dieser Weg nicht zum Ziele führte, oder doch als nicht sicher genug erschien, so könnten noch andre Staaten mit ins Interesse gezogen werden, von denen man die Überzeugung hat, daß ihnen daran liegt, entweder überhaupt den Zustand des Friedens aufrecht zu erhalten, oder doch der speciellen Störung desselben durch den in Rede stehenden gebrochten Angriff entgegenzuwirken. Wenn dagegen der feindlich gesinnte Staat eine Überlegenheit besitzt, oder sich diese durch Bundesgenossen verschafft hat oder verschaffen kann, handelt es sich darum, diese Überlegenheit aufzuheben, welches entweder dadurch geschehen kann, daß der bedrohte Staat sich durch Bundesgenossen verstärkt, oder daß er den Verein der gegen ihn verbündeten trennt. So eröffnet sich ein weites Feld für die Klugheit im Vorgehen, auf welchem aber jeder Staat bald alle bestimmte Richtung verliert, sobald er die Grenzen des Rechts überschreitet, und seinen Vortheil auf die Verletzung anderer Staaten zu bauen sucht, möge er nun diese Absicht in den Unterhandlungen aussprechen und sie zu der seiner Bundesgenossen machen, oder möge sie ihn in der Stille teilen. Ist nun aber auch hier wieder das Recht das einfache und klare Gesetz für die Anwendung der Klugheit, so verschwindet abermals der Schein von unüberwindlichen Schwierigkeiten. Nur könnte man daran zweifeln, daß sich auf diese Weise der beabsichtigte Zweck erreichen lasse; und in der That ist anzunehmen, daß auch das mit Klugheit geltend gemachte Recht nicht immer zum erwünschten Ziele führen werde. Allein jeder Unbefangene und mit der Geschichte Vertraute wird sich leicht die Überzeugung verschaffen können, daß, was durch eine solche Handlungsweise nicht zu erreichen ist, noch weniger durch ein Verfahren erreicht werden kann, welches das Recht nur so weit achtet, als es sich als Mittel zur Erlangung von Vortheilen benutzen läßt. Das rechtlose Verfahren schwächt den Credit eines Staats im Verkehr mit andern Staaten und macht jede Beziehung desselben zum Ausland ungerügt; und wenn wir in der auswärtigen Politik der europäischen Staaten nur zu häufig finden, daß ein Bundesgenosse den andern im entscheidenden Augenblicke verläßt, daß Bundesgenossen einen dritten widerrechtlich ausplündern, am einander gegenseitig selbst zu berauben, daß überhaupt die heiligsten Verträge mit Füßen getreten werden, so ist die Ursache lediglich in der fast allgemeinen Rechtlosigkeit des Vorgehens jener Staaten gegen einander zu suchen. Wie im Verkehr einzelner Menschen unter einander der Rechtssatz überall aufgesucht wird, jeder am liebsten mit ihm verhandelt und contrahirt, ihn sich zum Rathgeber und Freunde wählt; so verhält es sich auch in dem Verkehr der Staaten mit Staaten, und so muß es sich hier verhalten, wenn man nicht annehmen will, daß sich Gefühle, Vorurtheile, Begriffe aus dem Gebiete der Politik gänzlich verwandeln. Ein Staat, der nur das Rechte will, und von dem man nichts andres erwartet, wird daher

immer gegen einen andern Bundesgenossen erwerben, wenn er von denselben bedroht wird, oder es wird ihm gelingen, die Bundesgenossen von jenem zu trennen, wenn ihre Vereinigung die Verletzung des Rechts zum Zwecke hat. Ausnahmen wird es allerdings geben können, und diese sind dann am ersten möglich, wenn der rechtlose Staat eine solche Überlegenheit besitzt, daß selbst ein Verein mehrerer ihm zu widerstehen nicht hoffen darf.

Am leichtesten sind Verirrungen möglich, wenn ein Staat nach einer Vergrößerung oder nach Verstärkung seiner Macht strebt. Ein jeder wahrhafte Staat, d. h. ein solcher, der sich als eine rechtlich sittliche Einheit, der zu ihm gehörenden Glieder darstellt, ist eine abgeschlossene Größe. Er kann sich ausdehnen, Land und Leute erwerben, aber ein solcher Gewinn bleibt für ihn etwas Fremdartiges, seine Entwicklung mehr Störendes als Förderndes. Das Erwerben ist für ihn ein bloß Äußerliches, es sei denn, daß die hinzugekommene Volksmenge mit der den Staat schon bildenden in Rücksicht der Rationalität und der politischen Bildungszustufe wesentlich gleich ist, weil alsdann eine Verschmelzung der verschiedenen Bestandtheile der Gesellschaft mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden darf. Aber nicht allein das Streben, was jede politische Erscheinung, die wir im Allgemeinen Staat zu nennen pflegen, hat, sich als eine selbständige Macht zu behaupten, wird von den Staaten nicht nur häufig verkannt, die eine Verbindung verschiedener Volksbestandtheile sind, sondern auch von denen, die als eine politische Einheit angesehen werden können. Wenn diejenigen, welche ein bloßes Aggregat von bürgerlichen Gesellschaften unter einer höchsten Gewalt bilden, jenes Gesetz erkennen, was ihnen die Eigenthümlichkeit jedes Staates zu achten vorschreibt, so ist dies nicht zu verwundern, denn sie haben von der Forderung einer selbständigen Entwicklung des politischen Lebens keine Vorstellung. Wie sie selbst ein aus verschiedenen Theilen hervorgegangenes Product sind, und wie sie das Geheiß ihrer Theile lediglich in das äußere Wohlsein setzen, so kann ihre Vergrößerung durch neue Erwerbungen ihnen wohl als ein besondrer Vortheil erscheinen; ja diese Vorstellung hat selbst nichts Verlegendes für diese, sobald sie ebenfalls nichts andres waren, als der Bestandtheil eines andern zufällig aus heterogenen Elementen erwachsenen politischen Ganzen, und ihnen vielleicht überdes das Versprechen gegeben wird, an ihren bürgerlichen Befehlen und Einrichtungen ebenso wenig etwas zu ändern, als ihnen eine Beschränkung in Rücksicht ihrer Religion und Rationalität aufzulegen. Tritt nun, wo solche Verhältnisse vorausgesetzt werden, nicht das oben im Allgemeinen als Folge der Verbindung heterogener Bestandtheile angenommene Uebel ein, sobald das Streben nach Vergrößerung zum Besitze fremder Gebiete führt, so ist doch dies kein Grund, alle Schranken der äußern Politik einzureißen, und um so weniger, als andre Nachtheile nicht vermieden werden können. Immer will der rechtliche Besitz anerkannt sein, und selbst führt seine Verletzung zu Grundsätzen, die jede Gelegenheit benützen, dem unrichtig vergrößerten Staate zu schaden. Nur aus de-

stimmten Verträgen hervorgerahende Erwerbungen sind frei von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, und mögen ein erwünschter Zuwachs sein, wenn sie sich an den Bestand eines Landes angeschlossen, der den Charakter der Zufälligkeit an sich trägt.

Außer diesem Mittel, die Macht eines Staats zu erhöhen, ist nur noch die Errichtung von Bündnissen anwendbar, und von jeder, aber mit sehr verschiedenem Erfolge, benutzt worden. Daß die Zwecke, welche die einzelnen Staaten im auswärtigen Verkehre verfolgen, oft sehr weit aus einander liegen, und sich ebenso wol feindselig berühren können, als sie geeignet sind, einander gegenseitig zu unterstützen, ist begreiflich; am begreiflichsten aber, wenn man annimmt, daß sie nicht durch die Vorstellung von einem wahren, höchsten Staatsinteresse bedingt werden. Ein redliches und kräftiges Zusammenwirken läßt sich unter verschiedenen Staaten, daher auch nur denken, wenn sie gleiche Zwecke mit einander theilen, und man lediglich auf den Willen, einander beizustehen, Rücksicht nimmt. Nur wird freilich auch bei einer solchen Voraussetzung sehr wohl zu unterscheiden sein, ob diese Gleichheit der Zwecke in der dauernden Natur oder Lage der Staaten gegründet ist, oder ob sie nur als vorübergehend betrachtet werden darf, und von welchen Umständen ihre Veränderung abhängt. Die sichersten Bündnisse sind immer die, deren Stützpunkt die gleiche Natur oder Lage ist. Will man noch weiter gehen, so wird man denen wieder den Vorzug geben, die sich auf die gleiche Natur gründen, weil die Lage lediglich eine äußere Übereinstimmung herbeiführt. Jenseits können auch zufällige Verhältnisse einem Bündniß eine gewisse Stärke geben, aber jede Schwankung in ihnen zieht eine Schwächung desselben nach sich.

Dat der Staat sich auf die eine oder die andre Weise in den Stand gesetzt, einer ihm drohenden Gefahr, einem Kriege, zu begegnen, so fordert ihn die Klugheit auf, den Kampf, wenn es dazu kommt, mit dem größten Nachdrucke zu unternehmen; sich nicht überraschen zu lassen, sondern zu überraschen, und dahin durch seine diplomatische Thätigkeit mit zu wirken. Er wird diese benutzen, um den feindseligen Angriff so lange zu verzögern, bis er sich in der Verfassung befindet, ihm entweder zuvorkommen oder ihn kräftig abzuwehren. Und wie er sich durch Unterhandlungen die Eröffnung des Krieges erleichtert, so wird er sich dadurch auch die Föhrung desselben zu erleichtern suchen. Was er aber in dieser Absicht zu thun habe, läßt sich nur im Allgemeinen andeuten. Im Kriege kommt es immer darauf an, dem Feinde mit überlegenen Kräften zu begegnen, worin nun diese auch bestehen mögen. Es wird sich also darum drehen, die Unterhandlung eintreten zu lassen, wenn man hoffen darf, entweder die Kräfte des Gegners durch Verzögerung des Kampfes zu schwächen, oder die eignen dadurch zu stärken, indem man seine Truppen zusammenzieht, eine günstigere Stellung einnimmt, eine vortheilhafte Operation ausführt.

Der letzte Umstand, bei welchem sich die Kunst der Unterhandlungen zeigt, ist der Friedensschluß, wel-

cher entweder durch einen bestimmten Rechtsstreit des kriegführenden Mächte, oder durch ihre allgemein feindselige Stellung gegen einander bedingt wird; oder ein ganz verschiedenes Verhältniß von Seiten des schwächeren Staats, als von Seiten des überlegenen verlangt, weil dieser, sich auf seine Übermacht stützend, seine Forderungen mit Drohungen begleiten kann, jener aber doch auf die Wirkungen der Verweisung hinwirken darf. Die Klugheit wird auch hier wieder lehren, daß eine edle, feste Gesinnung die Ansprüche des Siegers am sichersten zu beschränken vermag. Kleinliche Verzagtheit macht verächtlich und schwächt das Recht, was man im Kampfe vertheidigte. Verwerflicher aber als diese oder niedrige Demuth würde die Aufopferung eines Bundesgenossen der eignen Rettung wegen, oder die heimliche Stipulation eines Friedens gegen Feinde des Siegers sein, ohne daß dazu ein besonderer Rechtsgrund vorhanden wäre.

Wenn wir auf diese Weise gesehen haben, daß es nicht an allgemeinen Grundsätzen und Regeln für die Diplomatie fehlt, so dürfte es nunmehr als zweckmäßig erscheinen, die Frage zu beantworten, welche Kenntnisse es sind, die man voraussetzen muß, wenn die diplomatische Thätigkeit ihrer Bestimmung gemäß ausgeübt werden soll, und welche Organisation dieser am meisten entspreche. Daß die diplomatische Thätigkeit eine große Menge von Kenntnissen voraussetze, wird Niemand leicht in Zweifel ziehen; allein sie verlangt auch einen hohen Grad geistiger Bildung. Zunächst fordert sie eine tiefe Einsicht in die Natur des Staats und in die mannichfachen Modifikationen ihrer Erscheinung. Man könnte meinen, daß, um diese zu erlangen, die Geschichte genüge; aber die Erfahrung lehrt, daß selbst Geschichtsforscher häufig nicht über die Geschichten hinaus zur Geschichte kommen, und daß sich ihnen diese daher als eine beständige Wiederkehr von Erscheinungen zeigt, die sich nur in der Form als unterschieden darstellen. Sollte nicht selbst Johannes von Müller in diesem Falle gewessen sein, und er, von einem dunkeln Bewußtsein geleitet, deshalb seiner allgemeinen Geschichte den Titel „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten“ gegeben haben? Hält man sich lediglich an das Äußerliche, oder, geht man in das innere Leben der Staaten ein, behandelt aber jede Erscheinung desselben als etwas Vereinzeltes, so kann man freilich die scheinbare Uebersetzung gewinnen: *tout comme chez nous!* Jedes Volk hat seine eigenthümliche Natur und geht gewisse Bildungsstufen durch, die Geschichte überhaupt aber ist es sich immer fortgestellendes Verrnünftigen. So aufgestellt kann sie jedoch nur werden, wenn man sich die Natur des vernünftigen Lebens selbst klar zu machen sucht; wenn man sie mit philosophischem Auge betrachtet. Ein wahrer Diplomat muß daher philosophisch und historisch ausgebildet sein, und zwar so, daß ihm die Geschichte in ihrem ganzen geistigen Verlaufe, nicht aber blos nach einzelnen Völkern oder Perioden bekannt ist. Ein Volk und eine Periode werden nur verständlich, wenn man sie in ihrer Genesis, in ihrem Werden und in ihrem Zusammenhange mit andern Völkern und Perioden begriff. Geschichte

dies, so werden die großen Verirrungen vermieden werden, in welche die Diplomatie so häufig verfallen ist. Die sogenannte Klugheit bietet sich zu leicht ein, Erfolge verbinden oder hervorbringen zu können, welche mit dem ganzen geistigen Leben eines Volks in der innigsten Verbindung stehen, weil sie die Geschichte als reines Product der Willkür und des Zufalls betrachtet. Man denke nur an die französische Revolution. Wollten sich nicht jetzt noch viele Männer, denen man weder Scharfsinn, noch geschichtliche Gelehrsamkeit absprechen kann, ein, daß jene ganze Umgestaltung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse eines der bedeutendsten Völker durch Klugheit hätte verhindert, oder doch wesentlich modificirt werden können?! Und waren nicht zu der Zeit, als sie eintrat, die Diplomaten von ganz Europa mit wenigen Ausnahmen derselben Meinung?!

Wenn aber die Diplomatie mit vollkommenem Verständnis, mit ruhiger Sicherheit in die Verhältnisse der Staaten eingreifen soll, wozu sie durch jene Auffassung der Geschichte vorbereitet wird, so muß sie sich die politische Lage aller der Staaten vergegenwärtigen, die auf eine nähere oder entferntere Weise auf einander einwirken, d. h. sie muß von umfassensten politischen Kenntnissen ausgehen. Bei der Benutzung derselben sind zwar auch wieder große Irrthümer möglich, allein sie werden von selbst verschwinden, sobald die Bedeutung der Geschichte nicht verkannt wird. Die Statistik lehrt die gegenwärtige Macht der Staaten kennen; aber die Macht ist nichts Todtes, nichts Äußerliches, sie ist die Kräftigkeit des Lebens selbst, und wird von allen den Umständen bedingt, welche diese erhöhen. Also nicht die Größe eines Landes, nicht seine Volksmenge, nicht seine wirtschaftliche Thätigkeit und das darauf beruhende Nationaleinkommen, sondern diese Potenzen in Verbindung mit der Verfassung und Verwaltung der Staaten, mit dem Charakter, den Sitten, den religiösen Vorstellungen, der Bildung, den bürgerlichen Einrichtungen, das Volk entscheiden. Wie die Geschichte eines Volks als ein großes, sich immerfort umgestaltendes Gesammleben behandelt zu werden verlangt; so will auch die Statistik, daß man einen Staat als ein solches Gesammleben, aber auf einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung, behandelte soll.

Es ist indeß begreiflich, daß eine klare Einsicht in die statistischen Verhältnisse nur gewonnen werden kann, wenn man von dem Staat und der bürgerlichen Gesellschaft selbst einen Begriff hat, indem alle Entwicklung des vernünftigen Lebens auf die Verwirklichung dieses Begriffes gerichtet ist. Das Mannichfaltige der wirklichen Erscheinungen zeigt uns einen dunklen, unverständlichen Wechsel, etwas durchaus Nichtiges, sobald wir nicht darin das Werden des Begriffes oder das Streben nach einem vernünftigen Inhalt erkennen. Die philosophische Rechtslehre und insbesondere das innere und äußere Staatsrecht macht daher ebenso einen Theil der Studien des Diplomaten aus, als die Politik und die Nationalökonomie.

Die bürgerliche Gesellschaft stellt sich nothwendig überall als ein System von Thätigkeiten zur Befriedi-

gung der mannichfachen Bedürfnisse dar, und wenn wir uns diese Thätigkeiten in freier Entwicklung denken, so fehlt es nicht an einer Befriedigung, welche derselben zu Grunde liegt. Positive Gesetze und Einrichtungen können zwar diese natürliche Befriedigung zum Theil aufheben, aber nie ganz vernichten, wenn nicht die bürgerliche Gesellschaft zu Grunde gehen soll. Will man daher die bürgerliche Gesellschaft in ihrer allgemeinen und wesentlichen Beschaffenheit kennen lernen, so muß man sie als Wirtschaftssystem auffassen, und erst, wenn man sie als ein solches verstanden hat, kann man sich eine Vorstellung von der wirtschaftlichen Entwicklung jedes besondern Staates machen, also auch seine Bedeutung von dieser Seite erkennen, d. h. die materiellen Kräfte beurtheilen, die er aufzubieten vermag, sowie die Bedingungen, woran sie geknüpft sind.

Der Staat dagegen stellt sich als eine Erscheinung des Rechts dar, und zwar in Beziehung auf sich selbst und in Beziehung auf andre Staaten, und hat ein nothwendiges und nirgends ganz zu verkennendes Streben, das Recht, seinem Begriffe gemäß, zu verwirklichen. Aber indem er auf der Grundlage des Rechts sich in Beziehung auf das Mannichfaltige gegebener und wechselnder Verhältnisse entwickelt, sucht er diese, seinen Zwecken entsprechend, zu beherrschen; unter den verschiedenen Mitteln, die sich ihm zu ihrer Erreichung darbieten, diejenigen zu wählen, die ihnen, unter den vorhandenen besondern Bedingungen, am meisten zusetzen. Somit zeigt er sich als handelnd und eine Klugheitslehre entwickelnd, die man im weitern Sinne Politik zu nennen pflegt. Können wir nun annehmen, daß durch Nationalwirtschaftslehre, Staatsrechtslehre und Politik das Studium der Geschichte, und insbesondere der Statistik, erst ein geistiges Leben, eine wahrhafte Bedeutung gewinne, so werden wir doch zugeben müssen, daß Geschichte und Statistik noch immer nicht ausreichen, um den Diplomaten in den Stand zu setzen, seinen Wirkungskreis mit der Sicherheit zu erfüllen, welcher ihn über das willkürliche Din- und Hertragen erhebt, wodurch die Diplomatie aller Zeiten mehr oder minder charakterisirt wird. Die Geschichte zeigt uns die einzelnen Staaten von einer Stufe der Entwicklung zu einer andern übergehend und verschiedene Seiten des politischen Lebens gefaltet; aber indem die mannichfaltigen Ereignisse sich drängen; indem sich die Fäden, woran sich diese oder jene Erscheinung knüpft, vielfach verschlingen und verwirren, oft kaum bemerkbar sind, oder wol gar als jenseits sich darstellen, vermag der Geist sich kaum von dem Staate, auf welchen er einzuwirken bestimmt ist, ein klares Bild zu entwerfen. Dies erwartet er von der Statistik, die das Vereinzelte sammelt und ordnet, um ein Ganzes zu Stande zu bringen, welches und den politischen Körper mit seinem geistigen Inhalt anschaulich macht; allein die Statistik hat wesentlich wieder die Aufgabe, das Ganze in seiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und das Einzelne nur so weit zu verfolgen, als es diesem Zwecke dient. Wenn es daher darauf ankommt, dieses Einzelne selbst vollständig kennen zu lernen, was allerdings ein Bedürfnis des Di-

plomaten in Rücksicht der Nationalwirtschaft, und vornehmlich des Staatsrechts und der Politik ist, so müssen diese Theile der Statistik zu einem besondern Studium gemacht werden. Daß aber die Nationalwirtschaft der einzelnen Staaten und die aus ihr erwachende Weltwirtschaft die Aufmerksamkeit des Diplomaten nicht in dem Maß in Anspruch nehmen, als das Staatsrecht und die Politik, ist begreiflich, weil die beiden letztern in ihrer concreten Entwicklung es sind, in welche der Wirkungskreis des Diplomaten fällt, während die Nationalwirtschaft nur als Ganzes eine Bedeutung für die Staatsmacht hat. Wenn der Diplomat wissen muß, wie die Organisation eines Staats, mit welchem er verhandeln soll, beschaffen ist; wenn er wissen muß, in welchen rechtlichen Beziehungen dieser Staat zu dem seinigem und zu andern Staaten steht, um sein Verhalten dem Rechte gemäß zu bestimmen; wenn er wissen muß, wie der fremde Staat und durch welche Thätigkeiten er seine Zwecke zu erreichen sucht, um ihn in seiner lebendigen Entwicklung zu begreifen, so hat es doch kein Interesse für ihn, zu wissen, wie in diesem oder jenem Lande der Ackerbau betrieben wird, welche Stufe dieser oder jener Zweig der Fabrication erreicht hat, wie es sich mit seinen Handelsanstalten verhalte u., sobald nicht ein specielles Verhältniß diese detaillirte Kenntniß nothwendig macht, in welchem Fall aber leicht Sachkundige zu Rathe gezogen werden können und stets zu Rathe gezogen werden müssen, weil der große Umfang seiner Studien dem Diplomaten nicht erlaubt, sich mit den genannten Gegenständen so vertraut zu machen, daß seinem Urtheile volle Entscheidungskraft beigelegt werden dürfte.

Haben wir aber dem Studium der wirtschaftlichen Thätigkeiten in den einzelnen Staaten, und des Verkehrs, wodurch die Wirtschaftssysteme der einzelnen bürgerlichen Gesellschaften unter einander zusammenhängen, eine geringere Bedeutung beigelegt, als dem des Staatsrechts und der Politik, so müssen wir auch zwischen den beiden letztern wieder einen Unterschied in Hinsicht ihrer Wichtigkeit machen, und endlich zugeben, daß sowohl die einzelnen Seiten des Staatsrechts als der Politik nicht gleichen Werth für den Diplomaten haben. Im Ganzen steht die Politik dem Staatsrechte nach, sowie das äußere Staatsrecht vor dem innern, und die Theile der Politik, welche sich auf die Entwicklung der organisirten Staatskräfte und auf das Verhalten gegen andre Staaten beziehen, vor den übrigen einen Vorzug zu beanspruchen.

Der Punkt, von welchem aus der Diplomat seine Thätigkeit beginnt, muß ein fester sein, muß ihm eine feste Stellung gewähren; und da sich die Diplomatie im Kreise des Verkehrs der Staaten unter einander bewegt, so kann er nur innerhalb desselben liegen. Er ist aber kein anderer, als der Inbegriff von Rechtsgrundsätzen und besondern Verträgen, worauf sich die Beziehungen der einzelnen Staaten zu einander stützen. Hier ruht der Diplomat auf ein positives Wissen, und nur, wo dieses nicht ausreicht, tritt ein allgemeines ein, welches aber, so unumwandelbar auch seine Wahrheit für denjenigen sein

mag, der darin lebt, doch so lange streitig bleibt, als es noch nicht durch seine Verwirklichung im Verkehr der Staaten zu einem positiven geworden ist. Für diese Verhältnisse ist das innere Staatsrecht unmittelbar gleichgültig. Ob ein Vertrag von einer so oder so organisirten Macht abgeschlossen worden ist, oder ob die Staaten, welche ihre Beziehungen zu einander nach einem Gesetz positiver Rechtsfuge, welche man gewöhnlich das Völkerrecht nennt, bestimmen, diese oder jene Verfassung haben, ändert an dem Vertrag ebenso wenig etwas als an einem solchen Gode. Insofern fehlt es, wie wir gesehen haben, nicht an Gründen, welche dem Diplomaten das Studium des innern Staatsrechts zum Bedürfnisse machen.

In Hinsicht der Politik behaupten wir, daß diejenigen Theile derselben, welche sich auf die Entwicklung der organisirten Staatskräfte oder auf das Verhalten der Staaten zum Auslande beziehen, einen Vorzug in der Berücksichtigung von Seiten des Diplomaten vor allen übrigen verdienen, und glauben, daß dies kaum bewiesen werden kann. Alle Äußerungen der Thätigkeit eines Staats, welche seine unmittelbare Richtung auf die Bestimmung des Verhältnisses zum Auslande haben, treten für den Diplomaten in den Hintergrund zurück. Er darf sie zwar nicht vernachlässigen, weil kein Moment der Politik ohne Einfluß auf die übrigen ist, aber er wird sie erst dann ins Auge fassen, wenn er diejenigen herausgehoben hat, welche unmittelbar auf den Verkehr der Staaten unter einander einwirken. Das Verhalten eines Staats zum Auslande, die Grundsätze, welche ihn hierbei leiten, oder das, was man die äußere Politik zu nennen pflegt, ist zwar häufig sehr wandelbar, und besonders dann, wenn ein subjectiver Wille allein darüber zu entscheiden hat; aber im Allgemeinen entwickelt sich doch auch hierin ein jeder Staat eigenthümlich, wie dies die geschichtliche Verfolgung seiner Unterhandlungen und Kriege mit andern Staaten deutlich zeigen würde. Insofern würde sich der Diplomat sehr im Irrthum befinden, wenn er nicht alle die Umstände jedesmal zusammenfassen wollte, welche in einer gegebenen Zeit auf die Entfaltung eines Staats einwirken. Ist sind sie von einem solchen Gewichte, daß durch sie sein bisheriges Benehmen wesentlich modificirt wird.

Mit dem Studium der äußern Politik der Staaten bringt aber der Diplomat das Studium ihrer organisirten Kräfte, d. h. ihrer Finanzen und ihrer Angriffsw- und Verteidigungsmittel, in Verbindung. Von welcher Wichtigkeit die Finanzmacht eines Staates sei, davon haben alle Zeiten hinreichend Beweise geliefert. Inzwischen darf doch die Vorstellung von ihr nicht durch die Meinung verdunkelt werden, als sei sie unter allen Umständen der entscheidende Punkt. Freilich wird, die übrigen Verhältnisse als gleich gesetzt, derjenige Staat über den einen oder den andern das Übergewicht haben, der die größten Finanzkräfte besitzt; allein sobald eine solche Voraussetzung nicht gemacht werden darf, wird man zwar die große Wichtigkeit der finanziellen Lage, in welcher sich ein Staat befindet, nicht übersehen, aber man wird

doch zugeben, daß sie nicht alles entscheidet; daß der Aufschwung eines Volks die fehlenden Finanzkräfte mehr oder minder unbedeutend erscheinen läßt, während ein Volk, welches unfähig ist, sich für eine politische Aufgabe zu begeistern, oder dem leitenden Willen mit blinder Folgsamkeit hinzugeben, den Werth reicher Finanzmittel zu Schanden macht.

Die militärischen Kräfte eines Staates werden zwar zunächst nach ihrer äußern Größe aufgestellt werden müssen, aber ihre Wirksamkeit steht mit derselben keineswegs im Aufhange, sondern wird durch die Lebendigkeit ihrer Ausübung, durch die Zweckmäßigkeit ihrer Verbindung zu einem Ganzen und durch ihre geschickte Führung bedingt. In Rücksicht des ersten Punktes hängt zwar vieles von der Art ab, wie die persönlichen militärischen Kräfte organisiert sind und wie der Kriegsdienst bestimmt ist; allein ein großes Gewicht muß zugleich auf die Uebeeinstimmung des Willens, welcher jene Kräfte leitet, mit dem Willen derjenigen Macht gelegt werden, von welcher dieselben ihre Richtung angewiesen erhalten. Eine einseitige Auffassung würde auch hier wieder den Diplomaten zu großen Irrthümern verleiten.

Endlich leuchtet es von selbst ein, daß unter den Gegenständen des Studiums eines Diplomaten die Sprache eine sehr hohe Stufe einnimmt, und zwar auf zwiefache Weise. Nicht nur muß es ihm darum zu thun sein, dieses Medium der Mittheilung im Allgemeinen so in seine Gewalt zu bekommen, daß er im Stande ist, sich dieselben mit Leichtigkeit zu bedienen und seine Vorstellungen und Gedanken darin mit Klarheit und Sicherheit auszudrücken; sondern auch darum, sich denen vollkommen verständlich zu machen, mit welchen er in Unterhandlungen zu treten beauftragt wird. Daß eine Macht ihm die gründliche Erlernung seiner Sprache notwendig, daß andre erfordert die Kenntniß fremder Sprachen.

Der ganze Inbegriff des Wissens eines Diplomaten darf ihm zunächst nur in dem Geiße erscheinen, der sich in dem Volk entwickelt hat, welchem er angehört. Erschiene er in einem fremden Geiste, so würde der Diplomat in Widerspruch mit dem Staate treten, welchem er dient. Ihm würden sich die Interessen desselben entweder rein abstract oder in einer für denselben unverständlichen Modification zeigen, wie dies z. B. immer der Fall ist, wenn ein Staat sich eines Ausländers als Gesandten oder als einer diplomatischen Person überhaupt bedient. Damit aber der Diplomat eine so vollkommene Kenntniß der Sprache seines Volkes erlange, wie wir gefordert haben, muß er sich in den Besitz der Befähigung mit der geistigen Entwicklung desselben setzen, oder einen vorzüglichen Grad einzelner Bildung zu erreichen suchen. Die Kenntniß der fremden Sprache wird er theils auf dem gewöhnlichen Wege des Sprachstudiums, theils durch das Studium der Urkunden, welche die Rechtsverhältnisse seines eignen Staats zum Auslande bestimmen, sowie der Verhandlungen seiner Regierung mit fremden Mächten erlangen. Inzwischen würde die auf dieser Seite liegende Schwierigkeit sehr groß sein, wenn

jeder Staat sich in seinen Unterhandlungen der ihm eigenthümlichen Sprache bedienen wollte. Er würde dann die verschiedensten Dolmetscher nöthig haben, und sowohl von der Unwissenheit, als dem bösen Willen derselben abhängig werden. Allein wo sich ein reger Völkerverkehr entwickelt hat, kann es nicht fehlen, daß eine Sprache zur diplomatischen wird, und damit die Möglichkeit einer gründlichen Erlernung derselben von Seiten der die äußern Beziehungen der Staaten leitenden Beamten entsteht. Aber ganz würde die Wirksamkeit eines Gesandten ihren Zweck nicht erfüllen, wenn er nicht dahin strebte, sich mit der Sprache auch desjenigen Volkes vertraut zu machen, unter welchem er zu leben bestimmt ist, indem er nur durch ihre Kenntniß befähigt wird, den Gesamtzustand desselben vollständig zu beurtheilen.

Wenn wir jetzt auf die Aufgabe zurückblicken, welche die Diplomaten zu lösen haben; wenn wir nicht übersehen, wie bedeutend die Kenntnisse sind, deren sie bedürfen, um ihrem Beruf Ehre zu machen, so ist es nicht schwer, diejenigen zu bezeichnen, welche man in ihre Zahl aufnehmen soll, und die Art zu bestimmen, auf welche sie ihr Amt wahrzunehmen haben. Man könnte zwar meinen, daß eine sorgfältige Prüfung derer, welche dem Staat ihre Dienste in seinen Beziehungen zum Auslande anbieten, eine hinreichende Bürgschaft für ihre Tüchtigkeit liefern würde; allein die Eigenschaften eines Diplomaten sind zum Theil von einer solchen Beschaffenheit, daß sie durch keine andre Prüfung, als durch die, welche das Leben selbst anstellt, ausgemittelt werden können. Wer vermag sich durch ein Examen über Jemandes Gewandtheit, Geistesgegenwart, Klugheit, Urtheilskraft, Redlichkeit, Charakterfestigkeit, Verschwiegenheit, Vaterlandsliebe eine hinreichende Aufklärung zu verschaffen?! Und doch sind alle diese Eigenschaften ebenso unerlässlich, als der Besitz der früher bezeichneten Kenntniße! Es scheint daher, als bliebe nur übrig, zu Diplomaten Staatsmänner zu wählen, die in ihrem Wirkungskreise die Eigenschaften zu entwickeln Gelegenheit gehabt hätten, welche von ihnen in dem neuen Beruf gefordert werden; allein theils gibt nicht leicht ein anderer Staatsdienst einen Anlaß für die Brauchbarkeit eines diplomatischen Beamten, theils sind auch einzelne von den Kenntnissen und Eigenschaften, welche man bei einem Staatsdienste, wie wir ihn hier vor Augen haben, voraussetzen muß, nur durch ernstes Studium und durch das Leben selbst zu erlangen. Der Staat wird daher zum großen Theil im Allgemeinen geeignete Personen zu Diplomaten heranzubilden müssen; er wird also zunächst diejenigen, welche sich der diplomatischen Laufbahn widmen wollen, in Beziehung auf die Fähigkeiten und Kenntnisse, welche dies gestatten, einer strengen Prüfung unterwerfen, und sie dann in den Stand setzen, sich unter der Leitung Anderer die Eigenschaften zu erwerben, deren Erlangung durch ein bloß abstractes Studium nicht wohl möglich ist. Näher betrachtet, wird das Letztere theils dann geschehen, wenn die angehenden Diplomaten eine Zeit lang in der Behörde arbeiten, welche mit der Centralleitung der auswärtigen Angelegenheiten des Staats beauftragt ist, theils dann, wenn sie den

Gesandten als Gehälfen mitgegeben werden. Sieht man, daß häufig davon abgesehen wird, daß man Männern diplomatische Missionen überträgt, die von allen jenen von uns verlangten Kenntnissen und Eigenschaften nur die eine oder die andre besitzen, so ist der Grund gewöhnlich in der Vorstellung zu suchen, nach welcher die diplomatische Kunst nichts anders ist, als die Geschicklichkeit, Andre zu täuschen und zu überlisten, eine Geschicklichkeit, die sich auf dem Boden der Willkür bewegt, und daher keine andre Kenntnis als die der menschlichen Schwächen und der Mittel, auf diese möglichst vorteilhaft einzuwirken, verlangt. Nur wenn von Sendungen die Rede ist, die aus einer conventionellen Höflichkeit hervorgehen, wobei es mehr darauf ankommt, durch die Person des Gesandten die fremde Macht zu ehren, mögen glänzende Eigenschaften, wie der bürgerliche Rang oder Glücksgüter über die Wahl entscheiden.

Am vorteilhaftesten scheint es, die Ausbildung auf dem Gebiete der Diplomatie in der Centralbehörde für die auswärtigen Angelegenheiten zu beginnen, weil diese den darin Beschäftigten Gelegenheit gibt, sich in den Gesamtbeziehungen des Staats zum Auslande zu orientieren. Damit aber diese Behörde selbst den möglichst wichtigsten Charakter erhalte, dürfte es zweckmäßig sein, daß die aus ihrem Schooß ausgegangenen Gesandten von Zeit zu Zeit wieder zu ihr zurückkehren. Nur auf diese Weise wird ihr Wissen zu einem echt praktischen erhoben werden können, weil sie zum Teil aus Mitgliedern besteht, die eine lebendige Vorstellung nicht bloß von dem Wesen anderer Staaten besitzen, sondern auch von den Mitteln, die im diplomatischen Verkehr am zweckmäßigsten angewendet werden können. Soll aber der aus solchen Personen bestehende Rath recht wirksam sein, so muß er unter der Leitung eines Mannes stehen, der sich nicht bloß in ihm, sondern auch in schwierigen Situationen als ausgezeichnet bewährt hat.

Man hat früher an die Gesandten die Forderung gemacht, daß sie sich auf jede Weise in die Geheimnisse der fremden Regierungen, bei welchen sie accreditirt waren, einzuführen, und sich einen Einfluß auf sie zu verschaffen suchen sollten, der nicht sowohl auf Verhältnissen, als auf Personen beruhte. Man hat es gelobt, wenn sie durch Besetzung oder aus eine der Besetzung ähnliche Art Leute von Bedeutung, durch welche Mittel sie auch immer diese Bedeutung erlangt hatten, in ihr Interesse zu ziehen und geneigt zu machen wußten, die Vortheile ihres eignen Vaterlandes aufzuweisen. So war man bemüht, ebenso die höchsten Staatsmänner wie Ratsreffer und Kammerdiener, ebenso die Reichsträger und Leibärzte wie die Hofnarren und Lakaien zu gewinnen, und die chronique scandaleuse füllte manche Seite in den Berichten der Gesandten, die sich selbst so gern als die Urheber der Bereicherung derselben betrachteten. Verdienstlich war dies allerdings in einer Zeit, wo es schwer hielt, sich auf eine andre Weise auf einen Bahn, die ein Jeder für schlüpfrig und unvertäglich mit der Rechtlichkeit ansah, Lob und Ruhm zu erwerben. Aber daß so die rechtliche Erziehung der Staaten, worin doch allein ihr

wahres Heil zu suchen ist, nicht gewinnen konnte, ist gewiß. Zwar wird auch jetzt eine in ihren Äußerungen ähnliche Klugheit nicht entbehrt werden können, aber sie wird nur da ihre Anwendung finden dürfen, wo man für rechtliche und sittliche Verhandlungen keine Anknüpfungspunkte zu entdecken vermag; wo man lediglich darauf bedacht sein muß, sich gegen Willkür sicher zu stellen; also mit einem Worte da, wo man auf keine andre Weise behandelt sein will, wo jedes andre diplomatische Verfahren als das Zeichen der Beschränktheit nur mittelbildiges Können finden würde. In einem solchen Falle zählt der Diplomat mit gleicher Münze und befreit sich von dem Vorwurfe seiner Gegner, während er sich vor sich selbst durch das Ziel rechtfertigt, welches er verfolgt. Inzwischen dürfte es doch noch zweifelhaft sein, ob auch, solche Verhältnisse vorausgesetzt, der Diplomat nicht sicherer zum Zwecke gelangt, wenn er, jene verächtlichen Umtriebe vermeidend, lediglich an dem festhält, was die Rechtlichkeit seiner Absichten ihm vorschreibt. Sie gibt seinem ganzen Benehmen nicht nur einen festen Halt, sondern auch eine Würde, vor welcher die Ränke, denen er vielleicht überall begegnet, verflümmen oder an sich selbst zerfallen werden. Nur darf diese Rechtlichkeit freilich nicht ohne Bildung, nicht ohne geschärften Blick in die mannichfachen Verhältnisse des Lebens sein, weil sie sonst den Gesandten lächerlich machen und ihm seine Geschäfte außerordentlich erschweren würde.

Betrachten wir die Geschichte der Diplomatie, so werden wir leicht bemerken, daß sie sich den Forderungen, welche wir an sie gemacht haben, kaum auf eine entfernte Weise gemäß zeigt; aber wir werden auch nicht Mühe haben, den Grund davon zu entdecken. Die Diplomatie kann nur den Geist abbilden, der sich in dem Staatsleben überhaupt und insbesondere in den Beziehungen der Staaten zu einander entwickelt; die Geschichte des Staatslebens und der Vorstellung von dem Verhältniß eines Staats zu andern Staaten ist daher zugleich die Geschichte der Diplomatie. Die großen Monarchien des Alterthums zeigten uns, mit wenigen Ausnahmen, kein aus einem innern Bildungstrieb sich kräftig entwickelndes und mit dem Staatsorganismus verwobenes Bürgerthum, sondern Völker, die, einer Herde gleich, von dem Willkür ihres Treibers in Bewegung gesetzt wurden. Die Vorstellung von einem in sich geschlossenen, sich selbst genügenden Ganzen konnte in ihnen nicht aufkommen, und daher auch die Achtung vor der Selbstständigkeit anderer Staaten keinen Raum gewinnen. Derselbe Willkür, die der Despot gegen seine Völker übte, bestimmte auch sein Verhalten gegen andre Völker, und wenn ja in den Beziehungen der Staaten zu einander gewisse Formen beobachtet wurden, so waren dies notwendige Ergebnisse des Bedürfnisses eines auswärtigen Verkehrs, die sich aber mehr als das Zufällige desselben bezogen, als das Recht zum Gegenstande hatten. Wenn man daher List und Gewalt im Vereine von einer Macht gegen die andre angewendet findet, so darf man sich nicht wundern. Wo die Subjectivität herrscht, hat das Recht immer mit unübersteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen,

abgleich es als unmittelbare Vernunftgesetzgebung für das Dasein der Menschen unter Menschen ein beständiges Streben zeigt, sich geltend zu machen.

Anderes verhält es sich mit den Griechen. Sie lassen schon das Erwachen des Begriffs der politischen Selbstständigkeit erkennen, der dem dies subjectiven Triebe nach eigener Selbstständigkeit entgegentritt; allein wesentlich zeigt er sich auf Griechenland beschränkt, und somit unklar und im Kampfe mit einem nur beschränkten, jedoch nicht aufgehobenen politischen Egoismus. Das Griechenthum stellt sich dem Barbarenthum gegenüber, und während es für sich gewisse Grundsätze des äußeren Staatsrechts anerkennt und geltend zu machen sucht, schließt es die Barbaren davon aus. Die Griechen dachten nicht leicht an eine Einverleibung eines andern griechischen Staats mit dem, welchem sie angehörten, sie ließen jeden als eine eigne politische Potenz, wenn auch nur äußerlich und im Allgemeinen, bestehen. Ihr Kampf unter einander hatte daher einen ganz eigenthümlichen Charakter. Entweder wurde er um die politische Existenz geführt und endete daher bei dem glänzlichen Unterliegen des einen Theils mit dessen Untergange, wie dies der Fall war, als Sparta und Athen in unversöhnlicher Haß trennte, oder es hatte die Verbreitung politischer Grundsätze und Einrichtungen zum Zwecke, wovon die Geschichte eine Menge von Beispielen aufweist; oder es beabsichtigte die Vorherrschaft in Griechenland, wie in den Kriegen zwischen Sparta und Athen, zwischen Sparta und Theben. War aber einer dieser Gründe vorhanden, so bedurfte es keiner besondern Rechtsverweigerung oder Rechtsverweigerung, um seinen Gegner anzugreifen; auch galten die Mittel ganz gleich, deren man sich zur Erlangung des Sieges bediente. Wären die Elemente der Gesellschaft anders beschaffen gewesen, als sie waren; wäre es zu dem wahren Begriffe vom Staate gekommen, so hätte auch die Diplomatie der Griechen sich vervollkommen und einen rechtlich sittlichen Charakter annehmen müssen; aber jene Elemente erhielten immer einen Kampf von Subjectivitäten anrecht, bewegten die Staatsform stets zwischen Demokratie, Aristokratie, Oligarchie und Tyrannis, und ließen Platon nur in einem Unreichbaren, der Herrschaft des Weisen, die Lösung des höchsten politischen Räthfels finden. Da nun aber der Weg zu dem Höheren abgeschnitten war, so konnte es mit der Zeit nur zu einem immer tieferen Falle kommen. Die Achtung vor dem Rechte verschwand immer mehr, und wenn dennoch die einzelnen griechischen Staaten sich neben einander behaupteten, so war die Ursache allein in der tiefst gewurzelten Vorstellung zu suchen, daß ein griechischer Staat zwar ausgerottet werden könne, daß es aber unmöglich sei, ihn zum Bestandtheil eines andern Staats zu machen.

Weit mehr, als bei den Griechen, sollte man die höhere Diplomatie bei einem Volke suchen, welches man immer oben an zu stellen pflegt, wenn von der Entwicklung rechtlicher Verhältnisse die Rede ist. Allein diese Vorstellung muß sehr bald verschwinden, wenn man bedenkt, daß es bei den Römern nie zum Begriffe der

wahren Persönlichkeit gekommen ist. Ein Volk, bei welchem es kein Recht an und für sich gibt, bei welchem das Recht nicht als der Ausfluß der Vernünftigkeit und im Gefolge der Verwirklichung der Vernünftigkeit, sondern nur als das Product eines Zustandes angesehen wird, kann nie zu einer wahren Achtung des Rechts gelangen. Inzwischen war doch die Vorstellung, welche die Römer vom Rechte hatten, hinreichend, den Verträgen eine gewisse Heiligkeit zu verleihen, sobald sie zwischen solchen gedacht wurden, welche sich überhaupt in der Lage befanden, sie abzuschließen. Wir finden dies durchaus im Lauf ihrer Geschichte bestätigt; allein da sie sich nicht bis zu dem letzten Grunde des Rechts erhoben, da es ihnen räthselhaft blieb, warum den Verträgen Achtung gebühre, so mußten sie mit der Zeit immer mehr von der treuen Beobachtung der Verträge abweichen, die nicht mit einem Vortheile für sie verknüpft waren. Ihre Richtung auf Eroberungen trug zwar dazu bei, die Verträge mit Fremden als eine Schranke für die Erweiterung ihres Reichs und ihrer Macht erscheinen zu lassen; allein sie war nicht der einzige Grund, die Kraft derselben zu untergraben und zu zerstören. Wenn daher auch der Form nach die Römer den Verträgen mit fremden Völkern lange Zeit eine große Heiligkeit beilegen, so suchten sie doch bald ihnen durch Vorwände aller Art zu entgehen, bis sie dahin gelangten, sie ganz mit Füßen zu treten. Insofern zeigten sie bei alle dem nicht jede Verachtung der politischen Selbstständigkeit anderer Völker, wie sie sich späterhin entwickelte und unter den christlichen Nationen vorzugsweise systematisch ausbildete. Nahmen sie auch bei siegenden Nationen die freie Bewegung nach Außen, verurtheilten sie dieselben zu einer ewigen Bundesgenossenschaft gegen sich, so ließen sie ihnen doch ihre inneren Einrichtungen und ehrten sie darin als bürgerlich frei. Nach diesen wenigen Anmerkungen, und wenn man nicht übersehen, wie unendlich mannichfach die äußeren Beziehungen waren, in welche die Römer mit der immer steigenden Größe ihres Reichs geriethen, wird man begreifen, daß sich unter ihnen die Diplomatie mehr, wie unter allen früheren Völkern, ausbildete, mußte, daß sie sich aber von einer sehr verschiedenen Seite zeigte, je nachdem der zu erstrebende Zweck schwerer oder leichter zu erreichen war. Bald waren es wirkliche oder scheinbare Rechtsgründe, die man beschied, oder mit widerwärtigem Ernst, oder mit Hochmuth anführte; bald waren es etliche Vorspiegelungen, hinter welchen der eigne Vortheil sich mit Mühe verbarg, womit man einen andern Staat zu betrüben suchte; bald war es die unverhohlene Hervortretende und mit Drohungen bewaffnete Mißthat. Dabei waren die Mittel den Römern ziemlich gleichgültig; und in diesen wie in andern Rücksichten konnte daher die römische Diplomatie der spätern als Muster dienen.

Das Christenthum, sollte man glauben, wäre geeignet gewesen, die herrschende Diplomatie sehr bald umzugestalten, indem in ihr die Grundlage für ein höheres sittliches Recht lag; allein wenn es zu der irrigen Vorstellung führen konnte, daß es selbst sich durch Feuer und Schwert verbreiten lasse, so darf es nicht befremden,

wenn durch dasselbe die Meinung nicht sogleich zerstört wurde, wonach man die Völker als etwas bloß Äußerliches betrachtete. Zu dem geringen Einflusse, welchen das Christenthum zunächst in rechtlicher Hinsicht ausübte, kam aber noch der Umstand hinzu, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse im Mittelalter zwar geeignet waren, kräftige Institutionen als etwas Vereinzeltes hervorzuheben, aber keineswegs einen allgemeinen Rechtsbegriff entstehen zu lassen. Die neuere Zeit erbt die aus dem Schooße des Mittelalters hervorgegangenen Vorstellungen, begann aber einen Kampf des Allgemeinen mit dem Besondern, indem sich die herrschenden Subjectivitäten zunächst von den Fesseln des Besondern zu befreien suchten, dann aber die Bildung der Vorstellung von einem objectiv Allgemeinen begünstigte, welches jedoch, aus der Opposition hervorgegangen, aller festen Grundlage entbehrte.

Die Literatur der Diplomatie, selbst wenn wir ganz von dem Begriff absehen, in welchem wir sie glauben aufstellen zu müssen, ist sehr arm, und die beiden Werke, welche für den Diplomaten von entschiedener Wichtigkeit sind, behandeln jene Wissenschaft keineswegs, sondern zeigen nur ihre Anwendung in dem Beispiel eines oder mehrerer Staaten, wir meinen *Flanagan, Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, ou de la politique de la France, depuis la fondation de la monarchie française jusqu'à la fin du règne de Louis XVI.* 6 Voll. Paris 1809. n. e. 7. Voll. Paris 1811, und *G. B. Battur, Traité de droit politique et de diplomatie, appliqué à l'état actuel de la France et de l'Europe.* 2 Tom. à Paris 1822. Von besondern Schriften gehören hauptsächlich folgende hierher: *E. H. von Kömer, Versuch einer Einteilung in die rechtlichen, moralischen und politischen Grundsätze über die Gesandtschaften* (Gottha 1798); über den Begriff der Diplomatie und die notwendigen Eigenschaften des Diplomaten, von *Jos. Mar. Friedl. von Fichtenstern* (Wien 1814), und Dessenelnde Untersuchung: Was hat die Diplomatie als Wissenschaft zu umfassen und der Diplomat zu leisten? (Altenburg 1820). Dann, doch nur entfernt, *Joh. Geo. Hülfemann, über die Bedeutung der Diplomatie für die neuere Geschichte.* (Würzburg 1820). Endlich: *Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière diplomatique.* Par le Baron Charles de Martens. (Leipsic 1822.) Dagegen findet man in den Staatslehre, Staatswissenschaft oder Politik darstellenden Werken in der Regel die Diplomatie, wenn auch nicht immer unter diesem Namen, in einem eignen Abschnitte behandelt. So ist dies der Fall in *H. Ruden's Handbuche der Staatseigenschaft oder Politik*, von §. 34—41 der ersten Abtheilung. (Jena 1811; in dem bekannten Werke von *K. F. Pölig, Die Staatswissenschaften im Licht unserer Zeit*, im 5. Bd. (Leipz. 1824.); in dem Handbuche des Systems der Staatswissenschaften von *K. H. Gieseler*. (Breslau

1828); bei *Jacharid, Vierzig Bücher vom Staate*, im 28. Buch im sechsten Hauptstücke (Heidelb. 1829); und bei *Joh. Schön, Die Staatswissenschaft, geschichtlich philosophisch begründet*, S. 387 fg. (Breslau 1831.)

(Einseln.)

DIPLOMATIK (Diplomatica, Res diplomatica, Ars diplomatica). Die Diplomatie verdankt ihr Dasein und ihre Bildung als Wissenschaft der Beschäftigung mit ältern Urkunden, zum Behufe geschichtlicher Studien, oder für Zwecke des Gesellschaftslebens. Obgleich in materieller Hinsicht vielfach bearbeitet, und dadurch im Allgemeinen bekannt genug, steht es ihr doch, als Wissenschaft, noch gar sehr an wahrer wissenschaftlicher Begründung und Bestimmtheit ihres Inhaltes und Umfangs, sowie ihrer Grundsätze. Die Beweise für diese Behauptung, sowie die Ursachen dieses Zustandes, werden sich bei weiterer Betrachtung genügend ergeben.

Da es für die Beurtheilung des wissenschaftlichen Charakters der Diplomatie nothwendig ist, mit der Geschichte ihrer bisherigen Bearbeitung zu beginnen, sind diese aber eine wissenschaftliche Definition dieser Disziplin nicht mit Bestimmtheit abgeleitet werden kann, so muß hier nur soviel als feststehend vorausgesetzt werden, daß die Diplomatie, als Urkundenswissenschaft, sich nicht mit Vorschriften für die Abfassung neuer Urkunden, sondern nur mit der historischen und kritischen Kenntniß der bereits vorhandenen beschäftigt, die sie theils an sich selbst, theils als Quellen und Belege für geschichtliche Abhandlungen betrachtet. Hiervon folgt zugleich, daß sie als Wissenschaft nur möglich ist, so lange Urkunden in ihrer eigenthümlichen Bedeutung und als Geschichtsquellen existiren. Nehmen wir nun das Wort Urkunde, im weitern Sinne, für jedes schriftliche Denkmal oder Beweismittel eines geschichtlichen Umstandes, so würden natürlich die Urkunden ebenso sehr von hohem Alter, als ihre Kenntniß von ausgedehntem Umfange sein. Dieser Begriff umfaßt aber so viele und verschiedenartige Gegenstände, daß man nothgedrungen schon längst dahin übergegangen ist, eine besondere Classe jener schriftlichen Denkmale als Urkunden im engern u. eigenthümlichen Sinne zu betrachten. In dieser Bedeutung nun sind Urkunden diejenigen im Wege der Geschäftsführung entstandenen Schriften, welche zur Erinnerung und Beglaubigung irgend eines Beschlusses oder Vorganges, von Seiten der dabei beteiligten Personen, abschließend und beweiskräftig aufgestellt worden sind. Urkunden solcher Art kann es nun freilich auch schon seit den ältesten Zeiten gegeben haben; in größerer Zahl, in einer etwas vollständigen, zusammenhängenden Reihenfolge, und als noch vorhandene, wesentlich brauchbare Quellen und Beweismittel für historische Angaben erscheinen sie aber erst in der mittlern und neuern Geschichte. Daher ist denn auch die Diplomatie, da sie sich mit der Kenntniß dieser Urkunden im engern Sinne zu beschäftigen hat, als Wissenschaft in der neuern Zeit erst möglich geworden, und es ist begreiflich, daß sie weit jünger sein muß, als die Urkunden selbst, da nicht nur ein etwas bedeutender Vorrath schon vorhandener Urkunden, sondern auch eine ge-

wisse Veränderung der bei ihrer Ausfertigung geltenden Verhältnisse vorausgesetzt wird, wenn eine wissenschaftliche Kenntniss und geschichtliche Benützung derselben möglich und nöthig werden soll. Indessen hat es, auch seitdem eine bedeutende Masse von Urkunden schon dem Gebiete der Vergangenheit angehört, noch längere Zeit gedauert, ehe man daran dachte, sie wissenschaftlich zu bearbeiten und zu benutzen; denn ungeachtet wie Urkunden schon seit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung kennen, und seitdem mehrmals, vornehmlich aber im 13. und im 16. Jahrhunderte, bedeutende Veränderungen in dem gesammten Urkundenwesen stattgefunden haben, so dauerte es doch bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus, ehe Jemand daran dachte, sie in allgemeinerem Sinne wissenschaftlich zu betrachten; und auch hier gab erst ein zufälliger Umstand zu einem solchen Unternehmen den Anlaß.

Man hatte zwar schon bei längerer Zeit die Brauchbarkeit der Urkunden für historische Forschungen und Kenntnisse nicht verkannt, und seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts waren nicht wenige historische Schriften mit Urkunden ausgestattet erschienen¹⁾; doch war diese Benützung der Urkunden mehr zufällig als absichtlich, und immer nur auf einzelne Gegenstände beschränkt; die Kenntniss der Urkunden aber war ganz fragmentarisch und unkritisch; man war weder über das, was man eigentlich aus den Urkunden lernen wollte, noch über die Grundsätze, nach welchen ihre Echtheit und Beweiskraft geprüft werden sollte, im Reinen; neben den echten Urkunden kam manche verfälschte oder ganz erdichtete zum Vorschein, und manche echte Urkunde, die irgend einer Behauptung im Wege stand, wurde dagegen durch Scheingründe verächtlich gemacht. So erhoben sich im Laufe des 17. Jahrh. mehrere staatsrechtliche Streitigkeiten, in denen der eine Theil gewisse Ansprüche durch alte Urkunden zu beweisen und zu unterstützen suchte, deren Echtheit und Glaubwürdigkeit von der Gegenpartei, bald mit, bald ohne Grund, angefochten wurde; und so bildete sich die Periode der sogenannten diplomatischen Kriege. Die Streitigkeiten der Abtei St. Maximin bei Trier, mit dem Erzbischof Trier, der Stadt Linbau mit dem Kloster, und der Stadt Bremen mit dem Erzbischofthume gleiches Namens, sämmtlich wegen ihrer Reichthümer mittelbar, und der Stadt Magdeburg wegen ihres auf angebliche Privilegien Otto's des Grossen gegründeten Stapelrechts, machten darunter das meiste Aufsehen; und vornehmlich machte sich der auch in andern, zum Theil ganz verschiedenartigen, Wissenschaften berühmt gewordene Herrmann Conring in dem Schriftwechsel über jene Gegenstände bemerklich. Indessen blieb man in allen diesen Streitigkeiten nur bei dem Einzelnen stehen, ohne sich zu allgemeineren Ansichten zu erheben; wie es denn auch nicht anders sein konnte, da es fast allen den Männern, die sich in solche Streitigkeiten begaben, an Gelegenheit fehlte, sich eine ausgedehntere

Bekannschaft mit Urkunden in den Archiven selbst zu erwerben; und es würde daher von einer eigentlichen Urkundenwissenschaft vielleicht nie haben die Rede se können, wäre nicht von einer ganz andern Seite her ein Mann in Abhängigkeit gesetzt worden, der den ersten entscheidenden Schritt auf eine so erkaunenswerthe That, daß er sich, wie mit einem Sprünge, sogleich auf eine Höhe verschle, in der man lange Zeit den Gipfel selbst erkannte.

Der beglückte Jesuit Daniel Papebroch hat als einer der ersten und thätigsten Mitarbeiter an den großen Werke der Acta Saeculorum²⁾, Herauslassung gehabt, viele alte Handschriften und Urkunden einzusehen, deren manche in Ansehung ihrer Echtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig wurden. Er suchte nun, freilich mit einem viel zu geringen diplomatischen Apparate ausgestattet und in manchen Beurtheilungen besangen, seit im Einzelnen gemachten Beobachtungen zu allgemeinen Regeln zu erheben, und hielt sich für berufen, eine neue Lehre aufzustellen, durch deren Hülfen er die langwierige diplomatisch-literarischen Streitigkeiten über die Echtheit von Urkunden und Handschriften für immer beizulegen hoffte. Dies geschah in seinem Proptylaum antiquarium circa veri ac falsi discrimen in vetustis monumentis, welches im zweiten Bande der Act. SS. mon. Aprilis, im Jahre 1675 erschien³⁾. Der Umlauf, da darin besonders einige von den Benedictinern der Congregation St. Mauri ausgegangene Schriften angegriffen und namentlich die alten Urkunden der berühmten Benedictinerabtei, St. Denis bei Paris, im Allgemeinen im Zulassung äußerst weniger Ausnahmen, für unecht erklärt wurden, daß in der Folge zu der selbstamen Idee Anlaß gegeben, in Papebrochs Bestreitung der Glaubwürdigkeit alter Urkunden ein auf tiefer liegenden Absichten beruhendes Werk jesuitischen Eigennutzes zu erkennen, den Papebroch nur als Werkzeug gedient habe; der eigentliche Zweck sei nämlich gewesen, die Benedictine ihrer reichen Beschlüssen, indem man die Unrechtmäßigkeit derselben aus der Falschheit ihrer Urkunden erweisen zu brauen, und von dieser Seite dann den Jesuiten orden zu bereichern. Wenn es aber auch nicht an sich schon einleuchtete, daß ein solcher Versuch auf diese Wege höchst abentheuerlich gewesen sein und schwerlich zu dem vermeinten Ziele geführt haben würde, so geht doch aus Papebrochs ganzer schriftstellerischer Persönlichkeit deutlich hervor, daß wenigstens ihm ein solches eigenhüßiges Motiv nicht in den Sinn kam und sein Zweck ein rein wissenschaftlicher war, daß er also, wo er irrte, es doch redlich und aufrichtig that. Sein Werk ist seine Zeit nicht ohne Verdienst, und enthält allerdings einzelne Wahrheiten; daß es aber im Ganzen mißlingend ist, kam von dem zu geringen Vorrathe wirklich zuverlässiger Beobachtungen, aus denen die allgemeinen Regeln abgeleitet werden sollten, und von dem zu großen Selbst

1) Vgl. Gatterer, Praktische Diplomatik S. 199 fg., wo oben den eigentlichen Urkundenansammlungen auch alle von Urkunden beglückte Geschichtswerke seit dem J. 1510 aufgeführt werden.

2) Vgl. diesen Art. im I. Thl. d. Encycl. 3) Thrinier ist es in *Baringii Clavis diplomatica*, Ed. II. (1754.) No. wieder abgedruckt.

vertrauen, mit dem Papebroch ans Werk ging, während es ihm, bei aller seiner diplomatischen Erfahrung, dennoch bezeugt, daß er falsche Urkunden für echt hielt, und sich solchen unsichern Führern vertraute.

Die Benedictiner waren nun aber in Papebroch's Propyläum, wenn auch nur beiläufig, doch zu empfindlich angegriffen worden, als daß man nicht eine Reaction von ihrer Seite hätte erwarten sollen; allein es erfolgte kein Schriftwechsel gewöhnlicher Art. Erst sechs Jahre vergingen, während welcher die Benedictiner äußerlich ganz ruhig zu sitzen schienen; da aber trat mit einem Mal, als die glänzendste Widerlegung Papebroch's, und ein fester Grundstein für die Lehre von der Kenntnis und Prüfung der Urkunden die erste Ausgabe von Mabillon's großartiger Werke *de re diplomatica* hervor⁴⁾. Wie ist wol ein literarischer Streit mit so viel Würde und Anstand geführt worden. So weit sich Mabillon an eigentlicher Urkundenkenntnis seinem Gegner überlegen fühlen mußte, so gibt er ihm doch das ehrenvolle Zeugnis, daß ihm nur eine ausgebreitete Bekanntschaft der Archive gefehlt habe, um dieser als irgend ein Anderer die Aufgabe, die er sich selbst, und zwar unter Allen zuerst, gestellt habe, zu lösen. Von eigentlicher Polemik ist sehr wenig die Rede; die Widerlegung der Papebroch'schen Regeln nimmt in Mabillon's Werke bei weitem den kleinsten Raum ein. Die Sache sollte für sich selbst sprechen, darum bestand Mabillon's Widerlegung fast ganz in einer Anleitung zur richtigen Kenntnis und Beurteilung der Urkunden, woraus kann das Urteil über die von Papebroch aufgestellten Ansichten sich von selbst ergeben, und auch der Gegner am sichersten überzeugt werden mußte. Wie nun aber Mabillon's großes und in seiner Art unübertroffenes Werk durch eine solche gelegentliche Veranlassung hervorgerufen war, so blieb diese auch nicht ohne Einfluß auf seinen Inhalt. Die formellen Eigenschaften der Urkunden, und zwar insbesondere der ältesten Urkunden, waren bei Papebroch's Untersuchungen hauptsächlich zur Sprache gekommen; auf diese waren daher auch Mabillon's Mittheilungen vorzugsweise gerichtet. Der bei weitem größte und wichtigste Theil seines Werkes ist demnach der Kenntnis der Urkundenschrift und ihrer verschiedenen Arten gewidmet; außerdem sind besonders die Lehren von dem Urkundensple, dem Formelwesen und andern Kanzleikräusen, den Monogrammen, Recognitionszeichen, Siegeln, und den Zeitbestimmungen oder Daten, von den übrigen auf das Urkundenwesen bezüglichen Kenntnissen aber nur ein ganz spezieller Gegenstand, die Lehre von den Päpsten der alten französischen Könige, behandelt. Die aufgestellten Lehren sind durch eine Sammlung von mehr

als 200 Urkunden, aus dem fünften bis zum Aufgange des 12. Jahrh., und die Schrift- und Siegelkunde insbesondere durch eine große Anzahl vortheilhafter Abbildungen erläutert. Diese Leistungen in einem hohen Grade von Vollkommenheit zu gewähren, dazu war Mabillon vor allen Andern beauftragt; denn unter allen zu seiner Zeit lebenden Gelehrten hatte keiner so viele Bibliotheken und Archive gesehen, und sich mit einer so großen Anzahl von Urkunden und Handschriften tief und anhaltend beschäftigt. Da nun sein Werk, das erste seiner Art, ebenso sehr durch den Reichthum der darin enthaltenen Kenntnisse, als durch die Pracht der äußern Ausstattung imponirte, so war es, bei der im Allgemeinen noch so sehr geringen Bekanntschaft mit dem Urkundenwesen, sehr natürlich, daß man Mabillon's Ansicht, die gar nicht dahin ging, ein vollständiges System der gesammten Diplomatie zu geben, von dessen Umfange er, der erste Bahnbrecher, kaum eine richtige Vorstellung haben konnte, mißverstand, und die neue Wissenschaft, zu welcher Mabillon die Geister erst aufzuregen und fähig machen wollte, in den Grenzen seines Werkes schon für abgeschlossen hielt, hierdurch aber auf einm, wo nicht falschen, doch sehr einseitigen Weg kam. Denn so geschah es, daß fast alle nachfolgende Bearbeiter der Diplomatie sich nicht nur auf die ältern Urkunden fast ausschließlich, mit zu großer Vernachlässigung der neuern, beschränkten, sondern dabei auch in dem theoretischen Theile der Diplomatie wenig mehr als Paläographie und Siegelkunde gaben, und in dem praktischen nur an die Prüfung der Echtheit der Urkunden dachten.

Gleichwohl Mabillon die Absicht erreichte, den Gelehrten, der ihm zuerst zu seiner Arbeit veranlaßt hatte, vollständig zu überzeugen⁵⁾, so erhoben sich doch Andre gegen ihn, die, zum Theil erst nach seinem Tode, seine Grundsätze und die Zuverlässigkeit der alten Urkunden überhaupt angriffen, und einen ebenso fehlerhaften als langwierigen Schriftwechsel veranlaßten, der jedoch für die Fortschritte der Wissenschaft ohne Bedeutung blieb. Am meisten that sich unter diesen Vertheidigern des Urkundenwesens der Jesuit Gerson hervor, von welchem die ganze antidiplomatische Schule in der Folge den Namen des Gersonianer erhielt.

Mabillon's Absicht war zwar auf die Anregung der Urkundenwissenschaft im Allgemeinen gerichtet, und er hatte dabei die Urkunden aller Staaten, so weit sie ihm gedruckt vorlagen, berücksichtigt; da es aber zu seiner Zeit überhaupt noch wenig, und zumal so äußerst wenig kritische und juristische Urkundenabdrücke gab, und da er für den bei weitem größten und wichtigsten Theil seiner Arbeit notwendiger Originalurkunden benutzten mußte, die er nur aus den ihm zugänglichen Archiven Frankreichs haben konnte, so wurde sein Werk hauptsächlich eine Specialdiplomatie des ältern Frankreichs. Dies gereicht

4) De re diplomatica libri VI. in quibus quidquid ad veterum instrumentorum antiquitatem, materiam, scripturam et stilum, quicquid ad signa, monogrammata, subscriptiones ac notas chronologicae, quicquid inde ad antiquariam, historicam, forensamque disciplinam pertinet, explicatur et illustratur etc. Op. et stud. Dom. Jo. Mabillon. Paris. 1681. fol. Nav. edit. 1709. fol., nachdem schon früher Librorum de re diplomatica supplementum, 1704. fol. erschienen war. Eine spätere Auflage mit verbesserten Zugaben von andern Gelehrten: Neapoli. 1789. fol. 2 Voll. Bgl. Götter's bibliogr. ter. 2. Bd. S. 1.

5) In mea, schreibt Papebroch an Mabillon: de eodem argumento locutionisculi nihil jam aspiens posui, nisi hoc unum, quod tam praecario operi et omnibus numeris absolutum occasionem dederit.

ihm zu keinen Vorwürfe, vielmehr ist sein Beispiel auch in dieser Hinsicht nachahmungswürdig; denn da eine universelle Diplomatie, d. h. eine solche, die das Urkundenwesen aller Zeiten und Staaten nicht bloß in formeller, sondern auch in materieller Hinsicht mit durchaus gleicher Vollständigkeit und Genauigkeit umfaßt, außer den Grenzen menschlicher Kraft liegt, so kann jede Diplomatie, die für die Wissenschaft etwas Vortreffliches leisten soll, dies nur dadurch, daß sie, wenn auch in Ansehung der Grundzüge und der Form von allgemeiner Tendenz, doch in Ansehung des materiellen Inhalts gewissermaßen eine Specialdiplomatie ist, und sich zunächst auf die, der eigenen Ansicht zugänglichen Originalurkunden des eignen Vaterlandes, das freilich nicht in zu beschränktem Umfang gedacht werden darf, gründet. Was nun Babilon insbesondere für Frankreich gethan hatte, das veruchte noch vor dem Abreise des Zähringers, in welchem jener aufgetreten war, Joh. Nicol. Hert, wenigstens antretend und tonangebend, für Teutschland; und so erschien der erste, ganz nach Babilons Plan entworfene Versuch einer Specialdiplomatie der teutschen Kaiser und Könige⁶⁾, der freilich in der Folge, als die Teutschen sich fast ausschließlich der Diplomatie bemächtigten, weit übertroffen wurde. Dasselbe, mit noch mehr Geist und Eignunglichkeit, leistete Mador für England, und sein Wert, das sich nur als eine englische Specialdiplomatie ankündigt⁷⁾, wurde für die allgemeine Diplomatie noch wichtiger, nicht nur durch die genaue Beschreibung der mitgetheilten Urkunden in allen ihren einzelnen Theilen, sondern auch dadurch, daß Mador nicht bei dem, worin Babilon vorgearbeitet hatte, stehen blieb, sondern, wie dieser vornehmlich auf Schriftkunde, so eben, worin Mador den Zweig der Diplomatie, die Formkunde, vorzugsweise bearbeitete, und so schon mehr auf den materiellen Theil der Diplomatie (den ich, wie hernach folgen wird, die Pragmatik nenne) hinwirkte, ohne doch bedeutende Nachfolger auf diesem Wege zu finden.

Die Paläographie, von der man wegen ihres weit ausgebreiteten Umfangs und Gebrauchs zweifeln könnte, ob sie wirklich als ein Theil der Diplomatie zu betrachten ist, die aber durch Babilon zuerst würdig behandelt und in die Diplomatie aufgenommen worden war, beschäufte sich immer die Diplomatie fast ausschließlich, und erhielt durch einen der größten Altertumsforscher, Bernhard von Montfaucon, eine wesentliche Bereicherung, indem dieser, was Babilon für die lateinische Schrift geleistet hatte, nun für die da hin fast ganz vernachlässigte griechische Schriftkunde that⁸⁾. Doch fand

um dieselbe Zeit auch ein anderer Theil der Diplomatie, die Siegelkunde, zu der die dahin, außer dem, was Babilon enthielt, nur unbedeutende Beiträge vorhanden waren, einen besondern würdigen Bearbeiter in Teutschland an Joh. Mich. Heineccius⁹⁾.

Überhaupt begannen seit dem Anfange des 18. Jahrh. die Teutschen vorzugsweise mit gewohntem Fleiße sich der Diplomatie zu bemächtigern und, mit Jurisdiction aller andern Nationen, Ausgesprochenes darin zu leisten. Durch mehr, freilich aber meistens noch sehr unvollständige Urkundenforschungen wurde das Material für das Studium der Diplomatie allmählig vermehrt, und durch die von Schilter, Bachler, Haltaus u. A. dargebotenen Hülfsmittel zur Kenntniß der altteutschen Urkundensprache, auf die sich Babilon und seine nächsten Nachfolger aus leicht ersichtlichen Gründen noch gar nicht eingelassen hatten, ein neues Feld dieses Studiums gangbar gemacht. Für einen andern sehr wichtigen Zweig, die diplomatische Zeitrechnungskunde, wurden von Haltaus und Rabe brauchbare Hülsbücher geliefert¹⁰⁾; Scheuchzer, Troß, Baring und Walther bearbeiteten und bereicherten die Schriftkunde¹¹⁾, Reiser und Bisep¹²⁾ die Siegelkunde. Die glänzenden Erscheinungen in der diplomatischen Literatur dieser Periode waren aber die beiden großen Bearbeitungen der teutschen Specialdiplomatie, die eine durch den Abt des Klosters Götting, Gottfried von Beszel, und seine Gehülfsen; die andre durch Joh. Freemann¹³⁾.

9) Jo. Mich. Heineccius de veteribus Germanorum sigillisque nationum Sigilla eorumque usu et praestantia Synonyma historica etc. (Lips. 1709. fol. Edit. II. ibid. 1719. fol.)

10) Chr. Ulloa. Haltaus, Calendarium medii aevi praecipue Germanicum, in quo obscuriora noviorum, diurnum satorum ac temporum uniorum ex antiquis monumentis illustrantur etc. (Lips. 1729.) und in einer vermehrten teutschen Bearbeitung: Jod. Jod. der Teutschen des Mittelalters etc. (Wrlang. 1797. 4.) J. J. Rabe, Calendarium satorum diurnorum mobilium atque immobiliarum, in usum Chronologicum et Rei diplomaticae etc. (Onold. 1735. 4.)

11) Jo. Jac. Scheuchzer et Jo. Loehmann, Alphabetica ex diplomatibus et codicibus Turcicis, (Tür. 1724. fol.) Hermannus Hego de prima scribendi origine et universa Rei literariae antiquitate, cui notes etc., adjunct C. H. Frots. (Traj. ad Rh. 1738.) Jan. Ed. Baring, Clavis diplomatica, specimen veterum scripturarum tradens etc. (Honor. 1737. 4. Ed. II. emend. et locupl. 1751. 4.) Jo. Ludw. Walther, Lexicon diplomaticum, abbreviaturarum syllabarum et vocum in diplom. et codic. a saec. VIII. ad XVI. usque occurrentes exponens etc. (Götting. 1747. fol. Ed. II. 1756. fol.)

12) Polyx. Leyer, Comment. de Contrahillis medii aevi. (Helmst. 1726. 4.) Specimen Decadem Sigillorum complexum, quibus Historiam Italiae, Galliae atque Germaniae illustrat A. Frid. Giesey. (Lips. 1749. 4.) — Die verunglückte Mauthsiffel Monogrammische ist oben, da nur von Bereicherungen der Wissenschaft die Rede sein sollte, obgleich unrichtig geblieben.

13) Chronicon Gottwicensis, seu Anales liberi et exempli Monasterii Gottwicensis, Ord. S. Bened. Infer. Austriae, faciem Austriacae antiquae fundationem, progressum, statumque hodiernum exhibens etc. peratram ac Regum Germaniae diplomatum, de sorandum Palatia, villis et curibus Regiae, atque de Germaniae medii aevi Pagi etc. T. I et II. (Typ. Monast. Tegernsee 1732. fol.) Jo. Heumanns Commentarii de Re diplomatica Imperatorum ac Regum Germanorum inde a Caroli M. temporibus adnotati. Tom. II. inde

6) Jo. Nic. Hertii Diss. de fide Diplomatum Germaniae Imperatorum et Regum (Gießen. 1699. 4.) rec in Kjusd. Opuscul. T. I. et in Baringii Clav. dipl. 7) Formulæ Anglicanorum, or a Collection of ancient Charters and Instruments of divers kinds, taken from the originals, placed under several heads, and deduced (in a series according the order of time) from the Norman conquest to the end of the Reign of King Henry VIII. (Lond. 1702. fol.) 8) Palaeographia graeca, sive de ortho et progressu literarum Graecarum et de variis omnium saeculorum scriptis Graecis generibus etc. op. et stud. Bernardi de Montfaucon. (Paris. 1708. fol.)

Der Plan des ersten ging eigentlich auf eine vollständige urkundliche Geschichte seines Klosters; um diese vom Anfang an recht gründlich liefern zu können, sollte erst der älteste Zustand von Österreich überhaupt geschildert werden, und dies führte nun wieder auf die Idee einer urkundlichen Schilderung des ältesten Zustandes von ganz Teutschland und einer kritischen Untersuchung der Hauptquellen seiner Geschichte, der Urkunden, vornehmlich der Kaiser und Könige. So entstand der ansehnliche *Tomas prodromus*, den zwar das Hauptwerk, welchem er zur Einleitung dienen sollte, nicht gefolgt ist, der aber für sich allein das dritte große diplomatische Prachtwerk nach Mabillon und Montfaucon darstellte, und für Teutschland nicht nur dasselbe, sondern noch mehr leistete als Mabillon für Frankreich. Außer der Schriftkunde, die auch hier einen wesentlichen, wiewol nicht wie bei andern den größten, Theil der ganzen Arbeit ausmacht, wird von dem Urkundenwesen der teutschen Kaiser und Könige, von Konrad I. bis auf Friedrich II., aber nicht nach allgemeinen Gesichtspunkten, sondern in historischer Ordnung gehandelt, und dann noch besonders der diplomatischen Geographie Teutschlands in zwei Abtheilungen, deren eine von den kaiserlichen Pfälzen und Bällen, die andre von den Sassen handelt, ein bedeutender Raum gewidmet. So wenig die letzte sehr frei ist, so groß ist doch ihr Verdienst, indem sie nicht nur in diesem Gegenstande die Bahn gebrochen, sondern ihn auch schon auf einen bedeutenden Grad der Vollenendung erhoben hat. Freumann scheint sich das Chronicon Gottwicensis, ohne dessen ausdrücklich zu gedenken, insofern zum Vorbilde genommen zu haben, als seine Werke dasselbe gleichsam ergänzen; denn in dem einen beginnt er die Diplomatik der teutschen Kaiser und Könige mit Karl dem Großen, und setzt sie fort bis auf Ludwig den Jüngern, so daß er sich dem Zeitpunkte, mit welchem die Reihenfolge des Chron. Gottw. beginnt, nähert; in dem andern aber behandelt er das Urkundenwesen der teutschen Kaiserinnen und Königinnen aus dem ganzen Zeitraum von Karl d. Gr. bis auf Karl VI., wovon bisher noch gar nicht ausdrücklich gehandelt worden war. Da Freumann keine Gelegenheit hatte, Originalurkunden zu benutzen, so mußte er sich in Ansehung der Schrift und Siegelkunde auf seine Vorgänger und auf die Herausgeber der gedruckten Urkundenfassungen verlassen, doch ward es ihm möglich, auch diesen Theil mit großer Vollständigkeit und Genauigkeit durchzuführen; am besten aber gelang ihm die Ausführung der Pragmatik und die daraus hervorgeleitete Regierungschronologie und Darstellung der Staatsverfassung unter den verschiedenen Königen; und wir würden in dieser Hinsicht ein Werk ohne Grenzen besitzen, wenn Freumanns Kaiserdiplomatik einen größeren Zeitraum umfaßte, und wenn es ihm schon möglich gewesen wäre, mehr erst nach der Zeit ans Licht gekommene Urkunden zu benutzen.

Wie nun in Teutschland die Diplomatik als Wissenschaft so ansehnliche Bereicherungen erhielt, so machte man auch hier den Anfang, sie unter die Gegenstände des Universitätsunterrichts aufzunehmen, und es wurden zu diesem Behufe die ersten Compendien, von Eckhard in lateinischer, von Joachim in teutscher Sprache geschrieben ¹⁴⁾). Da inzwischen schon eine bedeutende Anzahl von Urkunden theils in größeren Sammlungen, theils einzeln ans Licht getreten war, so wurde von Georgisch in dessen Regesten zuerst ein sehr brauchbares Hülfsmittel zur Übersicht des gesammelten bis dahin bekannt gewordenen Vorrathes, und mithin zur Erleichterung des Studiums derselben geliefert ¹⁵⁾).

Diesen Leistungen teutscher Gelehrten hatte das Ausland, in demselben Zeitraum, was die Theorie der Diplomatik betrifft, außer dem hauptsächlich die Schwesikunde betreffenden, aber sehr mißlungenen Versuche Waffels ¹⁶⁾), nur Carpentiers Abhandlung über die Tirolischen Notizen ¹⁷⁾ gegenüber zu stellen. — Nun aber ging wieder aus Frankreich ein Werk hervor, das nach Mabillon eine neue Epoche machte und alle seine Vorgänger überbot, indem es zwar nicht den Umfang der Wissenschaft über die bis dahin angenommenen Grenzen erweiterte, sie aber innerhalb derselben ungemein bereicherte und tiefer durcharbeitete. Zwei Gelehrte aus derselben Ordensgesellschaft, welcher Mabillon angehört hatte, die Benedictiner Tassin und Toussain zu St.-Germain-des-Prés, unternahmten es, unterstützt von einem solchen Reichthum diplomatischer und paläographischer Hülfsmittel, sowohl die Diplomatik überhaupt, als Mabillons System insbesondere, gegen die Widersprüche der Germonienisten und Waffels gründlich zu vertheidigen, ausdrücklich zu erläutern und durch neue Forschungen zu unterstützen. Die Frucht dieser Bestrebungen war das unter dem Namen *Nouveau Traité de Diplomatique* bekannte große Werk, das zwischen 1750 und 1765 nach und nach erschienen ¹⁸⁾); ein Werk, dergleichen wenig andre Wissenschaft

14) Chr. Henr. Eckhard, *Introductio in rem diplomaticam praecipue Germanicam etc.* (Jen. 1742. 4. Bd. II. Ibid. 1758.) 309. Friedr. Joachim, *Einführung zur teutschen Diplomatik etc.* (Salz 1748.) u. m. A. 15) *Regesta chronologico-diplomatica, in quibus recensentur omnis generis monumenta et documenta publica etc.* Omnia in summas suas contrahit, juxta sanctorum discursum quo praefatus scribitur digesta etc. Pet. Georgisch, *Tom. I—III, et Index.* (Frankf. et Lips. [postea Hal.] 1740—44. fol.) Einige ältere und neuere Werke von ähnlicher, aber specifischer Art, z. B. Walther von Eschlein, Schöberg und Schüller von Obersachsen, *Sampt von Niedersachsen, Oesterreich von Bayern, Moritz von der Sauff u. m. m.* sind, um nicht zu weitläufig zu werden, abschätzlich nicht genannt worden. 16) *Historia diplomatia che serve d'introduzione all' arte critica in sel materia.* (Mant. 1727. 4.) 17) D. P. Carpentier, *Alphabetum Tirolensium, s. notae Tirolae explicandae methodo, cum pluribus Ludovici Filii chartis, quae notis hinc exaratae sunt etc.* (Paris 1747. fol.) 18) *Nouveau Traité de Diplomatique, ou l'examen des fondemens de cet art, en établit les règles sur le discernement des titres, et l'on expose historiquement les caractères des Bulles pontificales et des diplômes donnés en chaque siècle, avec des éclaircissemens sur un nombre considé-*

a Ludovici Germ. temporibus. (Norimb. 1745—55. 4.) *Ejusd. Commentarii de re diplomatica Imperatricum Augustarum ac Reginae Germaniae.* (Norimb. 1749. 4.)

ten aufzuweisen haben, und daß, so weit es die zur Diplomatie gehörigen Gegenstände wirklich umfaßt, noch jetzt als das vollständige Repertorium derselben zu betrachten ist. Denn strichlich blieben die Verfasser, wie weit sie auch ihren anfänglichen Plan, einen bloßen Commentar zu Mabillon zu liefern, überschritten, doch insofern ganz auf dessen Standpunkte stehen, als sie nur die von ihm bearbeiteten Gegenstände wieder in ihren Gesichtskreis zogen, und nur durch eine weitere ausgedehnte, mehr ins Einzelne gehende Bearbeitung derselben ihn überboten; auch ist Mabillon's Werk durch den *Nouveau Traité* keineswegs entbehrlich geworden; vielmehr bedarf der tiefer Forscher noch immer seiner Werke, um eins durch das andre zu ergänzen. Bei weitem der größte Theil des *Nouveau Traité* ist der Schriftkunde, und zwar nicht bloß in engerer Beziehung auf die Urkunden, sondern in ihrem ganzen Umfange gewidmet; dann ist die Lehre von den Siegeln, von der Sprache und den Formeln, und bei letzter die von den Daten und den Signaturen, alles viel weitläufiger und reichhaltiger als bei Mabillon, aber doch immer mit vorzüglicher Beziehung auf Frankreich abgehandelt. Eigentümlich ist sodann die Specialdiplomatie der päpstlichen Urkunden, die mit besonderer Ausführlichkeit bearbeitet ist, und an welcher sich die Specialdiplomatie anderer geistlicher und weltlicher Fürsten und Corporationen in kürzerer Fassung anschließt. Der praktische Theil beschränkt sich auf die Lehre von den erdichteten und verfälschten Urkunden und ihrer Prüfung. Gleichzeitig mit diesem allgemein umfassenden Werke wurde ein besonderer Zweig der Diplomatie die Lehre von den Daten, oder die diplomatische Zeitrechnung, ebenfalls von einigen Benedictinern, Dantine, Durand und Glemetel, in der berühmten *Art de vérifier les dates*²¹⁾, einem bei seiner ersten Erscheinung zwar noch sehr unvollkommenen, aber in der Folge mehrmals überarbeiteten und vervollständigten Werke, vorgelegt. Ein anderes Supplement zum *Nouveau Traité* lieferten Lesmoine und Battenay²²⁾, deren diplomatisches Lehrbuch zwar in Ansehung des theoretischen Theils nur als ein Auszug aus jenem zu betrachten, im praktischen Theil aber durch die Anleitung zur Behandlung der Archive

eigentümlich, jedoch nicht nur so ganz speziell für Frankreich berechnet, sondern auch überhaupt so unvollkommen und dürftig ist, daß es für uns Zeitlose, ungeachtet es hier und da noch seine Evidenzen findet, als ganz unnütz und entbehrlich zu betrachten ist. Hiermit sind nun die Verdienste der Franzosen um die Lehre der Diplomatie ziemlich abggeschlossen, denn auch die bedeutendste Erscheinung in der späteren französischen diplomatischen Literatur, das diplomatische Wörterbuch von de Vaines²³⁾, ist für das Fortschreiten der Wissenschaft ohne alle Bedeutung.

Dagegen trat in demselben Jahre, wo der *Nouveau Traité* vollendet wurde, in Deutschland Gatterer mit dem Anfang eines neuen Systems der Diplomatie auf, dem jedoch keine Fortsetzung, sondern erst nach einem ganzen Menschenalter ein kurzer Umriss desselben Systems in zwei Compendien folgte²⁴⁾, nachdem der Verfasser dieser Schriften schon lange vorher theils durch Vorlesungen, theils durch einzelne Abhandlungen als Stifter einer neuen diplomatischen Schule sich geltend gemacht hatte. Wenn indess Gatterer seinen Ruhm im Felde der Diplomatie nicht sowohl seiner praktischen Urkenntnis als seiner wohlthätigen Anregung für das Studium der Diplomatie, als jenen Lehrbüchern verdankte, so würde es um denselben sehr mißlich stehen; denn sein System ist, bei aller Schärfe so streng schematischen Einrichtung im Äußern, doch im Innern ein durchaus mißlungenes und sich selbst widersprechendes Nachwerk. Er theilte die Wissenschaft in drei Theile. Der erste derselben, die Graphik oder Schriftkunde, ist in seiner Bearbeitung am geringsten, gründet sich aber fast ganz auf die Arbeit der französischen Benedictiner, die eben durch den von Gatterer gegebenen Auszug in Deutschland am meisten bekannt wurde, und bietet wenig Eigentümliches dar, außer der abentheuerlichen, jeder gesunden Logik widersprechenden Classification der verschiedenen Schriftarten, in der Form des Linneus'schen Pflanzensystems, oder dem sogenannten *Linneusismus graphicus*, den die Wissenschaft nur als Denkmahl der Gesammthäufigkeit seines Urhebers aufzuebnen kann. Der zweite Theil, die Esimiotik oder Zeichenkunde, ist ein ganz widernatürliches Gemenge der verschiedenartigen Dinge; denn außer der wirklich wichtigen Lehre von den Monogrammen, Recognitionsschildern und Siegeln, wird auch von ten nicht so bedeutenden, eigentlich bloß der Schriftkunde angehörenden Graden und von den in der mannichfaltigen Bedeutung erscheinenden, aber immer höchst unwichtigen Kreuzen, die beide mit den vorhergedachten Zeichen nicht gemein haben, mit großer Unständlichkeit ergründet, und endlich noch die ganz unangehörige Lehre von den sogenannten Inversitätszeichen hierbei gezogen, die in den Urkunden als eigentliche Zeichen oder Bilder gar nicht existiren,

rabla de points d'Histoire, de Chronologie, de Critique et de Discipline, et la Refutation de diverses occasions intimes contre beaucoup d'Archives célèbres etc. par deux Religieux Benedictins de la Congrégation de S. Maur. Tom. I — VI. (Paris 1750 — 65, 4.) Eine treffliche Übersetzung unter d. Titel: Neues Lehrbuch der Diplomatie, von einigen Benedictinern von der Congreg. des S. Maurus etc. (Graz 1759 — 69.) 9 Bde. 4. Anfangs von Joh. Gbyp. Abtheilung, nachher von Ant. Rudolff.

19) L'art de vérifier les Dates des faits historiques, des Chartres, des Chroniques et autres anciens monuments etc. par deux Religieux Benedictins de la congr. de S. Maur. Paris 1750, 4. Die folgenden Ausgaben in 8el. und mehrten Bänden. 20) Diplomatique pratique, ou Traité de l'arrangement des Archives et Tresors des chartres etc. par M. le Moine. (Metz 1765, 4.) Supplement à la Diplomatique de M. le Moine, contenant une méthode sûre pour apprendre à déchiffrer les anciennes écritures et arranger les Archives etc. par M. le Moine et le Moine. (Paris 1772, 4.) (Zurich: Rurak. 1766 — 77, 4.)

21) Dictionnaire raisonné de Diplomatique etc. par D. de Vaines. Tom. I, II. (Paris 1774.) 22) Jo. Gbyp. Gattereri Elementa artis diplomaticae universalis. Vol. I. (Goetting. 1765, 4.) 23) Joh. Gbyp. Gattereri, Abriss der Diplomatie. (Stettin 1798.) 24) Praktische Diplomatik. (Wien. 1799.)

sondern nur, wie andre Gebrauche und symbolische Handlungen manchmal erwähnt werden, also vielmehr in die Formelkunde gehört hätte. Nicht minder inoffensiv ist auch der dritte Theil, die Formelkunde, in welcher zuerst die Lehre von den Sprachen der Urkunden, die man unter jener Aufschrift gar nicht erwarten sollte, abgehandelt und hernach der ganze Rest der Urkunden in lauter sogenannte Formeln zerlegt wird, die dann, bei der weitern Eintheilung, ihre Benennungen nach allen Wissenschaften, in die sie angeblich einfließen, erhalten. Sogar die Lehre von den Dalen wird in die Formelkunde, bei den Schlussformeln hineingewängt. — Die praktische Diplomatie wurde durch Gatterer, außer der Lehre von der Unterscheidung echter und unechter Urkunden und von der Ordnung der Archive, die man vorher schon dazu gezogen hatte, mit einer befondern, aber noch sehr unvollständigen Lehre von der Benutzung der Urkunden bereichert.

Während des langen Zwischenraums zwischen der Erschöpfung des ersten und letzten Gattererschen Compendiums lieferte der wiener Professor Gruber ein weit besser gelungenes und brauchbareres Lehrbuch²⁾. Er folgte zwar dem in Gatterers Elementen vorgezeichneten Plane, bearbeitete aber die in dieselben noch nicht entfaltete Formeln ganz frei und sehr verdienstlich, und widmete insbesondere der diplomatischen Zeitrechnung viele Sorgfalt. Die so eben genannte Disziplin wurde sonst in diesem Zeitraum auch durch Waser, und noch mehr durch Pilgram und Hellwich³⁾ so vortreflich bearbeitet, daß diese durch die gepriesene Art de *veifier les dates*, als diplomatisches Hülfsmittel betrachtet, für Teutschland ganz entbehrlich wurde. Was die übrigen einzelnen Zweige der Diplomatik betrifft, so erhielt die diplomatische Sprachkunde zwar für die lateinische Urkundensprache ein neues Hülfsmittel in dem Aufzählungs Glossarium, das aber diesen Theil der Sprachkunde mehr bedeutend bereicherte, noch erschlöpfte; für die altteutsche Sprachkunde wurden zwar schätzbare Beiträge geliefert, unter denen das von Oberlin neu bearbeitete *Schreibische Glossarium* und das hremsch-niederländische Wörterbuch oben an stehen; im Ganzen fanden aber die Arbeiten auf diesem Felde zu vereinzelte, und die Urkunden sind im Allgemeinen zur Bereicherung der altteutschen Sprachkunde zu wenig benutzt worden. Die Schriftkunde wurde durch die mehreren Urkundensammlungen beigegebenen Abbildungen von Schriftproben und ganzen Urkunden bereichert, durch welche vorzüglich die von Schmitz bearbeiteten *Origines Guelficae*

sich auszeichnen; Ähnliches geschah in vielen literarischen und archaischen Werken durch Abbildungen von Bücherehandschriften und Inschriften. Die Siegelkunde fand verschiedene einzelne Bearbeiter, unter denen v. Braun, Gerdes und Spieß besonders Erwähnung verdienen²⁶⁾. Auch wurden mehrere Urkunden Sammlungen mehr oder weniger lehrreiche Siegelabbildungen beigegeben, unter denen wir, letzterer den schon gerathen Orig. Gualf., den Liber Probationum Ecol. S. Emmerani Ratib. und die von Schöttgen und Kreyßig gesammelten Diplomataria et Scriptores besonders erwähnen. Aus dem Gebiete der praktischen Diplomantik wurde, da man von den Streitigkeiten über die Echtheit der Urkunden immer mehr juristisch, vornehmlich die Lehre von der Aufbewahrung der Urkunden, oder die Archivwissenschaft verschiedentlich bearbeitet; man verfuhr aber hierbei theils sehr unpraktisch, indem man diese Lehre mehr auf vorgefaßte Meinungen und einseitig festgesetzte Principien, als auf die wirkliche Kenntniß der Archive und ihres Inhaltes gründete, theils sehr unwissenschaftlich, indem man sich um das Nothwendigste, einen richtigen Begriff des Archivs und seiner Bestandtheile, nicht bekümmerte; und so konnte es denn eben zu nicht Gutes und Gebreulichem kommen. Reiche mit Archiven in Verbindung stehende und in diplomatischen Forschungen größte Gelehrte berichteten die Wissenschaft durch Mittheilung einzelner Beobachtungen und Untersuchungen²⁷⁾; das knize Lehrbuch der gesammten Diplomantik aber, das Schwartner, ein Schüler Gatterers, ganz nach dessen Plane schrieb, ist nur durch die besondere Anwendung auf die bis dahin noch gar nicht bearbeitete Specialdiplomantik Ungerns eigenthümlich und verständlich²⁸⁾.

Nachdem nun Gatterer in Deutschland und dem benachbarten Ausland lange genug eine sehr unverbiente Kleinheerrschaft im Gebiete der Diplomatie ausgeübt hatte, wagte es zuerst Schönmann, seinen eignen Weg zu gehen.

25) Herr. Gruber, kaiserlichem ein ausgezeichneten Diplomaten, vortrefflich für Österreich und Deutschland. 1. u. 2. Teil. kaiserlichem diplomatischen Zeilenkunde u. als 3. u. 4. oder letztes seines diplomatischen Werkes ist. (Wien 1785 u. 84.) 24) 2 Bde. Herr. Moser, österreichischer diplomatischer Zeitgenosse zur Prüfung der Urkunden ist. (Zürich 1779. 80. Calendariis chronologicis melius potiusquam uti monumentis accomodatum ab Ant. Mosero. Ant. Moser. 1779. 80. 2 Bde.) Herr. Moser, österreichischer Diplomat, der in der Geschichte der Urkunden in Wien 1787. 80. Auch die oben schon erwähnte tadelhafte Bearbeitung des Moser's (Wien, 10) scheint in diesem Zeitraume.

25) G. G. von Braun, *Anmerkungen von den Sigillis*
pedestribus. (Braunsf. 1779. 4.) Pp. 313p. 8rden. An-
merkungen über die Siegel. (Augst. 1781. 2. Aufl. Stenab 1786).
Pp. G. Epies, *Von Reitergeigen*. (Halle 1784. 4.) *Speciellere*
Geschichte über diese und einige andere diplomatische Gegenstände
können hier, wo wir, ohne zu weitläufig zu werden, nicht tief
in das Eingeführte der Literare einzugehen, nicht anstellen werden
und sind daher, als ein Anhang, dem Vorhergehenden beigefügt
worden. 4. Stück. Graaf. Vorl. davon u. pag. 1775. fol. Pp. G. G.
Koch, *die Kettenabzeichen u. Nachrichten deraufliegenden Inhalts*. 1. u.
2. Aufl. (Jah. 1783—85. 4.) Deff. Aufstellungen in der Ge-
schichte u. Diplomatie. (Weizenf. 1791. 4.) G. A. Hill, *Kleine*
Beiträge zur Diplomatie. (Hof. 1789.) Konr. Mannert,
Wissensam meist diplomatischen Inhalts. (Würzb. 1795.) J. K.
Neub. *Entwürfen zur Diplomatik und Geschichte*. (Mar-
burg. 1796.) G. G. G. G. *Die diplomatische Geschichte*
unvergleichlicher Menschen zur Erläut. d. trübten Menschheit
und Geographie des mittl. Alterthums. 1. u. 2. Aufl. (Hildburg.
1793. 4.) H. G. G. Kopp, *Beiträge zur Erläut. d. trübten*
Geschichte u. Rechte. 1. u. 2. Aufl. (Gaff. 1799—1800. 4.)
*Erweiterte Mittheilungen von Lang, in Festsch. Geschichts-
forsch. u. Eichengr. u. Ebenenst. u. Reich, in Halle.*
Pp. 313p. 8rden. u. a. m. 27) *Dei Imperatoris*
1790. in artem diplomatie proaeptae Hungaricae. (Vest

den er jedoch, durch einen zu frühen Tod unterbrechen, nicht vollenden konnte, daher sein System aus nur im Entwurf, aber nicht in der Ausführung bekannt ist²⁹⁾. Er theilte die Diplomatik, wie Gatterer, in einen theoretischen und einen praktischen Theil; in jenem aber unterscheidet er die äußere und innere Diplomatik, und rechnet zur äußeren die Sprache und Schriftkunde, zur inneren aber die Lehre von der objectiven Beschaffenheit der Urkunden, die er diplomatische Rechtslehre nennt, und die Kanzleiparaxis, oder die Lehre von den Eigenschaften der Urkunden in Ansehung ihrer Abfassung und Befristung, bei welcher denn auch die Lehre von den Monogrammen, Recognitionen, Siegeln und Daten vorkommt. Zur praktischen Diplomatik rechnet er die Lehre von der Benutzung der Urkunden, und zwar der historischen und juristischen; von der Behandlung eines Urkundenvorraths oder dem Archivwesen, und von der Urkundenkritik. Nur die äußere Diplomatik und ein Theil der sogenannten diplomatischen Rechtslehre ist von Schönmann nach diesem Plane wirklich ausgeführt. Es verdient Anerkennung, daß er den Gesichtskreis der Diplomatik als Wissenschaft bedeutend erweiterte, indem er nicht bloß, wie fast alle seine Vorgänger gethan hatten, die formellen Eigenschaften der Urkunden, sondern auch ihren Inhalt einer eignen, allgemeinen Untersuchung würdigte, und zeigte, daß die Urkundenkenntniß noch etwas mehr als bloß die Prüfung der Echtheit bezwecke, deren es, im Verhältnisse zu dem gesammelten Vorrathe, nur bei sehr wenigen Urkunden eigentlich bedarf; auch ist nicht zu leugnen, daß die meisten Gegenstände in einer natürlichen Ordnung und schicklicher Verbindung, als bei Gatterer, erscheinen, und die einzelnen formellen Eigenschaften der Urkunden weniger mittheilungsmäßig, mehr nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden. Dennoch läßt auch Schönmann, abgesehen von der unvollendeten Ausführung seines Werkes, noch Vieles zu wünschen übrig. Seine Eintheilung in äußere und innere Diplomatik, so natürlich und consequent sie auf den ersten Blick auch aussieht, ist doch im Grunde verfehlt; denn nimmermehr würde man doch, ohne mit dem Systeme vorher schon besorgt zu sein, darauf verfallen, die Lehre von der Sprache in der äußeren, und die von den Siegeln in der inneren Diplomatik zu suchen; so hat, auch die Lehre von den Daten, oder die diplomatische Zeitrechnung, mit der Befristung der Urkunden, wohin sie Schönmann gebracht hat, gar nichts zu schaffen, da ja ganz unbedachte Urkunden, deren wir nicht wenige haben, doch hinlänglich befristet oder beglaubigt erscheinen. Die innere Diplomatik ist durch die Eintheilung in diplomatische Rechtslehre und Kanzleiparaxis bei weitem nicht erschöpft, und jene Benennung sagt zu wenig; da die Gegenstände der Urkunden nicht bloß rechtlich, sondern

auch viele administrative Verhältnisse betreffen; von einigen sehr wichtigen Umständen, z. B. von Urkunden, welche sich auf die Verhältnisse der Landesherren zu ihren Unterthanen, den einzelnen Städten und Corporationen derselben beziehen, findet man gar nichts erwähnt, und die Urkunden, von denen wirklich die Rede ist, werden immer noch mehr der Form als dem Gegenstande nach betrachtet. Manche von frühern Bearbeitern der Diplomatik in diese nicht mit Unrecht aufgenommenen Gegenstände, wie namentlich die diplomatische Geographie, sind ohne Grund wieder daraus weggelassen und in der sogenannten praktischen Diplomatik zu viele verschiedenartige, durch kein gemeinschaftliches Band mit einander verbundene Gegenstände vereinigt.

Bald nach Schönmann lieferte August v. Schmidt³⁰⁾ Pfielsted ein neues Lehrbuch der Diplomatik, mit besonderer Beziehung auf das Urkundenwesen Deutschlands³¹⁾. Bei großen Vorzügen in der Methode und einzelnen guten, die Angaben der Vorgänger bereichernden Bemerkungen ist dieses Buch, verglichen mit Schönmann, doch als ein offener Rückfall in der Wissenschaft zu betrachten. Dieser Verfasser sieht in der Diplomatik nur, seiner Definition zufolge, die Lehre der Kenntniß, welche zur Prüfung der Urkunden erforderlich sind. Nach dieser beschränkten und einseitigen Ansicht hat denn auch die Gegenstände, die er zur Diplomatik rechnet, ausgewählt, wenn auch übrigens in einer bescheideneren Ordnung vorgetragen. Als solche Gegenstände betrachtet er nämlich: Sprachkunde, Schreibkunde und Inhalt der Urkunden, welcher letzte sich theil in den geschichtlichen (ungefähr gleichbedeutend mit Schönmanns diplomatischer Rechtslehre, oder sehr dürftig und oberflächlich behandelt) und förmlichen, sowie bei diesem wieder von der innern Form der Urkunden (Formkunde), und von der äußern Form (Vollziehung), und hier nun hauptsächlich von der Unterschrift und dem Siegel die Rede ist. Von allem dem, was eigentlich zur innern Kenntniß der Urkunden gehört, wird mitnächst kein Wort gesagt; wo der Verf. auf solche Gegenstände zu sprechen kommt oder kommen sollte, verweist er gemeinlich auf andre Wissenschaften, wohin der in Rede stehende Gegenstand gehören, und wo er gesucht werden soll; da man aber noch der gründlichsten Behandlungsweise dieser Wissenschaften, z. B. der Rechtswissenschaft, Geschichte, Geographie, Alterthumskunde u. von jenen Gegenständen dort wenig oder keine genügende Auskunft findet, so sieht sich der Anfänger, dem doch das Buch namentlich bestimmt ist, ganz verlassen. So erscheint bei aller äußerlichen guten Ordnung doch der Inhalt dieses Compendiums überall zerstückelt und fragmentarisch; auch steht man, weil augenscheinlich des Verfassers eigne Urkundenkenntniß zu einseitig und beschränkt war, auf mancherlei Irrthümern und Fehlern. Daß durch eine solche, hauptsächlich in äußern Formen belangende Darstellung, in einer Zeit, wo man an eine Wissenschaft ganz andre Forderungen

²⁹⁾ Karl Traug. v. Schönmann, Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen, besonders ältern Diplomatik. 1. u. 2. Bd. (Hamb. 1801 u. 1802. K. u. Vog. 1818.) Der I. B. ist für die praktische Diplomatik. 1. u. 2. Aufl. (Hamb. 1800 u. 1808.) Der erste vollständige Versuch einer allgemeinen Beschreibungsmethode für das diplomatische Eracium.

³⁰⁾ Aug. von Schmidt gen. Pfielsted, Anleitung zur Kenntniß der deutschen Diplomatik. (Braunsch. 1804.)

gen zu machen begann, die Diplomatik als Wissenschaft sich hätte geltend machen, oder gar an Ansehen gewinnen sollen, was nicht zu erwarten.

Seitdem ist nun kein allgemein umfassendes Werk über die Diplomatik wieder erschienen; desto mehr aber hat sie durch schätzbare Uebersammlungen, die theils für sich allein, theils in Verbindung mit unendlich bearbeiteten Geschichtswerken erschienen, besonders seitdem die neueste Zeit wieder auf die lange vernachlässigten und verfallenen Archive eine größere Aufmerksamkeit wandte und sie der Benutzung zugänglicher machte, an Umfang und Tiefe gewonnen — Unter den einzelnen diplomatischen Disciplinen wurde die Schriftkunde durch Pfeiffer³⁰⁾, dann aber viel gründlicher, sorgfältiger, in weitem Umfang und glänzender Ausstattung als je zuvor, wiewol nur in einzelnen Partien, durch Kopp³¹⁾ bearbeitet. Von einer vortrefflichen Beispielammlung zur Schriftkunde hat Zed den Anfang geliefert³²⁾. Die in der neuern Zeit mit besonderer Lebendigkeit wieder erwachte Cultur der altteutschen Sprache konnte zwar auch auf die Diplomatik nicht ohne vortheilhaften Einfluß bleiben; indessen sind von den neuern Sprachforschern grade die teutschen Urkunden bei weitem nicht nach Verdienst benutzt, und über den Literaturstand des Mittelalters fast vernachlässigt worden. Einer besondern Erwähnung verdient hier noch die von mehreren alten Diplomatikern in den Umfang ihrer Wissenschaft aufgenommen, nachher aber wieder daraus entfernte Geographie des Mittelalters, die schon in Burdweins *Dioecesis Moguntina* ein Musterwerk erhalten hatte, verglichen wenige Wissenschaften sich rühmen können, und in der neuesten Zeit sich zur Lieblingswissenschaft vieler Alterthumsforscher zu erheben anfang, aber in ihrer Bearbeitung dadurch bedeutend verloren hat, daß man sich in der Regel mehr auf einseitige Vorstellungen und vorgefaßte Meinungen, als auf unbesangene Forschung einließ. Ledbrur, der aus dem einzig richtigen Wege zur Zeit noch sehr einsam wandelt, hat zwar schätzbare Proben gegeben, wie dieser Theil der Wissenschaft behandelt werden muß, aber damit freilich nur einen kleinen Theil des Ganzen erschöpft. Neben seinen Leistungen ist besonders wegen ihrer urkundlichen Begründung die Bearbeitung der eilfjährigen Diocese durch Wintern und Noeren desfallsig zu erwähnen. Eine allgemeine Übersicht des seit Georgisch so ansehnlich vermehrten bekannten Urkundenvorrathes haben wir noch nicht wieder

erhalten; nur von einem Theile der teutschen Kaiserurkunden lieferte Böhmer ein mit großem Fleiße gearbeitetes Verzeichniß, dessen Fortsetzung wir von dem gelehrten Gelehrten Gmel erwarten³³⁾. Vorzüglich zur wissenschaftlichen Erweiterung und Förderung der praktischen Diplomatik, hauptsächlich des dann in der engsten Verbindung stehenden Archivwesens, doch zugleich auch zur Bearbeitung geschichtlicher Gegenstände aus archivalischen Quellen und zur Mittheilung solcher noch unbenutzter Quellen selbst, ist eine unter Mitwirkung des Verfassers dieses Artikels begonnene Zeitschrift berechnet³⁴⁾.

Wenn wir nun alles, was hieher für die Diplomatik in wissenschaftlicher Hinsicht geschehen ist, übersehen, so finden wir dabei hauptsächlich folgende, zum Theil sehr wesentliche Mängel. 1) Der Begriff der Wissenschaft ist zu schwankend und zu wenig gründlich festgesetzt. Wenn Sotterer, dessen Bestimmungen im Allgemeinen noch immer das meiste Gewicht haben, die Diplomatik definiert als eine Wissenschaft, welche Urkunden verstehen, beurtheilen und benutzen lehrt, so begreift man nicht, wie es sich damit verträgt, daß gleich im ersten Theile der Graphik von Schriften, die in Urkunden nicht vorkommen, also von Dingen, die mit dem Verständnisse der Urkunden gar nichts zu thun haben, so viel die Rede ist, während man von manchen Gegenständen, die zum Verständnisse vieler Urkunden durchaus nothwendig sind, als von den alten Staatsverhältnissen, Rechten, bräuchen u. s. kein Wort erwähnt. 2) Der Begriff der Urkunden selbst ist nicht genau festgesetzt. Die Meinungen darüber, was man eigentlich unter dem Namen einer Urkunde verstehen soll, sind sehr verschieden; fast alle das von gegebene Definitionen sind bald zu eng, bald zu weit, und nicht selten wird dabei auf rein zufällige Dinge, z. B. auf ein gewisses Alter, zu viel Gewicht gelegt. 3) Man hat sich verhältnismäßig zu viel mit den ältern Urkunden beschäftigt, und die der spätern Zeit darüber vernachlässigt. Daß die letztern mit weniger Schwierigkeiten zu lesen und zu verstehen sind, ist dafür keine hinreichende Entschuldigung; denn in der Wissenschaft kann es nicht darauf ankommen, was leicht oder schwer ist, sondern was zu ihrer innern Vollständigkeit gehört. 4) Man hat sich fast ausschließlich an die äußern Eigenschaften der Urkunden gehalten, und zu wenig um den Inhalt derselben bekümmert, gleich als ob das bloße Le-

30) Kas. Friedr. Pfeiffer, über Bücherhandschriften überhaupt (Götting 1810). Dichtig der Titel zur einen speciellen Gegenstand anknüpft, ist doch in diesem Werke beinahe die ganze Graphik, jedoch mit wenig neuen Vertretungen, enthalten.

31) *Ultr. Fridr. Kopp, Palaeographia critica*. Pars I, II. (Tachygraphia veterum exp. et illustr. Vol. I, II.) Mannheim. 1817. Pars III, IV. De difficultate interpretandi ex quae aut vitiose vel subreptice, non alicuius a sermone literis aut scriptis. Vol. I, II. 1829. 4. Bilder und Schriften der Barock, dargegeben von U. B. Kopp. I. u. 2. Band. (Mannh. 1819 — 21.)

32) *Witz Alphabete und ganz Schriftmaler* vom J. bis zum J. 1632, aus den Handschriften der öffentlichen Bibliothek in Bamberg. I. Heft, mit einem Gelehrten verarbeiteten latein. Wörter u. Verzeichnisse von Peter Joseph Zed. (Leipz. 1838. gr. Fol.)

2. Heft. I. B. u. 2. Heft. Section. XXV.

33) *Regesta chronologica-diplomatica Regum atque Imperatorum Romanorum inde a Constantino I. usque ad Heinrichum VII.* Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Konrad I. bis Heinrich VII., 911 — 1315, in kurzen Auszügen u. von Joh. Friedr. Böhmer. (Frankf. a. M. 1831. 4.) In Rücksicht der frühern Periode wird dieses Werk ergänzt durch die *Regesta chronologica-diplomatica Karolorum*. Die Urkunden sämtlicher Karolinger in kurzen Auszügen, mit Nachweisung der Bücher, in welchen solche abgedruckt sind, von J. B. Böhmer. (Hft. a. M. 1833. 4.) Die Regesten der spätern Kaiser, die aus Maximilian I., hat Gmel, verständig unterstützt durch die kaiserlichen Archive und Bibliotheken, zu bearbeiten unternommen. 34) Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte; herausg. von P. J. Schier, P. J. Schier und J. C. Schier. (Hft. a. M. 1. u. 2. Hft. (Hamburg 1835 u. 36.)

sen einer Urkunde mit dem Verstehen derselben gleichbedeutend wäre. Das bloße Hinweisen auf andre Wissenschaften, in denen man die nöthigen materiellen Kenntnisse zusammen suchen soll, ist mehr ein Auskunftsmittel der Bequemlichkeit als eine wesentliche Hülfe; überdies werden die zum Verständnis der Urkunden nöthigen Kenntnisse, wenn man ihrer auch — was doch nicht bei allen der Fall ist, — in andern Wissenschaften erachtet findet, doch nirgends in dem Zusammenhang, und mit Beziehung auf den Zweck dargestellt, wie es für die Kenntniss des Urkundenwesens nothwendig und nützlich ist. Ebenso wenig findet man in irgend einer andern Wissenschaft die allgemeinen Resultate der Urkundenforschung in einer planmäßigen Übersicht beisammen; und doch ist eins wie das andre zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Urkundenkenntniss unerlässlich. Oben dieser große Mangel des materiellen Interesses hat bis jetzt am meisten die Theilnahme für Diplomatik geschwächt, und ihr Fortschreiten in der Reihe der Wissenschaften aufgehalten. 5) Endlich hat man, neben den Urkunden, den andern Haupttheil der Geschäftskriften, die Acten, fast ganz übersehen. Dies würde für die Diplomatik als eine Wissenschaft, die sich bloß mit Urkunden beschäftigt, kein Vorwurf sein, wenn eine correcte Actenwissenschaft existirte, oder möglich wäre, was aber nicht der Fall ist. Man hat zwar die Actenkenntniss in die sogenannte Registraturwissenschaft verwiesen; allein angegeben davon, daß eine solche, wie an einem andern Orte gezeigt werden soll, gar nicht existirt und existiren kann, hat es auch die Registratur nur mit dem Katalog der Acten und mit ihrer Aufbewahrung für den currenten Geschäftsgebrauch, aber nicht mit ihrem Verständnis zu thun. Auch findet man in den diplomatischen Lehrbüchern, die bis zu einer praktischen Diplomatik vorgeschritten sind, bei Gelegenheit der Lehre von der Einrichtung der Archive, die Acten, wie es nicht anders sein kann, berührt; es ist daher ein Widerspruch, wenn die theoretische Diplomatik ganz von ihnen schweigt; und da besondere materielle Kenntnisse zum Verständnis der Acten, außer denen, welche bei den Urkunden ohnedies abgehandelt werden, nicht nöthig sind, so hätte man um so mehr Ursache, wenigstens die allgemeinen Begriffe über sie in der Diplomatik zu erörtern.

Um nun die Diplomatik, mit Befriedigung aller in den bisherigen Bearbeitungen liegenden Mängel, wissenschaftlich zu begründen, muß man sich zuvörderst erinnern, daß sie zuerst lediglich aus einem praktischen Bedürfnisse hervorgegangen ist, daß man also unrecht thun würde, die Einfachheit der Principien, Reinheit des Inhaltes und Abgeschlossenheit des Umfangs von ihr zu verlangen, die man von einer rein aus sich selbst herausgewachsenen, sei es nun speculativen oder empirischen Wissenschaft, mit Recht erwarten kann. Es kann also auch der Begriff der Wissenschaft nicht a priori aufgestellt, sondern nur auf dem historischen Wege gefunden werden. Diesen historischen Weg können wir aber auf zweierlei Weise einschlagen; einmal, wenn wir den Gang betrachten, auf welchem die Diplomatik sich ersprungen

mäßig ausgebildet hat, und zweitens, wenn wir die Stellung untersuchen, die sie, um ein abgeschlossenes Ganzes zu bilden, im Kreise der Wissenschaften überhaupt und der historischen Wissenschaften insbesondere einnehmen muß. In der ersten Beziehung wissen wir, daß die Diplomatik von dem Bedürfniss einer wissenschaftlichen Kenntniss der Urkunden ausging. Die Schriftzüge der Urkunden waren aus verschiedenen wesentlichen Ursachen einer der ersten Hauptgegenstände der Untersuchung. Je tiefer man aber in diesen Gegenstand einging, um so mehr mußte man finden, wie wenig zweckdienlich und möglich es war, bei diesem Studium, wenn es auch nur für den speciellen Zweck der Kenntniss und Beurtheilung der Urkunden aus ihren Schriftzügen unternommen wurde, sich auf die Schrift der Urkunden ausschließlich zu beschränken; denn da die Schrift der Urkunden auf der einen Seite kein vollständig in sich abgeschlossenes Ganzes darstellte, auf der andern Seite sich zu wenig von andern Schriftweisen wesentlich unterschied, und der letztern zu ihrer Erläuterung und Ergänzung oft bedurfte, so sah man sich genöthigt, auch andre Schriftweisen mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen; und so ergab sich die erste Erweiterung der Diplomatik über ihren anfänglichen Gegenstand hinaus, indem sie als Schriftkunde auch die Betrachtung der Schriftformen solcher Schriftwerke, die nicht zu den eigentlichen Urkunden gehören, in sich aufnahm.

Hier ist nun zunächst die Frage nicht zu umgehen, ob auch die Schriftkunde wirklich und in ihrem ganzen Umfang als ein Gegenstand der Diplomatik betrachtet werden kann, oder ob sie nicht vielmehr eine ganz eigene, von dieser unabhängige Wissenschaft ausmacht? Dieser Gedanke liegt sehr nahe, sobald man von der an sich richtigen Ansicht ausgeht, daß es, außer den Urkunden noch gar viele andre Schriftwerke gibt, deren formelle Kenntniss mit in das Gesamtgebiet der Schriftkunde gehört, und von denen ein großer Theil, in Ansehung der Schriftzüge, sich von der Urkundenschrift wenig oder gar nicht wesentlich unterscheidet. Allein die Diplomatik kann auf die Schriftkunde durchaus nicht Verzicht thun, theils weil sie sich an dieser zuerst gebildet, ihr aber auch zuerst aus dem Dunkel hervorgegangen, sie daher als historisches Eigenthum erworben und in allen ihren bisherigen umfassenden Bearbeitungen behauptet hat; theils weil die Urkunden, wegen ihrer allgemeinen Verbreitung, und der ihnen mit wenigen Ausnahmen zukommenden, genauen Zeitbestimmung, für den bei weitem größern Theil der Schriftkunde die sicheren Führer abgeben; theils endlich, weil man gewohnt ist, von dem Diplomatiker am ersten die Erklärung aus solcher Schriften, welche nicht eigentl. dem Urkundenfach angehören, zu erwarten. Der Mittelweg, bloß die Lehre von der Urkundenschrift für die Diplomatik zu vindiciren, und andre Schriftwerke dabei ganz unberührt zu lassen, führt nicht zum Ziel. Er scheint zwar, wenn man einmal die Diplomatik nur als Urkundenwissenschaft im engeren Sinne betrachtet wissen will, consequent, würde sich auch auf die von Götter ausgesprochene Theilung der Schrift in drei Reiche, nämlich die Schrift der Kunstwerke, der Urkunden und

der Bücherhandschriften, bequem gründen lassen, ist aber, ebenso wie diese Eintheilung selbst, ganz unwissenschaftlich, weil man, wissenschaftlichen Principien gemäß, die Schrift nicht nach den Gegenständen, an denen sie vorkommt, sondern nach ihrer innern eigenthümlichen Verschiedenheit eintheilen muß³⁵⁾; und zugleich unpraktisch, weil, jenen Unterschied angenommen, keine Schrift ohne die andre ein geschlossenes Ganzes ausmacht, sondern immer eine mittels der andern erklärt und vervollständigt werden muß, mithin die Absonderung sich nirgends streng durchführen läßt, und überall nur Schwere oder Wiederholungen hervorbringt. Um eine einfache und vollständige, wahrhaft wissenschaftlichen Anforderungen gemäße, Übersicht zu gewinnen, bleibt also nichts übrig, als die Schriftkunde im Ganzen als einen Gegenstand der Diplomatik zu betrachten. Daraus folgt aber freilich nicht, daß eine universelle Schriftkunde nach allen ihren einzelnen Theilen und Richtungen in eine allgemeine Diplomatik gehöre. Eine solche ist so wenig möglich als eine wahrhaft universelle Diplomatik überhaupt; denn es kann nicht das Werk eines Menschen sein, alle Schriftarten des Erdbodens in solchem Umfang und solcher Tiefe, als hierzu nöthig sein würde, zu erforschen und zu beschreiben; auch würde eine solche Kenntniß wenig realen Nutzen gewähren, da nur wenigen Einzelnen daran liegen kann, alle Schriftarten aller möglichen Sprachen in solcher Ausdehnung kennen zu lernen. Die allgemeine Diplomatik, nach ihrem der Schriftkunde gewidmeten Theile wird also zwar in ihren allgemeinen Lehren alle vorhandene Schriftarten so viel als möglich berücksichtigen, im Einzelnen aber sich besonders auf diejenigen beschränken, deren Kenntniß für unsere Literatur, und insbesondere für unser Urkundenwesen, von vorherrschender Bedeutung ist, und die übrigen Gegenstände den für sie nach eigenthümlichen Zwecken vorzugsweise interessirten Forschern zur speziellen Untersuchung und Ausführung überlassen³⁶⁾.

Wenn nun die Diplomatik in Ansehung der Schriftkunde genöthigt ist, den Gegenstand, von dem sie zuerst ausging, nach seiner formellen Seite zu überschreiten, so ergibt sich eine ähnliche Forderung auch in materieller Hinsicht. Die Urkunden stehen in der Reihe der Dinge nicht isolirt; sie sind nur ein Zweig der Geschichtsschriften, und in dieser Beziehung andern schriftlichen Aufzeichnungen coordinirt, aus deren planmäßiger Zusammenstellung die sogenannten Acten erwachsen, und die, ohne selbst zu den Urkunden zu gehören, ihnen doch zur Seite gehen,

und sie oft erläutern oder ergänzen. Da nun die Acten hiernach in wissenschaftlicher Hinsicht durchaus nicht zu vernachlässigen sind, dabei aber doch nicht so bedeutende Eigenthümlichkeiten darbieten, um sich zum Gegenstand einer eignen Disciplin zu qualificiren, vielmehr, zumal da sie auch in praktischer Hinsicht vielfältig mit den Urkunden zusammenstreffen, auch in der Wissenschaft bei letztern als Nebenwert sätzlich mit berücksichtigt werden können; so führen wir den Begriff der Diplomatik nicht mehr auf die Urkunden ausschließlich beschränken, sondern lassen ihn vielmehr auf die Geschichtsschriften überhaupt ausdehnen; und dies ist die zweite Erweiterung der Diplomatik, die, wenn auch noch nicht in die diplomatischen Systeme vollständig eingeführt, doch zur weitern Ausbildung der Wissenschaft durchaus notwendig ist; wonach sie nämlich auch die nicht als eigentliche Urkunden geltenden Geschichtsschriften nach ihren allgemeineren wissenschaftlichen Beziehungen betrachtet. Freilich werden die Urkunden, bei ihrer entschiedenen überwiegenden Bedeutung, immer der Hauptgegenstand der Beachtung für die Wissenschaft bleiben.

Wir schlagen nun den zweiten Weg ein, auf welchem wir, nach dem Grundsatz, daß jeder eigenthümliche Gegenstand des Wissens in irgend einer Wissenschaft gelehrt werden, aber auch irgend einer bestimmten Wissenschaft eigenthümlich angehören muß, von der Betrachtung des Stoffes der historischen Wissenschaften überhaupt ausgehen. Dieser ist dreifach; er umfaßt nämlich entweder die Kenntniß der geschichtlich in Ereignisse selbst, oder des Schauplatzes der Geschehnisse, oder der Quellen und Beweismittel für geschichtliche Thatfachen, die wir hier als geschichtliche Denkmale im weitern Sinne bezeichnen. Aus der ersten Art historischer Kenntniß ergibt sich die eigentliche Geschichte, aus der zweiten die Geographie; die dritte kann man im Allgemeinen mit dem Namen der Geschichtsquellenkunde bezeichnen³⁷⁾. Die geschichtlichen Denkmale nun theilen sich in Schriftwerke, Kunstwerke (nämlich Werke der Maler, Bildner, und Baukunst) und Münzen (denn diese kann man, ihrer besondern Eigenschaften und Bestimmung wegen, weder den Schriftwerken, noch den Kunstwerken unbedingt beizählen; sie werden daher am zweckmäßigsten als eine eigne Classe betrachtet). Die letzten haben schon längst den Gegenstand einer eignen Wissenschaft, unter dem Namen der Numismatik, ausgemacht; eine allgemeine Verarbeitung der Kunstwerke mit Rücksicht auf ihre Bedeutung als Geschichtsdenkmale, die man, analog mit jener, Epigraphik nennen könnte, fehlt noch; doch ist hier nicht der Ort, uns weiter hiezu einzulassen. Mit der ersten Classe, den Schriftwerken, haben wir es hier zu thun. Die Kenntniß derselben ist entweder eine formelle oder eine materielle. Die formelle, welche die Schrift

35) Es ist auffallend, daß Gatterer bei seinem, dem Natursystem nachgeordneten Linneauschem graphicum nicht schon durch den Namen an diese Unwissenschaftlichkeit erinnert wurde. Was würde man von einem Naturforscher sagen, der z. B. die obersten Classen des Pflanzensystems darnach bestimmen wollte, ob die Pflanzen sich im Wasser, auf der Erde oder auf Auenen finden? 36) Durch diese Beschränkung des Inhaltes bei der Bearbeitung geschieht dem allgemeinen Begriffe der Wissenschaft etwas wenig Abtrag, da wenn man z. B. in einer allgemeinen Weltgeschichte die besondere Geschichte irgend einer kleinen Stadt oder eines kleinen Vorgebirges sucht, unangenehm Niemand finden wird, daß die Geschichte der Städte und Vorgebirge einen Zweig der historischen Wissenschaft ausmache.

37) Wenn auch der Analogie die trostlosen Benennungen der Wissenschaften, der allgemeinen und leichtern Behandlung wegen, aus der griechischen Sprache zu entnehmen, auch für diesen ist jetzt noch nicht nach allgemeiner Bezeichnung zusammengefaßten Zweig der Geschichtskunde, ein griechischer Name gefordert werden sollte, so würde ich Historiometrie (von *historia*) vorschlagen.

nur als Schrift, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt und ihre sonstige Bestimmung betrachtet, ist für alle Arten von Schriftwerken einerlei, und braucht sich auf den besondern Unterschied derselben nicht weiter einzulassen, als insofern einige vorzugsweise vor andern ein besondres Material zur formellen Schriftkunde darbieten. Die materielle Kenntnis der Schriftwerke aber muß vorzüglich zwei Hauptaufgaben von Schriftwerken unterscheiden, nämlich die Geschäftsschriften und die eigentlichen Literaturwerke. Die letztern kommen hier nicht weiter in spezielle Betrachtung, da ihre äußere Kenntnis Gegenstand der Literaturgeschichte und Bibliographie, ihre innere Kenntnis aber den einzelnen Wissenschaften, denen sie ihrem Inhalte nach angehören, zu überlassen ist. Es bleibt also für die Kenntnis der Schriftwerke, als Gegenstand eines eigenthümlichen Zweiges der historischen Wissenschaften, und zwar der Geschichtsquellenkunde insbesondere, zweierlei übrig, nämlich a) die formelle Kenntnis des Schriftwesens überhaupt; b) die materielle Kenntnis der Geschäftsschriften insbesondere. Und da der Name der Diplomantik wenigstens für einen großen Theil der hierher gehörenden Kenntnisse schon lange gebräuchlich ist, so bindet uns nichts, ihn für die ganze Masse derselben zu behalten“).

Beide Wege, sowohl der empirische als der rationelle, führen und also auf dasselbe Resultat; und wenn wir uns so über den Gegenstand der Diplomantik verständigt haben, so gelangen wir dahin, folgende Definition dieser Wissenschaft aufzustellen:

Diplomantik ist der Anbegriff der eigenthümlichen Lehren, welche sich auf die wissenschaftliche Kenntnis der Schriftwerke überhaupt in formeller und der Geschäftsschriften insbesondere in materieller Hinsicht beziehen“).

38) Nur in diesem Zusammenhang und in dieser Abtheilung kann, so weit ich die Sache einleitet, die Diplomantik wirklich wissenschaftliche Begründung und Daltung haben; bei jeder engeren Betrachtung steht sie mit ihrem Gegenstand isolirt, und hat mehr das Gepräge eines nützlichen Aggregats einzelner zufällig zusammengefallener Reuten, als einer in sich vollständig abgeschlossenen und mit den angrenzenden Gebieten des Wissens in notwendigen Zusammenhange stehenden, auf rationellen Grundbegriffen beruhenden Wissenschaft.

39) Durch die dingfügigkeit, nähern Bekanntheit eigenthümlicher Lehren werden die bisherigen Kenntnisse hier angeschoben, die, obwohl zur Einsicht in das Schrift- und Urkundenwesen nöthig, doch nur und für sich und in ihrem ganzen Zusammenhange schon den Wegfall einer, feilbündiger Wissenschaften ausmachen, namentlich die Sprachkenntnisse nebst der eigentlichen Staaten- und Kirchengeschichte. Berührt der vielfältigen Zusammenhanges der Wissenschaften unter einander kann man auf diese Weise die Diplomantik als eine Hilfswissenschaft der Geschichte, oder auch wieder die Geschichte als eine Hilfswissenschaft der Diplomantik betrachten. — Ubrigens kann die Gewissung, daß der Name der Diplomantik hier so weit gefaßten Definition, wie die oben aufgeführte, nicht entspricht, mich um so weniger bekümmern, von diesem abzugehen, als jener Name im Grunde eine rein zufällige Sache ist, und so sehr bei einer engeren Festschätzung, wenn man der Diplomantik auch nur Urkunden im engersten Sinne zweifeln wollte, sich daargen in Beziehung auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Diploma Beschränktheiten erheben können. Wir müssen uns darüber verständigen, die Wissenschaft so zu nehmen, wie sie sich selbst auf historischem Wege ge-

bilnet hat, theils nach innerer und äußerer Zweckmäßigkeit gehalten muß, und den Namen für sie beibehalten, unter dem sie, wenn auch nur zufällig, am Allgemeinen bekannt ist. Bedeutender ist die Bedenklichkeit, daß der Name Diplomantik als diplomatisch auf Zweckmäßigkeit führen kann, weil man in neuen Zeiten gewohnt worden ist, die Verbindungen, welche sich auf die auswärtige Politik der Staaten beziehen und Ämter, wie die Secretariate und Beirathungen der Regierungen angeht, diplomatisch zu nennen. Wenn es aus diesem Grunde wünschenswerth erscheinen sollte, unter Wissenschaft unter einem andern Namen auftreten zu lassen, so würde ich dafür Archivologie vorzuziehen.

40) Daher kann es auch keinem Bedenken unterliegen, nach dem Grundsatz: a potiori sit denominatio, im Urtypus den Namen Urkundenwissenschaft beizubehalten. Es

bilnet hat, theils nach innerer und äußerer Zweckmäßigkeit gehalten muß, und den Namen für sie beibehalten, unter dem sie, wenn auch nur zufällig, am Allgemeinen bekannt ist. Bedeutender ist die Bedenklichkeit, daß der Name Diplomantik als diplomatisch auf Zweckmäßigkeit führen kann, weil man in neuen Zeiten gewohnt worden ist, die Verbindungen, welche sich auf die auswärtige Politik der Staaten beziehen und Ämter, wie die Secretariate und Beirathungen der Regierungen angeht, diplomatisch zu nennen. Wenn es aus diesem Grunde wünschenswerth erscheinen sollte, unter Wissenschaft unter einem andern Namen auftreten zu lassen, so würde ich dafür Archivologie vorzuziehen.

40) Daher kann es auch keinem Bedenken unterliegen, nach dem Grundsatz: a potiori sit denominatio, im Urtypus den Namen Urkundenwissenschaft beizubehalten. Es

wird denn in Deutschland auch vorzugsweise das deutsche Schrift- und Urkundensenen beachtet werden müssen, und hierdurch wird es Entschuldigend finden, wenn wir auch im Folgenden dasselbe besonders vor Augen haben. Es versteht sich aber von selbst, daß wir unter deutschen Urkunden in diesem Sinne nicht etwa die in deutscher Sprache geschriebenen, oder in Deutschland und von Deutschen ausgestellten, sondern überhaupt alle die verstehen, die sich mit den Staats-, Rechts- und Kirchverhältnissen Deutschlands und seiner Bewohner beschäftigen, wenn sie auch eigentlich aus dem Auslande herkommen.

Die allgemeine Diplomatik hat nun wieder einen theoretischen und einen praktischen Theil, wovon jener die ihr eigenthümlichen Lehren bloß historisch aufstellt, der letztere aber die Behandlung ihrer Objecte für den Bedarf des Geschäftslebens nachweist.

Bei der weiteren Einteilung und Anordnung der Wissenschaft legen wir, aus den oben schon angeführten Rücksichten, die Urkunde als Hauptobject zum Grunde. Bei ihrer Betrachtung haben wir es theils mit der Form, theils mit dem Inhalte zu thun; in formeller Hinsicht aber besteht jede vollständige Urkunde aus zwei Haupttheilen, dem schriftlichen Text und dem Siegel. Nach dem hiermit gebildeten drei Hauptgesichtspunkten, Schrift, Siegel und Inhalt, ergeben sich für die allgemeine theoretische Diplomatik drei Disciplinen: Graphik, Epigraphik und Pragmatik.

Die Graphik oder Schriftkunde hat den ersten Theil, die Schrift, zum Gegenstande. Da sie dieselbe nur formell, ohne Rücksicht auf den Inhalt, betrachtet, so beschränkt sie sich auch nicht auf die Urkunden allein, sondern hat das ganze formelle Schriftwesen zum Gegenstande, doch so, daß sie im Einzelnen vorzüglich bei den Schriftarten verweilt, die in literarischer Hinsicht, und namentlich in Beziehung auf das Urkundenwesen, von besonderer Bedeutung sind, andre dagegen entweder nur in ihren Beziehungen zur Entwicklung des Schriftwesens im Allgemeinen berücksichtigt, oder auch, wenn sich dergleichen allgemeinerer Beziehungen nicht finden, ganz übergeht, und speziellen Bearbeitungen anheimgibt. Sie theilt sich wieder in drei Theile: Graphologie, Grammatologie und Grammatotechnik. Die Graphologie beschäftigt sich mit der Verrichtung des Schreibens, und handelt daher 1) vom Schreiben überhaupt, nach seinem Begriffe, seiner Entstehung und Verbreitung; 2) von den verschiedenen Arten der Schriftwerke, nämlich a) der Schrift als Bestandtheil andrer, an sich fremdartiger Massen, und zwar a) Inschriften an Gebäuden, Denkmälern und andern Kunstwerken; ß) Münzen (beide gehören der Schriftkunde nur insofern an, als sie Beispiele von Schriftzügen, besonders solcher Art und aus solchen Zeiten liefern, von denen und andre Original-Schriftwerke fehlen); b) der für sich bestehenden Schrift, aber den eigentlichen Schriftwerken, wozu gehören a) Urkunden, b) Briefe, 7) Literaturwerke oder Handschriften im engeren Sinne; 3) von den Schreibenden Personen; 4) von der Verrichtung zum Schreiben; 5) von den Schreibstoffen; 6) von den Schreibwerkzeugen; 7) von den Schreib-

mitteln, als Tinte u. Die Grammatologie ist die Lehre von den Schriftzügen. Sie handelt: 1) von den verschiedenen Arten der Schrift überhaupt; insbesondere 2) von der Bilderschrift; 3) von der Zeichenschrift; 4) von der Buchstabenschrift im Allgemeinen; dann im Einzelnen 5) von der Buchstabenschrift der orientalischen Sprachen; 6) von der griechischen Buchstabenschrift; 7) von der Buchstabenschrift der lateinischen und der davon abstammenden Sprachen; für das Urkunden- und Handschriftenwesen der wichtigste und umfassendste Gegenstand, dem daher auch die speciellste Behandlung gebührt, die jedoch nicht in Mikrologie ausarten darf; 8) von der deutschen Buchstabenschrift; 9) von der Verbindung und Theilung der Worte; 10) von den Interpunctenzeichen; 11) von den Abkürzungszeichen, und zwar a) Siglen, welche ganze Worte durch einzelne Buchstaben andeuten; b) eigentlichen Abkürzungen, welche die Worte durch Weglassung dazu gehöriger Buchstaben abkürzen, dabei aber doch den Stamm derselben noch erkennen lassen; c) titronischen Noten, welche die Worte zu willkürlichen Zeichen umbilden; 12) von einigen hauptsächlich in Urkunden gebräuchlichen Zeichen von besonderer Bedeutung, als Christen-; Monogramme, symbolische Zeichen⁴¹⁾, Recognitionenzeichen und Notarzeichen; wovon jedoch die vier letztern Classen hier nur nachrichtlich erwähnt werden können, da die besondere Abhandlung derselben föhlich nur in Verbindung mit der Lehre von ihrem Gebrauche zur Beglaubigung der Urkunden stattfinden kann, also in die Pragmatik gehört; 13) von den Zahlzeichen; 14) von den musikalischen Zeichen; 15) von den Zeichen, welche bestimmten Wissenschaften angehören. Die letztern, z. B. die chemischen und astronomischen, Zeichen, dürften zwar, ebenso wie die musikalischen, in Urkunden nicht leicht vorkommen; desto öfter aber erscheinen sie in Handschriften; ihre Kenntniß ist daher nicht zu entbehren. Die Grammatotechnik endlich handelt von der äußern Ausstattung der Schriftwerke, namentlich 1) von der Form derselben im Allgemeinen (Tafeln, Rollen, Briefform, Papiersform, eigentliche Bücher); 2) von der innern Verzierung durch farbige Buchstaben, Einfassungen, Bilder etc.; 3) vom Einband und andern Gegenständen der äußern Verzierung.

Die Epigraphik oder Siegelkunde, als den zweiten Theil der Diplomatik, hat man in den neuern diplomatischen Compendien ganz mit in die Lehre von der Beglaubigung der Urkunden gezogen. Früher schon hatte Gatterer wol eine Ahnung davon, daß diese Stellung für die Eigentümlichkeit und den Umfang der Siegelkunde nicht paß, und die Siegel, außer ihrem Gebrauche zur Beglaubigung der Urkunden, noch andre Seiten der Betrachtung darbieten; aber er gerieth auf einen andern

⁴¹⁾ Hierunter verstehe ich solche Figuren, wo Druckstöcke in gewöhnlicher oder abkürzter Schrift, in willkürliche Züge eingestochen sind. Sie finden sich besonders kreisförmig an den päpstlichen Urkunden und wurden von Gatterer ganz unrichtig zu den Monogrammen gerechnet. Abbildungen einer solchen Zeichnung finden sich bei Gatterer, Ref. VIII Nr. 73; bei Schumann, Ref. XVI Nr. 6.

Abweg, indem sie sie mit vielen ganz heterogenen Dingen in seine sogenannte Semiotik zusammenwarf. Ungeachtet nämlich das Siegel allerdings zur Beglaubigung einer Urkunde, d. h. so ist es doch von andern Beglaubigungs- oder Solemnisationsgebräuchen sehr verschieden, theils weil es nicht, wie diese, in den formellen Zusammenhang der Urkunde selbst aufgenommen; sondern als ein, derselben coordinirtes, eigenständiges Ganzes, auf besond. Weise mit ihr verbunden ist, so daß eine Urkunde, deren Siegel durch einen Unglücksfall verloren gegangen ist, dennoch, in Ansehung ihres Textes, für ganz vollständig gelten kann; theils weil es nicht unbedingt zur Urkunde gehört, sondern auch zu andern Zwecken, z. B. zur Verschließung der Briefe, gebraucht wird, obgleich sein Gebrauch bei der Ausfertigung der Urkunden immer der wichtigste bleibt. Überdies ist die Siegelkunde von so großem Umfange, daß sie, einer andern diplomatischen Lehre ausbilden, entweder diese ganz unvollständig machen würde, oder selbst nur unvollständig auszuführen sein würde. Die Siegelkunde verhält sich zur Diplomatie ebenso wie die Schriftkunde, und ist, aus ähnlichen Gründen wie diese, als ein eigenständiger Haupttheil derselben zu betrachten. Es muß übrigens die Siegelkunde insbesondere von den nachfolgenden Gegenständen handeln: 1) von den Siegeln und ihrem Gebrauch im Allgemeinen, wobei zugleich die allgemeine Geschichte des Siegelwesens ihren Platz finden kann; 2) von den Maschinen, aus welchen die Siegel bereitet werden; 3) von der Gestalt der Siegel; 4) von der Befestigungsweise des Siegel an den Urkunden und Briefen; 5) von den auf den Siegeln befindlichen Figuren. Diese sind aber: A. menschliche Figuren; a. Heilige (Schuttpatrone der Päpste, Könige, Kirchen u.); b. Stifter einer das Siegel führenden Corporation oder Anstalt; c. die Inhaber der Siegel selbst; und von diesen erscheint dann u. das bloße Brustbild; oder ß. die ganze Figur; und zwar, aa. auf dem Throne sitzend (Thronsigel, bei Personen des höchsten Ranges auch oft, wenn nicht ganz bezeichnet, „Majestätssiegel“ genannt); ßß. zu Pferde (Reitersiegel); 77. stehend (Fußsigel). B. Gebäude; als Stadtmauern, Thore, Kirchen. C. Wappen. In diesen wichtigsten Theil der ganzen Siegelkunde würde ich kein Versehen tragen, die gesammte Wappenkunde (Heraldik) aufzunehmen; da ich gesehen muß, für diese, als eigenständige Wissenschaft, nach dem jetzigen Standpunkte wissenschaftlicher Anforderungen, keinen passenden Platz zu kennen. D. Mithrasische Zeichen. Endlich hat die Siegelkunde noch 6) von den Aufschriften der Siegel zu handeln.

Die Pragmatik oder Geschäftskunde, als der dritte Theil der Diplomatie, ist die Lehre von den urkundlichen Thatfachen und Ausfertigungen. Nach dem oben im Allgemeinen deducirten Inhalte der Diplomatie hat diese Lehre es mit den geschäftlichen Urkunden ausschließlich, und nur diesen mit den eigenthümlichen Urkunden, vorzugsweise zu

thun. Nach ihrer Aufgabe, diese besonders nach den Eigenthümlichkeiten ihres Inhalts und ihrer Fassung zu betrachten, handelt sie 1) von den Urkunden und Acten im Allgemeinen. Hier ist zuerst der Begriff der Geschäftsschriften überhaupt, und insbesondere der Urkunden aufzustellen, und bei diesen zugleich zu zeigen, wie sie sich von andern schriftlichen Aufträgen, aus deren Zusammenstellung die Acten erwachsen, unterscheiden; hieran schließt sich dann eine geschichtliche Darstellung des Urkundenwesens, von seinem Beginnen an bis auf die neuern Zeiten; die allgemeinen Eigenschaften und wesentlichen Bestandtheile einer Urkunde werden angegeben, ihr Gebrauch und Nutzen für verschiedene Zwecke der Wissenschaft und des Geschäftslebens nachgewiesen, und in Vergleichung damit auch die allgemeinen wissenschaftlichen Begriffe von den Actenwesen und den Acten aufgestellt. In den nachfolgenden Abschnitten wird nun zwar von den Urkunden, die uns einen weit längern Zeitraum hindurch den wichtigsten Stoff zur historischen Kenntniß darbieten, vorzugsweise gesprochen, doch versteht sich im Allgemeinen, daß andre Geschäftsschriften, aus solchen Perioden, wo deren vorhanden und von einiger Bedeutung sind, besonders insofern die aus den Urkunden zu entwickelnden Kenntnisse dadurch ergänzt und näher bestimmt werden können, nicht unbeachtet bleiben dürfen. Daß dabei die Urkunden und Schriften älterer Zeiten vorzüglich beachtet werden müssen, begründet sich zwar dadurch, daß diese am meisten von dem heutigen Gebrauch abweichen, in verschiedene Zweige der Geschichte größern Einfluß haben, und zu ihrem übrigen Verständnisse mehr eigenthümlicher Kenntnisse bedürfen; indessen sind die neuern, die unsrer Zeit näher liegen, aus ihre Verhältnisse unmittelbar einwenden, und hierdurch von andern Seiten wieder ein besonders Interesse gewinnen, dadurch nicht zu vernachlässigen. 2) Von den Ausstellern der Urkunden und andern bei ihrer Ausfertigung beschäftigten Personen. Hier ist, wenn auch insbesondere von den Attualitäten derselben, in den Urkunden vorkommenden Personen, sowie von dem Einflusse, welchen der verschiedene Stand der Aussteller im Allgemeinen auf das Wesen und die Einrichtung der Urkunden hat, die Rede. 3) Von den Urkunden in Beziehung auf die darin verhandelten Gegenstände. Dies ist einer der wichtigsten und für die praktische Urkundenkenntniß einflussreichsten Zweige der Diplomatie, bis jetzt aber in den diplomatischen Lehrbüchern viel zu wenig beachtet. Nach den verschiedenen Gegenständen, über welche Urkunden aufgestellt wurden, theilen sich diese zunächst in öffentliche und Privaturkunden, und jene wieder in Staats- und kirchliche Urkunden; die Staatsurkunden aber theilen sich: a) die allgemeinen Verhältnisse des Staates im Ganzen; b) die Personal- und Familienangelegenheiten der Regenten; c) die Organisation und den Personalstand der Staatsbedienten oder der auf die Regierung besonders einwirkenden Corporationen; d) die Verhältnisse zu andern Staaten; e) die

42) So führt z. B. der Kaiser, Graf Wittenberg das Bild des Friedrichs des Ersten, die Kaiserin, das Bild Karls Friedrichs III. von Brandenburg, als ihrer Stifter, in ihren Siegeln.

43) Solche sind z. B. in den christlichen geistlichen Staaten die Domcapitel; in andern, wo eine christliche Herrschaft bestand, die Mitterhöfe u. d. m.

eigentliche Regierung im Innern; 3) die Rechtspflege; 4) die finanziellen Verhältnisse; und zwar dies alles so-
 nach in Beziehung auf den Staat im Allgemeinen, als
 auch seinen einzelnen Bestandtheilen und Zugehörungen,
 und nach den verschiedenen Richtungen und Verzei-
 gungen der Sachen. Was die kirchlichen und Priu-
 aturkunden betrifft, so unterlassen wir hier, um nicht zu weit-
 läufig zu werden, die besondere Angabe ihres Unterab-
 theilungen, die ohnehin dem Sachkundigen sich von selbst
 ergeben. Nach diesen mannichfaltigen und, wo es nöthig
 ist, noch specieller durchzuführenden Vertheilungen
 müssen, die Urkunden im Allgemeinen charakterisirt,
 und zugleich der Einfluß, welchen der Inhalt einer Ur-
 kunde in gewisser Hinsicht auf ihre Form und Fassung
 hat, nachgewiesen werden. 4) Von der Sprache der Ur-
 kunden. Daß die Sprachen, in welchen die Urkunden
 verfaßt sind, in der Diplomatie nicht gelebt werden könn-
 ten, versteht sich, nach dem früher schon Gesagten, von
 selbst. Hier haben wir es nur mit der historischen Un-
 tersuchung zu thun, welche Sprachen in den Urkunden
 gebraucht werden, und wie sie sich, in Aufhebung der Zeit-
 folge und der geographischen Ausbreitung, auch wol in
 Beziehung auf die in den Urkunden vorhandenen Gegen-
 stände, zu einander verhalten. Insofern die Sprache der
 Urkunden einen eigenthümlichen Charakter an sich trägt,
 und sich hierdurch von andern in derselben Sprache ver-
 faßten Schriften unterscheidet, muß dieselbe Unterschied
 näher nachgewiesen, durch Beispiele erläutert und nach sei-
 ner Entwicklung in der Zeitfolge geschildert, übrigens
 aber auch die zum tiefern Studium oder zum leichtern
 Verständniß der betreffenden Sprachen dienlichen Hülfsmittel,
 als Glossarien, Idiotiken u. hingewiesen werden. 5)
 Von den urkundlichen Zeitbestimmungen. Obgleich die
 Zeitrechnungskunde oder Chronologie, wie bekannt, eine
 eigene, theils mathematische, theils historische Wissenschaft
 bildet, und nicht die Rede davon sein kann, diese in die
 Diplomatie herüberzuziehen, so ist doch die Zeitbestim-
 mung der in den Urkunden vorhandenen Thatfachen und
 ihrer Ausfertigung für das Verständniß und die Prü-
 fung derselben ein so wichtiger und unentbehrlicher Ge-
 genstand, daß man ihn hier um so weniger aus einer
 andern Wissenschaft voraussetzen darf, je mehr zugleich
 bei den Zeitbestimmungen der Urkunden gewisse eigen-
 thümlich kirchlichen und politischen Zeitrechnungssy-
 stemen weniger bedeutend hervor treten. Diese ur-
 kundliche Zeitbestimmungslehre hat es also vornehmlich
 mit der historischen Kenntniß der in den Urkunden ge-
 bräuchlichen kirchlichen und politischen Zeitrechnungssy-
 stemen und den Formen ihrer Bezeichnung und Angabe, oder
 mit einem Worte, mit der Datirung der Urkunden, zu
 thun, und neben der allgemeinen Erörterung und Nach-
 weisung derselben die Hülfsmittel anzugeben, um jedes
 vorkommende, weniger bekannte Datum auf die gewöhn-
 liche Zeitrechnung zurückzuführen. 6) Von den ur-

kundlichen Ortsbestimmungen (Diplomatische Geographie).
 Die Lehre von der Eintheilung der Länder und Lage der
 Orte, insofern sie zur nähern Einsicht in das Geschäfts-
 wesen, vornehmlich älterer Zeiten, dient, ist theils für
 das Verständniß vieler eigenthümlicher, in den ältern Ur-
 kunden vorkommender, und bei ihrer Ausfertigung statt-
 findender Angaben, ein besonders mächtiger Gegenstand,
 theils geht sie selbst auch, größtentheils aus den Urkunden
 hervor, und es rechtfertigt sich daher sowohl durch die Na-
 tur der Sache, als durch das Beispiel der ältern Diplo-
 matiker, wie Mabillon, der Verfasser des Chron. Gott-
 w. u. A., wenn wir dieser Lehre einen Platz im Ge-
 biete der Diplomatie anweisen. Sie handelt vornehm-
 lich a) von der Eintheilung der Länder und Staaten
 überhaupt, insofern sie auf die Kenntniß der ältern Ver-
 fassung und des Urkundenwesens Einfluß hat; und dann,
 in Beziehung auf Deutschland besonders: b) von den
 Gauen; c) von den bischöflichen Diöcesen; d) von den
 königlichen Pfälzen und Bülen. 7) Von den Staatsver-
 richtungen und Rechtegebräuchen älterer Zeiten, so weit
 sie in den Urkunden zur Sprache kommen. Die Ent-
 wicklung der ältern Staatsverfassungen in legislativer,
 administrativer und finanzieller Hinsicht, sowie der ältern
 Rechtsinstitute, des Rechtsverfahrens und der dabei statt-
 findenden eigenthümlichen Gebräuche, insofern ihre Kennt-
 niß theils aus den Urkunden hervor geht, theils zu ihrem
 Verständniß erfordert wird, ist für das Urkundenwesen ein
 so höchst wichtiger Gegenstand, daß die Diplomatie eine
 große und süßliche Lücke enthält, so lange sie ihn nicht
 mit in sich aufnimmt. Die Verweisung auf historische,
 politische und juristische Schriftsteller, welche die hieher
 gehörigen Gegenstände abhandeln, und darüber Auskunft
 geben sollen, genügt weniger, als irgend eine andere An-
 weisung ähnlicher Art, da man bei keinem jener Schrift-
 steller erwarten darf, diese Gegenstände in vollständiger
 Uebersicht und in rein urkundlicher Beziehung und Be-
 gründung zu finden; denn Bearbeitungen aus dem juristi-
 schen, staatsrechtlichen oder irgend einem andern Ge-
 sichtspunkte sind theils für den Bedarf des Urkundenfor-
 schers nicht berechnet, und enthalten entweder zu viel oder
 zu wenig, theils geben sie selten das reine Resultat ur-
 kundlicher Forschung, sondern modificiren diese auch im
 glücklichsten Falle nach ihren besondern Zwecken und An-
 sichten. Als Zeitraum, bis zu welchem die historische An-
 stellung dieser Staats- und Rechtsverhältnisse zum Be-
 hufe der Diplomatie herabzuführen ist, möchte für Deutsch-
 land am zweckmäßigsten der westfälische Friede oder die
 Mitte des 17. Jahrhunderts zu betrachten sein; doch können
 Ausnahmen in Beziehung auf einzelne Staaten und Ver-
 hältnisse stattfinden und eine weitere Fortführung nöthig

samt derselben steht. Ebenso wenig kann man sie, mit Schö-
 nmann, zu der Lehre von der Regalausgebung rechnen, da das
 Datum eigentlich bloß eine historische Noth ist, und an sich zur
 Glaubwürdigkeit einer Urkunde unmittelbar gar nichts beiträgt,
 wie sich denn das Datum bekanntlich auch in Briefen und andern
 Schriften findet, ohne daß dieselben dadurch einen unbedeutenden Cha-
 rakter erhalten. Sie bildet daher mit Recht eine eigene, als sich
 bestehende Lehre.

44) Daß die diplomatische Zeitrechnungskunde nicht in der
 Lehre von der Schlussform ein geht, wobei die Gattungen ge-
 braucht hatte, geht schon daraus hervor, daß das Datum gar nicht
 immer am Schlusse der Urkunde, sondern sehr oft gleich zu An-

maßen; auch sind überhaupt die Verhältnisse der neuern Zeit vergleichungsweise zu berücksichtigen. 8) Von der formellen Fassung der Urkunden. Dies hierüber hatten wir es mit den in den Urkunden vorgetragenen Sachen zu thun; nun kommen wir auf die Art, wie der Vortrag dieser Sachen sich zu der eigentlichen Erscheinung der Urkunde gestaltet. Von Postulaten aus andern Wissenssätzen und Literaturquellen, deren die vorigen Abschnitte theilweise zu ihrer Vervollständigung bedürfen; ist hier nicht mehr die Rede, vielmehr hat man die hier mitzutheilenden Kenntnisse jederzeit als ausschließliches und unbestrittenes Eigenthum der Diplomatie, auch in ihrer engsten Beschränkung, betrachtet. Es gebührt hierher alles, was, ganz abgesehen von dem Inhalte, bios in Ansehung der Art des Vortrags und der Ausfertigung, das Wesen der Urkunde ausmacht, und was man ebendern insgemein unter dem Namen der Kanzlei-Praxis befaßt; es muß also hier gehandelt werden: a) von der Fassung der Urkunden und dem urkundlichen Cursivstyl überhaupt; b) von der formellen Verschiedenheit der Urkunden, welche durch äußere Verhältnisse, als Alter, Vaterland, Regierungsform, Ausscheller, Bestimmung u. dgl. abhängt; c) von den besondern Formeln, welche sich am Eingang und Schluß der Urkunden finden. 8) Von der Beglaubigung der Urkunden; und zwar a) durch in den Text der Urkunden selbst aufgenommenen Worte; b) durch Unterschrift; c) durch besondre, die Stelle der Unterschrift vertretende oder sie begleitende Brücken, wo denn der Gebrauch der Monogramme, der Recognitions- und Notariatszeichen u. dgl. besonders zu erklären, und auch auf den Gebrauch der Siegel, nach seinen rechtlichen Beziehungen und Wirkungen (mit dem die Gestalt und andre formelle Eigenschaften der Siegel, von denen die Epigraphik handelt, nichts weiter zu schaffen haben) zurückzukommen ist. In den vorhergehenden Abschnitten, die sich mit den in den Urkunden enthaltenen Sachen beschäftigen, müssen, neben den eigentlichen Urkunden; auch andre Geschäftsschriften, insofern sie für die dahin gehörigen Kenntnisse brauchbare Materialien enthalten, oder mit den Urkunden unter gleiche Gesichtspunkte zu fassen sind, flüchtig und mit Berücksichtigung werden; in den beiden zuletzt genannten Abschnitten aber kann von ihnen nicht die Rede sein, weil diese sich grade mit solchen Eigenschaften abgeben, welche die Urkunden als Urkunden eigenthümlich charakterisiren. Diesen muß also noch ein letzter Abschnitt zur Seite gestellt werden, welcher ebensmäßig die andern den Urkunden koordinirten Geschäftsschriften betrachtet; also handelt 10) von den formellen Eigenschaften der Acten und ihrer einzelnen Bestandtheile. Hiermit ist die Prolegomena und zugleich die ganze theoretische Diplomatie beschaffen.

Die allgemeine praktische Diplomatie hat es nun zwar mit der Anwendung der Urkunde selbst auf das Geschäftswesen zu thun; es folgt aber hieraus nicht, daß man, wie in einigen Lehrbüchern wirklich geschehen ist, hier einen besondern Vortrag über den historischen und juristischen Gebrauch der Urkunden zu ernennten hätte; denn dieser Gebrauch wird sich theils aus ei-

ner richtig behandelten theoretischen Diplomatie von selbst ergeben, theils ist er nicht mehr Sache des Diplomaten, sondern des Staatsmannes, Juristen, Geschichtsforschers u. dgl., dem der Diplomatiker nur die nöthigen Materialien überliefert und das Verständnis derselben eröffnet. Die praktische Diplomatie umfaßt nur zwei ihr wesentliche Lehren, nämlich: 1) die diplomatische Kritik, oder die Prüfung der Urkunden und Handschriften in Ansehung ihres Alters und ihrer Echtheit. Diese kann zwar eigentlich auch keine neuen Lehren aufstellen, da die meisten Lehren der theoretischen Diplomatie, indem sie die materielle und formelle Beschaffenheit der Urkunden darthun, zugleich die Mittel an die Hand geben, um zu erkennen, ob eine gegebene Urkunde die Eigenschaften hat, welche ihr nach ihrem vorgegebenen Schalter, Vaterland, Ausscheller, Inhalt u. dgl. zukommen müssen, oder ob sich an ihr widersprechende Eigenschaften zeigen. Indessen ist es doch nöthig, die in der ganzen theoretischen Diplomatie verstreuten, und dort in andern Beziehungen vorgetragenen, Lehren in eine allgemeine Übersicht zusammenzufassen, und dem besondern, hier obwaltenden Zwecke gemäß zu betrachten. Die diplomatische Kritik muß daher im Allgemeinen die Gesichtspunkte angeben, unter welchen eine Urkunde als verdächtig erscheint und einer genauern Prüfung bedarf, und dann eine sichere wissenschaftliche Methode vorzeichnen, nach welcher eine solche Prüfung geschehen muß. Sie wird dabei, außer der Anwendung der eigentlichen theorettischen diplomatischen Lehren, auch auf die notwendige Berücksichtigung ein gewisser Verhältnisse hinweisen müssen, deren specielle Ausführung aber nicht hieher gehört, indem Gegenstände dieser Art, bei vorzukommenden Fällen, notwendig aus allgemeiner Gesichtskritik vorausgesetzt werden müssen, und hier nur an Beispielen

45) Der Diplomatiker kann allerdings mit einem der vorhin genannten Gelehrten eine Parole sein, je er muß dies unter gewissen Umständen, und bis ihm das vorliegende Urkunde in die Hände der Wissenschaft gelangt; aber dann verliert er das Gebiet der Diplomatie aus der Hand. Es kann ein Gelehrter Philolog und Historiker in einer Person sein; aber wenn er als Gelehrter kritisch urtheilt, daß er nicht das Geschäft des Historikers, und wenn er aus deren Nachrichten eine Geschichte bearbeitet, nicht mehr das Geschäft des Philologen. 46) Auch die Handschriften gehören allerdings mit in das Gebiet der diplomatischen Kritik, sobald bei ihnen nur von der Echtheit u. dgl. die Rede ist, und nicht von ihrem wissenschaftlichen Inhalte die Rede ist; denn wo jene, z. B. das Alter einer einzigen vorliegenden Handschrift, geprüft werden soll, kann es nach andern, als nach den aus den Urkunden anwendbaren Grundsätzen und Regeln geschehen. Ganz etwas andres ist es freilich, wenn die Untersuchung dahin geht, ob nicht ein einzelnes vorliegendes Exemplar, sondern die Abhandlung, welche den Inhalt dieser und aller möglichen sonst etwa noch vorhandenen Exemplare derselben Schrift ausmacht, irgend einem sehr ausgebreiteten Verfasser angehört, ob dieser Inhalt an sich glaubwürdig ist u. dgl. m. Diese Untersuchungen fallen natürlich den Wissenschaftlern anheim, in welche der Inhalt der sprachlichen Schriften einfließt; und nur die eigenthümlichen Verhältnisse der Urkunden, nach welchen sie nicht bios der Form, sondern auch dem Inhalte nach Gegenstand der Diplomatie sind, verursachen, daß bei ihnen die diplomatische Kritik auch den Inhalt zu beurtheilen hat.

erläutert werden können. 2) Die Archivalkunde, oder die Lehre von der Aufbewahrung der Urkunden und anderer Schriftstücke, in einer zweckmäßigen Ordnung, für den künftigen Gebrauch. Sie stellt zuerst den Begriff eines Archivs und der in dasselbe gehörigen Gegenstände fest, und zeigt dann, wie, insbesondere in einem Staats- oder Landesarchiv, als dem wichtigsten Institute dieser Art, sowohl das Urkunden, als die, ihrem Inhalt und ihrer historischen Beziehung nach, in dasselbe gehörigen Acten und sonstigen schriftlichen Nachrichten, zweckmäßig geordnet, aufbewahrt, vor Beschädigung gesichert und der Benützung für wissenschaftliche und administrative Zwecke zugänglich gemacht werden sollen. 3) Eine historisch-kritische Uebersicht der wichtigsten wirklich vorhandenen Archive würde sich hienun zweckmäßig anschließen, wenn erst mehr Materialien für eine solche vorhanden wären, und nicht über dem Archivwesen in dieser Hinsicht noch ein so großes Dunkel schwebte, daß jeder Archivbeamte in der Regel nur das Archiv kennt, bei dem er selbst beschäftigt ist, und bei andern, mit dem Archivwesen nicht in näherer Verbindung stehenden Personen entweder völlige Unkunde, oder doch eine sehr irrige Ansicht desselben sich findet. Da die gedruckten Urkundensammlungen gleichsam die offenen, für Jedermann zugänglichen, Archive vorstellen, so würde endlich eine zweckmäßige Methode für die Bearbeitung einer solchen Urkundensammlung, nach Maßgabe des dabei vorworfenden Gesichtspunktes, und eine kritische Würdigung der bereits vorhandenen hieher gehörigen.

Wird hierher was immer von der allgemeinen Diplomatie, oder, welches dasselbe ist, von der Wissenschaft nach ihrem Gesamtumfang, ohne äußere Beschränkung, die Rede. Die spezielle Diplomatie verhält sich zu dieser allgemeinen nicht ganz so, wie wir bei andern Wissenschaften den Ergänzungen des allgemeinen und speziellen Theiles zu nehmen gewohnt sind. Zwar läßt sich die

absolute Möglichkeit auch in dem Sinne, wie wir z. B. eine allgemeine und spezielle Pathologie kennen, eine allgemeine und spezielle Diplomatie einander gegenüber zu stellen, nicht leugnen; die spezielle Diplomatie würde dann die einzelnen bekannten Urkunden nach einem gewissen System aufzählen, ihren Inhalt angeben und ihre sonstigen Wertwürdigkeiten beschreiben. Wenn aber eine praktische Urkundekenntnis auch nur in einem mäßigen Grade beinhalten, der wird schon von vorn herein gegen die wirkliche Ausführung eines solchen Unternehmens in seinem ganzen Umfange große Bedenkenheiten hegen; und wer es vollends selbst versucht hat, nur die Urkunden eines einzigen Archivs auf diese Weise consequent zu verzeichnen, wird die Schwierigkeiten zu schätzen wissen, die auf der einen Seite die Weitläufigkeit eines solchen Werkes für die Bearbeitung, auf der andern Seite aber der leicht zu erklärende, ungeheure Umfang, sowohl für die materielle Ausführung als für die Benützung notwendig herbeiführen muß. Wir lassen also eine spezielle Diplomatie in diesem Sinne vor der Hand noch dahingestellt sein, und reden von der Specialdiplomatie in einer andern Bedeutung, nach welcher sie zwar ebenfalls an die allgemeine Diplomatie sich anschließt, von dieser aber sich so unterscheidet, daß sie, bei einer engeren Beschränkung ihres Umfanges, mit den innerhalb dieses gegebenen Umfanges liegenden Einzelheiten sich aufmerksamer beschäftigt. Solche Specialdiplomaten können also viele neben einander bestehen, je nachdem man aus dem ganzen großen Umfange des Urkundenwesens eine einzelne Partie heraushebt, und dieser eine genauere Bearbeitung widmet. Dieses Ausheben kann nach mancherlei Rücksichten geschehen, unter denen jedoch Dynastien und Staaten die wichtigsten sind, sodas von jeder Regentensfolge (Kaiser, Päpste u.) und von jedem größern oder kleinern Staate sich eine Specialdiplomatie denken läßt. Eine solche Specialdiplomatie betrachtet nun, nach Maßgabe ihres angenommenen Umfanges, die dahin gehörigen Urkunden, und andre, mit diesen in näherer Verbindung stehende, oder zu ihrer Ergänzung dienende Geschäftverhandlungen, zwar auch nach gewissen allgemeinen Gesichtspunkten, doch so, daß jedes einzelne Stück nicht bloß in seiner Beziehung zur allgemeinen Urkundekenntnis, sondern hauptsächlich nach seinem besondern Inhalte betrachtet wird. Müssen einer solchen Specialdiplomatie haben wir bis jetzt an den im Chronicon Gotwicense und von Heumann gegebenen Beiträgen zur teutschen Kaiserdiplomatie; es lassen sich aber ähnliche Bearbeitungen des Urkundenwesens jedes besondern Staates denken, und noch tiefer und vielfältiger, als es von den genannten Schriftstellern in Beziehung auf das teutsche Reich geschehen ist, ausführen. Wenn wir z. B., um die Sache an einem Beispiele zu erläutern, uns die Specialdiplomatie eines vornehmlichen teutschen geistlichen Reichslandes, z. B. eines Erzstiftes, denken, so würde diese zuvörderst das ganze Urkundenwesen desselben, nach gewissen Hauptveränderungen, in bestimmte Perioden theilen. In jeder Periode würden nun die während derselben regierenden Erzbischöfe nach ihrer Ordnung aufgeführt und

47) Allerdings ist verstanden, die Archivalkunde als eine eigene Hauptwissenschaft aufzufassen, und die Diplomatie ihr als einen Zweig oder ein Hilfswissenschaft derselben unterzuordnen. Da aber die Aufbewahrung der Urkunden in den Archiven nicht das Wichtigste, sondern nur das Zufällige und Accessorische ist, so ist ihre Wichtigkeit ebenso wenig das Wichtigste, als wenn man die ganze Literaturgeschichte der Bibliothekwissenschaft unterwerfen wollte, weil die Literaturwerke in Bibliotheken aufbewahrt werden. Die bei jener Gelegenheit aufgeworfene Frage: wo denn die Archivalkunde liege, wenn: wie von einem berühmten Bibliographen geschehen, die Diplomatie nur als ein Zweig der Handschriftenkunde betrachtet werden wollte, verhält sich nicht so, wenn man auch die Urkunden notwendig als Handschriften zu betrachten hat, doch eine eigenthümliche Wissenschaft der Handschriftenkunde, welcher die Urkunde eigenthümlich untergeordnet sein soll, nicht kritisieren kann, sobald man nicht nur die handschriftliche Form, sondern auch den Inhalt als Gegenstand wissenschaftlicher Kenntnis betrachtet. Sonst würde zu folgern sein, entweder daß die Urkunden nur so lange sie noch handschriftlich existieren, oder nicht mehr, wenn sie sich in gedruckten Büchern finden, einen Gegenstand der Diplomatie anmachen; oder, wenn man dies nicht annehmen will, daß nach der Analogie nun auch alle gedruckten Bücher, weil sie doch früher handschriftlich existiert haben, fortwährend in das Gebiet der Handschriftenkunde gehören. Eine Fölgerrung ist aber augenscheinlich so absurd wie die andre, und deshalb seiner ernstlichen Berücksichtigung.

X. Gesetz. v. B. u. A. Erste Section. XXV.

der jedem angegeben: 1) die auf seine Macht brügglichen Verhandlungen, so weit sie noch vorhanden sind; 2) die diplomatischen Merkwürdigkeiten seiner Regierung überhaupt, namentlich die Zölle und Beschaffenheit seiner Urkunden, die darin gebrauchten Formeln u. s. d., die Eigentümlichkeiten der Schrift, und besonders das obre die Siegel, da von manchen, und in spätern Zeiten von jedem, mehrere vorkommen; 3) die von ihm geführten Verhandlungen mit dem Ausland, und zwar a) in Beziehung auf sein Verhältnis zum teutschen Reiche; b) in Beziehung auf sein Verhältnis zur römischen Kirche; c) in Beziehung zu andern Fürsten und Staaten, wohin dann Bündnisse, Verträge, Kriege, und Friedenshandlungen, Grenzungen und deren Berichtigung u. s. gehören. Hierbei sind dann nicht blos die von jedem Erzbischof ausgefertigten, sondern auch die von ihm dargen von den Kaisern, Päpsten und andern Personen empfangenen Urkunden zu erwähnen; 4) die von ihm in innern Angelegenheiten seines Landes ausgefertigten Urkunden, die, wenn ihrer viele sind, wieder nach besondern Gesichtspunkten geordnet werden können; 5) die unter seiner Regierung innerhalb seines Erzbistums von Andern ausgefertigten Urkunden, und zwar a) von seinem Domcapitel; b) von andern Eistern und Klöstern, nach ihrer Ordnung; c) von den weltlichen Vasallen; d) von den Städten; e) von Privatpersonen. Jeder Periode würde nun eine Recapitulation folgen, welche die darin abgehandelten diplomatischen Gegenstände in einer kurzen Übersicht darstelle, um die Veränderungen des Urkundenwesens, sowie die damit in Verbindung stehenden Veränderungen der Verfassung bemerkt zu machen. In ältern Zeiten, wo die Urkunden noch nicht so überaus zahlreich sind, läßt sich eine Übersicht aller bekannten Urkunden mit Inbaltstempel jeder einzelnen geben; in den spätern Zeiten aber wird natürlich aus dem größern Vorrathe nur eine Auswahl der an sich, oder in ihrer Art, besonders merkwürdigen und charakteristischen Urkunden vorausgesetzt, und manchmal der Inbalt von mehrern zusammengefaßt werden müssen; auch kommt, je weiter die Zeit vorrückt, immer mehr, neben den eigentlichen Urkunden, das Actenwesen mit in Betrachtung. Die Auswahl des Stoffes zur speziellen Urkundenkenntnis muß, wenn irgend ein Ende abzusehen sein soll, immer strenger werden, je mehr mit der fortschreitenden Zeit die Masse des Stoffes im Allgemeinen wächst und das historische Interesse im Einzelnen abnimmt. Am strengsten wird die Auswahl bei den Privaturkunden sein müssen, die im Allgemeinen von sehr geringer geschichtlicher Bedeutung sind, und nur in einzelnen Fällen für die Kenntnis der Sprache, Sitten, Rechtsgedacht, Handelsverhältnisse u. s. interessant werden. Bis bei Gelegenheit dazu findet, muß dann auch auf die verfälschten und untergeschobenen Urkunden und ihren Unterschied von der echten Rücksicht genommen werden. Noch complicirter würde sich die Aufgabe gestalten, wenn man sie auf eine Specialdiplomatie von ganz Teutschland (nicht bloße Kaiserdiplomatie) ausdehnen wollte; denn da würden bei jeder Regierung, außer dem Urkundenwesen des Kaisers, auch das Ur-

manen der geistlichen und weltlichen Reichstände zu betrachten, und freilich in diesen Partien eine höchst strenge Auswahl der entweder durch den Stand und andere Verhältnisse ihrer Auksteller merkwürdigen, oder „hinfort auf Sprache, Geschichte, Gebrauche u. besonders wichtigen Urkunden nöthig sein.“) — Ungeachtet wir in Chron. Gottw. und bei Deumann treffliche Proben finden, wie eine Specialdiplomatik mit Geist und Augen zu bearbeiten ist, so ist doch seit der Zeit dieser Schriftsteller nichts Bedeutendes in diesem Fache geleistet worden. Indessen ist dazu in neuern Zeiten durch viele gute Urkundenensammlungen, deren wir in der nächsten Zukunft, wenn anders das Interesse für die Geschichte der Vorzeit und ihre Denkmale sich nicht zu schnell wieder verliert, wahrscheinlich noch mehr zu erwarten haben, ebenso sehr vorgebeizt, als das Bedürfnis eines Hülfsmittels zur leichtern und allgemeinem Uebersicht der im Zuge geförderten Schätze fühlbarer gemacht worden, worfür diese Urkundenverzeichnisse (Regesten) so nöthig sei in ihrer Art immer sein mögen, doch nie ganz genügen.

(H. A. Erhard.)

Diplomatische Buchstabenkunde, Graphik, f. un-
ter den Nachträgen zu D.

DIPLOMERIS. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Kinnhöhlen Classe und aus der Gruppe der Euphorben der natürlichen Familie der Dipsacaceen hat Don (Prodr. fl. napol. p. 26) so genannt wegen des doppelten Anhanges des Eippens (Dipsosperis: *μῑσπῑς*, *διπλῑδος*); Sprengel (Syst. reg. III. p. 676) schlug dafür den genauer bezeichnenden Namen *Paragnathia* (*παρὰγνῑθος*, Badenrich) vor. Ehor. Die Kelchblätter offenstehend, eiförmig; zugespitzt, das Eippchen umgeben; herzförmig, ausgebreitet, langgestreckt, dreiflügelig: der mittlere Lappen klein; auf jeder Seite ein dreiflügeliger Anhang, dessen Seitenlappen linien-faltförmig, an der Spitze mit einem Knöpfchen versehen sind, während der mittlere abgerundet und länger ist; das Gölchen frei, an der Spitze zugespitzt; die Anthere liegt unter einer doppelten Kappe; die ungeheulten Dollenköpfer lassen sich in elastische Röhren zerlegen. Die einzige Art, *D. pulchella* Don (l. c., *Paragnathia pulchella* Spr. l. c. p. 695) ist in Nepal einheimisch als ein perennirendes Kraut mit aufrechtem, fingerlangem, dreiblättrigem Stengel, linien-lanzettförmigen, spizen Blättern und einzeln am Ende des Stengels stehender, ziemlich großer, überhängender, rosenrother Blume.

(*A. Sprengel*)

DIPLONYX. Eine von Rafinesque (Florul. Indov. p. 101) aufgestellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Einne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Leguminosae. Char. Der Kelch kugelförmig, zweilappig; die obere Lippe gespalten, die untere dreilappig.

48) Proben eines noch diesen Grundsätzen bearbeiteten Specialprogrammats des Bisthums Münster, welche mehr, als es ein solcher allgemeiner Umriss vermag, den Inhalt dieser Wissenschaft und die daran zu stellenden Forderungen erläutern, hat der Verf. dieses Kriteils für die Zeitschrift S. Archiwunde etc. bestimmt, und erlaubt sich hier nochmals darauf zu verweisen.

nig; die Schmetterlingscorolle hat einen zurückgeschlagenen Bimbel mit drüsigem Nagel; jedes Segel zwei Nage (daher der Gattungsname: *brvz*, Nagel, *dimloos*, doppelt) und einen Sporn; der Kiel ebenfalls zwei Nage; die Hülsenfrucht ist vielkammig und dehrund. Die einzige Art, *D. elegans Rafid.* l. c., welche auf den Inseln des Indisch-Ostindien, ist ein Strauch, welcher sich bis zu einer Höhe von 30 bis 40 Fuß um Bäume schlingt. Die zahlreichen Äste tragen unpaar- gefiederte, fleischpaarige Blätter, spontanförmig, unten filzig, am Rande zurückgerollte Blättchen, lange Blüthentrauben, zottige Kelche, violette Blumen und gekrümmte Hülsenfrüchte. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPAPPUS. Eine von Cassini (Bullet. de la soc. philom. Sept. 1817, Diet. des sc. nat. XIII. p. 308) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Einöfchen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Ästern Cassini's), der natürlichen Familie der Compositae. Fessing (Syst. comp. p. 163, Linnaea V. p. 144, VI. p. 110) vereinigt mit *Diplopappus* die Gattungen *Callistemma* und *Haplopappus* (*Aplopappus Cass.*, *Diplostephium Kunth*, *Chrysopsis Nuttall*, (*Diplogon Rafin.*) und *Neja Don*, während er für *Diplopappus annuus Cass.* (*Erigeron annuus Aiton*, *Aster annuus Linn.*) die Cassini'sche Gattung *Stenactis* annimmt. In diesem Umfange wird *Diplopappus* charakterisirt durch einen dochsigelsternförmigen gemeinschaftlichen Kelch, nackten oder fast nackten Fruchtknoten, und durch eine Samentrane, welche aus einer doppelten Reihe von Haaren oder Borsten besteht (daher der Name *dimloos*, Samentrane, *dimloos*, doppelt). Die zahlreichen Arten, früher meist zu *Aster* gerechnet, sind als Sträucher oder Kräuter mit abwechselnden, einfachen Blättern und einzeln am Ende der Zweige stehenden, verschiednen gefärbten Blüthen in Asien, Afrika und Amerika einheimisch (s. den Art. *Diplostephium*). (*A. Sprengel.*)

DIPLOPETALON Spr. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Einöfchen Classe und aus der natürlichen Familie der Spinnweben hat *Billardiere* zuerst unter dem übel gebildeten Namen *Dimerorea* (zusammen, theilen, die 2, doppelt) bekannt gemacht. Chat. Der Kelch fünfblättrig, flehenbleibend, mit Stützblättern versehen; die Corollenblättern kreisförmig; die breite, gewimperte Basis der Staubfäden umgibt ein dicker, drüsiges Ring, welcher fünf gespaltene, buchtörmige, gerimpelte, an der stumpfen Spitze schwielige Blättchen trägt, die auf der innern Fläche der Corollenblättern aufliegen (daher der Name: *dimloos*, Blumenblatt, *dimloos*, doppelt); die Kapself ist lehrartig, dreilappig, dreikammig. Die einzige Art, *D. glaucum Spr.* (Syst. veg., cur. post. p. 150; *Dimerorea glauca Labill.* Nov. Caedon. p. 51, t. 51) ist ein auf Fleu-Caledonien einheimischer, sehr dichter Strauch mit dehrunden, aufrechten Zweigen, zweifächigen oder zweipaarigen, lanzettförmigen, unten schimmelgrünen Blättern, kurzen, weißfilzigen Blattstielen, in den

Blattachseln stehenden Rispen und kleinen weißen Blumen.

DIPLOPIRACTUM. Eine von Desfontaines (Mém. du Mus. V. p. 31, t. 1) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Einöfchen Classe und aus der natürlichen Familie der Liliaceen. Chat. Der Kelch fünfblättrig; fünf Corollenblättern, welche an der Basis innen mit Schüppchen versehen sind; der Griffel einfach, mit fünf zusammengeschuhten Narben; die Kapself kugelig, nicht aufspringend, fünfzählig, zehnfächerig; die Fächer durch Querscheidende nochmals getheilt (daher der Name: *goaxrös*, verzahnt, *dimloos*, doppelt), zweikammig; die Samen an den Bänden befestigt. Die einzige Art, *D. aricalatum Desf.* l. c., hat Lesschnault auf Java entdeckt. Es ist ein Baum mit abhangen, an der Spitze gekrümmten, an der Basis ungleich herzförmig-geböten Blättern, zwelffächerigen oder ungetheilten, in der Mitte mit einer Borste versehenen Ästernblüthen, am Ende der Zweige stehenden, Blüthen und filzigen Kelchen. Nach Sprengel (Syst. veg., cur. post. p. 205) ist die Gattung *Microsemm Labill.* (Nov. Caedon. t. 57) im Besentlichen nicht von *Diplopiactum* verschieden; *M. salicifolia Labill.* ist *D. salicifolium Spr.* (*A. Sprengel.*)

DIPLOPHYLLUM. Eine von Schumann (Berl. Mag. VIII. S. 310) gegründete, von Reichenbach später (Conspect. regn. veg.) *Cochlidiosperma* genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zweiten Einöfchen Classe und aus der Gruppe der Beroniceen, der natürlichen Familie der Strofularien. Chat. Der Kelch zweiblättrig (daher der Name: *gillor*, Blatt, *dimloos*, doppelt), schmalgekrümt, flehenbleibend, nachwachsend mit herzförmigen, gefügten Blättern; die Corolle radförmig, vierlappig, mit gegenüberstehenden kleinen Lappen; die Staubfäden länger als die Corolle, mit Zwillingsthränen; der Griffel fadenförmig, mit einfacher Narbe; die Kapself rundlich, flachgedrückt, runzelig, auf einer Seite mit einem Nabel; der Embryo umgekehrt. Die einzige bekannte Art, *D. veronicaeforme Lehm.* (l. c. p. 31, *Veronica Crista galli Steud.* in Linn. transact. XI. 2. p. 408, t. 31), hat Steud. in schattigen Wäldern am südlichen Kaukasus entdeckt. Dieses Sommergewächs gleicht im Äußern dem Ader-Ehrenpreis (*Veronica agrestis Linn.*), in der Bildung des die Kapself bedeckenden Kelches dem Baumreis (*Asperugo procumbens Linn.*), und hat fast gabelig-förmige, niedrige, mit zwei Streifen bezeichnete, behaarte Stengel, fadenförmige, herzförmige, nervenreiche, gefiederte, behaarte Blätter, welche am obern Stengel größer sind, als an der Basis, einzelne, aufständigen, absteigend, zu leicht zurückgeschlagene, dehrunde, behaarte Blüthenstiele und blaßblaue Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPIA (von *dimloos*, doppelt, und *piwa*, ich sehe), vielm duplatus, Doppeltsehen, franz. Rovee, bezeichnet denjenigen krankhaften Zustand des Gesichtssinnes, bei welchem die einfach vorhandenen Gegenstände alle doppelt erscheinen. Wiewohl ist eines dieser beiden Bilder deutlicher, das andere schwächer und verschoben

und schattenähnlich; bald werden beide gleich deutlich wahrgenommen, so daß der Kranke unvernünftig ist, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. In dem einen Falle stehen sich beide Bilder sehr nahe, oft ja, daß eines das andre zum Theil deckt, in dem andern weit von einander entfernt; bald befinden sie sich seitwärts, bald unter, oder über einander. Sehr selten ist es indeß, daß der Kranke auf einem Auge doppelt sieht, und dann ist das andre meistens gesund (ein solches Beispiel, als die Folge einer Trennung der Iris vom Glaskörper, so daß zwei Pupillen entstanden, erzählt *Larrey Clinique chirurg.* T. I. p. 416). Am gewöhnlichsten erfolgt Doppeltsehtigkeit, wenn man mit beiden Augen einen Gegenstand betrachtet. Schließt man daher das Eine, so sieht man auch den Gegenstand einfach und deutlich. Oft auch sieht der Kranke nur bei gewissen Richtungen des Augapfels doppelt, z. B. beim Gradaussehen oder beim Seitenwärtssehen u.

Das Doppeltsehen ist bald ein vorübergehender Zustand (nicht selten periodisch), bald ein anhaltender und hier nach der Dauer desselben verschieden. Zufällig und nur von kurzer Dauer kommt es vor bei allen heftigen Gefühlsanregungen nach dem Kesseln, im Zustande der Trunkenheit, in heftigen Ausbrüchen von Zorn, nach dem anhaltenden Lesen sehr kleiner Schrift und unter den Vorboten des Schwindels, der Ohnmacht, des Schlagflusses u. Ebenso verhält es sich nur symptomatisch in denjenigen Fällen, wo Geschwülste in der Augenhöhle, z. B. der Tränenröhren, den Augapfel aus seiner regelmäßigen Lage verdrängen und ihm eine abnorme Stellung geben; weniger jedoch, wenn dies sehr allmählig, als wenn es plötzlich geschieht. Sympathisch findet es sich bisweilen beim Leiden gastrischer Degane, unter den Beschwerden, welche Würmer veranlassen, bei Gehirnerschütterungen u. Als selbstständige Krankheit dagegen und von längerer Dauer erscheint es in Folge von Schiefstellungen der Augäpfel (*Strabismus*, und zwar *divergens*). Diese sind wieder am häufigsten bedingt durch rheumatische Entzündung einzelner Augenmuskeln, wodurch die Sehachsen beider Augen verändert und von einander entfernt werden, oder wobei das eine Auge den Bewegungen des andern nicht zu folgen vermag. Endlich kann auch eine Störung in der Sehkraft beider Augen entstehen durch beginnende Cataracte oder Amblyopie, indem dieselbe auf einem Auge plötzlich vermindert und so in ein Mißverhältniß zu der des andern Auges gesetzt wird. Dasselbe findet man bei Unebenheiten *) und bei bei weitem häufigern Narben und Fleden auf der Hornhaut, ja selbst oft dann, wenn das Auge secht und mit Tränen bedeckt ist. Hier ist es denn, wo der Kranke, wenn er das eine, kranke Auge schließt, einfach sehen kann. Meistens sind auch hier beide Bilder nicht gleich deutlich, sondern das eine dem Schatten des andern ähnlich. Eine ganz gleiche Doppeltsehtigkeit kann man beliebig bewirken durch einen mäßig starken Druck auf den Augapfel in der Gegend des äußern Augenwinkels. Die Art, welche dieses Leiden er-

fordert, kann man nur dann mit Aussicht auf Erfolg unternehmen, wenn es möglich ist, die Ursachen zu entfernen, welche dasselbe veranlassen. In dieser Rücksicht müssen Gefässen des Blutes nach dem Kopf abgeseleitet und gelöst, sympathische Reizungen des Darmkanals (Würmer) beseitigt werden. Ebenso hat man abnorme Geschwülste in der Umgebung der Augen bald durch Resorption mittelst Quecksilbers, bald diese, wie auch eingedrungene fremde Körper auf operativem Wege zu entfernen. Außerdem muß man den Vitalitätszustand des Auges und das Verhältniß seiner Sehkraft berücksichtigen und daher auf zweifach verschiedene Weise verfahren. Ist ein aufgeregter Zustand mit Blutanstrang und Ueberflutung zugegen, so passen kalte Umschläge, leichte Abführmittel und Klystiere, sowie Abreibungen nach der Haut durch Senfteige, Zugpflaster u. Ist das Auge dagegen torpid, so sind aromatische Umschläge und Baskungen, Einreibungen der Schläfe und Augenbraunen mit spirituösen Mässern, Balsamus peruvianus, mixtura oleoso-balsamica etc. oder auch Resicator auf diese Stellen nicht selten hilfreich. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIPLOPOGON. Eine von *Kar. Brown* (*Prodr. Flor. Nov. Holl.* p. 176) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Panicken der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen stehen in knospenförmigen Ähren, in denen die äußersten Blüthen unfruchtbar sind und eine Hülle bilden; der Keim einblumig, zweifelhig, schlaf, häutig, gezerrigt; die Corolle ebenfalls zweifelhig; die äußere Epigee an der Spitze mit drei Grannen, von denen die mittlere gedreht ist, die innere mit zwei Grannen (aber der Name *novus*, *Bar.*, *sinuac*, doppelt). Die einzige Art, welche *R. Brown* an der Südküste von Neuholand gefunden hat, *D. setaceus* *R. Br.* (l. e. *Dipogon Poiret* etc. suppl. II. p. 439, *Dipogon setacea* *Palmer de Beauvois* *agrost.* p. 125), ist ein in Rasen dastehendes mehrstehendes Gras mit triefender Wurzel, blüthenförmigen Halmen und borstenartigen Blättern. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPRION. Eine von *Blom* (*Fl. lib.* p. 48, t. 19. f. 2) gestiftete, zweifelhigste Gattung aus der letzten Ordnung der 17. Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Roten, der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Keim röhrig, fassförmig, fast gleich; die Schmetterlingscorolle mit umgekehrt-eiförmigem, ausgerandeten, aufrechtem Wimpel, linienförmigem, kumpfen Segeln, welche etwas länger sind als der Wimpel und mit den Segeln gleich langem, an beiden Seiten gedümmtem Kiele; die Hülsenfrucht linienförmig, an beiden Enden verschmälert, flach gedrückt, mit stehenden bleibender, zugelfiger Narbe gekrönt, einsächerig, vielfas-

*) *E. Abooth, Vater* et *Christ. Heinicke*, De duobus vitiis viliis, altero dimidiato, altero duplato. (Vilberggen 1723. 4.) (*In Halleri disputatione medicæ*, Vol. I. p. 205.) *J. J. Knechtold*, Diss. de vitiis duplatis. (Argentorati, 1746. 4.) (*In Halleri disputatione medicæ*, Vol. I. p. 519.) *Buchner*, Diss. de vitiis simpliciter et duplatis. (Argentorati, 1758. 4.) *Alinks*, Diss. de Diplopia. (Göttingae 1774. 4.)

mit, spitzförmig gebunden, so daß die flache Seite nach Außen gerichtet ist, auf beiden linienförmigen Nähten kammarig-stachelig. Die Gattung stimmt im übrigen vollkommen mit *Medicago Tournesort* überein; in der Frucht nähert sie sich mehr der Gattung *Biserrula Linn.*, welche Ähnlichkeit Visiani gegen die Linne'sche Regel durch den Gattungsnamen angedeutet hat (*aplor*, Säge, *duLoce*, doppelt). Die einzige Art, *D. Mediaginis* ? (*D. mediaginoideus Viv. l. c.*, *Medicago llyca Spr. syst. III. p. 289*), welche Della Cella auf Sanddünen an der großen Eyre gefunden hat, ist ein einjähriges, fleischbaartcs, kaum fingerlanges Kraut, mit ährigen, saftensörmigen Stengel, langgestielten, gedrehten Blättern, keilförmigen, gezackten Blättchen, eilanzettförmigen Ahrblättern, einzeln in den Blattachsen stehenden, die Blätter an Länge überragenden, sädensörmigen Blüthenstielen, sechs- bis zehnbäumigen Blüthenknäufen und gelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPRION (Pisces). Eine von Kud und Van Hasselt entdeckte und aufgestellte FischeGattung, so von ihrem doppelt gezahnten Vorderkinnel genannt, welche Gattung in die Familie *Porichthidae* (s. d.) fällt. Die einzige Art, *D. bifasciatum*, beschreibt derselbe in seiner *Histoire naturelle des Poissons. II. p. 138*, woraus wir folgenden Auszug mittheilen. Sie ist pl. 21 daf. abgebildet.

Dieser Fisch gleicht dem *Enoplosus armatus* (s. d.) sehr, hinsichtlich seines zusammengebrückten Körpers, aber der Kopf ist viel größer, der Körper senkt sich hinten mehr, die Rücken- und Afterflossen, obgleich hoch, verlängern sich nicht in eine Spitze, die Bewaffnung des Kopfes besonders ist mehr complicirt, härter als bei *Porichthidae*, denn es stehen drei starke Stacheln am Kiemendeckel, und Zähne an allen andern Kiementheilen. Körper und Kopf sind dergestalt zusammengebrückt, daß die Dicks kaum $\frac{1}{4}$ der ganzen Körperlänge beträgt. Der Kopf ist ebenso hoch als lang, seine Höhe etwa drei Mal in der ganzen Länge enthalten. Der Nacken erhebt sich um $\frac{1}{2}$ der Kopfhöhe, dann fällt der Rücken schräg ab. Die Zähne sind in beiden Kiefern fannartig. Vor dem Pflugscharbein stehen zwei kleine Gruppen und eine von ganz kleinen an jedem Saumen. Die Zunge ist schmal, fleischig und glatt. Der Oberkiefer läßt sich ziemlich weit ausstrecken. Die Ede des Vorderkinnels ist stumpf, der Rand unregelmäßig gezähnt. Der Kiemendeckel ist ziemlich rauch und erhebt in zwei starke und zwei kleine Stacheln. Der Unterkiemendeckel hat einige Zähnechen, der Zwischenkiemendeckel ist ringsherum gezähnt. Die erste Rückenflosse ist zugrundet und steht ziemlich in der Mitte der Körperhöhe. Sie endet genau am Fuße der zweiten und hat acht Strahlen; die zweite ist etwas höher und hat 13 Strahlen, ob sie gleich nicht so lang. Die Afterflosse ist ebenso lang, aber weniger hoch, hat zwei Strahlen und zwölf Strahlen. Die am Ende etwas gerundete Schwanzflosse hat 17 Strahlen. Die Brustflossen sind mittelförmig, gerundet mit 16—17 Strahlen. Die Bauchflossen entspringen genau unter der Wurzel der Brustflossen und verlängern sich in Spizen, die

bis über den After gehen. Die Schuppen sind sehr klein, die Seitenlinie ist vorn etwas mehr gewölbt als der Dorsgen des Rückens. Die Grundfarbe ist ein schönes aus Rötliche ziehende Gelb. Vom Nacken nach dem Auge zieht sich eine breite schwarze Binde herab, die sich nach der Wange verlängert. Eine andre, manchmal viel breitere als die erste, durchschneidet die Mitte des Körpers von der hintern Hälfte der ersten Rückenflosse, bis in den After, bei manchen Individuen bis an die Wurzel der Afterflosse. Die erste Rückenflosse ist bräunlich oder schwärzlich, besonders nach Hinten. Die übrigen Flossen sind gelblich, mit etwas Grau auf den Bauchflossen. Das Längsmas ist ziemlich sechs Zoll. Was die innern Theile betrifft, so ist die Leber klein und besteht aus zwei dreieckigen spitzen Lappen. Der Magen ist klein, seine drei binden Abgänge sind schwächlich. Der Darmkanal macht zwei gleich große Bindungen, von denen jede so lang als der Bauch oder $\frac{1}{2}$ der ganzen Länge. Die Schwimmblase ist ziemlich groß, 12 Bauch, 13 Schwanz wirdel. Heimath die Küsten von Java. (*D. Thon.*)

DIPLOPTERA Latreille. Familie der stachelführenden Hymenopteren, durch die in der Ruhe fächerförmig zusammengefalteten Vorderflügel ausgezeichnet, der Gattung *Vespa Linn.* (Wespe) entsprechend. Vergl. Hymenoptern. (*Germar.*)

DIPLOPTERUS Boie. Vogelsippe aus der Familie der Cuculiden, von der vielleicht die sogenannten Laufkuckucke *Dronoscoecyx Wagler*, *Macropus Spix*, zu sondern sein dürften. Die Unterscheidungsmerkmale der Gruppe sind ein den Lerchen ähnlich gefärbtes Gefieder, eine Länge von 9—21 Zoll, ein besonders ausgebildeter Nebenflügel, Superciliarborsten und ein langer, stark abgestufter Schwanz, welche mehr oder weniger alle Arten auszeichnen. Diese bewohnen die mit dichtem Gebüsch bewachsenen Gegenden von Mexico und ganz Südamerika und repräsentiren theilweise die Gattung *Vall.* (*Solophylus Strevent*, *Centropus Alliger*), indem sie sich mit Schnelligkeit auf der Erde fortbewegen. Alle haben einen gebogenen Schnabel, viele verlängerte Fersen; hierher:

1) *Cuc. galeritas Illig.*, le chochi d'Azzur. Mit abgestumpfter Haube, der schwarze Nebenflügel sehr ausgebreitet, das Gefieder leuchtend, ein dogenförmiger beller Strich über den Augen. Die beiden äußersten Rückenfedern des zehnfedrigen Schwanzes an der Spitze weiß. Länge 21 Zoll, wovon fast sechs auf den Schwanz kommen. Aus Paraguay. Schen und einfarb seinen Namen mit traurigem Accente lath.

2) *Cuc. punctulatus Luth.*, le chiri d'Azzur. Dem vorigen ähnlich, mit sehr ausgebildetem Nebenflügel, der abgesondert vom Hauptflügel bewegt werden kann. Auf dem Kopf eine aus schmalen langen Federn gebildete Haube. Vom Halsloche bis zum Hinterkopf einen weißen Streif, unter welchem sich noch drei andre befinden. Kehle und Brust gelbbraun, jede Feder mit schwarzlichen Endstrichen; Kopfdecken schwarz, rothfarben an der Spitze. Rückenfedern schwärzlich, die drei äußersten auf jeder Seite rothgrün gestrich. Länge 91

II Dölligaria: Von Reis (Ait., p. 177) so genannt nach dem Professor der Anatomie und Physiologie, Dölliger in München. Die äußere Sammröhre besteht aus zwei Reiben kurzer, ungleicher Borsten; die Borsten der innern stehen in mehreren Reiben, sind länger, an der Spitze verbiebt und einwärts gekrümm. Die sechs Arten, welche Reis hierher rechnet, sind in Nordamerika; eine in Japan einheimisch, als premissende, aufrechte Kräuter mit eckigem Stengel, einfachen, meist dreifach-nervigen Blättern, doldentraubigen Blüten und weissen oder lilafarbigem Eiumenfrable: 1) *D. umbellata* Nees. (l. s. p. 178, Auer umbellatus Aiton, hort. kew., *Chrysopsis amygdalina* Nuttall, gen.),

2) *D. amygdalina* Nees (l. c. p. 179, *Aster amygdalinus Lamark* enc., *Chrysopsis humilis Nutt.* l. c.), 3) *D. cornifolia* Nees (l. c. p. 181, *Aster cornifolius Willdenow* sp. pl., *ast. laetissimus Michx.* l. c. bor. Am.), 4) *D. obovata* Nees (l. c. p. 182, *Chrysopsis Nutt.* l. c., *Diplostephium boreale Spr. syst.*), 5) *D. pterisoides* Nees (l. c. p. 183, *Chrysopsis alba Nutt.* l. c., *Aster albus Willd.* Spr. syst.), 6) *D. scabra* Nees (l. c., *Aster scaber Thunberg* Jap.).

III. *Olearia*. Von Rösch (Meth. suppl. p. 254) so genannt, zu Ehren des Predigers Joh. Gottfr. Olearius (geb. 1635, gest. 1711), welcher einen ansehnlichen botanischen Garten zu Halle unterhielt und die Pflanzen desselben beschrieben hat. (Specimen florae hallensis, Hal. 1668. 12). Die äußere Samenkante besteht aus einem kurzen, häutigen, gewimpert-verkürzten Rande, die innere aus einer oder zwei Reihen scharfer Haare, welche an der Basis unter sich und mit der äußeren Krone verbunden sind. Die einzige bekannte Art, *O. dentata Möench* (l. c., *Aster tomentosus Schrader et Wendland* bot. hannov. p. 8. t. 24; *Aster dentatus Andrews* bot. rep. 61) ist ein schöner, niedrigwüchsiger Strauch (in den europäischen Gärten selten), mit eiförmigen, ledrartigen, grau-filzigen, gefiederten Blättern, doppelten oder dreifachen, am Ende der Zweige stehenden Blütenrispen und weißem Blüthenstrahle. Lessing (Syn. comp. p. 182) hält die Gattung für nicht wesentlich von *Aster* verschieden.

IV. *Callistephus* Cass. (*erythros*, Rean), *κύλλος*, Schönheit). Der Kelch umgibt eine blattartige Hülle, der Fruchtknoten ist beakigt; die äußere Samenkante besteht aus einem kurzen, häutigen Rande, welcher ungleich, vorspringend, gezähnelte Spreublättchen trägt, die inneren aus einer Reihe hinfalliger, scharfer Haare. Die einzige Art ist der allgemein bekannte Herbstaster, *C. chinensis* Nees (l. c., *Aster* p. 222, *C. hortensis* Cass. Diet. des sc. nat. 37. p. 491, *Callistemon hortensis* Cass. Bull. de la soc. philom., Diet. des sc. nat. 6. fasc. III. t. 7, *Aster chinensis* Linn. sp. pl.). Dieses Sommergewächs ist wahrscheinlich in China und Japan einheimisch, wurde in England's Gärten im Jahre 1731 durch Miller eingeführt und ist jetzt eine der am meisten verbreiteten Gartenpflanzen. (A. Sprengel.)

Diplostoma, f. *Saeophorus*.

DIPILOTAXIS. Eine von Gandolle (Syst. veg. II. p. 628) aufgestellte Pflanzengattung aus der dritten Ordnung (Siliquosae) der 15. Kinn'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Cruciferae. Chaec. Der Kelch steht offen und ist an der Basis ohne lockere Erweiterung; die Spalte schmalgedrückt, linienförmig; die Samen liegen in zwei Reihen (daher der Gattungsname *di-*; Ordnung, *di-*, *dent*, *dent*, *dent*); die Samellappen zusammengeklappt, dem Würfelchen anliegend. Die Gattung *Sisymbrium* Linn., zu welcher man früher *Diplostaxis* rechnete, unterscheidet sich durch aufführende, nicht gefaltete Samellappen und Samen, welche in einer Reihe liegen. Die 15 bekannten Arten

von *Diplostaxis* wachsen als meist einjährige Kräuter mit eingeschnittenen oder halbgefiederten Blättern, traubenförmigen Blüten und gelben oder weißen Blumen vorzüglich im Gebiete des Mittelmeeres. Sie haben, wie die meisten Gewächse dieser Familie, eine flüchtige Schärfe; ihre Blätter können zur Speise und zu Frühlingscuren benützt werden. Nur zwei Arten, *D. muralis* Cand. (l. c. p. 634, *Sisymbrium murale* Linn. sp. pl., Engl. bot. t. 1090) und *D. tenuifolia* Cand. (l. c. p. 632, *Sisymbrium tenuifolium* Linn. sp. pl., Engl. bot. t. 525) finden sich auch im mittleren Europa. Zwei andre Arten *D. hispidula* Cand. (l. c. p. 630, *Sisymbrium hispidum* L. ahl. symb. II. p. 77) in Syrien und Aegypten und *D. scoparia* Cand. (l. c. p. 635) auf der Insel Kompetula bei Syrien (Leon. vol. II. t. 89, 90) trefflich abzubilden lassen. (A. Sprengel.)

DIPILOTHEMIUM. Eine von Martius gestiftete Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 13. Kinn'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Palmen. Chaec. Die ungestielten, androgynischen Blüten stehen in Form eines Quincunx zwischen den Stängelblättern; der Blütenkelch ist einseitig; die Blütenhülle doppelt (daher der Gattungsname *di-* für *di-*; *thema*, *di-*, *thema*, *di-*, *thema*, *di-*); der Kelch dreitheilig; die Corolle dreiblättrig; drei ungestielte Farben; die Streiffrucht außen faserig; der Kern einsamig, mit drei Höchern an der Basis. Von den vier Arten: 1) *D. maritimum* Mart. (Palm. p. 103. t. 75. et 77. f. 3), 2) *D. campestre* Mart. (l. c. p. 109. t. 76. f. 1—4. et 78), 3) *D. littorale* Mart. (l. c. p. 110. t. 76. f. 5) und 4) *D. caudexense* Mart. (l. c. p. 111. t. 70. et 77. f. 1 et 2), welche Martius in Brasilien gefunden hat, sind die drei ersten stammißig; nur die letzte hat einen mäßig hohen, geringelten Stumpf; ihre Blätter sind gefiedert, die Blättchen linienförmig und unten weißlich. (A. Sprengel.)

DIPLOVATACCIUS (Thomas*), wurde 1468 auf der Insel Corsica geboren; wohin sein Vater, Georg Diplovataccius, geflüchtet war. Dieser, ein edler Byzantiner, und selbst dem kaiserlichen Geschlechte verwandt, hatte nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken, zuerst auf Vermoßsucht gesucht und sich in den Besitz der Stadt Gagra gesetzt, die er, wie die gesammte Insel, gegen die Türken eine geraume Zeit mit großer Tapferkeit vertheidigte. Es sind noch zwei Jahrhunderte aus dem Jahre 1467 und 1477 vorhanden, worin er seines bei diesen Kämpfen bewiesenen Heldenthums wegen von dem Patriarchen, Ludwig von Aquileja, und dem Papste Sixtus IV. laut gepriesen wird. Allein er mußte der Uebermacht endlich weichen, und brach sich nach Corsica, wo ihm seine Gemahlin, Maria Baccari, den Thomas gebar. Da er auch hier den Verfolgungen der Eroberer ausgesetzt war, welche namentlich zwei seiner Söhne auf einer Ubersicht nach Apulien im J. 1477 gefangen genommen und nach Constantinopel entführt hatten, so schlug er den Wohnsitz bei

*) Thomas de Florentiacis Melissini Constantinopolitano in suum Asparagum; Tommaso Diplovatazio, Italienisch.

ner Familie zu Neapel auf; er selbst ging in spanische Kriegsdienste und fiel bald darauf vor Granada.

Hatte der Vater sich als Held rühmlichst ausgezeichnet, so benährte sich dagegen sein Sohn Thomas als Civilbeamter, vornehmlich aber als Gelehrter. Hierin fand er ein würdiges Vorbild an einem nahen Anverwandten seiner Mutter, dem Constantino Casari, welcher, ebenfalls aus Constantinopel vertrieben, zu Messina die griechischen Künste und Wissenschaften mit vielem Beifalle lehrte. Nach dem Tode des Georg Diplovataccius wollte Constantin auch den Unterricht des jungen Thomas übernehmen. Die Mutter konnte sich aber von dem Sohne nicht trennen, und so erhielt Thomas seine erste Bildung nicht zu Messina, sondern zu Neapel. Nachdem er hier durch Jovianus Pontanus und Carolus Correntinus in den Sprachwissenschaften gehörig vorbereitet war, ging er nach Salerno, um die Logik (im damaligen Sinne des Wortes) zu studiren. Er machte hierin so schnelle Fortschritte, daß er bald darüber öffentlich und mit Erfolge disputiren konnte. Rühmher wandte er sich, zunächst auf den Rath des Antonelli, damaligen Herrn von Salerno, der ihm seiner trefflichen Anlagen wegen besonders wohl wollte, dem Rechtsstudium unter Antonius a Gruce zu, neben welchem er auch den Nicolans Capogrossus und Carolus a Ruggine hörte. Diesen Studien blieb er seitdem getreu und setzte sie zu Neapel unter Antonius Boetius und Franciscus Balanus fort, hiernächst aber zu Pavia unter Isach Rainus, Bartholomäus Socius, Joannes Campeggius und Antonius Corsetius; bei letztem hörte er (wenigstens seit 1486, wo Corsetius von Bologna nach Pavia berufen wurde) auch das canonische Recht. Wie erzählt wird, soll Diplovataccius bereits zu Pavia 1489 über die Institutionen gelesen haben. Daß es hiermit seine Richtigkeit, so dauerte es doch wenigstens nur sehr kurze Zeit; denn schon in demselben Jahre begab er sich auf Einladung der Camilla Esorza nach Pesaro, welche ihm das Amt eines Vicarius appellationum et reuocationum zugebracht hatte. Doch erhielt er dieses Amt nicht, weil er noch barlos war; die Camilla schickte ihn daher zur Fortsetzung seiner Studien einwilligend erst noch nach Perugia, woselbst er den Petrus de Albaldis, Philippus a Gorneo und Baldus de Bartolinis hörte. In Perugia hielt er sich indessen nur einige Monate auf, denn nachdem die Camilla die Regierung an ihren Enkelsohn Joannes Esorza abgetreten hatte, kehrte er nach Pesaro zurück. Seitdem stand er bei dem neuen Herrscher in hoher Gunst, auf dessen Wunsch er auch den Doctorgrad annahm; er promovierte 1491 zu Ferrara unter Joannes Maria Almalbus, im 22. Jahre seines Alters. Nach seiner Heimkehr war er zuerst Rämmerling der Joannes Esorza, bis er im J. 1492 zum Procurator fasci befördert wurde. Seitdem fand er zu Pesaro, mit geringen Unterbrechungen, bis an seinen Tod in öffentlichen Ämtern und hochgeachtet. Er starb im J. 1541 in seinem 73. Lebensjahre. — Diplovataccius war zweimal verheirathet; seine erste Frau, Namens Katharina, war eine edle und reiche Florentinerin; seine zweite, Apolo-

lonka, eine Edle aus Pesaro selbst. Er hinterließ drei Töchter und einen Sohn, Alexander. In dem im J. 1538 von ihm errichteten Testament unterlagte er seinen Erben, bei Strafe der Indignität, die Abtheilung, Veräußerung oder Verborgung seiner Bücher, weil er durch sie, unter Gottes Beistand nach Gnade, sein Vermögen erworben habe. — Als Gelehrter zeichnete sich Diplovataccius durch Consequenz, Scharfsinn und selbst durch Kritik aus. Dabei bewahrt er einen unermüdlichen Fleiß, besonders in der Benutzung seiner Vorgänger, und zugleich Genauigkeit in der Mittheilung dessen, was er aus ihnen schöpft. Doch strebt er, nach Art der damaligen Realisten oder Scribenten, gar zu sehr nach Sammlung und Anhäufung des Stoffes, und über diesem Streben geht bei ihm alle Form der Darstellung verloren. Wie sehr er Kritik geübt, läßt sich am besten aus seinem Werke: *De praesentia doctorum*, beurtheilen. Dieses Werk bestand aus 12 Büchern, deren acht erstere von der Würde und den Vorrechten des Doctorats, das neunte aber in chronologischer Ordnung von dem Leben und den Schriften aller bekannten Geschlechter und Juristen handelte. Man hielt dasselbe lange für verloren; erst 1748 kam eine fast vollständige Handschrift des neunten Buchs (das 89. Blatt mit dem Leben von drei Juristen ist verloren) an Annibal Dsiorei. Diese ließ Fantuzzi für die Bibliothek des Instituts zu Bologna copiren, und von dieser Abschrift ist wieder eine Abschrift in den Händen des Hrn. von Savigny. Das Werk ist zwischen 1500 bis 1511 abgefaßt. Das eigentlich Biographische (sagt v. Savigny) ist bei ihm, selbst in den Seiten, welche ihm näher lagen, nur etwas Untergeordnetes. In der Chronologie hat er große Irrthümer, doch ist selbst diesen Irrthümern Consequenz und Scharfsinn nicht abzusprechen. Die größte Sorgfalt aber verwendet er auf die Schriften der Juristen, und in dieser Rücksicht ist das Buch ungemein wichtig. Er selbst scheint mit großem Fleiße Bücher gesammelt zu haben; was er aus eigener Anschauung kennt, beschreibt er genau, und oft mit Angabe der Anfangsworte, und anderseits gibt er bei jedem Buche die Nachrichten, welche sich in anderen Büchern darüber finden. Aber auch hier schöpft er fast durchaus wieder aus speciellen Werken, besonders aus Citaten anderer Juristen, in welchen er eine unermüdete Fleißigkeit hat; von allgemeineren Werken benutzt er bei den alten Juristen Politian, und als Quellen die Scripsores historiarum Augustinas und die Pandekten, die er mit Inscriptioren gehabt haben muss (vielleicht die florentinische Handschrift, die er aus eigener Anschauung zu kennen scheint), indem er aus ihnen die Schriften der alten Juristen verzeichnet; für das Mittelalter Gaccolopus und Tritemius. Von den griechischen Juristen nach Justinian sagt er kein Wort; aus Präsentinus, den letzten unter Justinians Juristen, folgt unmittelbar Isidor, dann Durand, Ivo, Rogerius. Von zweckmäßiger Anordnung hat er keinen Begriff, und seine Darstellung ist sehr abfchredend. Aber ein geistvoller Sammler ist er keineswegs, mit unermüdetem Eifer brüst er die Echtheit zweifelhafter Schriften, und seine Kritik verdient alle Achtung. So v. Savigny.

Einige der in diesem Werk erhaltenen Biographien sind gedruckt, namentlich die von Bartolus (vor 1539, vor dem Opp. Bartoli. Basel 1589, und in *Fabric. Bibl. graeca*. Tom. XII.), von Innocenz IV. (vor dem Apparatus in Decretalis. Lyon 1543. Fol.) und von Angelus (vor dem Tr. de maleficiis. Lyon 1555. 8. Benedig 1584. 4.); aber sehr abweichend von der Handschrift. Auf gleiche Weise sollen gedruckt vorhanden sein die Biographien von Paulus Castrensis, Tartagnus und Jason; allein dies beruht nur auf sehr unsicheren Gewährsmännern. Im zweiten Bande von *Sarti De claris Archigymnasii Bononiensis Professoribus*, p. 252 — 267, hat Fattorini 43 Biographien aus Diplovataccius abdrucken lassen, angeblich alle die, welche den Biographien bei Sarti correspondiren. Das dennoch mehr von diesen fehlen, z. B. Hugucio und Hugolinus, macht die Sorgfalt des Abdrucks sehr verdächtig; auch ist dieser, nach v. Savigny's Zeugnisse, der von dem Werke bekanntlich den schönsten Gebrauch in seiner meist besten Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter gemacht hat, sehr nachlässig; überall sind ganze Stellen ausgelassen, und zuweilen so, daß dadurch das übrige überdies völlig sinnlos geworden ist.

Auch die übrigen und erhaltenen Schriften des Diplovataccius sind zum Theil nur handschriftlich vorhanden: *De vicariis temporalibus* 3. aedis et imperii; *De libertate et privilegio Venetorum* und eine Chronik von Pesten, von welcher namentlich Olivieri bemerkt, daß er bei ihrer Durchlesung die Gelehrsamkeit des Verfassers nicht genug habe brauchen können. Gedruckt sind seine Aufsätze zu den Werken des Bartolus (Venet. 1531.), zu den *Lecturis* des Tartagnus (Lugd. 1553.) und zu den *Tractatus de testibus* von Bartolus, Jac. Aegidius und Angelus. (Colon. 1596.) Die neuesten Biographien des Diplovataccius sind: *Olivieri, Memorie di Tomaso Diplovatazio*. (Pescaro 1771.) *Fattorini, De Thoma Diplovatacio* (im zweiten Bande von *Sarti, De claris archigymnasii Bononiensis professoribus*. [Bononiae 1769. 1772.] p. 46 sq.) *Araboschi, Storia della letteratura ladiana*. (Roma 1782 — 1785.) Tom. VII. Lib. II. Cap. 4. §. 35. v. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. 3. Aufl. S. 34 sq. (Dieck.)

DIPLOSODON. Unter diesem Namen, welchen Sprengel (Gen. pl. I. p. 391) mit dem besten gebildeten Diplodon (dωδωκ, ionisch δδωκ, Bahn, δωδωκ, doppelt) vertauschte, machte Pohl (Regensb. Flor. 1827. S. 150) zuerst eine Pflanzengattung, aus der ersten Ordnung der 11. Einneischen Classe und aus der natürlichen Familie der Euphorbiaceen bekannt, welche Kunth früher zu *Nesaea* gerechnet hatte, Chamisso und Schlechtendal kurz nach Pohl als *Friedlandia* (Linnæa II. p. 348, zu Ehren einer Frau von Friedland, welche Ackerbau und Pflanzentum in Preußen begünstigte) beschrieben, und Gandolle fast um dieselbe Zeit nach seinem Schüler, dem jenseit Botaniker Duby, Dubya nannte. Char. Der Stiel mit zwei Stielblättern versehen, stehendleidend, halbkugelförmig; glodenförmig, nervenfalt, mit sechs geglied-

gen Fäden und ebenso vielen Zähnen, welche darwischen und nach Außen stehen; die Corollenblättchen rundlich, wellenförmig geteilt, im Stiel eingefügt, wie die 6 bis 36 fadenförmigen Staubfäden, welche halbmondförmige Antheren tragen; der Griffel fadenförmig, mit knospenförmiger, ausgehöhlter Narbe; die Kapself zweifachlappig, zu legt einschrumpfend, mit zwei freien Mutterkornen im Grunde; die Samen eiförmig mit einem dicken Rand umgeben. Die Gattung *Nesaea Commerson* (Heimlin Link) unterscheidet sich durch drei bis vierfache, drei bis vierklappige Kapfel und ungeränderte Samen. Gandolle (Prodr. III. p. 94 n.) zählt 35 Arten auf, welche Pohl (a. a. D. und Pl. bras. 1c. p. 83. t. 66 — 81), Martius und Chamisso im tropischen Brasilien gefunden haben. Es sind kleine Sträucher mit gegenüberstehenden, selten dreizähligen, ganzrandigen Blättern, in den Blattscheiden einzeln und ungefüßelt oder in Trauben besessenen stehenden Blüten und roten, blauen oder weissen Blumen. (*A. Sprengel*.)

DIPODIE. heißt in der Metrik die Verbindung zweier gleichartiger Füße zu einem einzigen Takte. Sind die beiden Füße ungleichartig, daß sie mehr als einen Takt ausmachen, so wird es eine *Spagyge* genannt, wie z. B. der aus einem Jambus und Chorus zusammenge setzte Antispastus, welcher die Stelle eines fünfsylbigen Jambus vertritt, während eine iambische Dipodie nur vier Syllben zählt. Alle einschlägen Versfüße werden dipodisch gemessen; nur der Daktylus vermag schon für sich allein einen Takt zu bilden, sofern dessen Senkung mit der Hebung gleiches Maß hat. Im Anapästus hat zwar auch die Senkung mit der Hebung gleiches Maß; aber da die Senkung vor der Hebung vorausgeht, so kommt sie als sogenannter Auftakt bei der Bestimmung des Stets mit einer Hebung beginnenden Taktes nicht in Betracht, und ein einfacher Anapästus würde ebenso wol als ein einfacher Jambus in dem durch den Auftakt eröffneten Takte nur eine Hebung, aber keine Senkung haben. Darum pflegt man immer zwei Anapäste, wie zwei Jamben, zu einem Takte zu verbinden, sowie auch der ungleich gemessene Chorus nur dadurch einen Takt bilden kann, daß ein Chorus als Hebung, ein anderer als Senkung betrachtet wird. Sowie aber dem Daktylus ein Spondeus gleichgilt, dessen Hebung auf der ersten Sylbe ruht, so gilt auch ein Dipondus mit der Hebung auf der zweiten und vierten Sylbe einem Doppelanapäste gleich; denn die Dorer eines Taktes wird nach dem Maße der gestellten Syllben zwischen zwei Hebungen bestimmt; auf die Beschaffenheit dieser Syllben, ob sie lang oder kurz seien, kommt nichts an. Daher kann ein Anapästjambus die Stelle eines Doppelanapästus oder ein Jambanapästus die Stelle eines Doppelanapästus vertreten, wenn man zwei Kürzen so schnell spricht, wie eine, oder eine Kürze so langsam spricht, wie andre zwei. Hieraus erklärt es sich auch, warum nicht bloss ein Jambus als iambische Dipodie gilt, sondern auch der Epitritus dritter Art, und warum ebenso wol der Epitritus zweiter Art als ein Dichorus eine trochäische Dipodie ausmacht; denn die der Kürze fehlende Zeit wird im

Epitritus der vorhergehenden Länge also beigelegt, daß jeder Epitritus nach gleichem, jeder Diambus und Dichorus aber nach ungleichem Takte gemessen wird, wo nicht eine Dipodie der andern Stelle vertritt. Dabei kommt es, daß in Horazens 16. Epode der Ximeter nur um zwei Zeiten länger ist, als der Dimeter in der 14. oder 15. Epode; und so wird es klar, was Horatius in dem Brief über die Dichtkunst v. 252 fg. von der Schnelligkeit reiner, und der Langsamkeit gemischter Tanten sagt. Aus Allem aber geht hervor, daß man den Namen einer Dipodie nicht bios auf die Verbindung zweier gleichen Füße beschränken darf, sondern alle gleichartigen Füße mit gleichem Maße dipodisch verbunden werden können, wenn nur nicht die zweite Hebung kräftiger erscheint, als die erste im sogenannten guten Takttheile. Dieses wäre mit den Epitriten der ersten und vierten Art der Fall, wenn man erstere als jambische und letztere als trochäische Dipodie betrachten wollte: denn alsdann würde die durch die Folge einer langen Sylbe geschwächte Länge in den guten Takttheil zu stehen kommen, welcher als des Taktes Hebung gilt. Ebenso widernatürlich wäre es, bei der Verbindung zweier Füße von verschiedener Epitriemahl, dem sogenannten schlechten Takttheile, welcher als des Taktes Senkung gilt, die Weirzahl der Syben zuzutheilen. Daher gibt es zwar logodipische Verse, in welchen Daktyle den Choren oder daktylische Dipodien den Chorallen vorangehen, wie in den Adonischen Versen und dem Schlussverse einer Alkäischen Strophe; aber nicht umgekehrt: sowie auch wol ein niedersteigender Dipodismus möglich ist, wie Pinifer Olympus et Ossa, Bändigende, kräftige Götter; aber kein aufsteigender, wie Rex Olympio coelestium, Götter, kräftige Bändigende.

(Gratesend.)

DIPODIUM. Eine von Rob. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 330) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Rinné'schen Classe und aus der Gruppe der Epitendren der natürlichen Familie der Dreidecken. Chae. Die Keimblätter gleich, offensichtlich; das Lippen dreilappig, an der Basis mit einer sackförmigen Erweiterung, in der Mitte bärtig, das Säulchen halbkugelförmig; die Anthere auf der Spitze des Säulchens, beweglich, einbüßig, zweifelhig; in jedem Antherenfach ein zweilappiges, wachstümmiges Pollenkörner, durch einen langen Hals auf einem Drüsen der Narbe befestigt (daher der Gattungsname *dipnos*, zweifelhig). Die dreien bekannten Arten: 1) *D. punctatum* A. Br. (l. c. p. 331., *Dendrobium punctatum* Smith exot. bot. l. p. 21. t. 12 in Neupolland und Bandienland, und 2) *D. squamatum* A. Br. (l. c., *Cymbidium squamatum* Swartz bot. holm., *Ophrys squamata* Forst. prodr.) aus den Neubriden, sind blattlose, glatte, perennirende Kräuter mit dicke, äßige Wurzel, blattartige, den Schaft umfassenden und einander zum Theil bedeckenden Schuppen und purpurothen Blüthenrauben.

(A. Sprengel.)

Dipogona P. B., f. Diplopogon A. Br.

DIPONOS, nennt die alte Kunstgeschichte stets mit Stylis, ein Brüder- und Künstlerpaar, das kunst-

und verwerthet in der 50. Olympiade sich auszeichnete und in dem Ahnern der aligriechischen Kunst seinen Meister vererbte¹⁾. Auf der Insel Kreta waren beide geboren²⁾. Dädalos selbst und eine Kretierin aus der Stadt Gortyna³⁾ sollen ihre Eltern gewesen sein. Wie der zwischen dem rein mythischen, oder wenigstens in die mythische Urgelt der Kunst hinausreichenden, Dädalos und der Blüthezeit dieser Künstler liegende Zeitraum, so die Sage, daß Dädalos selbst auf Kreta geboren sei⁴⁾; beide scheinen ihrer Abhängung zu widersprechen, und vielmehr den treffendsten Beweis zu geben, daß auf Kreta die Kunst schon in frühester Vorzeit blühte, Dipnos und Stylis sich in der Kunst beiseits auszeichneten, als Dädalos' Schüler waren, d. h. in seinem alten Style fortarbeiteten. Hölzene Götterbilder waren die frühesten ihrer Wirksamkeit⁵⁾. Das Dädalos künstlerisch schuf, war nach Pausanias' Urtheil ungeschicklich für Auge, aber es blühte doch in seinen Werken etwas Göttliches durch⁶⁾. Die Kunst jener alten Zeit war Dienerin des Cultus, und die Werke hatten ein festes, durch die Religion geheiligtes Gepräge. Aus diesem Umstand ist das Beharren bei dem alten Styl erklärlich. Die alte Kunstschule, an deren Spitze Dädalos steht, behauptet ihren Einfluß bis 100 Jahre vor Phidias⁷⁾. Das Fortbestehen des alten Appos der Götterbildnisse, das Halten am Hergebrachten durch die Religion geheiligt, Formen und Ausdruckweisen erklärt die Erweichung, daß so viele Bildnisse, späterer Zeit auf Dädalos zurückgeführt werden, und daß man Künstler, deren weit jüngeres Zeitalter bekannt ist, für Schüler und Söhne desselben ausgibt. So lösen sich wol die Zweifel über das Zeitalter dieser und vieler andrer Künstler am besten, und es ist nicht nötig, einen jüngeren Dädalos von Sizilien zu Hüfe zu rufen⁸⁾. Wer also im alten Styl arbeitet, ist Lehrlinger des vermeintlichen Meisters⁹⁾. Mit diesen Künstlern und den Jünglingen ihrer Werkstatt beginnt die große Kunst die Bewegung zum Bessern, die nach 60 Jahren, um Ol. 65, wo die Herrschaft des Polikrates auf Samos gesenkt und die der Pisistratiden in Athen fest gegründet war, 511 v. Chr., völlig zum Vorschein kommt. Unsere Künstler sind die jüngsten Meister der alten Zeit, welche den Namen der Dädaliden tragen¹⁰⁾. Die Werke ihrer Zeit und der nachfolgenden werden nicht zu den alten gezählt, sondern nach Art und Ausübung von einander getrennt, und nur noch alt genannt.

Um Ol. 65, 2. (559 v. Chr.), als Kreta noch un-

1) Plin. H. N. XXXVI, 4, 2. 2) Clem. Alex. Admonit. p. 31. 3) Paus. II, 15, 1. III, 17, 6. Siehe Siebell in d. St. über *ysanias* in *Thesaurus antiquitatis*, vergl. zu II, 6, 2. Notel. Com. VII, 16. (edit. Frak. 1695.) p. 789. 4) *Antiquit. Idyll. XII. Technopaigna*. Monell. 324. *Eurath. ad Iliad. VI. 502. Salmas. c. 14. Sillig. Catal. p. 122.* 5) S. d. Art. Dädalos, Encycl. Crit. II, 24. XXII, 6, 22. 6) Paus. II, 1, 4, 2. 7) Hierich, *Kunsttophen*. I, 10. 8) Paus. II, 6, 6. X, 2, 2. *Winkelmans Werke*. (Dröben) VIII, 322. und Meyer, *Gesch. d. Kunst*. 2. Abt. III, 2. *Quartermann*, *Jopit. Olympien*. p. 120. 9) *Deed*, *Critica* III, 6, 329. 10) Hierich a. d. E. 21.

ter medischer Oberherrschafft seufzte, wanderten beide Künstler aus Aetna nach Sizilien, das durch seine Metallarbeiten schon bekannt genug war und mit Kleinasiern in Verbindung stand¹¹⁾. Hier traten sie als Marmorbildner auf und erwarben sich einen berühmten Namen. Für die Sizilianer hatten sie die Bilder des Apollon, der Diana, der Minerva, des Herakles in parischem Marmor gemeinschaftlich um betrummten Preis zu arbeiten übernommen¹²⁾, wurden aber, ehe sie sie vollendeten, vom biesem (wahr scheinlich von den vier früher wirkenden Künstlern) beleidigt und gingen zu den Aetolern. Unsruchtbarkeit, Hungersnoth traf das Land, und trauernd über dieses Unglück suchten sie Rath bei Apollons Orakel. Dieses verließ ihnen Befreiung, wenn die beleidigten Künstler ihre Arbeiten vollenden haben würden. Demüthige Bitten und Erbörung über Kohlen bezog diese endlich, nach Sizilien zurückzukehren, um das Angefangene zu vollenden¹³⁾.

Außer diesen haben sie für den Tempel der Diakluten zu Argos eine Statuengruppe, nicht in Marmor, sondern in Ebenholz, gearbeitet, welche Kallar und Politur zu Hof (an denen einzelne Theile aus Elfenbein waren), deren Frauen, Silara und Phöbe¹⁴⁾, und Kinder, Anagis und Anomaios, darstellte¹⁵⁾. In einem Tempel der Minerva auf dem Wege von Korinth nach Argos, zu Kleonä, stand eine Palas als ihr Werk¹⁶⁾; zu Tyrins ein Herakles, und zu Mynchia eine Artemis¹⁷⁾.

Nach viele andre Werke in Umbria, Argos und Kleonä arbeitete des Dippos Kunstgeschicklichkeit¹⁸⁾. Es bleibt unentschieden, ob Stylis daran Theil hatte, wiewol die von Pausanias als gemeinschaftlich mit diesem bearbeiteten Werke zu Argos und Kleonä dargestellt es vermuthen lassen. Sie waren sämmtlich aus parischem Marmor mit glänzenden Karm, candido, den man in unterirdischen Gängen beim Lampenlichte brach und deshalb Lechnites nannte. (S. Linke.)

DIPOSIS. Eine von Gandoile (Umbellif. p. 33, t. 2, f. O.) gekisterte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Rinnlichen Classe und aus der Gruppe der Hydrocotylinen (Mulinen Cand.) der natürlichen Familie der Umbelliferen. Char. Die Doldenblüthe vier- bis sechsblüthig, die Dölde zusammenge-
setzt; der Kelchrand mit fünf stumpfen Zähnen; die Corollenblätter elliptisch, flach, ganzrandig; die Griffel kurz; die Frucht besteht aus zwei flachen, schüsselförmigen, mit den zurückgeschlagenen Griffeln und den Kelchzähnen gekrönten, an beiden Enden aufgetrandeten Keimen, welche durch eine sehr schmale Naht verbunden sind und

nur eine schwache, nervenförmige Rippe längs der Mitte des Rückens haben. Den Namen: Doppelmann (nōq, Chemann; die, di, doppelt), hat Gandoile wegen der eigenthümlichen Bildung der Blüthen gewöhlt: die Dölde besteht nämlich aus sechs bis acht Strahlen, deren jeder eine kleine dreiblumige Dölde trägt; das mittlere Blümchen ist zwittrig und fruchtbar, die beiden seitlichen sind männlich. Die beiden Arten sind: 1) *D. sanctulaefolia* Cand. (l. c., Prodr. IV. p. 81, *Hydrocotyle lamarckiana*, Cavanilles icon. V. p. 60, t. 486, f. 2., Spanische Spreng, in Römer et Schultes syst. veg.) wächst in Rantivideo als ein glattes, fleigellofes, perennirendes Kraut mit dreitheiligen Blättern und einem Blüthenstange, welcher länger als die Blätter ist. 2) *D. Balbocastanum* Cand. (Prodr. IV. p. 668) mit knolliger, kugelförmiger, perennirender Wurzel und vieltheiligen Blättern. In Chile von Bertero entdeckt. (A. Sprengel.)

DIPPEL (Johann Konrad), Sohn eines lutherischen Geistlichen, wurde den 10. August 1673 auf dem Schlosse Frankenstein unweit Darmstadt geboren. Sein lebhafter, frugiger Geist und seine unerfättliche Wissbegierde entzündeten sich ungewöhnlich früh, und in einem Alter von 16 Jahren ging er schon nach Gießen, um dort Theologie zu studiren. Das Lab, welches seine schnellen Fortschritte von allen Seiten einreichten, entflammte leiser seinen von Natur schon starken Ehrgeiz in einem über alle vernünftigen Schranken hinausgehenden Grad; es kam ihm bald weniger darauf an, die Wahrheit zu finden und geltend zu machen, als durch seine feine Dialektik in gelehrten Streitsigkeiten zu glänzen und obzujagen. In Selbigenheit hierzu ließ er der damalige Kampf der Orthodoxen und Pietisten nicht fehlen, und er galt für eine der stärksten Säulen der ersten. Im J. 1693 nahm er zu Gießen die Magisterwürde an, und um auch hierbei seiner Eitelkeit zu genügen, disputirte er des Nihilo. Der anderweitige Aufwand, den er bei dieser Veranlassung gemacht, hatte die geringen Mittel seiner Eltern, die ihn bisher unterhalten, erschöpft; er konnte daher die Erziehung einer Predigerknecht zu Gießen, welche man ihm zugest, nicht abwarten, sondern ging als Informator auf ein Schloß im Dienstaue. Das stille, zurückgezogene Leben, das er hier führen sollte, sagte seinem unruhigen Geiste nicht zu; er degab sich daher bald nach Straßburg, wo er privatim *griomantisches* Vorlesungen hielt, sein ägerliches Leben aber und Schulden nöthigten ihn, auch von hier zu entweichen, im J. 1696. Nun lebte er in sein Vaterland nach Darmstadt zurück, und trat in seiner Orthodoxia orthodoxorum zu den Pietisten über. Allein aus die Ansichten dieser Partei mochten ihm nicht zusagen, oder er mochte bei ihr nicht die erwartete Aufnahme finden; denn er erklärte sich bald darauf, voll bitterm Spottes, in seinem Papianus protestantium vulpulus gegen die ganze evangelische Kirche, zog sich dadurch den Haß der giesener Ideologen zu und mußte abermals fliehen. Er gab nun seine theologischen Studien auf, was ihm um so leichter werden mochte, da die damals in der ganzen Theologie herrschende Scholastik einem Geiste, wie dem seinigen, auf die Länge

11) Wie die ionischen Säulen an Myrons Schoßhaute zu sehen. Paus. VI, 9, l. 1. 12) Sittiger, Ibern zur Arch. d. Mal. I. Zbl. S. 110 u. 111. 13) Plin. II. N. XXXVI, 4, l. 1. 14) Sittig. Catal. p. 193, list: Deorum simulacra ipsa locaverant, und vermuthet, da die Codd. simulaverant lesen, daß simul locaverant zu lesen ließe. 15) Plin. l. l. 16) Propert. I, 2, 15. 17) Paus. II, 22, 6. Clem. Alex. Protrept. c. 42. 18) Paus. II, 15, l. 1. rō d' nymkōn Zeilidōn tēgōn nōi. Anomaios. Ob aus Marmor oder Ebenholz, wird nicht berichtet. 19) Clem. Alex. Protrept. c. 42. 20) Plin. XXXVI, 4, 2.

ohnein widerlich werden mußte, und fing 1698 an Medicin zu studiren. Bald jedoch versiet er auf die Alchemie und las alle Schriften darüber, die er sich verschaffen konnte. Er glaubte endlich eine Tinctur erfinden zu haben, die ihm so viel Geld verschaffen würde, um ein Landgut damit zu bezahlen, das er bereits auf Credit für 50,000 Gulden gekauft hatte. Auf demselben gedachte er mit mehr Mühe seine chemischen und alchemistischen Versuche mit einigen Freunden fortzusetzen. In dessen die seit acht Monaten im Digeriren begriffene Tinctur sprengte die Retorte, ging verloren und gebrängt von seinen Gidubigern, entwich er 1704 nach Berlin, wo er mit Unterstützung einiger reichen Adepten seine Versuche drei Jahre lang fortsetzte. Auch arbeitete er hier einige Zeit in Verbindung mit dem berühmten J. C. Rosenbach, beischäftigte sich auch mit der pharmaceutischen Chemie und machte großes Aufsehen mit der Erfindung seines thierischen Oles, das er als ein Universalmittel anpries, und welches auch in der That öfters mit Erfolg gegen die Epilepsie und andre Krankheiten angewendet worden ist. Noch andre Entdeckungen glückten ihm zu dieser Zeit; aber die nüglichen von allen, die er einem Zufalle verdankte, war die Erfindung des bekannten Berlin-er Blaus. Die Bereitung desselben ist seit 1724 sein Geheimniß mehr. Dippel, statt die chemischen Untersuchungen und Versuche fortzusetzen, überließ sich immer mehr den Träumereien des Paracelsus und von Helmont, und ward 1707 wegen der Behauptung, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, als Gauner verhaftet. Durch die Fürsprache des Markgrafen Grafen von Wittgenstein erhielt er seine Freiheit wieder, aber benachrichtigt, daß er aufs Neue eingekerkert werden sollte, floh er nach Frankfurt am Main, wo er den Titel eines dänischen Rathes annahm. Bald darauf ging er nach Amsterdam und trieb hier nebst der Arzneikunst sein Lieblingsstudium, die Alchemie. Er erhielt das Bürgerrecht dieser Stadt, im J. 1711 zu Kopenhagen die medicinische Doctorwürde, betrieb die medicinische Praxis mit ziemlich glücklichem Erfolge, mußte aber wegen seiner Schulden, unbefruchten Heben und besonders wegen der Schrift: *Alca bellii Manelmannii etc.* aus Holland nach Altona fliehen. Auch hier zog er sich als dänischer Raths Rath durch sein schlechtes Betragen Strafe zu, entwich nach Hamburg, wurde im J. 1719 auf Antrag des dänischen Hofes ausgeliefert, seiner Würden entsetzt, und nachdem man seine Schriften vor seinen Augen durch einen Hentler hatte verbrennen lassen, geschloßen nach Kopenhagen gebracht, von wo man ihn zu ewiger Gefangenhaft auf die Insel Bornholm abführte. Doch genoss er hier noch Freiheit genug; er durfte Kranke behandeln, Besuche annehmen und sich mit literarischen Arbeiten beschäftigen; ja er wurde sogar im J. 1726 auf Bitte der Königin von Dänemark wieder in Freiheit gesetzt. Da er nach einem längern Aufenthalte bei einem der Alchemie sehr ergebenen Kaufmann zu Christianstadt, aber Schonen nach Hause zurückkehren wollte, wurde er auf den Vorschlag mehrerer Hofleute 1727 vom Könige nach Stockholm berufen, um ihn von einer Krankheit

herzustellen, deren Heilung die Ärzte desselben seit längerer Zeit fruchtlos versucht hatten. Er ward mit vieler Zeichnung des Hofe aufgenommen, und wenn man einem seiner Briefe trauen darf, waren seine Schriften dort sehr geschätzt, wurden sogar ins Schwedische übersezt, und es verbreitete sich sogar das wol unbegründete Gerücht, daß man ihn zum Hofhose von Upsala bestimmt habe. Wenigstens hatte er selbst den Entschluß gefaßt, sich nach einer kurzen Reise nach Peterburg in Schweden fest niederzulassen; aber da er sich in politische Händel menzte und durch seine theologischen Schriften die Geistlichkeit gegen sich eingenommen hatte, so mußte er auf Vorstellung derselben noch zu Ende dieses Jahres die Residenz verlassen. Er hielt sich nun aber ein Jahr in Kopenhagen auf, lehrte endlich nach Teutschland zurück, und brachte den Rest seines Lebens unter denselben Beschäftigungen theils zu Liebenburg im Fürstenthume, theils zu Berlin, theils auf dem Schlosse Wittenstein hin. Als im Jahre 1733 sich das Gerücht von seinem Tode verbreitete, widerlegte er es selbst in einer kleinen Schrift, und behauptete darin, daß er erst im J. 1809 sterben werde. Nichtsdestoweniger fand man ihn den 25. April 1734 auf dem Schlosse Wittenstein todt im Bette. — Bei aller Schwärmerei war er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der das Widersinnige mancher Dogmen des damaligen theologischen Systems glücklich, aber nur zu kühn, und zuweilen mit freivolem Sinn, aufdeckte. Auch besaß er in der Chemie und Medicin nicht geringe Kenntnisse. Die Zahl seiner Schriften beläuft sich auf 70, und man findet sie aufgeführt in Striedels Geschichte der berühmten Gelehrten. Die meisten gab er unter dem Namen Christiani Democritus heraus. Gesammelt erschienen sie zu Berlin 1747, 3 Theile in 4. Die merkwürdigsten außer den angeführten sind: Wegweiser zum verlorenen Licht und Recht. (Hamburg 1705.) *Hells' politzer Seelen Spiegel*. Wein und Öl in die Wunden des gestraupen Papstthums der Protestanten. (Jena 1700. 12.) *Fatum futurum*, d. i. thörichte Nothwendigkeit. (Amsterdam 1710.) Man hat auch mehrere zusammengedruckt unter dem Titel: *Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Creaturen*. (Amst. 1709. 4.) — Sein Leben beschrieben: Johann Christian Gottl. Ackermann, Dr. med. (Leipz. 1781.), zu einseitig, aus Dippels Schriften, ohne historische Belege. Joh. Wihl. Hoffmann (Darmstadt 1783.), unparteiischer und gründlicher. Außerdem finden sich Nachrichten von ihm bei Striedel, Adelung in der Geschichte der menschlichen Vorurtheile; Hist. Bibl. Fabr. T. IV. p. 483—89. *Blumenbachii Introductio in hist. med. lit.* p. 331. Der Voris seines Lebens von der Gesamtaufgabe seiner Werke ist nur ein unvorsichtiger Panegyrikus, und sein daselbst befindliches Bildniß soll eben nicht getroffen sein.

(Frankr.)

Dippels saures Ellixir, f. unter Schwefelsäure.
DIPPELS THIERÖL, oleum animale Dippelii, war von Helmont schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. bekannt. Dippel lehrte es erst 100 Jahre später sehr mühsam aus Thierblute bereiten. Homberg erhielt

es zu derselben Zeit aus Menschenoth. Schon weniger beschwerlich und umständlich ist Nobels Breitungart, welche Bäume, Boudewyn, Achar, Aibel, Dehne, Buchholz u. A. noch mehr verbessert und vereinfacht haben. 1) Im rohen Zustand aus Hirschhorn, Knochen und andern tierischen stickstoffhaltigen Theilen, durch Destillation gewonnen, heißt es Hirschhornol (*Ol. cornu cervi*, *Ol. animale foetidum*, *Antivert*). Anfangs geht es gelb über, wird aber immer dunkler braun, und zuletzt beinahe schwarz; mit der Farbe nimmt auch zugleich sein spezifisches Gewicht zu. Unverdorben will in diesem Leuerdings mandrierel neue organische Bestandtheile entdeckt haben (s. die Art. Odorin, Fuscine, Krystallin; vgl. Poggendorffs Annal. d. Pb. u. VIII, 263 fg.), die aber Reichmann leugnet (s. Schwigger-Seidels Journ. LXXI, 273 fg.). 2) Man reinigt dieses Ol. oder stellt daraus Dippels ätherisches Theriöl, *Ol. anim. netherum a. cornu cervi rectificatum*, dar, wenn man das Flüssigere mit präparirter Thierkohle eintreibt, Kugeln daraus bildet, diese in eine Retorte bringt, ohne deren Hals zu beschmugen, und bei allmählig steigender Hitze destillirt, auch wol zum zweiten Male, wenn das Öl das erste Mal noch gelb übergeht. Um es aber ganz rein von Säure, Ammonium, Odorin u. zu erhalten, soll man, nach Unverdorben, es erst aus einer geräumigen, kupfernen Blase mit 6 Wasser und 4 Aschel, und nachher einmal mit Schwefelsäure und Wasser übertreiben. Es erscheint dann dünnflüssig, wasserhell, sehr flüchtig, von durchdringendem Gestank und scharfbitterlichem, hinterdrein süßendem Geschmack. An Licht und Luft wird es sehr leicht braun und dick, löst sich nicht in Wasser auf, verbindet sich aber mit Alkohol, Äther, verdünnten Säuren, Fett- und Alkaliden, Harzen, Kampfer und nach Röhrenstein-Röhrl mit Phosphor; röthet sich, mit Terpentinöl emulsirt, an der Luft, wird von Schwefelsäure milchicht, und nimmt einen Benzengeruch an; von Salpetersäure wird es röthlich, von Salzsäure gebräunt und größtentheils aufgelöst.

Es muß in kleinen, luftdicht verschlossenen Drachmen- oder halben Lotzgläsern, die man bis zu 3 damit, deren übrigen Raum aber mit destillirtem Wasser anfüllt, wohl verklopft und umgekehrt aufbewahrt werden; soob es den Stöpsel nicht berührt. Mit Weingeist vermischt, wird es durch Wasser milchicht, ohne sich auf der Oberfläche abzusetzen (vgl. Berlin. Jahrb. f. d. Pharmacie u. von Reigern, 1829. XXXI, 1. S. 241 und d. Art. Ole).

Als ein örtlich reizendes und gerühmtes Arzneimittel wird es äußerlich bei Wundungen, Preisschwellen, Pimplabschüssen, Knochengeschwülsten, Eichtnoten, Drüsenverhärtungen, Hieschwämmen u., mit Weingeist, Kampferspiritus, Angelikagel u. angewendet; mit gleichem Äther und ungleich wohlfeiler aber das sinkende Theriöl Nr. 1. oder auch das Steinöl. Innerlich gibt man es bei hysterischen Beschwerden zu 4—8 Tropfen, in der Epilepsie und andern wichtigen Krankheiten nach und nach bis zu 40 Tropfen u. m. Bei reiner Nervenschwäche verbindet man es mit Äther, Athergeist, Kiepert- oder Baldrianöl u.; bei complicirter Brustschwäche

mit China, essigsaurem ätherischem Elixier u., namentlich bei noch nicht völlig ausgebildeter Epilepsie mit Störungen in den Unterleibsorganen und bei unterdrücktem Menstrualfluß (Vgl. d. Art. Hirschhornöl).

(Th. Schreger.)

DIPPOLDISWALDE, Stadt im meißnischen Kreise des Königsreichs Sachsen, Sitz eines Amtes, hat 250 Häuser und 1600 Einwohner, die sich größtentheils von städtischen Gewerben nähren. Die Lage der Stadt im Thale der roten Weißeritz, zwei M. südlich von Dresden, ist sehr angenehm; der Ort selbst, besonders seit dem großen Brande im J. 1626, durch seinen geräumigen Marktplatz und freundlichen Häuser, außerdem noch durch das im 17. Jahrh. erbaute Schloß ausgezeichnet. Den Ursprung von D. versehen die Geschichtsforscher ins 11. Jahrh. Der Sage nach gab ein Einsiedler, Namens Dippold, welcher in der nahegelegenen Höhe den Sorgen geduldig haben soll, Veranlassung zur Erbauung der Stadt, welche indessen wahrscheinlich von einem Dippold v. Raltitz auf Röhmen angelegt worden ist. So viel steht fest, daß Urkunden von 1266 und 1299 die Existenz von D. als Cities kennen.

In den Jahren 1363—1376 wurde D. gegen die Böhmen stark befestigt, dadurch jedoch nicht vor den Verwüstungen durch die Hussiten im J. 1429 geschützt. Bei der Theilung von 1485 kam D. an Herzog Albrecht. Schon von ihm wurde die Stadt verfest, von seinem Sohne, Georg dem Bärtigen, aber zu Anfange des 16. Jahrh. an die v. Raltitz verkauft, von denen es Kurfürst August wieder an sich brachte. Im 30jährigen Kriege wurde D. zweimal geplündert und niedergebrannt. Einmal 1633 von den Röllern des Generals Holste, das zweite Mal, ein Jahr später, vom General Schindelf. Von den spätern Schicksalen der Stadt ist nur noch zu gedenken, daß D. der Mittelpunkt des großen österreichischen Lagers war, welches im siebenjährigen Krieg im Weißeritzthal stand. (v. Egidy.)

DIPPOLDT (Hans Karl), geb. 1782 in Grunna, erhielt seine gelehrte Bildung auf der Fürstenschule seiner Vaterstadt und auf der Universität zu Leipzig. Nach vollendeten akademischen Studien machte er eine gelehrte Reise, und trat dann im J. 1808 als Privatdocent an der Leipziger Universität auf. Bei dieser Gelegenheit schrieb er eine Abhandlung: *De fontibus historice Caroli Magni et scriptoribus eam illustrantibus*, welche von der Ansicht und Sorgfalt, die er als Geschichtsforscher anwendete, ein tüchtiges Zeugnis ist. Bedeutende Hoffnungen erregte er von sich als Geschichtsschreiber durch sein Leben Kaiser Karls des Großen (Jahrgang 1810). Im J. 1810 erhielt er den Ruf als Professor am Gymnasium zu Danzig, wo er durch Schrift und Lehre trefflich wirkte. Mit allgemeinem Beifalle hielt er daselbst auch vor einer ansehnlichen Versammlung aus allen gebildeten Ständen Vorlesungen über allgemeine Geschichte. Der Tod raffte ihn in seiner Blüthe hin; er starb am 3. September 1811. Erschienen sind von ihm noch eine Übersetzung von Gore's Geschichte des Hauses Österreich seit der Gründung dieser Monarchie von Rudolf von Habs-

burg bis zum Tode Propols II. (Jp. 1810), nach seinem Tode fortgesetzt von Adolfs Wagner; Allgemeines historisches Archiv gemeinschaftlich mit Köthe herausgegeben (Jp. 1811), und nach seinem Tode: Stützen der allgemeinen Geschichte (Berl. 1811. 12. 2 Bde.) (H.)

DIPSACEAE. Eine distoleonische Pflanzensamilie, welche Bailant (Mém. de l'Acad. de Par. 1722.) zuerst mit diesem Namen bezeichnete (Abson nannte sie Scabiosae, Plinö Aggregatae) und Thom. Coulter (Mém. sur les Dipsacées, Genève 1823. 4.) genauer bestimmte. Die Dipsaceen sind Kräuter, sehr selten Sträucher, mit drehrunden, knotig gegliederten Stengeln und Zweigen; die Blätter sind gegenüberstehend, ganz randig, gefügt oder halbgefiert, mit der Basis den Stengel umfassend. Die zweierigen Blüten stehen ungefiert, oder jede mit einem Stütz- oder Spreublätthen versehen, zusammengedrückt auf einem gemeinschaftlichen Fruchtboden und bilden einen Knopf, welcher mit einer Hülle umgeben ist. Der Kelch der einzelnen Blüten ist doppelt: der äußere frei, einblättrig, kreisförmig, oft breit, mit abgeflutem oder geräumtem Rande; der innere ebenfalls einblättrig und stehenbleibend, die Röhre zum Theil oder ganz mit dem Fruchtknoten verwachsen, über dem Fruchtknoten zusammengezogen, der Saum ganzrandig, gezähnt, oder borstig gerimpelt. Die Corolle steht im Kelchröden, ist hinfällig, einblättrig, röhrig, mit fünf- oder vierlappigem, oft ungleichem Saume. Die vier Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt, oft zwei länger als die beiden andern, mit den Saumlappen abwechselnd, frei, in der Knospe knieförmig nach Innen umgeschlagen. Die Antheren aufliegend, linienförmig, zweifachsig, in zwei Längsrinnen aufspringend. Die meist vierseiligen Pollenkörner treiben, angelichtet, aus den Enden cylindrische, stumpfe, durchsichtige Anpänge hervor (Curtling, Linnaea 1828. S. 171), wie dies die Pollenkörner verschiedener Gewächse aus andern Familien auch thun, wenn man sie mit Säuren behandelt (Zul. Krichke, Beitr. zur Kenntn. des Pollen, T. 1 u. 2). Der Fruchtknoten ablang, der Griffel sadenförmig, oft mit der Verengung des Kelches verwachsen; die Narbe ungleich zweifachsig. Die Frucht (das Achänen) schlauchartig, mit dem doppelten Kelche bedekt und gekrönt, einsamig, nicht aufspringend. Der Eizwischkörper dünn, fleischig, der Embryo in der Längsaxe, grob, das Wurzelschen nach Oben gerichtet, die Samenlappen ablang.

Die sehr nahe verwandte Familie der Globularigen unterscheidet sich durch einen einsamen, am Rande nicht zusammengezogenen Kelch, durch die Einfügung der Corolle unter dem Fruchtknoten, die in der Knospe nur etwas eingekrümmten Staubfäden und zerstreut oder abwechselnd stehenden Blätter. Die gleichfalls nahe verwandte Familie der Compositae weicht noch mehr ab durch fünf zu einer Röhre verwachsene Antheren, durch aufrechten Embryo und fehlenden Eizwischkörper. Zwischen den letztern und den Dipsaceen bilden die Calpiceen ein Mittelglied, indem bei diesen die fünf Antheren verwachsen sind und der Embryo aufrecht steht, wie bei

den Compositae, der Eizwischkörper aber vorhanden ist, wie bei den Dipsaceen.

Die Dipsaceen wohnen fast ausschließlich im gemäßigten Theile der alten Welt, besonders im südlichen Europa und im mittleren Asien; doch kommen einige Arten auch am Vorgebirge der guten Hoffnung und auf Teneriffa vor. Sie lieben sonnige Biesen und Berge. Die meisten sind bitter und abführend. Die Wurzel von *Dipsacus fullonum* Linn. und *D. sylvestris* Miller (Rad. Dips. a. Cardui veneris), von *Succisa pratensis* Moench (Rad. morus diaboli) und das Kraut von *Scabiosa arvensis* Linn. (Hb. Scabiosae) galten vor Zeiten für treffliche Mittel gegen Fieber, Lungenlucht, Krämpfe, Soporilis u. *Succisa pratensis* soll eine gute grüne Farbe geben und wird als Gerbstoff empfohlen (Linn. Island. res. p. 97, 101, C. C. Gmel. fl. bad. I. p. 319). Am wichtigsten ist der technische Gebrauch, der von *Dipsacus fullonum* gemacht wird.

Es gehören nur sieben, zum Theil nur wenig von einander abweichende Gattungen zu dieser Familie: *Dipsacus* Linn., *Kaunia* Linn., *Pteroccephalus* Vailant, *Asteroccephalus* Vail., *Succisa* Vail., *Scabiosa* Vail. und als Anhang *Morina* Tournefort.

(A. Sprengel.)

DIPSACUS. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Klasse des Linne'schen Systems und aus der natürlichen Familie der Dipsaceen. Der Name findet sich schon bei Dioscorides und Plinius. Char. Die Blüthenhülle vielblättrig, stehenbleibend; der Fruchtboden kegelförmig, mit freien Spreublätthen besetzt; der äußere Kelch vierseitig, achtfachig, der innere becher- oder schiffelförmig; die Corolle vierseitig; die Frucht mit dem vierseitigen Saume des innern Kelches gekrönt (Gärtner de fruct. t. 86, Coulter Dips. f. 2—4). Die 13 bekannten Arten, von denen Coulter mehrere als Varietäten vereinigt, sind als zweijährige, mit Haaren oder Stacheln besetzte Kräuter mit aufrechtem, ästigem, hohlem Stengel, gegenüberstehenden, oft an der Basis zusammengezeichneten, gezähnten oder zerfetzten Blättern, am Ende der Zweige stehenden, ablangem, eiförmigen oder fugeiligen Blütenknospen und fialarbigem, weißen oder gelben Blumen, im mittlern und südlichen Europa und in Mittelasien einheimisch. Die bekannteste und wichtigste Art ist die Wailerde, *D. fullonum* Linn. (Sp. pl., Engl. bot. t. 2080., *D. sativus* Gerard, Gmelin., *D. albus* Fuchs, *Carduus fullonum* Lobel, *Labrum Veneris* Matthioli, *διψακος* Dioscor. mat. med. III., 11, *dipsacos* Plin. hist. nat. 27, 47, *galidraga* Xenocrania Plin. l. a. 62, *labrum* und *carduus Veneris* der Römer nach Diosc. l. a. d. *cardo* de' lanajuoli der Italiener, *cardo penteador* der Portugiesen, *cardore* oder *chardon* a'oulon der Franzosen, *faller's-toussel* der Engländer, *drapac* der Polen), welche im südlichen Europa wild wachsen soll, jetzt aber in allen gemäßigten Ländern unsern Welttheil cultivirt wird und auch in Güte verwildert vorkommt. Den Gebrauch der bittern Wurzel gegen Lungenlucht, der Blätter und Samen gegen Hundswuth und des in den

weiten Blattfcheiden sich sammeln: atmosphärischen Wassers (daher der Gattungsnahme: *dryin*, durken) hat man ganz aufgegeben, dagegen dienen die abgeblühten Blüthenknospe, deren feste, spitze Spreublättden halbkugelförmig zurückgebogen sind, allgemein zum Kardatschen wollner Beuge und Fliege. Die Blumen geben den Bienen Honig, die Samen werden von finsternartigen Bögen gern gefressen. Der im mittlern und südlichen Europa häufig wild wachsende *D. sylvestris* Miller (Diet. n. 2., *Jacquin* austr. t. 402., Engl. bot. t. 1032.; wahrscheinlich gehören die oben angeführten Synonyme des *Dioleiorides* und *Plinius* zunächst hierher) ist nach *Linne's* neuerdings wieder bestätigter Meinung die Stammart von *D. fullonum*. Sie unterscheidet sich indes vollständig von der Basteifarbe durch die nicht umgebogenen Spigen der Spreublättden, weshalb sie auch zu technischen Zwecken unbrauchbar ist. (*A. Sprengel.*)

DIPSAKOS, des Flussgottes *Phyllis* Sohn, der den *Phrixos* in *Kolchis* zuerst gastfreundlich aufnahm. (*Apollon*, II, 655.) (*Richter.*)

Diptam, f. **Dietamnus** und **Origanum**.

DIPTERA, Zweiflügler; Fliegen (*Antliata Fabricii*). Insectenordnung, welche diejenigen Insecten mit Saugorganen begreift, die nur zwei häutige Flügel besitzen. Die Puppe ist ruhend und wird größtentheils von der eingetrockneten Raupenhaut umhüllt. Die Zahl der bis jetzt bekannten Arten beläuft sich über 5000, von denen Weigen 3660 in Europa einheimische beschreibt.

Der Kopf der Zweiflügler hat größtentheils eine kugelige oder halbkugelige Gestalt, und ist nicht, wie bei Käfern, Heuschrecken und Wanzen, in das Halschild eingesenkt, sondern sitzt auf demselben ähnlich auf, wie bei Wespen und Schmetterlingen, so daß er nicht von Oben nach Unten, sondern nur durch Umdrehen nach seiner Kre einige Beweglichkeit besitzt. Die Saugorgane bestehen aus einer gewöhnlich häutigen, oft dreigliederigen Scheide (*theca Kirby*, *proboscis Fabr.*), welche als Analogon von Rinn und Spitze der Insecten mit Kauorganen angesehen werden kann, und welche bei einigen Gruppen mit Endfäden oder Lippen (*capitulum*) versehen ist. An dieser Scheide sitzen die selten fehlenden ein- bis viergliedrigen Fäser (*palpi*); und sie schließt eine oder mehrere (1—5) Stachelspitzen (*stipes*) ein, welche die Kiefer, Kinndrüsen und Zunge repräsentiren, und welche das Thier gemeinlich zurückziehen und ausstrecken kann. Die Fühler befinden sich größtentheils auf der Stirn, an der Wurzel dicht beisammenstehend, und wechseln nach den Gattungen und Familien in der Zahl ihrer Glieder, in ihrer Länge und in der Art, wie sie das Thier trägt. Die Augen befinden sich an den Seiten des Kopfes, bei manchen sind sie verhältnismäßig klein, bei den meisten aber nehmen sie den größten Theil des Kopfes ein, ja bei einigen, z. B. *Tabannus*, stoßen sie auf dem Scheitel zusammen, oder lassen nur bei den Weibchen einen schmalen Zwischenraum für die Stirn. Bei einigen Gattungen (*Achias*, *Diopsa*) sitzen die Augen auf besondern Hervorragungen des Kopfes. Nebenaugen finden sich nicht bei allen Gattungen, wo sie

aber vorkommen, sind deren stets drei vorhanden und stehen auf dem Scheitel. Man unterscheidet außerdem noch am Kopfe das UnterGesicht (*hypostoma*), die Gegend zwischen den Augen, Fühlern und dem Munde; die Stirn (*frons*), den über den Fühlern, zwischen den Augen liegenden, vertikalen Theil; den Scheitel (*vertex*) die horizontal mit dem Rücken liegende Fortsetzung der Stirn; die Wangen (*genae*) die Seitenbegrenzung der Augen und die Kehle (*gula*), die Unterseite des Kopfes.

Der Mittelteil (*stethidium*) bildet bei den Zweiflüglern ein einziges Glied, bei welchem die einzelnen Theile fest mit einander verwachsen sind, und ihre Absonderung nur durch Risse angedeutet ist. Am deutlichsten erscheint noch gewöhnlich das Schildchen (*scutellum*), am kürzesten ist immer der Halsstrang (*prothorax*, *collare*), von dem bisweilen nur die Seitenflüße sichtbar werden.

Der Hinterleib (*abdomen*) schließt entweder mit voller Breite (*Tabannus*, *Bombylius*, *Tachina*) an den Mittelteil an, oder verschmälert sich (*Stratiomys*, *Tipula*, *Myopa*) nach der Wurzel hin. Er besteht größtentheils aus sieben Abschnitten, von denen jedoch gewöhnlich die ersten die größten sind. Der letzte Ring verbirgt die Geschlechtsorgane, die bei der Gruppe der Dolichopoden auch äußerlich sichtbar werden, und wo die männlichen sich an den Unterleib schlagen. Die Weibchen der Zweiflügler besitzen eine, oft auch äußerlich sichtbare Legeöhre, welche aus Gliedern besteht, die sich wie die Stiele eines Fernrohrs aus einander ziehen.

Die Flügel (*alae*) sind häutig, selten behaart oder gefranzt, und ihr Adverciaus bietet sehr verschiedene Abänderungen dar, durch die sich die Familien und Gattungen auszeichnen. Sie werden von dem Thier in der Ruhe größtentheils horizontal getragen, und liegen entweder flach auf dem Hinterleib auf, oder sind flach ausgebreitet; nur bei wenigen (*Stegana*, *Dicosmyza*, *Camarota*) bilden sie ein gewölbtes Dach. Statt der Hinterrügel bemerkt man die Schwingelöcher (*halterae*), deren Zweck noch nicht ermittelt ist, und bei vielen Gattungen stehen vor dem Schwingelöcher zwei muschelförmige häutige Schüppchen, welche wie eine Hülle über denselben liegen, jedoch bei vielen, besonders bei denen, wo die Schwingelöcher groß sind, z. B. *Tipularinae*, fehlen.

Die Beine der Zweiflügler zeichnen sich durch ihre Länge aus, bei manchen sind sie ungewöhnlich lang (*Tipularinae*) und dünn, ihre Tarsen bestehen aus fünf Gliedern, von denen das letzte zwei Krallen, oft überdies kleine blasenförmige Anhängsel führt.

Die Verwandlung der Zweiflügler zeigt mehr Eigenähnlichkeiten. Die Eier werden von den Weibchen an diejenigen Orte abgelegt, wo die aufwachsende Raupen ihre Nahrung findet, doch gehören einige, wie die Schweißfliege, sogleich die Raupen, und bei der Abtheilung der Laufstiegen läuft das Thier die Verwandlungsstufen bis zur Puppe bereits im Leibe der Mutter durch und wird als Puppe geboren. Die Raupen sind größtentheils ohne Füße und bewegen sich nur durch das Zusammenziehen und Ausdehnen der Leibringe; einige (z. B. die Käse-

meben) vermögen sogar zu springen; doch gibt es auch Waden, welche Nachschleuer, als Stellvertreter der Füße, besigen (*Pterocera*, *Cecydomyia*). Die meisten Waden scheinen blind zu sein, auch nicht, wie die Larven der andern Insekten, sich zu häuten, sondern durch Ausdehnung ihrer Haut zu wachsen. Mehrere derselben leben im Wasser, und diese sind, statt der Stigmen, mit Luftröhren an den letzten Hinterleibsringen versehen, mittels deren sie Luft schöpfen, und deshalb an die Oberfläche des Wassers steigen, z. B. *Culex*, *Chironomus*, oder sie besitzen Kiemen, wie z. B. die *Tipulariae*.

Die Verwandlung zur Puppe geschieht in der Regel innerhalb des Wadenhaut, welche zusammenstodnet und ein Tönnchen als Hülle für die Puppe bildet; doch kreisen auch einige, namentlich diejenigen, welche im Wasser und in der Erde leben, die Wadenhaut ab. Die Puppe besitzt die Augen, Fühler und Bewegungsorgane des vollkommenen Insekts bereits ausgebildet, aber, wie bei den Käfern, die letztern an den Körpern angelegt und nicht zur Fortbewegung dienen. Bei den im Wasser lebenden Puppen geschieht das Atzembolen ebenfalls durch Luftröhren oder durch Kiemen, und sie bedienen sich ihres Hinterleibes zum Schwimmen; bei den in der Erde oder im Holze lebenden Puppen sind die Ringe des Hinterleibes mit Stachelstrahlen besetzt, mittels deren sie sich fortbewegen, dagegen liegen die in Tönnchen eingehüllten Puppen ganz unbeweglich. Der Puppenzustand dauert bei den meisten nur kurze Zeit, als Larven aber leben viele mehr Jahre.

Das vollkommene Insekt besucht meistens die Blumen und nährt sich von flüssigen Substanzen des Thierreichs und Pflanzenreichs. Viele von ihnen saugen gierig das Blut warmblütiger Thiere, und fallen durch ihren Stich Menschen und Thieren lästig. Manche leben sogar im Larvenzustand in den innern Theilen lebender Thiere; so leben die Larven der Gattung *Oestrus* im Magen der Pferde, unter der Haut der Hirsche, des Rindviehes, in den Nasenhöhlen der Schafe u., mehrere fliegen im Körper der Schmetterlingsraupen. Andere findet man parasitisch auf der Oberhaut mehrerer Säugethiere und Vögel, wie die *Wassfliegen*. Man kann nach der Nahrung, welche die Zweiflügler genießen, Schwamm-, Dung-, Aas-, Stech-, Laus-, Raubfliegen u. unterscheiden. Ihre vorzüglichsten Feinde sind die Vögel und Spinnweben, die sich vorzugsweise von ihnen nähren, doch auch die übrigen Raubinsekten, viele Amphibien, Fische und selbst einige Säugethiere stellen ihnen nach.

Man theilt die Zweiflügler am zweckmäßigsten in folgende Gruppen ab:

I. Abtheilung. *Ovipara*. Diejenigen, die Eier legen oder Waden gebären. Die eigentlichen Fliegen.

Erste Familie. *Culicidae*. Lange, vielgliedrige, haarige Fühler, vorgestreckter fadenförmiger Rüssel mit fünf Saugborsten und zwei Zahnen. Schwingfolien unbedeckt. *Culex*.

Zweite Familie. *Tipulariae*. Fühler vielgliedrig, mehr oder weniger lang. Der Rüssel entweder sehr

kurz, oder schnabelförmig und senkrecht nach Unten gewendet, oder an die Brust sich anlegend. Schwingfolien unbedeckt. *Tipula*, *Chironomus*.

Dritte Familie. *Asilidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel dicht beisammensitzend, in die Höhe gerichtet, dreigliedrig. Rüssel kurz, waagrecht vorsehend. Schwingfolien unbedeckt. *Asilus*, *Hyllos*.

Vierte Familie. *Empidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel dicht beisammensitzend, zwei bis dreigliedrig, mit einer Spidborste. Rüssel vorsehend, senkrecht. Schwingfolien unbedeckt. Zwei Axtelkauen. *Empia*, *Tachydromia*.

Fünfte Familie. *Dolichopidae*. Fühler vorstehend, dreigliedrig oder zweigliedrig, mit nackter End- oder Rückenborste. Rüssel kaum vorsehend. Hinterleib sechsringelig, nach Unten gekrümmt. Schwinger unbedeckt. *Platypena*, *Pipanculus*, *Dolichopas*.

Sechste Familie. *Rhagionidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, mit nackter End- oder Rückenborste. Rüssel und Taster vorstehend. Hinterleib siedemringelig. Schwingfolien unbedeckt. Drei Axtelkauen. *Lepis*, *Rhagio*.

Siebente Familie. *Mydasidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, ohne Borste. Rüssel verborgen. Hinterleib siedemringelig. Schwingfolien unbedeckt. Zwei Axtelkauen. *Mydas*, *Theronea*.

Achte Familie. *Tabanidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig; das letzte Glied vier bis achtmal geringelt. Rüssel und Taster vorsehend. Schwingfolien halb bedeckt. Drei Axtelkauen. *Pangonia*, *Tabanus*.

Neunte Familie. *Bombyliidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, ohne Borste. Rüssel mehr oder weniger vorsehend. Schwingfolien unbedeckt. Flügel waagrecht ausgebreitet. Hinterleib walzig oder kegelförmig. *Bombylius*, *Ploas*, *Styria*.

Zehnte Familie. *Anthracidae*. Von den vorigen durch an der Wurzel getrennte Fühler und flachen Hinterleib unterschieden. *Anthrax*.

Elfte Familie. *Aceroceridae*. Fühler sehr klein, zweigliedrig. Kopf sehr klein, saß nur aus den Augen bestehend. Hinterleib sehr dick, aufgeblasen. Schwingfolien bedeckt. Drei Axtelkauen. Flügel dachförmig. *Henopa*.

Zwölfte Familie. *Stratiomyidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, letztes Glied geringelt. Rüssel wenig vorsehend. Schwingfolien unbedeckt. Hinterleib platt, fächerförmig. Drei Axtelkauen. *Sargus*, *Stratiomys*.

Dreizehnte Familie. *Xylophagidae*. Fühler vorgestreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, letztes Glied geringelt. Rüssel eingezogen. Schwingfolien unbedeckt. Hinterleib walzig, achtringelig. Drei Axtelkauen. *Beria*, *Xylophagus*.

Vierzehnte Familie. *Syrphidae*. Fühler dreigliedrig; drittes Glied zusammengesetzt, ungeringelt, mit Endgriffel oder Rückenborste. Rüssel eingezogen. Schwing-

kolben fast bedeckt. Hinterleib fünfseugelig. Drei Afterklauen. Syrphus, Rhingia.

Zunfsechste Familie. Stomoxyidae. Fühler dreigliedrig, niedergedrückt, drittes Glied mit Rückenborste. Rüssel vorgestreckt, gekniet. Hinterleib vierringelig. Schwingeloben mit einer Doppelschuppe bedeckt. Stomoxya.

Sechszehnte Familie. Conopidae. Fühler vorgestreckt, dreigliedrig, an der Wurzel winkelig gebogen, mit Rückenborste. Rüssel gekniet, vorgestreckt. Hinterleib fünf- oder sechseugelig, an der Spitze eingekrümmt und verdickt. Schwingeloben unbedeckt. Conopa. Myopa.

Siebzehnte Familie. Oestridae. Fühler klein, dreigliedrig, mit nackter Borste. Mund geschlossen, ohne sichtbaren Rüssel. Schwingeloben theils bedeckt, theils unbedeckt. Oestrus.

Achtzehnte Familie. Muscidae. Fühler niedergedrückt, dreigliedrig, mit Rückenborste. Rüssel tafelförmig gebogen, eingekrümmt, bäutig, mit fleischigen Lippen. Schwingeloben bedeckt. Musca, Tachina, Scatophaga, Lauxania, Tephritis.

II. Abtheilung. Puppara (Omaloptera Leach). Diejenigen, welche Puppen gebären. Die englischen Entomologen betrachten sie als eine besondere Ordnung der Insekten. Mehrere besitzen keine Flügel.

Neunzehnte Familie. Hippoboscidae. Mit deutlichem Kopf und Augen. Hippoboscus.

Zwanzigste Familie. Nycteribidae. Der Kopf sehr klein, er bildet nur einen kleinen, festrecht erhabenen Körper am Vordertheile des Halschildes. Nycteribia.

Eine besondere Familie dieser Abtheilung dürfte noch die Gattung *Phaula* (Allg. Encycl. Gesch. Sect. XII. Thl. S. 293) bilden.

Die Eintheilung, welche Latreille¹⁾ von den Zweiflüglern gibt, weicht etwas ab. Nach ihm zerfallen dieselben in folgende Gruppen.

I. Ovipara.

- A. Nemocera. 1) Calicidae. 2) Tipulariae.
- B. Tanytoma. 3) Aulicidae. 4) Empididae. 5) Iulastoma (Acroceridae). 6) Bombyliidae. 7) Anthracidae. 8) Leptidae (Rhagionidae). 9) Dolichopodidae.
- C. Tabanidae. 10) Tabanidae.
- D. Tabanocnidae. 11) Mydidae. 12) Decatoma (Xylophagidae). 13) Stratiomyidae.
- E. Athericera. 14) Syrphidae. 15) Oestridae. 16) Conopinae (Conopidae et Stomoxyidae). 17) Muscidae.

II. Pupipara.

- A. Corineae (Hippoboscidae).
- B. Phthiromyiinae (Nycteribidae).

Die wichtigsten Werke über die Zweiflügler, außer denen, welche die Insekten überhaupt behandeln, sind:

¹⁾ On the genera and species of epodiscideous insects. (Biblioth. 1817). 2) Les régnes animal. Nouv. édit. (Paris 1829. Tom. V.)

Z. Gesell. v. B. u. A. Vierh. Seiten. XXV.

Fabrizii Systema Anallitorum. (Brunsvig. 1805.)
 Meigen, Systematische Beschreibung der europ. zweiflügeligen Insekten. (Aachen und Hamm 1818—1830. 6 Bde.)
 Fallén, Diptera Sueciae. (Lundae 1814. 4.)
 Biedemann, Inseuroropäische Zweiflügler. (Hamm 1827—1830. 2 Bde.)
 Macquart, Mémoires sur les insectes diptères du Nord de la France in den Mémoires de la Société royale des Sciences, d'Agriculture et des Arts de Lille. 1826—1829. (Germar.)

Diptera Borkh., f. Saxifraga.

Dipteris Reinw., f. Polypodium.

Dipterix, f. Dipteryx Schreb.

DIPTEROCALYX. Eine von Chamisso (Linnaea VII. p. 241. t. 7. f. D.) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Verbenern. Char. Der Kelch röhrig, zweizählig, fast zwiespaltig, mit gekrümmten, langgestreckten Seitenlappen (daher der Gattungsnamen: *καλὺς*, Kelch; *διπτερος*, zweiflügelig); die Corolla röhrig mit flachem, zwiespaltigem Saume; die Oberlippe ausgerandet-zweiflügelig, die untere dreiflügelig; die Frucht ist eine zweiflügelige, zwiesamige, elliptische Kapsel mit dünner, papierartiger Schale. Die beiden Arten: 1) *D. hirtus* Cham. l. a. und 2) *D. glabrescens* Cham. (l. a. p. 242) sind krautartige Staudegewächse mit aufrechtem Stengel, drei- oder vierzähligen Blättern, gestielten Blütenknospen, welche in Trauben beisammen stehen, und sehr kleinen Blumen. (A. Sprengel.)

DIPTEROCARPEAE. Eine kleine distylioidische, von Blume (Bijdr. tot de Fl. van Nederl. Ind. p. 222) gegründete Pflanzenfamilie, welche zunächst mit den Elaeocarpaceen (Tiliaceae) verwandt ist. Die hierher gehörigen Gewächse sind Bäume mit abwechselnden, einfachen, ganzrandigen Blättern und Aestblättern, welche, wie bei den Feigen, die jungen Blätter einhüllen, später aber abfallen. Der fleischbleibende, fünftheilige Kelch umgibt den Fruchtknoten: seine Fäden wachsen alle oder zum Theil bei der Frucht zu fleischartigen Anhängen aus. Die fünf ganzrandigen Corollenblättchen bilden eine zusammengehörte Knospenlage. Die Aestblüthen, ganz oder fast ganz freien Staubblättern tragen pfriemförmige, aufrechte, zweiflügelige, an der Spitze mit einem kleinen Loch versehene Anteren. Den sechsflügeligen mit sechs überhängenden Fäden versehenen Fruchtknoten umgibt an der Basis eine drüsige Scheibe. Die Steinfrucht enthält einen großen, pyramidalen Samen ohne Etwaskörper mit großen fleischigen, zusammengebreitet-gestalteten Samenanlagen und nach Oben gerichteten, zurückgezogenen Bügeln.

Die Dipterocarpaceen kommen nur in den Wäldern von Ostindien vor und sind fast des Ganzen und Ten bei nachbarlichen Inseln als mächtige Bäume vor. Sie zeichnen sich besonders durch die zu Bügeln anwachsenden Kelchblätter aus, außerdem unterscheiden sie sich von den Elaeocarpaceen durch den Mangel des Etwaskörpers, die gestielten Samenanlagen und die gebrochene Knospenlage der umfänglichen Corollenblättchen; von den Malvaceen

durch die freien Staubfäden, die langen zweifächerigen Antheren und die überhängenden Eierchen des Fruchtknotens; von den Guttiferen durch die Knospenlage der Corollenblättchen und die Anwesenheit von Astblättchen. Sie sind reich an harzigen, vielfach nuzbaren Säften.

Die drei Gattungen *Dipterocarpus Gärtn. fil.*, *Dryobalanops Gärtn. fil.* und *Shorea Roxburgh* bilden diese Familie, zu welcher, nach Roxburghs und Geisler's Meinung, vielleicht auch *Hopsea Roxb.* (Stryaceae) und *Valeria Linn.* (Guttiferae) zu rechnen sind.

(A. Sprengel.)

DIPTEROCARPUS. Eine von dem jüngeren Gärtner (Carpol. suppl. p. 50) aufgestellte und von Correa de Serra (Ann. du Mus. VIII. p. 397) später *Pterygium* genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Einwärtsen Classe und aus der natürlichen Familie der Dipterocarpaceen. Char. Der Reich stehende, fünfstaltig; zwei der Fächer sind größer als die übrigen und wachsen beim Reifen der Frucht zu langen, nehmformig gebogenen Ästgen aus; die Staubfäden sehr kurz, mit langen, pfriemenförmigen Antheren; die einsamige Steinfrucht ist mit dem wässrigen Keim des Fleisches (daher der Gattungsnamen: *καρπός*, Frucht, *δις*, zweifach, wässrig). Man hat in Asien nach und nach 14 Arten dieser Gattung entdeckt, welche, zum Theil nur unvollständig bekannt, große Bäume mit abwechselnden, einsamigen, ganzrandigen Blättern, am Ende der Zweige stehenden Blüthenrispen oder Trauben und röhrlig weissen Blumen sind. Gärtner der Sohn konnte nur die Früchte von zwei Arten: 1) *D. costatus Gärtn.* (l. c. t. 187) und 2) *D. turbinatus Gärtn.* (l. c. p. 51. t. 188. f. 1, *Roxb. corom.* III. t. 213, *Wallich cat. herb. soc. angl. ind.* p. 27. n. 952); er machte schon auf die nahe Verwandtschaft der Gattungen *Dipt.*, *Dryobalanops* und *Shorea* aufmerksam. Hierzu fügten Geisler (Aa. research. XII. p. 540) zwei: 3) *D. alatus (Wall. l. c. n. 953)* und 4) *D. inaequalis*; Blume (Catal. Bauteenorg., Bijdr. p. 228 und Flor. Jav. fasc. 7 et 8. p. 11) sechs: 5) *D. trinervis Blum.* (Fl. Jav. p. 11. t. 1), 6) *D. retusus Bl.* (l. c. p. 14. t. 2), 7) *D. spanoghei Bl.* (l. c. p. 16. t. 3), 8) *D. littoralis Bl.* (l. c. p. 17. t. 4), 9) *D. gracilis Bl.* (l. c. p. 20. t. 5) und 10) *D. Hasseltii Bl.* (l. c. p. 22. t. 6). Wallich endlich (l. c. n. 954), 12) *D. pilosus Roxb.* (l. c. n. 955), 13) *D. cordatus* (l. c. n. 956) und 14) *D. grandiflorus* (l. c. n. 957), deren Beschreibung nach nicht erschienen ist.

D. turbinatus, einer der größten und schönsten Bäume Asiens, gibt eine Menge köstliches Harz (nach Roxburgh ein Baum gegen 160 Quart), welches unter dem Namen *Schidi* (wood-oil) häufig als Firnis gebraucht wird. *D. trinervis* und *D. retusus* auf Java sind gleichfalls reich an Harz, welches als Heilmittel und zur Bereitung von Seifen dient. (A. Sprengel.)

DIPTERODON (Pisces). *Racepede* vereinigte in

dieser Fischgattung sehr verschiedene Thiere, indem er als Kennzeichen derselben große Zähne und zwei Rückenflossen feststellte. *Müller* hat (Hist. nat. des Poissons VII. p. 275) diese Irrthümer nachgewiesen, alle von *Racepede* aufgenommene Arten andern Gattungen zugehörig, den Namen aber für einen andern Fisch beibehalten, der sich ebenfalls durch scharfbreite Zähne und zwei Rückenflossen auszeichnet. Er findet seinen Platz in der Familie der Squamipennis. Aus der Beschreibung der einzigen Art *Dip. suspens* (l. c. 276) geben wir folgenden Auszug.

Der Körper ist eiförmig, wie bei *Pimeloterus*, aber weniger zusammengedrückt, und im Schwanztheil etwas länger. Die Gesichtslinie steigt in einem Bogen vom Rücken herauf. Die Höhe ist drei Mal in der Länge enthalten, die Dicke beträgt die Hälfte der Höhe. Die beiden Nasenlöcher sind oval, das vordere größer und niedriger. Das Auge steht oberhalb der Kopfmittlinie. Die häutigen Kiepen bedecken die Zähne nicht. Die Zähne der äußeren Reihe sind groß und einigen mit Schneiden, schrägmeißelförmig. Im Oberkiefer stehen 10, im untern zehn; die mittleren sind die längsten, die zur Seite werden nach und nach kürzer. Hinten diesen stehen kleine kurze, sammetartige, doch nicht sehr dicht. Pfugschar und Gaumenbrinne sind glatt, aber die untern Kehlflossen (pharyngiens inferiores) haben große stumpfe Stachelzähne, wie man selbst bei *Labrus* und *Sciaenae* findet. Der Vordermund ist schwärzlich, gestreift und an seiner etwas zugerundeten Ecke sehr gekniet. Der Kiemendeckel nimmt nur 1/4 der Kopflänge ein und ruht in eine sehr stumpfe Ecke. Die Kiemen öffnen sich bis unter die Augen; sie scheinen nur sechs Strahlen zu haben und unter ihnen steht eine große, am Rande gezackte Schuppe. Die Brustflossen stehen unter der Mitte der Höhe, sind eiförmig und haben 17 Strahlen, die Bauchflossen entspringen unter der Mitte der Brustflossen, und sind so lang als diese. Sie haben einen ziemlich langen Stachel. Die erste Rückenflosse fängt über der Mitte der Brustflossen an; sie hat neun kurze, zusammengedrückte starke Stacheln, ein zehnter beginnt die plötzlich auffragende zweite Rückenflosse. Dieser steht die Afterflosse gegenüber, mit drei starken kurzen Stacheln und 13 oder 14 Strahlen. Die Schwanzflosse ist schwach halbmondförmig aufgeschnitten und hat 17 Strahlen. Die Afterflosse, die zweite Rückenflosse und ein großer Theil der Schwanzflosse sind dick und mit kleinen Schuppen bedeckt. Ebenso ist auch der Kopf mit Schuppen bedeckt, wovon nur die Oberseite der Schnauze, die Kiemen und Kiepen ausgenommen sind. Die Schuppen des Körpers sind von mittler Größe, und es haben ungefähr 60 derselben von der Kinn bis an die Schwanzflosse; die in den Seiten sind viel größer, als die auf dem Rücken und am Bauche. Die Fische des Genus konnte nur nach getrockneten oder Weingeist-Exemplaren bestimmt werden, und zeigt sich braun oder rufbraun auf jeder Schuppe mit einem weissen streiften Strich. Der Rücken ist mehr einfarbig braun, der Bauch mehr

lich. Die horizontalen Flossen haben einen hellern Rand. Die Länge beträgt 15 Zoll. Die innern Theile konnten bei unvollkommener Beschaffenheit nicht genügend untersucht werden. (D. Thon.)

DIPTEROS, doppeltgelenkt, wurde bei den Griechen ein Tempel genannt, der vorn und hinten acht Säulen und eine zwölfte Säulenstellung auf den Seiten hatte. Als Beispiele führt Vitruvius (III, 2. Schneider) den dorischen Tempel des Laurinus und den von Kleopatra erbaute Tempel der Diana von Ephesus an. (Hl.)

Diptyeria Presl, f. Mulligum Pers.

DIPTERYGIL Eine Ordnung der Fische in dem in Bloch, *Systema Ichthyologiae* ed. Schneider angenommenen Systeme, kennlich durch zwei Flossen. Hierher die Gattungen *Petromyzon*, *Omura* und *Lepidosteus*. (D. Thon.)

DIPTERYX, DIPTERIX. Eine von Schreber (Gen. n. 1161) so genannte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Klasse des Classis und aus der Untergruppe der Grossblüthen, der Gruppe der Calypsiaceen, der natürlichen Familie der Leguminosae. Char. Der Kelch kreisförmig, ungleich drei- oder fünftheilig; die beiden oberen Fächer groß, fast gegenüberstehend, linsenförmig (daher der Gattungsname: *diplopus*, zweifachig), die drei unteren Fächer (bei der ersten Art zu einem verwachsen) sind kleiner; der Wimper der Schmetterlingscorolle ist aufrecht, der Kiel zweiblättrig; die Blüthe einseitig; in zwei Klappen theilbare, einsamige Hülsenfrucht eiförmig-ablang, etwas schmalgedrückt; die überhängenden Samen enthalten einen großen Embryo ohne Eiwirkkörper. Die beiden bekannten Arten sind als Bäume mit abgebrochen gefiederten Blättern, eiförmig-ablang, zugespitzten, ganzrandigen, lederartigen, glatten Blättern und rispenförmigen Blüten im tropischen Amerika einheimisch. 1) *D. odorata Willdenow* (Spec. pl. III. p. 296, Lamarck Monstr. t. 601, Baryosma Tango Gärtner de fruit. II. t. 47, Helmsia Scopoli, Clementina nuda Cavendish anal. de cione. nat. VII. t. 47), ein gegen 60 Fuß hoher, sehr ästiger Baum, mit abwechselnden, großen, unpaar gefiederten Blättern, fünf bis sechs-abwechselnden Blüthen, gestülptem Stängel, umgebenem unterm Kelchrande und acht Staubfäden in jeder der purpurrothen Blüten. In den Wäldern von Gujana. Die Hülsenfrucht hat eine dicke, fleischige, gelbliche Rinde; die Samen sind außen röthlich, innen weiß, wachsend, bitter; sie enthalten flüchtiges und fettes Öl, und einen eigenthümlichen Stoff, den Lumar Gummi genannt hat. Diese Samen, die bei den Indianen von Gujana oder Longobos hien, sind bei den Indianern von Gujana schon lange ihrer Wohlgeruch wegen zu Halsbändern u. dgl. im Gebrauche; die Europäer bedienen sich ihrer, um den Schnupftabak widerlich zu machen. Die Rinde des Baumes, den die Eingeborenen von Gujana Gumawu, die Kreolen aber Gajal nennen, soll ähnlich wirken wie das echte Guajak. 2) *D.*

oppositifolia Willd. A. n., *Taralea oppositifolia Aublet* guj. II. p. 745. t. 298, *Baryosma oppositifolia Persoon* syn. II. p. 278, *Bolducia Nocker*, ein Baum, welcher der vorhergehenden Art an Größe und Gestalt ähnelt, mit gegenüberstehenden, dreis bis vierpaarigen Blättern, ungegabelten Blattstielen, drei ungleichen Keilförmigen und zehn Staubfäden in jeder der violetten, sehr wohlriechenden Blüten. Dieser Baum wächst in den Wäldern und an den Ufern der Flüsse in Gujana, wo ihn die Eingeborenen Tarala oder Gumawurana nennen, und auf Cayen. (A. Sprengel.)

Diptyrus f. Raja

DIPTYCHON (von *diplos* zwei Mal und *tychos*, Falt, Tafel), ursprünglich hölzerne, mit Wachs überzogene Schreibtafeln, zum häuslichen Gebrauche. Gewöhnlich waren es zwei Blätter, die zusammengelegt wurden; aber auch drei und mehr, daher *Triptycha*, *Polypitycha* etc. Größer und kostbarer wurden sie, nämlich aus Silber, Gold oder Eisenblech verfertigt, als religiöse Reliquien, Adlen und nachher auch Consulen sich ihrer zu Privatgeschenken beim Antritt ihres Amtes und zu öffentlichen Geschenken bedienten, um die Günst des Volks zu erwerben. Es waren bald keine Schreibtafeln mehr, sondern Darstellungen merkwürdiger Personen und Gegenstände, durch Maler und Bildhauerkunst, mit erklärenden Inschriften *). Der Luxus darin stieg allmählich sehr, denn im vierten Jahrhund. wurde andern, als Consuln, solche von Silber und Eisenblech zu verschicken unterstellt *). Man sieht noch einige consularische Diptychen; am bekanntesten sind die von Lüttich und Bourges; aus dem sechsten Jahrhund. *). Ein christliches, von hohem Alter in Eisenblech, heißt das Michaelistafel in Lüneburg *). Wahrscheinlich ist der Gebrauch solcher Diptychen in der christlichen Kirche schon mit dem fünften Jahrhund. entstanden, denn damals sang man an, den Bildern heiliger Personen, besonders denen von Jesus und Maria, eine außerordentliche Verehrung zu bezeigen *). In Zeiten, wo es oft an eigenen Versammlungsorten fehlte, wo Höhlen statt Kirchen dienen mußten, fand man es so bequem als notwendig, solche tragbare Tafeln zu haben, die allehandeln gleich aufgestellt werden und jeden Ort zur Andacht werden und heiligen konnten. — Von großem Nutzen in der Geschichtsforschung sind besonders die geschilderten Diptychen. Ihr Ursprung ist vermutlich noch älter, als der jener Bildertafeln; denn, außerdem daß die Namen der Rengestaufen, deren Verzeichniß man oft zur Hand haben mußte, in Diptychen eingetragen wurden, war es auch schon Sitte in den ersten beiden Jahrhunderten der christlichen Kirche, für die Dilettanten und den Bischof zu besetzen, und das Andenken der Märtyrer und Bekenner, als

1) C. A. Salig, De Diptychis veter. p. 5. 2) Cod. Theodos. Lib. XV. C. IX. 3) Anal. Wilhelmii Diptychon Leodicenae. (Leod. 1659. t.) 4) Zug. Kerr. Angliger. 1799. Nr. 123. 5) Epistler's Gesch. d. christl. Kirche, v. Plant. S. 252.

der edelsten der verstorbenen Mitglieder der Gemeine, zu segnen¹⁾. Man trug ihre Namen auf Tafeln ein, jenen Schreibfäßen ähnlich. Mit den Jahrhunderten entstanden nun fortgesetzte Listen von Kaisern, von Bisthofs-Bischöfen, von Heiligen. Die Namen der Verstorbenen grub man nachher auf eine dauerhaftere Masse, in Buch oder Metall, ein. So hatte man *Diptycha virorum* et *mortuorum*, legte sehr verschiedener Art, nach Amt und Eigenschaft der Person. Bei den Gottesberechnungen nach den biblischen Lesionen wurden solche Verzeichnisse mit einem „Memento, Domine, famulorum tuorum etc.“ abgelesen. So ebenwoll es war, auf diesen Tafeln zu stehen, so beständige Streitsigkeiten gab es mitunter, wenn sich Fieden in dem Leben eines Heiligen entdeckt hatten, darüber, ob sein Name stehen bleiben, oder ausgelöscht werden müsse. Späterhin wurden auch die Namen der Wohlthäter auf die Weise verzeichnet, was ein Verbesserungsmittel der Oblationen war. Ferner die Reihenfolge der Äbte und Vorsteher; die Etamminen der Stifter, mit ihren Gemahlinnen und Kindern. Diese letzten sind die schätzbarsten. Diese *Diptycha* beobachteten, der Regel nach, eine genaue genealogische Ordnung, und sie sind als die älteste Form der Geschichtstafeln zu betrachten. In ihnen hat manchmal ein Wanda, auf dem Rande seines Evangelienbuchs, und die wichtigsten genealogischen Notizen aufbewahrt, z. B. die Genealogie der Grafen von Stade, bei *Schannat*, Vindom. liivar. Coll. I. p. 223. Ihr Weeth ist um so größer, weil sie Denkmäler kundiger Zeitgenossen sind. Nach dem Beispiele der *Diptycha* kam für die Wohlthäter einer Stiftung die Eintragung ihrer Namen in das *Noecrologium* oder *Todtenbuch* auf, und man hat davon die Beispiele in der Abtei St. Denis schon im sechsten Jahrhundert. Dennoch aber sind *Diptycha* lange nachher in Übung geblieben. Die spätern *Series Episcoporum* etc., die man in vielen Handschriften findet, sowie die Hübchen in unsern Kirchen, können als Fortsetzung jener Einrichtungen angesehen werden.

(A. C. W. Wedekind.)

DIPUS Schreiber. In der Beschreibung dieser interessanten Vogelergattung bleibt uns nichts übrig, als eine Angabe der Monographie zu geben, welche Lichtestien in seiner bekannten gründlichen Weise lieferte. Sie ist in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1925 (Berlin 1826) enthalten.

Schon die Alten kannten diese sonderbaren Thiere, die von ihnen unter dem Namen *μῦς bipedus*, *mures bipedes* erwähnt, jedoch zu ungenügend beschrieben werden, um die Arten zu unterscheiden. Sie finden sich auch auf Münzen, namentlich egyptischen neben dem Silphium, sowie auf Tempelverzierungen abgebildet. Bei arabischen Schriftstellern kommen sie unter dem Namen *Alfarbus*, wovon später Jerbar, vor. In spätern Jahr-

hundertern findet man die erste Abbildung bei Aldrovand als *Cuniculus indicus* alter. Dann wurden von mehreren Schriftstellern mancher Arten dieser Thiere, auch wol nur verwandelt, gedacht, welchen Unterschied durch Bussen brunnelte, die aber Einnä alle unter den Namen *Mus Jaculus* vereinigte. Pallad gab zuerst genauere Beschreibungen einzelner Arten, eine kritische Übersicht und Nachrichten von der Lebensweise etc. Seine Angaben gingen in die systematischen Werke über, und Schreber sonsters nahm die Gattung unter dem Namen *Dipus*. Später forderte Jäger mit Recht die Gattungen *Pedetes* und *Meriones* ab. Die wissenschaftlichen Naturforscher, auf die Arbeiten der Deutschen wenig achtend, complicirten die Naturgeschichte dieser Thiere mit wenig Glück.

Die Gattung in ihrer jetzigen Begrenzung ist besonders auch anatomisch ausgezeichnet. Unter andern sind fast alle Knochen der hintern Hälfte des Leibes an den ausgewachsenen Exemplaren hohl, ohne alle Diplos, d. h. spröde und hart, wie Vögelknochen, daher eine eigene zarte Durchsichtigkeit der Linsen; die Halswirbel sind bei einigen Arten vollständig, bei andern größtentheils unter einander fest verwachsen, in anschließender Krümmung nach vorn, wodurch der Hals, an und für sich schon kurz, sich noch mehr verkürzt, und wodurch der Kopf ohne besondere Anstrengung fixirt wird. Am Schdel fällt die ausnehmend große, zum Schlafleine gehörige Fala des Lhrs zunächst auf, die hier mit dem Schdel nicht durch Röhre, sondern durch eine Symphyse vereint, also etwas beweglich ist. Diese Eigenthümlichkeiten stehen alle in näherer oder fernerer Beziehung zu der sonderbaren Fortbewegungsart, die keineswegs mit dem schwerfälligen Hüpfen der Känguruhs übereinstimmt, sondern die von allen Beobachtern älterer und neuerer Zeit mit dem Springen der Haischreden verglichen wird. Jeder Sprung beträgt nämlich mehrer Körperlängen, und kann bei einiger Anstrengung so verdoppelt werden, daß man nach den ungeschätzten Angaben sein höchstes Maß etwa auf 20 Körperlängen festsetzen darf. Dabei ist die Gewandtheit so groß, daß ein wohlbesetzter Winkhund, den der Reisende Bruce in einem mäßig gedämmten Dorfraum auf ein Jerboa losließ, immer eine Viertelstunde zu thun hatte, ehe er des armen Thierchens mächtig wurde; daher auch die Araber, um ihre Hunde zur Antilopenjagd geschickt zu machen und sie auf schnelle Wendungen zu dressiren, ihnen häufig diese Thiere zu jaggen geben.

Für die Regel, daß bei allen warmblütigen Thieren die Schnellleier der Fortbewegung im umgekehrten Verhältnisse zur Complication der Bewegungsenergie steht, zeugen auch die Springmäuse, indem ihre Ausbildung zu den einfachsten gehört, die man kennt. Die drei Beine, die sich durch diese Gelenke mit dem einfachen Mittelhufknochen verbinden, haben in der Regel nur zwei Phalangen und sind ungleichm. kurz. Sie haben keine Seitenbewegung und können sich nur gleich gleichzeitig bewegen. Die mittelfte ist meistens um ein Viertheil länger als die seitliche. Beim Laufe beträgt nur

6) Epistlet a. d. D. S. 58.
analecta IV, 160.

7) J. Mobillon, Vet.

die äußerste Spitze des Nagelgliedes den Boden, und hier liegen mindestens ein, oft drei und vierfache Peloten von elastischer Knorpelmasse über einander. Die Krallen selbst, grade und spizenförmig, ist im rechten Winkel auf das Nagelglied eingefügt und kann so beim Springen auf seine Weise hinderlich werden. Die ganze Unterseite der Beine ist mit steifem Borstenhaare dicht besetzt, das gewöhnlich nach hinten an Länge zunimmt, den Fuß vor jedem Gleiten beim Aufspringen sichert, und vermöge seiner Elasticität zum Abstoßen gewiß viel beiträgt. Einige Arten, die deshalb vier- oder fünfzehig genannt werden, haben am Tarso noch ein oder zwei Afterzehen, die an eigenen dünnen Mittelfußknöcheln sitzen und mit zwei Phalangen und einer Kralle frei an den Tarsus angebracht sind, aber mit der Spitze nie weiter als bis an die Borsten der eigentlichen Zehen reichen, also nie den Boden berühren. Wo nur eine Afterzehen ist, da sitzt sie außen am Tarsus. Es ist also auch hier der Daymen, der fehlt. Die ungemein starken Beugemuskeln finden an den hinteren und vorderen Ober- und Untersehenkelbeinen, sowie an den verhältnißmäßig großen Becken vielfache Ansatzpunkte, daher der Umfang des Leibes am größten um die Hüften, und zwar um so mehr, als sich auch hier starke Muskeln zur Bewegung des Schwanzes befinden. Die ersten Schwanzwirbel haben anscheinlich breite und lange Querfortsätze, und so weit diese reichen, ist der Schwanz so umwachsen, daß es schwer ist, seinen Anfang genau zu bezeichnen. Hierauf beruht eins der auffallendsten Merkmale im Habitus der Springmäuse. Der Schwanz ist meist um etwas, ja weilen um vieles länger, sehr selten um etwas kürzer als der Leib, und gegen das Ende an beiden Seiten mit längerem Haar von dunkler Färbung zweifach bewachsen, was ihm große Wirkung bei der Richtung des Sprunges, die noch in der Luft geändert werden kann, aber auch zugleich die Ähnlichkeit mit dem beschriebenen Ende eines Fisches gibt, die sich in dem Namen dieser Thiere so häufig andeutet findet.

Die Vorderfüße sind ungemein kurz, in der Regel werden sie um das Sechsfache von der Länge der Hinterfüße übertrifft, sie scheinen aber an dem lebenden Thiere noch kürzer, weil es beim Sprünge die Vorderfüße dicht an den Leib zieht, und unter dem Haare fast verliert. Es sitzen an ihnen allemal vier Zehen mit Krallen und eine Daumenwurze, die bald mit, bald ohne Krallen gefunden wird, daher die große Verschiedenheit in der Angabe der Vorderzehen, deren der eine vier, der andre fünf gezählt haben will. Die Krallen sind nur von mäßiger Größe, aber gekrümmt und scharf, zum Graben geeignet.

Eine ausgezeichnete Kopfform zeichnet vorwiegend das Aussehen des generischen Habitus. Der Kopf ist nämlich breit mit flacher Stirn und kurzer, stumpf abgegrenzter Schnauze. Alle Sinneswerkzeuge verrathen eine hohe Entwidlung: das Auge ist groß und lebhaft, die Ohren sind nie kurz, bei einigen Arten länger als der Kopf, ungemein dünn behaart, am lebenden Thiere durch-

scheinend, die Nasenlöcher weit und in ansehnlichem Umfange nach, die Bartborsten zahlreich und von ansehnlicher Länge, die mittelsten, weiche alle Mal weiß sind, haben nicht selten die Länge des ganzen Leibes.

Die Bedeckung des Körpers besteht aus einem ungemein weichen und seidartigen, aber kurzen Haar, in dessen Färbung alle Arten auf eine auffallende Weise übereinstimmen. Auf der Rückenseite ist nämlich alles Haar am Grunde blaugrau, wird dann isabelfarbig und hat schwarze oder dunkelbraune Spitzen. Die Unterseite, sowie die innere Seite der Extremitäten, ist blendend weiß. Die einzige Verschiedenheit, die sich findet, beruht in der Ausdehnung des Schwarz an den Haarspitzen. Ist dessen viel, so erscheint der ganze Balz dunkler, und auf dem Rücken bilden sich von den zusammengebrängten Haarspitzen wellenförmige Querbinden. Ist das Schwarz wenig oder gar nichts, so tritt die reine Isabelfarbe hervor, wie besonders an den kleineren Arten der Fall ist, welche die arabischen Schriftsteller daher auch sehr passend den Gazellen (nämlich der *Doreas*) gleichgefärbt nennen. Die dunklere Seitenfarbe des Leibes wird bei allen Arten von einem hellen Streifen unterbrochen, der sich im Bogen von der Schwanzwurzel gegen den Bauch an der Außenseite der Schenkel hinaufzieht. Bei einigen Arten ist dieser Streif rein weiß, und wenn die Rückenhaare dunkle Spitzen haben, noch von ihnen nach oben mit einem eleganten schwarzen Rande begleitet, der auf manchen Abbildungen übermäßig und unnatürlich stark und breit vorgestellt wird. Die jüngeren Individuen haben diesen Streif immer schwächer, bei manchen Arten aber bildet er sich nie deutlich aus. Der Schwanz hat eben die hellere Rückenseite, ist unten weißlich und endigt in eine rein weiße Spitze, vor welcher aber gewöhnlich noch ein breiteres oder schmaleres dunkelschwarzes Band die obnein schon angenehme Form der Schwanzspitze noch glatter macht.

Die Springmäuse leben in ziemlich künstlichen Bauen unter der Erde, die manche Ähnlichkeit mit den Hamsterbauen zu haben scheinen, z. B. die doppelte Dünung (Auslauf und Füllloch), die geräumigere Binnenkammer u. s. w. Nach Hemprich und Ehrenberg halten sich die Jerboa in der lybischen Wüste im gemäßigten Sande, nie aber im Flugland oder felsigen Terrain auf. In Gegenden, wo sie Überschwemmungen ausgeht wären, finden sie sich nicht, und selbst in den Hochgebirgen wählen sie kleine Anhöden am liebsten zu ihrem Aufenthaltsorte. Die Hauptöffnung des Baues (der Auslauf) geht in schräger Richtung hinein; vor demselben liegt die von der Schnelleit der Hinterfüße weit hinaus erstreckende Erde. Ist das Thier im Bause, so zeigt sich die Röhre verstopft; ein Bau mit offener Röhre ist leer. Dem Auslaufe gegenüber liegt nach Palas noch eine andre Röhre, die nicht ganz bis an die Oberfläche durchgeht, sondern noch mit einer dünnen Rinde verschlossen ist, welche das Thier, von Feinden in seinem Bause bedrängt, leicht durchbricht, um sein Loch in der Nacht zu suchen, daher die arabischen Schriftsteller der Wohnung des Jerboa, oder

Öffnungen aufschreiben, nach der Richtung der vier Winde, eine jede unter besonderem Namen, deren einer eine mit Erde bedeckte Öffnung bezeichnet. Diese Angabe bekräftigen auch Schmirch und Ehrenberg, denn nicht selten glückte es den für begleitenden Beuteln, die Springmäuse in ihren Bauen durch lange grade Gassen so zu bedrängen, daß sie plötzlich ganz unerwartet an einem entfernten Ende zum Vorschein kamen. Dasselbe erfolgte beim Einblasen von Rauch.

Es sind übrigens nächtliche Thiere, die sich bei Tage nicht freiwillig aus ihren Höhlen entfernen. Coere mann sah in der kirgisischen Steppe das Lager nicht selten von vielen dieser Thiere umringt, und beschreibt den Anblick ihrer Sprünge bei Mondchein als ungemein des lustigend für die ganze Reisegesellschaft.

Pallas spricht sehr bestimmt von ihrem Winterschlaf und daß sie keinen Vorrath sammeln, in der Gegend von Astrachan aber schon Mitte Februar wieder zum Vorschein kommen. Bei Thieren, die so sehr eine gleichmäßige Temperatur verlangen, daß sie ebenso wenig die Sonnenhitze, als die durch Verbrennung entstehende Wärme abnahme an regnigen Tagen ertragen, und an solchen mitten im Sommer mit eingefrorenem Leib in Schlaf fallen, scheint diese Meinung sehr wahrscheinlich; doch scheint der vermeintliche Winterschlaf nicht mit dem apophysitischen Zustande der Marmottiere und Siebenschläfer verglichen werden zu können. Pallas wundern sich selbst, sie zu weilen in sehr kalten Nächten in so lebhafter Bewegung gesehen zu haben; Coere mann sah die größte Menge dieser Thiere und in besonders Lebhaftigkeit in der Nacht vom 11. bis 12. November in einer kalten Gegend am Krassee, als dort schon alle Flüsse längst zugefroren waren. Schmirch und Ehrenberg haben die meisten Springsmäuse von ihrem ersten Streifzug in die tibetische Wüste gesandt, den sie im November und December 1820 angestellt hatten, und erwähnen dieser Thiere nie anders als unter Bezeichnung ihrer großen Lebhaftigkeit. Es ist also unaußer Zweifel als Wärme, welcher sie bedürfen, kein eigentlicher Winterschlaf, sondern Torpidität durch Feuchtigkeit der Atmosphäre; der sie zuweilen im Winter, aber gewiß nicht in allen Gegenden unterliegen. Alle die Gegenden, die sie bewohnen, vom 20 bis 53° N. Br., sind in ihren Temperaturverhältnissen ebenso verschieden, als übereinstimmend in der sehr beschränkten Trockenheit ihrer Luft.

Die Nahrung der Springmäuse besteht nach Pallas in dem Kraute der saizigen Stieppengewächse und in Klaceten. Coere mann fand die Zwiebeln von Tulpen in ihrem Magen, Ehrenberg die Stengel von Liliengewächsen in Menge von ihren Höhlen zerstreut.

Die Gattung *Dipus* gehört, wie gesagt, unter die Nagetiere, und bildet sogleich mit *Meriones* und *Pedetes* eine eigene Familie: *Macroptoda*. Lesson (*Manuel de Mammalogie*) stellt sie unter die Familie *Morina*; Bonaparte (*Isis* 1833. p. 1219) in die Familie *Castoridna*, bloß die Zähne berücksichtigend. Cuvier (*Régne animal* ed. 2) läßt sie als UnterGattung bei *Mus*.

Die Gattungseigenschaften sind: Der Bodenzahn an jeder Seite oben und unten 3 (12), (selten im Oberkiefer, jederzeit 4 (14). Sie sind nur äußerlich mit Schmelz überzogen, haben kein höckerige Krone, deren Vertiefungen aus der Seitenansicht am meisten zum Vorschein kommen. Die Vorderzähne lang, schmal, mit gewölbter Vorderfläche und bogiger Schneide. Am Kopfe die Stirne flach, die Schnauze nackt, stumpf, die Vorderzähne sehr lang. Die Vorderfüße auffallend klein, die Hinterfüße unverhältnißmäßig groß. Schwanz sehr lang, am Ende mit längerem, zweizeilig stehendem Haare besetzt. Behen vorn fünf, die innern sehr kurz, meistens mit Nagel versehen; der Hinterzehen, die den Boden berühren, sind nur drei vorhanden, an einem einfachen, hohen Mittelfußknochen befestigt; ihre Unterseite mit harten Vorstößen, die des Nagelgliedes mit mehreren Schwielen besetzt. Bei manchen Arten noch eine, häufiger zwei, den Boden nicht berührende Afterzehen, jede an einem eignen Mittelfußknochen befestigt.

Zur genaueren Unterscheidung der Arten dient besonders das Maß der Verhältnisse, bestimmt nach Abtheilungen der Leibeshänge (von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel), nach der Kopflänge (von der Nasenspitze bis zum ersten Halswirbel), der Schwanzlänge (von der Stelle, wo dessen kürzeres Haar unter dem längeren Rückenhaare hervorsticht, bis zur Spitze des letzten Wirbels, also ohne den Hauchschwanz), der Länge des Fußes vom Haken bis zur Nagelspitze der Mittelfe. Die Arten zerfallen in Abtheilungen.

A. Hinterfüße ohne Afterzehen.

1) *D. sagitta*, *Gmelin*. (*Mus Sagitta*, *Pallas*, *Gloss* t. 21). Leibeshänge 6 Zoll, Ohren von der halben Länge des Kopfes, Schwanz $\frac{1}{2}$ Zoll, mit nicht ganz deutlicher Pfeilzeichnung, dessen Spitze 1 Zoll lang weiß, der restliche 1 Zoll lang schwarz; Fuß (Zehen und Behen zusammengezogen) $\frac{1}{2}$ Zoll fast gleich langen Behen; Farbe grauweiß, nach dem Hinterrücken dunkler. Lebt in den hügeligen Gegenden Sibiriens, zwischen dem Don und der Wolga, auch am südlichen Ufer des Arals.

2) *D. aegyptius*, *Mempr. et Ehrenb.* (*Berl. Abb. I. a. taf. 1*). Leibeshänge 6 $\frac{1}{2}$ Zoll, Ohren $\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanz 13 $\frac{1}{2}$ Zoll, mit deutlicher Pfeilzeichnung, die Spitze 1 Zoll weiß, der restliche 1 $\frac{1}{2}$ Zoll schwarz; Fuß $\frac{1}{2}$ Zoll auf der Seitenfläche mit braunem Haare besetzt, auch das längere Vorderhaar unter der Schwanzwurzel dunkelbraun, gegen die Spitze der Behen weiß; die Behen selbst von fast gleicher Länge. Hierher gehört *Dipus Gerboia Desmarest* *Mamm. Mus aegyptius Haase* *Quist*. *Gerboia Edwards* *Gleanings*. *Gerboise Ruffon*. In Ägypten am unteren Nilflusse, im nördlichen Arabien, Iran. Läßt sich jähren und dauert sogar in Teutschland aus, wie die von Ehrenberg nach Berlin gebrachtene Exemplare beweisen.

3) *D. leucost* *Hilliger*. Leibeshänge 6 $\frac{1}{2}$ Zoll, Ohren viel länger als Kopfhöhe, Schwanz 14 $\frac{1}{2}$ Zoll, das

übrige wie bei voriger Art oder nicht zu bestimmen. Ist Gerbo *Allamands* in *Buffons* Suppl. VI, 265.

4) *D. Telom. Lichtenstein* (l. c. t. 2). Leibeslänge 8 $\frac{1}{2}$ Zoll; Ohren zugrundet, klein, weniger als ein Drittel der Kopflänge betragend; Schwanz $\frac{11}{16}$, ohne alle Pfeilzeichnung, das längere Haar an dessen Spitze ist nur gegen die Spitze schwarz; Fuß 4 $\frac{1}{16}$, Mittelzehe länger als die seitlichen; Farbe gelblich aschgrau, mit vielem Schwarz untermischt, rifle Hälfte des Schwanzes und Außenseiten der Unterschenkel schwarzfärbig, ohne schwarze Punkte. Hinterseite der Tarsen und Vorderbein der Beinhaut braun. Lebt in der kirgisischen Steppe.

5) *D. lagopus Lichtenstein* (l. c. t. 5). Leibeslänge 5 Zoll; Ohren zugrundet, $\frac{1}{5}$ der Kopflänge messend, Schwanz 12 $\frac{1}{16}$, mit schwacher Pfeilzeichnung an der Oberseite, die Spitze $\frac{1}{2}$ Zoll schwarzweiß, vor derselben $\frac{1}{16}$ Zoll mattbraun; Fuß 5 $\frac{1}{16}$, die Beine sehr lang gestreckt, alle von gleicher Länge, an der Unterseite mit sehr langen weißen Borsten bewachsen, auch die Unterseite der Tarsen weiß. Farbe sehr hell, fast rein schneeweiß, nur auf dem Hinter Rücken mit einigen schwärzlichen Wellenlinien von den dunklen Haarpielen, der weiße Keulstreif sehr breit und blendend weiß. — An den Ufern des Aralsee.

6) *D. hirtipes Lichtenstein* (l. c. t. 4). Leibeslänge 5 Zoll; Ohren mäßig, etwas über halbe Kopflänge; Schwanz $\frac{11}{16}$, mit deutlicher Pfeilzeichnung oben und unten, die weiße Spitze $\frac{1}{2}$ Zoll, vor derselben 1 $\frac{1}{16}$ Zoll braun; Fuß 5 $\frac{1}{16}$, Beine mäßig lang, die mittlere die längste, die Borsten an deren Unterseite schmutzig weiß und besonders lang unter dem Nagelgilde, welches sie ganz überwachsen. Die Unterseite der Tarsen mit einer schmalen braunen Längslinie. Farbe matt gelbgrau, mit dunkeln Wellenlinien über der ganzen Rückenfläche, von welchen auch der Keulstreif nicht rein ist. Vom obern Vordruck der Epine bis Dongola. Die längsten Barthare reichen mit ihren Spitzen bis an die Schwanzwurzel, weshalb diese Art Anfangs von Hemphel und Ehrenberg *D. macrostax* benannt wurde.

B. Hinterfüße mit einer (äußern) Afterzehe.

7) *D. tetradactylus Lichtenst.* (l. c. t. 3). Leibeslänge 5 $\frac{1}{2}$ Zoll; Ohren von der ganzen Länge des Kopfes; Schwanz $\frac{11}{16}$ (genau von der Länge des Leibes), mit deutlicher Pfeilzeichnung, an der Spitze $\frac{1}{2}$ Zoll weiß und ebenso viel schwarz; Fuß 4 $\frac{1}{16}$ mit dunklerer Farbe (Hinterseite), Mittelzehe anscheinlich länger als die seitlichen; Beinhauten ungemein stark und hoch, nur schwarz von den Beinhauten bedeckt; Farbe des Mittelschens gelbgrau mit vielem Schwarz untermischt, die fast reine Hohlfläche der Gelenke zeigt sich ziemlich schon in einer von den Ohren bis fast zur Schwanzwurzel reichenden graben Linie von der dunklen des Mittelschens ab. In Bruce's *Journal* des Cyrenaisiens und Rogers *D. abyssinicus*; in der syrischen Wüste einheimisch.

C. Hinterfüße mit zwei Afterzehen.

8) *D. Jaculus Gmelin*. Leibeslänge 7 Zoll; Ohren von der ganzen Länge des Kopfes; Schwanz $\frac{11}{16}$ mit sehr entwickelter und gestählter Pfeilzeichnung, die weiße Spitze 1 — 1 $\frac{1}{16}$, das schwarze Band 2 Zoll lang; Fuß 5 $\frac{1}{16}$ mit schwärzlicher Sohle, Mittelzehe länger als die seitlichen, Beinhauten deutlich, Beinhauten schwach; Farbe graugelb, die Seiten der Schenkel hellgelb. Mus. *Jaculus* Var. *major*, *Pall.* Glir. t. 20. *Cuniculus* *Pomilio saliens Gmelin* Act. Petropol. 1754. t. 11. *Cuniculus saliens Gmel.* Reiz. I. t. 2. Mus. *salians Haym*. Thes. brit. II. t. 17. *Dipus Alagayna Olivier* Bull. philom. nr. 50. — Hält sich in den Ebenen der tatarischen Wüste, zwischen dem Dniepr und Dn, auch jenseit des Balkan auf.

9) *D. decumanus Lichtenstein* (l. c. t. 6). Leibeslänge 9 Zoll, Ohren beinahe von der Länge des Kopfes; Schwanz $\frac{11}{16}$ mit schmaler Quaste, 2 Zoll weiß, 2 $\frac{1}{16}$ Zoll schwarz; Fuß 4 $\frac{1}{16}$, mit brauner Sohlendecke, langer Mittelzehe, wenigem und kurzem Vorderhaar; Färbung graugelb, mit Hinnigung zum Olivenfarbigen, Spitzen der Ohren weiß. — In der Gegend von Ekartouf am Ural.

10) *D. spiculum Lichtenstein* (l. c. t. 7). Leibeslänge 7 Zoll; Ohren beinahe von der halben Kopflänge; Schwanz 9 $\frac{1}{16}$, mit sehr breiter Quaste und starker Pfeilzeichnung, 1 Zoll weiß, 1 $\frac{1}{16}$ Zoll schwarz; Fuß 5 $\frac{1}{16}$ mit schwärzlicher Sohle, Mittelzehe viel länger als die seitlichen, die Beinhauten außerordentlich hoch und von sehr langen Borsten überwachsen; Färbung graugelb, ausgezeichnet durch Schwärze der Schnauze und weiße Spitze der Ohren. — In der Gegend von Barnaul am Dn, im Nordwesten des Altaigebirges.

11) *D. haliens Illiger*. Leibeslänge 4 $\frac{1}{2}$ Zoll; Ohren $\frac{1}{5}$ der Kopflänge; Schwanz 13 $\frac{1}{16}$, mit wenig ausgebildeter Quaste und undeutlicher Pfeilzeichnung, kaum an der äußeren Spitze weiß; Fuß 4 $\frac{1}{16}$, Mittelzehe um wenig länger als die seitlichen; Färbung die des *D. Jaculus*. Mus. *Jaculus* Var. *media* *Pall.* Glir. — In der mongolischen Steppe, jenseit des Balkan.

12) *D. pygmaeus Illig.* (l. c. t. 8). Leibeslänge 4 $\frac{1}{2}$ Zoll; Ohren $\frac{1}{5}$ der Kopflänge; Schwanz 12 $\frac{1}{16}$, mit deutlicher Pfeilzeichnung, obgleich nur $\frac{1}{2}$ Zoll weiß an der Spitze und 1 Zoll schwarz; Fuß 4 $\frac{1}{16}$, Mittelzehe anscheinlich überragend, Beinhauten sehr kurz; Färbung durch nichts ausgezeichnet, Mus. *Jaculus* Var. *min.* *Pall.* Glir. *Dip. Aconitum* id. *Zoogr. rossien*. — In der kirgisischen Steppe und nach Pallas überall mit *Jaculus*.

13) *D. Elater Lichtenstein* (l. c. t. 9). Leibeslänge 4 $\frac{1}{2}$ Zoll, Ohren von der Länge des Kopfes; Schwanz $\frac{11}{16}$ mit sehr bestimmter Pfeilzeichnung, die Spitze $\frac{1}{2}$ Zoll weiß, dann 1 Zoll dunkelbraun, und noch ein weißer Ring von $\frac{1}{16}$ Zoll, der besonders an der Unterseite stark hervortritt; Fuß 4 $\frac{1}{16}$, Mittelzehe stark überragend, Beinhauten untermischt; Färbung die ge-

näblichste, nur durch die Breite des Keulengreifed ausgezeichnet. — In der kirgisischen Steppe.

14) *D. platyura* Lichtenst. (l. u. t. 10). Leibeslänge 3', Kopf; Ohren über $\frac{1}{2}$ der Kopflänge; Schwanz $\frac{1}{10}$ nur an der Wurzel rund, dann lanzettförmig abgeplattet, mit breitem Knorpelrande des Schwanzgräte, in der Mitte vier Linien breit, gegen die Spitze allmählig schmaler und in ein zweifelhäufiges Häufchen dunkelbrauner Haare endigend, Fuß $\frac{1}{10}$, die Zehen sehr kurz, die mittlere die längste, mit harten Springballen, fast ohne Vorstanz; Färbung der Rückenfläche die gewöhnliche, die der Unterseite und Füße schmutzig graugelb. — Am Flusse

Kuvon Doria, unweit seines Ausflusses in den Kaspisee. (D. Thon.)

DIPYR Huty (Schmelzstein Berner), in einem thonigen Gesteine, begleitet von Kalkstein, Schiefer, Hornblende und Schmelzstein, bricht bei Mauldon in den Pyrenäen, aber auch im Thale Castillon im Arriège-departement; ein weißes Kalkstein in nabelsförmigen Prismen, zum Theil häufchenförmig zusammengehauft, das diesen Namen führt, aber vom Scapolith nicht wesentlich verschieden sein dürfte. Nach Bouquelin enthält es 60 Procent Kiesel, 24 Thon, 10 Kalk, 2 Wasser. (Germar.)

Ende des fünfundsingzigsten Theiles der ersten Section.

5BN 614587



